Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Erster Band.

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Erster Band.

Berlin 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ.-B...
München

Tausend und Ein Tag

im Orient.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Erster Band.

Berlin 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

A D
BIBL. UNIV
MONAC.

Vorwort.

Im Laufe der letzten acht Jahre sind, von amerikanischen wie von deutschen Verlegern ersten Ranges, wiederholte Aufforderungen an mich ergangen, eine billige Gesammtausgabe oder eine für ein größeres Publikum passende Auswahl meiner Schriften erscheinen zu lassen.

Umstände, deren Erörterung nicht vor die Oeffentlichkeit gehört, verhinderten mich bisher solchen Aufforderungen entgegenzukommen, obgleich die Gründe dafür einleuchtend genug waren.

Einmal sind meine zahlreichen Schriften in den meist prachtvoll ausgestatteten Einzelausgaben der von Decker'schen Officin zu theuer, um in ihrer Gesammtheit unbemittelten Lesern zugänglich zu sein, woraus folgt, daß die Meisten nur einen kleinen Theil davon kennen; — dann berühren sie auch, als der treue Ausdruck eines vielbewegten Lebens, scheinbar zu verschiedenartige Gebiete, um alle für Alle gleich einladend zu erscheinen, so lange sich nicht eine billige

und bequeme Vermittlung zu näherer Bekanntschaft mit ihnen bot.

So ist es gekommen, daß jedes meiner Bücher, nach der Gunst oder Ungunst des Zufalls, seinen eigenen Weg gegangen ist, unberührt von den Schicksalen der andern, obgleich sie nur im Zusammenhange ganz verstanden werden können: nicht blos weil sie einer und derselben Quelle entsprungen sind, deren Gehalt ihren Werth hauptsächlich bestimmt, sondern auch weil sie, trotz der Verschiedenartigkeit ihres Inhalts, auf das Engste zusammengehören, einander wesentlich erklären und ergänzen.

Bilder von unglücklichen Poeten, die durch Selbstüberschätzung ein klägliches Ende genommen, trübe Jugendeindrücke und Schicksale ließen schon früh in mir den Entschluß reifen, mit Sammlungen eigener Gedichte — deren Anfänge in mein achtes Lebensjahr zurückreichen — nicht eher an die Oeffentlichkeit zu treten, bis ich mir durch andere Arbeiten einen geachteten Namen errungen haben würde. Das Glück kam meinen Bestrebungen entgegen. Gleich mein erstes größeres Werk »die Völker des Kaukasus« hatte sich, trotz der höchst ungünstigen Zeit, in welcher es erschien (es fiel mitten in die Märzstürme des Jahres 1848 hinein) eines so durchgreifenden und nachhaltigen Erfolges zu erfreuen, wie selten einem ähnlichen Buche in Deutschland zu Theil wurde. In den nächstfolgenden Jahren erschienen die mehr einer poetischen Auffassung der Menschen und Dinge sich zuneigenden beiden Bände der ersten Ausgabe von »Tausend und Ein Tag im Orient«, deren Erfolg denjenigen der »Völker des Kaukasus« noch übertraf. Beide Werke erlebten wiederholte Auflagen,

wurden in fremde Sprachen übersetzt und fanden in der alten wie in der neuen Welt gleich günstige Aufnahme.

Nun erst trat ich mit Sammlungen eigener Gedichte hervor, welche zum größten Theile schon viele Jahre in meiner Mappe geruht hatten, und mit mehreren Bänden poetischer Uebersetzungen, welche ebenfalls theilweise einer früheren Zeit angehörten. Diese Arbeiten wurden Anfangs mehr gelobt als gekauft; erst nach und nach gelang es ihnen, sich in der deutschen Literatur einzubürgern; allein es scheint mir kein übles Zeichen zu sein, daß ihre Anerkennung und Verbreitung mit den Jahren wächst, statt abzunehmen. Sie würden von vornherein eine wärmere Aufnahme gefunden haben, wenn ich meine literarische Laufbahn damit begonnen hätte und wenn sie in eine günstigere Zeit gefallen wären; denn das Urtheil der Welt über die zeitgenössischen Autoren, denen es gelingt in weiteren Kreisen bekannt zu werden, gründet sich zumeist auf ihr erstes Auftreten in der Literatur, wie denn schon ein alter Spruch sagt, daß die ersten Eindrücke die bleibendsten sind.

Dazu kommt, daß ich nie einer literarischen Coterie oder Clique angehörte, sondern immer meine eigenen Wege ging, und sang wie mir's um's Herz war, ohne je irgendeiner von der Zeit begünstigten Partei oder Richtung zu schmeicheln. So geschah es denn, daß sich meist einseitige Urtheile über mich bildeten, je nachdem man meine eigenen Gedichte, oder meine Uebersetzungen, oder meine ethnographischen und historischen Studien, oder meine orientalischen Reisebilder in den Vordergrund stellte.

Die erste bedeutende Stimme die sich in Deutschland nachdrucksvoll über meine Gesammtthätigkeit vernehmen ließ, war die Gustav Freytag's, der mit liebevollem Eingehen in meine von ihm richtig herausgefühlten Intentionen, den Kern und inneren Zusammenhang meiner äußerlich so verschiedenartigen Schriften treffend charakterisirte, und ihre Erfolge wesentlich auf die poetische Quelle, der sie alle entsprungen sind, zurückführte. Ich will sein vielleicht zu günstiges Urtheil, welches vor etwa zwölf Jahren in den »Grenzboten« erschien, hier nicht wiederholen, sondern selbst ein paar Worte über Grund und Zweck meiner Schriften sagen, um den rothen Faden aufzuzeigen, der sich durch alle hindurchzieht.

Um die Zeit, da meine Altersgenossen unter den deutschen Poeten ihre ersten Lorbeern in der Heimat ernteten, trieb mich mein Schicksal in fremden Ländern umher und ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, um aus den neuen, oft mächtigen Eindrücken die sich mir aufdrängten, bleibenden Gewinn zu ziehen und sie beherrschen zu lernen, statt von ihnen verwirrt und überwältigt zu werden. Das Studium der Sprachen und Geschichte der Völker unter welchen ich lebte, war nur die nothwendige Vorbereitung zum tieferen Eindringen in ihren Geist und ihre Sitten. Meine Neigungen trieben mich, die Sprachen zunächst und zumeist aus ihren poetischen Denkmälern zu studiren, gleichviel ob diese in Kunstdichtungen oder Volksliedern bestanden. Durch ihre Geschichte lernt man die Thaten und Schicksale der Völker kennen; durch ihre Lieder sieht man ihnen in's Herz. So erweiterte sich auf das Natürlichste mein Gesichtskreis; ich gewann eine Menge

fruchtbarer Anschauungen und Erfahrungen, und durch meine Art die Menschen und Dinge zu sehen und zu beurtheilen, glaubte ich neue Seiten an ihnen zu entdecken, oder das schon Bekannte in hellerem Lichte zu sehen. Diese Art war aber keine andere als mit dem Auge des Poeten zu schauen, welches sich früh gewöhnt überall das Wesentliche, Bedeutende, Charakteristische herauszufinden und dem Nebensächlichen nicht mehr Aufmerksamkeit zu schenken als ihm gebührt. Ich lebte und reiste nie wie ein Tourist, der alle Leute zu seinen Zwecken ausfragt, mit athemloser Hast Jagd auf alle Sehenswürdigkeiten macht, und jeden Abend die Summe seiner Eindrücke zieht, um sie am folgenden Morgen gleich frisch in sein Buch einzutragen. Dazu fehlte mir der schnelle Blick gleichwie Gewandtheit und Neigung. Ich bin ein schwerfälliger Mensch, der sich ganz in die Dinge und Menschen einleben muß, um sie mit künstlerischem Behagen schildern zu können. Jahre lang habe ich gar kein regelmäßiges Tagebuch geführt und überhaupt nie daran gedacht, alle meine Beobachtungen und Erfahrungen für die Oeffentlichkeit niederzuschreiben. So hab' ich z. B. nicht den mindesten Drang gefühlt, der Welt von meinem Aufenthalt in der Türkei, Italien, Frankreich und England zu erzählen, weil ich fand, daß wir an trefflichen Reisewerken von Männern, welche diese Länder besser kennen als ich, keinen Mangel haben.

Selbst von meinen orientalischen Tagebüchern ruhen die meisten noch unbenutzt in meinem Pulte, da mir nicht daran lag, von Station zu Station über meine Eindrücke, Erlebnisse und Abenteuer zu berichten, sondern im Zusammenhange lebenswahre Bilder aus der Erin-

nerung zu malen, und zwar zunächst von solchen Ländern und Völkern, von welchen man bei uns in weiteren Kreisen noch keine lebendige Vorstellung hatte.

Unter den deutschen Reisenden in Rußland war es besonders dem trefflichen Kohl gelungen, sich die weiteste und wohlverdiente Anerkennung zu erringen. In den Ländern zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere waren Dubois de Montpereux, Koch und Moriz Wagner meine nächsten und bekanntesten Vorgänger. Kohl und Dubois hatten sich die Aufgabe gestellt alles irgendwie Merkwürdige und Wissenswerthe der von ihnen besuchten Gegenden und Städte in ihren Schilderungen zu umfassen; Koch und Wagner verfolgten vorwiegend naturwissenschaftliche Zwecke, und ich hatte es hauptsächlich mit dem Geistesleben der Völker zu thun.

Ueberall bestrebt, mich so kurz wie möglich zu fassen, drängte ich meine Betrachtungen über Rußland auf wenige Blätter zusammen, um dann meine Leser sogleich durch die Donische Steppe nach dem Kaukasus zu führen, wo ich mein Wanderzelt am längsten aufschlug. Beim Anblick dieses majestätischen Gebirges, das ich, weit besser als aus Reisewerken, schon aus den glühenden, farbenfrischen Schilderungen der russischen Poeten kennen gelernt hatte, konnt' ich mit Lermontoff ausrufen:

Du greiser Kaukasus, ich grüße Dich!
In Deinem Reich kein fremder Gast bin ich:
Schon oft, gar oft durchzogen meine Träume
Mit Dir des Ostens sonnenhelle Räume.

Tiflis, die gartenreiche, bergumragte Hauptstadt von Georgien, wo ich mich ein paar Jahre hindurch

unter Mirza-Schaffy's Leitung dem Studium der orientalischen Sprachen widmete, wurde zum Mittel- und Ausgangspunkte meiner Wanderungen und späteren Schilderungen. Hier, wo ich an der Wiege unseres Stammes saß und täglich einen lebendigen Auszug aller Völkerschaften zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere vor mir hatte, entwarf ich den Plan zu meinem ersten größeren Werke, welches bestimmt war, in großen Zügen ein anschauliches Bild der Länder und Bewohner des kaukasischen Isthmus zu geben. Mit dem Eintritt der in Tiflis unerträglichen heißen Jahreszeit begannen meine Ausflüge in die Berge, wo der Beobachtung überall neue Gebiete sich erschlossen. Daß es dabei auch an poetischer Ausbeute, aus eigener und fremder Quelle, nicht fehlte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Ich sammelte Sagen und Volkslieder, übersetzte und benutzte was ich verstand und ließ mir erklären was mir dunkel war.

Schon im Jahre 1845 erschien von mir eine chronologisch geordnete Sammlung kleinrussischer Volkslieder, unter dem Titel »die poetische Ukraine«. Nachbildungen persischer, kurdischer, tatarischer, armenischer, georgischer und tscherkessischer Lieder wurden später meinem poetischen Reisewerke »Tausend und Ein Tag im Orient« eingeflochten, welches auch zuerst den größten Theil derjenigen Gedichte brachte, zu welchen mein Unterricht bei dem schriftgelehrten Mirza-Schaffy Veranlassung und Anregung gegeben hatte. Was sich sonst in meiner Reisemappe an poetischen Ergüssen fand, wurde, mit einer Auswahl anderer Gedichte, nach meiner Rückkehr in die Heimat in einer besonderen Sammlung herausgegeben. Die erhabenen Eindrücke,

welche die Steppe, das Meer und die Berge in wechselnder Beleuchtung mir boten, hatten sich in meinen Geist wie Keime gesenkt, aus welchen mit innerer Nothwendigkeit poetische Blüthen und Früchte erwuchsen. Kein Sterblicher kann die Menschen und Dinge um sich her schildern wie sie sind, sondern nur wie sie sich im Spiegel seines Geistes zeigen; der Künstler giebt in seinen Bildern nicht die Sache selbst, sondern das Resultat der Sache, und das nach meiner geringen Begabung zu thun, ist immer mein ehrliches Bestreben gewesen. Ich habe kein Land durchwandert, ohne seinen geistigen Inhalt, soweit derselbe mir zugänglich war, in mir aufzunehmen; ich habe keinen fremden Dichter übersetzt oder nachgebildet, ohne an mich selbst die höchsten künstlerischen Forderungen dabei zu stellen, und alles Fremde was ich biete, ist so in seine deutsche Haut hineingewachsen als ob es darin geboren wäre. Meine eigenen Erzählungen und Dichtungen bilden einen Ring, dem die fremden Perlen und Edelsteine als charakteristischer Schmuck eingefügt sind. Dieser Ring umspannt ein gutes Stück Menschenleben, und wer die nächstfolgenden Bände aufmerksam durchliest, wird vertraut werden mit lebensfrischen, von der Natur hochbegünstigten Völkern und Ländern, für welche die Geschichte bis dahin kaum Platz gefunden hat, welche aber bestimmt scheinen Ausgangspunkte einer neuen Geschichte zu werden. Der Kaukasus ist die Basis der künftigen Weltherrschaft, die freilich nicht über Nacht kommen und auch nicht über Nacht verschwinden wird, sondern sich langsam und sicher vorbereitet, ohne daß die bethörten Völker, im Gefühl ihrer überlegenen Bildung, eine Ahnung haben von der ihnen fern

drohenden Gefahr. Die Unterwerfung Schamyl's im Osten und die Auswanderung der Tscherkessen im Westen des Kaukasus sind Ereignisse, von welchen die Tagespresse kaum flüchtig Notiz genommen hat, welche aber kommenden Geschlechtern als die weitaus bedeutendsten Ereignisse dieses Jahrhunderts erscheinen werden.

Doch, ich will hier nicht politisiren; die obige Bemerkung ist meiner Feder unwillkürlich entschlüpft und so mag sie stehen bleiben unter dem Uebrigen, welches nichts bezweckt als die hiermit eröffnete billige Gesammtausgabe meiner im von Decker'schen Verlag erschienenen Schriften einzuleiten.

In den angekündigten zwölf Bänden wird nicht Alles geboten was ich überhaupt geschrieben habe, sondern in sorgfältiger Auswahl, neugesichtet und überarbeitet nur Das im Zusammenhange veröffentlicht, was einzeln schon die Feuerprobe bestanden und die Gunst vieler Leser gewonnen hat. Ich darf dazu mit gutem Fug auch meine Nachbildung der Shakespeare-Sonette rechnen, nachdem alle Sachkundigen mit seltener Einstimmigkeit darüber geurtheilt haben, daß diese wundervollen Gedichte — unbeschadet der Verdienste meiner Vorgänger — durch mich zuerst der deutschen Nation in würdiger Form geboten wurden. Sie erscheinen in dieser Sammlung schon in dritter Auflage, und die Kenner des Englischen werden bei genauer Prüfung finden, daß ich mich durch das mir reichlich gespendete Lob nicht habe bestechen lassen, sondern gewissenhaft bemüht gewesen bin die Sonette in der neuen Ueberarbeitung dem Urtexte so nahe als möglich zu bringen.

Von meinen eigenen Dichtungen und den Werken der russischen Dichter wird nicht Alles, sondern nur eine sorgfältige Auswahl des Besten geboten.

Demnach ordnet sich der Plan dieser Gesammtausgabe meiner Schriften folgendermaßen: Den Anfang bildet Tausend und Ein Tag im Orient, 3 Bände. Dann folgen Puschkin, Lermontoff, Kolzoff und andere russische Dichter, 4 Bände. Shakespeare's Sonette, 1 Band. Eigene Dichtungen, 3 Bände. Vermischte Schriften und Aufsätze historischen und literarhistorischen Inhalts, 1 Band. Macht zusammen 12 Bände.

Mögen sie freundliche Beurtheilung und viele Leser finden!

Inhaltsverzeichniß.

Vorwort.

		Seite
1. Kapitel.	Abschiedsblick auf Moskau	1
2. „	Von Moskau bis zu den Steppen des Don	13
3. „	Die Donische Steppe	22
4. „	Ueber den Kaukasus nach Tiflis	43
5. „	Mirza-Schaffy, der Weise von Gjändsha	53
6. „	Des Weisen von Gjändsha erste Liebe	62
7. „	Die Schule der Weisheit	79
8. „	Die Zungengeschichte und die Pest. (Ein Zwischenspiel.)	88
9. „	Die Schule der Weisheit. (Fortsetzung.)	95
10. „	Die Schule der Weisheit. (Fortsetzung.)	102
11. „	Wanderungen, Fernsichten und Wunder	108
12. „	Die Schule der Weisheit. (Fortsetzung.)	120
13. „	Ein Ausflug nach Armenien	125
14. „	Ein Blick auf Land, Volk und Kirche von Armenien	165
15. „	Armenisches Allerlei	185
16. „	Die Schule der Weisheit. (Schluß der ersten Abtheilung.)	203
Anmerkungen		211

Verzeichniß

der

im ersten Bande vorkommenden Lieder.

	Seite
Die Troika, oder das Dreigespann	14
Mutter, Mutter, ach vergebens	32
Grüß Dich, Väterchen, herrlicher, stiller Don	33
Der Rasbek	47
Der Terek	50
Mullah, rein ist der Wein	60
O, sanfter Wind! zum Ort hinwehe	63
Der Dorn ist Zeichen der Verneinung	66
Was ist der Wuchs der Pinie	67
Mit züchtigem, mit treuem Sinn	68
Nicht mit Engeln im blauen Himmelszelt	72
Sing' ich ein Lied, hüpft freudereich	82
Mein Herz schmückt sich mit Dir, wie sich	83
Du bist der Erzeuger des Liedes	84
Zum Divan der Veziere mußt' ich kommen	85
Soll ich lachen, soll ich klagen	95
Das Glaubensbekenntniß des Mirza-Schaffy	96
Mirza-Schaffy giebt sein Urtheil über den Schach von Persien	97
Mirza-Schaffy rühmt die Anmuth Zuleikha's	97
Mirza-Schaffy feiert einen Gedächtnißtag	98
Mirza-Schaffy wird gläubig aus Liebe	99
Mirza-Schaffy rühmt sein eigenes Glück	100
Euch mißfällt mein Dichten, weil ich	101
Fatima beim Saitenspiel	103

Seite
Aus dem Feuerquell des Weines 106
Mirza-Schaffy, leichtſinnig Flatterherz! 123
Mit Geſchenken beladen kehr' ich von Gjirdſchiſtan 137
Habt Ihr mein Mädchen geſeh'n 137
Füllt mir das Trinkhorn 143
An Zarema 158
Wie die Nachtigallen an den Roſen nippen 161
Armeniſches Grablied 188
Mädchen, bring' Wein 207
Auf dem ſtürmiſchen Meer 207
Nach einem hohen Ziele ſtreben wir 207
So ſingt Mirza-Schaffy 208
Gelb rollt mir zu Füßen der brauſende Kur 209
Die helle Sonne leuchtet 210
Ich fühle Deinen Odem 210

Erstes Kapitel.

Abschiedsblick auf Moskau.

Aus der alten, hügelgetragenen Hauptstadt Rußlands führt unsere Wanderung in die traubenreichen Gärten von Tiflis, der bergumschlossenen Hauptstadt Georgiens.

Man scheidet von Moskau schwereren Herzens als von Petersburg, dessen kalte Pracht und Größe mehr blendet als anzieht, mehr Staunen erregt als Befriedigung; während in Moskau, der allen Russen heiligen Stadt, auch der Fremde sich bald heimisch fühlt und eine Menge fesselnder Beziehungen findet, die ihn mit wachsender Gewalt in ihren Zauberkreis bannen.

Es herrscht hier, im Gegensatz zu dem paradesteifen, einförmigen, glanzübertünchten Petersburg, ein freierer Verkehr, eine wärmere gesellige Luft, ein traulicheres Entgegenkommen der Menschen und eine größere Mannigfaltigkeit volksthümlicher Monumente und Erscheinungen. An jedes Denkmal, welches hier vor uns aufsteigt, knüpfen sich wirklich denkwürdige Erinnerungen, die in ihrer Gesammtheit die Geschichte von mehr als einem halben Jahrtausend erzählen. Hier wurzelt Alles wirklich in dem Boden, der es trägt; hier ist Alles *geworden*, in Petersburg Alles *gemacht*.

Moskau erhält sein charakteristisches Gepräge hauptsächlich durch den Kreml, dessen weißsteinige, ein unregelmäßiges Polygon bildende Mauer den geheiligtsten und volksthümlichsten Fleck

Erde des über drei Welttheile sich erstreckenden Zarenreichs umschließt. Frei auf breitem Hügelrücken ausgedehnt, tief zu seinen Füßen den Mosquastrom und lang ausgedehnte Gartenanlagen, im Osten begrenzt durch den weiten, schönen Platz, der die kolossalen Bildsäulen Minin's und Pozharsky's trägt, erhebt sich der Kreml abgeschlossen, gleichsam wie eine Insel, aus dem nach allen Seiten unübersehbaren Häusermeere. Die nach den Erhebungen und Senkungen des Bodens auf- und absteigende dicke, riesige Mauer ist mit Zinnen und Schießscharten versehen und an jeder Ecke steigt ein stattlicher, spitzauslaufender Thurm auf.

Den freiesten und vollständigsten Ueberblick der launenhaft zusammengewürfelten Bauwerke des Kreml bietet das südliche Ufer der Mosqua. Ueber den breiten Spiegel des Stromes spannt sich eine pfeilergetragene, hohe, prachtvolle Brücke hin. Dahinter steigt die weiße Kremlinmauer mit ihren an gothische Bauart erinnernden Thürmen auf. Diese gewaltige Mauer erscheint von hier aus nur als eine leichte Umgrenzung der gigantischen Häusermassen mit den zahllosen Kuppeln, welche beherrscht von dem hier in seiner ganzen Größe sichtbaren Iwan Weliki, dem höchsten aller Thürme des Zarenreichs, aus ihr emporragen. Der achteckige, schlanke, in drei Hauptabtheilungen sich verjüngende Glockenthurm ist mit einer zwiebelförmigen goldenen Kuppel gekrönt, aus deren Knopfe ein riesiges Kreuz sich erhebt. Im Hintergrunde und zu beiden Seiten des Iwan Weliki, den wir als Mittelpunkt des blendenden Bildes festhalten, drängen sich ganze Massen größtentheils goldener, theilweise auch silberner, himmelblauer und grüner Kuppeln, in bald größeren, bald kleineren Gruppen, planlos durcheinander.

Es ist schwer, wo nicht unmöglich, ein treffendes Bild zur schnellen Veranschaulichung dieser in allen Farben spielenden Wunderwelt zu finden, die, in sich abgeschlossen, ihres

Gleichen auf Erden nicht hat. Den besten Ausdruck dafür hat wohl der Volksmund gefunden, indem er den Kreml nach seinen zwei wesentlichsten Merkmalen den »weißsteinigen« und »goldköpfigen« nennt. Damit ist das Hervorragende, zunächst in die Augen Springende und dauernd in der Erinnerung Bleibende des Ganzen sehr glücklich bezeichnet: die von weißsteiniger Mauer umschlungenen, malerisch in einander verschobenen Tempel und Paläste unten, und das Labyrinth der goldschimmernden Kuppeln oben. Aus jeder dieser meist flach gedrückten, zwiebelförmigen Kuppeln steigt ein Kreuz hervor, und am Fuße des Kreuzes krümmt sich ein aufwärts gekehrter Halbmond, als Zeichen, daß der Islam hier in seinem langen Kampfe mit dem Christenthume unterliegen mußte.

Dort vor dem vier Jahrhundert alten, auf einer majestätischen Terrasse hoch über der Stadt gelegenen, wunderlich gebauten Zarenpalaste schwang der donische Dmitry die schwarze Fahne, mit welcher er auszog Mamai zu bekämpfen und der Herrschaft der Tataren ein Ende zu machen.

Dicht an den Zarenpalast stößt die nicht minder merkwürdige Granowitaja Palata, d. h. der eckige oder facettirte Palast, sogenannt nach den prismatisch zugespitzten steinernen Würfeln, womit die äußeren Mauern von oben bis unten bedeckt sind. In diesem Gebäude, welches mit dem nur wenige Jahre älteren Zarenpalaste zusammenhängt, befindet sich der zarische Thronsaal, wo noch jetzt der Kaiser, dem alten Brauche seiner Vorgänger folgend, nach der Krönungsfeierlichkeit öffentlich auf dem Throne speist. In demselben Saale ließ Joann der Schreckliche nach dem Tode seiner zweiten Gemalin (1569), der Tochter des Kabardersürsten Temrjuk, die zweitausend Jungfrauen versammeln, aus welchen er seine dritte Gemalin erküren wollte. »Zur Schau und Wahl für den Zaren, die reizendsten Jungfrauen jeden Standes, ohne Ansehn der Geburt: die Bojarentochter wie die Bäuerin; die Reiche wie die

Arme.« [1]) So lautete der Befehl, nach welchem aus allen Theilen Rußlands die Jungfrauen herbeigetrieben wurden »zu des schrecklichen Zaren Augenweide und Auswahl.« Den Preis trug Marfa (Martha) davon, die blonde Tochter eines Kaufmanns aus Nowgorod, deren Herz schon seit lange einem Andern (Andrei) gehörte, und die vor Schrecken über das neue Glück, das ihr zu Theil werden sollte, mitten in der Hochzeitsfreude des schrecklichen Zaren starb (13. November 1571).

Es ist eine eigenthümliche, beachtungswerthe Erscheinung, daß die grausamsten Herrscher Rußlands zugleich die volksthümlichsten waren, und daß gerade ihr Andenken noch jetzt am lebendigsten in den Liedern und Sagen des Volkes fortklingt. [2]) Eine solche Verherrlichung durch Lied und Sage, wie sie eben dieser schreckliche Zar Joann Wassiljewitsch, der Zerstörer Groß-Nowgorod's, gefunden, ist seitdem keinem russischen Herrscher wieder zu Theil geworden. Und allerdings hat es ihm keiner seiner Nachfolger an Grausamkeit gleichgethan, der nach der Erzählung des russischen Geschichtsschreibers Karamsin binnen sechs Wochen sechzig Tausend Einwohner Groß-Nowgorod's vom Leben zum Tode bringen ließ, und sich an den Flammen der zerstörten Stadt weidete, wie einst Nero am Brande Roms. »Der von Bürgerblut geröthete Wolchow ward in seinem Laufe gehemmt durch Berge verstümmelter Leichname und lange vermochte er nicht sie hinabzutragen in den Ladogasee.« (Karamsin T. IX. p. 162.)

* * *

Den Haupteingang zum Kreml bildet das an dem schon vorhin erwähnten großen Platze, welcher den Kreml vom Basar trennt, nach Osten gelegene heilige Thor des Erlösers.

Ehe wir hinein treten, werfen wir einen Blick auf die beiden Kunstdenkmäler, welche den Platz zieren: die auf einem etwas zu schmalen Fußgestelle stehenden Bildsäulen Minin's und Posharsky's, und die unweit im Hintergrunde derselben befindliche Zwiebelkirche Wassily Blashennoi.

Die meisten Reisebeschreiber haben an den kolossalen Bildsäulen mancherlei zu tadeln gefunden; mir hat das Ganze einen imposanten Eindruck gemacht. Besonders scheint es mir ein glücklicher Gedanke, daß Minin, der Mann aus dem Volke, mit der ausgestreckten Rechten auf den Kreml, das Volksheiligthum Rußlands, hinweist, zu dessen Befreiung er den Fürsten Posharsky in Nischny-Nowgorod aufforderte.

Weit mehr jedoch als dieses Denkmal zieht die Kirche Wassily Blashennoi, vielleicht das wunderlichste Bauwerk der Welt, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Diese Kirche wurde — wie es heißt und sehr glaublich ist — nach der eigenen Idee des schrecklichen Zaren Joann Wassiljewitsch, zum Andenken an die Eroberung von Kasan, im Jahre 1554 von einem ausländischen Architekten erbaut. Die Grundidee bei der Anlage dieses phantastisch-verschnörkelten, kolossal-kleinlichen Bauwerkes scheint gewesen zu sein ein Gebäude hinzustellen, welches sich nicht allein als Ganzes von allen übrigen Kirchen der Welt streng unterscheiden sollte, sondern an welchem auch alle einzelnen Theile des Ganzen, trotz ihrer gezwungenen Zusammengehörigkeit, die schroffsten Gegensätze unter einander bilden sollten. Dieser Plan ist denn auch in einer wirklich staunenswerthen Weise ausgeführt, so daß kein Glied des Baukörpers dem andern ähnlich sieht. Der untere, die eigentlichen Kirchenräume bildende, scheinbar halb in die Erde gedrückte Theil, besteht aus neun abgesonderten, in Bauart und Verzierung gänzlich von einander verschiedenen Kapellen, über welchen eben so viele und eben so verschiedengestaltige Thürme und Kuppeln aufsteigen. Die Portale und

anderen hervorspringenden Theile des Gebäudes sind mit kleineren pyramidalen Thürmchen geziert, und ganz vereinzelt macht sich an der Nordostseite noch ein niederer Thurm mit großem Stachelkopfe bemerkbar. Von den sechzehn theils kuppelgekrönten, theils spitzauslaufenden Thürmen des Baugebeuers erhebt sich der dicke Mitteltburm mit seinen zugleich an chinesischen, byzantinischen, altitalienischen und gothischen Geschmack erinnernden Verzierungen am höchsten. Doch genug von diesem wunderlichsten und doch wunderbaren Denkmale der Baukunst, dessen Beschreibung mit Worten unmöglich ist, und von welchem selbst die genaueste Zeichnung nur eine dürftige Anschauung bieten kann. Der schreckliche Zar soll mit dem Werke seiner Laune so zufrieden gewesen sein, daß er, wie die Sage erzählt, dem Architekten die Augen ausstechen ließ, um ihn zu verhindern anderswo ein ähnliches Bauwerk zu errichten . . .

Wir wenden uns jetzt dem heiligen Thore des Erlösers zu, um einen Abschiedsblick in das Innere des Kreml's zu werfen. Nur mit entblößtem Haupte darf man, selbst bei der strengsten Kälte dieses aus einer langen, düsteren Mauerböhlung bestehende Thor durchschreiten, dessen byzantinischer Bogen von einem stattlichen, im Geschmack des deutschen Mittelalters erbauten Thurme überragt wird.

Nächst dem oben erwähnten alten Zarenpalaste mit der Granowitaja Palata nehmen hauptsächlich die drei Kathedralen des Kreml, welche als Typen aller russischen Kirchen gelten können, (denn Wassily Blashennoi hat keine Nachahmung gefunden) unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Unter ihnen nimmt die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä, mit ihren mongolischen Kuppeln und byzantinischen Bogendächern die erste Stelle ein. Hier befindet sich das, nach dem Volksglauben vom Evangelisten Lukas eigenhändig gemalte Bild der heiligen Jungfrau Maria; hier werden die Zaren gekrönt

und wird das größte Kleinod des Volkes, das Banner des Vaterlandes aufbewahrt. Professer Blasius hat seinem vortrefflichen Reisewerke über Rußland*) genaue Grundrisse und sehr gelungene Zeichnungen der Hauptgebäude des Kreml beigegeben, auf welche ich diejenigen meiner Leser verweise, welche genaue Anschauungen der architektonischen Wunderlichkeiten des moskowischen Kapitols gewinnen wollen, denn alles Bestreben, diese Formen mit Worten zu malen, ist ein vergebliches, weil sie in ihrer Eigenthümlichkeit keine passenden Vergleiche außer sich bieten. Nirgends ist hier ein reiner Styl, nirgends eine Spur freier Schöpfung zu finden, nirgends der Geschmack eines bestimmten Volkes und Zeitalters rein ausgeprägt; vielmehr ist Alles nach Willkür und Laune zusammengeworfen, überall hier der Kunst Gewalt angethan um das Verschiedenartigste zu einigen und die einander widerstrebendsten Elemente durch Zwang zu binden. Der Osten wie der Westen, das Alterthum wie die Neuzeit, Chinesen und Mongolen, Byzantiner und Römer, Italiener und Deutsche haben zur Gründung des Kreml ihren Tribut liefern müssen.

Und so ist durch phantastisches Ueberspringen aller mustergiltigen Kunstregeln, durch kecke Verhöhnung aller hergebrachten Schulbegriffe ein Werk entstanden, dessen Eigenthümlichkeit eben in diesem seltsamen Gemische besteht, wo die schroffsten Gegensätze der Baukunst mit den grellsten Farbenkontrasten (grünen Dächern, rothen Pfeilern, weißen Mauern, blauen Kuppeln ꝛc.) wetteifern, um das Verschiedenartige des Einzelnen recht in die Augen springen zu lassen, während das kolossale, vielgestaltige Ganze, trotz seiner launenhaften Zusammenstellung, doch von wunderbarer, malerischer Wirkung ist.

Der Kreml paßt zu dem Boden, in welchem er wurzelt, und bei aller fremdartigen Mannigfaltigkeit seiner Bestandtheile trägt das Ganze ächt russisches Gepräge. Denn darin liegt eben die Eigenthümlichkeit Rußlands, daß es zugleich in

Asien und Europa wurzelt und die Kräfte und Erzeugnisse beider Welttheile in seiner Weise sich dienstbar macht, ihnen russische Uniform anzieht, und sie als Mittel zu seinen Zwecken verwendet.

Kann man sich eine buntere Musterkarte von Völkern, Sprachen, Religionen, Trachten, Sitten, Kunst- und Naturerzeugnissen denken, als diejenige, aus welchen Rußland besteht? Und kann man sich grellere Kontraste denken als diejenigen, welche hieraus entspringen? Während der Tschuktsche an der Ostspitze Asiens bei seinem Wallfischthran in hermetisch verschlossenen Zelten von Rennthierfellen kauert, lorgnetirt der parfümirte Petersburger die Sängerinnen in der italienischen Oper, reckt sich der träge Georgier unter den Riesenplatanen seiner Heimat. Während in der einen Provinz das Quecksilber gefriert, daß es sich hämmern läßt, gedeihen in der andern die herrlichsten Weine und Südfrüchte unter freiem Himmel. Während der Reisende im nördlichen Sibirien auf hundebespannten Schlitten fährt, ziehen durch die Lande am Araxes, am Kyros und Kuban Karawanen arabischer Kameele. Das isländische Moos und die immergrüne Myrthe; der Leopard und der Polarbär; das Rennthier und das Merinos haben in Rußland gedeihlichen Boden. Selbst unter den Strömen lassen sich Beispiele finden zur Veranschaulichung der Kontraste, welche dieses Riesenland erzeugt: die kleinen, unter Eis gebornen Ströme des Kaukasus rauschen durch sonnige, immergrüne Länder in's Kaspische und in's Schwarze Meer, während der aus den glühenden Sandwüsten der Mongolei kommende Jeniſſei mit den übrigen Riesenströmen Sibiriens sich in's Eismeer ergießt.

Christen verschiedener Glaubensbekenntnisse und Sekten: Griechen, Armenier, Katholiken und Unirte, Lutheraner und Reformirte, Herrenhuter und Mennonisten haben in Rußland ihre Kirchen; eine halbe Million Juden ihre Synagogen, und

drei Millionen Muhammedaner ihre Moscheen. Der Parse kasteit sich zur Ehre Ormusd's vor den ewigen Feuern von Baku; der Kalmyk betet seinen Dalai-Lama an; der Bramine seinen Brama, und der tunguſiſche Schamane sein hölzernes Götzenbild . . .

All diese großartige, vorwiegend rohe Mannigfaltigkeit in Sitte, Glauben und Kultur, und die daraus entspringenden Kontraste finden im Kreml ihren bildlichen Ausdruck.

Dieselbe autokratische Gewalt, welche in diesen Bauwerken die schroffsten Gegensätze gewaltsam einigte, hat auch die vielen grundverschiedenen Volksstämme, vom östlichen Ozean bis zum bothnischen Meerbusen, und von den Grenzen der Tatarei bis zum Eismeere, gewaltsam geeinigt, so daß für Alle nach Außen nur Eine Grenze, und im Innern des Riesenstaates nur Eine Münze, Ein Gesetz, Maß und Gewicht gilt.

Dort neben der Granowitaja Palàta steht die Orushéinaja Palàta oder das Arsenal, wo man unter anderen Kleinodien auch die hundert Kronen und Scepter der nach und nach den Zaren unterworfenen Fürsten als Merkwürdigkeiten zeigt.*)

* * *

Vom Iwan Weliki aus, an dessen Fuße als ein unbewegliches Schaustück die größte Glocke der Welt steht, werfen wir unsern Scheideblick auf die umliegende Stadt. (Die Glocke bildet mit den beiden am neuen Arsenal stehenden Riesenkanonen ein Merkwürdigkeitskleeblatt, welches an Ungeheuerlichkeit seines Gleichen auf Erden sucht. Das Metall einer einzigen dieser Kanonen würde hinreichen um ein ganzes deutsches Fürstenthum mit Geschütz zu versorgen, während die Glocke so kolossal ist, daß das bei ihrem Sturze unten aus-

gesprungene, verhältnißmäßig kleine Stück genügen würde um eine besondere Glocke von nicht unbeträchtlicher Größe daraus zu gießen.)

Wie Moskau als das Herz Rußlands, so ist der Kreml mit dem gegenüberliegenden, weit ausgedehnten Basar, als das Herz Moskau's zu betrachten.

In drei unregelmäßigen Bogen schlingen sich breite, geschmackvoll bepflanzte Boulevards um die drei mittleren Stadttheile Moskau's, welche den Kreml umgeben. In dem wichtigsten dieser Stadttheile, dessen auf den Kreml schauende Fronte der Basar (Gostini dworr) bildet, drängen — im Gegensatz zu der übrigen weitläuftig gebauten Stadt — Häuser und Menschen sich dichter zusammen, rasseln fortwährend hunderte von Droschken und Equipagen, herrscht ein fast ununterbrochen lautes Leben und Treiben von mehr asiatischem als europäischem Anstrich. Nach Maßgabe der Entfernung von diesem Mittel- und Nährpunkte der Stadt verringert sich das Leben in den Straßen, und in manchen Stadttheilen herrscht eine fast ländliche Oede und Ruhe. Prachtvolle Paläste, die sich der Mehrzahl nach in nichts Wesentlichem von unseren modernen Palästen unterscheiden, wechseln ab mit unansehnlichen Holzhäusern, schmutzigen Kneipen, riesigen Kronsgebäuden, alten und neuen Kirchen, Gartenanlagen und freien Plätzen.

An freien Plätzen, großartigen Gartenanlagen und schönen Spaziergängen ist Moskau überaus reich, wie denn die Stadt in ihrem achtzig Werste messenden Umfange einen Raum einnimmt, welcher wenigstens eine vierfach größere Bevölkerung tragen könnte.

Im Gegensatz zu Petersburg, wo in den schnurgeraden Straßen die Häuser militairisch gleichmäßig in Reih' und Glied aufgestellt sind, als ob sie jeden Augenblick bereit wären, eine Schwenkung nach links oder rechts zu machen, ziehen sich

in Moskau faſt alle Paläſte und Häuſer, welche etwas für ſich bedeuten wollen, aus der ohnehin unregelmäßigen Straßenlinie möglichſt weit zurück und ſchieben aus dieſer Entfernung ein Gitter oder eine Verzäunung vor, um die gezogene Linie damit auszufüllen.

Man hat berechnet,[1]) daß etwa der vierte Theil aller Häuſer in Moskau aus ſolchen Rückzugsgebäuden beſteht, welche von weiten Hofräumen, Gärten oder Raſenplätzen umgeben ſind. Es iſt eine Eigenthümlichkeit der alten Moskowiter (welche ſich überhaupt durch freieren Sinn und größere Selbſtſtändigkeit von den Petersburgern unterſcheiden), daß Jeder ſein Haus hier nach ſeinem eigenen Geſchmacke, ſeiner eigenen Laune oder Grille baut.

Der Petersburger ſieht mit ſklaviſcher Aengſtlichkeit vor Allem darauf, daß ſein Haus dem des Nachbars möglichſt ähnlich werde; der Moskowiter dagegen ſucht ſeine Genugthuung darin, daß ſein Haus von dem des Nachbars ſich möglichſt unterſcheide, ſei es auch nur durch äußere Schnörkelei oder Verzierung. Reiche Moskowiter haben, von ihren Reiſen heimkehrend, nachahmungsweiſe venetianiſche und florentiniſche Paläſte, gothiſche Bauwerke und Schweizerhäuſer nach Moskau verſetzt. Andere haben ſich darin gefallen, Häuſer in chineſiſchem Geſchmack anzulegen und ihnen eine entſprechende Einfaſſung zu geben. Die vielen eingewanderten Armenier, Georgier, Griechen, Tataren und Perſer haben in Moskau nicht nur ihre volksthümlichen Tempel, ſondern ſind auch, ſoweit es das Klima geſtattet, in ihren häuslichen Einrichtungen den heimatlichen Erinnerungen treu geblieben.

Denkt man ſich unter dieſe vielgeſtaltige, im Einzelnen oft komiſche und barocke, im großen Ganzen aber maleriſche Maſſe der Privathäuſer die zahlreichen, durchgängig koloſſalen öffentlichen Gebäude (das große Findelhaus allein umſchließt 26,000 Menſchen!) vertheilt, ſo hat man einen ungefähren

Begriff von dem gewaltigen Eindruck, welchen ein Rundblick vom Iwan Weliki auf die hügelgetragene Mosquastadt erzeugt, aus welcher sechs hundert Kirchen ihre Tausende von Thürmen und schimmernden Kuppeln emporstrecken. Genießt man vollends eines solchen Rundblicks bei großen Illuminationen, wo Millionen buntfarbiger Lämpchen wie glänzende Perlenschnüre die Stadt in allen Richtungen umziehen und durchschimmern, so ist der Eindruck ein überwältigender, unauslöschlicher.

Nur das ewige Rom, wo sich Alles in reineren Umrissen zeichnet und durch größere Erinnerungen verklärt wird, — und das meerbespülte Konstantinopel, wo statt schwerfälliger Glockenthürme schlanke Minarets in blendender Weiße aufsteigen und die leuchtenden Kuppeln die Form des Himmels tragen, der sich über ihnen wölbt, vermögen einen noch großartigeren und schöneren Gesammtblick zu bieten. Die übrigen mir bekannten Städte Europa's stehen in malerischer Wirkung weit hinter Moskau zurück.

Zweites Kapitel.

Von Moskau bis zu den Steppen des Don.

In keinem andern Lande habe ich ſolche Anhänglichkeit, ſolche Liebe des Volkes zu ſeiner Hauptſtadt gefunden, wie der Ruſſe ſie bei jeder Gelegenheit, oft in rührender Weiſe an den Tag legt. Nur der Schmerz des Abſchiedes vom Vaterhauſe, oder die Freude über die Rückkehr in daſſelbe nach langer Trennung, läßt ſich den wehmüthigen oder freudigen Gefühlen des ächten Ruſſen vergleichen, der ſein geliebtes Moskau verläßt oder wiederſieht.

Dem gläubigen Bewohner des Innern iſt ein Beſuch der Zarenſtadt eine eben ſo heilige Angelegenheit, als dem gläubigen Türken eine Pilgerfahrt nach Mekka und Medina. Er nennt Moskau nur ſein »Mütterchen«, und verſchwendet in der Sehnſucht danach, wie in der Erinnerung daran, die zärtlichſten Ausdrücke.

»Wott Mosquà!« (da iſt Moskau!) ruft mit freudigem Stolze der Kutſcher dem Reiſenden zu, wenn die goldenen Kuppeln der Stadt vor ihm aufſteigen. »Proschtschai mätjuschka Mosquà!« (lebwohl Mütterchen Moskau!) ruft er wehmüthig, wenn er die geliebte Stadt wieder meiden muß. Dann treibt er ſein Dreigeſpann, wovon gewöhnlich zwei Pferde auf der Wildbahn laufen, zu größerer Eile an, daß dem Reiſenden in dem kleinen, offenen, unbequemen Kaſtenwagen alle Glieder knacken, und er ſich nur mit Mühe

vor dem Hinausstürzen wahrt, während die Teléga trotz der schlechten, holprigen Wege unaufhaltsam über Steck und Stein dahinrollt und der Kutscher durch Pfeifen, Schnalzen, Fluchen, oder durch seltsame, dem Pferde geltende Zurufe seine Brust erleichtert, bis er in die richtige Stimmung kommt, zum Klange des Glöckchens von Waldai ein klagendes Lied anzustimmen.

Dieses Glöckchen (beigenannt nach dem Städtchen Waldai, welches das ganze Reich damit versorgt), an dem hohen Bogen hängend, welcher über dem Kopfe des Deichselpferdes der Treika aufsteigt, bildet die wesentlich poetische Beigabe jeden russischen Dreigespanns. Sein melancholisches Gebimmel spielt in der Geschichte des russischen Herzens und der russischen Poesie eine noch größere Rolle, als bei uns die Klänge des Posthorns. Unter den hunderten von Liedern, zu denen das Geklingel des Glöckchens von Waldai Anlaß gegeben, verdient besonders Eines erwähnt zu werden, welches nicht blos tagtäglich von allen Kutschern und Fuhrleuten des weiten Zarenreichs gesungen wird, sondern überhaupt im Munde des ganzen Volkes lebt und seine Wirkung auf Ohren und Herzen der Zuhörer niemals verfehlt. Obgleich es diese Wirkung hauptsächlich seiner volksthümlichen Weise und den dadurch geweckten Anklängen und Erinnerungen zu verdanken hat und deshalb von Ausländern nie ganz verstanden und empfunden werden kann, will ich doch versuchen, durch Verdeutschung des Liedes Euch einen Begriff davon zu geben:

Die Troika, oder das Dreigespann.

Das Licht war flackernd im Verglimmen,
Das Feuer im Kamin verglüht —
Da klang's in mir wie fremde Stimmen,
Ein Traum bezaubert mein Gemüth.

Fern kommt ein Dreigespann geflogen,
Stürmt auf dem Heerweg laut herbei;
Doch trüb und klagend unterm Bogen
Erklingt das Glöckchen von Waldai.

Früh hat's den Fuhrmann fortgetrieben,
So schwül ward's ihm um Mitternacht —
Er sang ein Lied von seiner Lieben,
Von ihrer blauen Augen Pracht:

Ach, blaue Augen, warum brennt ihr
So tief in meine Seele mir!
Ach, böse Menschen, warum trennt ihr
Zwei Herzen die so Eins wie wir!

Leb Moskau wohl, so lieb und theuer!
Leb wohl, leb wohl, Du süße Maid!
Ich sterbe wie ein rauchend Feuer
Vergessen in der Einsamkeit!

* * *

Nur in wenigen Umrissen schildere ich Euch die Bewohner und Zustände jener einförmigen Landstriche und unabsehbaren Steppen, welche wir zu durchwandern haben, bevor wir hinaufsteigen zu der majestätischen Gebirgswelt des Kaukasus.

Noch ist der September nicht zu Ende, und schon trägt die Landschaft um uns her ein winterliches Gepräge.

Der Himmel ist grau umwölkt und mitten am Tage durchdunkelt's die Luft wie beim Hereinbrechen der abendlichen Dämmerung; auf den kahlen Zweigen der Bäume wiegen sich Schwärme von Krähen und Raben; schaurig pfeift der Herbstwind über die schneebedeckten Felder hin, durch welche der Fahrweg sich windet wie ein riesiger schwarzer Streifen; denn noch liegt das Eis zu dünn und der Schnee zu locker, um den Hufen der Pferde und den einschneidenden Wagenrädern zu widerstehen, und jedes Mal beim Durchbrechen der leichten

Winterdecke quillt's aus dem schlammigen Boden hervor schwarz wie Theerquellen.

Trotz des fetten, fruchtbaren Bodens, welcher die Gouvernements von Tula und Woronesch so vortheilhaft auszeichnet, finden wir hier in den elenden Dörfern eine arme, verkümmerte Bevölkerung.

Diese betrübende Erscheinung hat namentlich darin ihren Grund, daß diese beiden Gouvernements größtentheils in kleine Gutsherrschaften zerfallen; je kleiner aber die Anzahl Leibeigener eines Edelmanns ist, desto größer sind die Opfer, die er von ihnen fordert.

Es giebt Familien, die in Petersburg und Moskau ein Haus machen, ohne andere Einkünfte zu haben als die Abgaben, welche sie von vier- bis sechshundert Leibeigenen ziehen.

Was Wunder, daß die armen Bauern keinen höheren Lebenszweck kennen, als sich abzumühen für ihren Gutsherrn, ohne an Verschönerung ihres eigenen kummervollen Daseins zu denken. (Diese Bemerkungen wurden im Jahre 1843 gemacht. Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft ist seit dem ein großer Umschwung zum Besseren eingetreten.)

Trotzdem findet man unter diesem zähen, fügsamen Geschlechte nicht selten wohlgebildete, kräftige Männergestalten, während eine schöne Frau hier, wie überall in Rußland, zu den größten Seltenheiten gehört. Die schweren Arbeiten, denen sie hier mehr als in allen anderen Ländern, von Jugend auf unterworfen sind, die ungesunde Luft in den dumpfen, unreinlichen Wohnungen, die geringe Pflege, welche sie auf sich verwenden und so manche andere drückende Umstände, treten der freien Körperentwickelung hemmend entgegen.

In den Städten, durch welche der Weg uns führt, von Moskau bis hinaus über Woronesch, wo die kräuterreiche Steppe der Kosaken beginnt, fällt uns vor Allem die Einförmigkeit in der Bauart der Häuser auf.

Wer Moskau gesehen, kennt alle anderen russischen Städte.

Sehen wir ab von dem völlig modernen Petersburg, so offenbart sich eigentlich nur in Moskau eine große, wenn auch rohe Mannigfaltigkeit architektonischer Gestaltungen; fast nur hier hat man den Eindruck einer wirklichen Stadt, einer dauernden Ansiedlung gewerbfleißiger Menschen.

Die meisten übrigen Städte dieses Landes, mit ihren schnurgeraden Straßen, ihren kasernenartig gebauten, gelb oder weiß übertünchten Häusern, erscheinen wie großartige Karawanserei's, und die Menschen darin wie unstäte Pilger.

Denn der Russe kennt keine Heimat in unserem Sinne des Wortes. Er kann die ihm angeerbte Nomadennatur des großen Wandervolks, dem er entsprossen, nicht verläugnen.

Auch machen noch heute die Verhältnisse des Landes ein gesichertes Stillleben unmöglich.

Der lebhafte Binnenhandel, der Krieg im Kaukasus, die weitverzweigte Verwaltung, der häufige Beamtenwechsel, und hundert andere Umstände bedingen ein stetes Hin- und Herziehen in dem sich über drei Welttheile ausdehnenden Riesenreiche.

Der Arzt, welcher heute in Moskau sein Examen gemacht, kurirt vielleicht in wenigen Wochen schon die Gallenfieber an den Küsten des schwarzen Meeres; — der neuvermählte Beamte, welcher sich eben in Petersburg häuslich niedergelassen, erhält plötzlich Beschäftigung in einer Kanzlei an der Grenze von China; — der Gardeoffizier, welcher am Abend seine Geliebte besuchen will, wird unverhofft Nachmittags als Kourier nach dem Kaukasus entsendet. In ähnlicher Weise geht's durch alle Klassen der Gesellschaft.

Und weil der Russe sich nirgends dauernd heimisch fühlt, fühlt man sich auch nirgends dauernd heimisch mit ihm.

Ihn beherrscht nicht die süße Macht der Gewohnheit und der Zauber der Erinnerung. Er wurzelt nicht in der

Vergangenheit und denkt nicht an die Zukunft. Dieser ächt orientalische Charakterzug des Russen, nur für den Augenblick zu leben und nur die Gegenwart zu genießen, spricht sich auch in seiner Wohnung aus.

Er baut sein Haus nur für sich und seine eigenen Bedürfnisse, ohne seiner Nachkommen dabei zu gedenken. Und weil er weder Erfindungsgeist hat, noch Geschmack an schönen Bauwerken, noch Geduld lange zu warten, läßt er sein Haus bauen nach dem Muster der umstehenden Häuser, und gewöhnlich mit einer Eile, daß die Gebäude oft nach wenigen Jahren schon aussehen, wie übertünchte Ruinen.

Daher die kalte Einförmigkeit der russischen Städte, und die eigenthümliche Erscheinung, daß man es keinem Hause ansieht, ob es vor einem, vor zehn oder vor hundert Jahren gebaut wurde — im Gegensatz zu den alten Städten Deutschlands, Italiens und anderer Länder, wo die Gebäude gleichsam lebendige Blätter der Geschichte sind, belehrende Vermittler zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Das einzig Bemerkenswerthe der russischen Städte sind ihre schmuckreichen Kirchen und großartigen Basars.

Wie in der Architektur, sind die Russen auch in der Bildhauerkunst und Malerei weit hinter allen Völkern Europa's zurückgeblieben.

Der Einwand, daß der Druck der Leibeigenschaft, welcher auf der großen Masse des Volkes lastete, jede freie Geistesthätigkeit, jeden höheren Aufschwung unmöglich gemacht, — wird entkräftet durch das Beispiel der Völker des Alterthums, wo unter ähnlichen Zuständen die Kunst ihre höchste Ausbildung erreichte, und der Genius des Volkes ebenfalls auf Kosten der gedrückten Massen sich seine ewigen Denkmäler schuf.

Zudem datirt die Einführung der Leibeigenschaft in Rußland bekanntlich erst aus den letzten Jahrhunderten, wo die

Russen schon in lebhafterem Verkehr mit dem Auslande standen. Aber weder der fremde Einfluß, noch der Schutz und die Begünstigung, welche die Zaren den Künsten angedeihen ließen, vermochte die Neigung dafür unter den Russen zu fördern, eben weil ihr unsteter Sinn, ihr Hang zum Nomadenleben sie den an die Scholle fesselnden Beschäftigungen entfremdete.

In den wenigen Ueberresten bildlicher Darstellungen der Russen (wie der Slaven überhaupt), die aus früherer Zeit auf uns gekommen, offenbaren sich nur die rohesten Anfänge der Kunst.

Die Chroniken erzählen von Bildsäulen der alten Slavengottheiten: Perun's, des Donnergottes; Ußlad's, des Gottes der Freude; Woloß', des Gottes der Heerden; Stribog's, des Gottes der Winde; Lada's, der Göttin der Liebe und Schönheit;*) — doch ist leider davon nichts bis auf die Gegenwart gekommen. Man kann annehmen, daß sie auf gleicher Stufe standen mit jenen ungeschlachten Steinbildern, welche man noch hin und wieder in den weiten, vom Don und vom Kuban durchströmten Kosakensteppen findet.

Im Gegensatz zu der Vernachlässigung, welche die bildenden Künste in Rußland fanden, und zwar aus denselben Ursachen, welche diese Vernachlässigung bewirkten, erreichte die Sprache hier schon sehr früh einen hohen Grad der Ausbildung.

Sie wurde die alleinige Trägerin alles geistigen und sittlichen Inhalts des Volkes; in ihr konnte der Russe Monumente schaffen, die ihn auf seinen Wanderungen begleiteten; ihr hauchte er all sein Denken und Sinnen, all sein Leid und Wehe ein, und ihre biegsamen, klangreichen Formen schmiegten sich leicht allen Bedürfnissen an.

Daher die erstaunliche Ausbildung, der überraschende Formen- und Wortreichthum, welche wir in der russischen Sprache finden, und daher auch die hohe Bedeutung, welche das Volkslied hier für den denkenden Geschichtsfreund hat.

Die Geschichte, das innere und äußere Leben, alle Weisheit und Thorheit, alle Tugenden und Gebrechen des Volks spiegeln sich mit wunderbarer Treue in diesen Liedern ab.

Und es liegt darin eine Kraft des Ausdrucks, ein Reichthum von Bildern und Anschauungen, daß der Forscher nicht blos historische Belehrung, sondern auch hohen Genuß in diesen alten Denkmälern findet, welche nur von den epischen Erzeugnissen der neueren Kunstpoeten Rußlands an Bedeutung übertroffen werden.

Seltsamer Weise haben diese Dichter den wohlverdienten Ruhm, welchen sie in und außerhalb Rußland gefunden, mehr ihren poetischen Verirrungen als ihren wesentlichen Vorzügen zu verdanken.

Nur da, wo sie aus dem alten Sagen- und Liederquell ihres Landes und den Eigenthümlichkeiten des vielgestaltigen Volkslebens schöpften, erscheinen sie wahrhaft groß, während ihre übrigen Werke blos mehr oder weniger gelungene Nachahmungen ausländischer Vorbilder sind.

Die Aufklärung und Ueberfeinerung der höheren Stände, denen die bedeutendsten der modernen russischen Dichter angehören, und das Elend und die traurige Unwissenheit der großen Masse des Volks bilden schwer zu vermittelnde Gegensätze.

Der unnatürliche Genuß, die Blasirtheit, der Ekel der Gegenwart, die Weltmüdigkeit, bieten keinen Stoff für die Poesie, und der Dichter, der seine Helden unter den Trägern dieser Gebrechen sucht, kann nur Zerrbilder daraus erzeugen. Es ist zu bedauern, daß diese Poesie der Unnatur

ſelbſt unter den begabteſten Geiſtern Rußlands ihre Vertreter gefunden.

Hier iſt nicht der Ort, die obigen Andeutungen weiter auszuführen. Ich verweiſe diejenigen Leſer, welche ſich über den Gegenſtand genauer unterrichten wollen, auf meine die ruſſiſche Literatur ſpeziell behandelnden Schriften.[7])

Drittes Kapitel.

Die Doniſche Steppe.

„Ich ſchwamm hinaus auf die Fläche des trockenen Oceans. Der Wagen verſinkt in Grün und ſchwankt wie ein Nachen durch die Wogen der rauſchenden Wieſen hin. Ueberſchwemmt von Blumen umſchiffe ich die korallenen Eilande des Steppengraſes. Schon ſinkt die Dämmerung herab; kein Weg noch Hügel zeigt ſich dem ſpähenden Blicke. Ich ſchaue zum Himmel empor und ſuche die Sterne, die Leiter des Nachens . . .“

So begrüßte einſt Mickiewicz das Steppenland, das er wahrſcheinlich zu einer günſtigeren Jahreszeit beſuchte, als ich.

Wohl glich jetzt die Steppe mit ihrem eintönigen, leicht aufſteigenden, weit verſchwimmenden Hügelland einem trockenen Ocean; aber verdorrt lag das Gras und geknickt von den kalten Herbſtſtürmen, oder zerſtampft durch Koſakenroſſe; und von dem reichen Pflanzenwuchs des Frühſommers, welcher beſonders durch die Millionen hoch aus den Graswogen aufſchießenden Synantheren ſein eigenthümliches Gepräge erhält, zeigten ſich nur noch kümmerliche Reſte.

Der Eintritt in die Steppenlande des Don hat für den von Moskau kommenden Reiſenden nichts Plötzliches, Ueberraſchendes; wie überhaupt raſche, unvermittelte Uebergänge zu den ſeltenen Ausnahmen in Rußland gehören, wo man in verſchiedenen Gegenden hunderte von Meilen in gerader Rich-

tung fortreisen kann, ohne daß die geognostische Beschaffenheit des Bodens, oder die Thier- und Pflanzenwelt sich merklich änderte.

Um ein Maß für die Anschauung dieser großartigen, mit keinem andern Lande Europa's vergleichbaren Einförmigkeit und ihrer allmähligen, unmerkbaren Uebergänge zu geben, führe ich hier die Behauptung eines landeskundigen deutschen Naturforschers an: »daß am Nordrande des Harzes auf einer Strecke von weniger als einer deutschen Meile mehr geognostische Verschiedenheit zu beobachten ist, als auf dem Wege vom weißen bis zum schwarzen Meere, und daß auf einer Entfernung von kaum mehr als einer Meile vom Fuße des Harzes bis zur Höhe des Brockens die Vegetation größere Gegensätze zeugt, als zwischen der Grenze der Steppen und der Eisküste.«*)

Durch die weiten, nur von einzelnen Birken- und Eichenwaldungen und kaum merkbaren Hügelreihen durchzogenen Ebenen der Nara, Oka und Upa wird man hinlänglich vorbereitet auf die großartige Einförmigkeit der Bodengestaltung, welche noch erhöht durch den gänzlichen Mangel an Baumwuchs, den vorwiegenden Charakter der Steppe bildet.

Tausende von Werften weit kommen hier eigentliche Waldungen gar nicht, und einzelne Baumgruppen nur in verkümmerter Gestalt vor: theils in Folge der Natur des Bodens; hauptsächlich aber weil die Bäume zu ihrem Gedeihen einer geschützteren Lage bedürfen, als die endlos flache, allen Winden und Wettern offene Steppe sie bieten kann.

* * *

Die Winterlandschaft, welche uns von Moskau aus durch das rasch aufgeblühte Städtchen Podolsk, — das schon

in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erbaute, wiederholt von den Tataren zerstörte Serpuchoff, — und die durch ihre Gewehrfabrik, Silber- und Stahlarbeiten berühmte Gouvernementsstadt Tula begleitet hatte, war bei dem malerisch gelegenen Jelez, (in der Mitte des Weges zwischen Tula und Woronesch) plötzlich verschwunden.

Von Jelez, bis zu dem hart am Don gelegenen und danach benannten Sadonsk, bildete ein unergründlicher Schmutz den Uebergang zu erfreulicheren Bildern. Die Wege wurden besser, die Luft milder, der Himmel klärte sich wieder auf und einige prachtvoll gebaute, inmitten großer Gärten anmuthig gelegene Landhäuser verschönerten die Gegend.

In Woronesch machte sich schon eine bedeutende Veränderung des Klima's fühlbar. Das Thermometer zeigte 16° R. Wärme, während es bei meiner Abreise aus Moskau um dieselbe Tageszeit auf dem Gefrierpunkt stand.

Nirgends in der Welt habe ich eine so große Menge Windmühlen gesehen, wie in dieser getreidereichen Provinz. Aus allen Dörfern ragen sie hervor, alle Hügel sind damit überdeckt. Und die seltsame Bauart dieser Windmühlen überrascht fast noch mehr als ihre große Anzahl. Ihre Flügel bilden ein vollständiges Viereck, zusammengehalten und getragen von vier kolossalen Speichen.

Auch die vielen kreideähnlichen Kalkhügel, welche das Land in allen Richtungen durchziehen und von Weitem im Glanz der Sonne wie kleine Gletscher schimmern, gewähren einen eigenthümlichen Anblick.

Bei Kasanskoja überschreiten wir auf einer Fähre den Don und gelangen in das Land der nach dem Strome benannten Kosaken.

Die Einförmigkeit dieses dünnbevölkerten Landes spiegelt sich wieder in den ärmlichen Wohnungen, die alle nach Einem Muster gebaut sind, und deren jede nur knappen

Raum für eine kleine Familie und die nothwendigsten Geräthschaften bietet.

Die meisten dieser vereinzelt in den Staniţen (Kosakendörfern) stehenden Häuser sind mit kleinen Gärten umgeben, wo außer den gewöhnlichen Küchengewächsen besonders Wein und Melonen trefflich gedeihen.

Jede Staniţa, und sei sie noch so unbedeutend, hat ihren kleinen Basar, wo alle Erzeugnisse des Landes, so wie die wesentlichsten Bedürfnisse der Bewohner, bescheiden vertreten sind.

Unter den donischen Weinen zeichnet sich besonders der Rasdoroff'sche weiße, und der Zymljänski'sche rothe (den feurigen italienischen Weinen ähnliche) vortheilhaft aus. Beide werden in großen Partien ausgeführt und aus Ersterem wird der durch ganz Rußland berühmte und beliebte donische Champagner bereitet.*)

Nach Pallas, welcher diese Länder zu wiederholten Malen unter der Regierung der großen Katharina und Kaiser Pauls besuchte, datirt der Aufschwung des Weinbaues am Don erst aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.[10]) Der berühmte Reisende ist auf die Kosaken jener Zeit nicht gut zu sprechen: »Beständiges Wohlleben, — sagt er — Müßiggang und Völlerei, Folgen des Ueberflusses den die vortrefflichen Besitzungen dieser freien Miliz hervorbringen, haben die Sitten auf das Aeußerste verderbt, und Luxus hat auch hier die alte Einfalt genugsam verdrängt. Die Hauptstadt wird hier, wie anderwärts, der Sauerteig, welcher nach und nach die ganze Volksmasse verdirbt. Das Einzige was die Reichen unter den donischen Kosaken wirklich verbessert haben, ist der Weinbau, der nicht nur seit zwanzig Jahren sehr vermehrt, sondern auch auf einen bessern Fuß gebracht worden ist, weil er ihren Lüsten schmeichelt.« (T. I. p. 448.)

Dieſes Urtheil paßt nur noch theilweiſe auf die heutigen Anwohner des Don, von deren Luxus, beſtändigem Wohlleben und Ueberfluß nicht viel zu rühmen iſt, wogegen ſie in ihrem Hange zum Trinken und zum Müßiggange ihren Vätern allerdings nicht weit nachſtehen mögen. Die Urſachen dieſer Erſcheinung möchte ich aber weniger in den ſchädlichen Einflüſſen der Hauptſtadt, als in der Geſchichte und dem durch dieſelbe bedingten Charakter des merkwürdigen Reitervolks ſuchen, deſſen Name ſchon auf ein unſtätes, den Künſten des Friedens abholdes Leben hinweiſt.

Der Krieg iſt eben des Koſaken einzige Beſchäftigung und das Schlachtfeld das einzige Feld ſeiner Thätigkeit, ſowie die Beute die einzige Quelle ſeines Reichthums. Alle Haus- und Feldarbeit bleibt den Frauen überlaſſen, die durchgehends von derbem, kräftigem Schlage ſind, und Axt, Spaten und Kochlöffel mit gleicher Geſchicklichkeit handhaben. Der dadurch in Haus, Garten und Feld erzeugte Gewinn reicht aber nicht über die Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe eines höchſt einfachen Lebens hinaus. Und mit der vom Koſaken heimgebrachten Beute geht es wie das Volkslied ſingt:

„Ohne Nutzen, ohne Segen
Schwindet des Koſaken Beute,
Was er geſtern ſchwer errungen,
Leichten Sinn's vertrinkt er's heute.“

Wäre dem anders, gewöhnte er ſich an eine nützliche Beſchäftigung, lernte er den Boden bebauen oder ein Handwerk treiben, ſo würde er eben aufhören Koſak zu ſein, welche Benennung ausdrücklich einen bewaffneten Herumſtreicher bezeichnet, im Gegenſatz zu dem gewerbthätigen Bürger und dem an der Scholle klebenden Landmann . . .

Die erſten Anfänge der großen Koſakenverbrüderungen bildeten ſich aus Räuberbanden, welche zu Land und zu Waſſer

ihr Unweſen trieben, hauptſächlich aber die Wolga und den Don, die Oka und den Ural zum Schauplatze ihrer Thaten machten. Ihre zum großen Theil noch heute im Munde des Volks fortlebenden Lieder erzählen von zwölfrudrigen, goldgeſchmückten, buntbemalten Fahrzeugen, womit ſie Kauffartheiſchiffe kaperten, alles Werthvolle fortſchleppten und in entlegenen Schlupfwinkeln aufſtapelten. Die Kaufleute wurden zu Gefangenen gemacht und nach Umſtänden niedergemetzelt, oder gegen ein anſehnliches Löſegeld entlaſſen. Kurz, dieſe Banden, welche in älteſter Zeit unter den Namen Burlaki'') und Brodniki (Räuber und Landſtreicher) vorkommen, unterſchieden ſich von unſern Wegelagerern und Raubrittern der guten alten Zeit nur durch feſteres Zuſammenhalten und größere Gemeinſamkeit. Ihre Macht wuchs mit ihren Erfolgen. Die zerſtreuten Schlupfwinkel wurden nach und nach zu befeſtigten Wohnplätzen, in welchen ſie ſich ſtark genug fühlten, den Streitkräften zu trotzen, welche die Regierung zu ihrer Unterdrückung aufbot. Mußten ſie die bewohnteren Theile Rußlands meiden, ſo bot ihnen die endloſe Steppe zwiſchen Dnjepr und Don einen um ſo unbegrenzteren Schauplatz der Thätigkeit. Auf den ſchnellen Pferden der Steppe wagten ſie die kühnſten Abenteuer, plünderten Karawanen, überfielen oft ganze Ortſchaften und ſuchten unter den ſchmuckſten Töchtern des Landes ihre Frauen aus. Erſt im dreizehnten Jahrhundert kommen dieſe Räuberbanden unter dem gemeinſamen Namen Koſaken vor.

Mit der Unterjochung der ruſſiſchen Fürſtenthümer durch die Tataren hörte die Feindſchaft zwiſchen Ruſſen und Koſaken auf, da beide in den fremden Eindringlingen einen gemeinſamen Feind fanden. Die Macht der Koſaken wurde durch die jahrhundertlangen Kämpfe mit den Tataren nicht gebrochen, ſondern geſtählt. Nach der Vertreibung der goldenen Horde finden wir die Koſaken als ein ſelbſtſtändiges, zahlreiches und

gefürchtetes Reitervolk wieder, deſſen Urſprung über ſeine Macht und ritterlichen Thaten vergeſſen war.

An den Ufern des Don und hinter den Waſſerfällen des Dnjepr ſetzten ſich zwei große Stämme feſt, wovon der erſtere vorzugsweiſe aus Großruſſen, der letztere vorzugsweiſe aus Kleinruſſen (Ukrainern) und Polen beſtand, obgleich es unter ihnen auch an verſprengten Tſcherkeſſen, Polowzen und Kalmüken nicht fehlte.

Von dieſen beiden Hauptſtämmen der doniſchen und der ukrainiſchen Koſaken gingen alle ſpäteren Verzweigungen aus. Das durch Eintracht ſtarke Gemeindeleben entwickelte ſich bei ihnen unter gleichen Umſtänden auf gleiche Weiſe. Erſt war der Gedanke des Schutzes und der Vertheidigung, dann der Gedanke der Rache, des Ruhmes und der Unabhängigkeit vorherrſchend. In ihrem Aeußeren unterſchieden ſich die Koſaken der Ukraine durch feinern Anſtrich, reichere Kleidung und durch ihr, bis auf den wohlgepflegten Schnurrbart, glattraſirtes Geſicht, von den einfachern, langbärtigen Koſaken des Don.

Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts nehmen die kriegeriſchen Republiken der Koſaken ſchon reifere ſociale Formen an und treten in Verbindung mit den benachbarten Staaten.

Ihre Kämpfe mit den Türken, Litthauern, Polen und Ruſſen, denen ſie nach dreihundertjähriger Unabhängigkeit endlich unterliegen mußten, ſind bekannt aus der Geſchichte. Die Zeit von der Thronbeſteigung Peters I. bis zum Tode Katharina II. umfaßt die Periode ihres politiſchen Untergangs.

Wenngleich das Leben der Koſaken durch die ruſſiſche Herrſchaft ein ganz anderes geworden, und weniger poetiſche Momente bietet als das ihrer freien Vorfahren, ſo fortbeſteht unter ihnen doch eine gewiſſe traditionelle Poeſie, welche die Vergangenheit des Volks, ſeine Leidenſchaften, Sitten und

die wesentlichsten Momente seiner Entwickelung in treuen Zügen wiederspiegelt, und dadurch auch für den Geschichtsforscher von größter Bedeutung ist. Ohne diese reiche und belebende Quelle würde die Geschichte des Volks in eine trockene Aufzählung seiner kriegerischen Erfolge und Unfälle zusammenschrumpfen und uns über die wesentlichsten Triebfedern seiner Kraftäußerung ganz im Dunkeln lassen.

Als solche Triebfedern hebe ich besonders hervor den unerschütterlichen Glauben des Volks an die Satzungen seiner Kirche, verbunden mit einer unbegrenzten Sucht nach Ruhm und Auszeichnung. Jener Glaube umschlang die buntgewürfelten Reiterhorden nicht nur mit einem gemeinsamen, festen Bande, sondern ließ sie auch die Bekämpfung der Ungläubigen (wozu bekanntlich nach der orthodoxen Kirche nicht blos die Tataren gehören) als ein gottgefälliges, heiliges Werk erscheinen. Ihre Ruhmsucht — der ein weites Feld der Befriedigung offen stand, denn jeder Kosak konnte Hetmann werden — trieb sie in Kampf und Gefahr, und sie gingen dem Tode mit fatalistischem Gleichmuthe entgegen, weil sie fest darauf rechneten, im Himmel für ihre Tapferkeit belohnt zu werden. Zu gleicher Zeit waren sie nicht unempfänglich für einen guten Nachruhm auf Erden; der Gedanke, verherrlicht zu werden im Liede, fortzuleben im Munde des Volks, war ihnen ein Sporn zu den kühnsten Thaten und Wagnissen.

„Der junge Kosak mußte untergehn
Wie die Blume der Steppe in Sturmeswehn;
Doch sein Ruhm starb nicht mit ihm — noch in spätster Zeit
Singen, preisen die Kosaken seine Tapferkeit.“

Dieser Schluß des Liedes, welches die Thaten Iwan Konowtschenko's rühmt, findet in vielen ähnlichen Liedern des Landes seinen Wiederklang.

„Mir, Mütterchen, macht es nicht Ehre noch Vergnügen,
Einem Bauersmann gleich das Feld zu pflügen,
Meine gelben Stiefel im Koth zu beschmutzen,
Meine kostbaren Kleider am Pflug abzunutzen:
Mich treibt es nach Tabin, der Stadt, von hinnen,
Dort ritterlichen Ruhm und Ehre zu gewinnen!“

So ruft der junge Kosak seiner Mutter zu, die ihn abhalten will dem Aufgebote des Hetmann Chwilo'nenko zu folgen.

Um auch durch eins unter vielen Beispielen das religiöse Element zu veranschaulichen, welches einen Grundton in den Kosakenliedern bildet, führe ich die Stelle aus der berühmten Duma: »Der Sturm auf dem Schwarzen Meere« an, in welcher der Hetmann den drohenden Untergang seiner Flotte sich nicht anders erklären kann, als daß einer der Kosaken den Zorn Gottes durch ein Verbrechen auf sich gezogen haben müsse. Er ruft den Kosaken zu:

„Naht Euch allesammt, sagt Eure Sünden her,
Und der Schuldige soll sterben im Schwarzen Meer!“
Und in Schweigen stand der Kosaken Schaar,
Denn es wußte Keiner wer schuldig war . . .

Da tritt einer herzu, ein Priestersohn, der sich erbietet zur Rettung der Andern zu sterben. Aber die Kosaken wollen das nicht zugeben, weil sie behaupten, er sei besser und klüger denn sie Alle. Darauf beichtet der Priestersohn seine Sünden, wobei er unter andern auch bekennt:

„Ich pflegte die Kirchen vorbei zu jagen
Ohne mein Haupt zu entblößen und das Kreuz zu schlagen —
Für meine Sünden, Brüder, muß ich jetzt untergehn!“

Aber:

„Als noch Alexis, Sohn des Priesters, seine Beichte sprach,
Ließ der Sturm auf dem Schwarzen Meere nach;
Die Flotte ward gerettet durch des Höchsten Hand,
Und kam glücklich bei der Insel von Tentra an's Land.“

Dieſe wunderbare Rettung veranlaßte den Prieſterſohn den Koſaken die weiſe Lehre zu geben:

„Treu ſollen wir Liebe zum Nächſten üben,
Nie durch böſe That Vater und Mutter betrüben;
Den Menſchen, die gerecht vor dem Herren ſtehn,
Wird es wohl auf Erden und im Himmel gehn!
Des Mörders Schwert bringt ihnen nicht den Tod,
Der Eltern Gebet führt ſie aus Sturm und Noth,
Macht von Todſünden ihre Seele rein,
Wird ihr Schutz zu Meer und zu Lande ſein!“

Der Tod iſt dem Koſaken nur ſchrecklich, wenn er ihn durch Sünde herbeigeführt hat, oder wenn er ihn fern von der Heimat erleiden muß:

„O, wohl wußte der Koſak, er würde doppelt leiden,
Ohne ſeine treuen Gefährten vom Leben zu ſcheiden!“

Denn fern von ſeinen Brüdern findet er nicht die ehrenvolle Beſtattung die dem Tode erſt die rechte Weihe giebt. Da wird kein Trauermahl gehalten, wird kein Kreuz auf ſein Grab gepflanzt und kein Segen darüber geſprochen.

Worin die Begräbnißfeierlichkeiten bei den Koſaken beſtanden, wird uns, wie in vielen andern Liedern, ſo auch in dem vorhin erwähnten Liede zu Ehren Konowtſchenko's ausführlich geſchildert:

„Mit ihren Schwertern gruben die Koſaken ſein Grab,
Mit den Mützen trugen ſie die Erde ab,
Senkten die Leiche hinein und beſtatteten ſo
Der Wittwe Sohn Iwan Konowtſchenko!
Darauf ließen ſie aus Pfeifen, ſieben Spannen lang,
Und aus Kriegshörnern mit dumpfem Klang
Eine klagende Trauermuſik erſchallen,
Zum Ruhme des Koſaken der im Felde gefallen.“

Die Mutter des Gefallenen aber bereitet ein großes Trauermahl, wozu alle Koſaken eingeladen werden:

„Dem Führer ſchenkt ſie des Sohnes Roß,
Und dem Aelt'ſten des Heeres ſein Schwert und Geſchoß.“

Auffallend ist der tief melancholische Zug, welcher durch die meisten, um nicht zu sagen alle Lieder der Kosaken, sowie überhaupt durch die Volkslieder der Slaven geht. Bei dem Volke mag dieser Zug seine Erklärung finden durch den schweren Druck der auf ihm lastete und der es nie zu rechtem Lebensgenusse kommen ließ, — den Kosaken mochte einestheils die drückende Leere und Einförmigkeit des Lebens, welche jedesmal den wilden Aufregungen des Krieges folgt, andererseits die häufige und lange Trennung von der ihnen über Alles theuern Heimat Stoff genug zu traurigen Betrachtungen bieten. In der That scheint das Heimweh des Kosaken zu seinem Steppenlande noch stärker gewesen zu sein als dasjenige des Schweizers nach seinen Bergen. Er konnte nicht scheiden von der Heimat ohne eine Handvoll Erde mitzunehmen, die er neben seinem Heiligenbilde auf der Brust trug, die sein Trost war in der Ferne, und die er küßte, wenn er sterben mußte unter Feindesband. Ein eben so hervorragender Zug wie ihre Liebe zur Heimat, war die fromme Anhänglichkeit der Kosaken an Vater und Mutter. Unglücklich derjenige, dem die Eltern früh gestorben waren, oder der sie vielleicht niemals gekannt. Das Leben drückte ihn wie eine schwere Bürde; nichts gelang ihm nach Wunsch, weil ihm zu Allem der elterliche Segen fehlte. Er möchte sich ertränken im Wasser seines heimatlichen Stromes, aber die Religion, sein letzter Trost spricht zu ihm: »Ertränke Dich nicht, Kosak, denn Du verlierst Deine Seele!«

„Mutter, Mutter, ach vergebens
Gabst Du Deinem Sohn das Leben,
Ohne ihm am Glück des Lebens
Seinen Antheil auch zu geben!

Ungetauft mußt' ich verderben,
Half mir keine Christenhand;
Vater, Mutter mußten sterben,
Und dazu mein Vaterland.

Fühlt kein Herz mit mir gemeinsam,
Todt sind alle meine Lieben;
Ach! warum verwaist und einsam
Bin ich hier zurückgeblieben!

Wüßt' ich doch ein einzig Wesen,
Das sich meinem Herzen einte,
Das, wie ich, zum Gram erlesen,
Mit mir litte, mit mir weinte.

Dem das Auge thränt', wie meines,
Wie der Thau vom Baume fällt —
Aber ach! ich finde keines
Auf der weiten Gotteswelt!"

Lassen solche Lieder nicht tiefere Blicke in das Herz des Volkes thun, gewähren sie nicht reichere Belehrung und erwecken sie nicht ein menschlicheres Interesse als die Aufzählung wüster Kämpfe und Raubzüge? Es ist eine fruchtbare Aufgabe für den Denker, die Widersprüche zu lösen, welche zwischen dem äußeren und inneren Leben dieses Volkes liegen, dessen selbstständige Rolle jetzt ausgespielt ist, welches aber als ein mächtiges Werkzeug in der Hand eines Mächtigen unzweifelhaft noch Thaten vollbringen wird, womit verglichen alle seine früheren Thaten in Nichts verschwinden . . .

Zum Schluß dieser poetischen Abschweifung möge hier noch ein älteres Lied seine Stelle finden, welches mir in Gehalt und Gestalt am besten geeignet scheint, die Eigenthümlichkeiten der denischen Volkspoesie zu veranschaulichen:

„Grüß' Dich, Väterchen! herrlicher, stiller Don!
Unser Ernährer Du, Don Iwanowitsch!
Geben zu Deinem Ruhm bei uns Sagen viel',
Geben Sagen viel', Dich zu verherrlichen.
Wie vor Zeiten sich wild Deine Flut ergoß,
Wie sie wild sich ergoß, und doch klar und rein; —
Aber jetzt, mein Ernährer! so trüb fließest Du,
Hast getrübt Dich von oben bis unten hin! —

Sprach zur Antwort der herrliche, stille Don:
Aber wie soll ich nicht trübe, nicht finster sein!
Hab' ich zieh'n lassen meine hellen Falken all',
Meine hellen Falken, die Kosaken vom Don!
Spült sich ab ohne sie mein Uferland,
Streut hinab ohne sie viel gelben Sand ...“

Angeregt durch solche Erzeugnisse der alten Zeit, so wie durch sein wechselvolles Leben, fühlt der Kosak auch noch heute das Bedürfniß, seinen Gefühlen in Versen Luft zu machen, bei der Trennung von der Geliebten, beim Abschiede von der Heimat und ähnlichen trübstimmenden Gelegenheiten.

Der Eine singt ein Lied, der Andere verbessert es, der Dritte fügt ein paar Verse hinzu, und so gestaltet sich zuletzt ein abgerundetes Ganzes daraus.[12])

* * *

Die Lebensweise der Kosaken ist so rauh und einfach, daß ein verwöhnter Reisender es nicht lange bei ihnen aushält. Fische aus dem Don gehören zu den Leckerbissen; Krautsuppen, Grütze mit Oel zubereitet, Melonen und grobes Brod bilden die gewöhnliche Nahrung.

Ehe ich Nowo-Tscherkask erreichte, hatte ich ein friedliches Abenteuer zu bestehen, welches sich nimmer aus meiner Erinnerung verwischen wird.

Ich war die ganze Nacht durchgefahren, hatte den folgenden Tag nichts gegessen als ein Stück Schwarzbrod, und müde und hungrig kam ich mit anbrechendem Abend in einer Stanitza an, deren Aeußeres nichts weniger als einladend war.

Inmitten schöner Gegenden kann der Reisende oft Tage lang Essen und Trinken vergessen bei der steten Abwechselung der Bilder, die sich vor seinem Auge entrollen. Es ist, als ob die frische Bergluft und der Duft von Wiesen- und

Waldesgrün etwas Sättigendes habe, oder als ob der Magen durch das Auge mitgenösse.

In öden, flachen Gegenden aber, wie in den endlosen Steppen am Don, machen sich die Bedürfnisse unseres sterblichen Theiles doppelt fühlbar. Man hört nichts, als das Rasseln des Wagens und Pferdegestampf; man sieht nichts, als weite, wüste Flächen. Kommt dazu noch schlechtes Wetter und schlechte Wege, wie ich's den ganzen Tag hindurch gefunden hatte, so möchte man umkommen vor Ekel und Unmuth.

In einem solchen Gemüthszustande kam ich in der Stanitza an. Der Wagen hielt in der Mitte des Dorfes still, und ich schickte meinen Diener auf Kundschaft aus, um ein Obdach und warmes Essen aufzutreiben.

»Hier im Dorfe ist kein Wirthshaus, und Sie werden schwerlich etwas zu essen finden,« rief mir eine freundliche Frau von mittleren Jahren durch das offen stehende Fenster ihrer Hütte zu, »wenn Sie aber mit unserer schlechten Kost vorlieb nehmen wollen, so sollen Sie uns willkommen sein; wir sind gerade beim Abendessen.«

Sie sagte mir dies in so einladend freundlichem Ton, und ihr Gesicht hatte einen so frommen, gemüthlichen Ausdruck, daß ich unwillkürlich bei mir dachte: das kann unmöglich eine gewöhnliche Kosakin sein! Es fehlt ihr ganz jener trotzige, determinirte Ausdruck, welcher den Weibern der Kosaken vom Don eigen ist.

Und ihrer Einladung folgend, trat ich in's Haus. Da saßen an einem weißen tannenen Tische drei Mädchen, von denen das älteste etwa zwölf Jahre zählen mochte, und ein Knabe von ungefähr vierzehn Jahren. Sie standen alle auf, als ich in die Stube trat, grüßten mich freundlich bescheiden, und wollten sich nicht wieder setzen, bis ich selbst unter ihnen Platz genommen hatte.

Auf dem Tische dampfte einladend das Abendessen, bestehend aus einer Krautsuppe mit Grütze.

Die Wohnstube, das Haus- und Tischgeräth, alles zeugte von großer Armuth, war aber so rein und sauber gehalten, daß das Auge gern darauf weilte. Decke und Wände waren blendend weiß angestrichen, Thür und Fenster sauber gewaschen. Auf einem kleinen, alten Schränkchen stand das ärmliche, blankgescheuerte Küchengeräth, und in der Ecke hing ein Heiligenbild mit einem brennenden Lämpchen davor.

Die Art und Weise, wie die gute Frau mir ihr frugales Abendessen anbot, und meinen Teller füllte, hatte etwas so Gefälliges, Ungezwungenes, wie man es sonst nicht bei Frauen dieses Standes zu sehen gewohnt ist. Man sah es ihren Augen an, daß sie gern gab, was sie hatte, und sie schien mit Wohlgefallen zu bemerken, daß ich mir die Suppe nach Herzenslust schmecken ließ.

Während des Essens und nach Tische unterhielt ich mich, so gut ich konnte, mit meiner freundlichen Wirthin und wußte bald ihre ganze Lebensgeschichte.

Sie war aus dem Gouvernement Poltawa gebürtig, hatte aber schon in früher Kindheit mit ihrem Vater, einem Offizier von bekannter Familie, nach Sibirien wandern müssen. Ihr Vater starb in der Verbannung, und eine wohlthätige Frau nahm sich des verwaisten Mädchens an. Sie blieb eine Reihe von Jahren im Hause dieser guten Frau, erhielt hier eine Art Erziehung und Unterricht, und heirathete später einen Chorundschi*), dem sie in ihrem zwanzigsten Jahre in sein donisches Heimatland folgte.

Eine geraume Zeit lebte sie hier glücklich und zufrieden, bis auch der Gatte ihr durch den Tod entrissen wurde. Seitdem hatte sie immer mit Noth und Unglück zu kämpfen gehabt,

*) Der unterste Offiziersrang bei den Kosaken.

und ihren einzigen Trost in ihren Kindern gefunden, deren Unterhalt und Erziehung all' ihre Kräfte gewidmet waren.

»Die Kinder lesen schon recht hübsch, — sagte sie, — ich habe nur immer so wenig Zeit, mich mit ihnen zu beschäftigen. Sascha,*) hol' einmal Dein Buch her und lies dem fremden Herrn etwas vor.«

Ich besah das Buch, und war nicht wenig erstaunt, eine russische Uebersetzung des zweiten Bandes der Campe'schen Jugendschriften vor Augen zu haben.

Die Kinder lasen mir alle nach der Reihe etwas vor, und es ging wirklich recht hübsch, wie ihre Mutter gesagt hatte. Doch die Pferde waren schon seit einer Stunde angespannt, die Zeit drängte, ich mußte daran.

Ich küßte freundlich die Kinder und nahm Abschied von der Mutter mit einem herzlichen Händedruck, bei welcher Gelegenheit ich ihr ein Geldstück in die Hand schlüpfen ließ.

Aber ohne zu sehen, was es war, reichte sie mir das Geld zurück mit den Worten: »Ihr Geld mag ich nicht!« und dabei sah sie mich an mit einem Blicke, der mir durch die Seele ging.

Ich begriff im Nu, welchen Mißgriff ich gethan, wie sehr ich durch mein Geldanbieten die gute Frau beleidigt hatte, und wandte all' meine Beredsamkeit auf, den Fehler wieder gut zu machen; aber Fehler dieser Art lassen sich leider nicht wieder gut machen. Das ist der Fluch der Armuth, daß all' ihre Handlungen, mögen sie noch so uneigennützig sein, niedrigem Interesse zugeschrieben werden.

»O Gott,« sagte die gute Frau, »kann ich denn nicht einmal mein Stück Brot mit einem Fremden theilen, ohne glauben zu machen, ich thue es für Geld? Ich habe mich so gefreut, Sie bei mir zu sehen, und nun muß es so kommen!« —

*) Diminutivum von Alexander.

Nowo-Tscherkask, die Hauptstaniza des Landes der Kosaken vom Don, breitet sich malerisch über die grünen Abhänge eines hochaufgeschwellten Hügelzuges aus.

Ich nenne den Ort, trotz seines bedeutenden Umfanges, eine Staniza, weil das Ganze ein zu dorfähnliches Ansehen hat, um den Namen einer Stadt zu verdienen.

Die krummen, ungepflasterten Straßen, die kleinen, bunt zusammengewürfelten Häuser, die malerischen Trachten der Einwohner, geben dem Orte ein ganz orientalisches Gepräge, welches nur hin und wieder durch einige, in europäischem Geschmack erbaute Kronsgebäude und Paläste unterbrochen wird.

Die Hauptvorzüge von Nowo-Tscherkask sind der gute, billige Wein und die hübschen Frauen, die man hier findet. So viele schlank gebaute Mädchen, mit leichtem Gange und feinem Gesichte, wie hier, habe ich in keiner russischen Stadt gesehen.

Doch, wir dürfen nicht lange weilen in der hügelgetragenen Staniza, und müssen wieder hinabsteigen in die Ebene, denn noch weit ist der Weg, den wir zu pilgern haben, bis zu Georgiens blühenden Fluren . . .

Der Himmel drohte auf's Neue mit Regen, und ich gab den Jämschtschiks doppelte Trinkgelder, um so schnell als möglich Stawropol, die ciskaukasische Hauptstadt zu erreichen.

Die im Sommer hier zwischen dem Don und dem Bolschoi Ozero*) nomadisirenden Kalmüken hatten schon ihre Zelte niedergeschlagen, und ihre Winterbehausungen in Ciskaukasien bezogen.

Ich ließ in einem Kalmükendorfe anhalten, um zu frühstücken, verlor aber allen Appetit, noch ehe ich eine dieser

*) Zu deutsch: der große See. Dieser See wird nach dem Flusse Manytsch auch Ozero Manytsch genannt.

dumpfen, roh aufgeworfenen Hütten betrat, wo die Menschen mit ihrem Vieh zusammen wohnen und sich von letzterm nur durch größeren Schmutz unterscheiden.

Trotzdem konnte ich nicht umhin, nachdem ich die Schwelle der Hütte einmal überschritten hatte, meine Selbstbeherrschung an dem Genusse eines mir dargebotenen Kruges Milch zu üben.

Ich gab dem Kalmüken, welcher mir den Krug gereicht hatte, einen Tschetwertak,*) den er augenscheinlich mit größerer Befriedigung betrachtete, als ich seine schmutzigen Hände. Er gab mir durch Zeichen und gebrochene russische Worte zu verstehen, ich möchte noch einen Augenblick in der Hütte verweilen; er werde gleich zurückkommen und mir etwas Besonderes mitbringen. Darauf ging er hastigen Schrittes davon.

»Was das schwarze Bilsenkraut, welches die Ufer des Don entlang wuchert, unter den Kräutern, das sind die Kalmüken unter den Bewohnern der Steppe.« Solche und ähnliche Gedanken fuhren mir durch den Kopf, als nach kurzer Abwesenheit mein Wirth wieder eintrat, gefolgt von einem ältlichen, etwas sauberer aussehenden Manne, der ein sorgfältig zusammengeschlagenes Tuch vor mir ausbreitete, welches verschiedene kleine Bilder und Schnitzarbeiten enthielt. Es waren Thier- und Menschenfiguren, deren Anlage keinen besonderen Kunstsinn verrieth, deren Ausführung aber von einer Kunstfertigkeit zeugte, welche ich bei diesen Nomadenstämmen nimmer erwartet hätte. Die mit großer Sicherheit aus Holz geschnitzten Kühe hatte der alte Mann selbst verfertigt; die Bilder aber waren von seinem Bruder, der, wie ich belehrt wurde, die Farben dazu aus Nowo-Tscherkask holte.

Ich freute mich, unter dieser rohen Wanderhorde wenigstens eine Spur schaffender Geistesthätigkeit zu entdecken,

*) Ein Silberstück von 25 Kopeken.

kaufte für ein Billiges einige der Bilder, und begab mich dann wieder auf die Reise, um noch vor anbrechendem Abend die Staniza Donskaja zu erreichen.

Hier blieb ich zur Nacht, da der Poſthalter ſich weigerte, mir Pferde zur Weiterreiſe zu geben, weil, wie er ſagte, die Wege durch die nächtlich in der Gegend umherſtreifenden, räuberiſchen Nagaizen unſicher gemacht werden.

Die Gleichförmigkeit in Kleidung und Bewaffnung der kaukaſiſchen Koſaken und der feindlichen Bergvölker macht, daß nur ein geübter Blick die Einen von den Andern zu unterſcheiden vermag, und der Reiſende, welcher zum Erſtenmale dieſes Weges zieht, glaubt ſchon mitten unter den Tſcherkeſſen zu ſein, wenn er die ſtattlichen Linienkoſaken in ihrer Pelzmütze und dem kaukaſiſchen Waffenrock an ſich vorüberſprengen ſieht. —

Ich verließ Donskaja mit anbrechendem Morgen, und gelangte ſchon um Mittag nach Stawropol, der Hauptſtadt der ciskaukaſiſchen Länder.

Kleine, unanſehnliche Häuſer, krumme, ſchmutzige, ungepflaſterte Straßen, belebt von ruſſiſchen Grauröcken, friedlichen Tſcherkeſſen, Koſaken, Perſern und Tataren — dies iſt Alles was mir von dieſem Orte im Gedächtniß geblieben, der, früher ein elendes Dorf, im Jahre 1785 zu dem Range einer Stadt erhoben wurde, aber noch heute nichts davon hat als den Namen.

Hinter Stawropol nimmt das Land ſchon ein kriegeriſches Gepräge an. Auf den Hügeln, welche ſich zu beiden Seiten des Weges hinziehen, brennen Wachtfeuer, umlagert von Linienkoſaken, welche ſich in ihren Waffenröcken mit der zottigen Burka*) darüber, gar ſtattlich ausnehmen; Patrouillen

*) Burka — ein kurzer Pelzmantel mit der rauhen Seite nach Außen gekehrt.

durchziehen die Straßen, und hin und wieder erblickt man eine Wyschka, d. h. ein hohes, Taubenschlag ähnliches Gerüst, in welchem oben zwei Kosaken stehen, die mit Fernröhren bewaffnet, nach allen Seiten umherspähen, um bei feindlichen Ueberfällen gleich das Allarmzeichen zu geben.

Da man aber, trotz der schärfsten Augen und der besten Fernröhre, bei trübem Wetter selbst in geringer Entfernung keinen Linienkosaken von einem Tscherkessen unterscheiden kann, so wird den Reisenden, wenn sie nicht eine starke Eskorte mit sich haben, nur bei ganz heiterm Himmel das Weiterreisen gestattet. Aus diesem Grunde mußte ich zwei Tage in Stawropol bleiben, ehe ich die Erlaubniß zur Fortsetzung meiner Reise erhielt.

Es war ein heller, aber feuchtkalter Morgen, als ich der ciskaukasischen Hauptstadt Lebewohl sagte.

In den ersten Stunden begegneten wir einer Menge, theils einzeln, theils in kleinen Abtheilungen reitender Kosaken; aber je mehr der Tag hereinbrach, desto stiller wurde es auf der Straße. Unfern Staro-Marjewska, etwa dreißig Werst hinter Stawropol, lagen vier Kosaken neben dem halb erloschenen Wachtfeuer auf ihren Burka's ausgestreckt, in tiefem Schlafe. Eine Patrouille ritt vorüber; die Reiter lachten beim Anblick ihrer schlafenden Kameraden, aber trabten weiter ohne sie zu wecken.

Hierauf verging über eine Stunde, ehe mir wieder eine Patrouille zu Gesicht kam.

Kaum ein Paar Minuten waren verflossen seit die Reiter hinter uns verschwanden, als fernes Glockengetön uns das Nahen einer Kuriertroika verkündete.

Das russischen Kutscherohren so lieblich klingende Gebimmel der Glöckchen von Waldai trieb auch meinen Jämschtschik zu größerer Eile an. Er brummte einen lustigen Fluch durch die Zähne und schnalzte den Pferden ermunternd zu.

Schon konnten wir das fern herbrauſende Dreigeſpann deutlich ſehen, und immer heller klang uns das Glockengetön entgegen. Plötzlich trifft ein lang gezogenes, laut gellendes Pfeifen unſer Ohr; wir ſpähen umher: in der Mitte zwiſchen uns und der Troika taucht eine lange Geſtalt auf, und wiederum erſchallt, dieſes Mal in drei kurzen Stößen, ein weithin gellendes Pfeifen.

Der Jämſchtſchik hält mit aller Kraft ſeine Pferde zurück, und richtet ſich auf, um die Blicke umherſchweifen zu laſſen. Doch ſchnell ſetzt er ſich wieder und treibt ſeine Pferde zur Umkehr an, denn wie aus der Erde geſtampft erſcheinen drei Reiter auf der Heerſtraße und ſprengen in geſtrecktem Galopp der kaum noch funfzig Schritt entfernten Troika entgegen. — Ein Schuß fällt — der Kutſcher ſtürzt vom Bocke; in demſelben Augenblicke erſcheinen noch zwei andere Reiter, jeder ein geſatteltes Pferd neben ſich am Zügel führend. Mit Blitzesſchnelle ſind die beiden in der Teléga Sitzenden gebunden, auf's Pferd geworfen, und ſchnell wie der Sturm der die Steppe fegt, jagen die Reiter mit ihren Gefangenen davon, nach der Richtung des Kuban zu, woher ſie gekommen waren.

Viertes Kapitel.

Ueber den Kaukasus nach Tiflis.

Ataschikoff, ein durch seine Tollkühnheit bekannter Kosaken-Offizier, hatte, von einer hohen Person beleidigt, geschworen an den Russen Rache zu nehmen. Das Jahr 1844 war zu einem Vernichtungsfeldzuge gegen die Bergvölker bestimmt. Ungeheure Streitkräfte wurden aus Rußland herbeigezogen, neue Befehlshaber ernannt, neue Verfügungen getroffen.

Ataschikoff wußte, daß Gleboff, einer der Adjutanten des Obergenerals von Reidhart, ausersehen war, den neuen Operationsplan von Tiflis nach Petersburg zu bringen.

Hieran knüpfte er sein Vorhaben, den Kurier mit seinen Depeschen aufzufangen und den Händen der Tscherkessen zu überliefern, wo er einer glänzenden Belohnung gewiß sein durfte.

Er reitet in's feindliche Lager, und es gelingt ihm bald, sich mit den Tscherkessenhäuptlingen zu verständigen. Sechs Reiter werden ihm mitgegeben, um seine Schritte zu überwachen, ihm bei seinem Unternehmen behülflich zu sein, oder im Fall eines Verraths ihn selbst niederzuschießen.

Wir haben gesehen wie sein Handstreich ihm glückte, dessen Ausführung absichtlich in eine Gegend verlegt war, welche sonst für eine der gefahrlosesten im Kaukasus gilt.

Erſt nach mehreren Monaten ſchwerer Gefangenſchaft wurde Gleboff ſammt ſeinem Diener gegen ein Löſegeld von etwa zwei tauſend Thaler wieder auf freien Fuß geſetzt. Ich lernte ihn ſpäter in Tiflis kennen und aus ſeinem eigenen Munde erfuhr ich die hier mitgetheilten Einzelnheiten.

Es iſt dies derſelbe Gleboff, der bei dem unglücklichen Duell im Kaukaſus, in welchem Lermontoff erſchoſſen wurde, ſekundirte.

Er ſelbſt fand, kaum einige zwanzig Jahre alt, ſeinen Tod bei der Erſtürmung von Dargo, unter Fürſt Woronzoff.

* * *

Hinter uns liegt die Steppe und vor uns auf ſteigt der Kaukaſus.

Wie das Herz ſich erbebt mit den Bergen, und wie das Auge klarer wird beim Anſchauen ihrer leuchtenden Gipfel! Von dort, wo der vielgeſpaltene Kuban ſeine ſchlammigen Wogen in den tückiſchen Pontus wälzt, bis zu den Feuertempeln am kaſpiſchen Meere, läuft wild gezackt und zerklüftet die hohe Gebirgsmauer, welche Aſien von Europa trennt.

Aus der friſchen, kräftigen Pflanzenwelt zu ihren Füßen, aus dem dunkeln Grün, das hier als breiter Gürtel ihre Flanken umkleidet, dort in launenhaft zerriſſenen Grasmatten hoch hinaufkriecht an den ungethümen Felsmaſſen, ſteigen die Berge empor in nackter Schöne, bis wo der demantene Winterſchleier in blendender Weiße von den himmelanſtrebenden Kuppen auf ihre gewaltigen Schultern herabfällt.

Hoch hinaus über dieſen, in wunderbarem Farbenſpiel ſchimmernden Maſſen, zeichnen zur Linken der Kasbek, zur Rechten der Elborus, und in gleicher Entfernung von beiden der pyramidenförmige Paßmymtha ihre weißen Häupter am blauen Himmel ab.

Kein europäiſches Gebirge gewährt in ſeiner Geſammtheit einen ſo überwältigend ſchönen Anblick, als der Kaukaſus, wie er ſich dem aus der Steppe kommenden Wanderer zeigt.

Hier iſt kein vermittelnder Uebergang, kein ſtörendes Vorgebirge, das den Anblick des großen Ganzen erſchwert.

Entweder erſcheint der Himmel grau umwölkt, dichte Nebel beſchränken den ſpähenden Blick und man wähnt noch mitten in der Steppe zu ſein — oder der Wolkenſchleier zerreißt, der Nebel fällt, und das Gebirge ſteht da in ſeiner ganzen Glorie.

So ſah ich es zum Erſtenmale bei Jekaterinograd, der unter Katharina II. gegründeten, hart an der Kabardah gelegenen Koſakenſtadt, wo der Weg, der uns aus Rußland hierhergeführt, ſich in zwei Arme ſpaltet, davon der eine dem kaſpiſchen Meere zuläuft, während der andere ſich erſt in ſchwindelnder Höhe mitten durch den Kaukaſus windet und dann in's Herz von Georgien niederſteigt.

Wir folgen dem letzteren Wege, wie er dem Laufe des Terek entgegen, der hier die große von der kleinen Kabardah trennt, uns über Wladikawkas in mühſamen Krümmungen auf den Rücken der Gebirge führt.

Zwiſchen hochaufgethürmten Kalkſteinmauern, wild zerriſſenen Schieferfelſen, über ſchauerliche Abgründe hinweg, wo ungeheure Protogynmaſſen aus dem ſchwarzen Schieferagglomerat hervorbrechen, gelangen wir durch den altberühmten Engpaß von Darjel zum Dorfe Kasbek, nachdem wir in Lars zum letzten Male friſche Pferde genommen. Bald wird uns der Weg verſperrt durch gewaltige Schneemaſſen, bald durch losgebrochene Granitblöcke und Steingerölle, bald durch ein ungeſchlachtes oſſetiſches Fuhrwerk, oder durch eine Karawane bedächtig einherſchreitender Kameele, deren zähe Wüſtennatur auch vor den eiſigen Gebirgspfaden des Kaukaſus nicht zurückbebt.

Das Dorf Kasbek (bei den Georgiern auch Stepan Tzminda genannt) liegt am Fuße des Bergesriesen, deſſen Namen es trägt, und deſſen Kuppe den zweithöchſten Punkt der vulkaniſchen Kette bildet, welche den Kaukaſus von Nordoſt nach Südweſt durchzieht.[13])

Steif und zerſchlagen von der mühſamen Reiſe, welche ich, der Schwierigkeit des Weges halber, von Lars bis Stepan Tzminde faſt ganz zu Fuß gemacht hatte, kam ich Abends im Dorfe an.

Aber es duldete mich nicht lange in den dumpfen Zimmern. Nach kurzer Erholung eilte ich wieder hinaus in die friſche Luft, und trotz der heftigen Kälte brachte ich die halbe Nacht unter freiem Himmel zu, verloren im Anſchauen der großartigen Bilder, welche ſich im klarſten Mondſchein vor meinen Blicken entrollten.

Der plötzliche Uebergang von der Steppe zum Gebirge, die gewaltigen Eindrücke des Tages, die unwillkürlich auftauchenden hiſtoriſchen Erinnerungen; der Gedanke, jetzt mitten in dem altberühmten Kaukaſus zu weilen, den die Einen die Wiege des Menſchengeſchlechts, Andere die Mauer nennen, daran die Völkerwogen ſich brachen, welche aus Mittelaſien einſt über Europa herabſtürzten — all' dieſes hatte mich ſo mächtig aufgeregt, daß ich die neue Welt um mich her mit doppelter Lebendigkeit erfaßte.

Vor mir auf ſtieg in ſchauerlicher Schöne der gigantiſche Kasbek, der vielbeſungene, ſagengeheiligte Berg, von deſſen Gipfeln periodiſch alle ſechs oder ſieben Jahre die dort angehäuften Schnee- und Eismaſſen in furchtbaren Lawinen herabſtürzen, Menſchen und Dörfer in ihrem Falle begrabend.

Nach zwei Meeren ſtreckt er ſeine Arme aus; auf zwei Welttheile ſchauen ſeine weithinleuchtenden Augen; derweilen die Länder der Oſſeten, der Kiſti, der Galgai, zu ſeinen Füßen ſich winden.

Ich finde die Eindrücke, die jene herrliche Nacht auf mich machte, in meinem Tagebuche in Reim und Vers verzeichnet, und glaube wenigſtens Einiges davon hier wiedergeben zu müſſen, als unmittelbaren Ausdruck der Empfindungen, welche die Gebirgswelt in mir erzeugte.

Der Kasbék.

Am Kasbék, dem mächt'gen, ſtand ich
Spät in mondenheller Nacht,
Und empor die Blicke wandt' ich
Zu des Berges hoher Pracht.

Sah den Wind die Wolken jagen
Von den Höh'n, den eiſig nackten,
Sah die ſteilen Felſen ragen
Die des Berges Leib umzackten.

Sah des Terek's Fluten brauſen
Unter wildem Schaumgeleck —
Und verwundert und voll Grauſen
Sprach ich alſo zum Kasbék:

„Bergesgreis! hoch wie die Sterne
Schaut dein leuchtend Haupt gen Morgen,
Dem Geräuſch der Erde ferne,
Ferne auch von ihren Sorgen.

Sieh, dich trifft der Sonne letzter
Und der Sonne erſter Gruß,
Und auf deine Höhen ſetzt der
Adler nur den kühnen Fuß.

Schätze füllen deine Speicher,
Geiſter dienen deiner Macht;
Und ſo ſtehſt du da in reicher
Angeſtaunter Wunderpracht!

Prangst in schimmerndem Geschmeide,
Von Demant ist deine Kron';
Schaust mit steizer Vaterfreude
Terek, deinen wilden Sohn.

Der in's Thal fliegt, wellbefiedert,
Dir stets fern und doch stets nah —
Mit dem Meere dich verbrüdert,
Das du nie, das dich nie sah!

Deines Haupts ein leises Schütteln
Dröhnt tief bis zur Erde Schoß,
Macht die starren Felsen rütteln,
Reißt die Schneelawine los;

Daß sie unter Sturmesrollen,
Selbst ein Berg, vom Berge springt,
Und auf ihrem schreckensvollen
Laufe Tod und Wehe bringt."

Und ich schwieg. Ein schaurig Bangen
Faßte mich im nächt'gen Graus;
Der Kasbek streckt seine langen
Schattenarme nach mir aus.

Geisterhaft im Schneezeglimme
Sich der Schein des Mondes brach . . .
Sieh, da klang's wie eine Stimme,
Die herab vom Berge sprach:

„Kleiner Mensch! mit deinen kleinen
Sorgen, und der großen Angst!
Der du staunst ob meinen Steinen,
Und vor meinem Schnee erbangst.

Wende ruhig heimwärts deine
Schritte in des Thales Schoß;
Glücklicher als du das meine,
Preise ich dein Erdenloos!

Unten freut Ihr Euch gemeinsam,
Tragt gemeinsam Leid und Weh —
Während ich hier kalt und einsam
Zwischen Erd' und Himmel steh.

Kalt und einsam muß ich stehen,
Mir und Andern zum Verderben;
Muß die Menschen sterben sehen,
Und ich selber kann nicht sterben!

Wohl zuerst, zuletzt mir kehret
Sich die Sonne zu, die heiße —
Doch nur mich nie wärmt und nähret
Ihre Strahlenmilch, die weiße!

Sehe gern das bunte Treiben
In der schönen Menschenwelt —
Aber fern muß ich ihr bleiben,
Denn mich flieht was mir gefällt!

Selbst der Strom, den ich gezeugt:
Sieh, wie er die Wellenschwingen
Rauschend hebt und mir entfleucht,
Um in's Thal hinabzuspringen!

Und zuweilen, unaufhaltsam
Faßt mich Zorn ob dem Geschicke,
Das mich festgebannt, gewaltsam
Einzwängt in die Eisesdicke.

Und dann rüttl' ich meine Glieder,
Reiße meinen Panzer los,
Schleud're Schnee und Felsen nieder
In des Thales grünen Schoß.

Krachend rollen die Lawinen
Ihren Schreckenspfad hinab,
Machen Häuser zu Ruinen,
Werden Tausenden zum Grab.

Aber ich, in froher Bloße,
Freue mich voll grimmer Luft,
Labe gierig meine Größe
An der heißen Himmelsbruft . . .“

Alſo ſprach Kasbek, der mächt'ge,
Und ich ſtand in tiefem Sinnen;
Durch das öde Grau'n, das nächt'ge,
Hört' ich's, einem Strom' gleich, rinnen.

Immer dunkler von den Gletſchern,
Von den hohen, rauſcht' und ſchwoll es,
Und in immer lauterm Plätſchern
Schäumend mir zu Füßen quoll es . . .

Seltſam wilde Regung fühlt ich,
Als ich ſtumm von dannen ſchlich —
Schöner Terek! nimmer hielt ich
Für ein Kind des Schmerzes dich!

* * *

Der Terek.

Wie ein großer Gedanke ſich losreißt aus
Dem Haupte eines Genius,
Alſo ſpringt aus des Kasbek ſteinernem Haus
Der brauſende Terekfluß;
Reißt ſich in ſprudelnder Luſt
Von der nährenden Bergesbruſt;
Rauſcht mit hellem Geplätſcher
Ueber die eiſigen Gletſcher —
Und die Steine und Felſen die feinen Wellen
Sich, trotzig hemmend, entgegen ſtellen,
Und das Krüppelgewächs und die Klötze zumal:
Lachend überſpringt er ſie,
Oder ſtark zwingt er ſie
Mit ſich hinunter in's blühende Thal.
Was ihm widerſteht, wird zerſtoben,
Denn ſeine Gewalt kommt von Oben!

Die Geiß, die wie er vom Felſen ſpringt,
Sich labend, aus ſeiner Welle trinkt;
Der Wandrer, der lechzend am Berghang ruht,
Erquickt ſich an ſeiner kühlen Flut.

Schwankende Büſche, uralte Bäume
Baden die Wurzeln im friſchen Geſchäume,
Es freu'n ſich die duftigen Blumen, die bunten,
Ob der lauten, tanzenden Wellen tiefunten,
Und es lockt der ſtürmiſche Bergesſohn
Durch Klagen, Murmeln und Schmeicheln,
Mach widerſtrebend Blümelein
Zu ſich in's Flutenbett herein . . .

Und nach Unten gewandt
Durchzieht er das Land
— Ein König im blitzenden Wellengeſchmeide —
Den Fluren zum Segen, den Menſchen zur Freude.
Und nichts hält ſeinen Lauf
Den ſtürmiſchen, auf.
Ohne Raſt, ohne Ruh
Eilt er dem Meere zu —
Und das Meer, unter wildem Jubelgebraus
Nimmt ihn auf in ſeinem weiten Haus.

Doch wie er im Meer
Seine Wohnung genommen,
Weiß man nicht mehr
Von wo er gekommen;
Man erkennt ihn nicht wieder
Aus der Zahl ſeiner Brüder,
Die, wie er, aus der Ferne herbeigeſchwommen.
Sein Name entſchwebt
— Ein leerer Schall —
Er ſelbſt aber lebt,
Ein Theil im All.

— Nach dieſem poetiſchen Erguſſe darf ich's meinen freundlichen Leſern nicht zumuthen, mich durch das Schneege-

ſtöber, den Schmutz, die Kälte, die Wärme, und alle die Drangſale und Gefahren zu begleiten, welche ich bei der Weiterreiſe durch den Kaukaſus zu überſtehen hatte.

Darum nur wenige Worte hier zum Schluß der Wanderung.

Wir verfolgen unſern mühſamen Weg nach Kobi; winden uns, hart an die ſteilen Felſenwände gedrückt, langſam über die furchtbaren Abgründe hinweg, die am Guda und Kreuzberg ſich vor uns aufthun in ſchauerlicher Tiefe; ſteigen über Kaſchaour nach Duiſchett in das lachende Thal der Aragua hinab, und noch vor Abend erreichen wir Duſchett, die erſte georgiſche Stadt am Fuße des Kaukaſus . . .

Hinter uns liegt das Gebirge, in ſeiner eiſigen Pracht, mit ſeinen Gletſchern, Abgründen, Felswänden und Schluchten — und vor uns liegt ein blühendes Land, durchzogen von ſanftgeſchwellten, grünen Hügelreihen, und durchrauſcht von der Aragua laut plätſchernden Wellen.

Noch klebt der Schnee an den Stiefeln, womit wir die Blumen zertreten, die zu unſern Füßen blüh'n.

Leiſe ſäuſelt der Wind durch das Laub der Akazien; in rieſiger Dicke und Höhe ſchlingt ſich der Weinſtock empor; auf den Zweigen der Mandelbäume wiegen ſich die Sänger des Waldes; — aus der ſtarren Winterlandſchaft ſind wir in einen Garten getreten, wo es duftet und glüht von Blumen und Sonnenſchein.

In Mzchethi, wo die Aragua ihre Wellen mit denen des Kyros miſcht, machen wir zum letzten Male Halt, und wenige Stunden darauf erreichen wir Tiflis, die Hauptſtadt Georgiens.

Fünftes Kapitel.

Mirza-Schaffy, der Weise von Gjändsha.

Einige Moskauer Freunde, welche dem neuen Statthalter nach Georgien gefolgt waren, hatten die Aufmerksamkeit, meine Ankunft in der alten Kyrosstadt durch ein heiteres Festmahl zu feiern. Und um mir gleich einen Vorgeschmack des georgischen Lebens zu geben, war bei der Tafel Alles nach asiatischem Brauche geordnet.

Junge Georgier in malerischen Gewändern trugen die Speisen auf; ein schlanker Armenier kredenzte in gigantischen, silbergezierten Büffelhörnern die feurigen, blutrothen Weine von Kachetes; ein persischer Sänger in blauem Talar und hochaufstrebender, pyramidenförmiger Mütze, mit einem feingeschnittenen, verschmitzten Gesichte und blaubemalten Fingerspitzen, spielte die Tschengjir*) und sang dazu die lieblichsten Oden von Hafis.

Wohin ich mein staunendes Auge schweifen ließ, entdeckte ich Ueberraschendes und Neues. Ich lebte in Wirklichkeit eines der Märchen der Tausend und Einen Nacht, wovon ich als Kind so oft gelesen und geträumt. In erquicklicher Abwechslung wurde gegessen, gelacht, erzählt, gespielt und gesungen, aber noch mehr — getrunken.

*) Ein Saiteninstrument.

In wunderbaren Weisen erſchollen die liebestollen Töne der Lieder des Sängers von Schiras; immer heller ſtrahlte der von Innen erzeugte Wiederſchein des blutrothen kachetiſchen Weines in den Geſichtern der Gäſte; auch bei mir blieb ſein Feuer nicht ohne Wirkung, aber mein reiſemüder Körper verlangte nach Ruhe. Seit vierzehn Tagen hatte ich kein Bett geſehen und die feuchten Nächte theils im Wagen, theils auf ärmlichem Teppich, in noch ärmlicheren Berghütten zugebracht. Ermüdet ſchloſſen ſich hin und wieder die Augen, und als ich dem Andrange des Schlafes nicht länger widerſtehen konnte, verließ ich die Geſellſchaft, um meine Wohnung aufzuſuchen.

Erſt als ich mich erhoben hatte, ſpürte ich die ganze gewaltige Wirkung des Weines, und in den Beinen noch viel mehr als im Kopfe, denn der kachetiſche Wein hat die Eigenſchaft, daß er nie Kopfſchmerz erzeugt, hingegen den untern Körper mit ſeltſamer Schwere belaſtet. Ich wäre ſicherlich nicht nach Hauſe gelangt, hätten ſich nicht einige der Herren meiner freundlich angenommen und mich durch die ungepflaſterten, hundedurchbellten Straßen von Tiflis in meine ſchützende Wohnung geleitet.

Es war eine mondhelle, duftige Nacht — eine jener zauberiſchen Nächte, wie man ſie nur unter Georgiens Himmel ſieht, wo der Mond ſo hell leuchtet, als ſei ſein Glanz nur ein, durch einen geheimnißvollen, zartgewebten Schleier gemildertes Sonnenlicht.

Die lange Wanderung durch die nächtliche Kühle hatte mich wieder etwas aufgefriſcht; gar zu lockend blinzelten die Sterne vom reinen Himmel her; in der Ferne ragten geiſterhaft die halbmondförmigen Gipfel des Kasbék empor, tief unter mir lag die Stadt in märchenhafter Schöne und dazwiſchen rollte der Kyros ſeine glänzenden Wogen.

Es faßte mich ein ſtarkes Gelüſten, mich der lieblichen Landſchaft vor meinen Fenſtern noch einen Augenblick zu er-

freuen; eine Thür führte aus meinem Zimmer auf eine hohe, rings um das Haus laufende Gallerie. Ich hatte unbemerkt gelassen, daß die Gallerie, ein ganz neues Machwerk, erst theilweise vollendet war, während auf verschiedenen Seiten die Bretter ungefügt und unbefestigt, auf den das Gerüst bildenden Balken lagen. Unter großer Anstrengung öffnete ich die zur Gallerie führende Thüre — es summten mir eben die Verse von Puschkin im Kopfe:

Auf Gruſiens*) Hügeln nächt'ges Dunkel liegt,
Vor mir Aragua's Wogen ſchäumen ꝛc.

Ich trat hinaus; das Brett, worauf ich getreten, wankte zu meinen Füßen — ein Schlag — ein Schrei, — und blutend und wimmernd lag ich unten im Hofe . . .

Ueber die nächſten Folgen dieſes Falles, der mir nahezu das Leben gekoſtet hätte, ſchweige ich, denn ein Tagebuch ſeiner Leiden führen, heißt doppelt leiden. Genüge es Euch zu wiſſen, daß ich an mehreren Stellen des Körpers gefährlich verletzt war, und daß es einer ſchmerzlichen Kur und ſorgſamen Pflege bedurfte, ehe ich wieder ſo weit hergeſtellt wurde, daß ich mich durch Lectüre und Studium zerſtreuen konnte.

Vor Allem ließ ich es mir angelegen ſein, einen Lehrer für das Tatariſche zu nehmen, um dieſe in den Ländern des Kaukaſus unumgänglich nothwendige Sprache in möglichſter Eile zu erlernen.

Der Zufall begünſtigte meine Wahl, denn mein ſchriftkundiger Lehrer Mirza-Schaffy, der Weiſe von Gjändſha**), wie er ſich nennt, iſt, nach ſeiner eigenen Meinung, zugleich der weiſeſte aller Menſchen.

*) Gruſien — ſo nennen die Ruſſen Georgien.

**) Gjändſha — eine in der Provinz Karabagh gelegene Stadt.

Eigentlich nennt er sich in seiner landesthümlichen Bescheidenheit nur den ersten Weisen des Morgenlandes; da aber nach seinem Dafürhalten die Kinder des Abendlandes noch in Finsterniß und Unglauben leben, so versteht es sich für ihn gleichsam von selbst, daß er in seiner Weisheit und Erkenntniß uns Alle überflügelt. Er nährt übrigens die Hoffnung, daß, Dank seinen Bestrebungen, die Aufklärung und Weisheit des Morgenlandes auch bei uns im Laufe der Jahre wirksam um sich greifen werde. Ich sei nun schon sein fünfter Schüler — sagte er mir — der zu ihm gepilgert, um seines Unterrichts theilhaftig zu werden. Er folgert daraus, daß das Bedürfniß nach Tiflis zu wandern und Mirza-Schaffy's Sprüche der Weisheit zu hören, sich bei uns immer fühlbarer herausstelle. Meine vier Vorgänger — meint er ferner — würden bei ihrer Rückkehr ins Abendland doch auch nach Kräften dahin gewirkt haben, morgenländische Bildung unter ihren Stämmen zu verbreiten. Auf mich aber setzte er ganz besondere Hoffnungen, wahrscheinlich weil ich ihm einen Silberrubel für jede Lection zahlte, was — wie ich erfahren habe — für den Weisen von Gjändiha ein ungewöhnlich hoher Preis ist.

Am unbegreiflichsten war es ihm immer, wie auch wir uns Weise oder Gelehrte nennen können und mit diesen Titeln durch die Welt wandern, bevor wir noch die heiligen Sprachen verstehen. Uebrigens entschuldigte er bereitwillig diese Anmaßungen bei mir, da ich doch wenigstens eifrig bemüht war, die heiligen Sprachen zu erlernen, besonders aber, da ich den glücklichen Griff gethan, ihn zum Lehrer zu wählen.

Die Vortheile dieses glücklichen Griffes wußte er mir sehr anschaulich zu machen. »Ich, Mirza-Schaffy — sagte er — bin der erste Weise des Morgenlandes! folglich bist Du, als mein Jünger, der zweite Weise. Du mußt mich aber nicht mißverstehen; ich habe einen Freund, Omar-Effendi, einen sehr weisen Mann, der wahrhaftig nicht der

Dritte iſt unter den Schriftgelehrten des Landes. Wenn ich nicht lebte, und Omar-Effendi Dein Lehrer wäre, ſo wäre er der erſte, und Du, als ſein Jünger, der zweite Weiſe!«

Nach ſolchem Erguſſe pflegte dann Mirza-Schaffy immer ſchlauen Blickes mit dem Zeigefinger nach der Stirne zu deuten, worauf ich ihm regelmäßig im ſtummen Einverſtändniß mitwiſſendklug zunickte.

Daß der Weiſe von Gjändſha ſeine hohe Ueberlegenheit Jedem, der daran zweifeln ſollte, auf das Handgreiflichſte zu veranſchaulichen weiß, bewies er mir einſtmals durch ein ſchlagendes Beiſpiel.

Unter den vielen ſchriftgelehrten Nebenbuhlern, welche Mirza-Schaffy um ſeine Lectionen beneideten, war der hervorragendſte Mirza-Juſſuf, der Weiſe von Bagdad. Er nannte ſich nach dieſer Stadt, weil er dort ſeine Studien im Arabiſchen gemacht hatte, woraus er folgerte, daß er viel gründlichere Kenntniſſe beſitzen müſſe, als Mirza-Schaffy, den er mir als einen Iſchekj, einen Eſel unter den Trägern der Wiſſenſchaft, bezeichnete. »Nicht einmal ſchreiben kann der Kerl ordentlich,« belehrte mich Juſſuf über meinen ehrwürdigen Mirza, »und ſingen kann er gar nicht! Nun frag' ich Dich: was iſt Wiſſen ohne Schrift? Was iſt Weisheit ohne Geſang? Was iſt Mirza-Schaffy gegen mich?«

In dieſer Weiſe perorirte er mit betäubender Redegewandtheit unaufhörlich fort, wobei er beſonders die Schönheit ſeines Namens Juſſuf hervorhob, den ſchon Moſes gerühmt und den die Dichter ſo lieblich beſungen; er wandte all' ſeinen Scharfſinn auf, um mir zu beweiſen, daß ein Name nicht ein leerer Schall ſei, ſondern daß die Bedeutung, welche ſich an einen ſchönen oder großen Namen knüpft, auch mehr oder minder auf die ſpätern Träger dieſes Namens ſich forterbe. So ſei er, Juſſuf, z. B. ganz das Ebenbild von dem Juſſuf

im Egyptenland, der in Keuschheit gewandelt vor Potiphar, und in Weisheit vor dem Herrn.

Er war im Begriff mir noch neue Beweise für seine Vortrefflichkeit anzuführen, als ein gemessenes Pantoffelgeklapper im Vorzimmer mir meines ehrwürdigen Lehrers Ankunft verkündete. Er ließ die hohen Pantoffeln nach Landessitte an der Thüre zurück, und trat mit saubern, buntgewirkten Strümpfen in's Zimmer.

Er schien die Gründe der Anwesenheit meines Gastes zu errathen, denn er maß den plötzlich ganz schüchtern gewordenen Jussuf vom Kopf bis zum Fuß mit verächtlichem Blicke, und wollte eben seinen Gefühlen Ausdruck geben, als ich ihn mit den Worten unterbrach »Mirza-Schaffy, Weiser von Gjändsha! was haben meine Ohren vernommen! Du willst mich belehren und kannst weder schreiben noch singen; Du bist ein Ischekj unter den Trägern der Wissenschaft, — so spricht Mirza-Jussuf, der Weise von Bagdad!«

Der Unmuth in Mirza-Schaffy's Gesichte nahm nach und nach den Ausdruck eines vollkommenen Hohnes an; er klatschte in die Hände, auf welches Zeichen ihm mein Diener gewöhnlich eine frische Pfeife brachte; aber dieses Mal verlangte Mirza-Schaffy nach seinen dickbesohlten Pantoffeln. Er nahm einen und schlug damit so unbarmherzig auf den Weisen von Bagdad los, daß dieser sich umsonst durch die flehentlichsten Bewegungen und Worte der Strafe zu entwinden suchte. Mirza-Schaffy war unerbittlich. »Was, — Du willst weiser sein als ich? Ich kann nicht singen, meinst Du? Wart, ich will Dir Musik machen! Und schreiben kann ich auch nicht? Auf Dein Haupt komme es!« Und dem Worte folgte ein Schlag auf den Kopf. Winselnd und jammernd stolperte der Weise von Bagdad unter den Schlägen des Weisen von Gjändsha durch's Vorzimmer und die Treppe hinab . . .

Ruhiger als ich erwartet hatte, kehrte Mirza-Schaffy aus dem Kampfe der Weisheit zurück, den er so siegreich bestanden hatte. Er ermahnte mich, solchen falschen Lehrern wie Juffuf und Genossen kein Ohr zu leihen, sondern treu auszuharren unter seiner Leitung.

»Es werden ihrer noch viele kommen,« fuhr er fort, »aber Du mußt Dein Angesicht von ihnen wenden, denn Du bist weiser denn sie Alle. Was sagt der Dichter: Wer nicht lesen kann, will Großvezier werden! So geht's diesen Leuten, die nicht lesen noch singen können. Ihre Habsucht ist größer als ihre Weisheit; sie kommen nicht um Dich zu belehren, sondern um Dich zu berauben. Der Appetit steckt hinter den Zähnen!« Dabei zeigte er mir seine weißen Zähne und rückte seine hohe phrygische Mütze auf die Seite, was er gewöhnlich thut, wenn sein Kopf frisch rasirt ist, denn alsdann hält er sich für unwiderstehlich und glaubt bei allen Weibern Liebe zu erwecken und bei den Männern ein Wohlgefallen.

Ich kannte seine Schwäche, und jedesmal, wenn er mir sein frisch gesäubertes Haupt zeigte, rief ich ihm entgegen: Wie Du schön bist, Mirza-Schaffy!

An diesem Abend schien er, trotz des heftigen Pantoffelausfalls, besonders weich gestimmt zu sein, denn zum ersten Male seit unserer Bekanntschaft ließ er sich bewegen, Wein mit mir zu trinken, was er bis dahin immer sorgfältig vermieden hatte, nicht etwa aus übergroßer Gewissenhaftigkeit, sondern weil er fürchtete, ich würde es einst im Abendlande den Leuten erzählen, wodurch sein Ruf als Lehrer der Weisheit leicht gefährdet werden könnte. Aber im Drang der Gefühle konnte er der Versuchung nicht widerstehen; er trank ein Glas, und dann ein zweites und darauf ein drittes, und der Wein löste seine Zunge und er wurde so gesprächig und zutraulich wie ich ihn nie vorher gesehen. »Was sagt Hafis?« rief er mit schmunzelndem Blicke:

„Der Wein iſt der Trank der Weiſen,
Und aller Frömmigkeit Meiſter,
Denn um ihn wandeln und kreiſen
Viele ſelige Geiſter!“

„Im Grunde“ — fuhr er fort — „iſt der Genuß des Weines nur für das dumme Volk ein Stein des Anſtoßes. Wir, als Philoſophen, was haben wir uns um den Koran zu ſcheren? Alle Weiſen und Sänger unſeres Volkes haben den Wein geprieſen — ſollen wir ihre Worte zu Schanden machen?“ Und um mir zu beweiſen, daß ſeine Philoſophie nicht von geſtern datire, ſang er mir ein Lied vor, welches er nach ſeiner Behauptung ſchon vor zehn Jahren einem frommthuenden Mullah in's Haus geſchickt, der ihn wegen ſeiner Liebe zum Weine verhöhnt hatte:

„Mullah, rein iſt der Wein,
Und Sünd' iſt's, ihn zu ſchmäh'n —
Mögſt Du tadeln mein Wort,
Mögſt Du Wahrheit drin ſeh'n!

Nicht das Beten hat mich
Zur Moſchee hingeführt:
Betrunken hab' ich
Mich vom Wege verirrt!“

Ein Glas folgte dem andern und ein Lied dem andern; aber plötzlich umdüſterten ſich zu meinem Erſtaunen die Blicke des Mirza, er wurde nachdenkend und ſtarrte trüb vor ſich hin. So ſaß er eine gute Weile und ich wagte nicht ihn zu ſtören in ſeiner ſtummen Betrachtung. Erſt als er wieder den Mund öffnete und in klagendem Tone die Worte ſang:

„Mich hat der Schmerz der Liebe gebeugt,
Fragt nicht: für wen?
Mir ward das Gift der Trennung gereicht,
Fragt nicht: durch wen?“

unterbrach ich ihn, theilnehmend fragend: »Bist Du verliebt, Mirza-Schaffy?«

Er sah mich, wehmüthig den Kopf schüttelnd, an, und dann begann er ein anderes Lied zu singen, ich glaube von Hafis:

„Betrittst Du den Pfad der Liebe, den trüb unendlichen,
Findest Du Trost nur im Tode, dem unabwendlichen!“ ꝛc.

Er brummte das Lied zu Ende, dann wandte er sich zu mir und sprach: »Nein, ich bin nicht verliebt, aber ich war einmal verliebt, wie es nie ein Mensch gewesen!«

Ihr könnt Euch denken, daß ich mir alle Mühe gab, das Geheimniß der Liebe meines ehrwürdigen Mirza zu erforschen. Wir saßen zusammen bis tief in die Nacht hinein, und mit immer steigender Neugier hing mein Ohr an seinen Lippen.

Sechstes Kapitel.

Des Weisen von Gjändsha erste Liebe.

„Es sind jetzt eilf Jahre,“ begann Mirza-Schaffy seine Erzählung, „als ich zum ersten Male Zuléikha erblickte, die Tochter Ibrahims, des Chans von Gjändsha.

Was soll ich Dir sagen von ihrer Schönheit? Soll ich erzählen von ihren Augen, die, dunkler als die Nacht, dennoch heller leuchteten als alle Sterne des Himmels? Soll ich Dir sagen von der Anmuth ihrer Gestalt, von der Lieblichkeit ihrer Hände und Füße, von ihrem weichen Haar, das sich herabschlängelte lang wie die Ewigkeit, und von ihrem Munde, dessen Hauch süßer war als der Duft der Rosen von Schiras!

Was nutzt alles Reden, Du würdest mich doch nicht verstehen, denn der Mensch vermag nicht Uebermenschliches zu begreifen.

Ueber sechs Monate hatte ich sie täglich beobachtet, wenn sie um Mittag mit ihren Gespielinnen auf dem Dache des Hauses saß, oder Abends, wenn sie ihre Sklavinnen vor sich tanzen ließ im Scheine des Mondes. Noch hatte ich kein Wort mit ihr gesprochen, noch wußte ich nicht, ob sie mich je eines Blickes gewürdigt. Wie konnte ich es wagen, mich ihr zu nähern? Vermag auch der Mensch sich der Sonne zu nahen? Was kann er thun, als sich zu laben im Glanz ihres Angesichts?

Am Tage mußte ich mich immer mit großer Vorsicht bewegen, denn hätte Ibrahim-Chan bemerkt, daß ich liebende Blicke auf seine Tochter geworfen, es wäre mein Leben gefährdet gewesen. Aber Abends war ich sicherer in meinem Verstecke, denn nach acht Uhr betrat Ibrahim-Chan nie mehr die Schwelle oder das Dach seines Hauses. Dann schlugen die Flammen meines Herzens in Liedern aus; bald sang ich ein Ghasel von Hafis, und bald von Dschami:

O, sanfter Wind! zum Ort hinwehe
Der Dir bekannt —
Und jenes süße Wort gestehe
Das Dir bekannt!

Die Antwort bleibe, bringt sie Wehe,
Mir ungenannt —
Doch, bringt sie Heil: komm und gestehe
Was Dir bekannt!

Gewöhnlich aber sang ich meine eigenen Lieder. Was braucht Mirza-Schaffy sich zu schmücken mit erborgtem Schmuck? Wessen Stimme klingt heller als meine Stimme, und wessen Lieder sind schöner als meine Lieder?

Auch gelang es mir endlich nach langem Harren, das Auge der Herrin auf mich zu lenken. Ibrahim-Chan war nach Tiflis gereist, um im Heere des Sardaars gegen die Feinde der Moskow zu kämpfen. Ich durfte mich jetzt freier hören und sehen lassen, meine Stimme und meine Gestalt konnten Zuleika nicht länger unbemerkt bleiben.

Eines dunklen Abends, als ich vergeblich zwei lange Stunden hindurch harrend und singend in meinem Versteck gestanden hatte, ohne auf Ibrahim's Dache ein weibliches Wesen zu erblicken, wollte ich eben mißmuthig in meine Behausung zurückschleichen, als leisen Schrittes eine weißverhüllte Gestalt an mir vorüberwandelte und die Worte sprach: Folge mir, Mirza-Schaffy und merke wohin ich gehe.

Mein Herz schlug hoch auf in zitternder Erwartung. Baschem üsta! Auf mein Haupt komme es! dacht' ich und folgte bedächtigen Schrittes der in einiger Entfernung mir vorschwebenden weißen Gestalt.

Rechts ab von der einsamen Gasse, durch welche wir schritten, führt ein Pfad ins Gebirge, umwachsen von Mispelsträuchen und Oleandergebüsch, und wegen seiner Enge unzugänglich für Lastthiere und Karawanen. Dorthin wandten wir uns. Ein bald aufgefundenes heimliches Plätzchen sicherte uns vor der Neugier der Menschen. Mein Herz ließ mich richtig errathen, von wem die Botin, die mich führte, gesandt war.«

»Ich glaubte schon,« unterbrach ich den Mirza, während er beschäftigt war, die Zunge wieder durch ein Glas Wein anzufrischen, »ich glaubte es sei Zuleikha selber gewesen.«

Er schien diese Bemerkung mit Unwillen zu hören. »Kann die Sonne,« entgegnete er, »niedersteigen zur Erde? Konnte Zuleikha allein sein mit mir, bevor sie mich zu sich heraufgezogen? Kann das Ende kommen vor dem Anfang, oder der Tag vor Sonnenaufgang?

Er schlürfte, sich beruhigend, wieder ein Glas hinunter und dann fuhr er fort in seiner Erzählung:

»Meine geheimnißvolle Gefährtin brach zuerst das Siegel des Schweigens. — »Ich bin Fatima,« sprach sie, »die Vertraute Zuleikha's. Meine Herrin blickt auf Dich mit dem Auge des Wohlgefallens. Der Klang Deiner Stimme hat ihr Ohr ergötzt und der Sinn Deiner Lieder ihr Herz gerührt. Ich bin zu Dir gekommen aus eigenem Antriebe, ohne Geheiß meiner Herrin, um Dich aufzurichten und Dich Hoffnung schöpfen zu lassen aus dem Quell meines Wortes, weil ich Dir gut bin und es mir weh thut, Dich leiden zu sehen aus Liebe zu ihr.«

»So hat Zuléikha ihr Ohr dem Flehen des ärmſten ihrer Sklaven nicht verſchloſſen?« rief ich freudeberauſcht, taumelnd von Glückſeligkeit, »und mein Herz wird nicht zerriſſen werden vom Dorn des Mißfallens? Allah min! Allah bir! Der Gott der Tauſende iſt ein einiger Gott! Groß iſt ſeine Güte, und wunderbar ſind ſeine Wege! Was habe ich gethan, daß er den Strom ſeiner Gnade über mich ergießt durch die Hand Zuléikha's, daß er den Quell meiner Lieder geleitet hat zum Meere der Schönheit!« . . .

»Du thuſt wohl,« ſprach Fatima, »die Gnade Allah's zu preiſen und die Anmuth meiner Gebieterin. Sie iſt der Edelſtein im Ringe der Schönheit, ſie iſt die Perle in der Muſchel des Glückes. Schon längſt hätte ſie Dir ein Zeichen ihrer Gunſt gegeben, wenn ihre Schamhaftigkeit und Unſchuld nicht noch größer wäre als ihre Schönheit. Und ſie fürchtet ihren Vater, der ſeine Tochter zärtlich liebt, aber nimmer zugeben würde, daß ein armer Mirza nach ihrer Minne trachte. Achmed-Chan von Awarien, der jetzt mit Ibrahim-Chan zum Heere der Moskow gezogen, wirbt um Zuléikha's Hand, und der Vater wird ſie ihm geben, wenn er glücklich aus dem Feldzuge heimkehrt. Darum müſſen wir trachten, daß Eure Liebe vor der Heimkehr Achmed-Chans zu erwünſchtem Ziele komme. Wenn morgen Abend der Muezzin vom Minarete zum Gebete ruft, ſo zeige Dich an der Gartenſeite des Hauſes; ich werde die Blicke Zuléikha's auf Dich zu lenken ſuchen, und wenn Du ein Lied ſingſt, das ihr wohlgefällt, ſo darfſt Du der Knoſpe gewiß ſein.«

»So ſprach Fatima, und noch viel mehr; ich habe Dir nur das Wichtigſte davon wieder erzählt. Ich ſchenkte ihr Alles, was ich Koſtbares bei mir hatte, meine Uhr und meine Börſe und verſprach ihr, einen Talisman zu ſchreiben zur Vertreibung eines ſchwarzen Fleckes auf ihrer linken Wange.

Wir ſchieden mit dem Verſprechen uns wieder zu ſehen zu weiterem Verſtändniß.«

Mirza-Schaffy unterbrach ſeine Erzählung durch einen langen Seufzer und griff wieder nach dem friſch gefüllten Glaſe. Ich benutzte die kurze Pauſe, um mir Aufklärung über einige dunkle Stellen ſeiner Geſchichte zu verſchaffen. »Was war der Sinn Deiner Worte,« fragte ich ihn, »als Du ſpracheſt vom Dorn des Mißfallens, und welche Bedeutung knüpft ſich an die Knoſpe, davon Dir Fatima ſagte, Du dürfteſt ihrer gewiß ſein?«

»Biſt Du ſo unerfahren,« entgegnete er mitleidig, »daß Du nicht weißt, welchen Ausdruck die Liebe hat? Wie ſoll eine Jungfrau ihre Gefühle offenbaren; einem Manne gegenüber, mit dem ſie nie ein Wort ſpricht, bevor er mit ihr vereint iſt?«

Und nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe, mir alle ſeine Lehren in Reimen zu geben, in deren Zuſammenſtellung mein Mirza eine fabelhafte Gewandtheit beſitzt, hub er folgendermaßen zu ſingen an:

„Der Dorn iſt Zeichen der Verneinung,
Des Mißgefallens und des Zornes, —
Drum, widerſtrebt ſie der Vereinung,
Reicht ſie das Zeichen mir des Dornes.

Doch wirft die Knoſpe einer Roſe
Die Jungfrau mir als Zeichen hin,
So heißt das: günſtig ſteh'n die Looſe,
Nur harre noch mit treuem Sinn!

Doch beut den Kelch der Roſe offen
Die Jungfrau mir als Zeichen dar,
So iſt erfüllt mein kühnſtes Hoffen,
So iſt die Liebe offenbar!“

»Ich verſtehe,« ſprach ich, »nun fahre fort in Deiner Geſchichte.«

»Am folgenden Abend,« hub Mirza-Schaffy wieder an, »fand ich mich ein zur bezeichneten Stunde. Ich hatte den Tag über ein Minnelied geſchrieben, dem kein weibliches Weſen widerſtehen konnte. Wohl zwanzig Mal ſang ich das Lied für mich allein, um meines Erfolges gewiß zu ſein. Dann war ich ins Bad gegangen und hatte mir den Kopf ſo rein ſcheeren laſſen, daß er an Weiße wetteifern konnte mit den Lilien im Thale der Senghi. Der Abend war ruhig und heiter. Von der Gartenſeite aus, wo ich ſtand, konnte ich deutlich meine Zuleikha ſehen; ſie war mit Fatima auf dem Dache allein und hatte ihren Schleier etwas zurückgeſchlagen, als ein Zeichen ihrer Gunſt. Ich faßte Muth und ſchob die Mütze in den Nacken, um der ſpähenden Jungfrau meinen weißen, ganz friſch geſcheorenen Kopf zu zeigen. Du begreifſt, welchen Eindruck das auf ein Weiberherz machen muß! Ach, damals war mein Kopf noch viel weißer als jetzt; das iſt aber auch ſchon über zehn Jahre her!« ſprach er wehmüthig und wollte in dieſer Abſchweifung fortfahren, als ich ihn mit den Worten unterbrach: »Dein Kopf iſt immer noch weiß genug, um das jungfräulichſte Herz zu bezaubern; doch Du haſt mir noch nicht erzählt, wie Du Dein Minnelied geſungen und welchen Eindruck es auf Zuleikha gemacht.«

»Ich hatte das Lied,« ſprach der Mirza, »um einen doppelten Mandelkern gewickelt und es aufs Dach geworfen, der Schönen zum Gedächtniß, noch ehe ich anhub es zu ſingen. Dann aber begann ich mit heller Stimme:

Was iſt der Wuchs der Pinie, das Auge der Gazelle,
Wohl gegen Deinen ſchlanken Wuchs und Deines Auges Helle?
Was iſt der Duft, den Schiras' Flur uns herhaucht mit den Winden,
Verglichen mit der Düfte Hauch, die Deinem Mund entſchwinden?

Was sind die süßen Lieder all', die uns Hafis gesungen,
Wohl gegen Eines Wortes Ton, aus Deinem Mund entklungen?
Was ist der Rosen Blüthenkelch, d'ran Nachtigallen nippen,
Wohl gegen Deinen Rosenmund und Deine Rosenlippen?
Was ist die Sonne, was der Mond, was alle Himmels-Sterne?
Sie glühen, zittern nur für Dich, liebäugeln aus der Ferne!
Was bin ich selbst, was ist mein Herz, was meines Liedes Töne?
Als Sklaven Deiner Herrlichkeit, Lobsinger Deiner Schöne!

»Allah! wie schön!« rief ich. »Mirza-Schaffy, Deine Worte klingen süß wie die Lieder der Peris im Geisterlande! Was ist Hafis gegen Dich? Was ist ein Tropfen gegen den Ocean?«

»Das war blos der Anfang, die Vorbereitung,« sprach der Weise von Gjändsha, »die eigentlichen Minneverse kommen nachher:

„Mit züchtigem, mit treuem Sinn,
Nah' ich der Liebe Heiligthume,
Und werfe dieses Lied Dir hin,
Dies duft'ge Lied, als Frageblume!

Nimm es in Freude oder Zorn hin,
Gieb Tod dem Herzen oder Nahrung —
Wirf Knospe, Rose oder Dorn hin,
Ich harre Deiner Offenbarung!“

»Und was that Zuleikha?«

»Sie warf mir lächelnd eine Knospe herunter, und zum Erstenmal schaute ich ihr Antlitz in seiner ganzen seligen Schöne!« . . .

»Was sagt Fisuli:

„Um zu Dir, mein Leben, zu kommen, hab' ich Leben gegeben;
Sei barmherzig, denn durch Dich erst kam ich zum Leben!“

»So war's auch mit mir. Seit ich wußte, daß Zuléikha mich liebte, hatte mein altes Scheinleben aufgehört, und ein neues, wirkliches Leben hub für mich an. Wer zählt die Stunden, die ich durchlebt im Vollgenuß des Bewußtſeins ihrer Liebe; wer die Lieder, die ich geſungen zu ihrem Ruhme, wer die Schritte, die ich gethan um ſie zu ſehen! Die Sonne des Glücks ſchien für mich aufgegangen; alle frühern Hinderniſſe waren weggeräumt durch die Gunſt des Schickſals. Zwar blieb meine Liebe in Gjändſha kein Geheimniß; aber alle meine Bekannten ſchienen ſich verbunden zu haben, um mir zu dienen; die Einen aus Freundſchaft für mich, die Andern aus Haß gegen Ibrahim-Chan.

Etwa ſechs Wochen mochten ſeit dem ſeligen Tage verfloſſen ſein, an welchem Zuléikha mir die Knospe geſchenkt, als plötzlich eine drohende Wolke den Himmel meines Glückes umdüſterte.

Ibrahim-Chan kehrte zurück aus dem Feldlager, und mit ihm kam Achmed-Chan, der Freier ſeiner Tochter.

Die Nachricht erſchreckte mich zugleich und belebte mich. Aus dem Abgrunde des Entſetzens wurde ich wie auf Adlerflügeln getragen auf den Berg der Hoffnung. Ich fühlte, daß mein Schickſal ſeiner Entſcheidung nahe war, und das gab mir Muth. Ich hatte ja nur Eines, was mich feſſelte an's Leben; ging dies Eine mir verloren, ſo hatte die Welt dem armen Mirza nichts mehr zu bieten; darum mußte ich Alles daran ſetzen, um das Eine, mein Alles, zu gewinnen.

Schon hatte Achmed-Chan einen Reitertrupp nach Chunſag, der Hauptſtadt von Awarien, entſendet, um den Käbin — das Brautgeſchenk — zu holen und dann die Auserwählte mit ſich fort zu führen in ſeine Heimat.

In Gjändſha wurden Kampfſpiele und Feſtlichkeiten begangen zur Feier der Rückkehr der beiden ruhmbedeckten Chane. Auch ein Sängerfeſt ſollte ſtattfinden auf Zuléikha's Wunſch.

Alle Sänger des Landes wurden dazu eingeladen und jeder mußte sich vorbereiten auf ein schönes Lied zum Ruhme der Herrin. Du weißt, daß der Sieger bei solchem Feste hochgepriesen wird und das Recht hat, das Saitenspiel aller übrigen Sänger zu zerschlagen.

Ich wußte im Voraus, daß ich sie Alle besiegen würde, denn wer von ihnen hatte die Quelle der Begeisterung, die ich hatte! Wie kann die Nachtigall singen, wo keine Rose blüht? Wie kann ein Lied gelingen, wo keine Liebe ist? Im sicheren Vorgefühl meiner Ueberlegenheit machte ich den Tag des Sängerfestes zum Gipfel und Wendepunkt meines Geschickes.

Ich hatte einen Armenier in mein Geheimniß gezogen; Du kennst die Schlauheit der Söhne von Haigbk! Er hatte eine Karawane nach Schemacha zu führen im Lande Schirwan, und versprach ein Kameel zu bereiten für mich und meine Zuleikha, um uns mit sich zu führen heimlich und verkleidet, falls meine Pläne sich glücklich verwirklichten.

Mit Fatima war Alles verabredet; sie hatte die kostbarsten Sachen zusammengepackt und Sorge getragen, daß der Armenier zufrieden gestellt wurde, denn der Tag des Sängerfestes sollte auch der Tag unserer Flucht sein.

Um Mitternacht sollte ich mich einfinden auf dem einsamen Plätzchen, wohin ich zuerst mit Fatima geschlichen; von dort gedachten wir uns auf abgelegenen Fußpfaden der großen Straße zu nähern, um in sicherem Versteck das Vorüberziehen der Karawane zu erwarten.

Der verhängnißvolle Tag brach an. Schon seit einiger Zeit war ich mir vorgekommen wie ein Fremdling in meiner eigenen Wohnung. Bald starrte ich die weißen Wände an, mit den Nischen darin, zum Aufbewahren der Kleidungsstücke, — bald konnte ich stundenlang mit dem Blicke der Verwunderung auf den lehmgestampften, mattenbedeckten Fußboden

ſchauen, oder auf die geringelten Drahtgitter, die man bei uns ſtatt der Fenſter hat, als ob ich alles das niemals geſehen.

Die Minuten kamen mir vor wie Tage und die Stunden wie Jahre. Ich wälzte mich auf dem Polſter der Ungeduld und konnte die Zeit nicht erwarten der Entſcheidung meines Schickſals.

Um Mittag langte eine freudige Botſchaft an. Akim, der Armenier, kam, um mir zu melden, daß Ibrahim-Chan mit ſeinem Gaſte hinausgeritten ſei in's Freie, und daß die waffentragenden Männer des Orts ſich rüſteten, ihnen zu folgen, um ſich im Kampfſpiel zu ergötzen, während die Weiber daheim ſich die Zeit vertreiben ließen mit den Liedern der Sänger.

Hätteſt Du geſehen, wie die Dächer ſich füllten mit Frauen und Mädchen, wie Alles ſchimmerte von dunklen Augen und bunten Gewändern, rund um den Platz her, wo das Sängerfeſt begangen wurde vor dem Hauſe Zuleikha's.

Ein großer Teppich war ausgebreitet, darauf zu beiden Seiten ein Spieler der Saß und Tſchengjir ſaß, zwiſchen welchen immer der Sänger, an dem die Reihe war, Platz nahm, um ſein Lied zu ſingen zum Klange der Saiten.

Der ſchönſte Knabe von Gjändſha war aufgeſtellt, um den ſilbernen Teller zu halten und ihn den Sängern zu reichen, wie ſie der Reihe nach ſich ſetzten und aufſtanden.«

»Wozu brauchte er den Teller, o Mirza?«

»Was für Fragen Du thuſt! Wozu braucht der Sänger den Teller als um den Ausdruck ſeiner Gefühle zu verbergen? Oder kann er ſein Antlitz zeigen vor dem Auge der Schönheit, wenn er ſingt, wie die Schmerzen der Liebe ihm das Herz zernagen und die Wangen bleichen? . . .

Zwanzig Sänger ſtanden im Kreiſe umher, und einer nach dem andern trat auf vor mir, denn ich mußte der Letzte ſein, weil ich der Jüngſte war.

Und wenn Du mich fragſt, was ſie geſungen, ich könnt es Dir nicht mehr erzählen. Ich weiß blos, daß Alles, was ſie von ſich ſprühete aus Auge und Mund, nur matte Funken waren im Vergleich mit dem Feuer meines Liedes und meiner Augen. Mir ſelber ſchwoll das Herz vor Entzücken beim Klange meiner Worte.

Vernimm was ich ſang:

Nicht mit Engeln im blauen Himmelszelt,
Nicht mit Roſen auf duftigem Blumenfeld,
Selbſt mit der ewigen Sonne Licht
Vergleich' ich Zuleikha, mein Mädchen, nicht!

Denn der Engel Buſen iſt liebeleer,
Unter Roſen droben die Dornen her,
Und die Sonne verhüllt des Nachts ihr Licht:
Sie alle gleichen Zuleikha nicht!

Nichts finden, ſo weit das Weltall reicht,
Die Blicke, was meiner Zuleikha gleicht —
Schön, dornlos, voll ewigem Liebesſchein,
Kann ſie mit ſich ſelbſt nur verglichen ſein!

Das Lied war zu Ende geſungen, und — zu meinen Füßen lag eine ſchwellende Roſe!

Ich war der Sieger des Feſtes! . . . In der Freude meines Herzens dacht' ich an Nichts als an Zuleikha und mich. Ich lief nach Hauſe, um die Anſtalten zur Abreiſe zu treffen, und vergaß darüber ganz, das Saitenſpiel der beſiegten Sänger zu zerſchlagen — ich war ja ſo glücklich!«

Hier machte Mirza-Schaffy eine lange Pauſe, ließ ſich eine friſche Pfeife bringen und ſah ſtarr vor ſich hin, ſichtbar überwältigt von den unaufhaltſam ſich ihm aufdrängenden Erinnerungen. So ſaß er wohl eine halbe Stunde trüb und ſchweigſam, den Dampf des Tſchibugs in langen,

vollen Zügen einſchlürfend und ihn dann minutenlang wieder aus dem Munde hauchend, ſo daß ſein ganzer Kopf von einer Rauchwolke umſchwebt war, aus welcher die hohe phrygiſche Mütze hervorragte wie die Spitze eines Kirchthurms.

Endlich ſtand er auf, brummte einige unverſtändliche Verſe vor ſich hin und machte Anſtalt zu gehen. Ich hatte große Mühe, ihn zurückzuhalten, um ihn weiter erzählen zu hören, aber nur durch Bitten und Fragen aller Art konnt' ich ihm bruchſtückweiſe das Ende der Geſchichte entlocken. Ich ſetze ſeine eigenen Worte her, ſo weit ich mich derſelben entſinne.

»Um Mitternacht ſollte die Abreiſe vor ſich gehen. Die zur Flucht nöthigen Sachen befanden ſich ſchon in der Obhut des Armeniers. Zuleikha theilte mit Fatima ihr Schlafgemach, welches durch ein zum Baden beſtimmtes Zwiſchenzimmer von den Gemächern der übrigen Frauen getrennt war.

Fatima hatte es über ſich genommen, mich zur beſtimmten Stunde heimlich in das Gemach der Geliebten zu führen.

Welch wunderſame Furcht überkam mich, wie ſchlug mir das Herz, wie zitterten alle Glieder an mir, als ich mich rüſtete zu dem verhängnißvollen Gange! »Mirza-Schaffy,« ſprach ich zu mir ſelbſt, »wie konnteſt Du ſolch' kühnes Beginnen wagen? Wie konnteſt Du ſündigen Schrittes die ſchneidende Brücke El-Sirat betreten, die Dich einführen ſoll in's Paradies? Was iſt alle Weisheit der Erde gegen die Schönheit Zuleikha's!« So und noch mehr ſprach ich für mich hin, bis ich an den Ort kam, wohin mich Fatima beſtellt hatte.

»Auf, beeile Dich, Mirza,« ſprach ſie, »und folge mir; ſchon ſitzt meine Herrin bräutlich angethan im Schlafgemache.«

Ich folgte der behenden Fatima ſchlotternden Schrittes.

Unbemerkt gelangten wir in die Muſchel der Perle der Schönheit: in Zuléikha's Gemach.

Da ſaß ſie, züchtig verſchleiert und die jungen Glieder mit einer blendend weißen Tſchadra*) umhüllt, anmuthig wie eine Peri aus dem Dſhinniſtan**). Das Wort ſtockte mir auf der Zunge, als ich anbetend ſtand vor der holdſeligen Jungfrau.

»Jetzt iſt's nicht Zeit zu ſtaunen,« ſprach die ſinnige Fatima, »wir müſſen eilen zu entkommen, um nicht überraſcht zu werden von den Dienern des Hauſes. Nimm die Hand der Gebieterin und bitte ſie, Dir zu folgen, wohin Allah Deine Schritte lenkt.«

»Ich that, wie mir geheißen, aber mit einem lauten Schrei fuhr Zuléikha zurück, als ich ihre Hand erfaßte. Und wiederum fiel die kluge Fatima vermittelnd ein: »Wer zweifelt am Glanz der Sonne? Wer zweifelt am Duft der Roſen? Wer zweifelt an Deiner Jungfräulichkeit? Darum laß den Kampf der Liebe jetzt, ſüße Herrin, und folge ohne Wehklagen dem, den Dir Allah geſendet!« —

Hier muß ich, bevor ich Mirza-Schaffy fortfahren laſſe in ſeiner Erzählung, zum richtigen Verſtändniß des Obigen, ein paar erläuternde Worte einſchalten. Unter den Moslemin des Kaukaſus iſt es Sitte, daß die Braut, ſelbſt wenn die Verbindung von den Eltern ausgeht, vom Bräutigam gewaltſam entführt wird. Je mehr ſie ſich dabei ſträubt, ringt, ſchreit und wehklagt, für deſto jungfräulicher und züchtiger gilt ſie. Gewöhnlich finden ſogar — nicht immer ungefährliche — Scheingefechte zwiſchen den Verwandten der Braut und den Freunden des Bräutigams bei der Entführung Statt.

*) Tſchadra: ein den ganzen Körper verhüllendes weißes Obergewand.

**) Dſhinniſtan: das Geiſterland.

Nach dieſer nöthigen Abſchweifung laſſen wir Mirza-Schaffy die Geſchichte ſeiner Flucht vollenden.

»Erſt nach langem Flehen gelang es der klugen Fatima, meine Zuleikha zu beruhigen. Zitternd und zagend folgte ſie mir, als ich ſie auf dieſelbe heimliche Weiſe, wie ich gekommen war, hinausführte in's Freie. Dort vertraute ich ſie der Leitung Fatima's an und folgte in einiger Entfernung. Glücklich erreichten wir den Ort zunächſt dem engen Fußpfad im Gebirge, wo ich meine erſte Zuſammenkunft mit Fatima gehabt hatte. Der Schmerz, den der Abſchied von der Schwelle des Vaterhauſes erzeugt, machte bald in der Bruſt der Geliebten andern Gefühlen Platz. . . . Wir waren ſicher, wir waren ſelig! Und nie hat mir die Sonne im Leben ſo hell geſchienen, als der erſt ſpät aufgehende Mond in jener Nacht!«

* * *

Mit Tagesanbruch ſchloſſen wir uns der vorüberziehenden Karawane an, nachdem uns auf dem Hinwege Fatima durch ein Geſtändniß ganz eigener Art überraſcht hatte. Sie warf ſich ihrer Herrin zu Füßen und geſtand, daß ſie Akim liebe! den Armenier, unſern Beſchützer. Obgleich Zuleikha Anfangs in heftigen Zorn gerieth, daß eine Tochter Ali's einem Ungläubigen ihre Neigung zugewendet, ſo beruhigte ſie ſich doch bald, denn die Liebe verzeiht der Liebe gern, und dann war uns das Verhältniß Akim's mit Fatima auch ein Unterpfand für unſere eigene Sicherheit. Unſere Gefahr war nun ſeine Gefahr, darum mußte er Sorge tragen, uns zu ſchützen. Die beiden Frauen hatten ſich ſo verhüllt in ihre Tſchadras, daß ſie Niemand erkennen konnte. Auch ich hatte mich in Geſicht und Kleidung unkenntlich gemacht und galt als ein Teppichhändler von Baku.

So zogen wir langsam die Straße entlang nach Kurakt-schaiskaja zu.

Für den ersten Tag hatte Akim die Vorsichtsmaßregel getroffen, getrennt von der Karawane mit den beiden Frauen auf einem waldversteckten Seitenpfade zu ziehen; Zuleikha ritt auf einem Esel voran, und der Armenier mit Fatima folgte zu Fuß. Ohne diese Vorsichtsmaßregel wären wir gleich Anfangs verloren gewesen, denn schon nach wenigen Stunden kam ein Reitertrupp hinter uns hergesprengt, als dessen Anführer ich den tollkühnen Achmed-Chan erkannte. Zum Glück hatte er mich niemals in Gjändsha beachtet, und deshalb durfte ich in meiner Verkleidung um so weniger fürchten, sein Mißtrauen rege zu machen. Er musterte die Karawane mit scharfspähendem Auge, da aber nirgends eine Weibergestalt zu entdecken war, so sprengte er nach kurzem Aufenthalt unter gräßlichen Flüchen mit seinem Gefolge weiter. . . .

Drückend ist die Armuth, — aber unerträglich wird sie, wenn wir an einem gefundenen und wieder verlorenen Schatze ihre ganze Tiefe ermessen lernen.

Was nützt es, durch die Gärten des Paradieses zu wandeln, wenn es blos ein Durchgang zur Hölle ist!«

»Du sprichst weise, o Mirza,« unterbrach ich ihn, »aber was sollen die Sprüche der Weisheit in der Erzählung der Liebe? Singt nicht Hafis: Der Verstand muß schweigen, wo die Liebe spricht!«

Doch meine Worte klangen ohne Erwiederung in seine Ohren, und durch nichts konnte ich den sonst so redseligen Mirza zum Schluß der Erzählung bewegen. »Laß mich,« sprach er, »was helfen alle Worte! Wen das Unglück treffen soll, auf dessen Haupt kommt es.«

„Mich hat der Schmerz der Liebe gebeugt,
Frag' nicht für wen!
Mir ward das Gift der Trennung gereicht,
Frag' nicht durch wen!“

So sang er in klagendem Tone, und ohne mir eine gute Nacht zu wünschen, verließ er das Zimmer. Ich aber darf mich, da ich einmal Euere Neugier rege gemacht habe, nicht so davonschleichen wie mein ehrwürdiger Lehrer, sondern muß Euch den Schluß der Geschichte erzählen, so viel mir aus spätern Mittheilungen darüber bekannt geworden ist. Mit wenigen Worten ist das Ganze vollendet.

Am dritten Tage überfiel die Reisenden ein entsetzliches Gewitter, gefolgt von starken, langanhaltenden Regengüssen. Zum Glück oder Unglück befand sich ein Dorf in der Nähe, und während die Lastthiere der Obhut der Kameeltreiber überlassen blieben, suchten Mirza-Schaffy und Akim Schutz für ihre Geliebten in einer Tatarenhütte.

Als die beiden eselberittenen Frauen in Begleitung ihrer Männer in's Dorf einzogen, fand in einem nah am Wege liegenden Hause folgendes Zwiegespräch Statt.

„Schau Selim, ist das nicht Akim, der Kaufmann von Baku? W'Allah! — Bei Gott — er ist es! Seit wann hat der angefangen, mit Weibern zu handeln, statt mit Teppichen? Schau, wie er da ein paar schlank gebaute Houris neben sich hertraben läßt.“

„Man sollte darauf schwören, es wäre Akim,“ erwiederte der Gefragte, „aber er war doch nicht bei der Karawane, als wir vorbeiritten, und auch von den beiden Frauen war nichts zu sehen.“

„Du redest wie ein Kazwiner.*) Kann er der Karawane

*) Kazwin ist eine Stadt in Persien, deren Einwohner in der dortigen Redeweise dieselbe Rolle spielen, wie die Krähwinkler in Deutschland oder die Gascogner in Frankreich.

nicht auf Nebenwegen vorausgeritten oder gefolgt sein? Was sagt der Volksmund: Zwei Russen auf einen Perser, zwei Perser auf einen Armenier, so bleibt sich der Handel gleich. Allah hat mir Licht in den Kopf geblitzt, daß meine Augen sehen; ich errathe den ganzen Hergang. Jetzt laß uns eilen und zu Achmed-Chan gehen, und sein Zorn wird sich in Freude verwandeln.«

Die Redenden waren zwei Nuker*) Achmed-Chan's, der auf der Heimkehr der bis dahin erfolglosen Entdeckungsreise begriffen, ebenfalls mit seinem Gefolge Schutz vor dem Regen gesucht hatte.

Eine halbe Stunde später waren Zuléikha und Fatima schon in der Gewalt ihrer Verfolger. Ich übergehe die traurigen Scenen, welche sich an diesen Vorgang knüpfen. Nur Eines muß ich erwähnen, so weh es mir auch thut, es nicht verschweigen zu können. Die beiden Frauen wurden mit aller möglichen Zartheit behandelt, sie trugen ihr Weh blos im Herzen, während Mirza-Schaffy, der Weise von Gjändiha, der Sänger der Liebe, des Weines und der Rosen, außer dem nimmer heilenden Wehe im Herzen, auf Befehl des rohen Achmed-Chan noch ein anderes schimpfliches Wehe zu ertragen hatte.

Auf denselben Fußsohlen, die ihn emporgetragen in die Kammer Zuléikha's, zum Gipfel des Glücks, erhielt er — die Bastonade. . . .

*) Nuker, bewaffnete Reitknechte.

Siebentes Kapitel.

Die Schule der Weisheit.

Seit Mirza-Schaffy mir das Geheimniß seiner Liebe erschlossen, lag sein Herz vor mir offen da, wie die Gärten von Tiflis. Er hatte fortan kein Geheimniß mehr vor seinem Jünger, und alles Angenommene, Uebertünchte seines Wesens streifte er ab im Umgange mit mir.

So gewiß ist es, daß eine einzige Stunde vertraulicher Mittheilung zwei fremde Menschen einander näher bringt, als ganze Jahre gewöhnlichen Beisammenlebens.

Ich ersparte dem Mirza jede demüthigende Erinnerung an das tiefschmerzliche Ende seiner Geschichte, und er wußte mir Dank für meine Zurückhaltung. Wohl schien er anfänglich in Zweifel zu sein, ob die Schattenseite der Erzählung, seiner Würde mir gegenüber nicht geschadet habe; aber bald überzeugte er sich, daß er durch den Gesammteindruck seiner Geschichte in meiner Achtung eher gewonnen als verloren hatte.

Die Sonne seines Lebens war untergegangen und nichts war ihm geblieben, als der Mondschein der Erinnerung. Sein ganzes Schicksal sprach sich in der Schlußstrophe eines seiner wehmüthigen Lieder aus:

Und steigen auch in der Jahre Lauf,
Wenn der Tag des Lebens vollbracht ist,
Erinnerungen gleich Sternen auf:
Sie zeigen nur, daß es Nacht ist! . . .

Ich wußte, daß es ihm wohl that, mir in traulichen Stunden von der Verlorenen zu erzählen, beſonders in den unheimlichen Winterabenden, wenn es draußen ſtürmte und tobte und der Wind ſo ſchaurig vom Gebirge herheulte, als ob die ganze Menſchheit ihren Schmerz auspreßte in einem einzigen langathmigen Klagelaut.

So ſuchte ich dann häufig das Geſpräch auf Zuleikha zu lenken; hatte ihr Name doch auch für mich eine höhere Bedeutung gewonnen, denn die ihr geweihten Geſänge waren die Roſen im Liederkranze Mirza-Schaffy's.

Daß ſie des Weiſen von Gſändſha erſte Liebe war, habe ich ſchon durch die Ueberſchrift ſeiner Erzählung angedeutet. Auch war er, ſo viel man wußte, nie wieder mit einer Frau in ein näheres Verhältniß getreten, ohne übrigens einen Augenblick zu bezweifeln, daß alle weiblichen Weſen bei ſeinem bloßen Anblicke in ihn verliebt ſein müßten. War doch Zuleikha, nach ſeinem Dafürhalten, der verkörperte Inbegriff aller weiblichen Schönheit, der jungfräuliche Mittelpunkt aller Anmuth und Hoheit auf Erden; und da ihn Dieſe geliebt, wie konnten die Andern ihn haſſen!

Nach dieſer beſcheidenen Vorausſetzung regelte er bisher ſein Verhältniß zum weiblichen Geſchlechte.

Alle Tugenden, alle Zauber des Weibes kamen auf Rechnung Zuleikha's — alle Schattenſeiten hingegen auf Rechnung der übrigen Frauen der Welt. Lieben konnte er nicht mehr, gleichgiltig ſein konnte er auch nicht — ſo entſchloß er ſich denn, alle andern Frauen büßen zu laſſen für den Schmerz, den er durch den Verluſt der Einen erlitten.

In ſeinen eleganten Gewohnheiten wurde nichts geändert; ſein Kopf war immer ſo weiß wie friſch gefallener Schnee, ſein Bart duftend und gekräuſelt wie der Bart Salomo's, den er häufig citirte, und ſeine Nägel und Fingerſpitzen waren ſo blau gefärbt, wie der Himmel Georgiens.

Seine pyramidenförmige Mütze war — so glaubte er wenigstens — ein wahres Fangnetz für verliebte Herzen geworden. Wo immer er auf dem Balkon oder der Terrasse eines Hauses ein weibliches Wesen erblickte, benutzte er jedes Mal die Gelegenheit, einen Theil seines weißen Kopfes zu zeigen und sieggewisse Blicke nach oben zu senden. Dann schob er die Mütze wieder keck zurecht und ging rachegesättigt weiter, in der stolzen Ueberzeugung, eine neue Eroberung gemacht zu haben.

Es kam ihm nicht darauf an, Nutzen aus solchen Eroberungen zu ziehen; er wollte nur Opfer machen, und zwar so viel wie möglich. Was kümmerte er sich darum, ob die Jungfrauen erröthteten beim Anblicke seines Kopfes, oder ob die Herzen versengten vom Feuer seines Auges!

* * *

Im Laufe des Winters wurde Mirza-Schaffy um einen Jünger reicher. Zwei Reisende, K. und R. waren von Deutschland angekommen, der Erste, um naturhistorische, der Zweite, um linguistische und antiquarische Studien zu machen.

Gleiche Neigungen und Reisezwecke befreundeten mich bald mit R., der schon bedeutende Kenntnisse in den orientalischen Sprachen hatte. Wir studirten und durchwanderten Stadt und Umgegend gemeinschaftlich in den Morgenstunden, und Abends theilte er meine dreimal wöchentlich stattfindenden Lektionen oder »die Stunden der Weisheit,« wie Mirza-Schaffy seinen Unterricht nannte.

Hin und wieder kamen auch noch einige andere, der tatarischen und persischen Sprache mehr oder minder kundige Freunde zum Besuch, während der Stunden der Weisheit. Dann wurde unter Mirza-Schaffy's Leitung ein förmlicher Divan gebildet. Der Weise von Gjändsha nahm zuerst

das Wort und ſang und erklärte uns ein Lied, welches, wenn es ſein eigenes Erzeugniß war, auch immer mit ſeiner eigenen Verherrlichung begann oder endete. Z. B.:

Sing' ich ein Lied, hüpft Freudereich
Das Herz der jungen Mädchen;
Denn Perlen ſind die Worte gleich,
Gereiht auf ſeid'nen Fädchen!

Und Düfte ſteigen auf daraus,
Von Houris' Hauch getränkte —
Gleichwie aus jenem Blumenſtrauß
Den mir Zuleikha ſchenkte.

Erſtaunt nicht, daß des Sängers Mund
So Herrliches vollbringe,
Und daß die Weisheit hier den Bund
Mit Jugendtollheit ſchlinge!

Wißt Ihr, wer mir die Weisheit gab?
Sie kam vom rechten Orte,
Ich las ſie ihren Augen ab
Und hüllte ſie in Worte!

Was Wunder, wenn ſo anmuthvoll
Euch meine Lieder tönen,
Iſt doch, was meinem Mund entquoll,
Ein Abglanz nur der Schönen!

Sie iſt dem Becher Dſhemſchid*) gleich,
Ein Quell der Offenbarung,
Der mir erſchließt ein Zauberreich
Der Weisheit und Erfahrung.

*) Der Becher Dſhem oder Dſhemſchid, auf deſſen Grunde ſich alle Geheimniſſe der Erde offenbarten, hat ſeinen Namen von dem alten perſiſchen Könige Dſhem.

Und ſagt: erklingt nicht mein Geſang
Von wunderbaren Tönen?
Und iſt nicht meines Liedes Gang
Leicht wie der Gang der Schönen?

Seine Lieder waren immer mit arabiſchen Wörtern geſpickt, und kam uns, was häufig geſchah, ein unverſtändlicher Ausdruck vor, ſo überließ er es unſerem eigenen Scharfſinn, die Bedeutung zu errathen. »Ein feines Wort!« pflegte er dann ausweichend zu ſagen; zu einer Erklärung aber ließ er ſich nur ſelten herab.

War das Lied zu Ende geſungen, ſo mußte Jeder von uns, der Reihe nach, einen Spruch der Weisheit ſagen, oder, wenn es an Gedanken fehlte, eine Geſchichte erzählen.

Daß dabei in Bezug auf Originalität des Gedankens und Ausdrucks nicht mit übergroßer Gewiſſenhaftigkeit verfahren wurde, darf ich Euch im Vertrauen ſchon geſtehen. Originell waren gemeiniglich nur die Fehler, welche wir machten. Mirza-Schaffy ſagte bei jedem Spruche, ob er weiſe oder unweiſe ſei. Entfuhr uns hin und wieder ein guter Gedankenblitz, ſo verfehlte er nicht, ihn in Reime zu bringen, was immer in wenigen Minuten geſchehen war.

So bemerkte einſt ein Verliebter in unſerem Kreiſe: es ſei doch ſonderbar, wie das Menſchenherz ſo lange in Nacht gehüllt bleibe und unbewußt die köſtlichſten Schätze verberge, bis ein weibliches Auge als Fackel hineinleuchte, das Dunkel verſcheuchend und das Verborgene an's Licht ziehend.

Alſobald hub Mirza-Schaffy zu ſingen an:

»Mein Herz ſchmückt ſich mit Dir, wie ſich
Der Himmel mit der Sonne ſchmückt —
Du giebſt ihm Glanz, und ohne Dich
Bleibt es in dunkle Nacht entrückt.

Gleichwie die Welt all' ihre Pracht
Verhüllt, wenn Dunkel sie umfließt,
Und nur, wenn ihr die Sonne lacht,
Zeigt, was sie Schönes in sich schließt!«

»Aber Mirza-Schaffy,« sprach der Verliebte, »was Du singst ist Dein Lied! Ich habe keinen Theil daran als die Freude es zu hören.«

»Nein,« erwiderte der Weise von Gjändsha, der Tonkunstmächtige:

»Du bist der Erzeuger des Liedes,
Ich thue ihm blos das Gewand an —
Du lieferst den Marmor, den reinen,
Ich lege die bildende Hand an —

Du giebst den Geist, den Gedanken,
Bei mir kommt's blos auf Verstand an —
Selbst der mangelt oft, und mit Tollheit
Füll' ich das Maß bis zum Rand an!«

Der Verliebte, ein aus Persien heimkehrender junger Tourist, dessen Herz sich verloren hatte auf den dunklen Lockenpfaden einer schlanken Georgierin, war ganz entzückt über die Versgewandtheit des Weisen von Gjändsha.

»Mirza-Schaffy!« rief er, »was sind alle Sänger des Abendlandes gegen Dich! Was ist eine Nachtlampe gegen die Sonne, was ein Staubkorn gegen die Wüste!«

»Von ihnen gilt,« entgegnete der Weise, einverstanden mit dem Kopfe nickend, »von ihnen gilt was ich einstmals

auf einer Reise durch Persien von den Vezieren des Schach gefangen.«

— Und was sangst Du, o Mirza? —

„Zum Divan der Vezire mußt' ich kommen.
So war des Schah's Befehl —
„Mirza! jetzt sag', ob dem, was Du vernommen,
Dein Urtheil ohne Hehl!"

Ich sprach: ich will Dir sagen, was ich fühle,
Ich mach' es Dir kein Hehl —
Ich höre das Geklapper einer Mühle,
Doch sehe ich kein Mehl!"

Ich war begierig zu erfahren, wie weit es der hart urtheilende Weise in der Kenntniß des Abendlandes gebracht hatte, und durch Fragen aller Art suchte ich ihm sein Wissen darüber zu entlocken. Ich gebe hier kurz das Resultat meiner Forschungen:

Um in's Abendland zu gelangen, muß man über das schwarze Gewässer segeln, oder das Land der Moskow durchpilgern. Ob die Kinder des Abendlandes in Zelten oder Felshütten hausen, ferner, ob sie auf Kameelen, Elephanten, Pferden oder Eseln reiten, wußte der Mirza nicht genau zu bestimmen. Ganz genau aber wußte er, daß sie in drei große Stämme zerfallen: in den Stamm der Nemsche, Deutsche, — den Stamm der Inglis, Engländer — und den Stamm der Farsch, Franzosen.

Auf meine Frage, wodurch sich diese drei Stämme von einander unterscheiden, erhielt ich die Auskunft, daß die Nemsche aus lauter Mullahs und Dilbilirs — Sprachkundigen — bestehen, während die Inglis vortreffliches Tuch bereiten — der Mirza zeigte dabei auf seinen blauen Kaftan — und die besten Rasirmesser der Welt ver-

fertigen. Von den Farsch wußte er nur, daß sie viel lachen und schwatzen und besonders gut riechen.

Die abendländische Völkerkunde des Weisen von Gjändsha war rein empirisch. Alle Deutschen seiner Bekanntschaft hatten bei ihm die heiligen Sprachen studirt; von den Franzosen war ihm kein anderes Specimen zu Augen gekommen, als ein Hofmeister und ein paar Perückenmacher, die ganz seiner Schilderung entsprachen; die Engländer hingegen kannte er nur aus ihren, über ganz Asien berühmten Fabrikaten, und er pries die Gnade Allah's, der auch solche Käuze geschaffen, damit es den Weisen des Morgenlandes nicht an feinen Gewändern fehle, ihre Glieder zu umhüllen, und nicht an scharfen Rasirmessern, ihre Köpfe zu säubern.

Von den englischen Rasirmessern besonders sprach der Mirza mit rührender Anerkennung; denn er selbst hatte einmal in schöneren Jahren ein Paar besessen, und die waren ihm durch die Vermittelung eines Kosaken — Schmutz auf sein Haupt! — abhanden gekommen.

Während der Weise von Gjändsha uns die Geschichte seiner Rasirmesser erzählte, schlich der verliebte Tourist, der Lockengefangene, der mit mir unter Einem Dache wohnte, in sein Zimmer, um dem Mirza eine Ueberraschung zu machen. Er kam zurück, ein Paar funkelneue, schön eingefaßte Rasirmesser in der Hand. Er hielt sie dem Weisen vor die Augen und fragte: »Wie gefallen Dir diese?«

»Tschok! — sehr — W'Allah!« — bei Gott. —

»So nimm sie, mir zum Gedächtniß. Und möge Dein Verstand immer scharf bleiben, wie die Schneide, und Dein Haupt immer glänzen, wie die Klingen dieser Messer!«

Mirza-Schaffy nahm das Geschenk mit einer Gemüthsruhe, welche errathen ließ, daß er in Freude wie in Leid immer das richtige Maß einzuhalten wisse.

Der Weise steckte die Messer zu sich, und machte Anstalt zu gehen; beim Abschied warf er noch einen Blick des Wohlgefallens auf eine vor mir liegende englische Scheere.

»Die Scheere gefällt mir auch!« bemerkte er.

»Das freut mich,« erwiderte ich und wünschte ihm gute Nacht. »Achschamminis chéir olssun! Möge Dein Abend schön sein!«

Achtes Kapitel.

Die Zungengeſchichte und die Peſt.

(Ein Zwiſchenſpiel.)

Am folgenden Morgen ſaß ich mit einem befreundeten Arzte, demſelben, der mich von meinen Wunden geheilt, gemüthlich in meinem Zimmer auf dem Sopha, den duftigen Tabak von Mingrelien rauchend und von Deutſchland und heimatlichen Erinnerungen plaudernd. Dr. X. war, obgleich als Oberſtabsarzt in ruſſiſchen Dienſten ſtehend, ein ehrlicher Deutſcher, den das Schickſal vor fünfzehn Jahren aus der Heimat vertrieben hatte, in Folge einer freiſinnigen Schrift, die heute vielleicht ſelbſt in Wien gedruckt werden dürfte, ohne dem Verfaſſer große Verlegenheiten zu bereiten.

Unſer Geſpräch wurde unterbrochen durch ein Klopfen vor der Thüre. Ich öffnete und herein ſchlich ein ſchmächtiger, elaſtiſch angelegter Tatarenjüngling.

Nachdem er den üblichen Landesgruß, mit der rechten Hand flüchtig Bruſt und Stirn zu berühren — was ſagen ſoll: hier iſt mein Herz, hier mein Verſtand, beides leg' ich Dir zu Füßen! — wohl dreimal wiederholt hatte, verbeugte er ſich faſt bis zur Erde vor mir, und dann fragte er, mich ſchüchtern anblickend, ob ich der Alim von Fränkiſtan, der junge Weiſe vom Abendlande ſei? Er habe mir eine Botſchaft zu bringe von Mirza-Schaffy, dem Weiſen von Gjändſha.

»Möge Deinen Schritten Glück folgen,« erwiederte ich, »was iſt des Weiſen von Gjändſha Begehren?«

Er ſah ſich ſpähend im Zimmer um und dann zog er geheimnißvoll einen an mich adreſſirten Brief aus der Taſche. Ich eröffnete das ſeltſam gefaltete Schreiben und las, wie hier in wortgetreuer Ueberſetzung folgt:

»Licht des Abendlandes! Säule der Weisheit!«

»Dein Freund, der liebende, lockengefangene, mir ein Paar engliſche Raſirmeſſer geſchenkt habend, weil ſie mir wohlgefielen: den Blick des Verlangens werfe ich auf Deine Scheere, weil ſie engliſch iſt und mir wohlgefällt. Blumen vor Deine Füße!

Mirza-Schaffy.«

Ich übergab dem Burſchen die Scheere, mit einem Gruße an Mirza-Schaffy, und dem Wunſche, daß Lilien aufſprießen möchten aus den Barthaaren und Mandelbäume aus den Nägeln, die er damit abſchnitte.

Der Burſche verſchwand, wie er gekommen war, biegſam wie eine aufgerichtete Schlange.

»Das iſt noch ein Ueberbleibſel einer Landesſitte der alten Zeit,« ſagte der Doktor, »wo die bloße Aeußerung: das gefällt mir! immer gleich den Beſitz des Gefallen erregenden Gegenſtandes nach ſich zog. Du wirſt hier zu Lande,« fuhr er fort, »noch oft Augen und Ohren aufſperren müſſen, über das was um Dich vorgeht, unter den Ruſſen ſowohl, wie unter den Eingebornen. Biſt Du ſchon einmal in dem großen Militairhoſpitale von Tiflis geweſen?«

»Nein.«

»Nun ſo komm mit mir, ich habe ohnehin jetzt einige Krankenbeſuche zu machen.«

Gern folgte ich der Einladung meines ärztlichen Freundes. Unterwegs erklärte er mir vorbereitend, welch' eine eigenthümliche Behandlung die ruſſiſchen Soldaten erforderten; wie

ſchwer es ſei, ſie über den Sitz und die Urſache ihrer Krankheit auszufragen und wie es faſt ganz dem Scharfſinn des Arztes überlaſſen bleibe, dem Uebel auf den Grund zu kommen. »Iſt einem ſolchen Kerl etwas im obern Theile des Körpers zugeſtoßen, gleichviel ob im Magen, im Rücken oder im Kopfe, ſo antwortet der Soldat regelmäßig auf die Frage, was ihm fehle: »Das Herz thut mir weh.« — sserze bolit. — Sitzt das Uebel im untern Körper, ſo lautet die Antwort: »Der Fuß thut mir weh.« — nog bolit. —

Nach wenigen Minuten erreichten wir das ganz im europäiſchen Style erbaute und eingerichtete Hoſpital. Als wir in den erſten Saal traten, erhoben ſich alle Kranken, welche aufrecht ſtehen konnten und ſtellten ſich vor die Betten hin, ſo prall und ernſtdumm, wie auf der Parade, wenn irgend eine hohe Perſon zugegen iſt.

»Wie gebt Dir's, Alter?« fragte der Doktor den Erſten.

»Das Herz thut mir weh!« lautete die ſchüchterne Antwort.

»Zeige mir Deine Zunge!«

Der Soldat that, wie ihm geheißen und brachte ein Stück Zungenfleiſch zum Vorſchein, das unmenſchlich lang und breit ausſah.

»Was fehlt Dir?« erging die Frage an den Zweiten.

»Das Herz thut mir weh!«

»Streck die Zunge heraus!«

Die Zunge verfehlte nicht zu erſcheinen.

Dem Dritten that der Fuß weh, d. h. er hatte eine Wunde in der Lende; aber das half nichts, er mußte ebenfalls mit der Zunge herausrücken.

Als wir ſolchergeſtalt etwa ein Dutzend Zungen beſichtigt hatten, klopfte mir plötzlich der Doktor auf die Schulter und rief: »Jetzt ſchau Dich um!«

Da ſtanden die armen Burſche der Reihe nach mit offenem Maule und ausgeſtreckter Zunge, als ob ſie dem jüngſten Tage entgegenlechten.

»Die Zunge zurück!« erſcholl jetzt der Kommandoruf des Doktors, und die Zungen verſchwanden.

»Aber wie kannſt Du Dich ſo über die armen Leute luſtig machen!« bemerkte ich meinem Begleiter.

»Du mußt die Regel nicht nach der Ausnahme beurtheilen,« entgegnete er, »ich wollte Dir blos durch ein Beiſpiel veranſchaulichen, wie weit der »gute Geiſt des Heeres«, die Disciplin der Soldaten geht. Den Kranken hat der Scherz nichts geſchadet. In dieſem Saale ſind lauter Rekonvaleszenten, welche ohnehin in wenigen Tagen entlaſſen werden, und durch das Zungenausſtrecken in Gegenwart des Oberarztes glauben ſie ſicherlich ihre Heilung um ein Bedeutendes gefördert zu haben.«

* * *

Als wir das Hoſpital verließen, begegnete uns Oberſt N., ein alter Bekannter aus den Oſtſeeprovinzen.

Mein ärztlicher Freund empfahl ſich, um noch einige Beſuche zu machen.

»Ein prächtiger Kerl — ſagte der Oberſt, dem Doktor nachſehend — ein prächtiger Kerl, aber zu ehrlich für unſere Verhältniſſe! Der wird es nie zu was Rechtem bringen in Rußland. Ueberhaupt iſt die goldene Zeit der Aerzte am Kaukaſus vorüber, ſeit es mit dem Peſtmachen nicht mehr geht.«

— Peſtmachen? — Was wollen Sie damit ſagen? —

»Sie leben ſchon ſeit Monaten am Kaukaſus, und wiſſen nicht was Peſtmachen iſt?« fragte der Oberſt, zweifelhaft lächelnd.

Der Ausdruck war mir allerdings bekannt, aber ich wollte mich gern etwas genauer darüber unterrichten, und verneinte deshalb die Frage.

»Pestmachen — fuhr der Oberst fort — ist eine Spekulation wie jede andere. Irgend ein im Innern des Landes wohnender Arzt sprengt bei dem ersten besten gefährlichen Krankheitsfall aus, es sei die Pest im Dorfe. Nun kennen aber die Einwohner aus Erfahrung sehr wohl alle Uebel, welche die Pest in ihrem Gefolge hat; da wird abgesperrt, versengt, verbrannt, geräuchert und der Himmel weiß was noch alles. Um sich diesen unvermeidlichen Uebeln nicht aussetzen zu müssen, quälen die armen Leute den Arzt, doch die Pest bald wieder zu vertreiben, und versprechen ihm dafür Geld und Geschenke so viel sie auftreiben können. Findet er die Bedingungen annehmbar, so verschwindet die Pest wie sie gekommen; im entgegengesetzten Fall wird offizielle Anzeige davon gemacht, alle Vorsichtsmaßregeln werden in Ausführung gebracht, bis der Bericht einläuft, es sei keine Gefahr mehr vorhanden.

Der Arzt erhält dann für die Geschicklichkeit, mit welcher er dem Uebel abgeholfen, einen Orden, Rangerhöhung oder eine Belohnung anderer Art. In jedem Fall läuft die Spekulation zu seinem Vortheil aus.

Ich habe mehrere Pestärzte gekannt, die auf diese Weise ihr Glück gemacht haben, und dabei zu Rang und Orden gekommen sind. Doch die Zeiten sind jetzt vorüber; auch waren die Deutschen in der Regel zu ehrlich und zu plump für diese Künste, wie überhaupt für alle Posten, wo man ein Auge zu und eine Hand aufthun muß, um sein Schäflein zu scheeren. Machen Sie einen Polen oder Russen zum Oberarzt eines Hospitals, er wird Alles in der schönsten Ordnung halten, und in wenigen Jahren ein reicher Mann sein: nehmen Sie einen Deutschen zu solcher Stelle, Alles

wird in Unordnung gerathen und er wird noch obendrein Schulden machen.«

Das verſteh' ich nicht recht.

»Und iſt doch nichts leichter zu verſtehen. Die ganze Kunſt beſteht darin, ſich gut zu ſtellen mit dem Verwalter des Hoſpitals, d. h. man muß leben und leben laſſen. Das kann aber ein Deutſcher bei ſeinen wunderlichen Begriffen von Ehrlichkeit nicht. Z. B. der Verwalter kommt und ſagt: Herr Doktor, es ſind Hemden nöthig für die Kranken. — »Wie viele?« — Zweihundert Stück. — Das Geld wird ausbezahlt und die Hemden werden gemacht. Nach vierzehn Tagen erſcheint der Verwalter wieder und ſagt: Herr Doktor, es ſind Hemden nöthig für die Kranken. — »Wie viele?« — Zweihundert Stück. — »Wie iſt das möglich? Wir haben ja erſt vor vierzehn Tagen zweihundert neue Hemden gekauft.« — Die ſind alle wieder verdorben. Iſt's Ihnen gefällig ſelbſt nachzuſehen? — Der Arzt iſt gewiſſenhaft, ſieht ſelbſt nach und findet richtig zweihundert verdorbene Hemden. So geht es fort von Monat zu Monat. Der Verwalter wird reich dabei, der Arzt merkt den Betrug wohl, kann jedoch nichts dagegen machen, hat auch nicht immer Zeit und Luſt in die ekelhaften Details einzugehen. Iſt er hingegen klug genug, ſich mit dem Verwalter zu verſtändigen, ſo geht Alles im beſten Einklang, der Gewinn wird redlich getheilt, die Hemden ſind immer ganz, die Kleidung der Kranken reinlich und ordentlich; kurz alle Unannehmlichkeiten ſind beſeitigt. So läßt ſich, trotz des geringen Gehaltes, Alles bei uns vortheilhaft einrichten, man muß ſich nur ein bischen in die Verhältniſſe zu ſchicken wiſſen. In Moskau auf dem Polizeibüreau kannte ich einen Herrn, der bei achthundert Rubel jährlicher Einnahme zwanzigtauſend Rubel jährlicher Ausgaben hatte, und der Segen

Gottes ruhte ſichtbarlich auf ihm, denn er hatte niemals Schulden und wurde rund und dick dabei.«

Aber erfährt die Regierung ſo etwas nicht?

»Die Regierung weiß das ſehr gut, aber es liegt in ihrem Vortheil, die Sache ſcheinbar zu ignoriren. Denken Sie nur, welche ungeheure Summen dem Staate jährlich auf dieſe Weiſe erſpart werden.«

Neuntes Kapitel.

Die Schule der Weisheit.

(Fortſetzung.)

»Mirza-Schaffy!« — hub ich an, als wir wieder verſammelt ſaßen im Divan der Weisheit — »was wirſt Du ſagen, wenn ich Dir erzähle, daß die Weiſen des Abendlandes Euch für eben ſo dumm halten, als Ihr ſie!«

»Was kann ich thun, als ſtaunen ob ihrer Thorheit!« — entgegnete er — »Was kann ich Neues lernen aus ihrem Urtheil, wenn ſie mein eigenes wiederholen?«

Er ließ ſich einen friſchen Tſchibuq bringen, dampfte eine Weile nachdenkend vor ſich hin, bat uns, das Kalemdan (das Schreibzeug) zu bereiten, und dann begann er zu ſingen:

Soll ich lachen, ſoll ich klagen,
Daß die Menſchen meiſt ſo dumm ſind,
Stets nur Fremdes wiederſagen,
Und in Selbſtgedachtem ſtumm ſind!

Nein, den Schöpfer will ich preiſen,
Daß die Welt ſo voll von Thoren!
Denn ſonſt ginge ja der Weiſen
Klugheit unbemerkt verloren!

»Mirza-Schaffy!« — unterbrach ich ihn wieder — wäre es nicht ein kluges Beginnen, Deine Sprüche der

Weisheit in das Gewand des Abendlandes zu kleiden, auf daß sie uns werden ein Spiegel für die Thoren, eine Richtschnur für die Irrenden, und eine Quelle hohen Genusses für unsere Weiber und Jungfrauen, deren Anmuth groß ist wie ihr Hang zur Weisheit!«

»Die Frauen sind überall klug, — entgegnete mein ehrwürdiger Lehrer — und ihre Macht ist größer als die Thoren wähnen. Ihre Augen sind der Urquell aller wahren Andacht und Weisheit, und wer aus ihnen schöpft, der braucht nicht auf den Tod zu warten, um einzugehen in die Freuden des Paradieses. Der kleinste Weiberfinger stößt das größte Gebäude des Glaubens um, und das jüngste Mädchen macht die ältesten Satzungen der Kirche zu Schanden!«

»Aber Du hast mir noch nicht Antwort gegeben auf meine Frage, o Mirza!«

»Du sprachest weise. Die Saat meiner Worte hat Keime gewonnen in Deinem Geiste. Schreib', ich werde singen!«

Und nun sang er mir eine Menge wundersamer Lieder vor, von welchen ich einen Theil hier in deutschem Gewande folgen lasse.

Das Glaubensbekenntniß des Mirza-Schaffy.

Mein Lehrer ist Hafis, mein Bethaus ist die Schenke,
Ich liebe gute Menschen und stärkende Getränke,
Drum bin ich wohlgelitten in den Kreisen
Der Zecher, und sie nennen mich den Weisen.
Komm' ich — da kommt der Weise! sagen sie;
Geh' ich — schon geht der Weise! klagen sie;
Fehl' ich — wo steckt der Weise? fragen sie;
Bleib' ich — in lust'ger Weise schlagen sie
Laut Glas an Glas. Drum bitt' ich Gott den Herrn,
Daß er stets Herz und Fuß die rechten Pfade lenke,
Weitab von der Moschee und allen Bonzen fern
Mein Herz zur Liebe führe und meinen Fuß zur Schenke.

Daß ich dem Wahn der Menſchen und ihrer Dummheit ferne,
Das Räthſel meines Daſeins im Becher Weins ergründe,
Am Wuchſe der Geliebten das All umfaſſen lerne,
An ihrer Augen Glut zur Andacht mich entzünde.
O wonniges Empfinden! o Andacht ohne Namen!
Wenn Kelchis Feuerwein mir Mark und Blut durchdrungen,
Ich die Geliebte halte und ſie hält mich umſchlungen,
Beſeligt und beſeligend — ſo möcht' ich ſterben! Amen.

* * *

Mirza-Schaffy giebt ſein Urtheil über den Schach von Perſien.

Ein Schriftgelehrter kam zu mir und ſprach:
„Mirza-Schaffy, was denkſt Du von dem Schach?
Iſt ihm die Weisheit wirklich angeboren,
Und iſt ſein Blick ſo groß wie ſeine Ohren?“

— Er iſt ſo weiſe, wie ſie Alle ſind,
Die Träger des Talars und der Kapuze;
Er weiß, wie ehrfurchtsdumm das Volk und blind,
Und dieſe Dummheit macht er ſich zu Nutze! —

* * *

Mirza-Schaffy rühmt die Anmuth Zuleikha's.

Seh' ich Deine zarten Füßchen an,
So begreif' ich nicht, Du ſüßes Mädchen,
Wie ſie ſo viel Schönheit tragen können!

Seh' ich Deine kleinen Händchen an,
So begreif' ich nicht, Du ſüßes Mädchen,
Wie ſie ſolche Wunden ſchlagen können!

Seh' ich Deine rosigen Lippen an,
So begreif' ich nicht, Du süßes Mädchen,
Wie sie einen Kuß versagen können!

Seh' ich Deine klugen Augen an,
So begreif' ich nicht, Du süßes Mädchen,
Wie sie nach mehr Liebe fragen können

Als ich fühle. — Sieh mich gnädig an!
Wärmer als mein Herz, Du süßes Mädchen,
Wird kein Menschenherz Dir schlagen können!

Hör' dies wonnevolle Liedchen an!
Schöner als mein Mund, Du süßes Mädchen,
Wird kein Mund Dir Liebe klagen können!

* * *

Mirza-Schaffy feiert einen Gedächtnißtag.

Jenem Tage zum Gedächtniß
Sei ein langer Trunk gemacht,
Wo vom Bethaus in die Schenke
Ich den ersten Sprung gemacht!

War verdummt in blinder Demuth,
War gealtert wie ein Greis —
Aber Wein, Gesang und Liebe
Hat mich wieder jung gemacht!

Trink, Mirza-Schaffy! berausche
Dich in Liebe, Sang und Wein!
Nur im Rausch sind Deine Lieder
So voll Glut und Schwung gemacht.

* * *

Mirza-Schaffy wird gläubig aus Liebe.

Kind, was thuſt Du ſo erſchrocken,
Was bebt ſchüchtern ſich Dein Fuß?
Faß' ich tändelnd Deine Locken,
Naht mein Mund ſich Dir zum Kuß —
Was ich biete, was ich ſuche,
Laß Dich's, Mädchen, nicht betrüben:
Denn ſo ſteht's im Schickſalsbuche
Mir urzeitlich vorgeſchrieben!

Ja, voll hehem Glauben bin ich,
Glaub' an Allah und Koran!
Glaube, daß ich Dich herzinnig
Lieben muß und lieben kann!
Andern ward ihr Loos zum Fluche —
Mir zum Segen und zum Lieben:
Denn ſo ſteht's im Schickſalsbuche
Mir urzeitlich vorgeſchrieben!

Beut die Liebe Dir Bedrängniß?
Scheuche lächelnd Angſt und Pein!
Denn erfüllt muß das Verhängniß
Meines ſtolzen Herzens ſein!
Ob ich ſinne, ob ich ſuche,
Keine Andre kann ich lieben:
Denn ſo ſteht's im Schickſalsbuche
Mir urzeitlich vorgeſchrieben.

Hofft Du einſt dort auf Belohnung
Nach vollbrachter Erdenbahn,
Nimm Dich ſelbſt auch hier voll Schonung
Meines armen Herzens an!
Keines Andern Minne ſuche!
Füge, zwing Dich, mich zu lieben:
Denn ſo ſteht's im Schickſalsbuche
Dir urzeitlich vorgeſchrieben!

Nimm dies duft'ge Lied und lies es,
Lausche seinem Zauberton —
Es verheißt des Paradieses
Seligkeit auf Erden schon!
Andres Glück dort oben suche,
Doch dieneden laß uns lieben:
Denn so steht's im Schicksalsbuche
Uns urzeitlich vorgeschrieben!

Wie vom Hauch des Morgenwindes
Sich der Kelch der Rose regt,
Sei das Herz des lieben Kindes
Von des Liedes Hauch bewegt!
Sie gewähre, was ich suche,
Was mich toll zu ihr getrieben:
Denn so steht's im Schicksalsbuche
Ihr urzeitlich vorgeschrieben!

* * *

Mirza-Schaffy rühmt sein eigenes Glück.

Ich Glücklichster der Glücklichen! Derweil
Die Welt sich um sich selbst in Dummheit dreht,
Und Jeglicher auf seine Art dem Heil,
Das offenbar liegt, aus dem Wege geht;
Derweil der Mönch den eignen Leib kasteit,
Und wähnt, daß ihn der Himmel einst entschädigt
Für die auf Erden wundgerieb'nen Knie —
Derweil der Pfaff vom Jenseits prophezeit,
In frommer Wuth den Leuten Dinge predigt,
Von denen er so wenig weiß wie sie:
Knie' ich zu meines Mädchens Füßen nieder,
Und schreibe meine wonnevollen Lieder
Aus ihren Augen ab. Es perlt der Wein
Zuneben mir im funkelnden Pokale;
Ich schlürfe ihn in vollen Zügen ein,
Und denk': es ist in diesem Erdenthale
Bei Lieb' und Wein ein paradiesisch Sein!

* * *

»Mirza-Schaffy!« — ſagte ich, als der Weiſe einen Augenblick innehielt, um ein Glas Wein zu trinken und einen friſchen Tſchibuq anzurauchen, — die Herzen der Jungfrauen werden hochaufſchlagen durch die ſüße Gewalt Deiner Lieder, aber die Weiſen unſeres Volks werden ſprechen in ihrer Eiferſucht: es fehle Dir an Mannigfaltigkeit der Anſchauungen und Gedanken. Haſt Du nicht auch Lieder über andere Dinge geſchrieben, als über Wein, Liebe und Roſen?«

Ohne mich gleich einer Antwort zu würdigen, oder auch nur aufzublicken, blies der Mirza eine Weile dicke Dampfwolken vor ſich hin, ſchlürfte rubig noch ein paar Gläſer Wein herunter, und dann hub er folgendes Lied an zu ſingen:

Euch mißfällt mein Dichten, weil ich
Immer nur das Eine ſinge?
Nur von Roſen, Lenz und Liebe,
Nachtigall und Weine ſinge?

Was iſt ſchöner: daß der Sänger
Irrlicht, Nacht und Lampe preiſt —
Oder daß er von der Einen
Sonne ew'gem Scheine ſinge?

Und wie eine Sonne gieß' ich
Meine Liederſtrahlen aus,
Weil ich immer nur das Schöne,
Niemals das Gemeine ſinge.

Mögen andre Lieder rühmen
Kampf, Moſchee und Fürſtenglanz —
Nur von Roſen, Wein und Liebe
Sollen immer meine ſingen!

O, Mirza-Schaffy! wie lieblich
Duftet's aus den Verſen her!
Denn ſo ſchön wie Deine Lieder
Kann ein Andrer keine ſingen!

Zehntes Kapitel.

Die Schule der Weisheit.

(Fortsetzung.)

Unter den vielen Schriftgelehrten des Landes, deren Bekanntschaft ich machte während der Zeit, daß Mirza-Schaffy mich in der Weisheit unterrichtete, war der Hervorragendste durch Rang und Wissen: Abbas-Kuli-Chan, ein Sprößling des alten Herrscherhauses von Baku.

Er unterschied sich wesentlich von den Ulémas seines Stammes durch eine größere Kenntniß der Sitten, Gebräuche und Zustände des Abendlandes, sowie durch eine gewisse Hinneigung zum Russenthume.

Er hatte sich durch längeren Aufenthalt in Petersburg und Moskau die russische Sprache vollkommen angeeignet, war bei Hofe wohlgelitten und bekleidete sogar Obersten-Rang in der russischen Armee.

Bei den Ulémas stand er in großem Ansehen durch seine tiefe Kenntniß morgenländischer Sprachen, seine kunstvollen Gedichte und eine lange, mit viel Sachkenntniß, aber ohne Kritik geschriebene Geschichte der Völker des Daghestan, während das gemeine Volk ihn aus angestammter Treue für das hohe Herrscherhaus von Baku verehrte.

Abbas-Kuli-Chan war eine jener begabten Zwitternaturen, welche, ohne Vertrauen einzuflößen, doch überall zu

imponiren wiſſen, weil ſie als erſte Klugheitsregel den Satz feſthalten: es mit Niemandem zu verderben.

So geſchah es denn, daß ſelbſt Mirza-Schaffy, beſtochen durch die großen Lobeserhebungen, welche der Chan von Baku ihm machte, als er uns einmal im Diwan der Weisheit überraſchte, ihn für einen großen Weiſen erklärte.

Das in überſchwenglicher Fülle gegenſeitig geſpendete Lob verſetzte Beide in ſehr heitere Laune. Der Eine wies dem Andern aus dem Koran, aus Sadi, Hafis und Fiſuli nach, daß er der wandelnde Inbegriff aller Weisheit auf Erden ſei.

Es fand zwiſchen Beiden ein förmlicher Wettgeſang von fremden und eigenen Liedern Statt, denn jede Schmeichelei wurde mit einem geſungenen Citat belegt. Leider floß aber die Unterhaltung zu ſchnell, als daß ich etwas Zuſammenhängendes daraus hätte nachſchreiben können.

Um jedoch die lange Sitzung nicht ganz ohne Gewinn für mich vorüber gehen zu laſſen, erſuchte ich den Chan, mir eines ſeiner kunſtvollen Lieder aufzuſchreiben zur Erinnerung. Er nickte mir zu mit dem Blick der Gewährung und verſprach mir, das ſchönſte Lied zu ſchreiben, das je eines Menſchen Mund geſungen: ein Lied zum Preiſe ſeiner Fatima beim Saitenſpiel.

Während Mirza-Schaffy den Blick des Zweifels erhob beim Anhören des Selbſtlobes, welches der Chan ſich ſpendete, nahm dieſer den Kalem (die Rohrfeder) und ſchrieb, was folgt:

Fatima beim Saitenſpiel.

Deine Finger rühren die Saiten
Und die Saiten mein Herz.
Dich gerühret zu begleiten
Erdenab, himmelwärts.

Auf dringt es,
Dich umſchwingt es,
Sich um Dein Herz zu ranken —
Dich preiſt es,
Dich umkreiſt es
In luſttrunkenem Schwanken.
Du Gedanke meines Geiſtes!
Geiſt meiner Gedanken!
Wirr, geblendet da ſteh' ich
Vor Dir, Deinem Glanze —
Und es iſt mir, als ſeh' ich
Das Weltall, das ganze,
Als ob's uns umtanze
In trunkener Weiſe,
Rund um uns im Kreiſe;
Ich taumle um Dich her,
Und das Weltall um mich her —
So Erde und Himmel
In buntem Gewimmel
Durch den Klang Deiner Rede
Umtaumeln uns beide —
Du Freude meiner Seele,
Du Seele meiner Freude!

Mirza-Schaffy pries laut die Schönheit des Liedes und ſagte, es müſſe dem Dichter eine Pauke erhabenen Ruhmes dafür geſchlagen werden.

Abbas-Kuli-Chan aber ſtand auf, um ſich zu entfernen, mit dem Verſprechen, mich am folgenden Tage wieder zu beſuchen und mir eine von ihm verfaßte perſiſche Grammatik mitzubringen.

Der gelehrte Chan war nur auf wenige Wochen nach Tiflis gekommen, um eine ruſſiſche Ueberſetzung ſeiner in perſiſcher Sprache geſchriebenen Geſchichte des Dagheſtan zu veranſtalten. Das Werk iſt vor neunzehn Jahren (1846)

gedruckt erſchienen und liefert ein reiches, aber ungeſichtetes Material zur Kenntniß der Länder am Kaſpiſchen Meere.

* * *

Kaum hatte Abbas-Kuli-Chan das Zimmer verlaſſen, als Mirza-Schaffy nach der auf dem Tiſche ſtehenden Flaſche griff und haſtig einen Becher Wein herunterſtürzte.

»Warum trankeſt Du nicht in Gegenwart des Chanes, o Mirza?« fragte ich.

— Weil er zu den Frommen gehört und keinen Wein trinkt, wenigſtens nicht vor den Leuten. —

»Wie kann Dich's vom Trinken abhalten, daß er zu den Frommen gehört?«

— Er iſt älter und mächtiger als ich; durch mein Trinken hätte ich ihn beleidigt, und ich mußte ihn ehren, da er Dein Gaſt war. Wie ſprach Saal zum Helden Ruſtem, ſeinem Sohne? »Schätze keinen Feind, er ſei, wer er wolle, zu geringe oder ohnmächtig; man hat wohl eher geſehen, daß ein Strom, der aus einer kleinen Quelle entſprungen, ſich weiter ergoſſen und ein mit Laſten beladenes Kameel davon geführt.« *) —

»Hatteſt Du weiter keinen Grund der Enthaltſamkeit, o Mirza?«

— Wozu die Frage? — ſagte er, ſich wieder einſchenkend — komm' und trink mit mir!

Der beſte Grund iſt
Der goldne Grund des Bechers!
Der beſte Mund iſt
Der kluge Mund des Zechers! —

*) Sadi: Güliſtan.

»Du redeſt weiſe, — entgegnete ich — und ich werde mit Dir trinken und ſingen, wie immer; aber noch eine Frage mußt Du mir zuvor beantworten. Du rühmſt täglich in Deinen Liedern die Tugenden des Weines, und ich glaube daran (es iſt mein Schickſal!); aber wie geht es zu, daß die Georgier und die Ruſſen, welche hier zu Lande mehr Wein trinken, als die Kameele Waſſer, doch nicht weiſer werden davon?«

— Die Ruſſen ſind nicht ſo ganz dumm, ſonſt würd' es ihnen nicht gelungen ſein, alle anderen Völker zu reinigen mit den Fäuſten der Gewalt; und die Georgier . . . doch ſchreib', ich werde Dir ſingen! —

Aus dem Feuerquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift und ſüße Labung,
Sprudelt Schönes und — Gemeines:
Nach dem eig'nen Werth des Zechers,
Nach des Trinkenden Begabung!

In Gemeinheit tief verſunken
Liegt der Thor vom Rauſch bemeiſtert;
Wenn er trinkt — wird er betrunken,
Trinken wir — ſind wir begeiſtert!
Sprühen hohe Witzesfunken,
Reden wie mit Engelzungen,
Und von Glut ſind wir durchdrungen,
Und von Schönheit ſind wir trunken!

Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze ſelbſt zu Schmutz wird —
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt und Jedermann zu Nutz' wird!

* * *

Hat nicht schon Sadi gesungen: »Der Regen, ob er sich auch in seiner Natur niemals ändert, wird im Garten Anemonen und allerhand schöne Blumen, in salzigen und unfruchtbaren Orten aber nur Disteln hervorbringen!«

Eilftes Kapitel.

Wanderungen, Fernſichten und Wunder.

Meine Wohnung lag am Fuße des heiligen Davidsberges, der auf einem ſteilen Vorſprunge in der Mitte ſeiner Höhe eine uralte Kirche trägt, deren Schutzheiliger dem Berge ſeinen Namen gegeben.

Seit Alters iſt die Kirche des heiligen David berühmt durch ihre wunderthätigen Kräfte.

Welcher Frau oder Jungfrau es gelingt, bei dreimaligem Umwandeln der Kirche jedesmal einen Stein an die äußere Mauer zu kleben, ſolchergeſtalt, daß der Stein hängen bleibt, ohne befeſtigt zu ſein durch Kitt oder Mörtel: der wird jeglicher Wunſch erfüllt, den ſie auf dem Herzen trägt, wenn ihre Gedanken nicht befleckt ſind durch ſündliches Begehren.

So aber eine Jungfrau iſt, die für einen Mann glüht in reiner Minne, oder eine Frau, ſo da trachtet nach Leibesfrucht, deren Gebete werden erhört, wenn der heilige David nicht beſondere Urſache hat, ſie den Ohren des Allmächtigen vorzuenthalten.

So erzählt die Legende von vielen Jungfrauen, die geglaubt an die wunderthätigen Kräfte der Kirche und wirklich einen Mann gefunden haben, und von Frauen, die geſegnet wurden mit Leibesfrucht.

Besonders am Donnerstage, dem Geburts- oder Sterbetage des großen Heiligen, äußert sich sein wunderbares Walten am wunderbarsten.

Denn an diesem Tage finden sich im Umkreise des Tempels eine Menge Steine, die alle kleben bleiben an den äußern Mauern, ohne befestigt zu werden durch Kitt oder Mörtel.

Damit aber diese Steine nicht in ungeweihte Hände fallen, werden sie sorgfältig aufgesammelt von den Dienern der Kirche und den Gläubigen verabreicht gegen ein Entgeld, welches klein erscheint im Verhältniß zu dem großen Segen des heiligen David.

Darum wallfahrten alldonnerstäglich die Frauen und Jungfrauen von Tiflis im festlichen Gewande zum heiligen Davidsberg, und wer die schlanken Töchter Georgia's, die Blüthe der Schönheit, hier in solcher Fülle versammelt sieht, und nicht an Wunder glaubt auf Erden, dem wäre besser, daß eine alte Negerin gehängt werde an seinen Hals, und er hinunterrolle in das Thal Didubeh, wo es am tiefsten ist!

Selbst Mirza-Schaffy, der unchristliche Weise von Gjändsha, pries die Wunderkraft des heiligen David, der noch im Tode so viele anmuthige Weiber in Bewegung setzt zu lebendigstem Streben!

»Wo in aller Welt — rief der Mirza oft begeistert aus, wenn wir, die Pfeife der Betrachtung rauchend, auf dem Balkon oder dem Dache des Hauses saßen und die frommen Pilgerinnen an uns vorüberziehen sahen mit dem Blick des Wohlgefallens — wo in aller Welt erspäht das Auge solche Fülle der lieblichsten Waden? und wo wandelt die Schönheit nackten Fußes wie hier?«

Es ist nämlich ein alter, frommer Brauch, — welcher besonders von den Inhaberinnen schöner Füße mit großer

Gewissenhaftigkeit aufrecht erhalten wird — daß die Beterinnen vor Beginn der Wallfahrt Schuhe und Strümpfe abthun, und barfuß hinaufklimmen zur Kirche des heiligen David.

Gar lieblich kontrastiren die kleinen Füßchen — gleichviel ob nackt oder strumpfbekleidet — mit den weiten, faltenreichen, roth- oder blauseidenen Pantalons, welche unter einem elegantgeformten, am Busen zwiefach rund ausgeschnittenen Sarafan, von meist schwerem Stoffe, hervorquillen. Den Kopf ziert ein kronenähnlicher Schmuck, von welchem nach hinten ein weißer Schleier über das lange, flechtengeschlungene Haar herabflattert.

Die meisten Georgierinnen aus dem Volke tragen noch die Tschadra, einen schneeweißen, den ganzen Körper verhüllenden Ueberwurf, welchen die Schönen aber so geschickt zu halten wissen, daß sich die ganze Gestalt darin abzeichnet.

Während der Wallfahrtszeit schlingt sich der Weg, welcher zur Kapelle führt, wirklich wie ein Gürtel der Schönheit um den Leib des Berges.

Und wenn das Auge, noch trunken vom Anblick des üppigen Gliederbaues der schlanken Töchter von Tiflis, hinabschweift in das wellenförmige Thal, so eröffnet sich weder eine Aussicht, die den lieblichsten auf Erden vergleichbar.

Uns zu Füßen liegt die Stadt mit ihren Palästen, Kuppeln, Thürmen und halb unterirdischen Sakli's (Erdhütten), durchschlungen von schattenreichen Gärten, wo alle bei uns heimischen Obstarten, sowie der Pfirsich, die Feige, die Granate, der Lotus, die Maulbeere, Rebe, Quitte und Mispel in üppiger Fülle gedeihen. In weiter Ferne verliert sich der die Stadt durchströmende Kyros (Kur) auf seinem Schlangenlaufe hinter grün bekleidetem Hügelland, und hoch über uns wölbt sich der tiefblaue Himmel Georgiens. . . .

Wir steigen hinab vom Davidsberge, betrachten aufmerksam die zu seinen Füßen terrassenförmig übereinander ge-

bauten Sakli's, kleine, unansehnliche, aus rohen Steinen aufgeworfene Häuser ohne Fenster und jegliche äußere noch innere Verzierung, und verwundert fragen wir: sind dieses die Muscheln, worin Georgia seine Perlen der Schönheit birgt?

Das Licht fällt in diese Sakli's von oben durch eine Oeffnung des platten Daches, welche zugleich als Schornstein dient, und bei schlechtem Wetter, wenn die Oeffnung geschlossen werden muß, herrscht im Innern nächtliche Dämmerung.

Nachdem wir mühsam einige Sakli's überstiegen, angebellt von ungethümen Hunden, und unter steter Gefahr, bei einem Fehltritte irgend einer georgischen Familie uneingeladen von oben in's Haus zu fallen, gelangen wir in eine, nichts weniger als reinliche Gasse, die uns wiederum auf einen freien Platz führt, wo das Gymnasium von Tiflis vor uns aufsteigt und uns daran erinnert, daß unter den Troglodyten des Landes auch Europäer hausen.

Dieses kolossale, ganz im modernen Kasernengeschmack errichtete Gebäude, wo die Söhne des Gebirges zu treuen Unterthanen des rechtgläubigen Kaisers herangebildet werden, beherrscht von seiner Höhe herab den mehrere Klafter tiefer sich eröffnenden Alexanderplatz, den die vorüberführende, hügelig abfallende Straße fast eben so hoch umsäumt, als die den Hintergrund und die Flügel des Platzes bildenden Häuser. Die hervorragendsten Gebäude an diesem, durch seine tiefe Lage allseitig scharf abgegrenzten weiten Platze, sind die Wohnung des Vice-Gouverneurs im Hintergrunde und der Sitz des Generalstabs in der linken Häuserreihe.

Die oben bezeichnete, den tiefgelegenen Alexanderplatz von dem hochgelegenen Gymnasiumsplatze stufenartig scheidende Straße ist als die Hauptstraße von Tiflis zu betrachten. Links nach dem Thore zu, durch welches man — von Gori

kommend — seinen Einzug hält, eröffnet sie die Aussicht auf die schönsten, gallerieumwundenen Häuser von Tiflis. Rechts führt sie uns in das Innere der Stadt. Hier zieht, in geringer Entfernung von dem schräg gegenüberliegenden Gymnasium zur Linken die altersgraue Zionskirche unsere Aufmerksamkeit auf sich, und uns zur Rechten liegt der sich nach hinten terrassenförmig abstufende, prachtvolle Palast der Statthalter vom Kaukasus, mit seinem herrlichen, von asiatischer Ueppigkeit strotzenden, aber von europäischer Hand geregelten Garten. Dieser Palast wurde erbaut auf den Trümmern der alten, von Rostom gegründeten Burg der georgischen Könige.

Wir gehen ein paar Schritte weiter und gelangen auf den Eriwan'schen Platz, den eigentlichen Mittelpunkt der vornehmen Welt von Tiflis. Hier reichen sich Europa und Asien die Hand.

Gegenüber den großen, ganz modernen Kronsgebäuden der Russen ziehen sich die wohnlichen, plattabgedachten, gallerieumwundenen Häuser der Armenier hin, welche gleichsam den Uebergang zu den roben, halb unterirdischen Sakli's der Georgier, Perser und Tataren bilden.

Neben der Tschadra-verhüllten Georgierin wandelt die russische Beamtenfrau; neben dem wilden Kurden vom Ararat reitet der donische Kosak; zur Seite der moskowitischen Graurücke drängen sich die zerlumpten Muschat (Lastträger) aus Imerethi, Ossethi und Lesghistan.

Wir überschreiten den Markt und winden uns durch die langen, krummen, ungepflasterten Straßen, wo die Schwertfeger, die Gewehrmacher, die Schmiede, die Schneider — kurz, die Vertreter aller Gewerbe ihre Thätigkeit in offenen Werkstätten entfalten, d. h. in Werkstätten, welche zugleich Magazine bilden, und — ähnlich unseren deutschen Meßbuden — nach der Straße zu offen stehen. Hier kauft man

um ein Billiges die berühmten kaukasischen Dolche (Kinshal's), Degen (Schaschka's), Pulverhörner, Gürtel, Tuche, Tscherkesken und Schabracken.

Diese immer belebten Straßen führen uns zu dem armenischen Bazar, und von dort über den geräuschvollsten Markt von Tiflis zu dem hohen umfangreichen Karawanserai, welches mit seinen vielen Zellen, Magazinen, Gallerien und Gewölben eine kleine Stadt für sich bildet, und zu den prachtvollsten Gebäuden dieser Art im Orient gehört. Hier liegen die kostbarsten Erzeugnisse des Morgenlandes: Shawls, Seidenstoffe, Teppiche u. s. w. aufgehäuft, und es herrscht in diesen weiten Räumen vom Morgen bis zum Abend ein Menschengewühl, ein Sprachengewirr, eine Mannigfaltigkeit der Physiognomien und Trachten, wie man selbst zur Meßzeit in den lebhaftesten Städten Deutschlands nichts Aehnliches sieht.

Unter den Männern finden wir eine Menge hochgewachsene, kräftige, schöne Gestalten, während die georgischen und armenischen Frauen, denen wir im Bazar und dem Karawanserai begegnen, ihrer Mehrzahl nach einen häßlichen Gegensatz bilden zu den schönen Pilgerinnen, welche wir auf der Wallfahrt zum heiligen Davidsberge kennen gelernt haben. Denn auf den Märkten und Bazars lassen sich meistens nur alte Frauen sehen, (in Tiflis gilt eine Frau schon für alt, wenn sie das dreißigste Lebensjahr überschritten), und so sehr die Georgierinnen in ihrer Jugend anmuthig erscheinen und hohen Preises werth, so abschreckend ist ihre Häßlichkeit im Alter.

Und diese schnelle Umwandlung wird hier nicht ausgeglichen durch jene aus höherer Bildung entspringenden Eigenschaften, welche bei uns auch häßliche und alte Frauen oft so liebenswürdig und angenehm im Umgange machen.

Ueberhaupt gehört eine solche Häßlichkeit, wie man sie gewöhnlich bei den älteren Georgierinnen findet, bei uns zu den seltensten Ausnahmen . . . .

Wir verlaſſen das große Karawanſerai, wenden, behutſam einer Karawane waarenbepackter Kameele ausweichend, unſere Schritte der Brücke zu, welche die beiden, durch den Kyros getrennten Stadthälften verbindet, und indem wir auf »den Sand« gelangen (ſo heißt ein Viertel der Neuſtadt Awlabar), befinden wir uns mitten unter einer — deutſchen Bevölkerung!

Hier wohnen die eingewanderten Schwaben, hier iſt die deutſche Kolonie von Tiflis, durch den Kyros getrennt von der übrigen Stadt.

Aus dem Gewühl des armeniſchen Bazars und des perſiſchen Karawanſerai, aus den Speichern der Schätze des Orients, belebt von Menſchen mit feinen, ſonnverbrannten Geſichtern und langen, faltenreichen Gewändern, und umlagert von laſttragenden Kameelen und Dromedaren, — ſind wir urplötzlich in eine neue Welt verſetzt und ſehen vor uns ein rechtſchaffen Stück Schwabenleben, mit allem Zubehör von Sprache, Behauſung, Stummelpfeife und bloßen Hemdsärmeln.

Bei dieſen breitſchultrigen, fauſtkräftigen Argonauten des Neckars, die durch den Hellespont geſchwommen, durch den Bosporus und das Schwarze Meer, die am Phaſis gelandet und die Wälder von Kolchis durchzogen, um hier an den fruchtreichen Ufern des Kyros zu leben in Weingärten und Gottesfurcht, laſſen wir uns nieder auf ein Stündchen, zu kurzer Erholung nach der langen Wanderung des Tages.

Hier zur Rechten in dem kleinen, wunderlich aufgeſtülpten Hauſe, deſſen Dach eine etwas ſtärkere Hinneigung zur Erde verräth, als der Baumeiſter urſprünglich beabſichtigte, wohnt der ehrliche Salzmann, der Sandwirth von Tiflis.

Tretet ein, aber bückt Euch ein wenig, um den Kopf nicht an der niedrigen Thüröffnung zu zerſchlagen.

Rechts iſt das Billardzimmer; dort wird geſpielt und gelärmt von ruſſiſchen Offizieren; aber hier zur Linken iſt ein

kleines, ruhiges, blauangestrichenes Gemach, das Herr Salzmann allezeit für seine deutschen Landsleute bereitet hält, und das allen russischen und asiatischen Fußtritten unzugänglich bleibt. Dorthin wenden wir uns.

Ein kleiner, steifer Bursche, der allem Anderen eher ähnlich sieht, als einem »garçon d'hôtel,« tritt uns entgegen.

»Grüß Gott, alter Bursche! Was macht Herr Salzmann?«

— Jscht ni daheim! —

»So ruf die Frau Salzmann her, und bring' uns Wein, Kachetiner Abendröthe!«

Das war der Name, den wir dem blutrothen Weine von Kachetos in feierlicher Taufe gegeben, weil uns bei seinem Anblick immer ein heiliger Schauer überkam, wie beim Anblick der untergehenden Sonne . . .

Frau Salzmann, die kindergesegnete Gattin des Sandwirthes, erscheint, wischt sich nach wirthschaftlichem Brauch erst in der weißen Schürze die küchenbeschäftigte Hand ab, und reicht sie uns darauf zu freundlichem Willkommen.

Frau Salzmann besitzt unter andern trefflichen Eigenschaften auch die: den besten deutschen Eierkuchen in Tiflis zu backen. Sie hat dadurch nicht blos in der Nachbarschaft, sondern bei allen deutschen Kaukasus-Reisenden eine gewisse Berühmtheit erlangt. In jedem Reisewerk wird ihrer Erwähnung gethan. Sie weiß das und hält darauf, daß die Eierkuchen immer hübsch locker gerathen, damit ihr guter Leumund nicht zu Schanden werde vor den Augen der Welt.

In dem blauen Zimmer steht ein blaugedeckter Tisch, dort halten wir unsere Tafelrunde. Dem billigen Kachetiner folgt der theure Champagner; denn es gehört einmal zur europäischen Sitte in Tiflis, das Mahl durch Champagner zu beschließen, und dieser Sitte muß sich hier Jedermann

fügen, der für anständig gelten will, wie bei uns der Sitte des Fracktragens und der weißen und gelben Glacehandschuhe.

Welcher deutsche Reisende, der in Tiflis gewesen, hätte nicht bei Salzmann auf dem Sande an der Tafelrunde gesessen, und sich so begeistert am Kachetiner und Champagner, daß ihm beim Nachhausegehen in der mondhellen Nacht der ganze Himmel vorgekommen wie ein rieſiges Tischlaken, und der Mond wie ein leuchtender Eierkuchen, und die Sterne wie funkelnde Gläser!

So erging es auch uns an jenem Abend, als wir, nach begeisternder Erholung von unserer Wallfahrt zum Davidsberge, den »Sand« verließen, um in's Innere der Stadt zurückzukehren.

Kein Wölkchen trübte den lichtblauen Himmel, aber es lag in der Luft eine Wärme, als ob der fast sonnenhelle Mond Georgiens auch das Feuer der Sonne hätte.

Die Straßen waren beinahe ganz menschenleer, der Bazar und alle Werkstätten geschlossen. Nur hin und wieder taumelte ein betrunkener Soldat, schwebte eine tief in die blendendweiße Tschadra verhüllte Georgierin an uns vorüber.

Wir ließen die Straße links liegen, welche zu den kuppelbedeckten, heißen Schwefelbädern führt, denen Tiflis sein Entstehen und seinen Namen verdankt, und wandten uns in kürzester Richtung dem Eriwan'schen Platze zu.

Hier und da waren die Dächer von luftigen, weiblichen Gestalten belebt, die vom Mondschein umflossen, in ihren malerischen Gewändern einen feenhaften Anblick gewährten.

Balalaikatöne erschollen durch die Nacht, abwechselnd mit dem Rundgesange georgischer Schönen.

Doch wir durften nicht lange weilen bei den lieblichen Bildern, denn wo immer wir stehen blieben und die Mädchen uns bemerkten, da verschwanden sie schnell vor unseren spähenden Blicken.

Aber einmal mußte ich ſtehen bleiben und lauſchen, ich konnte nicht fort, es feſſelte meine Füße gewaltſam. Der Klang einer Männerſtimme traf mein Ohr, und die Töne ſchienen mir ſo vertraut ... ich erkannte die Stimme — ich erkannte das Lied — ich erkannte Dich, Mirza-Schaffy, o Weiſer von Gjändſha!

Noch ſehe ich die gelben Keſchi (Pantoffeln), die rothen Neykawi (Pantalons), den ſammtnen Kaftan und den durchſichtigen Schleier Deiner Schönen, als ſie ſchüchtern auf dem Dache des grauen Häuschens ſtand und Deinen ſtehenden Tönen lauſchte.

Du glaubteſt Dich verſteckt und unbemerkt im Schatten des Hauſes in der einſamen Gaſſe. Aber nimmer vergeſſe ich Dein Bild, o Weiſer! wie Du die Hände bald an's Herz preßteſt, und bald halbmondförmig an die Ohren hielteſt, gleichwie zum Gebete vor dem holdſeligen Weſen über Dir!

Wo blieb Zuléikha, und wo Deine Treue für ſie?

Es waren der Wunder noch nicht genug für den ſchönen Abend.

Als ich mich auf dem Eriwan'ſchen Platze trennen wollte von meinen Begleitern, bat mich einer derſelben, ihm noch auf ein Stündchen in ſeiner neuen Wohnung Geſellſchaft zu leiſten.

»Ich habe die Wohnung genommen — ſagte er vertraulich — weil gerade gegenüber die Fürſtin O ...., ein wunderliebliches Weſen wohnt, ein Meiſterſtückchen der Schöpfung! Schon ſeit drei Monaten folge ich ihr regelmäßig auf all' ihren Wallfahrten zum heiligen Davidsberge. Die landesungewöhnliche Beſtändigkeit meiner Neigung ſcheint ihr Herz gerührt zu haben, denn ſie hat vor mir ſchon einen großen Theil ihrer georgiſchen Schüchternheit abgeſtreift. Sie

zeigt ſich mir unverſchleiert auf dem Dache, empfängt Blumenſträuße, die ich ihr Abends heimlich zuwerfe, und ſcheint zwei ihrer Freundinnen in ihr Geheimniß eingeweiht zu haben, denn alle drei ſitzen oft Stundenlang oben im traulichen Geſpräche, ohne ſich durch meine bei offenem Fenſter angeſtellten Betrachtungen verſcheuchen zu laſſen.«

Das Glück folgte unſern Schritten, denn die junge Fürſtin ſaß wirklich noch auf dem Dache mit ihren beiden Freundinnen, als wir eintraten in die Wohnung meines Bekannten.

Wir zündeten kein Licht an im Zimmer, um deſto beſſer ſehen zu können, ohne geſehen zu werden.

Wie ein Heiligenſchimmer umfloß das Mondlicht die drei lieblichen Geſtalten, wie ſie da ſaßen mit gekreuzten Beinen. Die zwei Fremden waren in die weiße Tſchadra gehüllt, unter welcher die faltenreichen Nepkawi feuerroth hervorquollen. Die junge Fürſtin aber trug blauſeidene Hoſen, hell wie der Abendhimmel im Mondſchein, und ein dunkler Sarafan umſchlang ihre jugendlichen Glieder.

Ueber eine Stunde hatten wir geſeſſen, verloren im Anſchauen des ſchönen Bildes vor uns, als plötzlich alle drei Frauen aufſprangen und ſchäkernd auf dem Dache umherwandelten.

Da — Eine bleibt ſtehen! ſie ſcheint uns zu bemerken, denn nachdem ſie eine Weile ſpähende Blicke herübergeworfen, wendet ſie ſich um, wahrſcheinlich um ihren Begleiterinnen einen Wink zu geben; aber ſiehe! faſt in demſelben Augenblicke iſt die junge Fürſtin ebenfalls ſtehen geblieben, nicht um nach uns zu ſuchen, nein, ſie bückt ſich, und lüftet ... und taſtet ...

Trotz des kleinen Gegenſtandes, um den es ſich handelt, bin ich in großer Verlegenheit, wie ich die Zeichnung voll-

enden ſoll, ohne einerſeits den poetiſchen Anſtand, und andererſeits die proſaiſche Wahrheit zu verletzen. Ich bemerke nur, daß mir beim Nachhauſegehen unwillkürlich die Verſe Göthe's in den Ohren ſummten:

Es war einmal ein König,
Der u. ſ. w.

Zwölftes Kapitel.

Die Schule der Weisheit.

(Fortsetzung.)

„Mirza-Schaffy! — sprach ich, als wir wieder versammelt saßen im Divan der Weisheit — was sagt Hafis, wo er von der Untreue der Frauen spricht?“

Der Mirza stellte seinen ausgerauchten Tschibuk bei Seite, schlürfte ein Glas Wein herunter und hub an zu singen:

„Wahrlich würd' ich an den Schönen
Gar nichts auszusetzen wissen,
Als daß insgemein die Schönen
Nichts von Treu' und Liebe wissen.“

Wenn der Weise einmal in's Singen kam, so war kein Aufhören; kaum hatte er die oben angeführten Verse beendet, als er gleich wieder ein anderes Lied von Hafis anstimmte:

„Seh' ich Dich an, trag' ich die Spur von
Deiner Wangen Wiederschein!
Sieh': die Sonne zittert nur von
Deiner Wangen Wiederschein!“

„Laß das jetzt! — unterbrach ich ihn — ich wünsche, daß Du mich heute über andere Dinge belehrst. Sag' mir,

o Mirza! hat Hafis nicht auch von der Untreue der Männer geſungen?«

— Deine Frage iſt unweiſe! Wie ſollte Hafis auf den Gedanken kommen, von der Untreue der Männer zu ſingen? Darüber zu klagen, konnt' er den Frauen überlaſſen; wer wird ſich ſelber ein Feind ſein? —

Er klatſchte in die Hände, ließ ſich eine friſche Pfeife bringen, warf mir einen forſchenden Blick zu, den ich mit großer Seelenruhe erwiederte, und alſo fuhr er fort in ſeiner Belehrung:

— Wie läßt ſich die Untreue des Mannes mit der einer Frau vergleichen? Eine Blume kann man nur Einmal brechen; ſie welkt, und ihr Duft iſt dahin! Aber der Wind, der die zarte Roſe zerknickt, brauſt an dem ſtarken Baume faſt ſpurlos vorüber. —

»Weben nicht auch Winde durch's Blumenbeet, bei deren Hauch die Roſen nur friſcher blühen, ſtatt zu welken?«

— Du redeſt weiſe, o Jünger! Du näherſt Dich meinen Gedanken. Sieh', wie der Epheu, das Sinnbild des Weibes, ſich lieblich emporrankt an dem ſtarken Lorbeerbaume, ihm und ſich ſelber zum Schmucke! Nimm der Epheuranke den ſtützenden Baum, — und ſie ſinkt zur Erde und wird zertreten von den Füßen der Menſchen, wenn ſich nicht eine andere Stütze ihr bietet, daran ſie ſich aufrichtet und weiter grünt. —

»Rede ohne Bilder, o Mirza! und laß die Umſchweife, damit der Sinn Deiner Worte mir deutlicher werde.«

— Was iſt eine Rede ohne gute Bilder? Was iſt die Tugend ohne gute Werke? —

»Du haſt Recht; fahre fort in Deiner Belehrung!«

— Ich will Dir eine Frage vorlegen, um Dich zu prüfen in der Erkenntniß der Wahrheit. Was iſt ſeltener: Dummheit bei den Frauen, oder Weisheit bei den Männern? —

»Ich glaube, das Letztere.«

Der Mirza nickte bejahend, und nachdem er ein frisches Glas getrunken, fragte er weiter:

— Was ist besser: es mit den Klugen zu halten, oder mit den Thoren? —

»Ich glaube, das Erstere.«

— Unsere Wege führen zusammen. Du wirst nunmehr im Stande sein, den Blick der Aufklärung zu werfen in die Geheimnisse der Untreue, wie bei Männern so bei Frauen! Wenn das Herz ganz voll ist von Einer Liebe, wo bleibt da Platz für eine andere? —

»Ich würde Dich bitten, o Mirza, mir ein Beispiel aus Deinem eigenen Leben zu geben, wenn Du nicht eine Ausnahme bildetest von der Regel, in Deiner Weisheit.«

Wiederum warf der Weise mir einen forschenden Blick zu, den ich eben so ruhig ertrug wie das Erstemal.

— Wohl bin ich eine Ausnahme! — entgegnete er nach kurzer Pause — denn so wie ich, hat nie ein Mann geliebt! Meine Sonne ist untergegangen, aber die Glut, welche sie in mir zurückgelassen, ist immer noch mehr werth, als das Strohfeuer der gewöhnlichen Menschen. Was sagt Hafis:

„Kauf' mein zertrümmertes Herz, in tausend Stücke zerschlagen
Ist es so viel als tausend der anderen werth!"

Die Frauen wissen das und lieben mich. Einst mußte Eine mir Alle ersetzen — jetzt ersetzen Alle mir die Eine nicht! Aber soll ich, weil der Tag entschwunden, mich der Sterne nicht freuen, welche die Nacht meines Lebens durchschimmern? Soll ich die Frauen hassen, weil sie mich lieben? Ist es meine Schuld, daß die Sprache nur Ein Wort hat für Gefühle so verschiedener Art, wie die Frauen verschieden sind, die sie einflößen! Lange war ich ein Thor und lebte ohne

allen Verkehr mit den Weibern; aber Zuléikha hat nichts dabei gewonnen und ich habe viel dadurch verloren. —

»Jetzt biſt Du weiſer, o Mirza?«

Er nickte bejahend und bedeutete mich, das Kalemdan (Schreibzeug) zu bereiten.

Er ſang, und ich ſchrieb:

»Mirza-Schaffy, leichtſinnig Flatterherz!
Du wechſelſt Deine Liebe wie die Lieder.«

— Es lieben mich die Frauen allerwärts,
Und da, wo ich geliebt bin, lieb' ich wieder! —

* * *

Ich konnte dem Drange nicht widerſtehen, zu erforſchen, wie der Weiſe von Gſändſha mit ſeiner allzeit fertigen Dialektik die Fragen beantworten würde:

»Worüber ſo manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und ſchwarzem Barett,
Perückenhäupter und tauſend andere
Arme ſchwitzende Menſchenhäupter.«
(Heine.)

Aber er fertigte mich kürzer ab, als ich erwartet hatte.

— Es iſt eine Thorheit — ſagte er — über ſolche Dinge die Zeit zu verlieren! Zu groß iſt der Sprung vom Nichts zum Etwas. Hier liegt eine Kluft, welche alle Weisheit der Weiſen nimmer ausfüllen wird. Solche Grübeleien haben noch keinen Thoren weiſer, wohl aber viele Weiſen zu Thoren gemacht. Was ſagt Sadi: »Wenn auch die Wolken Waſſer des Lebens regneten und das Land am fruchtbarſten machten, würdeſt Du doch keine Frucht von Weidenbäumen

ſammeln!« Scheint uns die Sonne weniger ſchön, weil wir ihr Weſen nicht zu ergründen vermögen? Duftet die Roſe minder lieblich, weil ſie in der ſchmutzigſten Erde am beſten gedeiht?

Wahrlich, jenes ſpielende Kind mit den friſchen Wangen iſt weiſer in ſeiner Einfalt, als der hohlwangige Hadſhi, der augenverdrehende Frömmler.

Das Leben iſt ein Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen Gutem und Schlechtem, zwiſchen Schönem und Gemeinem: und der Weiſeſte iſt, wer am meiſten Schönes herausfindet aus dem Schlamme der Welt.

Es iſt eine und dieſelbe Glut, welche durch unſern Geiſt, durch die Sonne, durch die Wange der Schönheit, durch das Blatt der Roſe leuchtet.

Vor dieſer Glut bete an! —

Dreizehntes Kapitel.

Ein Ausflug nach Armenien.

Nun folgt mir in jene geſegneten Lande, wohin die Sage das Paradies verſetzt, und wohin auch ich es verſetzte, bis ich erfuhr, daß es in Deinen Augen liegt, Du meine Edlikam!

Folgt mir an die blumenreichen, ſagengeheiligten Ufer der Senghi und des Araxes, wo ich Ruhe ſuchte nach langem Irrſal ſorgenvollen Wanderlebens in fremdem Land, bis ich erfuhr, daß Ruhe nirgends zu finden als in der eigenen Bruſt; folgt mir in die Gärten, wo Noah zuerſt den Weinſtock gepflanzt, zu ſeiner eigenen Luſt und Ergötzlichkeit und zur Freude aller nachwachſenden durſtigen Menſchengeſchlechter; folgt mir durch die ſteilen, gletſcherüberhangenen Gebirgspfade zu den dürren Hochebenen des Ararat, wo der wilde, blutroth gekleidete Kurde auf leichtſchenkeligem Roſſe einherſprengt, mit blitzendem Auge und ſonngebräuntem Geſichte, im breiten Gürtel den ſcharfen Dolch und die langen Piſtolen von Damaskus, und in der kampfgeübten Hand die ſchwanke, todſchleudernde Lanze von Bagdad — wo der Nomade ſein ſchwarzes Zelt aufſchlägt und mit Weib und Kind an dem die Thiere der Wildniß verſcheuchenden Feuer kauert — wo Karawanen von Kameelen und Dromedaren ziehen, beladen mit den Stoffen des Morgenlandes und geleitet von wachſamen Führern in weiten, buntfarbigen Gewändern — wo

der raublüsterne Tatar in versteckten Felshütten, oder in halb unterirdischen, roh ausgehöhlten Wohnungen haust; folgt mir in die fruchtbaren Thäler, wo die Söhne von Haïghk*), wie die Kinder von Israel fern vom Verderben der Städte noch in urväterlicher Einfalt leben, ihre Aecker pflügen und ihre Heerden weiden, und die Gastfreundschaft in biblischer Reinheit üben; folgt mir zum Ararat, der auf seinem königlichen Greisenhaupte noch die sündflutgerettete Arche trägt — folgt mir in's Hochland von Armenien!

Im Paradiese wollen wir selig sein und unsere Blicke laben an den schönen Töchtern des Landes; und am Grabe Noah's wollen wir niedersitzen, das Trinkhorn in der Hand, ein Lied auf den Lippen und freudige Zuversicht im Herzen; denn der Gott, welcher einst, als die ganze Welt den Strang verdient hatte, die Menschheit zum Wassertode begnadigte, und blos Noah am Leben ließ, weil dieser den Wein kultivirt und Freude hatte am Lieben und Trinken, wird auch uns, die wir gleiche Gelüste hegen, so gnädig sein wie dem Vater der nachsündflutlichen Menschen.

* * *

Die Troika, das russische Dreigespann, welches uns davonführen soll bis zum Gebirge, wo die Wege aufhören fahrbar zu sein, wartet schon vor der Thüre. Hinter dem Wagen halten zwei donische Kosaken als Eskorte, und während Luka, unser dienender Begleiter, beschäftigt ist, das Gepäck in dem unbequemen Fuhrwerk so zurecht zu legen, daß wir ohne zu große Anstrengung darauf sitzen können, haben

*) Der alte und eigentliche Name der Armenier und ihres Landes.

wir — N. und ich — mit unſerm ehrwürdigen Lehrer Mirza-Schaffy eine rührende Abſchiedsſcene.

Im Orient iſt es Sitte, daß man dem ſcheidenden Freunde einen durch den Zufall beſtimmten Geleitſpruch mit auf den Weg giebt. Man bedient ſich zu dieſem Zwecke gewöhnlich des Koran, des Sadi oder Hafis. Das Buch wird auf's Gerathewohl aufgeſchlagen, und der erſte Vers, den das Auge trifft, wird als Geleitſpruch erkoren.

Der Weiſe von Gjändſha nahm den Gjüliſtan von Sadi, eröffnete das Buch und ſeine Augen fielen auf die Stelle, wo geſchrieben ſteht

»Ein Wort ohne That, iſt wie eine Wolke ohne Regen, oder ein Bogen ohne Sehne.«

Nachdem er uns eine doppelte Abſchrift des Spruches gegeben hatte, begleitete er uns hinunter zum Wagen.

Der Weiſe war ſichtbar bewegt, von ſeinen Jüngern — wenn auch nur auf ein paar Monate — ſcheiden zu müſſen. Doch ſuchte er ſeine Wehmuth durch erkünſtelten Scherz zu verhüllen. »Was ſagt Togrul Ben Arslan! Geſtern entzückte mich die Gegenwart meiner Freunde, und heute verlaſſen ſie mich!«

Allah ssisin illah! — Gott mit Euch! — rief er uns ſcheidend zu; Pascholl! — Vorwärts! — ſcholl der Kommandoruf Luka's; der bärtige Kutſcher ſchnalzte mit der Zunge, die klugen Pferde ſpitzten verſtändnißinnig die Ohren, und mit fabelhafter Schnelligkeit rollte das holprige Fuhrwerk davon, während die lanzenſchwingenden Koſaken in kurzem Galopp hinterher ritten.

Bald hatten wir hinter uns den weiten Bergeskeſſel, in welchem Tiflis liegt mit ſeinen Bädern und Gärten, mit ſeinem Wirrwarr von Häuſern und Menſchen, Sitten, Trachten und Sprachen. Die Berge, welche dieſe Stadt umſchließen, ſind

dürr, wie zusammengewehte Sandhaufen, kahl wie das Haupt eines Muselmanns.

Einst sollen sie gestrotzt haben von den üppigsten Gestaltungen der Pflanzenwelt; in schattigen Lorbeerhainen standen die Tempel der schönen Anahid, der befruchtenden Göttin — unter anmuthig gewölbten Piniendächern brannte das Feuer auf den Altären des Tleps, des gewaltigen Donnergottes.

Aber frevelnde Hände — so geht die Sage — entweihten die heiligen Stätten und erweckten den Zorn der rächenden Götter. Anahid entzog den Höhen ihren belebenden Odem und waltete fortan nur in ihrem Lieblingslande Armenien, wo ihr noch Opfer gebracht und Blumenfeste gefeiert werden bis auf den heutigen Tag — der grimmige Tleps aber brach durch seine Donner die Stämme der Bäume und ließ Feuer springen aus den Eingeweiden der Berge, daß alle Wurzeln verbrannten, alle Pflanzen verdorrten, und vernichtet wurde was blühend war. Dann floh er zu seinen Lieblingssöhnen, den kriegerischen Stämmen der Adighé, die am Ostgestade des Pontus hausen. Seit jener Zeit wächst hier kein Baum mehr und nur mageres Gras, vereinzelte Blumen und Pflanzen fristen ein kümmerliches Dasein auf den dürren Bergen von Tiflis.

Aber je weiter wir uns von der Kyrosstadt entfernen und dem armenischen Hochlande zueilen, desto reicher und mannigfaltiger in ihren Erzeugnissen begrüßt uns traulich eine bekannte, heimatliche Pflanzenwelt.

Wir finden hier fast ganz dieselbe Vegetation, wie in den Gebirgen von Steiermark, so daß ich Euch mit der Beschreibung der Einzelheiten nicht lange aufzuhalten brauche, sondern Euch — nachdem wir das naphtareiche Dorf Soganlug passirt haben — gleich zu der berühmten »rothen Brücke« (bei den Georgiern Gathe-chili-chidi genannt) führen kann,

welche die beiden Ufer des Chram, oder der Debeda, mit einander verbindet.

Diese uralte Brücke ist eines der großartigsten Denkmäler georgischer Baukunst. Sie hatte ursprünglich vier Bogen, getragen von gigantischen Pfeilern, in deren Höhlungen Zimmer mit Kaminen, Vorplätzen und allen landesüblichen Bequemlichkeiten eingerichtet waren. In den Gemächern des Mittelpfeilers, welche zwei hohe Balkons über den Fluß ausstreckten, befand sich sogar ein Duchan (eine Schenkwirthschaft). Die Balkons sind eingestürzt, die Zimmer unwohnbar geworden, aber die stark aus rothen Backsteinen gebaute Brücke selbst trotzt den Verwüstungen der Zeit.

Schon in Mubanly, einige Stunden bevor wir die »rothe Brücke« erreichten, haben wir den unbequemen Wagen zurückgelassen und Tatarenpferde bestiegen, auf welchen wir, trotz der Gebirge, elf deutsche Meilen, oder siebenundsiebenzig Werst in einem Tage zurücklegen.

Wenige Werste diesseits Pipis, der nächsten Station hinter Arslanbeglu, machen wir wieder Halt im Becken der Dsbogas, wo die Natur einen ihrer bizarrsten Gedanken in Stein ausgeprägt und zu einem merkwürdigen, pyramidenförmigen Felsenthurme gestaltet hat.

Aus einer weiten, malerischen Einfassung zersetzter Porphyrhügel steigt hier in einer Höhe von funfzehnhundert Fuß der Gewardzin-Dasch empor, in seiner wunderlichen Gestalt — bis zur Spitze — einem riesigen Kaktus vergleichbar. Auf dem vielfach gewundenen Gebirgswege schien uns während eines Rittes von zwei Stunden der Gewardzin-Dasch immer in gleicher Nähe zu sein. Der durch Natur und Kunst ausgehöhlte Fels war von jeher ein bequemer und sicherer Aufenthalt für Wegelagerer, und es knüpfen sich daran die schauerlichsten Sagen und Räubergeschichten des Landes.

Wie wir weiter reiten, erzählt uns unser Führer, ein redseliger Bursche, von einem Mordanfalle, der vor wenigen Wochen (im Frühjahr 1844) hier an dem russischen General Röhrberg und seinem Gefolge verübt wurde.

Der General, auf der Rückkehr von einer Inspektionsreise durch Armenien begriffen, gedachte nach einer mühsamen Tagereise in einem tatarischen Dorfe zu übernachten. Er schickte zu diesem Ende einen Diener voraus, um ein erträgliches Quartier ausfindig zu machen, während er selbst mit einem Gefolge von etwa vierzehn Kosaken noch eine benachbarte Ortschaft besuchte. Wie alle dienenden Geister sich gern mit der hohen Stellung ihrer Herren brüsten, so that auch unser quartiersuchende Abgesandte, bei dessen Ankunft im Dorfe sich gleich eine Menge pudelmütziger Tataren versammelt hatten.

»Also Dein Herr ist ein großer Mann im Staate?« fragte ein hoher, breitschultriger Tatar mit narbenverunstaltetem Gesichte.

»»Nach dem Sardaar — Statthalter — ist er der Erste!««

»Da reist er auch wohl mit einem großen Gefolge?«

»»Er hat vierzehn Kosaken bei sich und zwei Diener.««

»Und wann wird er hier eintreffen?«

»»In etwa einer Stunde muß er hier sein.««

»Nun, da werden wir schon Zeit haben, ihm ein passendes Quartier zu bereiten.«

Der Tatar hatte nach jeder Frage und Antwort bedeutungsvolle Blicke mit den Umstehenden gewechselt, und während er den Diener der Obhut zweier Kerle übergab, angeblich um ihn die zu räumende Wohnung selbst in Augenschein nehmen zu lassen, bereiteten sich die russenfeindlichen Tataren schon zu einem Ausfalle vor. Sie hätten's freilich leichter gehabt, den General mit seinem Gefolge ruhig zu erwarten und den

Mordplan im eigenen Dorfe auszuführen, aber das wäre gegen Sitte und Brauch der Moslemin geweſen. Wer den Fuß über die Schwelle des Hauſes geſetzt, iſt heilig und unverletzlich an Leben und Eigenthum; die Geſetze der Gaſtfreundſchaft wird ſelbſt der blutdürſtigſte Räuber nicht übertreten. So lange der Feind im Schutze des Hauſes weilt, wird ihm kein Haar gekrümmt; erſt wenn der Hausherr ihn auf Schußweite vom Orte weiß, wird er ihn verfolgen und im offenen Felde angreifen.

Zwanzig wohlbewaffnete Tataren, den narbenverunſtalteten Kundſchafter an der Spitze, ritten auf ſichern Pferden dem General und ſeinem Gefolge entgegen.

Unter wildem Geſchrei ſtürzten ſie aus einem Hinterhalt auf den Zug los. Der Kampf war kurz aber blutig. Von den Koſaken und Dienern kam keiner lebendig davon. Nur der General blieb wie durch ein Wunder am Leben. Er hatte ſich bis auf's Aeußerſte vertheidigt, bis er, zu gleicher Zeit von einem Säbelhieb auf den Kopf und von einer Kugel in den Unterleib getroffen, bewußtlos zu Boden ſank.

Die Tataren waren noch beſchäftigt, ihre Opfer zu plündern und bis auf's Hemde auszuziehen, als in der Ferne eine Karawane mit ſtarker Bedeckung ſichtbar wurde. Die Räuber begnügten ſich mit der im Fluge gemachten Beute, und ſprengten vereinzelt auf Umwegen davon.

Ich war erſtaunt, ſpäter aus dem Munde eines andern ruſſiſchen Generals eine Apologie der mörderiſchen Raubgeſellen zu hören.

»Dieſe Kerle, — ſagte er, — erinnern ſich wohl noch aus ihrer Jugend, daß man ihre Väter ruſſiſcherſeits wie das liebe Vieh hinſchlachten ließ, um die Kinder durch Blut an »geſetzlichen Gehorſam« zu gewöhnen; wie kann man's ihnen da verdenken, daß ſie jede Gelegenheit benützen, um Vergel-

tungsrecht zu üben. Wenn in früherer Zeit hier ein Diebſtahl vorkam — der immer von einem Morde begleitet iſt, denn es ſteht geſchrieben: »Du ſollſt keinen Lebendigen berauben!« — ſo mußten die dem Schauplatz der Unthat zunächſt liegenden Dörfer den Schuldigen ausliefern, oder die Einwohner wurden decimirt, d. h. jeder zehnte Mann von ihnen wurde aufgehängt. Bei dieſem ſummariſchen Verfahren konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß hin und wieder ein paar Dutzend Tataren ganz unſchuldig zum Strange kamen; der Sterbende aber wälzt die Blutrache auf die Seele ſeiner Verwandten und Freunde, und die Blutrache iſt den Männern des Gebirges heilig.«

Dies zur nöthigen Ergänzung der oben erzählten Geſchichte. Wir ſind inzwiſchen bis zu der zwiſchen Pipis und Iſtibulach gelegenen ſchönen Fontäne gekommen, wo die Karawanen, die hier vorüber nach Eriwan ziehen, Halt machen, um ihre Thiere zu tränken.

Auch wir gönnen uns hier eine Stunde Raſt, und ſuchen die Inſchrift des weißen, einfach gemeißelten Steines zu entziffern, welcher Namen, Geburtsort und Geſchlechtsregiſter des wohlthätigen Gründers enthält. Irgend ein Sänger des Landes hat folgende Verſe darunter geſchrieben:

Im Baumesſchatten fließt die Fontäne,
Des Berges ewige Freudenthräne . . .
Plätſchernd hell
Springt der Quell,
Unter duftender Blüthe —
Aus dem Berge, dem ſteinigen —
Wie ein Strom der Güte
Allah's des Einigen . . .
Wanderer, den er erquickt,
Danke dem, der ihn geſchickt!

In einiger Entfernung hat ein anderer Reitertrupp Halt gemacht, und ich sehe unsern Luka in eifrigem Gespräch mit dem Herrn des Zuges begriffen.

»Da ist der Fürst T . . . von Eriwan, — berichtete uns Luka, als er zurückkehrte, — der auch von Tiflis kommt mit seinem Gefolge. Er wünscht sehr Ihre Bekanntschaft zu machen und bietet Ihnen Gastfreundschaft und Geleit an. Darf ich ihn zu Ihnen führen?«

Ich besann mich eine Minute ehe ich Ja sagte, denn ich bemerkte unter dem blauen Talar des Fürsten einen russischen Uniformrock, und ich hatte schon lange genug im Kaukasus gelebt, um ein gegründetes Mißtrauen gegen alle die Georgier und Armenier zu hegen, welche sich unter das schimmernde Joch russischer Epauletten geschmiegt haben. Ich empfahl R. große Vorsicht im Verkehr mit unserm neuen Gastfreunde, und dann sagte ich zu Luka: Es werde uns angenehm sein, des Fürsten Bekanntschaft zu machen. Wir standen auf und gingen ihm ein paar Schritte entgegen. Auf uns zu kam ein hochgewachsener, kräftig gebauter Mann, im Anfange der Vierziger. Er trug die bekannte armenische Pelzmütze; seinem vollen, frischen Gesichte, dessen Regelmäßigkeit nur durch die starke, weingeröthete Nase etwas gestört wurde, stand der dichte, pechschwarze Schnurrbart sehr gut. Dem ebenfalls etwas zur Stärke neigenden Leibe wurde durch die breite, hochgewölbte Brust das Gleichgewicht gehalten.

Ehe ich Euch nun mit unserm neuen Reisegefährten bekannt mache, muß ich einleitend bemerken, daß Ihr Euch unter einem armenischen Fürsten gewöhnlichen Gelichters nicht eine so durchlauchtige, reiche, tadellos bebandschuhte und gestriegelte Person denken müßt, wie man sich hier zu Lande die Fürsten wohl vorzustellen pflegt.

Doch bei der höheren Aristokratie kommt es ja bekanntlich weniger auf Geld und Gut, als auf einen recht weit

zurückreichenden Stammbaum an; es handelt sich nicht darum, ob der Mann Etwas ist, sondern ob seine ältesten Vorfahren Etwas gewesen, und in dieser Beziehung konnte es Fürst T . . . mit den durchlauchtigsten Fürstenhäusern Europa's aufnehmen, denn er leitet seinen Stamm vom König Aram ab, der bekanntlich schon zu Abrahams Zeiten lebte, und der, wie die Sage erzählt, auch dem heiligen Berge Ararat seinen Namen gegeben hat.

Ob der Fürst von wirklichem Vollblut war, weiß ich nicht; daß er vollblütig war, weiß ich. Doch Ihr werdet ihn im Verlauf unserer Reise schon näher kennen lernen, und müßt Euch einstweilen mit den obigen Andeutungen begnügen.

Nachdem wir den üblichen Friedensgruß: Szalem Aléchem — Aléchem Szalem! gewechselt, der von allen Kindern des Morgenlandes verstanden wird, gleichviel, ob sie im deutschen Ghetto, im tscherkessischen Aoule oder im persischen Schahpalaste hausen — fragte der Fürst: ob wir die beiden Fremdlinge aus dem Abendlande wären, welche die Gebirge durchpilgerten, um die Tugenden der Kräuter und die Sprachen der Völker zu erforschen?

Eine bejahende Antwort auf diese Frage veranlaßte ihn zu einem endlosen Erguß schmeichelhafter Phrasen ob unserer forschenden Bestrebungen und unserer fabelhaften Weisheit, die er uns an den Augen abzusehen behauptete. Besonders machte das jugendliche Aussehen R.'s, der damals kaum zweiundzwanzig Jahre zählte, des Fürsten Erstaunen rege.

»Noch so jung, und schon so weise!« rief er nach jeder Bemerkung meines jungen Freundes, und dann winkte er immer seinen Begleitern zu, welche, ohne von dem Gesagten etwas zu verstehen, doch ihrem Herrn zu Gefallen thun mußten, als ob sie hinschmelzen wollten vor Staunen und Bewunderung.

Im Grunde ſchien dem Fürſten an unſerer Weisheit und Beredſamkeit wenig gelegen, denn er haſchte ſichtbar nach jedem Anlaß, um ſeiner eigenen Zunge freien Spielraum gewähren zu können. Und rühmend muß ich's ihm nachſagen, er bewegte ſeine Zunge mit einer Geläufigkeit, daß mir noch heute die Ohren gellen, wenn ich daran denke. Vor Allem hatte er es darauf abgeſehen, uns eine möglichſt hohe Idee von ſeinem Einfluſſe im Lande, ſeiner Stellung und ſeiner Bildung zu geben.

Kam er ſich ſelber im Fluß ſeiner Rede etwas zu ausſchweifend vor, oder glaubte er, daß wir Zweifel bei ſeinen Worten hegen könnten, ſo packte er einen ſeiner Begleiter am Arm und fragte gebieteriſch: »Nicht wahr, Du!« worauf dann regelmäßig ein »W'Allah éiladirr!« Bei Gott, ſo iſt es! erfolgte.

»Da leben, — ſagte er, — die meiſten meiner Landsleute in den Tag hinein, ohne ſich um Bildung und Fortſchritt zu kümmern. Sie rauchen ihren Tſchibuq, treiben ihre Geſchäfte, gehen in's Bad, eſſen und trinken, heirathen, zeugen Kinder und ſterben. Was thu' ich? Ich reite nach Tiflis; — ſchon zum dritten Male bin ich jetzt dort geweſen! — betrachte die Häuſer und Menſchen, beachte wie man lebt in der großen Welt, mache dem Sardaar meine Aufwartung, ſehe mir die Stühle und Tiſche an in den großen Sälen, merke auf Alles, verkehre mit den Ruſſen ... Glorioſes Volk das, die Ruſſen!« — unterbrach er ſich hier in der Aufzählung der Elemente ſeiner Bildungsſtudien, mit einem Blicke, der mehr als zweideutig war, und mit einer Wortbetonung, die man nach Belieben für ironiſch, fragend, oder bewundernd halten konnte.

Dieſe auf Alles gefaßte Schlauheit des Ausdrucks in Blick und Wort habe ich nirgends in ſolcher Vollendung gefunden, als bei den Armeniern, welche durch Handel oder

ruſſiſchen Bildungsfirniß ihrer landesthümlichen Sitteneinfalt entfremdet wurden.

Wir ließen den, dieſem geſchmeidigen Zwittergeſchlechte angehörenden Fürſten T . . ., bezüglich unſerer Anſicht über die glorioſen Ruſſen in Zweifel, und ohne lange Unterbrechung fuhr er fort in ſeinen Kulturſchilderungen:

»Es iſt unglaublich, wie ſchwer die Bildung unter dem Volke Wurzeln ſchlägt! Und doch haben wir täglich das Beiſpiel der Ruſſen vor uns! Wohnen nicht ruſſiſche Offiziere in Eriwan? Giebt's nicht auch verheirathete darunter? Da geht der Mann mit der Frau ſpazieren, und die Frau, ſo ſchön ſie auch ſein mag, zeigt ihr Geſicht Jedem der es ſehen will, oder wenn ſie den Schleier über die Augen ſchlägt, ſo thut ſie das nur um ſich vor der Sonne zu ſchützen, oder vor Wind und Wetter. Glaubt Ihr, daß es unſern Weibern — möge ſie Gott erleuchten! — einfällt, es den ruſſiſchen Frauen nachzumachen? Lieber würden ſie in's Waſſer ſpringen, als mit unverhülltem Geſichte über die Straße gehen. Nicht einmal meine eigene Frau kann ich dazu bringen! Die müßt Ihr kennen lernen; wenn ſie auch Schwierigkeiten macht, wir wollen ſie ſchon locken. Ein liebes Geſchöpf! Ueberhaupt ein ſchmuckes Völkchen, die Weiber, wenn ſie hübſch ſind und jung — was meint Ihr?«

Wir nickten beifällig mit dem Kopfe, und er war ſichtbar erfreut, daß in dieſem Punkte unſere Neigungen zuſammentrafen.

»Kaitmas! Komm her, Burſche! ſing' uns ein Liebeslied« — rief der Fürſt einem ſeiner Begleiter zu.

Kaitmas, ein junger Mann von hübſchem Aeußeren, war, wie ich erfuhr, ſeines Handwerks ein Schuſter, der aber durch ſeine ſchöne Stimme und Liederfertigkeit des Fürſten Gunſt in hohem Grade auf ſich gezogen hatte, und ihn überall

auf ſeinen Fahrten begleiten mußte. Er war ſein Grillenvertreiber und Minneſänger.

Während ich im Stillen Betrachtungen anſtellte über die wunderſamen Launen des Schickſals, das faſt in allen Ländern Pech und Poeſie ſo nahe zuſammengeworfen, trat Kaitmas vor in etwas affektirter Weiſe, verbeugte ſich tief, ſchlug ſein weites blaues Gewand zurück, und dann hub er mit heller Stimme zu ſingen an:

„Mit Geſchenken beladen kehr ich von Gjirdiſtan.*)
Kehre heim zur Geliebten nach Eriwan;
Lange harrt ſie mein, doch fern iſt's ihrem Sinn,
Daß ich längſt auf dem Wege der Heimkehr bin —
Wie die Aehren des Feldes im Hauche des Windes
Wogt hoffend der Buſen des lieblichen Kindes!
Heller Edelſtein im Ringe meines Lebens,
Anfang Du und Ende meines Strebens
Warte treu — Du warteſt nicht vergebens!“

Er hielt einen Augenblick inne und ſah uns beifallforſchend an. Wir zollten ihm lautes Lob für die ſchönen Verſe, und neu belebt fuhr er fort:

„Habt Ihr mein Mädchen geſeh'n, wie es voll Schönheit blüht?
Doch Keiner hat's geſeh'n — Wehe dem, der es ſieht!
Nur für mich bebt ſich der hüllende Schleier,
Funkelt der Augen zündendes Feuer!
Nur für mich lächelt der Mund meiner jungen Maid,
Schlingt ſich ihr Haar lang wie die Ewigkeit!“

Nach dieſem kühnen Gleichniſſe hielt ich es für gut abzubrechen, um mit der Zeit nicht zu kurz zu kommen. Doch ehe wir aufbrachen, ließ der Fürſt noch einen Weinſchlauch,

*) Gjirdiſtan = Georgien.

womit sein Saumthier belastet war, öffnen. Das gefüllte Trinkhorn ging im Kreise rund, und nachdem wir die Gastfreundschaft durch die Taufe des Weines geheiligt hatten, kam die Reihe an das Gefolge und die Kosaken. Dann schwangen wir uns auf unsere Rosse und trabten in stattlichem Zuge davon.

Voraus ritten die wegkundigen Kosaken, dann kamen wir mit dem Fürsten zwischen uns, und Kaitmas ritt an der Spitze des Gefolges.

Das Bergland mit seinen mannigfachen Reizen bietet dem Auge erquickliche Abwechslung; die Sonne scheint frühlingswarm, in den Bäumen zwitschern die Vögel; uns zur Linken rauscht die schmale aber reißende Aztafa, die dem vor uns aufsteigenden, schneebedeckten Gebirgskamme entrinnt, der die Ufer der Sewanga, bekannter unter dem Namen des Gjoktschai-Sees, zackig umsäumt.

Wir reiten durch das höchst anmuthig gelegene, armenische Dorf Delishan, und erreichen noch vor Anbruch der Dunkelheit den schwer zu überklimmenden Gebirgskamm, wo wir von schwindelnder Höhe herab den mehr als fünftausend Fuß über der Meeresfläche liegenden Gjoktschai-See sich in seiner ganzen Schöne tief unter uns ausbreiten sehen. Fünf und dreißig, von den hohen Porphyrgipfeln herabstürzender Flüsse und Bäche, nimmt der, neun Meilen lange und vier und eine halbe Meile breite Sewanga in seinem Schooße auf. Am nordwestlichen Ende des Sees liegt eine kleine, wunderliebliche Insel, und darauf steht ein uraltes Kloster, von armenischen Mönchen bewohnt, die neben ihren Kasteiungen zur Abwechslung Hafisische Philosophie treiben, und rund und roth dabei werden. Doch davon ein anderes Mal. Wir müssen uns beeilen nach Eriwan zu kommen, und darum übergehe ich blindlings alle die kleinen und großen Abenteuer des Weges und führe Euch gleich über Tschubugli

und Nisbe-Achti nach Ailar, der letzten Station vor der Hauptſtadt Armeniens.

Dort wird noch einmal Halt gemacht. Der Fürſt entſendet zwei Reiter, um in Eriwan unſere Ankunft zu verkünden und Vorbereitungen zu unſerem Empfange treffen zu laſſen. Dann wendet er ſich zu uns und ſagt in ernſterm Tone als ihm gewöhnlich iſt: »Wenn Ihr nun Euren Einzug haltet in die Stadt, ſo wird der Kommandant gleich zu Euch ſchicken und Euch bitten laſſen, bei ihm im Schloſſe zu wohnen. Aber ich hoffe, Ihr werdet meiner Thür nicht den Rücken zeigen, und mir nicht vorüber gehen! Mein Haus iſt Euer Haus, Euer Wille iſt mein Wille! Was würde das Volk ſagen, wenn es hörte, daß Ihr verſchmähtet, meine Gäſte zu ſein, nachdem ich Euch bis hieher geleitet! Was ich Euch bieten kann an Bequemlichkeiten, ſollt Ihr haben. Ich habe ein Zimmer in meiner Wohnung, ganz nach europäiſcher Weiſe eingerichtet, wie beim Kommandanten, mit Stühlen, mit Tiſchen und hölzernem Fußboden!« So ſchwatzte er in einem fort mit der Aufzählung der Herrlichkeiten ſeines Hauſes, bis wir ihn vollkommen darüber beruhigt hatten, daß wir auf jeden Fall ſeine Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen würden, und daß uns weniger daran gelegen ſei, in Eriwan europäiſche Tiſche und Stühle zu ſehen, als armeniſche Sitte und Lebensweiſe kennen zu lernen.

Nach kurzem Aufenthalt in Ailar ſtiegen wir wieder zu Pferde, und ritten langſam der Hauptſtadt Armeniens entgegen.

Vor dem Thore hatte ſich eine Menge Volks verſammelt, um die beiden jungen Pilger aus dem Abendlande zu ſehen. Wir mußten neuerdings abſteigen, um die uns erzeigten Höflichkeiten zu erwiedern, und von dem Weine und den Südfrüchten zu koſten, welche man uns entgegenbrachte, denn nichts iſt im Orient beleidigender, als Angebotenes auszuſchlagen . . .

Der erste Eindruck, welchen Eriwan auf den Europäer macht, ist kein sehr günstiger. Die Straßen sind ungepflastert und schmutzig, die Häuser sind klein und niedrig, und noch obendrein hinter zaunartigen, lehmfarbigen Mauern versteckt, so, daß die größte Straße in der armenischen Hauptstadt mit der kleinsten Gasse in irgend einem deutschen Krähwinkel den Vergleich nicht aushalten kann. Ueberhaupt herrschen bei uns über orientalische Pracht und Herrlichkeit die fabelhaftesten Vorstellungen; vielleicht weil es selten ein Reisender der Mühe werth hält, das Gewöhnliche zu schildern, und die Meisten sich damit begnügen, das ausnahmsweise Pomphafte hervorzuheben.

Wir hatten eine gute Strecke zu reiten, ehe wir das Haus unseres Gastfreundes erreichten, und fanden wir die Häuser, auf welche unsere Augen fielen, häßlich, so kam uns Wuchs, Gang und Kleidung der jungen Armenierinnen, welche hin und wieder dicht verschleiert vorüberschlüpften, desto anmuthiger vor. Fürst T . . . bemerkte mit stolzer Freude, daß wir Wohlgefallen fanden an den Töchtern des Landes.

»Meine Frau müßt Ihr kennen lernen, und heute noch — sagte er — ich werde schon sehen, was sich thun läßt.«

Es war kurz vor Sonnenuntergang, als wir das einfache, mit einigen kleinen Nebengebäuden versehene Haus unseres Gastfreundes erreichten. Wir wurden in ein geräumiges, teppichbelegtes Zimmer geführt, und waren ganz glücklich, in Ruhe den Staub von unseren Füßen zu schütteln, und einmal eine Stunde ungestört über die seltsamen Erlebnisse der Reise lachen und plaudern zu können.

* * *

»Wissen Sie — sagte Luka, der in's Zimmer trat, um uns anzuzeigen, daß man uns in einer Viertelstunde zum

Abendeſſen erwarte — wiſſen Sie, warum dem Fürſten ſo ſehr darum zu thun war, Sie in ſeinem Hauſe zu haben? Er bekleidet eine Stelle in der Landesregierung, und ſteht im Rufe ein großer Wſjatſchnik*) zu ſein, weswegen der Kommandant und der Landeschef, beide ausnahmsweiſe ehrliche Männer, nicht mit ihm umgehen, wodurch ſein Anſehen beim Volke ſehr leidet. Nun denkt er ganz richtig: wenn Sie den Kommandanten und die andern Herrſchaften beſuchen, ſo werden Ihnen dieſe einen Gegenbeſuch machen, wobei er dann Gelegenheit hat, durch Ihre Vermittelung ein engeres Verhältniß anzuknüpfen.«

»Und woher weißt Du Alles ſo genau?«

»Daß er mehr Geld ausgiebt als er ſollte, und die Hand nur zudrückt, wenn was darin iſt, weiß man im ganzen Lande. Nur kann man ihm nicht recht auf die Spur kommen, weil er zu ſchlau iſt, und dann darf man auch nicht zu ſtrenge mit ihm verfahren, weil er großen Einfluß im Lande hat. Uebrigens ſoll er der beſte Menſch von der Welt ſein, und wenn er nicht Alles rechtſchaffen erwirbt, was er braucht, ſo theilt er es wenigſtens rechtſchaffen wieder aus. In ſeinem Hauſe wird Jahraus, Jahrein ein luſtiges Leben geführt, und an ſeinem Tiſche iſt Jeder willkommen, wer Witz hat und einen guten Magen.«

Luka wurde in ſeinem Berichte unterbrochen durch den Eintritt des Fürſten, der ſein Erſtaunen nicht verbergen konnte, uns von Kopf bis zu Fuß umgekleidet zu finden.

»Warum habt Ihr Euch am ſpäten Abend noch ſo ſchmuck gemacht, Aga's?« fragte er lächelnd.

»Weil Du uns bedeutet haſt, uns heute noch der Herrin des Hauſes vorzuſtellen,« antwortete ich.

»Mit der iſt heute nichts anzufangen,« ſagte er ent-

*) Wſjatſchnik, ein der Beſtechung zugänglicher Beamter.

schuldigend, »»sie ist gar zu furchtsam. Doch sehen sollt Ihr sie. Wir müssen sie einmal abfangen, wenn sie frisch geputzt aus dem Bade kommt. Es wird sich schon eine Gelegenheit finden. Jetzt kommt zu Tische und laßt uns lustig sein. Kaitmas ist auch da, um uns etwas vorzusingen, und noch ein paar Musikanten hab' ich bestellt, flotte Burschc, die Euch gefallen werden!««

An Appetit fehlte es uns nicht nach den Anstrengungen der langen Tagereise, und willig folgten wir der Einladung unseres lustigen Wirthes.

Wir traten in den Speisesaal, ein weißes Gemach ohne alle Möbel, außer einem niedrigen, tischähnlichen Gestelle, mit so viel Schemeln umpflanzt, als für die Mitessenden zum Sitzen nöthig war.

Die Stelle des Tischtuches vertrat ein großes Stück dünnes, elastisches Gebäck, nach Art der jüdischen Mazen zubereitet, und bei den Tataren und Armeniern Tschoräk genannt. Der süße Landeswein wurde aus einem silberbeschlagenen Büffelhorn getrunken. Schmackhafte Fische aus dem Gjoktschai-See bildeten den Hauptbestandtheil des Essens, denn es war Fastenzeit, kurz vor Ostern, und die armenischen Christen halten streng ihre kirchlichen Satzungen.

Eine Menge Leute waren beschäftigt, uns zu bedienen; der Eine füllte das alle Augenblick geleerte Trinkhorn an, der Andere wechselte die Teller, ein Dritter hielt den Verkehr mit der Küche aufrecht ꝛc., und dabei wurde so geschrieen, gelacht und gescherzt, daß von einer ordentlichen Unterhaltung nicht die Rede sein konnte. Diejenigen Diener, welche gerade nichts zu thun hatten, ließen sich's mit uns wohlschmecken. Alle aßen mit uns aus derselben Schüssel, Alle tranken mit uns aus demselben Trinkhorn, denn die strenge Absonderung zwischen Herrn und Diener, wie sie in Europa herrscht, ist in Armenien, wie in den Ländern des Kaukasus, vollkommen unbekannt.

Die Speisen wurden sämmtlich ohne Hülfe von Gabel und Messer zum Munde befördert. Man riß ein Stück von dem tischtuchersetzenden Brote ab, griff damit in die Schüssel und verschlang das solchergestalt Erhaschte ohne viel Federlesen.

Mit wahrhaftem Staunen bemerkten wir die Virtuosität, welche unser Wirth im Weintrinken entwickelte, wie er sich denn überhaupt eine unverwüstliche Heiterkeit zum Grundsatze gemacht zu haben schien.

»Kaitmas!« rief er dem Schuster-Minnesänger zu, als die Speisen weggeräumt und nur die Weinkrüge zurückgeblieben waren, »Kaitmas! alter Bursche, sing' uns ein Lied zum Preise des Trinkens!«

Ehe Kaitmas der Weisung des Fürsten folgte, versuchte er erst, die beiden Musikanten zur Ruhe zu bringen, die in einer Ecke des Zimmers kauerten und einen furchtbaren Lärm unterhielten, indem der Eine eine Art Dudelsack, und der Andere ein jammervolles Saiteninstrument handhabte, was dem Fürsten — der übrigens den fruchtlosen Bestrebungen des Sängers, die Kerle zur Ruhe zu bringen, fördernd zu Hülfe kam — besonderen Appetit zu machen schien.

Darauf hub Kaitmas zu singen an:

„Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weise,
Fasten macht dumm!

Was ist das Athmen?
Ein Trinken von Luft —
Was ist das Riechen?
Ein Trinken von Duft!

Was iſt ein Kuß, als
Ein doppelter Trank!
Trinken macht ſelig,
Faſten macht krank!

Was iſt das Sehen?
Ein Trinken des Scheins —
Klingt's auch verſchieden,
Bleibt es doch Eins!

Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weiſe,
Faſten macht dumm!«

Und das Trinkhorn ging im Kreiſe herum, bis wir uns ſelbſt nicht mehr im Kreiſe umdrehen konnten und unbewußt der kreiſenden Welt ihr Geſchäft allein überließen. Der Wein ſtieg uns zu Kopfe und wir ſtiegen zu Bette, ſo gut es gehen wollte.

* * *

»Weißt Du« — ſagte ich zu R., als wir am folgenden Morgen beim Kaffee ſaßen und unſeren Tſchibuq rauchten — »ich hatte dieſe Nacht einen ſeltſamen Traum.«

»»Iſt Dir vielleicht im Traume die Fürſtin erſchienen?««

»Nein, mir erſchien mein alter Nachbar, ein ehrwürdiger Kauz, der, als ich noch ein kleiner, wilder Junge war und in die Schule ging, jedesmal, wann er mich ſah, mir eine alte weiſe Lehre wiederholte. »Fritz!« — pflegte er zu ſagen — »Du mußt Dich vor Allem in der Welt hüten, wovor das Wörtchen »zu« ſteht: zu viel, zu reich, zu groß, zu dumm ꝛc. Der gute Alte! Ich habe niemals Gelegenheit gehabt, ſeine Lehre zu befolgen, da das Schickſal immer meine Gouvernante

geſpielt, und mich vor dem zu viel, zu reich, zu groß u. ſ. w. in Gnaden bewahrt hat; aber vorige Nacht, als mir der Alte erſchien, war mir ganz wunderlich zu Muthe: er trug in der Hand ein Trinkhorn, und . . .«

»-Werde nur nicht ſentimental,-« unterbrach mich R., -ſonſt komme ich nicht zu Worte, und ich muß Dir auch einen Traum erzählen. Mir träumte, ich wäre wieder in Stambul und ſäße mit meinem alten türkiſchen Lehrer am Ufer des Bosporus. Hoch über uns wölbte ſich ein wunderbarer Regenbogen, und mein alter Lehrer benutzte den Anlaß, mir zu erklären, warum die Türken den Regenbogen »Gürtel Allah's« nennen. »Die Sonne,« ſagte er, »iſt das Auge Gottes, und der Himmel iſt ſein Leib. Da ſchaut nun Allah den ganzen Tag herab auf das tolle Treiben der Menſchen auf Erden; er ſieht, wie die Frommen ſich des Weines enthalten in dem Wahne Ihm zu gefallen, wie die Heiligen ſich kaſteien in dem Wahne Ihm zu dienen, Ihm, der Alles ſo ſchön gemacht hienieden zu unſerer Freude — aber Allah iſt zu klug, als ſich ſein ewiges Leben zu verleiden durch Verdruß und Aerger; er lacht über Alles, und zuweilen, wenn er es nicht mehr aushalten kann, ſchnallt er ſich den ſiebenfarbigen Gürtel um ſeinen Leib, um nicht zu berſten vor Lachen über die Dummheiten der Menſchen.««

Wir lachten Beide ſo herzlich, daß wir faſt auch eines ſiebenfarbigen Gürtels bedurft hätten, um nicht zu berſten vor Lachen.

Fürſt T., welcher bald darauf in's Zimmer trat, war hocherfreut, uns ſchon am frühen Morgen in ſo reſiger Laune zu finden. Er begann ebenfalls eine luſtige Geſchichte zu erzählen, aber plötzlich unterbrach er ſich ſelbſt mit den Worten: »Halt! da kommt meine Frau über den Hof gegangen, auf's Haus zu; jetzt werd' ich Euch vorſtellen — macht ſchnell und folgt mir!«

»»Aber wir ſind ja noch im Schlafrocke,«« erwiederte ich entſchuldigend, »»wie können wir uns ſo vor der Fürſtin ſehen laſſen?««

»Was ſchadet das! macht nur ſchnell und folgt mir, ſonſt wird es zu ſpät!«

Er ſtellte uns hinter der Hausthür auf, wo die Fürſtin hereinkommen mußte, und gab uns die Weiſung, ſchnell vorzuſpringen und die durchlauchtige Dame aufzuhalten, ſobald ſie ihre Erſcheinung machte.

Er ſelbſt hatte ſich's zur Aufgabe gemacht, ihr den Rückweg abzuſchneiden.

Ein paar Sekunden verfloſſen, und das galante Manöver war glücklich ausgeführt. Die junge Fürſtin ſtand mitten zwiſchen uns, zitternd mit niedergeſchlagenen Augen. Eine ſchlanke, zarte Geſtalt mit üppigem ſchwarzen Haar, aber ſonſt unbedeutend. Sie trug gelbe Pantöffelchen, weite himmelblaue Pantalons, einen elegant geſchnittenen, bis an die Knie reichenden Sarafan und ein perſiſches Morgenkäppchen.

Der Fürſt verſuchte, die Vorſtellungs-Ceremonie auf europäiſche Weiſe durchzumachen.

»Meine Frau!« ſagte er auf ſie hindeutend, »die jungen Weiſen aus dem Abendlande!« auf uns hindeutend.

Es that mir leid, das zarte Geſchöpf in dieſer peinlichen Lage zu ſehen — ich trat einen Schritt zurück, und ſie warf mir dafür einen dankenden Blick zu, der uns beſſer miteinander verſtändigte, als die längſte Vorſtellung, und leichtfüßig wie ein aufgeſcheuchtes Reh ſprang die durchlauchtige Dame davon.

* * *

»Nun kommt!« ſagte der Fürſt, »ich will Euch etwas herumführen, Ihr habt mein Hausweſen noch gar nicht geſehen.

Nachher ſteigen wir auf's Dach, von wo wir den Ararat ſehen können und die ſchönſte Ausſicht auf Eriwan haben.«

Nachdem er uns durch einige Zimmer geführt hatte, wovon eines dem andern glich, und worin nichts zu ſehen war als weiße Wände und bunte Teppiche, gelangten wir in den von ihm ſo benannten »europäiſchen Saal,« wovon er uns ſchon während der Reiſe ſo viel erzählt hatte.

Ein großes, längliches Gemach mit weißer Decke, weißen Wänden und einfachem hölzernen Fußboden. Das europäiſche Element darin war angedeutet durch einen mit ſchreienden Farben bemalten Tiſch und ſechs Stühle, die ſämmtlich in einer Ecke zuſammengedrängt ſtanden, gleich als ob ſie ſich ſchämten, einzeln vertheilt im Saale zu erſcheinen.

»Iſt das nicht ganz europäiſch?« fragte der Fürſt mit ſelbſtzufriedenem Blicke.

Wir nickten bejahend.

»Seht dieſe Fenſter,« fuhr er fort, »in ganz Eriwan findet Ihr ſolche Fenſter nicht! Selbſt nicht beim Kommandanten auf dem Schloſſe, denn dort ſind ſie buntgefärbt und rund, nach perſiſcher Weiſe zugeſchnitten.

Dann machte er uns aufmerkſam auf den hölzernen Fußboden. Mit beſonderem Nachdruck aber hob er die meſſingenen Thürklinken hervor, die in armeniſchen Häuſern etwas Unerhörtes ſind. An dieſe Thürklinken und Schlöſſer knüpft ſich eine komiſche Geſchichte.

Der Fürſt hatte die Anwendung derſelben in Tiflis kennen gelernt, ein Dutzend davon gekauft und einen Theil an den Thüren des »europäiſchen Saales« befeſtigen laſſen.

Die Diener des Hauſes, welche nicht wußten, was es mit den ſeltſamen Maſchinen auf ſich hatte, glaubten, der Fürſt habe dieſelben zu muſikaliſchen Zwecken anbringen laſſen denn jedesmal, wenn daran gedreht wurde, erfolgte in dem weiten, leeren Gemache ein dröhnender Klang.

So geschah es denn, daß in Abwesenheit des Hausherrn von dem dienenden Personal verschiedene Concerte mit Hülfe der messingenen Thürklinken veranstaltet wurden. Ein alter blinder Tatar mußte dabei singen, und der Koch, der in solchen Dingen als Autorität galt, spielte die Thürklinke . . .

Der Fürst merkte die musikalischen Bestrebungen seiner Leute erst dann, als schon drei Schlösser und Klinken zerbrochen waren.

»So schwer ist es,« schloß er die mit großer Ausführlichkeit erzählte Geschichte, »so schwer ist es, hier zu Lande europäische Bildung einzuführen. Aber ich lasse mich dadurch nicht irre machen, und habe schon wieder ein halbes Dutzend neue Thürschlösser aus Tiflis mitgebracht. Ich will es noch dahin bringen, daß mein ganzes Haus nach russischer Weise eingerichtet werde. Aber jetzt ist es Zeit, daß wir uns anziehen. Heute ist Charfreitag, und ich muß in die Kirche gehen, um meinen Landsleuten kein Aergerniß zu geben. Wollt Ihr mit mir kommen, so macht Euch bereit.«

Wir hatten schon in Tiflis den armenischen Kultus hinlänglich kennen gelernt, und schlugen daher das Anerbieten des Fürsten entschuldigend aus, um die berühmte tatarische Moschee von Eriwan zu besuchen, was in den unter russischer Herrschaft stehenden Provinzen keine Schwierigkeiten hat, während man in freien islamitischen Ländern nur selten und schwer dazu kommt.

Wir waren außerdem mit einem Empfehlungsschreiben von Mirza-Schaffy an den ehrwürdigen Mullah versehen, und wurden von diesem als schriftgelehrte Pilgrimme sehr freundlich empfangen.

Seine Amtspflichten zwangen ihn, die Unterhaltung mit uns schon nach einer Viertelstunde abzubrechen, da mahnend vom nahen Minaret herab der Ruf des Muezzin zum Gebete erscholl.

Es war der Gedächtnißtag des Todes Ali's, und der Mullah hatte eine Predigt darüber zu halten. Er bat uns, ihm in die Moschee zu folgen, und befahl einem Diener, uns Pfeifen und ein Kohlenbecken nachzutragen.

»Aber ist's denn erlaubt, in der Moschee zu rauchen?« fragte ich erstaunt unsern ehrwürdigen Begleiter.

»Warum nicht? Was kümmert sich Allah um solche Kleinigkeiten; der Glaube ist ohnehin schon genug im Wanken, und wenn man's den Gläubigen gar zu sauer macht, kommen sie gar nicht mehr in die Moschee. Macht's Euch bequem, setzt Euch nieder auf den Teppich der Andacht und hört meine Predigt!«

Wir traten in eine hohe, schongewölbte Halle. Die weißen Wände waren bemalt mit Sprüchen aus dem Koran, besonders fiel das künstlich geschlungene »Gott ist Gott und Muhammed ist sein Prophet,« uns überall in die Augen.

Wir ließen uns ganz im Hintergrunde nieder. Vor uns saßen zahlreich versammelt die gläubigen Schiiten, Perser und Tataren, in ihren blauen Talaren und schwarzen pyramidenförmigen Mützen. Ganz im Vordergrunde kauerten in abgesonderten Reihen eine Menge alte Weiber, von Kopf bis zu Fuß in weiße Tücher gehüllt. Junge Frauen können die Moschee nicht betreten, denn im Alkoran der Schönheit und Jugend dürfen die Gläubigen nur zu Hause studiren.

Rechts von uns wurde die Halle der Länge nach durch ein sich an die Wand lehnendes, offenes Gerüst getheilt, wo der Mullah seinen Sitz hatte. Von unseren Kanzeln unterschied sich dieses Gerüst dadurch, daß es die Gestalt des Predigers in keiner Weise verhüllte.

Eine feierliche Stille lag über der ganzen Versammlung; es war, als ob man das Perlen des Wassers in den Kalljan's*)

*) Kalljan: persische Wasserpfeife.

hören könnte, welche einige alte Tataren in ruhiger Andacht rauchten. Der Mullah, ein schöner, kräftiger Mann, begann seine Predigt mit weithintönender Stimme und der Ruhe eines Redners, der seines Erfolges gewiß ist. Er erzählte das Schicksal der Kinder Ali's, eine Geschichte, die ich als bekannt voraussetzen darf und deshalb nicht zu wiederholen brauche.

Erst schilderte er den qualvollen Tod Ali's, des Feindes Moavie's, des Hauptes der Ommejaden, wie er fiel durch erkauften Meuchelmord.

»Schmutz,« rief er, »Fluch und Verderben auf die Häupter der Sunniten, die ihn verfolgt und getödtet! Muhammed, der Prophet sprach: Ali ist für mich, und ich bin für Ali! Ali ist gleich mir, gleichwie Aaron gleich dem Mose war. Ich bin die Stadt, in welcher alle Wissenschaft ihren Sitz hat, und Ali ist das Thor dazu! So sprach der Prophet; aber sie hörten auf seine Worte nicht und haben Ali, seinen Liebling, getödtet! Weinet, Ihr Gläubigen! heulet und wehklagt, daß es alle sieben Himmel erschüttert . . .«

Und der Ermahnung des Mullah folgte ein Gebeul, wie mir seitdem nie wieder zu Ohren gekommen. »Hei! hei! hei!« erscholl es in jammervollen Tönen von allen Seiten her, und wir brüllten mit nach Herzenskräften.

»Lauter!« schrie der Mullah, der in Feuer gerieth und seine Worte mit den lebendigsten Bewegungen begleitete, »lauter! daß die Seligen im Paradiese es hören, wo sie wandeln in wasserreichen Gärten, angelächelt von sonnenäugigen Houris!«

Und immer lauter und klagender erscholl das schauervolle hei! hei! hei! durch der Moschee geheiligte Räume.

Aber dem Mullah schien das entsetzliche Gebeul noch immer nicht zu genügen. Sein ganzer Körper war in so großer Aufregung, daß der ihn verhüllende Talar förmlich

flatterte, wie die Gewänder an den Statuen des barocken, aber grandiosen Bernini.

»Hier drang der mordende Stahl ein!« rief er, mit der rechten Hand auf die Brust weisend, »und da kam er blutig wieder zum Vorschein!« fügte er gedehnt hinzu, mit der linken Hand auf den Rücken deutend. »Jammert und flehet, daß Allah gnädig auf uns, und zürnend auf unsere Feinde herabsehe! daß er sie vertilge mit dem Blick seines Auges!« Und wiederum brach ein Jammersturm aus, so klagend und ohrenzerreißend, als ob alle Schakale, Wölfe und Winde des Kaukasus um die Wette heulten.

Die Weiber schlugen sich knirschend in's Gesicht, die alten Tataren schoben gröhlend ihre Kalljan's bei Seite und das hei! hei! hei! scholl in Einem fort.

Der Mullah schien befriedigt und in etwas ruhigerem Tone setzte er seine Geschichte fort und schloß mit der Schilderung des Todes Hussein's, des Sohnes Ali's, wie er mit seinem ganzen Anhange und all' seinen Kindern fiel durch die List des grausen Obeidhallah, des Freundes Jessid's, aus dem Geschlechte der Ommejaden . . .

Nach geendetem Vortrage kam er auf uns zu und fragte, wie uns die Predigt gefallen habe.

»Nie,« sagte K., »hab' ich Aehnliches gehört! Ich habe geschrieen wie ein Kind vor Staunen und Wehmuth!«

»Was sollen wir sagen zu Deinem Lobe?« fügte ich hinzu. »Lobt auch der Schüler den Meister, oder das Kind den Vater? Was ist aller Ausdruck gegen den Eindruck, den Du auf uns gemacht!«

Der Mullah hörte die Aeußerungen unseres Lobes mit großem Wohlgefallen, und ehe er schied, mußten wir versprechen, ihn bald wieder zu besuchen.

Wir besahen noch im Fluge die umfangreichen Gebäude der herrlichen Moschee, welche zugleich die Schulen der Schrift-

gelehrten sammt den Zellen der Schüler in sich schließt. Gegenüber der großen, am Eingange offenen Halle, in welcher der Gottesdienst gehalten wurde, erhebt sich eine andere von gleicher Ausdehnung. Von diesen hochgewölbten Räumen aus läuft zu beiden Seiten arkadenartig eine Reihe von Zellen. In der Mitte des davon umschlossenen großen Platzes erhebt sich ein dicker, uralter Nußbaum, darunter eine Fontäne springt, in dessen Schatten über hundert Menschen Schutz finden können.

Unbeschreiblich ist die prachtvolle Bauart dieser großen Moschee sowohl, als auch derjenigen, welche sich innerhalb der Festungsmauern befinden, und wovon die eine jetzt in eine russische Kirche, und die andere in ein Arsenal umgewandelt ist. Die großen Kuppeln sind ganz emaillirt und mit den geschmackvollsten Arabesken verziert; ebenso ist die Façade mosaikartig aus emaillirten Backsteinen zusammengesetzt, durchschlungen von schöngezeichneten Blumengewinden und Versen aus dem Koran.

Wir besuchten die nach dem Hofraume zu offenstehenden Schulen und Zellen der Schriftgelehrten und ihrer Jünger, und hatten uns überall einer zuvorkommenden Aufnahme zu erfreuen, wobei es an komischen Scenen nicht fehlte.

Seid Ihr neugierig, das Innere einer morgenländischen Schule kennen zu lernen, so versetzt Euch in den oben beschriebenen Hofraum der Moschee, und denkt, Ihr sähet vor Euch ein kleines Theater ohne Coulissen und Vorhang.

In der Mitte kauert mit gekreuzten Beinen ein in ein weites Gewand gehüllter, langbärtiger Schriftgelehrter. Neben ihm steht der hohe, verlende Kalljan, welchem er in langen Pausen geläuterte Dampfwolken entlockt, und rundum sitzen, ebenfalls mit untergeschlagenen Beinen, die gelehrigen Schüler, Burschen von vierzehn bis zwanzig Jahren, die sich in derselben Weise die lieberollen, wenn einen Gesänge Hafisens

kommentiren laſſen, wie die Jünger proteſtantiſcher Orthodoxiſten das Hohelied Salomonis.

* * *

Nachdem wir uns zu Hauſe durch ein mäßiges Frühſtück geſtärkt hatten, ſuchten wir Obowian auf, den bekannten Begleiter Parrot's bei der Erſteigung des Ararat. Obowian iſt ein talentvoller Armenier, der in Dorpat eine Art gelehrter Erziehung erhalten, und eine gründliche Kenntniß der deutſchen und franzöſiſchen Sprache mit in die Heimat gebracht hat, wo er mit erſtaunlichem Eifer zur Bildung ſeiner Landsleute wirkt. Er hält fortwährend zwanzig bis dreißig Kinder bei ſich verſammelt, mit welchen er größtentheils deutſch ſpricht, und ſeine Schüler hatten in der That ſo gute Fortſchritte gemacht, daß wir uns ganz geläufig in unſerer Mutterſprache mit ihnen unterhalten konnten. In Obowian fanden wir einen freundlichen Führer zur ſchnellen Beſeitigung der vielen Pflichtbeſuche, welche wir in der Stadt zu machen hatten.

Herrliche Aufnahme wurde uns beim Oberſt von Kiel, Kommandanten von Eriwan, einem Deutſchen aus den baltiſchen Provinzen. Er machte uns Vorwürfe, daß wir nicht bei ihm im Schloſſe unſere Wohnung aufgeſchlagen. »Ich komme hier ſo ſelten dazu — ſagte er — die heimathlichen Laute aus deutſchem Munde zu vernehmen!« Wir erzählten ihm kurz, wie wir Gaſtfreundſchaft beim Fürſten T.... gefunden, und hörten durch ihn ſo ziemlich beſtätigt, was uns Luka über unſern Hausherrn berichtet.

»Aber heute müßt Ihr bei mir bleiben, Kinder! — ſagte der Oberſt — ich laſſe Euch nicht wieder fort. Auch könnt Ihr wirklich bei dem herrlichen Wetter keinen beſſern Ort finden, um den Tag zu genießen. Wir ſind hier im Palaſte der alten Sarkaare von Armenien, dem höchſtgelegenen

Punkte der Stadt. In diesen selben Räumen hauste vor nicht langer Zeit der mächtige Hussein-Sardaar von Eriwan, der durch Feth-Ali-Schah zum Bettler geworden, in Persien in einem Pferdestalle sein wechselvolles Leben endete. Erst laufen wir uns müde, um Alles zu sehen, und dann wollen wir im Speisesaale des grimmigen Hussein eine deutsche Suppe essen.«

Kriegskundige Reisende haben oft und mit Recht ihr Staunen ausgedrückt, daß gerade die Eroberung von Eriwan den Kaiser veranlaßte, den Eroberer Paskjewitsch Eriwansky zu nennen. Ein leichteres Heldenstück, als die Einnahme dieser Stadt, ist wohl selten vollbracht worden. Die Lage Eriwan's im Allgemeinen, und die der elenden Festung insbesondere, bietet so wenig strategische Schwierigkeiten, daß, bei der sprichwörtlichen Feigheit der Einwohner, die Eroberung der Stadt zu den leichtesten militärischen Aufgaben gehört.

Wir besahen das baumumpflanzte, einst fontänenumsprudelte Harem der alten Sardaare; die Russen haben's in ein Lazareth umgewandelt. Wo früher die schönsten Odalisken Georgiens und Persiens sich auf üppigen Polstern wälzten, und Hafisens Lieder sangen, da ließen jetzt sieche Kranke auf hartem Lager ihre Klagetöne erschallen. Die vielen Zimmer im Palaste fanden wir unbedeutend und klein für fürstliche Bewohner. Nur ein großer, gewölbter Saal, dessen Wände, Decke, Gesimse u. s. w. ganz mit Spiegelglas belegt sind, fesselte länger unsere Aufmerksamkeit. Wir fanden hier, außer vielen persischen Gemälden, welche berühmte Schah's und Heerführer, sowie Bilder aus der persischen Mythologie und Geschichte darstellen, auch ein Porträt von Katharina II. und ihrem unglücklichen Sohne, Kaiser Paul. Die persischen Gemälde blenden bloß durch ihre wundervollen Farben. In der Malerei selbst offenbaren sich nur die rohen Anfänge der

Kunſt. Bemerkenswerth im Saale ſind noch die ſchön mit Bildern nach orientaliſcher Weiſe bemalten Wände. In der Mitte des luftigen Gemachs, das nach dem Hofe zu theatraliſch nur durch einen rothſeidenen Vorhang verhüllt iſt, ſpringt eine Fontäne; runde, farbige Glasſcheiben gewähren eine herrliche Ausſicht nach der andern Seite.

Der ſchöne Schloßhof iſt mit Alleen durchzogen, zwiſchen welchen Fontänen ihren Silberſtaub aufwerfen.

Doch genug von dieſen Monumenten unreifer Menſchenkunſt! Folgt mir auf den Balkon des Palaſtes, ich werde Euch von dort aus ein Monument zeigen, eines der ſchönſten, die Gott ſich ſelber auf Erden geſetzt.

In der Ferne ſteigt vor uns auf die Gebirgskette des Ararat. Zwei Berge, die alle andern überragen, heben ſich gewaltig daraus empor. Der zur Linken, rein koniſch geformte, iſt der zwölf tauſend Fuß hohe kleine Ararat — der zur Rechten, dreifach gezackte, iſt der majeſtätiſche Noahberg, der ſechszehn tauſend Fuß hohe, große Ararat. Ein in wunderbaren Farben ſchimmernder Eispanzer umzwängt ſeine breiten Schultern, und er hebt ſein Haupt ſo hoch empor, daß man nicht weiß, ob er mehr dem Himmel oder der Erde angehört.

Von den Vorgebirgen her ſchlängeln ſich ſanft geſchwellte Hügeltreiben, auslaufend in weiten, üppig überwachſenen Gefilden; eben zieht eine lange Karawane von Dromedaren darüber hin; in weiter Ferne fließt, dem ſpähenden Auge kaum ſichtbar, der Araxes; in den Lüften wiegen ſich raubſpähende Geier und Adler; dicht vor uns liegt der herrliche Park, durchduftet von den erſten Blumen des Frühlings, und zwiſchen dem Park und den Mauern des Palaſtes rauſchen die klaren Wellen der Zenghi.

Es überkam uns eine wunderſame Andacht beim Anſchauen dieſes erhabenen Bildes. Worte vermögen ſolch ein

Bild nicht wiederzugeben, und überhaupt vermögen nur diejenigen Leser, welche Aehnliches geſehen haben, die obigen Andeutungen ganz zu verſtehen.

* * *

»Nun, Ihr habt mir einen ſchönen Streich geſpielt! — rief der Fürſt T . . . uns entgegen, als wir am ſpäten Abend nach Hauſe zurückkehrten — die halbe Stadt iſt hier geweſen, um Euch zu ſehen; der Landeshauptmann, ruſſiſche Offiziere und alle Mullah's und Schriftgelehrten von Eriwan. Nicht wahr, Du?«

»W'Allah éiladirr!« Bei Gott, ſo iſt es! — rief der unvermeidliche Diener, deſſen ſich der Leſer noch von der Fontäne her entſinnen wird.

Wir erzählten unſerm Hausherrn, daß wir nicht umhin gekonnt hätten, den Tag beim Kommandanten zuzubringen.

»Wißt Ihr was! — entgegnete er — Ihr ſeid heute beim Kommandanten geweſen, ladet morgen den Kommandanten zu Euch ein! An Eſſen und Trinken ſoll es nicht fehlen; mein ganzes Haus ſteht Euch zu Gebote. Euer Wille iſt mein Wille, was Ihr befehlt, ſoll geſchehen! Und am beſten wär' es, wenn Ihr dem Landeshauptmanne auch gleich eine Einladung ſchicktet; da wir doch einmal ein Feſteſſen veranſtalten, macht's nicht viel Unterſchied, ob ein Gaſt mehr oder weniger kommt.«

Wir merkten, wo er hinaus wollte, aber verſprachen ſeinem Wunſche Folge zu leiſten. Das Trinkhorn ging wieder fröhlich im Kreiſe herum und wir blieben noch bis ſpät in die Nacht hinein beiſammen.

Ich müßte ein ganzes Buch ſchreiben, wollte ich Euch all' unſere Erlebniſſe in Eriwan auch nur ſkizzenweiſe vor die Augen führen. Doch der beſchränkte Raum gebietet mir Kürze

und ich werde deshalb, ehe wir unsere Wanderung nach Etschmiadsin, dem Sitze des Patriarchen von Armenien, antreten, Euch nur noch von einem Besuche erzählen, welchen wir bei Suleiman-Chan, dem vornehmsten islamitischen Fürsten des Landes, machten. Suleiman-Chan, der Herrscher eines großen Tatarenstammes, hatte sich, die Unmöglichkeit einsehend, dem russischen Koloß auf die Dauer zu widerstehen, vor Kurzem freiwillig dem weißen Zar unterworfen und seit der Zeit seinen Wohnsitz in Eriwan aufgeschlagen.

Er stand hier in dem Rufe eines streng auf die Gebräuche seiner Religion haltenden, sonst aber sehr freisinnigen und gebildeten Mannes, und die Art und Weise, wie er uns empfing und die Unterhaltung führte, entsprach ganz unserer vorgefaßten günstigen Meinung.

Der große, das alterthümliche Gebäude der Länge nach durchschneidende Empfangssaal war durch einen seidenen Vorhang von dem Vorzimmer getrennt, wo die Umgebung des Fürsten — bestehend aus etwa zwanzig schmuck gekleideten Persern und Tataren — sich aufhielt. Das lange Gemach hatte keine andere Verzierung, als die buntfarbigen Ringelfenster, welche nach zwei Seiten hin eine heitere Aussicht gewährten, und die kostbaren persischen Teppiche, womit der ganze Fußboden überlegt war. Rund um die Wand her lief ein prachtvoller Divan, auf welchem wir uns niederließen, während der Fürst selbst auf einem thronartigen Sessel saß, natürlich mit untergeschlagenen Beinen.

Suleiman-Chan, ein bildschöner Mann, damals etwa fünfundzwanzig Jahre alt, bewegte sich mit einer fast weiblichen Anmuth und Leichtigkeit. Ich übergehe die Einzelnheiten unserer Unterhaltung, und bemerke nur, daß wir ihm vor dem Abschiede einige Verse zum Andenken aufschreiben mußten. Er schenkte dafür Jedem von uns ein von seiner

Hand geschriebenes Gedicht an seine Geliebte, welches mir hübsch genug scheint, um hier eine Stelle in der Uebersetzung zu verdienen.

An Zaremа.

Welche Sterne sind wohl schöner:
Die zur Nacht am Himmel funkeln!
Oder die wie Deine Augen
Selbst des Tages Glanz verdunkeln?

Sprich, was brachte mehr Gefahren:
Dieses Grübchen auf den Wangen!
Oder jenes Netz von Haaren,
Drin Du Schlaue mich gefangen?

Bülbül *) wußte nicht, von welchem
Duft Begeisterung zu nippen:
Ob aus Schiras' Rosenkelchen,
Ob von Deinen Rosenlippen!

Ich — ich weiß es; aber nimmer
Hab' ich Bülbül's Glück genossen!
Doch mein Sang wird bald und immer
Mir eröffnen, was verschlossen!

Staunst Du, daß so wunderbare
Töne meiner Brust entklungen?
Sieh, ich habe Deine Haare,
Mädchen, um mein Herz geschlungen!

Wo zu solchem Saitenspiele
Sich des Sängers Finger rühren,
Muß der Sang zu hohem Ziele,
Muß zur Gunst der Schönen führen!

*) Bülbül, die Nachtigall.

Sieh, Zarema! Dir zum Ruhme,
Und zum Lobe Deiner Schöne,
Duftet diese Liedesblume,
Schallen meiner Saiten Töne.

Keiner wagt es wohl, die Töne
Dieses duft'gen Liedes zu tadeln —
Lesen wird es meine Schöne,
Und ihr Auge wird es adeln!

Also wird Dein Blick ein Siegel,
Das des Liedes Werth beſiegelt;
Und das Lied iſt ſelbſt ein Spiegel,
Der Dein Bild ſchön wiederſpiegelt!

Als wir zurückkehrten von unſerm Beſuche bei Suleiman-Chan, fanden wir unſere Behauſung von einem zahlloſen Volkshaufen umdrängt. Perſer, Tataren, Armenier, Zigeuner, Alles wogte durch einander und lärmte unter einem ohrenbetäubenden Wirrwarr der ſeltſamſten Kehl- und Zischlaute, woran die ſemitiſchen Sprachen ſo reich ſind. Wir hatten Mühe, in das Innere des Hofes zu gelangen.

»Macht Platz!« rief plötzlich mit lauter Stimme ein hochgewachſener Kiſilbaſchi*) — »macht Platz! Da kommen die Hadſhi's, die Pilgrimme von Fränkiſtan!«

Alſogleich bildete ſich vor uns ein breites Spalier. »Nimm Dich zuſammen — flüſterte ich R. zu — hier müſſen wir prinzliche Geſichter ſchneiden, um die Würde des Abendlandes gehörig zu vertreten.

*) Kiſilbaſchi, Rothköpfe, werden diejenigen Perſer und Tataren genannt, welche die Gewohnheit haben, ihr Barthaar roth zu färben was als eine beſondere Zierde gilt.

Gemessenen Schrittes und ernstes Antlitzes gingen wir auf das Haus zu, hin und wieder sehr gnädig zur Linken und zur Rechten nach morgenländischer Weise grüßend.

In unserm Zimmer fanden wir Luka, der uns lächelnd die erwünschten Aufschlüsse über das seltsame Schauspiel draußen gab.

»Der Fürst — sagte er — hat in ganz Eriwan bekannt machen lassen, daß heute der Kommandant und der Landeschef in seinem Hause speisen werden. Da dieses nun ein bisher unerhörter Fall ist, so hat sich das Volk versammelt, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Viele benutzen auch solche Gelegenheiten, um Bittschriften, Beschwerden und dergleichen zu überreichen, die, auf gewöhnlichem Wege befördert, selten an den rechten Mann kommen, wenn der Weg nicht mit Gold gepflastert ist.«

Bald darauf langten unsere Gäste an, wurden aber nicht, wie das bei uns üblich, vom Volke mit lauten Zurufen, Lebehochs und dergleichen, sondern mit tiefem Stillschweigen empfangen.

Bei dem Gastmahle ging es ziemlich europäisch zu, weshalb ich Euch nicht viel davon zu erzählen brauche.

Der Kommandant, ein gesetzter Mann, der vor Allem eine gute Suppe liebte, hatte zur Vorsicht seinen Koch geschickt, da er wußte, daß eine Suppe nach europäischem Geschmack zu den Unmöglichkeiten der asiatischen Küche gehört.

Der Landeschef hatte, angeblich aus Rücksicht für uns, gleiche Vorsichtsmaßregeln beobachtet, wie sein tapferer Freund, und da die beiden entsendeten Speisekünstler bei der Revision des Tafelgeschirrs verschiedene Kleinigkeiten, wie Tischtücher, Servietten, Gabeln und dergleichen vermißten, so trugen sie Sorge, alles Fehlende aus dem Service ihrer Herren zu ersetzen. Auch Gläser zum Trinken der feineren Weine waren vom Schlosse herbeigeschafft, doch wurde die Unzulänglichkeit

von Weingläſern bei einem armeniſchen Diner bald eingeſehen, und das Trinkhorn brach ſich ſiegreich wieder Bahn.

Da fällt mir ein, daß ich bei meinen früheren Tafelſchilderungen vergeſſen habe, eines eigenthümlichen Brauches Erwähnung zu thun, der nicht allein in Armenien, ſondern auch in Georgien jedes Trinkgelag charakteriſirt.

»Allah werdy!« — Gott hat's gegeben! — ruft der Trinkende, bevor er das Horn an den Mund ſetzt; »Jachschi Jol!« — Einen guten Weg gehe es! — entgegnet der Nachbar.

Im gewöhnlichen Leben bilden dieſe Worte den ſtehenden Trinkſpruch; will man aber bei feſtlichen Gelegenheiten noch etwas Beſonderes ſagen, ſo muß das Allah werdy! wenigſtens als Einleitung dienen. Z. B.:

Allah werdy! Gott gab den Wein
Zur Labung unſrer Seele,
Zur Stärkung unſerm Magen!
Und: Jachschi Jol! Gut fließ' er ein
In Deine durſt'ge Kehle
Mög' er Dir wohlbehagen!

Oder: Allah werdy!

Wie die Nachtigallen an den Roſen nippen,
— Sie ſind klug und wiſſen, daß es gut iſt! —
Netzen wir am Weine unſre loſen Lippen,
— Wir ſind klug und wiſſen, daß es gut iſt! —

Wie die Meereswellen an den Felſenklippen
— Wenn das ſturmbewegte Meer in Wuth iſt —
Breche ſchäumend ſich der Wein an unſern Lippen,
— Wir ſind klug und wiſſen, daß es gut iſt! —

Wie ein Geisterkönig, ohne Fleisch und Rippen,
— Weil sein Wesen eitel Duft und Glut ist, —
Zieh' er siegreich ein durch's Rosenthor der Lippen,
— Wir sind klug und wissen, daß es gut ist! —

* * *

Doch, ich eile zum Schlusse und führe Euch weg von dem heitern Mahle nach dem nur wenige Meilen von der Stadt entfernten Kloster Etschmiadsin, auf der Hochebene des Ararat. Dort hat der Katholikos, der Patriach von Armenien, seinen Sitz mit seiner ganzen Synode, bestehend aus vier Erzbischöfen und acht Bischöfen. Von hier aus wird die ganze armenische Christenheit regiert; hier ist der armenische Vatikan, und viele wunderbare Sagen knüpfen sich an die heiligen Gemäuer, deren Gründung bis zum Jahre 300 nach Christus zurückreicht.

Etschmiadsin, auf den Ruinen von Wagharschabad, einer altberühmten armenischen Hauptstadt, erbaut, hat seine Gründung dem großen Apostel Armeniens, Gregorius dem Erleuchter, zu danken. Nach der Sage erschien an der Stelle, wo der Hauptaltar der Klosterkirche steht, Christus dem Gregor, und befahl ihm eine Kirche zu bauen zur Ehre des welterlösenden Glaubens. Daher der Name des Klosters: Etschmiadsin, d. i. »es stieg herab der Eingeborene.«[1]) Seit seiner Gründung ist das Kloster der Sitz eines Patriarchen gewesen, und seine Mauern umschließen die ganze Geschichte des Christenthums in Armenien. Die Hauptgebäude bestehen aus der eigentlichen Mönchswohnung, der Patriarchalkirche, dem Pilgerhause und dem Waarenhause. Eine von vier Thoren durchbrochene Mauer umschließt das Ganze.

Noch ist der Ararat wegen des eingetretenen Thauwetters unzugänglich, und wir müssen, ehe wir unsere Weiterreise

antreten, Schutz suchen im Kloster Etschmiadsin. Doch um weilen zu dürfen in den heiligen Hallen, wo wir uns in der weltberühmten Sammlung von Büchern und Manuscripten reiche Ausbeute versprachen, ist es nöthig, zuvor Gastfreundschaft vom Erzbischof-Stellvertreter des Katholikos zu erflehen. Den Katholikos selbst, den fast achtzigjährigen Narses, hatte ich schon früher in Moskau kennen gelernt, wo er sich seit längerer Zeit aufhielt.

Mit einem glänzenden Reitergefolge, bestehend aus Kosaken, Kurden, Tataren und Armeniern, treffen wir ein vor den Mauern von Etschmiadsin.

Unser freundlicher Führer Obowian hat die Güte, unsere Ankunft zu verkünden.

Der ehrwürdige Erzbischof empfängt uns, umgeben von einigen Bischöfen und Mönchen. R. überläßt mir die Anrede.

Ich trete auf den stattlichen Greis zu, küsse seine Hand und sage: »Heiliger Vater! Der Vogel hat sein Nest und das Thier hat seine Höhle — aber der hilflose Mensch hat nicht wohin er sein Haupt lege!«

Der Erzbischof antwortete: »Fremdling! was sagt der Dichter: wenn ein Gast bei Dir einkehrt, so wasche seine Füße und breite Teppiche aus, daß er niedersitze und ausruhe an Deinem Herde. — Mein Haus ist Dein Haus!«

Ich nehme wieder das Wort und sage: »Ja, ehrwürdiger Vater! Gastfreundschaft macht die Wüste zum Rosengarten, aber Feindseligkeit macht den Rosengarten zur Wüste!«

Der Erzbischof drückt warm meine Hand und entgegnet: »Fremdling! Du sprichst schon sehr weise für Deine jungen Jahre!«

»Heiliger Vater! Meine Weisheit ist nur ein Abglanz von der Deinigen, denn Deine Worte fallen auf mich nieder süß wie auf die Kinder Israel das Mannah in der Wüste!«

Der Alte wendet sich lächend zu den Umstehenden, flüstert einem Bischof etwas in's Ohr, ergreift abermals meine Hand und spricht: »Junger Pilgrim! Du streuest Blumen aus Deinem Munde!«

»Heiliger Vater! Was kann ich thun, als wandeln auf den Blumen, die Du vor mir verstreuest? Was bin ich gegen Dich? Was ist ein Tropfen gegen das Meer, was ein Staubkorn gegen die Wüste, was eine Nachtlampe gegen die Sonne! Dein Wille ist mein Wille!«

* * *

Und ein fürstliches Gemach wurde uns bereitet im Kloster zu Etschmiadsin, dem Sitze des Patriarchen von Armenien, auf der Hochebene des Ararat.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Blick auf Land, Volk und Kirche von Armenien.

Wie der Ararat, der majeſtätiſche Noahberg, einſt der Ring war, daran ſich die Schickſalsfäden des menſchlichen Geſchlechtes hingen, gleichſam der Vermittler zwiſchen Himmel und Erde, ſo war Etſchmiadſin, das uralte Kloſter zu ſeinen Füßen, die feſte Burg, darin das Chriſtenthum ſeit mehr als anderthalb Jahrtauſenden Schutz und eine bleibende Stätte fand. Und wie am Ararat ſich die Wellen der Sündflut brachen, alſo brachen ſich an den Mauern von Etſchmiadſin die Völkerwogen, welche, geleitet von der Fahne Muhammed's, einſt dieſe Lande überſchwemmten.

Das alte Armenien — von den Eingeborenen ſelbſt Hajaſtan, d. i. Land der Haïgh, genannt — reichte von Weſten nach Oſten: vom Euphrat bis zu der perſiſchen Provinz Aſerbeidſchan und zum Zuſammenfluſſe des Kur mit dem Araxes; und von Süden nach Norden: von Mardin und Niſibis aus bis an das alte Chaldäa oder das heutige Paſchalik Trapezunt, ſammt Achalzich und dem Kurfluß. Später wurde auch das öſtliche Kappadozien, ſowie Cilicien von Armeniern bevölkert und konnte als ein Theil von Hajaſtan betrachtet werden.

Als Stammvater der Armenier und Stifter ihres Reichs nennt die Sage den Haïgh — einen Urenkel Japhets — der

um die Zeit des babyloniſchen Thurmbaues ſich am Ararat niedergelaſſen haben ſoll. Von ihm leitet das Volk ſeinen Namen Haïgbk her. Der Name Armenien, abgeleitet von dem Könige Aram (?), einem Nachkommen des Haïgbk, war bis auf den heutigen Tag nur bei Ausländern gebräuchlich. Unter den Nachkommen des Aram machte ſich beſonders Tigranes I., ein Zeitgenoſſe des Cyrus, als weiſer Geſetzgeber und als Erbauer von Digranakerdt (Tigranocerta) bemerkbar. So dauerte das Reich in theilweiſer Abhängigkeit von Aſſyrern, Medern und Perſern fort, bis der letzte König aus dem Geſchlechte des Haïgbk, 328 vor Chriſto, im Kampfe gegen den macedoniſchen Alexander um's Leben kam. Seit der Zeit herrſchten Statthalter über Armenien, welche zuerſt von Alexander, und dann von den Seleuciden, eingeſetzt wurden, und nur dem Scheine nach unabhängig waren, bis es endlich dem Artasches, der den Hannibal bei ſich aufnahm und nach deſſen Plane Artaſchad erbaute, gelang, ſich gänzlich unabhängig zu machen. Doch dauerte dieſe Unabhängigkeit nicht lange, denn bald wurden die Parther von Balk aus ſo mächtig, daß Arſchag II. auf ſeinem großen Eroberungszuge auch Armenien unterwarf, im Jahre 149 vor Chriſto, und ſeinen Bruder Wagharſchag zum Könige über das Land einſetzte. Mit ihm begann die zweite Linie der armeniſchen Könige, die Dynaſtie der Arſaziden, eine Nebenlinie der perſiſchen Arſaziden.

Die Herrſchaft der erſten Könige aus dem Hauſe der Arſaziden bildet die eigentliche Glanzepoche Armeniens. Unter ihrem friedliebenden Scepter blühte das Land zu Wohlſtand, Größe und Macht empor, bis Tigranes II. ſich mit dem pontiſchen Könige Mithridates gegen die Römer verband und durch ſeine kriegeriſchen Gelüſte Armenien zum Schauplatz der langen Kämpfe zwiſchen Römern und Parthern machte, wodurch es wieder in Armuth und Unglück verſank.

Aus jener Zeit findet man noch heute Reste von Heerstraßen und Brücken, welche die Römer auf ihren Kriegszügen gegen die Parther in Armenien gebaut. So groß waren die Verwüstungen, welche das unglückliche Land zu erdulden hatte, und so schnell folgte hier ein Eroberer dem andern, daß man sagen könnte, Armenien glich einer Schneewüste, wo die Fußstapfen derer welche hindurchgewandert, die einzigen Anhaltpunkte zur Forschung waren.

Während jener Zeit der Verwirrung, in welche Nord-Armenien seit dem Jahre 34 vor Christo gestürzt war, gründete ein Bruder des Tigranes in den südlichen Provinzen ein kleines Reich, welches er seinem Sohne Abgar hinterließ. Es ist dies derselbe Abgar von Edessa, welcher durch seinen angeblichen Briefwechsel mit Christo in der Kirchengeschichte bekannt geworden ist. — Einem seiner Nachkommen, Artasches II., gelang es um das Jahr 78 nach Christo, mit persischer Hülfe das ganze Armenien wieder unter sich zu vereinigen und durch eine weise, friedliche Regierung das Land zu neuem Wohlstande zu erheben. Zu den wohlthätigen Einrichtungen, welche man ihm zu verdanken hat, gehört vor Allem die Gründung einer Menge Schulen, in welchen, in Ermangelung armenischer Buchstaben, persische und assyrische Schrift gebraucht wurde. Das Unglück wollte es, daß der neu aufblühende Volkswohlstand Armeniens anderthalb Jahrhunderte später wieder dynastischem Interesse geopfert werden sollte. Unter Chosrow geschah es im Jahre 226, daß Artaschir, Sohn des Sassan, die in Persien herrschende Linie der Arsaziden vom Throne verdrängte, wodurch die Dynastie der Sassaniden begann, die, als eine natürliche Feindin der armenischen Arsazidenlinie, Alles aufbot, diese zu stürzen und das Land dem persischen Scepter zu unterwerfen. Was Gewalt nicht vermochte, mußte heimtückische List vollbringen. Artaschir, von Chosrow besiegt, suchte sich seines

gefürchteten Gegners durch Meuchelmord zu entledigen, und Anag, selbst ein Sprößling des Arsaziden-Stammes, war es, der, gelockt durch die glänzenden Versprechungen Artaschir's, die schändliche That vollbrachte. So fiel Chosrow im Jahre 256 auf Veranlassung seines überwundenen Gegners durch Meuchelmord. Der Sohn des Gemordeten, Dertad (Tiridates), entkam glücklich nach Rom, während Anag, der Mörder, wieder gemordet wurde. Anag's neugeborenes Söhnlein aber, Gregor, wurde durch seine Amme, welche heimlich Christin war, nach Cäsarea in Kappadozien gerettet. Bald darauf fiel ganz Armenien wieder unter persische Herrschaft.

Wir sind jetzt bei dem Zeitpunkte angelangt, wo die Ausbreitung des Christenthums in Armenien beginnt, dessen Apostel Gregor, der Sohn desselben Anag, welcher Chosrow ermordete, zu werden berufen war. — Dertad (Tiridates), genannt der Große, kehrte im Jahre 286, also 30 Jahre nach seiner Flucht, in die Heimat zurück, vertrieb mit römischer Hülfe die Perser, und unter seiner kräftigen Regierung wuchs Armenien auf kurze Zeit zu neuem Wohlstande empor. Er selbst nahm im Jahre 302 die christliche Religion an und zwang das ganze Volk, seinem Beispiele zu folgen.

Bevor wir jedoch die Einzelnheiten dieses plötzlichen, nicht durch Ueberzeugung, sondern gewaltsam herbeigeführten Glaubens-Umschwungs schildern, ist es nöthig, einen Blick auf den alten, heimischen Glauben der Armenier zu werfen, welcher durch das Christenthum verdrängt werden sollte. — Schon im ersten Jahrhunderte nach der Geburt unseres Heilandes waren Versuche gemacht worden, der neuen Lehre Eingang in Armenien zu verschaffen; die Versuche wurden wiederholt im zweiten Jahrhunderte, aber die Apostel des Evangeliums mußten das Land wieder verlassen, ohne daß es ihnen

gelungen wäre, die Einwohner von ihrem parſiſchen Feuerdienſt abtrünnig zu machen. Dieſes kann um ſo weniger Wunder nehmen, wenn man bedenkt, wie verunſtaltet und verderbt die reine Lehre Jeſu ſchon in den erſten Jahrhunderten durch die ungeſchulten Prieſter wurde, welche auswanderten, ſie in den Ländern des Kaukaſus und Kleinaſien zu verbreiten. Es bedurfte daher, wo die Macht der Ueberzeugung nicht ausreichte, roher Gewalt, um die Armenier ihrem alten, poetiſchen Sonnendienſt zu entfremden und ihnen den neuen Kultus aufzudringen. Derſelbe König Dertad (Tiridates), welcher dieſe rohe Gewalt ausübte und in den letzten Jahren ſeines Lebens dem Chriſtenthum mit ſo glühender Begeiſterung anhing, war früher der hartnäckigſte Verfolger deſſelben geweſen. Man ſchreibt die Grauſamkeit, mit welcher der große Eroberer in den erſten Jahren ſeiner Regierung die Chriſten verfolgte, dem Umſtande zu, daß Gregor, der zuerſt das Chriſtenthum in Armenien predigte, ein Sohn Anag's geweſen, des Mörders ſeines Vaters Chosrow, und daß er, um den Tod ſeines Vaters an dem Sohne des Mörders zu rächen, Gregor in einen tiefen Brunnen werfen ließ, wo derſelbe dreizehn Jahre hindurch bei elender Koſt und unter unſäglichen Qualen zubrachte.

Die Religion, gegen welche das Chriſtenthum, nicht zu ſeiner Einführung, ſondern zu ſeiner Befeſtigung in Armenien, den hartnäckigſten Kampf zu beſtehen hatte, war der Sonnen- oder Feuerdienſt, in ſeiner urſprünglichen Reinheit die am meiſten poetiſche aller Religionen, denn die Liebe aller Menſchen bildet ſeine Grundlage, der endliche Sieg des Guten über das Böſe auf Erden ſeine Hoffnung und die ewige Verſöhnung im Tode ſeinen Troſt. Zoroaſter wollte, daß ſeine Jünger keinen anderen Haß nähren ſollten, als gegen den Feind, den jeder Menſch mit ſich trägt: die böſen Gelüſte in der eigenen Bruſt.

Er wollte ferner, daß die Furcht vor ewiger Verdammniß den Menſchen nicht zur Verzweiflung treibe. Darum war ſelbſt dem ärgſten Sünder die Hoffnung auf einſtige Seligkeit nicht ganz genommen. Und kann man bei dem allen Menſchen innewohnenden Bedürfniß der Verehrung einer höheren Macht über uns, und bei dem ferneren Bedürfniß, einen auch dem äußeren, ſinnlichen Auge ſichtbaren Anhaltspunkt für dieſe Verehrung zu haben, ein ſchöneres Symbol der Gottheit finden, als das reine, Alles belebende und befruchtende Sonnenlicht? Darum hebt der Parſe, wenn er betet, ſein Antlitz zur Sonne empor, weil ſie dem ſinnlichen Auge das herrlichſte Symbol der Herrlichkeit des Schöpfers iſt. Aber ſie iſt nicht das Ziel der Anbetung des Parſen — ſie iſt nur der vermittelnde Anhaltspunkt der Verehrung Deſſen, Der ſie geſchaffen. Darum müſſen, wenn die Sonne untergegangen, oder durch Wolken dem Blicke entzogen wird, Mond und Sterne, oder künſtlich erzeugtes Feuer ihre reine Glut erſetzen. Denn weil der Parſe einen zu hohen Begriff von der Gottheit hat, um ſich dieſelbe unter menſchlicher Geſtalt zu denken, betrachtet er das Feuer, das anſcheinend körperloſe und doch dem Auge ſichtbare, als Ausfluß des Geiſtes und der Kraft Gottes, als reinſtes Symbol der unaufhörlich ſchaffenden, allwirkenden, belebenden Gottheit. — Dem Feuer ſelbſt göttliche Ehre zu erweiſen, wie es in der Verderbtheit des Parſismus geſchah, war ganz gegen den Geiſt der Lehre Zoroaſter's, nach welcher die ewige Gottheit in Ormuſd als Schöpfer alles Guten verehrt wird, und dieſe Anbetung iſt Anfang und Ende alles heiligen Dienſtes.

Zoroaſter's Lehre theilt die ganze Welt in zwei innerlich getrennte Sphären des Guten und des Böſen, des Lichtes und der Finſterniß, die in fortwährendem Kampfe mit einander begriffen ſind. Von dieſer wirklichen Welt bildet ſie ein ideales, unſichtbares Urbild ab, wo ſie dem Kampfe entriſſen, in ewiger

Reinheit erſcheint. Alles, was iſt, war und ſein wird, jeder Menſch und jedes andere Weſen, war von Urbeginn noch einmal geiſtig, dem ſinnlichen Auge unſichtbar, vorhanden, als ſein eigenes Urbild, als ſein Genius, als ſein Ferver. Dieſe Ferver oder Genien ſind der eigentliche Uebergang von dem, was wir Subſtanz nennen, zum urſprünglichen Schöpfergedanken der Subſtanz. Etwa wie des Künſtlers Gedanke der Verwirklichung des Kunſtwerks oft Jahre lang vorhergeht, ſo ſind die Ferver gleichſam die Urgedanken, die reinen, geiſtigen Abdrücke aller künftigen Weſen und Geſchöpfe. Wie z. B. Ormusd's, des ſchaffenden Gottes Gedanke, Zoroaſter's Ferver oder Genius ſchuf, ſo war dieſer noch nicht Zoroaſter, ſondern enthielt nur das ganze geiſtige Bild von dem, was Zoroaſter beſtimmt war, dereinſt zu werden. Alle Gedanken Ormusd's werden ſolchergeſtalt zu geiſtigen Individualitäten, und können Jahrtauſende leben und wirken, ehe ſie mit realen, irdiſchen Geſchöpfen vereinigt werden. Daher kommt es, daß die alten Philoſophen, die von der Weisheit des Orients geſchöpft, den Geiſt lange vorher leben und wirken laſſen, ehe er mit dem Körper verbunden wird, daß ſie ihn göttlichen Urſprungs und Geſchlechtes ſein laſſen und ſagen, im Tode gehe er wieder dahin, von wo er gekommen.

Dieſe Ferver oder Genien der wirklichen Weſen ſind aus Ahuramazdao's Lichtweſen hervorgegangen und ſtehen in einer ewigen Harmonie, gleichſam in einer himmliſchen Hierarchie neben- und untergeordnet um Ahuramazdao, deſſen Reich ſie bilden. Hiernach iſt alſo das Urfeuer oder das göttliche Feuer der Lichtwelt Ahuramazdao's, welches nach der Lehre der Parſen gleichſam als Keim zu aller Schöpfung in der unendlichen Gottheit ſeit Ewigkeit vorhanden geweſen, wohl zu unterſcheiden von dem durch dieſes Urfeuer entſtandenen materiellen, ſichtbaren Feuer, ſo wie von der allem Erſchaffenen innewohnenden Glut, wie ſich ſolche offenbart im Geiſte des

Menſchen, im Glanz der Sonne, im Glühen der Roſe, im Auge der Schönheit. Weil aber das göttliche Feuer der Allſchaffung und Allbelebung unſichtbar iſt, ſo mußten Tempel zur Feuerverehrung, von den Parſen Dad-Gah's genannt, errichtet werden.

Da alſo den Parſen das Feuer ſo heilig ſein ſollte, ſo mußte der Geſetzgeber auf die Entweihung deſſelben harte Strafen ſetzen. Der bloße Hauch des Mundes verunreinigt es, denn Alles, was vom Menſchen ausgeht, iſt unrein; Waſſer nimmt die äußere Unreinigkeit hinweg, nicht aber die innere. Wer mit dem Munde das Feuer ausbläſt, iſt des Todes ſchuldig. Die mannigfachen Läuterungsceremonien eines entweihten Feuers zeugen von deſſen ausnehmender Heiligkeit bei den Parſen. — In allen Dingen ſucht der Geſetzgeber die Natur in ihren Wirkungen nachzuahmen. Wenn ein Baum verunreinigt iſt, ſo wird er durch ſich ſelbſt wieder rein, weil der Saft, der ihm Nahrung und Wachsthum giebt, ihn auch durch allmälige Verwandlung ſeiner Beſtandtheile reinigt. Ein verunreinigtes Feuer aber muß durch andere hindurchgeführt werden, um jene ſtufenweiſe Umwandlung in den Pflanzen nachzubilden oder zu erſetzen.

Von den beiden innerlich getrennten Sphären, welche in äußerem Zuſammenhange, nach der Lehre Zoroaſter's, das Weltall bilden, iſt die eine Ormusd, dem aus der Zeit ohne Ende hervorgegangenen Gotte der Lichtwelt, und die andere Ariman, dem Dämon des Böſen, unterthan. Die Welt des Ormusd zerfällt wieder in die himmliſche und irdiſche, in Geiſt und Materie. In ſeinem Geiſterreiche haben den höchſten Rang die 6 Amſchaspands, oder Fürſten der reinen Geiſter, die ſeinen Thron umgeben. Ihnen folgen die Jſed's, oder die guten Geiſter zweiter Ordnung, die Ormusd geſchaffen hat zum Segen der Welt, zu Richtern, zu Schutzangen des reinen Volks.

Zu der Lichtwelt Ormusd's, des Schöpfers aller Dinge, bildet Ariman's Reich gleichsam den dunklen Gegensatz. Ormusd ist der Gott und Ariman der Teufel der Parsen. Der himmlischen Hierarchie des Ersten ist eine höllische Hierarchie des Anderen entgegengestellt. Wie Ormusd von 6 guten, so ist Ariman von 6 bösen Geistern (Daroudsch) umgeben, und diese haben wiederum zahllose andere böse Geister geringerer Ordnung unter sich. Von ihnen kommt alles Unglück auf Erden; jeder ist eine Quelle besonderer Uebel. Jedes Laster, jede Thorheit, jede Plage, jede Krankheit hat ihren Dew oder bösen Geist, gleichwie jede Tugend, jedes Gute und Schöne seinen Amschaspand oder Jsed hat.

In diesem beständigen Kampfe guter und böser Geister, Menschen und Kräfte, liegt nun die Mischung des Guten und des Bösen, wie sie in der Welt sichtbar ist. Diese Welt der Uebel ist — nach Zoroaster's Lehre — unter gute und böse Elemente vertheilt, die einander bekämpfen, bis das Böse von dem Guten überwunden wird. Darum betrachtet sich jeder Parse als einen Krieger aus dem Volke des Ormusd, und darum kann er nicht sündigen, ohne alle guten Geister zu beleidigen, und kein Verbrechen begehen, ohne selbst ein Dewmensch, ein Glied in der Welt der Finsterniß des Ariman zu werden. Eben so machen auch die körperlichen Reinigungen einen wesentlichen Bestandtheil des Gesetzes aus, denn es steht geschrieben: nur in einem reinen Körper kann eine reine Seele wohnen. Wie das Licht das Wesen von Ormusd's Reiche ist, so soll auch der Parse sein wie dasselbe, Alles reinigend, wie sein Körper, das Feuer, damit die ganze Schöpfung Ormusd's wieder Licht werde.

Wo die wasserarmen, wildzerklüfteten, vielgegipfelten Höhenzüge des Kaukasus hinabsteigen in's kaspische Meer, hinter der Tatarenstadt Baku, auf der schnabelförmigen Halbinsel Apscheron, befindet sich das berühmte ewige Feuer, mit

deſſen Flammen noch heute die Gebete der letzten Jünger Zoroaſter's in dieſen Landen, zum Himmel auflodern. Den Mittelpunkt des hier ſtattfindenden Feuerdienſtes bildet der innere Raum einer umfangreichen, blendend weißen Mauer, welche von vier thurmartigen Röhren überragt wird, aus deren Oeffnung die vier größten Flammen in wunderbarer Pracht hervorbrechen. Beſonders zur Nachtzeit, wo dieſe Feuerſäulen den irrenden Schiffern auf dem Meere zugleich als Leuchtthürme dienen, iſt der erhabene Anblick, den ſie gewähren, von unbeſchreiblich bezaubernder Wirkung. Außer den vier Hauptflammen im Innern des Gemäuers ſpringen rings um die Mauern her in weiter Ausdehnung noch eine Menge anderer Flämmchen, ſo daß zu Zeiten die ganze Gegend in ein Feuermeer umgewandelt erſcheint. Aber die Menſchen, welche beten an dieſen Feuern, ſind nur dem Namen nach noch Jünger Zoroaſter's, deſſen erhabene Lehre unter ihren Händen zu entwürdigendem Götzendienſte herabgeſunken iſt. Die Religionen ſind mit Strömen zu vergleichen, welche durchſichtig und klar an ihrer Quelle, immer trüber und ſchlammiger werden, je weiter ſie ſich von ihrem Urſprunge entfernen.

Aus dem Zuſammenſtoß des Feuerdienſtes mit dem Chriſtenthum und dem Judenthum in Armenien entſprangen verſchiedene Sekten, als deren wichtigſte die Manichäer und die Sekte des Masdak hier zu nennen ſind.

So lange die armeniſche Kirche noch gegen die Sekten zu kämpfen hatte, die ſich aus ihrem Schoße erzeugten, blieb Friſche und Leben in ihr. Der ſpäter eintretende und bis jetzt fortdauernde innere Stillſtand aber war ihr verderblicher,

als alle Verfolgungen und Eroberungszüge der Perſer, Tataren und Türken.

Ueberhaupt bildet Armenien einen wunderſamen Gegenſatz zu jenen Ländern, wo mit der Einführung des Chriſtenthums gleichſam eine neue Aera des Segens und der Civiliſation beginnt.

Es ſtand geſchrieben im Buche des Schickſals, daß in Armenien das Chriſtenthum die Nation ihrem politiſchen Untergange entgegenführen ſollte. Vor dem ſanften Hauch der Lehre Jeſu ſchien das kriegeriſche Feuer des alten Volks der Haïabl zu erlöſchen, und einem großen Theil ſeiner Söhne blieb nur die Wahl, dem neuen Glauben oder ihrer alten Heimat untreu zu werden; ſie konnten dem Einen nicht anhangen, ohne das Andere zu meiden. Wie die Kinder Israels vom Schickſale verfolgt und zerſtreut wurden unter alle Völker der Erde, wie ſie einheimiſch wurden auf fremdem Boden und Fremdlinge in ihrer eigenen Heimat, weil ſie Jeſum verleugneten, ſo traf die Armenier ein gleicher Fluch, weil ſie Jeſum bekannten und ihm anhingen.

Dieſe maſſenhaften Auswanderungen begannen ſchon im fünften Jahrhunderte, nachdem das Volk durch ſeine Religionskämpfe bereits die ſchlimmſten Prüfungen zu beſtehen gehabt hatte. Denn für die benachbarten Perſerkönige war die Einführung des Chriſtenthums in Armenien ein neuer Grund des Haſſes und der Verfolgung und iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. Dazu kam, daß im Lande ſelbſt eine Menge mächtiger Fürſtenfamilien, welche das Chriſtenthum ſchon deshalb haßten, weil es ihnen gewaltſam aufgedrungen war, nach Tiridates Tode die Maske abwarfen und gemeinſchaftliche Sache mit den Perſern machten. So ward denn das unglückliche Land abermals zum Schauplatz unſäglicher Zerrüttung, die noch vermehrt wurde durch ſchlechte Könige. Endlich theilte Theodoſius der Große das Reich mit den Perſern, im

Jahre 387, und nach und nach unterlag es dem wachsenden Einfluß der Perser so sehr, daß der persische König Bahram V. den letzten König Artasches IV. ganz absetzte, und Armenien in eine persische Provinz verwandelte. Dieses geschah im Jahre 428, und mit dem Sturze Artasches IV. erlosch die Herrschaft der Arsaziden auf immer. Aber es genügte den Perserkönigen nicht, das Land unterworfen zu haben, sie wollten auch die christliche Religion ausrotten, und je größer der Widerstand des Volkes war, desto hartnäckiger und blutiger wurden ihre Verfolgungen. Die ausdauernde Treue, mit welcher die Armenier dem ihnen noch neuen Glauben anhingen, gegenüber den Leiden und Greueltscenen, die sie deshalb zu erdulden hatten, verdient unsere ganze Bewunderung, und bemerkenswerth ist, daß eben in jene Zeit der Kämpfe und wilden Bewegung die Glanzepoche und Blüte der armenischen Literatur fällt. Denn im fünften Jahrhundert lieferte Mesrop, der Erfinder des armenischen Alphabets, seine berühmte Bibel-Uebersetzung; im fünften Jahrhundert schrieben Moses von Chorene, Sahaq und Wartabed Elisäus ihre unsterblichen Werke. Die Schüler Mesrop's und Sahaq's,[1]) welche den Beinamen die heiligen Dolmetsche führen, legten durch ihre Uebersetzungen aus dem Griechischen den Grund zu der eigentlichen armenischen Literatur, denn bis zur Bibel-Uebersetzung des Mesrop hatte man sich des Assyrischen als Schriftsprache bedient.[2])

Der heldenmüthige Widerstand, mit welchem die Armenier in den ersten Jahrhunderten ihren neuen Glauben vertheidigten, ist um so bemerkenswerther, wenn man erwägt, daß sie bis auf den heutigen Tag von dem Christenthum wenig mehr kennen gelernt haben, als die Aeußerlichkeiten und kirchlichen Formen.[3]) Freilich war es den Armeniern nicht, wie früher den römischen Katholiken, verboten, die Bibel zu lesen, aber die armenische Kirchensprache, in welcher Mesrop seine Bibel-

Ueberſetzung geſchrieben, iſt nur den Gelehrten verſtändlich, und deren giebt es in Armenien ſehr wenig, ſo daß man mit Recht ſagen kann: die römiſchen Katholiken können die Bibel leſen, aber dürfen es nicht — und die armeniſchen Katholiken dürfen die Bibel leſen, aber können es nicht.“)

Ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl fiel auf das unglückliche Land, als im Jahre 632 die perſiſche Monarchie zuſammenbrach. Bei den ihnen durch den chriſtlichen Glauben verbundenen Griechen hofften ſie Schutz und Sicherheit zu finden gegen die wachſende Macht der arabiſchen Chalifen. Allein das vielgeprüfte Armenien wurde wiederum zum Schauplatz der Kriege zwiſchen Arabern und Griechen. Bald hatte es griechiſche, bald arabiſche und bald einheimiſche Statthalter in fremdem Sold. Den kurz zugemeſſenen Zeiten der Ruhe folgten wieder Stürme unſäglicher Verwüſtungen und Zerſtörungen, wie z. B. die des türkiſchen Sklaven Bugha, der um die Mitte des neunten Jahrhunderts an der Spitze eines arabiſchen Heeres in Armenien einzog und Tauſende des Volkes und ſeiner Edlen mit gränzenloſer Blutgier, blos ihres Glaubens wegen, hinſchlachtete.

Unter all dieſen Scenen des Elends erſtarkte nach und nach eine Fürſtenfamilie, jüdiſchen“) Urſprungs, die der Sage nach bei der babyloniſchen Gefangenſchaft aus Judäa nach Armenien gekommen war — die Familie der Bagration. Aſchod I. aus dem Hauſe der Bagratiden ſtieg ſo in Anſehen, daß der Chalif Motawakkel ihn zum »Fürſt der Fürſten«, und Motamed im Jahre 885 ihn gar zum König krönen ließ. Auch die Griechen erkannten ihn an. Unter der Herrſchaft der Bagratiden blühte Armenien auf kurze Zeit wieder auf, aber der Baum ſeiner Wohlfahrt ſollte nur Früchte tragen, um ſie, ehe ſie zur Reife gediehen, wieder verdorren zu ſehen. Im Jahre 1079 fiel der letzte König aus dem Hauſe der Bagratiden durch Meuchelmord, und ſeit der Zeit

knüpft sich die Geschichte des Landes wieder nur an die Schritte der Eroberer, die das Land durchzogen.

Und leider begegnen wir, wenn wir vom Schlachtfelde den Blick in die armenischen Kirchen und Patriarchensitze schweifen lassen, hier keinen erfreulicheren Bildern, als dort. Ein ehrwürdiger Missionär sagt in seinen Denkwürdigkeiten über die Geschichte jener Zeit: »Die türkischen Häuptlinge des Staats und die armenischen Häuptlinge der Kirche wetteifern mit einander in Rohheit und schlimmen Begierden; die Paschas und die Vezire saugen die Patriarchen aus, und die Patriarchen ihrerseits saugen das Volk aus, so daß es schwer ist, zu entscheiden, was verächtlicher erscheint, ob die blinde Grausamkeit der türkischen Gewalthaber, oder das heuchlerische und habsüchtige Treiben der Priester von Etschmiadsin.«

Die christliche Lehre kam von den Griechen und Syrern nach Armenien zu einer Zeit, wo der Geist der reinen Lehre Jesu schon schwächer zu werden, und die Richtung einer falschen Asketik auf der einen Seite, und das Zufriedensein mit einem äußeren Mundbekenntnisse auf der anderen Seite, in den Kirchen Wurzeln zu schlagen begann. In dieser Weise nahm auch Armenien gleich von vornherein den Sauerteig in sich auf, der nach und nach die ganze Kirche durchdrang und durch Menschensatzungen das reine Evangelium von der Versöhnung und Heiligung des Sünders gänzlich verdunkelte.[*] Außerdem blieben die Armenier bis zum chalzedonischen Konzil 451 mit den Griechen in der innigsten Verbindung, und ihre kirchlichen Gebete, Agenden und Gesänge bildeten sich meist ganz nach denen der Griechen und Syrer. Im zwölften Jahrhundert näherten sich aber auch die römischen Katholiken und machten nicht nur Proselyten unter den Armeniern, sondern übersetzten auch viele Schriften und einzelne Systeme ihrer scholastischen Theologie. Diese scholastische Lehrart aber, wobei man eine spitzfindige Dialektik zur Bestimmungsregel

und zum Beweisgrunde biblischer Lehren erhob, hat unendlichen Schaden gestiftet, und auch unter den Armeniern die lebensvollsten Lehren des Christenthums zu einem todten Gewebe unfruchtbarer Syllogismen gemacht.

Die Armenier halten sich an das Nicäische Glaubensbekenntniß; aber bezüglich des großen und langen Streites über die zwei Naturen in Christo, erklärten die beiden angesehensten Kirchenlehrer, Nerses Schnorhali und Nerses von Lambron, daß die armenische Kirche nicht dem Eutyches folge, sondern sich gründe auf die Schriften des rechtgläubigen Cyrill von Alexandrien. Der Erste sagt: »Wir glauben, daß Gott das Wort, welches vor aller Ewigkeit vom Vater geboren, unsichtbar, alles Leidens unfähig und unsterblich ist, und unsere Natur vollkommenlich angenommen hat von der Jungfrau und vereinigt mit der göttlichen Natur ohne Vermischung und in unzertrennlicher Vereinigung — daß also der Unsichtbare nach der Gottheit, sichtbar ward nach der menschlichen Natur, und der Unberührbare berührbar. . . . Und so bringen wir nicht, nach dem Eutyches und seinen Anhängern, (die zwei Naturen) in Eine Natur zusammen mit Vermischung und Veränderung.«

Der Andere sagt: »Wir sprechen nicht vom Fleisch-gewordenen Worte »Eine Natur« so, daß wir die Eigenschaften der Wesenheit vertilgen, sondern nach der unaussprechlichen Vereinigung Beider zu Einer Persönlichkeit und Göttlichkeit. Wir sagen Eine Natur in Christo, nicht mit Vermischung nach dem Eutyches, sondern nach Cyrill von Alexandrien gegen den Nestorius, daß des Fleisch-gewordenen Wortes Natur Eine sei, wie auch die Väter gesagt haben.« ꝛc.

Die von ihnen für die am wichtigsten gehaltenen Punkte, über welche die Armenier den römischen Katholiken Vorwürfe machen, sind:

1. daß der Papst das Haupt der Kirche sei,
2. daß der heilige Geist vom Vater und Sohn ausgehen solle,
3. daß sie die Taufe mit bloßen Besprengungen verrichten,
4. daß sie den Weibern die Nothtaufe zu verrichten erlauben,
5. daß sie viel Messen auf einmal in einer und derselben Kirche halten,
6. daß sie nicht ein, sondern viele Brode zum Abendmahl segnen,
7. daß sie Wasser in den Kelch mischen,
8. daß sie den Laien den Kelch entziehen,
9. daß sich der Papst die Füße küssen läßt,
10. daß man den Petrus über alle Apostel erhebt,
11. daß sie ein Fegefeuer annehmen ꝛc. ꝛc.

Der Unterschied der armenischen Kirche von der griechisch-russischen ist ein so unwesentlicher, daß es dem russischen Kaiser nicht schwer fallen wird, das eifrig begonnene Bekehrungswerk in den armenischen Provinzen seines Landes in kürzester Zeit zu vollenden.

Mit Mechitar,[21]) dem Gründer des berühmten Kollegiums der Mechitaristen, begann eine neue Epoche wissenschaftlicher Aufklärung unter den Armeniern. Die Mechitaristen waren die ersten, welche bessere Grammatiken der alten Sprachen und Kompendien der ganzen Philosophie lieferten, geschichtliche und naturhistorische Werke des Abendlandes übersetzten, und durch Wörterbücher und Grammatiken den Armeniern den Weg zur italienischen, französischen und englischen Sprache öffneten.

Das Oberhaupt der ganzen armenischen Christenheit ist der von einer aus 4 Erzbischöfen und 8 Bischöfen bestehenden Synode umgebene Katholikos von Etschmiadsin. Die Fäden seiner geistlichen Herrschaft laufen vom Hochlande des Ararat

durch Perſien bis nach Oſtindien, und das kaſpiſche Meer entlang durch die doniſche Steppe über Rußland und Polen hinaus — und über den Pontus Euxinus durch die Türkei nach Konſtantinopel, bis hinunter nach Egypten und Paläſtina — kurz, über die ganze Erde ſind die Armenier ausgebreitet, ein heimatloſes Volk, dem in der Geſchichte der Japhetiden dieſelbe Leidensrolle zugefallen, wie den Juden in der Geſchichte der Semiten.

Der Katholikos wird gewöhnlich aus den Erzbiſchöfen oder den Wartabeds[22]) (d. i. Doktoren der Theologie) gewählt. Zur Zeit der Perſer und Türken war die Würde jedoch eine rein käufliche. Seit 1441 ward es Sitte, daß der Katholikos einen Stellvertreter zur Seite hatte, deſſen Obhut die äußeren Angelegenheiten des Stuhles anvertraut waren.

Der Katholikos allein hat das Recht, das heilige Myron (eine unverſiegbare Quelle des Reichthums für die ganze Geiſtlichkeit) zu weihen, welches aus allerlei wohlriechenden Kräutern am grünen Donnerſtage oder zu Pfingſten bereitet und dann durch ſeine Vikare in alle Provinzen getragen und verkauft wird.

Außer dem Stuhle des Katholikos von Erſchmiadſin beſtehen noch andere Stühle zu Sis in Cilicien und zu Achtamar[23]) im Wan-See.

Ihnen zunächſt in der Kirchenverwaltung ſtehen die Erzbiſchöfe, wovon die in Jeruſalem, Adrianopel und Konſtantinopel reſidirenden den Titel Patriarchen führen.

Biſchöfe giebt es in Armenien nur dem Namen nach, da ſie keine Sprengel haben, ſondern nur eine vornehmere Mönchsklaſſe bilden. Ihnen folgen die Wartabeds, die eigentlichen gelehrten Geiſtlichen, obgleich ihre Gelehrſamkeit ſelten über das Verſtändniß der altarmeniſchen Bibelüberſetzung hinausgeht.

Den Wartabeds schließen sich die Priester an, deren Wahl meistens von den Gemeinden ausgeht, wonach es dann nur noch der Bestätigung eines Bischofs bedarf. Der Priester muß verheirathet sein, aber nur einmal. Wenn seine Frau stirbt, so muß er Mönch werden und ins Kloster ziehen. . . .

Von den verschiedenen Reisenden, welche Armenien besucht haben, sind über das Land selbst, wie über seine Bewohner, die widersprechendsten Ansichten in die Welt geschickt worden. — Während die Einen die weite Hochebene des Araxes, an deren Südgränze der große Ararat urplötzlich, ohne vermittelnde Vorberge, in seiner ganzen, gewaltigen Höhe vor dem Auge des staunenden Wanderers emporsteigt, das irdische Paradies nennen, und des Lobes voll sind über die üppige Bekleidung des fruchtbaren Bodens, finden Andere dieselbe Gegend einer öden Steppe vergleichbar. Die Wahrheit liegt in der Mitte, und das Urtheil wird immer verschieden sein nach der Jahreszeit, in welcher man das armenische Hochland besucht. Ich selbst war, als ich zu Ende März des Jahres 1844 in Etschmiadsin, am Fuße des Ararat ankam, entzückt über den wundervollen, frühlingsfrischen Anblick, welchen die ganze Umgegend gewährte, und 8 Tage später fand ich des Morgens beim Erwachen Alles, so weit das Auge reichte, in ein Schneefeld umgewandelt, gleich als hätte der große Ararat zerstiebende Lawinen nach allen Richtungen entsendet, um zu nichte zu machen, was blühend war, und mit seinem ewigen Winterschleier das ganze Land zu verhüllen. Eben so war ich erstaunt über den schnellen und großen Temperaturwechsel; von 16 Grad R. Wärme waren wir binnen 3 Tagen auf 6 Grad Kälte gekommen, eine Erscheinung, welche mir die Eingeborenen als eine keineswegs ungewöhnliche bezeichneten, und welche sich aus der südlichen, aber sehr hohen Lage des Landes leicht erklären läßt. Denn

unter dem 40ſten Breitengrade gelegen, erhebt ſich Etſchmiadſin beinahe 3000 Fuß über den Meeresſpiegel.

Die beſte Geſammtſchilderung von Armenien findet man im 10ten Bande der großen Geographie unſeres ehrwürdigen Karl Ritter, welcher, obwohl er das Land nicht ſelbſt beſucht, doch bei der Zuſammenſtellung der verſchiedenen Reiſeberichte mit ſicherem Takte das Richtige herausgefunden hat. — Eben ſo abweichend wie über das Land, lauten die Urtheile der Reiſenden über das Volk der Armenier, und beſonders in Bezug auf das ſchöne Geſchlecht. Während die meiſten darin übereinſtimmen, daß die Männer hier einen durchgehends geſunden, kräftigen und wohlgeſtalteten Menſchenſchlag bilden, laſſen nur wenige den Frauen dieſelbe Gerechtigkeit widerfahren. Erwähnlich iſt in dieſer Beziehung das Urtheil eines alten Reiſenden aus dem 17. Jahrhundert, in deſſen ſonſt vortrefflichen Aufzeichnungen die Bevölkerung Armeniens folgendermaßen geſchildert wird:

»Die Mannsbilder allda ſeynd durchgehends ſtarke, friſche und geſunde Leuthe; eines gravitätiſchen Anſehens, und ſehr wohl gebildet; deſſen jedoch ungeachtet haben ſie dabei etwas Melancholiſches an ſich, ſo über die maſſen verdrießlich fället. Die Weibsperſonen aber ſeynd meiſtentheils übel geſtaltet, haben lange Naſen, und findet man unter Tauſenden kaum Eine, die nur ein wenig ſchön wäre.«[24])

Die ſeltſame Erſcheinung, daß dieſer ehrenfeſte Autor gleich vielen ſeiner Nachfolger ein ſo irriges Urtheil über die armeniſchen Frauen fällt, welche an Wohlgeſtalt des Körpers den Männern keineswegs nachſtehen, läßt ſich nur daraus erklären, daß ſich unter den Frauen, welchen man insgemein auf den Straßen der armeniſchen Städte begegnet, allerdings wenig hübſche finden, da hier zu Lande das Spazierengehen ein vollſtändig unbekanntes Vergnügen iſt und das Geſchäft des Einkaufens auf dem Bazar lediglich den alten Frauen

überlassen wird, deren früh einfallende Wangen und welkende Gesichtsfarbe selten durch die nur aus höherer Bildung entspringenden Reize ersetzt werden, welche bei uns oft auch die ältesten Frauen zu den angenehmsten Erscheinungen machen. — Zudem wird der alte morgenländische Satz: daß eine Frau in Kleidung und Geberde nur vor den Augen des eigenen Mannes schön, vor den Augen aller fremden Männer aber so häßlich als möglich erscheinen soll, in den Häusern der Armenier mit derselben Strenge aufrecht erhalten, wie in den Harems der Moslemin. Um in dem eigentlichen Armenien schöne Frauen zu sehen, muß man mit den Familien in längerem und nahem Verkehr stehen, da die Männer hier ihre schönen Frauen und Töchter mit noch größerer Eifersucht überwachen, als die benachbarten Perser und Türken. In Tiflis dagegen, in Konstantinopel, wie in allen fremden Städten, wo sich größere armenische Ansiedlungen befinden, zeigen die Frauen weniger Zurückhaltung, und wer dieser anmuthigen Wesen bei feierlichen Gelegenheiten einmal ein paar Hundert beisammen gesehen hat, wie sie leichtfüßig einherschreiten in ihren zierlichen Marequinpantoffeln, ihren weiten, himmelblauen oder blutrothen Pantalons, ihrem elegant geschnittenen kurzen Kaftan und dem frauenähnlichen Kopfputz — und dann noch an der Schönheit der Armenierinnen zweifelt, an dessen Geschmack zweifle ich.

Funfzehntes Kapitel.

Armenisches Allerlei.

Mein Aufenthalt in dem, beinahe 2900 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Kloster Etschmiadsin, dessen Gründung in die ersten Jahre des vierten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung zurückreicht, gehört zu den angenehmsten Erinnerungen meines Lebens.

Ich kann nicht einstimmen in den Tadel, welchen frühere Reisende ausgesprochen haben über die Art und Weise, wie hier die Gastfreundschaft gegen Fremde geübt wird. Nur liebe und freundliche Bilder schweben an mir vorüber, wenn ich zurückdenke an jene Tage, die ich in den Ringmauern dieser uralten, gegen Persien und das Osmanenreich vorgeschobenen Veste des Christenthums verlebte.

Vielleicht hatten wir es wesentlich den zuvorkommenden Empfehlungen des Landeschefs und der freundschaftlichen Vermittlung Obowian's zu danken, daß uns eine Aufnahme und Bewirthung zu Theil wurde, welche alle unsere Erwartungen weit übertraf.

Seit einzelne Mitglieder des Kaiserhauses, und der in Rußland allmächtige Kriegsminister, Fürst Tschernitschew, Etschmiadsin besucht, hat ein Theil der früher klösterlich einfachen Räume einen halb europäischen Anstrich gewonnen. Irre ich mich nicht, war unser Schlafgemach sogar mit Tapeten ausgeschlagen. Man kennt bereits in Etschmiadsin den Gebrauch

von Tischen und Stühlen, von Messer und Gabel, von weißen Tischtüchern und Servietten, und die sonst landesüblichen Trinkhörner und Krüge werden durch Flaschen und Gläser ersetzt.

Die Tafel, an welcher wir mit einigen Erzbischöfen und Bischöfen speisten, war so geschmackvoll eingerichtet, wie ich's in den elegantesten Restaurants von Paris nicht besser gefunden, weshalb jede Schilderung der Einzelheiten hier überflüssig erscheinen dürfte. Nur dies Eine sei bemerkt, daß die häufig gehörte Begrüßung: »Blumen vor Eure Füße!« keine leere Phrase blieb, indem wir jeden Morgen auf unserm Zimmer, und jeden Mittag auf unserm Teller ein duftendes Blumensträußchen fanden.

Unsere täglichen Besuche der berühmten Bibliothek des Klosters waren in Folge verschiedener Umstände leider immer nur von kurzer Dauer.

Brosset der Jüngere, in der Gelehrtenwelt bekannt durch seine Werke über georgische Literatur, hat in französischer Sprache einen Katalog dieser Bibliothek herausgegeben, und der Umstand, daß die sehr unvollständige Arbeit noch keine Ergänzung gefunden, scheint ein Beweis zu sein, daß die Benutzung der literarischen Schätze von Etschmiadsin mit steten Schwierigkeiten verbunden ist.

Die armenische Literatur, reich an theologischen Schriften und besonders an Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen, ist für uns nur von Werth und Bedeutung durch ihre älteren historischen Werke, welche vorzugsweise die Geschichte des Landes zum Gegenstande haben. Hier seien nur einige der berühmtesten Namen genannt: Mac-Ibas-Cadina, der älteste Geschichtsschreiber Armeniens, lebte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christi Geburt. Er war der Erste, welcher die zerstreuten Annalen des Landes zu einem großen Ganzen vereinigte. — Agatangelos, welcher in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts lebte, war Geheimschreiber des

armenischen Königs Tiridates. Er schrieb eine Geschichte seiner Zeit, worin sich ein reiches Material über den Feuerdienst, über die Tempel, Bildsäulen und Gottheiten der Perser, so wie über die Einführung des Christenthums in Armenien findet. — Die Lebenszeit des bedeutendsten Geschichtsschreiber des Landes, Moses von Chorene, beigenannt »der Grammatiker«, fällt in das fünfte Jahrhundert, welches zugleich die verhängnißvollste Periode der armenischen Geschichte bezeichnet. — Eine ausführliche Schilderung der furchtbaren Kämpfe dieses Jahrhunderts, welche den Untergang des Parsismus oder des Feuerdienstes und die dauernde Befestigung des Christenthums in Armenien zur Folge hatten, finden wir in dem trefflichen Werke, welches der Wartabed Elisäus, ein Zeitgenosse des Moses von Chorene, auf den Wunsch Davids, des Mamigoniers, geschrieben. Von den spätern Schriftstellern seien hier noch flüchtig Gregorius, Nerses und Tschamtschan genannt, denen wir ein reiches Material zur Geschichte des Christenthums in Armenien zu verdanken haben.

Die einzigen Spuren altarmenischer Poesie finden wir in ein paar unbedeutenden Fragmenten, welche Moses von Chorene (sprich Churrni) in seiner berühmten Geschichte des Landes aufbewahrt hat, wozu er das Material, nach seiner eigenen Angabe, hauptsächlich aus alten Volksliedern und Epopöen schöpfte. Das eine beschreibt die Geburt des großen Helden Wahag'n, des armenischen Herkules, des Sohnes Tigran I.; und das andere besingt den tapferen König Artasches II., wie er in den Krieg zieht gegen die Alanen und der Krieg durch seine Vermählung mit der alanischen Königstochter ein Ende nimmt . . .

Es war mir von landeskundigen Freunden Hoffnung gemacht, für meine Sammlungen von Volksliedern, sowohl

unter den Armeniern, wie unter den Kurden und Tataren, reiche Ausbeute zu finden.

Ich habe es hauptsächlich den eifrigen Bemühungen des trefflichen Obowian zu verdanken, daß diese Hoffnung nicht ganz unerfüllt geblieben, denn bei meiner Unbekanntschaft mit der vulgär-armenischen Sprache hätte ich mich auf das Niederschreiben der wenigen kurdischen und tatarischen Lieder beschränken müssen, welche der Zufall mir entgegen warf, wenn Obowian es nicht auf sich genommen hätte, mir eine Sammlung aller im Sardariat von Eriwan aufzutreibenden Volkslieder zu liefern. Das erste, von seiner eigenen Hand geschriebene, und mit einem vollständigen deutschen Kommentar versehene Heft dieser Sammlung erhielt ich noch vor meiner Rückkehr nach Europa, mit dem Versprechen, daß bald mehrere ähnliche Hefte nachfolgen würden.

Meinem gelehrten Freunde, Herrn Professor Petermann in Berlin, ist es gelungen, die in korrumpirtem Vulgär-armenisch geschriebenen Lieder bis auf Ein Wort zu entziffern.

Noch ist die Sammlung zu klein, um eine besondere Herausgabe zu rechtfertigen, und wiederum zu groß, um hier ganz Platz finden zu können. Ich beschränke mich daher auf die Mittheilung desjenigen Liedes, welches mir unter den in meinem Besitz befindlichen am werthvollsten scheint.

Armenisches Grablied.

Zu Deinem Grabe bin ich gegangen,
Mein Auge wandt' ich dem Grabsteine zu —
O, daß es sich aufthue, mich zu empfangen
An Deiner Seite zur ewigen Ruh'!

Daß ich mein welkendes Haupt der Erde
Hingebe, und meine Seele Dir!
Daß ich verwese, zu Asche werde,
Um Ruhe zu finden, Ruhe bei Dir!

Geh' ich in's Haus, da seh' ich die Wände,
Tret' ich hinaus, die Berge seh'n —
Glühend zittert's durch Kopf und Hände,
Kalt aber fühl' ich's mein Herz durchweh'n.

Erloschen ist meiner Augen Feuer,
Der Tag meines Lebens verdunkelt mir —
Was glaubtest Du mir auf Erden noch theuer,
Daß Du mich hierließest — nicht mitnahmst zu Dir!

Ein Schatten, schwank' ich umher — zerschlagen
Ist meine Kraft und der männliche Muth;
Mir blieb nur die Stimme, mein Unglück zu klagen,
Und das Auge zu bitterer Thränenflut.

Laß mich, o laß mich der Erde entfliehen!
Es schlottert mein Knie, meine Wange ist bleich;
Wohin auch die dunklen Gewalten mich ziehen,
Ich finde Dich wieder im Schattenreich!

Dir Weihrauch und Licht hab' ich angezündet,
Sieh betend auf Deinem Grabe mich knie'n —
O, könnte dem Dampf gleich, der wirbelnd entschwindet,
Auch meine Seele nach oben zieh'n!

Was hab' ich noch Augen, mein Unglück zu sehen,
Was eine Stimme, die jammernd Dich ruft —
Kannst Du doch nimmer meine Klagen verstehen,
Hörst nicht den Laut in der schaurigen Gruft!

Man erkennt gleich, daß diese Mimosa sensitiva unter den Blumen morgenländischer Dichtung, auf christlichem Boden gewachsen . . .

Ich übergehe die Schilderung der Ausflüge, welche wir von Etschmiadsin aus in's Innere des Landes machten, sowie

der Reliquien und Wunderdinge, welche das Kloster in seinen vielbeschriebenen Räumen birgt. Mit Ausnahme eines Stückes von der Arche Noah, hatte ich alle übrigen hier gezeigten Heiligthümer, als da sind: Nägel und Holzstücke vom Kreuz Christi, Arme und Kleidungsstücke von Aposteln u. s. w., schon früher in solcher Menge gesehen, daß man eine neue Arche Noah daraus hätte bauen können.

Bei der Fülle des zu bewältigenden Stoffes durfte ich nur das Wichtigste hervorheben; wo scheinbar Unbedeutendes in die Darstellung aufgenommen wurde, geschah dies lediglich zur nothwendigen Vervollständigung der vorgeführten Bilder.

Vor Allem mußte mein Streben darauf gerichtet sein, Wiederholungen zu vermeiden; über Manches, was hier nur kurz angedeutet wurde, wird der wißbegierige Leser in meinen früheren Schriften über die Völker Südrußlands und des Kaukasus ausführlichere Mittheilungen finden.

Es liegt in dem Plane dieses Buches, für sich ein abgerundetes Ganzes zu bilden, und doch eine poetische und belebende Ergänzung jener Schriften zu sein, deren Inhalt wesentlich die ethnographischen, statistischen, kultur- und kriegsgeschichtlichen Verhältnisse der Länder zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere umfaßt.

Wie dort, so hier, habe ich mich einer möglichst objektiven Darstellung befleißigt, und persönliche Bemerkungen und Erlebnisse nur da eingeflochten, wo es zur Vermittelung oder Ergänzung nothwendig erschien.

Eben so sind die Naturschilderungen nur als Hintergrund und Rahmen der vorgeführten lebenden Bilder zu betrachten.

* * *

Bei heiterm Himmel und dem wärmsten Sonnenschein, unter Blumenduft und dem Gezwitscher der Sänger des Früh-

lings hatten wir unſern Einzug gehalten in Etſchmiadſin, und als wir zu Ende März über Eriwan unſere Rückreiſe nach Tiflis antraten, herrſchte auf der Hälfte des Weges eine Kälte, daß wir am zweiten Tage buchſtäblich dem Tode des Erfrierens nahe waren. Die Sengbi war ſo ſtark zugefroren, daß man Schlittſchuhe darauf hätte laufen können; eine über zwei Fuß hohe Schneeſchicht bedeckte die ganze Araxes-Ebene, und die Obſtbäume in den Gärten, welche ſchon bei unſerer Ankunft in voller Blüte ſtanden, hatten ihren Frühlingsſchmuck wieder von ſich geſchüttelt und ließen traurig ihre Häupter hängen in tiefwinterlicher Umhüllung.

Obgleich plötzliche Wetterveränderungen im armeniſchen Hochlande nichts Seltenes ſind, ſo konnten ſich doch die älteſten Väter des Kloſters nicht entſinnen, eine ſo entſetzliche Kälte um dieſe Jahreszeit erlebt zu haben.

Nach einer rührenden Abſchiedsſcene im gaſtlichen Kloſter von Etſchmiadſin, wobei durch liebliche Redeblumen die verſchneiten Blumen des Feldes erſetzt wurden, kamen wir halb erfroren nach Eriwan zurück und ſtiegen wieder ab im Hauſe unſeres armeniſchen Gaſtfreundes. Die immer ſteigende Kälte und das entſetzliche Schneegeſtöber zwangen uns, ein paar Tage länger in der Hauptſtadt Armeniens zu verweilen, als unſere Abſicht war.

Wir empfingen Beſuche von der ganzen chriſtlichen und islamitiſchen Geiſtlichkeit der Stadt, und unſere Mappe wurde durch manches werthvolle Andenken bereichert. Dem Mangel an Oefen in ſeinem Hauſe ſuchte Fürſt T. durch feurige Weine abzuhelfen, und Obowian erfreute uns, ſoweit es ſeine Verhältniſſe erlaubten, nach wie vor durch ſeine für uns ſo lehrreiche Gegenwart.

Es war den Armeniern eine große Genugthuung, aus unſerm Munde das Lob des Lehrers ihrer Kinder zu vernehmen, und noch mehr freute es ſie, zu hören, wie

die jungen Leute selbst sich ganz geläufig deutsch mit uns unterhielten.

Unsere Bekanntschaften mehrten sich von Stunde zu Stunde, und fast jedes Gespräch gab uns neue Aufschlüsse über die Zustände und Sitten des Landes.

»Wie gefällt Euch unser Kreishauptmann?« fragte mich ein alter armenischer Kaufmann mit schlauem Blicke.

»Sehr gut,« erwiederte ich, »ich höre ihn überall nur loben.«

»O das ist ein prächtiger Herr! — fing der Alte wieder an — wollte Gott, daß überall solche Menschen wären! Strenge, sage ich Ihnen, wie der Teufel, aber ehrlich dabei, wie ich nie Aehnliches im Leben gesehen; er nimmt Nichts, Sie mögen's ihm aufdrängen, wie Sie wollen; er nimmt Nichts!«

Der Alte strömte völlig über vom Lobe des Eriwan'schen Kreishauptmanns, und alle Augenblick unterbrach er sich selbst durch die ausdrucksvollen Worte: »er nimmt Nichts!«

Ich war begierig, mir einen Kommentar zu dieser seltsamen Lobeserhebung zu verschaffen, und der Alte erzählte mir mit großer Ausführlichkeit, wie er einen langen Prozeß um eine bedeutende Summe mit einem andern Kaufmann geführt, und wie er schon nahe daran gewesen, den Prozeß zu verlieren; aber da habe er sich, im Gefühl der Gerechtigkeit seiner Sache, geradezu an den Kreishauptmann gewendet, und der habe die Sache streng untersuchen lassen, und ihm Recht gegeben.

»Ich wußte nicht — fuhr der geschwätzige Alte fort — wie ich dem braven Herrn meinen Dank zu erkennen geben sollte. Ich nahm eine Rolle von zwanzig Dukaten und wollte ihm die als ein kleines Andenken in die Hand drücken; es ist nicht viel, sagte ich, aber Euer Hochwohlgeboren können immer auf mich rechnen!«

»Nun — fragte ich neugierig — und was sagte der Kreishauptmann?«

»Was er sagte? »Hundesohn!« sagte er, »hältst Du mich für einen Wsjätschnik? (bestechlichen Menschen). Ich werde Dich einstecken lassen, wenn Du Dich nicht gleich zur Thür hinauspackst!« Und dabei gab er mir einen Stoß in den Rücken, daß ich mit dem Kopf gegen die Wand schlug, und dann faßt' er mich beim Arm und warf mich zu Thür hinaus mit den Worten: »Wart', Du Rasboinik (Räuber), ich werde Dich lehren, Dein Geld an den Mann zu bringen!« »Prächtiger Herr!« rief der Alte in Eins fort — »sie etwas haben wir sonst nie gesehen hier zu Lande.«

Alle Nachbarn fielen bestätigend ein, und des Lobes über dieses russische Beamtenwunder kein Ende.

Bei Tisch mußte uns ein Märchenerzähler durch Lieder und Geschichten ergötzen. Er drückte sich, um allen verständlich zu sein, in tatarischer Sprache aus, die den Armeniern eben so geläufig ist wie ihre Muttersprache. Ja, die meisten Volkslieder dieses Landes sind in tatarischer Sprache gedichtet.

Von den vorgetragenen Märchen ließ ich mir dasjenige, welches den meisten Beifall hervorrief, noch einmal erzählen, und brachte es dann kurz zu Papier, wie folgt:

Armenisches Märchen.

Vor Zeiten lebte in Artagata ein alter armenischer König, der eine wunderschöne junge Frau hatte.

Zwölf große Truhen voll der kostbarsten Gewänder und Sachen hatte sie ihrem Ehgemahl als Mitgift gebracht; die Zahl ihrer Sklavinnen aber war hundert und zwölf.

Und die Königin hatte eine Nichte, die noch viel jünger als sie selber, und unmaßen schön war, also daß die Königin sie beneidete.

Die Nichte hieß Horoschan, die Königin aber hieß Ripsime.

Und dieselbe Horoschan war Schlüsselbewahrerin im Königspalaste zu Artarata. Eilf Schlüssel hatte sie in ihrer Obhut von den Truhen der Königin, den zwölften Schlüssel aber, und den größten von allen, bewahrte die Königin selber, und verbarg ihn vor den Augen der Menschen.

Und es faßte Horoschan ein starkes Verlangen, zu wissen, was Ripsime in der zwölften Truhe verborgen hielt; denn alle übrigen Truhen standen frei umher in den Gemächern des Palastes, die zwölfte Truhe aber stand in einem heimlichen Gemache, und Wächter waren ausgestellt, und Niemand durfte hinzu bei Todesstrafe, wenn die Königin darinnen war, wohl zu dreien Malen des Tages.

Und es begab sich eines Tages, als die Königin mit ihren Sklavinnen im Bade war, um ihren Leib salben zu lassen und zu schmücken für das heilige Blumenfest Anahid's, der befruchtenden Göttin, daß Horoschan dem Drange nicht widerstehen konnte, die Gemächer der Königin zu durchsuchen, um den zwölften Schlüssel aufzufinden und zu sehen, was in der geheimnißvollen Truhe verborgen war.

Und siehe, es gelang ihr, den großen Schlüssel zu finden nach langem Suchen; im Schlafgemache des alten Königs Ardaschir fand sie ihn, also versteckt, daß der König selbst nicht darum wußte. Der alte König aber war in starker Liebe entbrannt für die schöne Ripsime, und verschmähte alle anderen Frauen.

Und Horoschan eilte, mit dem Schlüssel die Truhe zu öffnen; aber wie groß war ihr Schrecken, als plötzlich ein hübscher junger Neger daraus hervorstieg, mit Gliedern, glatt wie Elfenbein, und schwarz wie die Zelte der Wanderstämme am Ararat. An den Ohren aber trug er goldene Ringe, und sein Haar war kraus wie die Wolle der Schaafheerden

ihres Vaters, und seine Zähne weiß wie die Lilien am Arares. Und es duftete sein Leib von Narden und Wohlgerüchen.

Horoschan wollte entfliehen; aber der junge Neger hielt sie fest mit seinen starken Armen; sie wollte schreien — aber sie fürchtete, daß der König und die Weiber im Palaste es hörten. Und sie schwieg still dazu . . .

Der junge Neger aber entbrannte für sie in starker Minne, denn sie war unmaßen schön und ihre Gestalt gar lieblich anzusehen, und sie war noch jünger als die Königin.

Es geschah aber zu derselbigen Zeit, daß durch ein Versehen der Sklavinnen die Schalwari (Beinkleider) der Königin ins Wasser gefallen waren, und Ripsime erzürnte darob, und entsandte der Sklavinnen zwei, ein paar frische Schalwari zu holen.

Und die Sklavinnen suchten umher in den Gemächern des Palastes, um Horoschan aufzufinden, die Hüterin der Schlüssel; denn es befanden sich die Gewänder der Königin in den Truhen, die Schlüssel zu den Truhen aber befanden sich bei Horoschan; Horoschan aber befand sich mit dem jungen Neger im heimlichen Gemache der Königin. Und die Sklavinnen suchten, und fanden sie nicht.

Und es faßte Ripsime der Zorn der Ungeduld, und sie begann die abwesenden Sklavinnen zu schmähen mit bitterer Rede, und entsandte zween andere, um die ersten zu suchen und sie zu führen vor der Königin Angesicht.

Aber Horoschan war nirgends zu finden, obgleich die Sklavinnen zuletzt alle ausgeschickt waren, sie zu suchen.

Da entglomm in der Königin schlimmer Argwohn, und sie that selbst ihre Gewänder an, und ohne Schalwari eilte sie in das Schlafgemach ihres Ehgemahls, um nach dem zwölften Schlüssel zu suchen, — aber sie fand ihn nicht. Und der Zorn färbte ihre Wangen mit dunkler Röthe, und sie eilte in das heimliche Gemach, wo die große Truhe stand . . .

eben war Horoschan beschäftigt, die Truhe mit dem großen Schlüssel wieder sorgsam zu schließen.

Horoschan erschrak, aber schnell faßte sie sich wieder, und mit dem Blicke jungfräulicher Entrüstung trat sie keck ihrer zürnenden Tante entgegen, stemmte die Arme in die Seite, und, o! wer schildert die bitteren Worte, die ihrem süßen Munde entströmten.

»Ist das die hehre Tugend meiner königlichen Tante, davon die Menschen singen und sagen in den Landen am Masis-Sar (Ararat), und die Ufer des Araxes und Euphrat entlang! O, ich Unglückliche! daß ich Obdach suchen mußte in diesem Hause, wo Scham und Sitte mit Füßen getreten, und der Schnee der Keuschheit verdunkelt wird von der Gestalt eines schwarzen Negers! Armer Ardaschir, treuer Gatte Deiner unwürdigen Gattin! Die schönsten Jungfrauen des Landes warben um Deine Minne, aber ihre Blicke rührten Dich nicht, und kalt wandtest Du Dich hinweg von den Töchtern des Gebirges, um solchen Lohn zu empfangen für Deine Liebe! O, daß ich's erleben mußte, das Haus Ardaschir's entweiht zu sehen von meiner Königin, die ich bis jetzt wie die Tugend selbst verehrt!«

Also klagte sie in Einem fort, daß die Königin gar nicht zu Worte kommen konnte. Die Rache des Königs fürchtend, falls er von ihrer Untreue in Kenntniß gesetzt würde, bot Ripsime Alles auf, ihre Nichte zum Schweigen zu bewegen; insgeheim aber traf sie Anstalt, Horoschan aus dem Wege zu schaffen.

Der Mordplan mißlang und eine unschuldige Sklavin fiel als Opfer für die Nichte der Königin.

Horoschan, für ihr Leben fürchtend, entfloh in einen fernen Gebirgswald, nachdem sie aus Rache zuvor den König von der Untreue seiner Gattin unterrichtet hatte.

Ardaschir, von hoher Liebe für die junge Königin

beſeelt, glaubte nicht eher an ihre Untreue, bis er ſich mit eigenen Augen davon überzeugt hatte. Aber eines Tages überraſchte er ſie in dem heimlichen Gemache, wie ſie eben ihre Arme um den Hals des Negers ſchlang und zärtlich ausrief: Möge Dein Haupt nimmer von meinem Haupte getrennt werden!

Der König zog rachеglühend ſein Schwert, und das Haupt des Negers rollte blutend vor ſeine Füße. In der erſten Aufwallung wollte er auch Rirſime umbringen, aber ſo groß war ſeine Liebe zu ihr, daß er das Schwert nicht gegen ſie zu führen vermochte.

»Dein Wunſch ſei Dir gewährt, Du Treuloſe!« — rief er — »das Haupt des Negers ſoll nimmer von dem Deinen getrennt werden!« Und er ließ den Schädel des Erſchlagenen in Gold faſſen, und einen Kopfſchmuck daraus bereiten für ſeine Königin. Das ſollte die Strafe ſein für ihre Miſſethat.

Inzwiſchen irrte Horoſchan einſam in den Wäldern umher, jammernd ob ihres unglücklichen Schickſals. Es war mitten im Winter, und Schnee und Eis bedeckten das Land. Aber, o Wunder! wo Horoſchan hintrat, da ſprangen Blumen aus der Erde hervor, und wo ſie hinblickte, da ſchmolz die Winterdecke hinweg wie vor den Strahlen der Frühlingsſonne, und wo ihr Odem wehte, da ſchüttelten die Bäume den Schnee von ſich, und Blüthen und Blätter ſproßten aus den Zweigen hervor. So groß war die belebende Macht ihrer Schönheit. Selbſt die wilden Thiere des Waldes ſtutzten und ſprangen hoch auf vor Freude bei ihrem Anblick.

Aber ihr eigenes Herz war der Freude fremd geworden, ſie fühlte bittere Reue ob ihrer Vergangenheit und flehte die Götter an ihr den Tod zu geben. So verlebte ſie lange Zeit unter Jammer und Wehklagen, ohne andere Geſellſchaft, als die Bäume und Thiere des Waldes, ihr Lager war die feuchte Erde, und ihre Decke das blaue Himmelszelt.

Und sie genas eines Knaben unter wildem Schmerz; Schakale und Geier sangen sein Wiegenlied. Es war aber der Knabe eine Mißgestalt und eine stete Quelle des Kummers für seine Mutter.

Dennoch pflegte sie ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt und Liebe; denn das Unglück hatte alles Schlimme aus ihr hinweggeschmolzen, und sie war gütig und liebevoll geworden wie ein Engel. Sie wünschte den Tod nicht mehr, denn ihr Kind fesselte sie an's Leben. Jahre verflossen, und das Kind wuchs heran, und mit ihm wuchs der Schmerz seiner Mutter.

Noch aber hatte das Schicksal nicht alle seine Schreckenspfeile gegen Horoschan abgeschnellt; das Schlimmste stand ihr bevor: sie sollte auch ihr Kind, das Einzige, was sie fesselte an's Leben, verlieren. Nach langem Krankenlager starb der Knabe, und der Schmerz der Mutter drohete zur Verzweiflung zu werden.

Sie wollte gewaltsam ihrem Leben ein Ende machen, und war eben im Begriff, sich von einem hohen Felsen herabzustürzen, als sie erschreckt zurückbebte beim Anblick einer plötzlich vor ihr auftauchenden Lichtgestalt.

Und die Lichtgestalt sprach zu ihr: »Fürchte Dich nicht, o Horoschan! ich bin Anahid, die Göttin der Liebe. Du hast meinen Tempel entweiht und hast gebüßt dafür, aber die Stunde der Erlösung ist nahe. Nicht länger soll die Erde Dir eine Hölle sein. Die Schuld der Vergangenheit nehme ich von Dir, wie ich sie genommen habe von Mysime, der Königin. Steig' hinab in's Thal, und Du wirst hinfort in einem neuen Leben wandeln.« Und also sprechend, verschwand die Lichtgestalt, wie sie gekommen war.

Horoschan aber stieg hinab in's Thal, festen Schrittes. Und siehe, ein fürstlicher Jägersmann der auf der Hand einen Falken trug, sprengte ihr entgegen, und sein Auge wurde geblendet von der Anmuth des holdseligen Weibes ...

Was soll ich Euch lange erzählen, wie es kam, genug — die Beiden wurden Mann und Frau, und lebten kindergesegnet und glücklich bis in ihr spätestes Alter.

Und auch Rixsime, die Königin, sah noch viele glückliche Tage. Sieben Jahre hatte sie gebüßt für ihre Sünden, da erschloß sich das Herz des Königs Ardaschir wieder in alter Liebe, und er nahm von dem Haupte Rixsime's den goldeingefaßten Schädel des Negers, und begrub ihn tief in die Erde und sprach: So soll auch aller Haß zwischen uns begraben werden!

Und als die zwei Frauen nach langer Trennung sich wiedersahen, wußten sie beide ihr Glück nicht genug zu rühmen.

Das Schicksal hatte den Garten ihres Herzens gesäubert von jeglichem Unkraut, und nur die Blumen des Glückes darin zurückgelassen.

* * *

Nun sagen wir der Hauptstadt und den hohen Bergen Armeniens, den beiden Ararat und dem Allagés Lebewohl, und kehren nach Tiflis zurück, in die Schule der Weisheit.

Kaum eine Stunde vor unserer Abreise von Eriwan kamen noch zwei Mullah's angeritten, — Jeder von einem Kalljan- und Kohlenbecken-tragenden Adam (Menschen, Diener) gefolgt, — um uns Briefe an Mirza-Schaffy mitzugeben, der bei den Schriftgelehrten dieses Landes in hohem Ansehen zu stehen schien.

Der Geleitspruch, den wir dieses Mal mit auf den Weg bekamen, war wiederum dem Gjülistan von Sadi entnommen, und lautete:

„Es wird sich Niemand in der Eulen Schutz begeben,
Ob auch schon in der Welt kein Adler sollte leben."

So schieden wir. Aber war schon unsere Herreise beschwerlich gewesen, so wurde unsere Rückreise noch unendlich beschwerlicher. Besonders waren wir beim Uebergange der Gebirge des inzwischen stark zugefrorenen Gjoktschai-Sees mehr als einmal nahe daran, vor Kälte umzukommen oder in den unergründlichen, von den Gebirgen herabgerollten Schneemassen stecken zu bleiben, wie kurz vor uns eine ganze Karawane Kameele, die sammt ihren Führern unter dem Schnee begraben wurde. Entsetzten Auges sahen wir noch die Spuren dieser grauenvollen Begebenheit.

Doch wenden wir unsere Blicke hinweg von solchen Bildern des Schreckens; statt Euch theilnehmen zu lassen an den Beschwerlichkeiten der Wanderfahrt, will ich lieber noch etwas von den Eigenthümlichkeiten des Landes erzählen, dem wir von den Höhen des Ischekj-Meidan (Eselsplatz, hier: Eselsrücken) unser letztes Lebewohl zurufen.

Folgt mir in ein armenisches Dorf. Wir sehen hier dieselben schmutzigen, roh aufgeworfenen, halb unterirdischen Häuser, die wir in Georgien kennen gelernt haben. Vor jedem Hause steht ein sorgfältig aufgeschichteter, kegelförmiger Thurm von zwölf bis zwanzig Fuß Höhe. Dieser Thurm, zusammengebacken aus verderbenem Stroh und allem Unrath des Hauses und Stalles, bildet das gewöhnliche Brennmaterial der Familie. Wo dieser Kisljak (die tatarische Benennung dafür) vom Winde und von der Sonne getrocknet und zu einer tonnenähnlichen Masse gediehen ist, wird der tägliche Hausbedarf geschöpft, und die dadurch entstandene Lücke gleich wieder ausgefüllt.

Ist es schon ein wenig appetitlicher Anblick, solch unreinliches Brennmaterial zur Bereitung des Brotes und zum Kochen verwendet zu sehen, so machte es mir doch einen viel unangenehmeren Eindruck, zu erfahren, daß hauptsächlich den

Frauen der Armenier das Aufbauen und die Unterhaltung der Kisljak-Pyramiden obliegt.

Man denke sich diese, im Vergleich zu ihrer dürftigen Behausung, sehr schmuck gekleideten Landbewohnerinnen, mit gelben Schuhen, rothen Pantalons, kurzem Rocke und langem Schleier, wie sie an den Kisljak-Pyramiden beschäftigt sind! Und dieses Schauspiel wurde uns jedes Mal, wenn wir ein armenisches Dorf passirten. Ein Glück, daß das Handküssen hier zu Lande nicht Sitte ist.

Kriechen wir nun in das Innere einer armenischen Dorfwohnung, so glauben wir uns ganz in die Zeiten Abrahams zurückversetzt. Bei wohlhabenden Leuten findet man ein besonderes Gemach für den weiblichen Theil der Familie; bei den Aermeren, welche die große Mehrzahl bilden, besteht die Hütte nur aus Einem großen Raume, wo die Menschen von ihrem Hausvieh blos durch Querbalken getrennt sind. Von Fenstern, Tischen, Stühlen u. s. w. ist natürlich keine Spur zu finden. Das Licht fällt durch eine Oeffnung des Daches; der lehmgestampfte Fußboden ist mit Stroh bedeckt, und die darüber ausgebreiteten Matten (bei den Wohlhabenden Teppiche) ersetzen zugleich Stühle, Betten und Sopha's.

In der Mitte des Frauengemaches befindet sich gewöhnlich eine mit Steinen ausgemauerte Oeffnung, wo das Brot (Tschoräkj, Lawasche) gebacken wird.

Mögen diese kurzen Andeutungen zur Schilderung eines armenischen Dorfhausstandes genügen. Der Leser würde wenig Vergnügen finden, mir durch alle übrigen unerquicklichen Einzelheiten zu folgen.

Ich schließe dieses Kapitel mit Anführung einiger an Ort und Stelle geschöpften Beispiele des unter der christlichen und islamitischen Bevölkerung Armeniens herrschenden Aberglaubens.

1. Aberglaube der Armenier.

Hält Dir Jemand die Hand in die Tasche, so wird Deine Frau Dir untreu.

Setzt eine Frau, und sei es auch nur zum Scherze, die Kopfbedeckung eines fremden Mannes auf, so gehen ihr alle Haare aus.

Das Zimmer eines Kranken ist immer von Engeln bewohnt. Deshalb muß jeder Eintretende, bevor er sich niederläßt, der am Krankenlager stehenden Tschengjir (oder dreisaitigen Balalaika) einige Töne entlocken, um die Engel zu ergötzen. Ferner muß das Zimmer mit Shawls und kostbaren Stoffen geschmückt sein, darauf die Engel sich niederlassen können. Auch ist es eine Gott wohlgefällige Sitte, den Engeln von Zeit zu Zeit Erfrischungen zu bieten, sei es auch nur, um den guten Willen zu zeigen; denn da die unsichtbaren Engel irdischer Genüsse nicht bedürfen, so genügt es, einen Teller mit Zucker, süßem Backwerk und Früchten herumzureichen, sich in jeder Ecke des Zimmers tief zu verbeugen und dann selbst etwas von den Früchten zu kosten.

2. Aberglaube der Perser und Tataren.

Findest Du ein Pferd mit zwei weißen Füßen, so schone selbst Deines Feindes, und gieb es ihm nicht! Findest Du aber ein Pferd mit vier weißen Füßen, so schenke es Deinem Freunde, eines mit drei weißen Füßen gieb Deinem Sohne, findest Du aber ein Pferd mit einem weißen Fuße, oder ganz ohne Abzeichen an den Füßen, so behalte es für Dich selbst!

Sechzehntes Kapitel.

Die Schule der Weisheit.

(Schluß der ersten Abtheilung.)

Wir sind wieder in Tiflis, und sitzen versammelt um Mirza-Schaffy, im Divan der Weisheit.

Wie hatte der Weise geseufzt nach unserer Rückkehr aus dem Lande der Haïgh! (Armenier) und wie erfreut war er, uns wieder zu sehen nach langer Trennung!

Mehrere Wochen vergingen, ehe der Unterricht wieder seinen gewöhnlichen Gang nahm; so viel gab es zu fragen, zu erzählen und zu erklären.

Wir entzifferten gemeinschaftlich die auf der Reise gesammelten Inschriften, sowie die tatarischen Lieder des blinden Barden Keschisch-Oglu, wovon mir Obowian eine kleine Sammlung verschafft hatte.

Einige kleine Geschenke, welche wir dem Mirza vom Bazar zu Eriwan mitgebracht hatten, wurden erwiedert durch ein von seiner eigenen Hand geschriebenes Heft, betitelt: »Der Schlüssel der Weisheit,« und unsers Lehrers ganze Weltanschauung, theils in kurzen Kernsprüchen, theils in längern Abhandlungen, enthaltend.

Bevor wir begannen, dieses Heft unter seiner Anleitung zu lesen, mußten wir ihm eine kurze Beschreibung unserer Reise liefern. Außerordentlich ergötzten ihn die Stellen, wo

wir der luſtigen Trinkgelage in Eriwan und der Tugenden des armeniſchen Weines (der etwa dem Monte Pulciano, wie man ihn in Rom trinkt, vergleichbar) rühmend gedachten.

»Was ſagt Hafis?« rief er —

„Labe Dich der freudenreiche
Wein, der Kuß der jungen Maid —
Manche wunderliche Streiche
Ziemen wohl der Jugendzeit!“

Bei der Stelle, wo wir von den unreinlichen Beſchäftigungen der armeniſchen Dorfbewohnerinnen, vom Bau der Kisljak-Pyramiden, ſprachen, verfinſterte ſich ſein Geſicht, und er meinte, dieſe Pyramiden ſeien Denkmäler der Schande für die Männer, die ihre Frauen zu ſolcher Arbeit herabwürdigten.

»Schmutz auf ihr Haupt!« ſchloß er ſeine lange Randgloſſe, worin er nachwies, daß man die Frauen niemals hoch genug ſtellen könne, und daß die Männer immer und überall an den Schwächen und Auswüchſen des ſchönen Geſchlechts ſelbſt Schuld ſeien.

»Wie kann die Roſe gedeihen — rief er — ohne Sonnenſchein! Wie kann das Veilchen blühen auf ſalzigem Boden! Liebe, wie Blumen ſind die Frauen, die immer ſchöner und duftiger werden, je mehr man ſie pflegt und hütet. Die Männer aber ſollen Wärter ſein im Garten der Schönheit; ſie mögen ſich erfreuen am Duft der Blumen, aber ſie ſollen ſie nicht zerdrücken mit den Händen der Rohheit. Gleichwie man das Unkraut ausjätet vom Blumenbeet, alſo ſoll alles Schlechte und Gemeine entfernt werden aus der Nähe der Frauen!

»Tritt die Roſe mit Füßen — und ihre Stacheln verwunden Dich; pflege ſie mit Liebe und Sorgfalt — und ſie wird blühen und duften, Dir und ſich ſelbſt eine Zierde!

»Mach' Dich freiwillig zum Sklaven einer Frau — und ſie wird es nicht dulden, ſondern ſich ſelbſt vor Dir beugen und in dankbarer Liebe zu Dir emporblicken als zu ihrem Herrn; mache die Frau gewaltſam zu Deiner Sklavin — und ſie wird es noch weniger dulden, ſondern durch Liſt und Schlauheit die Herrſchaft über Dich zu erringen ſuchen. Denn das Reich der Liebe iſt das Reich der Widerſprüche; der Weiſe aber merkt ſich das und handelt danach!«

Er ſchlürfte ein Glas Wein herunter, ließ ſich eine friſche Pfeife bringen, und begann von andern Dingen zu ſprechen. Ich aber unterbrach ihn und ſprach: »Deine Worte klingen lieblich, o Mirza-Schaffy! auch ich leſe gern im Koran der Schönheit; darum fahre fort in Deiner Belehrung über die Frauen!«

»Deine Bitte athmet Weisheit — erwiederte der Mirza — darum leih' ich Dir gern das Ohr der Gewährung. Denn je mehr man ſich mit den Frauen beſchäftigt, deſto mehr lernt man ſie kennen; und je mehr man ſie kennen lernt, deſto mehr lernt man ſie lieben; und je mehr man ſie liebt, deſto mehr wird man wieder geliebt — denn jegliche wahre Liebe findet ihre Erwiederung, und die höchſte Liebe iſt die höchſte Weisheit.

»Was giebt es Höheres in der Welt, als die Frauen? Was ſind alle luſtigen Träume von den Houris im Paradieſe gegen dieſe ſchönen Wirklichkeiten auf Erden?

»Frage die Völker von Rumeli: was iſt das Höchſte in der Welt? und ſie antworten: der Sultan! Richte dieſelbe Frage an die Völker von Farſiſtan, und ſie antworten: der Schach! Denn die Sunniten halten den Sultan, und die Schiiten halten den Schach für den Schatten Allah's auf Erden. Aber was iſt der Schein gegen die Wirklichkeit? Was iſt der Schatten gegen das Weſen? Und wahrlich, ich ſage Dir: die Frauen ſind das Weſen Allah's auf Erden,

Sie sind die Trägerinnen des Lebens, die Säulen der Anmuth, die Edelsteine in der Krone des Glücks. Wer es mit ihnen hält, der ist wohlberathen. Ein Kuß auf die Hand einer Schönen ist besseres Labsal als der Genuß der köstlichsten Speisen. . . .«

»Aber die Hand muß reinlicher sein als die Hände der schönen Dorfbewohnerinnen Armeniens, o Mirza!«

»Du redest unweise, o Jünger! denn das ist eben das Wunderbare in der Natur der Frauen, daß der kluge Mann Alles aus ihnen machen kann. Darum fließen alle Untugenden der Frauen nur aus der falschen Behandlung der Männer. Gewöhne eine Frau daran, ihr die Hand zu küssen, und ihre Hand wird immer sauber und rein sein; küß ihr den Fuß — und sie wird ihre Füße pflegen mit der weiblichsten Sorgfalt!«

So begeistert hatte ich den Weisen niemals gesehen, wie diesen Abend. Es war des Rühmens der Frauen kein Ende. Schon seit einiger Zeit war mir sein gänzlich verändertes Wesen aufgefallen. Der alte Trübsinn auf seinem Antlitz hatte einem wohlthuenden Ausdruck der Freude und Zufriedenheit Platz gemacht.

Meine Vermuthung, daß sein Herz sich aufs Neue der Liebe erschlossen, und daß hinter jener nächtlichen Mondscheinscene, wobei ich ihn überraschte, etwas mehr stecke als eine flüchtige Leidenschaft, bestätigte sich vollkommen.

Er war zerstreut, aber blieb immer bei guter Laune, wenn ich ihn aus seinen Träumereien weckte und zur Tagesordnung zurückrief. Jede Pause im Unterricht wurde durch Singen ausgefüllt; jeder Wunsch, jede Erklärung durch ein paar Verse ausgeschmückt.

Er griff nach der Flasche; die Flasche war leer. »Laß Wein kommen! — rief er — was sagt Hafis:

Mädchen, bring' Wein!
Denn es bricht herein
Uns die Zeit jetzt der Rosen!
Umgeben wir auf's Neue
Den Pfad der Reue
In der Mitte der Rosen . . .“

»Mirza-Schaffy!« — unterbrach ich ihn — »Du bist verliebt von Kopf bis zu Fuß; gesteh' es nur, ich merke es an Deinem ganzen Wesen!«

»Du hast Recht — entgegnete er lächelnd — die Welt erscheint mir wieder im rosigen Lichte! Was sagt Hafis:

Auf dem stürmischen Meer
Lange schifft' ich umher,
Trotzte Gefahr und Tod —
Doch die Gefahr ist verschwunden;
Seit ich die Perle gefunden,
Hab' ich des Meeres nicht Noth!“

Und wieder unterbrach ich ihn: »Warum singst Du nicht Deine eigenen Lieder, o Mirza? Hafisens wennige Gesänge kann ich immer lesen, aber Deine Stimme kann ich nur hören, so lange ich bei Dir bin!«

Er nickte einverstanden, bat mich, das Kalemdan zu bereiten, und alsobald hub er zu singen an:

Nach einem hohen Ziele streben wir,
So ich wie Du!
Uns in Gefangenschaft begeben wir,
So ich wie Du!
In mein Herz sperr' ich Dich — Du mich in Deines;
Getrennt und doch vereint so leben wir,
So ich wie Du!

Dich ſing mein Wiz — und mich Dein ſchönes Auge,
Und wie zwei Fiſch' am Angel ſchweben wir,
So ich wie Du!
Und doch den Fiſchen ungleich — durch die Lüfte
Uns wie ein Adlerpaar erheben wir,
So ich wie Du!

»Du ſchreibſt doch nicht?« unterbrach er ſich plözlich.

»Allerdings ſchreib ich, Du haſt mir's ja geſagt!«

»Aber nicht ſolchen Unſinn ſollſt Du ſchreiben! Ich wollte mich nur erſt ein wenig austoben; denn nichts iſt ſchwieriger als vernünftige Verſe zu machen, wenn man verliebt iſt!«

»Aber wenn es gelingt, ſo wird es auch etwas Beſonderes!«

»Nach der Natur des Bodens darauf es wächſt! jezt ſchreib', ich werde ſingen:

So ſingt Mirza-Schaffy: wir wollen ſorglos
In der Gefahr ſein —
Im Bund mit Wein, mit Roſen und mit Frauen
Des Kummers baar ſein!

Mag Heuchelei mit Hochmuth ſich verbünden,
Bosheit mit Dummheit —
Wir aber wollen eine geiſterleſene
Geweihte Schaar ſein!

Verkäufer der Erlöſung, Tempelſtürmer
Des Aberglaubens —
Verkündiger der Wahrheit, die einſt Allen
Wird offenbar ſein!

Ein Schwert iſt unſer, ſchärfer als das ſchärfſte
Schwert von Damaskus —
Und wo es trifft, da wird geheilt den Blinden
Der ſchwarze Staar ſein!

Wir reißen Sonne, Mond und Sterne nieder,
Es soll ihr Feuer
Im Liebe glüh'n und Opferflamme auf der
Schönheit Altar sein!

So wandeln wir einher mit froher Botschaft,
Und Nichts hinfort
Soll uns Verfängliches, als schöne Augen
Und schönes Haar sein!"

Hier müssen wir einstweilen den Vorhang fallen lassen über Mirza-Schaffy, und die Schule der Weisheit schließen, um den vorgezeichneten Raum nicht zu überschreiten, und auch den übrigen Begegnungen unserer Wanderfahrt gerecht zu werden.

Wo eine Rundschau gehalten wird über so mannigfaltige und fremdartige Erscheinungen, wie dieses Buch dem Leser sie bieten soll, da kann jedes Bild nur auf einen kleinen Rahmen Anspruch machen.

Wir werden übrigens im Verlaufe dieser Blätter noch oft Gelegenheit nehmen, auf Mirza-Schaffy zurückzukommen, da seine Beziehungen zu mir auf alle meine späteren Erlebnisse im Orient von Einfluß waren, und uns überdies noch die Erzählung des wichtigsten Ereignisses seines Lebens in Aussicht steht.

Hier mögen zuvörderst noch ein paar kleine Lieder Platz finden, als Nachklänge aus der Schule der Weisheit, und als Uebergänge zu neuen Wanderungen.

I.

Gelb rollt mir zu Füßen der brausende Kur*,
Im tanzenden Wellengetriebe;
Hell lächelt die Sonne, mein Herz und die Flur —
O, wenn es doch immer so bliebe!

*) Kur = Kyros.

Roth funkelt im Glas der kachetische Wein,
Es fällt mir das Glas meine Liebe —
Und ich saug' mit dem Wein ihre Blicke ein —
O, wenn es doch immer so bliebe!

Die Sonne geht unter, schon dunkelt die Nacht,
Doch mein Herz, gleich dem Sterne der Liebe,
Flammt im tiefsten Dunkel in hellster Pracht —
O, wenn es doch immer so bliebe!

In das schwarze Meer Deiner Augen rauscht
Der reißende Strom meiner Liebe;
Komm, Mädchen! es dunkelt und Niemand lauscht —
O, wenn es doch immer so bliebe!

2.

Die helle Sonne leuchtet
Auf's weite Meer hernieder,
Und alle Wellen zittern
Von ihrem Glanze wieder.

Du spiegelst Dich, wie die Sonne,
Im Meere meiner Lieder;
Sie alle glüh'n und zittern
Von Deinem Glanze wieder!

3.

Ich fühle Deinen Odem
Mich überall umweh'n —
Wohin die Augen schweifen,
Wähn' ich, Dein Bild zu seh'n!

Im Meere meiner Gedanken
Kannst Du nur untergeh'n,
Um, wie die Sonne, Morgens
Schön wieder aufzusteh'n!

Anmerkungen.

1) Siehe Karamsin's russische Geschichte, in der Originalausgabe T. IX. p. 186. Die erste Gemahlin Joann's war Anastaßia Sacharjin, Tochter einer Wittwe, deren Mann Hofbeamter gewesen war, und welche dem Zaren am 15. Februar 1547 (a. St.) vermählt wurde. Die Annalisten jener Zeit schreiben ihr alle Tugenden zu, welche die Sprache nur auszudrücken vermag, und sagen unter Anderm von ihr: „Die vortreffliche Anastaßia leitete ihren Gemal zu allem Guten.“ Diese Ehe dauerte dreizehn Jahre; am 7. August 1560 starb Anastaßia und mit ihr Joann's und Rußlands guter Genius. — Vergl. Karamsin T. VIII. p. 92 sqq. Ferner Georg Engelhardt's „Russische Miscellen zur genauen Kenntniß Rußlands und seiner Bewohner“ (Petersburg, 1828). T. I. p. 162.

2) Siehe das „Lied von dem grausen Zaren Iwan Wassiljewitsch, von seinem jungen Leibwächter und dem kühnen Kaufherrn Kalaschnikoff“ in meiner Uebersetzung von „Michail Lermontoff's poetischem Nachlaß“ (Berlin bei Decker, 1852). 2 Bde.

3) Reisen im europäischen Rußland; 2 Bde. (Braunschweig bei Westermann). Vergl. ferner des verdienstvollen russischen Archäologen Snegirew „Denkmäler des Alterthums Moskau's, nebst einer Uebersicht der monumentalen Geschichte dieser Stadt.“ In zehn Lieferungen. (Moskau bei A. J. Semen.)

4) Eine ausführliche Beschreibung all dieser Merkwürdigkeiten findet man in Graf De Laveau's „Description de Moscou etc. etc.“ Moskau bei Semen.)

5) Vergl. Engelhardt's russ. Misc. T. IV. p. 100 sqq.

6) Nach Nestor war der preußische Götze Perkun identisch mit dem russischen Perun, bei welchem bekanntlich Oleg den mit den Griechen geschlossenen Frieden beschwor, und welchen auch noch Wladimir vor seiner Bekehrung zum Christenthum verehrte. (Vergl.

Waissel in der königsberger Ausgabe vom Jahre 1599, p. 18—21: Bei beiden Völkern war Perun der Gott des Donners und des Blitzes; beide opferten ihm ein beständiges Feuer und bestraften die Priester mit dem Tode, wenn es durch ihre Nachlässigkeit erlosch. Von der Bildsäule Perun's, welche auf Wladimir's Befehl zu Kiew vor dem Teremnoj-Hofe *) auf einem hohen Hügel aufgestellt wurde, meldet Lomonossoff nach den Annalisten, daß sie von Holz verfertigt gewesen, einen silbernen Kopf und einen goldenen Knebelbart hatte, und daß zu ihren Füssen ein beständiges Feuer brannte. „Dieser Perun — fügt er hinzu — war der Zeus unserer alten Vorfahren." — Siehe Michail Lomonossoff's „Alte russische Geschichte von dem Ursprunge der russischen Nation bis auf den Tod des Großfürsten Jaroslaw's des Ersten oder bis auf das Jahr 1054." Deutsche Ausgabe von 1768 (Riga und Leipzig bei J. F. Hartknoch) p. 134. Das gründlichste und beste Werk über slavische Mythologie besitzen wir in Dr. Ignatz Johann Hanusch's „Die Wissenschaft des slavischen Mythus." (Lemberg bei Millikowski, 1842.)

7) Siehe „Die poetische Ukraine, eine Sammlung kleinrussischer Volkslieder ꝛc." (Stuttgart bei Cotta, 1845), sowie meine Uebersetzungen des Puschkin und Lermenteff (Berlin bei Decker).

8) Siehe das oben erwähnte Reisewerk von Professor Blasius T. I. p. 72.

9) Die Stanitzen, welche am Don zuerst den Weinbau getrieben haben, sind: Besergenewskoi, Rasdori, Melichowskoi und Solotoskoi. Vergl. Pallas, in seinen „Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs, in den Jahren 1793—1794." (Leipzig bei Martini, 1799.) T. I. p. 459.

10) Pallas in seinem oben erwähnten Werke T. I. p. 449.

*) Teremnoj: von Terem (теремъ), welches wörtlich übersetzt heißt: das Erkerzimmer, oder der obere Theil des Hauses. Dem Sinne nach aber entspricht es dem türkischen Harem, da der Terem der alten Russen der ausschließliche Aufenthalt der Frauen war. Bekanntlich hieß auch bei den byzantinischen Griechen das Frauengemach γύναικων.

11) Burlak (бурлакъ) heißt nach dem Wörterbuche: ein Arbeiter auf den Barken an der Wolga, am Don und anderen Flüssen; ferner: ein grober, zänkischer Kerl. Seine historische Bedeutung erhielt das Wort dadurch, daß aus solchen Arbeitern und Kerlen hier die ersten Raubritterverbindungen sich bildeten und den Grund zu der späteren Kosakenverbrüderung legten. Der alte russische Räuber liebte es nicht, sich beim rechten Namen (rasboïnik) zu nennen.

12) Vergl. Kostomareff: „Ueber die historische Bedeutung der russischen Volkspoesie." (Charkoff, Universitäts-Buchdruckerei.)

13) Der höchste Punkt des Gebirges ist der für unersteigbar geltende Elbrus, dessen Höhe in runder Zahl auf 16000 Fuß angegeben wird. Der Prager Naturforscher Professor Kolenati hat im August 1844, noch zur Zeit meines Aufenthalts im Kaukasus, den zweithöchsten Punkt des Gebirges, den Kasbek, erstiegen, und über dieses Wagestück einen interessanten Bericht (der seitdem auch besonders abgedruckt erschienen ist) an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg eingesandt. (Vergl. Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg, T. IV.) Die Angaben über die Höhe des Kasbek differiren bedeutend. Parrot der Jüngere, welcher den Riesenberg zuerst erstiegen (1811), giebt seine Höhe auf 2400 Toisen (14400 Fuß) an. Der Akademiker C. A. Meyer, welcher im September 1828 einen nur halb gelungenen Ersteigungsversuch machte, schätzt seine Höhe auf 2455 Toisen (14730 Fuß). Nach der neuesten trigonometrischen Messung hat der Kasbek 15500 Fuß absolute Höhe. Vergl. Koch: „Die kaukasische Militairstraße, der Kuban und die Halbinsel Taman. Erinnerungen aus einer Reise von Tiflis nach der Krim." Leipzig, Fleischer, 1851.) p. 76.

14) In ähnlicher Weise lassen sich die meisten armenischen Orts- und Städtenamen erklären. So heißt z. B. Erewan in der Uebersetzung „die Erscheinung", oder bildlich genommen: der Ort, wo Noah das Land zum Erstenmale nach der Sündflut erschien. Nachitschewan (der Hauptort eines gleichbenannten Distrikts) bedeutet „die erste Niederlassung", d. h. den Ort, wo Noah nach der Sündflut sich niederließ. Araxi oder Agorri, das vor mehreren Jahren durch einen Erdfall zerstörte Dorf am nördlichen Abhange des Ararat, ist verdolmetscht: er pflanzte die Rebe, d. h.

hier ist der Ort, wo Noah den Weinstock gepflanzt. Arnojoten, in der großen Araxesebene, bedeutet: zu den Füßen Noah's, d. h. der Ort, wo Noah begraben liegt.

15) Die berühmtesten Schüler Sahaq's und Mesrop's waren, außer Moses von Chorene und Elisäus, Korjun und David der Philosoph.

16) Im Gegensatz zu der herrschenden Ansicht nimmt der verdienstvolle Berliner Akademiker, Professor Petermann, an, daß das jetzige armenische Alphabet schon lange vor Mesrop bestanden habe und daß es irrig sey, zu glauben, die Armenier hätten sich früher des Syrischen als Schriftsprache bedient. Es steht zu erwarten, daß mein gelehrter Freund seine mir mündlich mitgetheilte Ansicht gelegentlich in einer besonderen Abhandlung begründen und erörtern werde.

17) F. Martin erklärt das Fortbestehen des Christenthums in Armenien — trotz der Herrschaft der Moslem — dadurch, daß einer Satzung des Koran zufolge die Muhammedaner ihre Bublerinnen und Sklavinnen nur unter den Feinden ihres Glaubens wählen durften, und daß es deshalb in ihrem Vortheil gelegen hätte, das ihnen unterworfene, durch seine schöne Frauen berühmte Armenien beim christlichen Glauben zu lassen, um ihre Harems desto bequemer versorgen zu können. (Siehe Recherches curieuses sur l'Histoire ancienne de l'Asie, par MM. J. M. Chahan de Cirbied et F. Martin. Paris 1806. préf. p. IV.) Die Abgeschmacktheit solcher Erklärung braucht wohl kaum nachgewiesen zu werden, denn bekanntlich haben die Türken, wie andere Muhammedaner, nie Skrupel gehabt, ihre Harems mit schönen Tscherkessinnen zu füllen, welche gleich ihnen den Islam bekennen. Zudem hätte es ja keines heldenmüthigen Widerstands seitens der Armenier zur Erhaltung ihres Glaubens bedurft, wenn dieser Glaube von den andersglaubenden Unterjochern des Landes nicht gefährdet gewesen wäre.

18) Als eine Merkwürdigkeit muß hier hervorgehoben werden, daß ein Deutscher — Dr. Dietrich — es war, der in neuerer Zeit eine Bibelübersetzung in vulgär-armenischer Sprache herausgegeben, wodurch er den Haß der ganzen armenischen Klerisei auf sich gezogen. Bibelübersetzungen in turko-tatarischer Sprache, welche den Armeniern gemeiniglich fast eben so geläufig ist, wie ihre eigene, existirten schon früher. Der eben genannte Dr. Dietrich, ein durch seltene Gelehrsamkeit und musterhaften Lebenswandel gleich ausgezeichneter Mann,

war lange Jahre hindurch Missionär in Armenien und ist gegenwärtig Prediger an der deutschen Kirche in Moskau.

19) Schon lange vor der christlichen Zeitrechnung finden wir der Juden in Armenien, wie in den Ländern des Kaukasus, Erwähnung gethan, und die Annahme erscheint gerechtfertigt, daß viele von den Juden, welche wir noch heute auf der Hochebene des Ararat und im Paschalik Achalzich finden, ihre Wohnsitze seit mehr als zweitausend Jahren innegehabt haben, unverändert in Glauben und Sitte. Die Chroniken erzählen, daß Tigranes eine Menge Juden nach Armenien geführt und ihnen besonders in Wagharschad Wohnplätze angewiesen habe. Viele von den alteinsässigen Familien des Landes gelangten zu großer Macht und standen in hohem Ansehn bei den Armeniern. Hierher gehört vor Allen ein Sprößling des jüdischen Geschlechts der Bagratuni oder Bagration, welcher von dem Könige Wagharschag mit dem Fürstentitel belehnt und zum Takatir ernannt wurde, d. h. zu dem Beamten, der allein befugt war, dem Könige die Krone aufzusetzen. Dieser Fürst Bagration war der Stammvater des später auch über das nachbarliche Georgien verzweigten berühmten Königsgeschlechtes der Bagratiden, davon noch heute eine zahlreiche Nachkommenschaft lebt. (Als die Kaiserin Katharina II. im Jahre 1782 von dem unter ihrem Schutze stehenden Zaren von Karthli und Kacheti (Georgien) sich eine Liste der einheimischen Fürsten und Edelleute geben ließ, um denselben gleiche Rechte mit den russischen Fürsten und Edelleuten zu ertheilen, wurden die Bagration von Muchram auf der Liste als erste und vornehmste Familie des Landes aufgeführt.) (Siehe Jahrb. der kaiserl. Petersb. Akademie der Wissenschaften von 1783 p. 13—25; ferner: Pacmeister's russische Bibliothek ꝛc. T. IX. p. 4. Petersburg, Riga und Leipzig, 1784.) — Abraham Ben David erzählt von jüdischen Gemeinden bei den Dudani (Dido oder Lesghiern; Hammer-Purgstall erzählt in seiner Geschichte des osmanischen Reichs: im Jahre 1646 sei ein Spanier, Don Juan Menasser, nach Konstantinopel gekommen, um den Türken den Besitz einer ganz von Juden bewohnten armenischen Provinz anzubieten. ..... Mögen diese wenigen, aber leicht zu vermehrenden Andeutungen genügen als Beweis, daß zu allen Zeiten zahlreiche jüdische Ansiedelungen in Armenien vorhanden gewesen.

20) Siehe „Kurze historische Darstellung des gegenwärtigen Zustandes des armenischen Volks." (Petersburg, J. Brieff, 1831.)

21) Mechitar — geboren 1676 in Sebaſtia — ſetzte ſich 1700 in Stambul feſt, mußte zwei Jahre darauf nach Morea fliehen und ließ ſich daſelbſt in Modon nieder. Hier legte er den Grund zu einer Kloſterverbindung, die 1712 als eine Abtheilung des Benediktiner-Ordens vom Papſte beſtätigt wurde. Unter bedrängten Umſtänden mußte er auch Modon verlaſſen und mit ſeinen zwanzig Schülern nach Venedig ziehen. Hier errichtete er eine berühmt gewordene Schule für die philoſophiſchen und theologiſchen Wiſſenſchaften, veranſtaltete eine neue Ausgabe der Bibel und gab eine Menge trefflicher Schriften heraus. Er ſtarb 1749 in einem Alter von 74 Jahren.

22) In ſeiner eigentlichen Bedeutung entſpricht das Wort Vartabed dem hebräiſchen Rabbi oder dem lateiniſchen Magiſter.

23) Im Jahre 1114 fiel ein Erzbiſchof David, auf der Inſel Achtamar im Wan-See, vom allgemeinen Katholikos ab und ließ ſich ſelbſt zum Katholikos ausrufen. Er und ſeine Nachkommen behaupteten ſich auch, trotz der Flüche und Exkommunikationen, welche in Kirchenverſammlungen gegen ſie geſchleudert wurden.

24) Siehe „Wahrhafte und eigentliche Beſchreibung des gegenwärtigen Zuſtandes deren Griechiſch- und Armeniſchen Kirchen.“ Frankfurt und Leipzig, Creutziger und Göbel's Erben.“ p. 80.

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Zweiter Band.

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Zweiter Band.

Berlin 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Tauſend und Ein Tag

im Orient.

Von

Friedrich Bodenſtedt.

Zweiter Band.

Berlin 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Inhaltsverzeichniß.

Vorwort

		Seite
17. Kapitel.	Wanderung durch das Paschalik Achalzich	1
18. „	Der Weise von Adigion, das Dach der Wittwe, und der Wettkampf der Weisheit	30
19. „	Tiflis im Spätsommer. Rückkehr in die Schule der Weisheit	43
20. „	Eine neue Seite der Weisheit des Mirza-Jussuff, und seine Polemik mit Mirza-Schaffy	61
21. „	Hafis	70
22. „	Mirza-Schaffy als Kritiker	74
23. „	Lieder aus dem „Buche der Weisheit“ des Mirza-Schaffy	79
24. „	Häuser und Straßenbilder. Eine tatarische Wohnung und eine armenische Hochzeit in Tiflis .	87
25. „	Sitzungen im Divan der Weisheit. Ein arabisches Gebet und ein tatarischer Lobgesang zur Verherrlichung des Hauses des „Padischah's der Russen, des Herrn der Welt, des Königs der Könige“ . .	119

Seite

26. Kapitel. Mirza-Schaffy's eigenthümliche Ansichten über die Buchdruckerkunst, und seine Anweisungen zum Schönschreiben 130
27. „ Eine kurze Verstimmung 137
28. „ Des Weisen von Gjändsha zweite und letzte Liebe. Schluß der Lieder des Mirza-Schaffy 144
29. „ Die Frauen im Orient 168
30. „ Tiflis im Winter. Salon- und Volksleben . . . 176
31. „ Adel-Chan, der letzte Utzmey von Kaitach (Fortsetzung) 192

Anmerkungen 215

Verzeichniß

der

im zweiten Bande vorkommenden Lieder.

	Seite
Den jungen Fremdling aus dem Abendland	34
Nie wirst Du den Juwel Deiner Wünsche erlangen	37
An Omar-Effendi	40
Welchen Werth, sprich, kann die Rose haben	42
Wer in Gesang und Melodie	46
Streb, Nachschedi! im Maß der Mitte bleibe	47
Wodurch ist Schiraz wohl, die Stadt	48
Komm, Jünger her! ich will Dich Weisheit lehren	49
Höre was der Volksmund spricht	50
Mag bei dem Reden der Wahrheit	50
Wo man fröhlich versammelt in traulicher Runde ist	51
Es sucht der ächte Weise	51
O selig, wem vom Urbeginn	51
Es hat die Rose sich beklagt	52
Woran erkennest Du die schönsten Blumen	52
Verbittre Dir das junge Leben nicht	53
Ich liebe die mich lieben	53
Im Garten klagt die Nachtigall	54
Im Winter trink' ich und singe Lieder	54
Hochauf fliegt mein Herz	55
Sie hielt mich auf der Straße an	55
Ein graues Auge	56
Ein Jegliches hat seine Zeit	56
Sänger giebt es, die ewig flennen	56

	Seite
Ich hasse das süßliche Reimgeklimper!	57
Willst Du den Geist	57
Meide das süßliche Reimgeklingel	57
Wo sich der Dichter verfliegt in's Unendliche	57
Wenn die Lieder gar zu moschusduftig	57
Wer nicht vermag seine Lieder zu schöpfen	58
Wer in Bildern und Worten	58
Der kluge Mann	58
Es ist leicht, eine kluge Grimasse zu schneiden	58
Zu des Verstandes und Witzes Umgebung	58
Es ist ein Wahn zu glauben, daß	59
Es hat einmal ein Thor gesagt	60
Mirza-Jussuf	63
Mirza-Jussuf	64
Du weißt, daß Deine Blicke tödten	67
Auf ihrer seid'nen Ottomane	67
Mirza-Jussuf	68
Lieber Sterne ohne Strahlen	69
Wenn, schöne Maid von Schiras, Du	70
Der Rose Duft will mir nicht süß	72
Willst Du stets im Leben frei von	73
So geht es mit dem Glücke	73
Dies soll Euch jetzt als neuestes Gebet	79
Daß Du am Abend zu mir kommst	79
Trink! Wein! das ist mein alter Spruch	80
Schlag die Tschadra zurück	80
Wenn im Tanz die jungen Schönen	81
Die Distel sprach zur Rose	82
Mirza-Schaffy! nun werde vernünftig	83
Wieder ist der Frühling in's Land gekommen	84
Ein schlimmres Unglück als der Tod	84
Es hat der Schach mit eigner Hand	85
Mirza-Schaffy, liebliche Biene	86
Wenn Mirza-Schaffy den Becher erhebt	101
Ist ein Weg Dir zur rechten Stunde gekommen	101
Tatarisches Lieblied auf den Einzug der Russen in Eriwan	125
Frage und Antwort	126

Seite

Zweierlei laß Dir gesagt sein 128
Ich glaub' was der Prophet verhieß 128
Wie kann man den Duft der Blumen erkennen 128
Thu' nicht so spröde, schönes Kind 128
Niemand hört Dir gläubig zu 129
Nie kampflos wird Dir ganz 129
Sollen gut meine Lieder der Liebe gesungen werden 134
Als ich sang: seid fröhlich mit den Frohen 139
So sprach ich, als die Heuchler zu mir kamen 139
Als ich Schönheit, Lieb' und Wein besungen 139
Sie glauben mit frommen Hadern 140
Wer glücklich ist, der ist auch gut 140
Fürcht' nicht, daß ich in das Gemeine 140
Wähne Niemand sich den Weisen 141
Gott hieß die Sonne gluhen 142
Was Gott uns gab hienieden 142
Nachts kam im Traum zu mir ein Engel 143
O, wie mir schweren Oranges 144
Wenn die Winde, Mädchen 146
Um zu Dir, mein Leben 146
Neig', schöne Knospe, Dich zu mir 148
Ei, Du närrisches Herz 148
Wenn dermaleinst des Paradieses Pforten 152
Ein Blick des Auges hat mich erfreut 159
Georgisches Lied 186

Siebzehntes Kapitel.

Wanderung durch das Paschalik Achalzich.

Ein heftiges Gallenfieber, welches mich im Frühsommer auf's Krankenlager warf, und welches die Aerzte in dem trockenheißen Tiflis für unheilbar erklärten, zwang mich, die Hauptstadt wieder auf längere Zeit zu verlassen, um in der stärkenden Gebirgsluft Heilung zu suchen.

Mirza-Schaffy, der die Verschlimmerung meiner Krankheit lediglich den gebrauchten Arzneimitteln zuschrieb, rieth mir, in seiner Gesellschaft den Kronsgarten am Berge Solalaki zu besuchen, und mir dort den Magen mit der Frucht des Maulbeerbaumes zu füllen, deren Genuß mein Uebel alsobald verscheuchen würde.

Der Berg Solalaki, einer der schönsten Punkte der Stadt, trägt auf seinem breiten Rücken die Ruinen der alten Veste Narikalé, welche durch eine lange Mauer mit dem ebenfalls in Trümmern liegenden Schlosse Schahi-tacht (Thron des Schah's) in Verbindung steht, und an die schlimmen Zeiten erinnert, wo Georgien noch unter der grausamen Herrschaft der Perserkönige zitterte.

Von den Höhen des Berges Solalaki erfreut man sich einer Aussicht, welche die vom Davidsberge noch an Großartigkeit übertrifft. Von hier übersieht man die große Ebene Didubeh; unten, zwischen dem Kyros und dem Bergrücken von Soganlug breiten sich die schönsten Gärten von Tiflis aus. Vor Allem aber

macht der von hohen Mauern beherrschte, terrassenförmig sich abstufende Kreuzgarten selbst, mit seiner üppigen Vegetation einen zauberhaften Eindruck.

Ich hatte mich schon ganz eingelebt in Tiflis, und dennoch erschien mir Alles, was ich sah, so vollständig fremdartig und ungewohnt, als ich zum Erstenmale nach langer Zeit meine Klause wieder verließ, um mit Mirza Schaffy die Wallfahrt anzutreten zu den Maulbeerbäumen im Garten des Selalaki.

Es war zwischen sechs und sieben Uhr Morgens. Die Straßen fingen an sich zu beleben, die Werkstätten und Magazine öffneten sich, hier scheuten uns ein paar Droschkenführer, welche mit tief verhüllten Frauen zu den Bädern fuhren, ihr lautes Kabada! (Platz gemacht!) zu, dort wurde uns der Weg versperrt durch lange, hagere Imeretier, welche Lastthiere, beladen mit großen, wassergefüllten Doppelschläuchen vor sich hertrieben — endlich sahen wir die alte Veste Narikale vor uns aufsteigen, und als wir, um den Weg abzukürzen, eine Reihe stufenförmig aneinanderhängender Häuser überkletterten, fanden wir auf einigen Dächern noch die Bewohnerinnen im tiefen Schlafe unter freiem Himmel, während von andern Dächern eben das Bettzeug weggeräumt wurde.

Im Kreuzgarten angekommen, ruhten wir ein wenig aus im Schatten der hohen Nußbäume, denn schon waren die Sonnenstrahlen von gewaltiger Kraft, — und darauf bestieg ich unter Mirza-Schaffy's Hülfe und Anleitung einen Maulbeerbaum, um Heilung zu suchen im Genuß seiner Früchte.

Das Klettern, wie das Hangen und Bangen in den schwankenden Zweigen wurde meinem geschwächten Körper sehr sauer, aber der Weise von Gjändsha bestand darauf, daß ich die Früchte mit eigner Hand pflücken müsse, wenn sie Genesung bringen sollten, und ich mußte mich seinem Willen fügen.

Aber trotz dieser Kur der Weisheit nahm meine Krankheit einen immer schlimmeren Charakter an, und erst einige Wochen

ſpäter wurde ich vollſtändig hergeſtellt in der lieblichen Bergwildniß von Printina, dem Sommeraufenthalte der kaukaſiſchen Statthalter.

Den freundlichen Einladungen der Statthalterin, Frau von Neidhart, folgend, brachte ich die heißen Monate in Printina zu, unter anmuthigen Damen, Blumenduft, Beralui und Waldesgrün, und neu geſtärkt an Leib und Seele trat ich von hier aus über Manglis meine Wanderung in's Paſchalik Achalzich an. Die Reiſe wurde, wie die Natur des Weges dies bedingte, zu Pferde gemacht, und meine Begleitung beſtand dieſes Mal aus Giorgi, meinem Diener, einem ſchlauen, mit Sprachen und Sitten der transkaukaſiſchen Länder genau bekannten Armenier, und zwei kaiſerlichen Reitern als Eskorte.

Der Gebirgspfad, welcher von Printina nach dem nur wenige Meilen entfernten Manglis führt, iſt aller Reize voll. Burgentragende Felswände wechſeln ab mit waldumſchlungenen Bergen, grünen Schluchten und lieblichen Fernſichten.

Es war ſchon ſpät am Tage, als ich mit meinem lanzentragenden Gefolge in Manglis, dem Standquartiere des Tiflſer Jägerregiments, ankam. In Abweſenheit des Kommandanten, Oberſt Belgard, wurde ich von dem in ruſſiſchen Dienſten ſtehenden georgiſchen Fürſten Schalikow aufs freundlichſte empfangen. Von dem langen Ritte ermüdet, verſchob ich alle weitern Ausflüge bis auf den folgenden Tag, und brachte den Abend in traulicher Unterhaltung mit dem Fürſten und verſchiedenen anderen Offizieren zu, welche ſich unſerer Geſellſchaft angeſchloſſen hatten.

Mein erſter Ausflug am folgenden Morgen war ein Ritt durch die ſich ziemlich weit ausdehnende Militärkolonie von Manglis. Ich glaubte mich in ein Dorf der reichen Wolgaprovinzen verſetzt, ſo ſchmuck und ſauber ſah Alles aus, was meinen Augen begegnete. Die ganz im ruſſiſchen Geſchmack erbauten, blendend weiß angeſtrichenen Häuſer machten inmitten

der dunkelbelaubten Berge, die sie von allen Seiten umragten, einen äußerst heitern Eindruck. Jedes Haus war von einem kleinen, zierlich eingezäunten Garten umgeben, auf deren Beeten, wie überall, wo Russenhand die Erde pflegt, der Kohl die erste Rolle spielt. Sehr gut wissend, wie äußerst wenig die russische Regierung im Allgemeinen zur Verpflegung ihrer Heere thut, konnte ich nicht umhin, meine Verwunderung über den Wohlstand, der sich ringsum zeigte, auszudrücken.

»Wenn die Soldaten nichts hätten, als ihren Sold, — antwortete ein mich begleitender Offizier auf meine in obigem Sinne gemachte Aeußerung — so würden die armen Teufel schwerlich so leben können, wie es hier und in den meisten andern Militärkolonien wirklich der Fall ist. Aber die Kolonistin sind sämmtlich verheirathet, und unter den Frauen giebt es, wie Sie sehen, viele frische, rüstige Wesen; da verdient sich denn Manches nebenbei. Eine lobenswerthe Eigenschaft dieser Weiber ist es, daß sie das also erworbene Geld nicht zu unnützen Flitterstaat, sondern zur Verbesserung ihrer Haushaltung anwenden.«

Wir fanden nach Besichtigung der Militärkolonie, der großen Kaserne und der übrigen Kronsgebäude noch Zeit, eine Exkursion nach den Ruinen des wenige Werst von dem neuen Manglis gelegenen alten Manglis zu machen. Wir ritten vom großen Wege ab, durch einen hohen, schattigen Tannenwald, und gelangten bald auf eine von wildem, üppigem Gesträuch umwachsene, und von hohen, trotzigen Felsen überragte enge Heerstraße, deren Passage so schwierig war, daß wir sammt unsern am Zügel nachgeführten Pferden, zu verschiedenen Malen beim Ueberklimmen der rauhen Felsblöcke, welche überall den Weg versperrten, stürzten, und leichte Verletzungen davon trugen. Doch wurden wir durch die großartigen Naturschauspiele, die auf jedem Schritte das Auge entzückten, überreichlich für das Ungemach des Weges entschädigt. Uns zur

Rechten rollte der reißende Alghet ſeine ſchäumenden Wogen, hier die Wurzeln ſchwankender Gebüſche, dort die moosüberwachſenen Steinmaſſen wellentrotzender Felsblöcke umrauſchend. Bunt ſchimmerten und leuchteten die Wogen, zitternd das Bild der Mittagsſonne und der blumigen Uferrahmen wiederſpiegelnd.

Zu unſerer Linken hochauf ragten, ſo weit das Auge ſpähte, gigantiſche, wunderlich gezackte Felſenmauern, und wo dieſe von der Natur aufgethürmten Rieſenveſten Lücken gelaſſen, waren ſie durch Menſchenhand ausgefüllt. Denn nicht immer ſtanden dieſe fruchtbaren, waſſerreichen Thäler, dieſe ſchirmenden Schluchten ſo verlaſſen da, wie heute. Ein mächtiges Geſchlecht hauſte einſt hier, deſſen Thaten noch fortleben in den Sagen Georgiens. Noch ſtehen die Trümmer der felsaufgethürmten Mauern da, welche das unterwohnende Volk einſt gegen die Einfälle der räuberiſchen Lesghier errichtete, noch hängen, wie rieſige Adlerneſter, die Ruinen alter Burgen und Schlöſſer an den laubholzgekrönten Bergen. Den Felswänden ſelbſt haben hier die Menſchen mit ſtaunenswerthem Fleiße Schutz und Wohnung abgetrotzt. Ganz kleine, hinter dichtem Gebüſch verſteckte, unten unerſpähbare Oeffnungen führen zu geräumigen, künſtlich gemeißelten Höhlen und Gemächern, wovon einige ſechs bis acht Fuß Höhe haben und dreißig bis vierzig Fuß tief in die Bruſt der Berge hineingebauen ſind.

Wir kletterten unter unſäglicher Anſtrengung die ſteile Bergwand hinauf, um einige von den wunderbar gezimmerten Wohnungen in der Nähe zu betrachten, beſtiegen, als wir in die Schlucht des Alghet zurückgekehrt waren, unſere unten harrenden Roſſe, ſetzten auer durch den reißenden Fluß, und gelangten ein halbes Stündchen ſpäter auf dem andern Ufer nach den Ruinen von Manglis, dem Ziele unſerer Wanderung.

Von den vielen Gebäuden, welche einſt hier geſtanden haben ſollen, wo zu Wachtang Gurgaſſlan's Zeit der Sitz eines georgiſchen Biſchofs war, fand ich nur noch Trümmer

zerfallener Mauern, und eine ziemlich wohlerhaltene, ihres hohen Alters wegen merkwürdige Kirche, welche schon in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts n. Chr. unter der Regierung des Königs Miriam II. erbaut sein soll. Die Kirche ist, wie die meisten alten Kirchen Georgiens, klein von Umfang, und innen und außen mit einer Menge Arabesken und Inschriften verziert. Bei meinem Eintritt in die geheiligten Räume brüllte mir eine wohlgenährte Heerde Kühe ein dröhnendes Willkommen entgegen. Auf solchen Empfang war ich nicht vorbereitet, und so tolerant ich sonst in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten bin, so empörte es mich doch, das Haus des Herrn in einen Kuhstall umgewandelt zu sehen. Im Verfolg meiner Reisen hatte ich übrigens Gelegenheit mich zu überzeugen, daß solche Vorkommnisse unter russischer Herrschaft nicht Ausnahmen sind, sondern die Regel bilden. Die Russen, welche selbst nur bauen, um Ruinen zu machen, haben wenig Verehrung für die Denkmäler des Alterthums. Die Inschriften und Heiligenbilder waren rund umher von den gehörnten Vierfüßlern zernagt und abgerieben; nur eine Inschrift gelang es mir mit Hülfe des Fürsten Schalikow abzuzeichnen und zu entziffern. Sie befindet sich über dem Portal in Stein gehauen, ist in der alten georgischen Kirchensprache abgefaßt und lautet in der Uebersetzung wie folgt: »Herr, erbarme Dich des Gründers dieser Kirche, des Erzbischofs Arseni von Manglis: den 2. Februar des Jahres 360.« Diese Jahreszahl stimmt nicht überein mit der gewöhnlichen Angabe, daß die Kirche bereits zu König Miriam's Zeit erbaut sein soll, da dieser Fürst bekanntlich schon in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts starb.

Nachdem ich eine genaue Zeichnung der malerischen Ruinen von Manglis entworfen hatte, wurde auf dem schwellenden Rasenteppich ein nach georgischer Weise zubereitetes Mittagsmahl eingenommen, wobei der im ganzen Orient so beliebte

Pillau (hier Plow genannt) und das Schaschelik (ein in kleinen Stücken in seinem eigenen Fette geröſteter Hammelbraten), ſo wie verſchiedene Süßigkeiten, worunter ich beſonders »eingemachte Roſenblätter« hervorhebe, die Hauptrolle ſpielten; der Wein wurde dabei aus den altherkömmlichen kaukaſiſchen Trinkgefäßen, d. h. aus großen, ſilberbeſchlagenen Büffelhörnern getrunken. Die Virtuoſität der Georgier im Weintrinken habe ich ſchon früher zu rühmen Gelegenheit genommen.

Ein ächt georgiſches Diner wird immer mit Geſang beſchloſſen, weshalb auch der freundliche Fürſt zu meiner Ueberraſchung Sorge getragen hatte, einen alten, blinden Sänger zu beſtellen, welcher unſer ländliches Mahl durch tatariſche Liebeslieder würzte.

Auf einem kürzeren und bequemeren Wege als der, welchen wir gekommen waren, nach den gaſtlichen Kaſernen des neuen Manglis zurückgekehrt, traf ich Anſtalt, meine Reiſe am folgenden Morgen fortzuſetzen.

Wenn man die hohe, Laub- und Nadelholzgekrönte Bergkette (von den dortigen Einwohnern die gelben Berge genannt) überſtiegen hat, über welche der Weg aus dem Thalkeſſel von Manglis nach Zalka führt, ſo nimmt die Vegetation einen dürftigen und kälteren Charakter an, und das Land wird immer öder und wüſter, je weiter man ſich von Manglis entfernt.

Die Sonne war ſchon ihrem Untergange nahe, als wir das von Armeniern und einigen Griechen bewohnte Dorf Zalka, wo wir ein halbes Stündchen Raſt gehalten hatten, verließen, um die noch etwa zehn Werſt entfernte, nach dem Dorfe benannte Feſtung, von den Ruſſen Nazalsky-Redut geheißen, zu erreichen.

»Iſt das eine Armenierin?« fragte ich meinen Diener, die Blicke bewundernd auf eine allerliebſte junge Frau werfend, welche des Weges kam.

»Ich glaube, ja!« erwiederte Giorgi, »ihr Anzug spricht dafür, ihr Gesicht dagegen. Solche Schönheiten sind selten unter den Armeniern hier zu Lande ... Welch ein reizendes Wesen!« fuhr er schmunzelnd fort — »was für Augen! Solch ein Blick geht einem durch die Seele. — Bemerken Sie wohl, sie sieht sich noch einmal um. Beim heiligen David! das Weib sieht aus, wie ein Mädchen von Gurien.«

»Sind denn die Mädchen von Gurien so schön?« fragte ich lächelnd.

»Und das wissen Sie nicht, Effendim?« — rief mir der Kerl zu mit einem Blicke, welcher halb Erstaunen, halb Verachtung ob meiner Unwissenheit ausdrückte. — »Dann kennen Sie auch wohl nicht die Sage, welche die Ursache dieser Schönheit erklärt?«

»Nein,« erwiederte ich, »und wenn Du die Sage kennst, so kannst Du sie mir, während wir weiter reiten, erzählen.«

»Ob ich sie kenne? Aber wer kennt denn die nicht? Verzeihung, Effendim! ich werde gleich anfangen.«

Ich befahl den Kosaken voranzureiten, um uns in der Festung anzumelden und ein Lager für die Nacht zu bereiten, hielt mein unruhiges Pferd zurück, um mit dem sanften Thiere Giorgi's in gleichem Schritte zu bleiben, und Letzterer begann mit wichtigem Tone:

Die Sage von den vierzig Jungfrauen.

Einst wollte Allah zur Freude seiner Seligen das Paradies mit neuen Houris bevölkern, und befahl zu dem Ende einem Imam, sich umzuschauen unter den Töchtern der Menschen, und die vierzig schönsten Jungfrauen, die auf Erden zu finden, in den Himmel zu führen. Der heilige Vater verstand sich auf Schönheit und erfüllte gewissenhaft seines Gottes Befehle.

Er ging nach Fränkiſtan in das Land der Inglis (England) und raubte die blühende Königstochter. Der König wollte den kühnen Entführer erſchlagen, aber Allah blixte ihm Dreck in den Kopf, das ſeine Augen verfinſtert wurden.

Der Imam ſchiffte übers große Waſſer und kam nach dem Lande der Nemtſche,*) wo viele Mädchen ſich durch ſeine bunten Gewänder und ſüßen Worte verlocken ließen ihm zu folgen. Nach einem Jahre war die heilige Zahl voll, und er kehrte über das ſchwarze und weiße Gewäſſer zurück nach Oſten.

Er kam glücklich mit ſeiner jungfräulichen Schaar bis nach Gurien,**) aber dort trieb ihn der böſe Feind, ſich in eine der angebenden Houris zu verlieben, und ſie durch die ſündigen Folgen ſeiner Liebe für das Paradies untauglich zu machen.

Umſonſt ſuchte er umher unter den Schönen des Landes, er fand keine, welche die entweihte Jungfrau erſetzen konnte, und es fehlte eine an der heiligen Zahl. Voll Reue und Verzweiflung durchbohrte ſich der Osmanli mit dem Dolche, um dem Zorne Allah's zu entgehen; die ſchönen Mädchen aber blieben in Gurien, vermiſchten ſich mit den Kindern des Landes, und erzeugten ein Geſchlecht, ſchöner denn das alte.

* * *

Es war inzwiſchen ſtockfinſter geworden, denn im Orient folgt die Nacht dem Tage ohne die ſüße Zwiſchenzeit der Dämmerung; ein ſchneidend kalter Wind wehte vom Gebirge her, wir zogen unſer Baſchalik***) tiefer über die Ohren, ſetzten

*) Nemtſche, corrumpirt von dem ruſſiſchen Njemetz, ein Deutſcher.

**) Gurien, ein von Mingrelien, Imereth, Achalzich und der aſiatiſchen Türkei begränztes blühendes Ländchen an der Oſtküſte des Schwarzen Meeres.

***) Baſchalik — eine im Kaukaſus gebräuchliche, warme Kopfbedeckung.

unsern Pferden die Fersen in die Weichen und jagten in gestrecktem Galopp durch die stürmische Nacht dahin.

Nach einer halben Stunde knarrte schon das Thor der Festung vor uns auf, ein Kosak leuchtete mit einer Fackel voran und führte mich in ein altes zerfallenes Gemach, das beste, welches in der Festung zu finden war.

* * *

Die Sonne drückte ihren Morgenkuß auf die weißen Wangen der Gletscher, daß sie erröthelen in jungfräulicher Scham, als wir, diesmal von zwei Ural'schen Kosaken begleitet, der unheimlichen Festung Lebewohl sagten.

Schon vor vier Uhr war Giorgi in's Zimmer getreten, um mich zu wecken und mir meinen Kaffee zu bringen. Er brauchte mich nicht zu wecken, ich hatte die ganze Nacht vor Kälte und Ungeziefer kein Auge zuthun können.

Er klagte mir ebenfalls seine Noth und meinte, die Prussaki*) der Festung schienen den kriegerischen Geist der Kosaken eingeathmet zu haben; sie hätten, um seinen Schlummer zu stören, während der Nacht legionenweise förmlich regelmäßige Angriffe auf ihn gemacht. Die Kosaken, fuhr er fort, könnten sich ruhig in ihr Heimatland begeben, und die Prussaki als Besatzung in der Festung zurücklassen; kein Feind würde es sicherlich länger als einen Tag mit ihnen aushalten.

Wohl — dachte ich — wenn in diesem Lande, wo Ungeziefer aller Art so etwas Gewöhnliches ist, ein Mann von Giorgi's Gelichter sich hier besonders davon gestaat fühlt, so muß es warhaftig schlimm damit aussehen! —

* Prussaki (Preußen) — so werden sonderbarer Weise in ganz Rußland die großen Wanzen genannt. Der komische Ausdruck hat sich bis Persien hin verbreitet.

In Folge eines mehrmaligen Aufenthalts, veranlaßt durch Zeichnen von Ruinen, welche ich unterwegs antraf, erreichten wir erst gegen Mittag das Kosakenlager von Tabiszachur, dicht neben dem schönen See Toporowan (auch kurzweg Toprana genannt) gelegen. Die hier lagernden Kosaken hatten ihre Pferde ein paar Stunden weit auf die Weide getrieben, und es bot sich mir die unerfreuliche Aussicht dar, hier den Rest des Tages und die Nacht zuzubringen, denn vor Abend waren keine Pferde herbeizuschaffen, und in der Dunkelheit war es unmöglich, den Gebirgskamm bis Achalkalaki zu übersteigen.

In Erwartung eines entsprechenden Trinkgeldes, (in diesen öden, wenig bereisten Gegenden etwas sehr Seltenes für die armen Teufel) schlugen mir meine Begleiter vor, weiter zu reiten, ohne die Pferde zu wechseln. Ich nahm bereitwillig ihren Vorschlag an, ließ unsere ermüdeten Thiere ein paar Stunden verschnaufen, und nahm während der Zeit ein stärkendes Bad in dem kalten Wasser des See's Toporowan.

Dieser, das Sandschak von Achalkalaki begränzende See, nimmt an Umfang etwa dreißig Werst ein, hat süßes, gesundes Wasser und ist reich an Fischen und historischen Erinnerungen.

Unter letztern erwähne ich insonderheit die auf die Einführung des Christenthums in Georgien Bezug habende, in Wachtang's Chronik mitgetheilte Sage von der heiligen Nino. Diese gesegnete Jungfrau war, um den gräulichen Christenverfolgungen im römischen Reiche zu entgehen, zusammt der heiligen Ripsime und deren Wärterin Gajan nach Armenien geflohen, und rettete sich, nachdem ihr die beiden Freundinnen durch den Märtyrertod entrissen waren, an die Ufer des Sees Toporowan. Später kam sie nach Mtzchetha, der alten Hauptstadt Georgiens, wo sie eine Menge Wunder übte, Todte in's Leben zurückrief u. s. w. und die Einwohner zum Christenthum bekehrte ....

Unter den Fischen des Sees verdienen besonders die schmackhaften Lachsforellen rühmende Erwähnung.

Nachdem ich eine Schale Kaffee geschlürft und einen Tschibuq geraucht hatte, ging die Reise wieder rüstig von dannen. Wir waren etwa eine halbe Stunde geritten, als uns ein auf einem Esel langsam daher trabender, georgischer Priester auffiel. Ein junger, hochgewachsener Bursche lief zu Fuß neben her und hatte noch obendrein das ziemlich beträchtliche Reisebündel seines ehrwürdigen Gebieters zu tragen.

Ich rief dem geistlichen Herrn, einem stattlichen Manne von mittleren Jahren, mit regelmäßigen Gesichtszügen und dichtem, schwarzen Barte, einige freundliche Willkommensphrasen in georgischer Sprache zu, welche er eben so freundlich erwiederte, und zugleich höflich neugierige Fragen über meine Herkunft und den Zweck meiner Reise hinterhergleiten ließ. Ich gab ihm Auskunft so gut ich konnte, merkte jedoch bald, daß mein in Tiflis begonnenes Studium der georgischen Sprache noch bedeutender Ergänzungen bedürfe. Eben wollte sich Giorgi dolmetschend in's Mittel legen und fing an, mir den Redeschwall des Priesters in's Russische zu übersetzen, als ihn der geistliche Herr mit den an mich gerichteten Worten unterbrach: »Ah, wenn Sie russisch verstehen, so können wir uns ohne Dolmetsch unterhalten, ich habe auf einem russischen Seminar studirt und bin der Sprache so kundig wie ein Eingeborner.«

In allen dem Kaiser unterworfenen Ländern des Kaukasus gilt russische Sprache und Sitte, aus leicht erklärlichen Gründen, für das Höchste der Civilisation. »Meine Töchter haben alle eine russische Erziehung erhalten,« sagt, rühmend auf seine Kinder deutend, der georgische Fürst zum europäischen Reisenden, vor dessen Auge freilich die gepriesene moskowitische Bildung eben nicht als der größte Reiz der schlanken Georgierinnen erscheint. Wer jedoch den Preis dieser hohen Errungenschaft schmälern wollte, würde bei den gastfreien Landeskindern

entweder für hochmüthig, oder selbst gar für ungebildet und urtheilsunfähig gelten, weshalb der Fremde wohl thut, in den allgemeinen Ton mit einzustimmen und davon abweichende Ansichten höchstens seinem Tagebuche anzuvertrauen. Der Leser wird sich demnach nicht wundern, daß ich meinem eselberittenen Reisegefährten rühmend meine Anerkennung ob seiner Kenntniß der russischen Sprache ausdrückte, und daß mir das Kompliment, mit orientalischem Schwulst umwickelt, zurückgegeben wurde.

Theils um seine Neugier weiter zu befriedigen, theils auch wohl um seine Kenntniß der verschiedenen konfessionellen Parteien an den Tag zu legen, fragte er mich mit pfiffiger Miene: ob ich zur römisch-katholischen Kirche gehöre, oder zu derjenigen Sekte, welche Luther als einzigen Heiligen anerkenne? Als ich, ohne weitere Erläuterungen in Bezug auf die Heiligkeit Luther's, den zweiten Theil der Frage bejaht hatte, konnte der geistliche Herr, nachdem er einige kräftige Flüche gegen die jetzt in Rußland in schlechtem Kredit stehende römisch-katholische Kirche geschleudert, nicht umhin, seine Verwunderung darüber zu äußern, daß ein anscheinend so verständiger Mann wie ich mehrere Jahre in Rußland habe leben können, ohne in den Schooß der allein seligmachenden griechischen Kirche überzutreten.

Er setzte mir die großen Vortheile eines solchen Uebertritts — wobei er vorzüglich die überwiegende, sich noch jährlich vermehrende Anzahl der Heiligen in Rußland, und der Wunder, welche hier täglich geschehen, während bei uns dergleichen niemals vorkommen, hervorhob — so weitschweifig auseinander, daß ich den Strom seiner Bekehrungsrede nur durch das Versprechen hemmen konnte, die Sache nächstens in ernste Erwägung zu ziehen.

Als ich darauf, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, preisend der großartigen Naturschönheiten des Kaukasus gedachte, hatte ich nochmals Gelegenheit, die Früchte der

moskowitischen Studien meines geistlichen Freundes zu bewundern.

»Ja,« sagte er mit kundigem Blicke, »außer dem Chimborasso in der Schweiz, findet man doch gewiß in der ganzen Welt keine so hohen Berge wie hier am Kaukasus!«

Ich nickte einverständlich mit dem Kopfe, wohl wissend, daß ich durch eine Berichtigung seines Irrthums meinem gelehrten Begleiter durchaus keinen Gefallen erzeigt haben würde.

Es wird meine freundlichen Leser vielleicht Wunder nehmen zu erfahren, daß mir in der bergeversetzenden Erklärung des geistlichen Herrn der Irrthum selbst weniger auffiel, als der Umstand, daß ein georgischer Priester vom Dasein einer Schweiz und eines Chimborasso überhaupt etwas wußte.

Um noch vor Anbruch der Dunkelheit nach Achalkalaki zu gelangen, machte ich gewaltsam unserm lehrreichen Gespräch ein Ende, und nahm freundlich Abschied von dem ehrwürdigen Verkünder des Wortes, von dem erfüllt wurde wie geschrieben steht: daß der Glaube sogar Berge versetzen kann.

Achalkalaki ist der Hauptort des Sandschaks gleiches Namens, dessen Gesammtzahl der Einwohner männlichen Geschlechts sich nach den russischen Statistiken auf 3200 beläuft, wovon 720 zum Islam, 200 zur griechisch-georgischen Kirche und die übrigen theils zur unirten, theils zur altarmenischen Kirche gehören.

Die einförmigen Häuser des obengenannten Städtchens sind nach asiatischer Weise niedrig, mit platten Dächern gebaut; die hier fehlenden Glasfenster sind durch Drahtgitter ersetzt. Achalkalaki besitzt einen ziemlich umfangreichen Markt und Bazar, und wird von einer, auf dem linken Ufer des Toparawan-Tschai gelegenen, den Rücken eines steilen Felsen krönenden Festung beherrscht, welche kurze Zeit nach der Eroberung des Landes durch die Türken erbaut sein soll, und deren

Entfernung von Tiflis 110 und von Achalzich 68 Werste beträgt. Inmitten der ſtarken Ringmauern haben die Ruſſen den Bau einer zweiten Feſtung begonnen, ein nach der Behauptung des mich begleitenden Ingenieur-Offiziers eben ſo thörichtes wie nutzloſes Unternehmen, deſſen Ausführung zu nichts weiter führen kann, als die Taſchen der den Bau dirigirenden Beamten zu füllen.

Die größere Zahl der Einwohner beſteht aus handeltreibenden Armeniern, welche noch von der Herrſchaft der Osmanlis her ihre türkiſche Tracht beibehalten haben. Die Wohnungen ſind, nach denjenigen zu ſchließen, welche ich in Geſellſchaft meines Giorgi — der hier eine Menge von Verwandten und Bekannten hat — beſuchte, auffallend reinlich und ſauber gehalten. Die Frauen ſcheinen hier kein ſo zurückgezogenes Leben zu führen, wie man das ſonſt im Orient zu finden gewohnt iſt; im Verlauf einer Stunde begegneten wir über zwanzig unverſchleierten, jungen Frauenzimmern, meiſtens von ſehr angenehmer Geſichtsbildung und ſchlankem Körperbau. Auffallend war es mir, während meines freilich nur kurzen Aufenthalts in Achalkalaki, kein einziges Pferd zu ſehen; Alles ſcheint hier auf Eſeln zu reiten. Auf meiner Wanderung durch die Straßen und den Bazar wurde ich alle Augenblick von naſeweiſen Militärs angehalten, welche mich um Rang, Namen und Reiſezweck befragten. Die Erſcheinung eines Reiſenden muß hier etwas ſehr Seltenes ſein, da mich auch die übrigen Handelsleute auf dem Bazar mit abſchreckender Neugier angafften.

Das Klima des Sandſhaks, ſo wie überhaupt der ganzen Gegend von den Gebirgszügen bei Manglis an gerechnet, bis zu dem blühenden Thalkeſſel von Ebertwis, unſerm nächſten Aufenthaltspunkte, iſt rauh, aber geſund. Die in den tiefer gelegenen Theilen Georgiens ſo gefährlichen und häufigen Fieber ſind hier ganz unbekannt, und ſonſtige Krankheiten ſelten ....

Wenn man, dem Laufe des reißenden und fischreichen Toporawan-Tschai folgend, noch einige zwanzig Werst weit die kahle Hochebene überschreitet, welche sich in nordwestlicher Richtung hinter Achalkalaki ausdehnt, gelangt man an eine tiefgelegene weite Schlucht, von bald nackten, bald gesträuchbewachsenen Felsen umschlossen. Hier muß der Reiter sein Roß am Zügel führen und zu Fuß den steinigen, sich zwischen rauhen Felsblöcken hinschlängelnden Bergpfad hinabklimmen, welcher in's Thal zu dem tief unten liegenden Chertwis führt. Selten habe ich einen so halsbrechenden Bergweg wie diesen gefunden, aber selten auch wurde der Blick durch eine so lockende Aussicht belohnt, wie die blühenden Gärten des Thals, durchflossen vom Toporawan-Tschai, der seine Fluten hier mit denen des Kyros mischt, uns darboten. Die Füße jammerten, aber das Auge frohlockte, als wir, unsere guten Rosse am Zügel führend, über das rollende Gestein, die steilen Felswände entlang, behutsam zu dem tief unter uns liegenden Thale hinabstiegen.

Hochaufstrebende Erbeuranken schlängelten sich jungfräulich schmiegsam um die schattigen Fruchtbäume, welche uns gastlich mit grünen Zweigarmen zu winken schienen, freudeschwankende Blumen nickten uns vertraulich zu, hell durch das dunkle Grün klang das Zwitschern der Sänger der Lüfte und dazwischen brausten die weißen Wellen der sich unten einenden Ströme wie lautschallendes Gelächter.

Man glaubt sich hier in die wasserreichen Gärten versetzt, die der Prophet seinen Gläubigen verheißen.

Chertwis, welches unter der Türkenherrschaft die Residenz eines Pascha's war, zählt heutigen Tages nur noch etwa 800 Einwohner, ein Gemisch von Armeniern und Türken. Die hochgelegene Festung der Stadt stammt nach dem allgemeinen Dafürhalten noch aus der Blüthezeit des georgischen Königreichs, d. h. aus der Regierungsperiode der viel-

gepriesenen Königin Tamar. Aus einer alten Inschrift jedoch, welche Dubois hier aufgefunden und Brosset der Jüngere in Petersburg theilweise entziffert hat, ergiebt sich, daß die Festung erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, unter der Regierung des Attabeg Kanarkaré, Sohn des Sargis, eines Vasallen König David's VIII. erbaut wurde. Man findet hier eine kleine griechische Kirche mit alten georgischen Inschriften; außerdem umschließen die Mauern des Forts sechs Häuser, die in ihrem Innern noch deutliche Spuren des orientalischen Luxus tragen, mit welchem sie einst geschmückt waren. Besonders ist das merkwürdige, gut erhaltene Harem der Beachtung werth. Das Städtchen erfreut sich eines herrlichen Klima's. Die Gärten der Umgegend, der einzige Reichthum des Ortes, sind in ganz Georgien berühmt wegen der köstlichen Früchte, welche hier im Ueberfluß wachsen. Die Wohnungen bestehen, wie in allen ursprünglich georgischen Städten, aus Saklis, d. h. aus kleinen, von Steinen roh aufgeworfenen Häusern ohne Fenster und mit platten Dächern. Das Licht fällt durch ein im Dache angebrachtes Loch, welches zugleich als Rauchfang dient und bei schlechtem Wetter geschlossen wird.

Mein Giorgi hat mich wieder bei einem alten, ihm verwandten Armenier einquartiert; der Kerl muß eine Unzahl von Verwandten in diesem Lande besitzen: bis jetzt haben wir noch kein Dorf passirt, wo er mich nicht mit einem halben Dutzend Cousinen, Schwestern, Schwägerinnen und Frau Basen bekannt gemacht hätte. Ich werde hier mit wenigen Worten des Innern meines Absteigequartiers Erwähnung thun, da dasselbe gleichsam als Typus aller übrigen armenischen Häuser von Chertwis gelten kann. Das Haus meines Gastfreundes besteht aus zwei luftigen, geräumigen Gemächern, deren jedes ein Viereck von etwa fünfzehn Schritt im Durchmesser bildet; das letztere, oder Schlafgemach habe ich leider nicht genauer untersuchen können; das erstere ist zugleich Küche, Wohnstube

und Gesellschaftszimmer. Zur rechten Hand von der Thüre befindet sich ein großer, gut gebauter Kamin, den die Engländer für eine Nachahmung der ihrigen ansehen würden, und welcher zugleich die Stelle des Herdes vertritt. An den beiden Seitenwänden hangen die Küchengeräthschaften in so schöner Ordnung und so blank gescheuert, als ob die Kessel, Kasserollen und Töpfe nicht zum täglichen Gebrauch, sondern zum Verkauf da wären. Außer diesen Geräthschaften gewahrt man keinen andern Schmuck als einen einfachen Teppich und einige kleine niedrige Schemel; aber Alles ist so hübsch vertheilt und schmuck gehalten, daß meine Augen angenehm darein überrascht wurden.

Ich wollte meiner Wirthin ein Kompliment darüber machen, aber die gute Frau schien sich ungemein vor mir zu fürchten, denn sie wich immer zehn Schritt zurück, wenn ich einen Schritt gegen sie anrückte. Ich wandte alle mir zu Gebote stehende Beredsamkeit an, um ihr zu beweisen, daß gar kein Grund vorhanden sei, sich vor mir zu fürchten; ich sagte ihr, daß Frauen mir gar nichts Neues wären, daß ich sie sehr liebte, daß ich schon mit vielen Frauen in Berührung gekommen, daß meine eigene Mutter eine Frau wäre, daß ... doch ich hatte nicht nöthig, weiter fortzufahren, denn bei letzte Punkt schien ihr alle Schüchternheit zu nehmen. Bald darauf wurde das sehr reinliche Mittagessen aufgetragen, dessen Hauptbestandtheile wieder Pillau, Schaschelik und Süßigkeiten bildeten.

Nach Tische machte ich in Gesellschaft meines Wirthes eine Wanderung durch die blühende Umgebung von Ebertwis, bei welcher Gelegenheit ich Bekanntschaft mit mehreren Türken anknüpfte, welche mich einluden, auch ihre Gärten in Augenschein zu nehmen, und nachdem sie eine Stunde neben mir hergewatschelt und mir Alles gezeigt und erklärt hatten, mich freundlich mit Kaffee und der perlenden Wasserpfeife bewirtheten.

Nach der Schätzung Dubois', welcher im Jahre 1833 von Achalzich aus Ebertwis besuchte, liegt das Fort etwa 4000 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Häuser des Städtchens dehnen sich am Fuße des Forts links vor dem nach Süden zulaufenden Felsen aus. Die den Ort etwas umragenden Berge haben nur zwei großen Schluchten Raum gelassen, wovon sich die eine in östlicher und die andere in südlicher Richtung öffnet; durch die erstere stürzt sich brausend der reißende Toporawan-Tschai dem nicht minder reißenden Kur zu, dessen Wellen die letztgenannte Schlucht durchrollen.

Ebertwis ist nach Verhältniß der Größe das am meisten bevölkerte Sandschak des Paschaliks; die Zahl der Einwohner männlichen Geschlechts wird auf 4800 angeschlagen, worunter 2340 Armenier von der alten Kirche, 416 zu der unirten Kirche gehörige, 510 griechisch-katholische Georgier, 320 Muhammedaner und 58 Juden sind. Das Klima ist sehr gesund und das Land eben so wie Achalkalaki reich an Getreide.

Der Weg, welcher von Ebertwis über Aspinsa nach Achalzich führt, ist weniger malerisch als beschwerlich. Um die etwa 45 Werst betragende Strecke zurückzulegen, brauchten wir trotz unserer trefflichen, wohlgenährten Pferde fast neun Stunden; man begegnet auf dem Wege einer Menge wenig bedeutender Ruinen.

Aspinsa, dessen Entfernung von Achalzich etwa dreißig Werst beträgt, ist der Hauptort des Sandschaks gleichen Namens; dieses Sandschak ist das kleinste und unbedeutendste des ganzen Paschaliks. Die Zahl der in zwölf kleinen Dörfern zerstreuten Bevölkerung wird auf 3000 angeschlagen; die Einwohner sind fast durchgehends Muhammedaner. Von dem Klima und den Produkten des Landes gilt dasselbe, was über Ebertwis gesagt wurde. Man findet in Aspinsa, welches früher die Residenz des aus den letzten Türkenkriegen bekannt gewordenen Mustapha-Achmed-Bey-Oglu war, ein in

unregelmäßigem Viereck gebautes, altes türkisches Schloß von 140 Fuß Länge und 56 Fuß Breite, welches zu beiden Seiten von bewohnbaren Thürmen überragt wird.

Ich enthalte mich als Laie aller Bemerkungen über die äußerst interessanten, auf rein vulkanischen Ursprung deutenden Formationen, welche besonders von Ebertwis an bis zu dem von Trappfelsen und Trachitschichten eingeschlossenen Thale von Aspinsa das Auge in Erstaunen setzen, da wir in aller Wahrscheinlichkeit von dem gelehrten Naturforscher, Professor Abich, welcher wenige Monate nach mir diese Gegend besuchte, bald eine gründliche Abhandlung darüber erwarten dürfen.

Ganz ermüdet und zerschlagen von dem langen Ritte kam ich Nachmittags um sechs Uhr in Achalzich, der Hauptstadt des gleichbenannten Paschaliks, an, und machte gleich dem freundlichen Kommandanten der Festung, Oberst von Brevern, den ich schon früher in Armenien kennen gelernt hatte, meine Aufwartung. Die gastliche Einladung des Obersten, ein Appartement in den Festungsgebäuden zu beziehen, lehnte ich bestich ab, da mir Giorgi schon unterwegs eine Wohnung bei einem ihm verwandten armenischen Kaufmann in Aussicht gestellt hatte. Den Abend brachte ich in Gesellschaft der liebenswürdigen Familie des Herrn von Brevern zu, wo ich noch einen jungen deutschen Offizier aus den Ostseeprovinzen, den Ingenieur-Kapitän von Dahl, kennen lernte, in dessen Gesellschaft ich am folgenden Morgen meine Wanderungen durch die Stadt begann.

Die Eroberung von Achalzich durch Paskjewitsch ist ein noch zu neues Ereigniß, und seiner Zeit in den öffentlichen Blättern zu oft besprochen worden, als daß es nöthig wäre, durch eine weitläuftige Schilderung der Belagerung und Einnahme der Stadt die Kriegsbegebenheiten der Jahre 1828 und 1829 in dem Gedächtnisse des Lesers wieder aufzufrischen. Denjenigen, welche sich darüber genauer unterrichten wollen,

empfehle ich das den Gegenstand ausführlich behandelnde, obwohl vom russischen Gesichtspunkte aus geschriebene Werk von Felix Fonton: La Russie dans l'Asie Mineure, ou Campagnes du Maréchal Paskévitsch en 1828 et 1829.

Achalzich liegt an einem von dem Potschelusse, dem Kaja-Dagh und den Auslaufern der Gebirgszüge von Persaat gebildeten Winkel, wo sich die unansehnlichen, aus zusammengebauten Häuser in einem Umfange von etwa drei Werst ausdehnen. Die Stadt zerfällt in drei Theile: die Festung, die Alt- und Neustadt, welche letzteren zwei durch den Potsche von einander geschieden sind.

Fangen wir, um eine leichtere Uebersicht zu gewinnen, unsere Betrachtungen bei der Festung, als dem am höchsten gelegenen Punkte der Stadt an.

Die Gründung dieser Festung wird, wie alle großartigen Bauten des Landes, von dem Volke der Königin Tamar, der georgischen Semiramis, zugeschrieben. Die Türken nennen die Veste Achiszha-Kaleſſi; die Georgier haben dafür den alten Namen Achale-Ziche (d. i. die neue Festung) beibehalten.

Die Befestigungswerke, welche aus drei Theilen bestehen, genannt die obere und die untere Festung und die Citadelle, bilden ein seltsames Gemisch von georgischer und türkischer Bauart. Der obere Theil nämlich und die Citadelle wurden von den Georgiern erbaut, und der untere Theil später von den Türken hinzugefügt. Die Mauern dehnen sich auf einem hohen, schwer zugänglichen Felsen aus, dessen Fuß der reißende Potscho bespült.

Unter den im Innern der Festung befindlichen Gebäuden ist nur die schöne, leider jetzt auch halb in Trümmern dastehende Moschee näherer Beachtung werth. Die Gründung derselben wird dem türkischen Pascha Achmed, welcher zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts über Achalzich herrschte,

zugeschrieben. Wie Fluge (in No. 1. der Zeitung von Tiflis des Jahres 1832) erzählt, verschrieb dieser Pascha zur Erbauung der Moschee einen europäischen Architekten aus Konstantinopel, ließ eine Menge christlicher Kirchen niederreißen und das so erbeutete Material zum Bau des prachtvollen, in großartigem Style ausgeführten Tempels verwenden, welcher jetzt bestimmt ist, wiederum in ein christliches Bethaus umgewandelt zu werden.

Die äußeren Mauern der Moschee sind einfach und schmucklos, aber von dauerhafter, geschmackvoller Arbeit. Vier hohe, steinerne Säulen von bläulicher Farbe, mit kupfernem Piedestal und durch schön geformte Bogen mit einander verbunden, bilden die Hauptfaçade des herrlichen Gebäudes. Der Raum zwischen diesen Säulen und der Moschee wurde von drei kleinen, mit vergoldeten Halbmonden geschmückten Kuppeln überragt. Die Hauptkuppel der Moschee, welche über sechzig Fuß im Durchmesser hat, ist aus Ziegelsteinen aufgeführt und mit gepreßtem Blei überkleidet. Das hoch durch die Lüfte ragende, schlanke Minaret gewährt zuneben dem umfangreichen Tempel einen besonders schönen Anblick.

Beide sich der Moschee anschließende Vorhöfe sind mit glatten Quadern von bläulicher Farbe gepflastert, welche in einem etwa zwei Stunden von Achalzich gelegenen Steinbruche gewonnen werden. In der Mitte des ersten Hofes sprang eine große, schön eingefaßte Fontaine, von einer mit dem goldenen Halbmond geschmückten Kuppel überragt, welche von acht zierlichen Säulen getragen wird. Dies ist ein Bild der Moschee, wie sie gewesen; die Fontaine springt jetzt nicht mehr, der goldene Halbmond ist verschwunden, die das Innere des Gebäudes zierenden Arabesken und Inschriften sind abgerieben oder übertüncht, und überhaupt sieht man heutzutage nur noch die Spuren der einstigen Pracht ....

Die Sage erzählt, daß der grausame Achmed-Pascha

dem Architekten, als er das große Werk vollendet hatte, zum Dank den Kopf abhauen ließ, um ihn zu verhindern, anderswo ein ähnliches Gebäude zu errichten. Doch wurde der Pascha selbst vom Sultan mit dem Tode für seine Grausamkeit bestraft. Sein Grabmal findet sich an der Ecke des Vorhofes der Moschee.

Steigen wir jetzt von der Festung hinab, um eine flüchtige Wanderung durch die Stadt zu machen, welche mit ihrer öden, aller Vegetation entbehrenden Umgebung, und ihren kleinen, eng zusammengeworfenen Häusern einen ziemlich traurigen Anblick gewährt.

Unter den durchgängig unansehnlichen Gebäuden thun nur nur der unfern der Festung gelegenen türkischen Bäder, so wie der Kirchen Erwähnung, deren man sechs in Achalzich findet: eine georgische, eine katholische, drei armenische und einen israelitischen Kahal nebst Synagoge. Der früher so berühmte Bazar von Achalzich trägt jetzt ein höchst ärmliches Gepräge. Von der ehemaligen Bevölkerung dieser einst so volkreichen Stadt ist seit der Besitznahme durch die Russen kaum eine Spur übrig geblieben; von den türkischen Einwohnern haben sich alle wohlhabenden nach der Türkei zurückgezogen, und die übrigen leben zerstreut in den Dörfern der angrenzenden Sandshaks.

Unfern Achalzich, am rechten Ufer des Potzche, inmitten einer engen, wilden Schlucht, stehen die zerfallenen Mauern einer alten armenischen Kirche.

Die Ruinen, welche von dem Geschmacke und der Kunst des Baumeisters eben keine hohe Idee geben, verdienen nur in sofern Beachtung, als sie ihres Alterthums wegen von Armeniern und Georgiern in hohen Ehren gehalten werden, und ihnen als Zeugniß gelten, wie früh das Christenthum in diesem Lande schon einheimisch gewesen. Zudem knüpft sich eine noch heute unter dem Volke fortlebende Sage daran,

welche erzählt, daß der heilige Magnessi nach seiner Vertreibung aus Persien sich in Trapezunt niedergelassen habe, jedoch auch von dort wieder schimpflich verjagt und mit dem Tode bedroht worden sei, weil er mehrere Muhammedaner zur armenischen Kirche bekehrt habe. Des Lebens in den großen Städten müde, und um den steten Verfolgungen der Türken zu entgehen, habe er sich in der Nähe von Achalzich angesiedelt, und dort eine christliche Gemeinde gebildet, von welcher die oben erwähnte Kirche herstammt. Nicht lange jedoch sollte er in seinem neuen Wohnorte sich der Ruhe erfreuen. Bei einem Verheerungszuge der Feinde durch Achalzich kam er ums Leben, und sein Leichnam wurde, von Wunden entstellt, am Eingange des Gotteshauses gefunden. Er war gestorben als ein Streiter Gottes, das Heiligthum des Herrn mit tapferer Hand vertheidigend.

Seit jener Zeit hat die Kirche immer leer und unbenutzt gestanden, und wird nur im Sommer, an hohen Festtagen, von den frommen Einwohnern der Umgegend besucht.

* * *

Mit dem gesellschaftlichen Leben sieht es in Achalzich traurig aus, da es hier an dem belebenden und veredelnden Element der Gesellschaft — an Damen, fehlt. Von den hier dienenden Offizieren und Beamten sind die meisten ohne Vermögen, und folglich auch unverheirathet, da ihre spärliche Besoldung zum Unterhalt einer Familie nicht ausreicht.

Frau von Brevern, die einzige gebildete Dame, die ich in Achalzich gefunden, hat sich vielfach aber vergebens bemüht, unter den vornehmeren Armenierinnen Geselligkeit, im europäischen Sinne des Worts, einzuführen. Die Verschiedenheit der Sprachen, Sitten und Kleidung, so wie die Eifersucht der armenischen Ehemänner, welche über die Sittlichkeit der

ruſſiſchen Offiziere ihre eigenen Anſichten haben, machten jedwede dauernde Annäherung unmöglich. Man begreift demnach leicht, daß eine Anſtellung in Achalzich eben kein beneidenswerthes Loos iſt, und gewöhnlich als eine Verbannung betrachtet wird. Die unverheiratheten Offiziere und Beamten, von denen die wenigſten Sinn für wiſſenſchaftliche Beſtrebungen haben, ſuchen ſich für die vielen geiſtigen Entbehrungen, denen ſie hier ausgeſetzt ſind, durch materielles Wohlleben zu entſchädigen, und die peinigende Langeweile durch häufige und luſtige Gelage zu verſcheuchen. Ich wohnte zu verſchiedenen Malen ſolchen Erzeßlichkeiten bei, glaube mir jedoch eine Schilderung derſelben füglich erſparen zu können, da meine Leſer wenig Neues daraus lernen würden.

Die Wohnungen der Armenier in Achalzich ſind eben ſo anziehend und reinlich, wie die der Georgier und Juden abſtoßend und ſchmuzig ſind. Ich war wieder bei einem Verwandten meines Giorgi, einem ziemlich wohlhabenden Kaufmanne, einquartiert, in deſſen Behauſung es mir um ſo beſſer gefiel, als der Sohn des Hauſes, der ſchwarzgelockte Juſſuf, in der ganzen Stadt als liederreicher Sänger bekannt und geprieſen war. Wenn ich Abends von meinen Streifzügen nach Hauſe kam und ermüdet auf den Teppich niederſank, ſo mußte mir Juſſuf immer noch mit ſeinem friſchen Geſange ein Stündchen angenehm zu vertreiben, wobei er ſich mit großer Fingerfertigkeit abwechſelnd zur Saz und zur Tſchengzir begleitete.

Ich ſuchte von dem reichhaltigen Liederſchaze des Sohnes meines Wirthes ſo viel auszubeuten, wie meine kurze Zeit mir erlaubte, und verließ Achalzich nach achttägigem Aufent-

halte, um weitere Ausflüge in das Innere des Landes zu unternehmen.

Der erste Ort, wo ich wieder Halt machte, war das seiner vielen merkwürdigen Ruinen, seiner Mineralquellen und geschichtlichen Erinnerungen wegen berühmte Thal von Bordshom, die alte Verbindungsstraße zwischen dem untern Karthli und Achalzich. Dubois de Montpereux giebt uns in seinem trefflichen, nur etwas zu weitschweifigen Reisewerke, eine so ausführliche Schilderung des Thales von Bordshom, daß ich nichts Neues von Belang hinzuzufügen wüßte.

Auf der Rückreise gab mir ein mehrtägiger Aufenthalt in den Bädern von Abbas-Tuman Gelegenheit, mich über die Zustände der dort angesiedelten deutschen Einwanderer etwas genauer zu unterrichten. Sie bestehen nur aus zehn Familien, die ich sämmtlich in höchst armseligen Umständen fand; sie klagten mir jammernd ihre Noth, und wünschten nichts sehnlicher, als Mittel zu finden, auf ihre alten Wohnplätze in Taurien zurückzukehren.

Was ihre Lage noch verschlimmert, und das Mitleid ein wenig verstummen macht, ist die beklagenswerthe Uneinigkeit, in welcher sie selbst unter einander leben....

Die von üppig bekleideten, ruinentragenden Bergen und wunderlich gezackten Felsen eingeschlossene Schlucht von Abbas-Tuman, gehört zu den schönsten Plätzen des Paschaliks.

Die hier befindlichen Mineralquellen, welche erst seit wenigen Jahren unter ärztlicher Aufsicht benutzt werden, haben in verschiedenen Abstufungen von 28 bis 40° R. Man findet hier ein Hospital, wohin die kranken Soldaten aus der Umgegend geschickt werden. Außer diesen Soldaten, und einigen armenischen und georgischen Offizieren, war die Zahl der Badegäste so gering, daß ich buchstäblich mehr Häuser als Bewohner fand.

Wenn der schöne Bakeert nicht gar zu fern von der

civilisirten Welt läge, so würde derselbe zweifelsohne bald eben so besucht wie berühmt werden.

Mit Ausnahme meiner Wanderung nach Adigien, welcher ein besonderes Kapitel gewidmet werden soll, weil sie einen Besuch bei dem berühmten Weisen Omar-Effendi in sich schließt, übergehe ich die Schilderung meiner weiteren Ausflüge durch das Paschalik Achalzich, und fasse die daraus gewonnenen Notizen in Folgendem übersichtlich zusammen.

Der Ackerbau steht im Paschalik Achalzich noch auf einer sehr niedrigen Stufe, woran einerseits der nicht überall ergiebige Boden, besonders aber die einem Europäer unbegreifliche Trägheit der Einwohner Schuld ist. Am günstigsten ist das Land in den Sandshaks Atzchwer und Aspinsa, doch könnte, nach der Behauptung erfahrener Agronomen, bei gehöriger Kultur, Bewässerung und Düngung des Bodens, auch hier der bisherige Ertrag um das Zehnfache gesteigert werden.

In den Sandshaks Ebertwis und Achalkalaki ist der Boden im Allgemeinen sehr fruchtbar, und wasserreich genug, um künstliche Bewässerung entbehren zu können; das Düngen ist hier jedoch mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da wegen des gänzlichen Mangels an Holz aller Mist getrocknet und als Brennmaterial verbraucht wird, in derselben Weise, wie es früher bei unserer Wanderung nach Eriwan beschrieben wurde.

Die Hauptprodukte, welche in den oben genannten Sandshaks gewonnen werden, sind: Waizen, Gerste, türkische Bohnen und verschiedene Obstarten; in den höher gelegenen Gegenden baut man besonders Juslyk, das hiesige Winterkorn, d. i. eine Mischung von Roggen und Waizen. Der Merkwürdigkeit

wegen muß ich der sonderbaren Art und Weise, wie man hier den Ackerbau betreibt, etwas umständlicher Erwähnung thun.

Zum Pflügen des harten Bodens bedient man sich eines auf Rädern ruhenden, äußerst schwerfälligen Pfluges, zu dessen Fortschaffung nach Umständen fünf bis zehn Paar Ochsen erfordert werden. Der Pflug enthält zwei kolossale Eisen: das erstere, vorn befestigte, ist ganz schmal und scharf, und dient gleichsam als Vorläufer des letzteren, indem es die Erde nur ein wenig aufreißt, während das breite, dreieckige, hinten befestigte Eisen tief einschneidend hinterher gleitet.

Das Eggen geschieht hier auf dieselbe drollige Weise, wie in Grusien (Georgien): man befestigt eine Menge Reiser auf einem etwa sieben Fuß langen, dünnen Balken; zwei oder drei Bursche setzen sich darauf, ein Zug Ochsen wird davor gespannt, und so geht es schreiend und knarrend vorwärts. Es bedarf kaum der Erwähnung, wie wenig zweckfördernd dieses Verfahren ist.

Noch möchte die eigenthümliche Weise des Dreschens hier zu Lande einer kurzen Schilderung werth sein. Statt der Dreschflegel, deren Handhabung den Leuten zu mühsam sein würde, bedient man sich hier eines etwa fünf Fuß langen und anderthalb Fuß breiten, vorn spitz zulaufenden und nach oben gebogenen Brettes, an dessen Untertheile glatte Steine in der Ordnung eines Schachbrettes befestigt sind. Ein paar Menschen setzen sich darauf, theils um das Gewicht zu vermehren, theils um die angespannten Ochsen zu lenken, und so wird der sonderbare Dreschflegel auf dem im Kreise ausgestreuten Getreide herumgefahren.

Die früher sehr bedeutende Viehzucht ist seit dem letzten Kriege ebenfalls außerordentlich gesunken. Die hiesigen Büffel, Schafe und besonders die zahlreichen Esel sind von ungewöhnlicher Größe. Die Schafe, deren Wolle sehr dicht und lang ist, werden jährlich zweimal geschoren, zu Anfang des Frühjahrs

und zu Ende des Herbſtes. Die Pferde des Landes ſind kräftig, behende und ausdauernd, aber durchgehends klein.

Der Gartenbau iſt außer dem Thale von Ebertwis nur in den Sandſhaks Atzchwer und Aſpinſa von einiger Bedeutung. Die Früchte, welche hier beſonders in großer Menge gewonnen werden, ſind: Aepfel, Birnen, verſchiedene Arten von Kirſchen, Pflaumen und Nüſſe. Der Maulbeerbaum, welcher hier vortrefflich gedeiht, wird nicht des Seidenbaues, ſondern lediglich ſeiner Frucht wegen gezogen.

In den Gärten ſowohl, wie in den Wäldern, welche die Berge von Atzchwer und Aſpinſa überkleiden, findet man im Ueberfluß: die Berbisbeere (berberis dumetorum), Haſelnüſſe, Stachelbeeren, Himbeeren, Erdbeeren, Preißelbeeren, Hagebutten u. ſ. f.

Der Weinbau iſt durchgehends noch außerordentlich vernachläſſigt, obgleich in den tiefer gelegenen Thälern, bei beſſerer Kultur, die Rebe ſehr wohl gedeihen würde. Der wenige Wein, welcher hier gewonnen wird, iſt in Folge der ſchlechten Zubereitung faſt ungenießbar.

Ich ſchließe dieſes Kapitel mit der Bemerkung, daß, wenn ich mich hier mehr in Einzelnheiten eingelaſſen habe, als bei der Schilderung der übrigen Länder, dieſes hauptſächlich deshalb geſchah, weil das Paſchalik Achalzich verhältnißmäßig weniger bekannt und beſucht iſt.

Achtzehntes Kapitel.

Der Weise von Adigjon, das Dach der Wittwe, und der Wettkampf der Weisheit.

Nach der Eroberung des Paschaliks Achalzig durch Paskjewitsch verließen fast alle türkischen Einwohner die Hauptstadt und siedelten nach Anatolien über, um nicht unter russischer Botmäßigkeit zu stehen.

Die türkischen Auswanderer wurden zu einem großen Theile ersetzt durch armenische Einwanderer, welche als Christen die Herrschaft des weißen Zaren der des Statthalters Muhammeds vorzogen.

Unter den wenigen, in Achalzich zurückgebliebenen Türken war der hervorragendste Omar-Effendi, ein Schriftgelehrter, den ein kleiner Grundbesitz in dem unweit der Hauptstadt gelegenen Dorfe Adigjon, so wie besondere Gunstbezeugungen der russischen Regierung, an die Scholle fesselten.

Der aufmerksame Leser wird sich erinnern, daß Mirza Schaffy, gleich im Beginn unserer Bekanntschaft, der Weisheit Omar-Effendi's rühmend gedachte, wie denn überhaupt die gute Meinung des ehrwürdigen Mirza über die andern Weisen des Morgenlandes sich bemessen ließ nach der Entfernung, in welcher sie von ihm wohnten, oder der Anerkennung, welche sie ihm zollten.

Es that seiner Schule der Weisheit keinen Eintrag, Abbas-Kuli-Eban zu rühmen, der in Baku, am Kaspi-

schen Meere hauste, oder Omar-Effendi, der in der Wildniß von Adigaen Nachtigallen und Rosen besang.

Die Schriftgelehrten von Tiflis aber mußten gedemüthigt werden, weil sie sich für weiser hielten als Mirza-Schaffy, und weil hier der Gedanke der Konkurrenz zu nahe lag.

Als ich den Weisen von Gjändsha einmal fragte, wie er es vereinbaren könne mit seinen Grundsätzen, in freundschaftlichen Beziehungen zu so vielen gläubigen Priestern und Schriftgelehrten zu stehen, wie von der Sekte der Sunniten so von der Sekte der Schiiten, antwortete er:

»Wie Du unweise redest, o Jünger! was gehen mich die Sekten und Spaltungen der Kirche an? Jede Schafheerde will ihren Hirten haben, und jede Gemeinde ihren Prediger, ein Jeglicher treibt sein Geschäft auf seine Weise, denn der Mensch will leben. Die Weisen müssen sich mehr nach den Thoren richten, als die Thoren nach den Weisen, denn der Thoren sind viele, und der Weisen sind wenige. Der Kaufmann rühmt seine Waaren, und die Menschen kaufen davon nach ihrem Bedürfniß; der Mullah rühmt die wasserreichen Gärten des Paradieses, und die Menschen glauben daran nach ihrem Bedürfniß.

»Wenn aber der Kaufmann sagen wollte: meine Waare ist schlecht — so würde er zum Bettler werden und seine Kunden verlieren. Die Kunden aber würden nicht nackt gehen deshalb, sondern ihre Waaren von andern Kaufleuten nehmen.

»Und wenn der Mullah sagen wollte: meine Lehre ist falsch — so würden die Thoren ihn steinigen, und einen andern an seine Stelle setzen. Aber jemehr er sich ihrer Thorheit anbequemt, für desto weiser werden sie ihn halten. Nur nach und nach findet die Wahrheit Eingang bei den Menschen; nur nach und nach keimt das Saatkorn und treibt Frucht.

»Aber soll man kein Licht anzünden, weil die Sonne nicht scheint in der Nacht? Soll man den Verstand schelten, weil er auf Kosten des Unverstandes leben muß? Was sagt

Saadi: — „Soll man das schöne Himmelslicht anklagen, weil die Fledermäuse der Sonne Strahlen nicht ertragen können? Eher mögen tausend Fledermausaugen geblendet werden, als daß die Sonne sich deshalb verfinstere!“ —

* * *

Miria-Schaffy hatte schon in den ersten Monaten unsers Beisammenseins an Omar-Effendi geschrieben: es hause jetzt in Tiflis ein junger Alim aus dem Abendlande, der bei ihm die Weisheit lerne, und der später auch eine Wallfahrt zu Omar-Effendi unternehmen werde, um seine Sprüche der Weisheit zu erforschen.

Mein bescheidenes Dasein war also nicht nur dem Weisen von Adigion längst bekannt, sondern durch diesen auch zur Kenntniß der ganzen Nachbarschaft gekommen, wo Omar Effendi nicht wenig an Ansehen gewonnen hatte bei der Nachricht, daß sein Mund der Born sei, dazu die Weisen des Abendlandes gepilgert kämen, um daraus zu schöpfen.

Es blieb nur übrig, das Verheißene in Erfüllung zu bringen. Bei meiner Ankunft in Achalzich erfuhr ich, daß Omar-Effendi bereits vor einigen Wochen die Stadt verlassen, und seine Sommerwohnung in Adigion bezogen habe.

Ehe ich meine Ausflüge in's Innere des Paschaliks antrat, entsandte ich die Botschaft an den Weisen, daß ich den Stab der Pilgerfahrt ergreifen und demnächst bei ihm eintreffen werde.

Nach meiner Rückkehr von Abbas-Tuman fand ich eine Antwort von Omar-Effendi vor, worin er mir sein Herz und seinen Verstand zu Füßen legte und sagte, daß die Schwelle seines Hauses nach dem Glücke seufze, von meinen Füßen berührt zu werden.

Ein russischer Offizier, der eine Dienstreise in das Innere des Landes zu machen hatte, bot mir seine Begleitung bis

Adigien an, Giorgi bat mich um die Erlaubniß, Juſſuf, unſern Wirth, und noch einige Verwandte mitnehmen zu dürfen, ſo daß die Geſellſchaft, mit der Koſaken-Eskorte, einen ganz ſtattlichen Reiterzug bildete.

Von den vielen Dörfern, welche wir auf der Reiſe paſſirten, verdient nur das ſeiner Größe und ſeiner ſchönen Moſchee wegen bemerkenswerthe Suchilis beſondere Erwähnung. Wir machten hier eine Stunde Halt, um die Pferde etwas verſchnaufen zu laſſen.

Vorüberreitende Türken mußten inzwiſchen die Nachricht nach Adigien gebracht haben, daß eine Karawane im Anzuge ſei, denn noch ehe wir einritten in das Dorf, kamen uns Botſchafter von Omar-Effendi entgegen, welche Teppiche vor uns ausbreiteten, und uns mit Milch und ſüßen Früchten bewirtheten.

Trotz der Untiefen der ſchmutzigen Gaſſen von Adigien, und trotz der von furchtbarem Bellen begleiteten Angriffe der ſchaarenweis auf uns losſtürzenden Hunde des Ortes, kamen wir mit einbrechender Dämmerung glücklich vor dem Hauſe Omar-Effendi's an.

Das ganze Dach, ſo wie der Balkon, waren mit Menſchen angefüllt, und Sänger waren aufgeſtellt, uns mit Saitenſpiel und Geſang zu begrüßen.

Nach dem für Alle geltenden, landesüblichen Gruße, die Hand an Herz und Stirn zu legen, wandte ſich Omar Effendi zu mir und ſprach: »Möge Deinen Fußtapfen Glück folgen! Mein Haus iſt Dein Haus! Deine Wünſche ſind mir Befehle!«

Darauf wurden noch eine Menge der ſchmeichelhafteſten Phraſen gewechſelt.

»Was ſagt Togrul-Ben-Arslan! — rief der Weiſe, — »Das Angeſicht meines Gaſtes entzückte mich, alſo, daß mein Herz überwoll vor Freude!«

»Was sagt Firuli' — entgegnete ich — »So bin ich armer Wanderer zu Dir gekommen, wie ein Tropfen Wasser, der zum Ozean geschwommen'«

Inzwischen dauerte der Gesang und das Saitenspiel ohne Unterbrechung fort.

Ich lasse hier beispielshalber einige Verse von einem mir zu Ehren gedichteten Liede folgen, welches ich wenigstens zwanzig Mal unter dem furchtbarsten Akkompagnement hören mußte:

„Den jungen Fremdling aus dem Abendland
Besingen wir;
Ihn, der den Pfad zum Born der Weisheit fand,
Besingen wir.

Wir preisen seinen Muth, sein kühnes Wagen —
Sein gutes Roß, sein faltenreich Gewand
Besingen wir.

Wir streuen Blumen vor des Pilgrims Füße,
Und seines Hauptes Weisheit und Verstand
Besingen wir.

Willkommen sei der Fremdling unserm Hause!
Ihn, der des Weges Mühsal überwand,
Besingen wir."

Trotz der dunkel hereinbrechenden Nacht blieben wir auf dem Balkon, der durch ein halb Dutzend riesig langer, aus geöltem Papier bestehenden Laternen erleuchtet wurde.

Fortwährend wurden Früchte, Milchspeisen verschiedener Art und süßes Backwerk herumgereicht.

Meinem russischen Freunde, dem die ganze Scene so komisch erschien, daß er nur mit Mühe durch fortwährenden Genuß der dicken Milch das Lachen unterdrücken konnte, war etwas unwohl geworden. Er klagte mir seine Noth, denn es

war kein Ausweg zu finden, ohne eine allgemeine Störung herbeizuführen.

Der Balkon führte in das Selamlik (Begrüßungszimmer), welches wiederum mit den andern Gemächern des Hauses in Verbindung stand. Allein dort hinzugehen, wäre gegen alle Sitte des Landes gewesen, es blieb sonach nichts übrig, als vom Balkon herab auf die Dächer der angrenzenden Häuser zu steigen, was aber wegen der vielen Hunde sehr gefährlich war.

Ich wendete mich an Omar-Effendi und sagte: O Weiser! löse mir dies Räthsel: es steht geschrieben, der Geist sei gewaltiger als der Körper, — und doch hat dieser mehr Gewalt über jenen, als jener über diesen. Wenn der Geist sich zum Himmel emporschwingt, so kann er den Körper nicht mitnehmen — wenn aber der Körper seine gewöhnlichsten Bedürfnisse hat, so muß die unsterbliche Seele ihm folgen!

Omar-Effendi lächelte, winkte einigen Leuten und befahl ihnen, Laternen zu bereiten, um zu leuchten, und Knittel, zur Abwehr der Hunde.

In wenigen Minuten erschienen acht dickturbante Türken, und stiegen mit meinem russischen Freunde den Balkon hinab, auf die angrenzenden, terrassenförmig gebauten Häuser.

Ein riesiger Türke, in blutrothem Gewande, führte den Zug, in der Hand eine lange Laterne tragend; der zweite Laternenträger ging hinterher, während die übrigen Begleiter, mit furchtbaren Knitteln bewaffnet, den Russen in die Mitte nahmen, um ihn vor den wolfähnlichen, von allen Seiten heranstürzenden Hunden zu schützen.

Von Zeit zu Zeit blieben sie stehen, um zu erforschen, ob der richtige Anhaltpunkt gefunden sei.

»Wessen Dach ist dieses?« fragte der erste Laternenträger.

»Abdullah's, des Kaufmanns!« erwiederte der zweite.

»Das ist gefährlich; hier können wir nicht bleiben.«

Und sie stiegen weiter hinab auf ein ganz niedriges Haus.

»Wessen Dach ist dieses?«

»Das Dach der Wittwe Ibrahim's, des Schneiders!«

Und sie ließen sich nieder auf dem Dache der Wittwe.

Am folgenden Tage reiste der Offizier weiter, Juffuf und seine Verwandten kehrten nach Achalzich zurück, und ich blieb mit Giorgi allein bei Omar-Effendi.

Wir besuchten gemeinschaftlich die in der Nachbarschaft von Adigion hart an der türkischen Grenze belegenen, ziemlich wohlerhaltenen, aber ebenfalls in einen Kuhstall umgewandelten Ruinen einer alten georgischen Kirche, welche, nach Bauart und Inschriften zu schließen, aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung datirt.

Nachdem ich eine Zeichnung von der Kirche entworfen und die Inschriften kopirt hatte, kehrten wir nach Adigion zurück, wo ich mit Omar-Effendi noch einige fröhliche Tage verlebte.

Unsere Mahlzeiten hielten wir gewöhnlich in den obstreichen Gärten des Dorfes, welche, wie das ganze Land, künstlich durch Kanäle bewässert waren. Auf den dunklen Rasen wurde ein Teppich gelegt, darüber eine kaum sechs Zoll hohe Tischscheibe gestellt, und rund umher saßen wir mit untergeschlagenen Beinen. Ein paar der angesehenern Einwohner des Dorfes befanden sich gewöhnlich in unserer Gesellschaft, während andere in großer Zahl sich freiwillig zu unserer Bedienung anboten.

Wein wurde an der sonst reichlich besetzten Tafel nicht getrunken; schlechte Musik, mittelmäßiger Gesang und gute Laune mußten Ersatz dafür bieten.

Ich konnte nicht genau ermitteln, ob Omar-Effendi aus Rücksicht für seine strenggläubige Umgebung, oder aus eigenem Festhalten an den Satzungen des Koran sich den Genuß des Weines versagte.

Ich glaube, daß das Erstere der Fall war, da die Lieder, welche er mir vorsang, sämmtlich überflossen vom Ruhme des

Weines. Gewohnt, mich überall ſtreng der Sitte des Hauſes meiner Gaſtfreunde anzubequemen, wagte ich nicht, Omar Effendi um Aufklärung des fraglichen Punktes zu bitten.

Ich mußte meinem Wirthe alle Lieder und Sprüche der Weisheit ſagen, die ich von Mirza-Schaffy gelernt hatte, und der Weiſe von Adigien ſang mir dafür die ſeinigen vor. Ich fand darin eben ſo viel Anmaßung und Selbſtgefühl, aber bei Weitem nicht die Friſche und Originalität, wie in den Geſängen Mirza-Schaffy's.

Wir ſchrieben gemeinſchaftlich Briefe an Mirza-Schaffy; mein Wirth, um ſeine Freude über meinen Beſuch auszudrücken, und ich, um ihm nach langer Trennung wieder einen Bericht von meinen Erlebniſſen zu geben.

Wir rühmten gegenſeitig unſere Handſchrift, denn auf das Schönſchreiben wird im Orient ein ungemein großer Werth gelegt; ja, es wird als ein weſentlicher Beſtandtheil der Weisheit betrachtet. Darum kommt es hier nicht ſelten vor, daß ein Schriftgelehrter den andern auffordert, ihm einen Beweis ſeiner Schreibekunſt zu geben, und ihn verhöhnt, wenn die Probe ſchlecht ausfällt.

Die Artigkeiten, welche Omar-Effendi mir über meinen Brief ſagte, — den ich ihm zeigte, wie er mir den ſeinigen, — ſchrieb ich alle auf Rechnung Mirza-Schaffy's.

»Du thuſt wohl — entgegnete er — Deinen Lehrer zu preiſen; aber die Weisheit läßt ſich nicht ganz ſo verſchenken, wie ein anderes Ding: nur halb kann ſie gegeben, halb muß ſie gewonnen werden. Es läßt ſich kein Baum pflanzen auf Steinen, und keine Weisheit im Kopfe eines Thoren. Was ſagt Hafis:

»Nie wirſt Du das Juwel Deiner Wünſche erlangen
Durch eigene Mühe —
Und doch nie, o Hafis! wird es zu Dir gelangen
Ohne eigene Mühe!«

Ich zitirte ihm zur Entgegnung die Stelle aus der Bibel, wo es heißt: »Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird noch genommen was er hat.«

Er nickte einverständlich mit dem Kopfe, und ich fuhr fort: »Es geht mit den Sprüchen der Weisheit im Kopfe eines Thoren, wie mit dem Gelde in der Hand eines Bettlers, davon Saadi geredet: »In der Hand eines Bettlers bleibt das Geld so beständig, wie die Geduld im Kopfe eines Verliebten, und das Wasser im Siebe!«

»Aber eben so schwer — rief Omar-Effendi — wie es ist, die Weisheit in die Köpfe der Thoren zu bringen, eben so schwer ist es auch, die Thorheit ganz zu vertreiben aus den Köpfen der Weisen!«

»Weil auf dem fruchtbarsten Acker — entgegnete ich — auch das Unkraut am besten gedeiht. Es genügt, wenn der guten Früchte mehr sind als des Unkrauts, und dazu bedarf es schon großer Pflege und großen Kampfes. Ein Gleiches gilt von den Anlagen und Eigenschaften der Menschen. Was ist die Reinlichkeit? ein Kampf gegen den Schmutz; — was ist die Tugend? ein Kampf gegen das Laster; — denn jedes gute Ding hat seinen schlimmen Gegensatz, und je beständiger der Kampf, desto größer der Werth des Menschen, weil seine Kräfte nicht ermatten, sondern gestärkt werden in solchem Kampfe.«

Omar-Effendi sah eine Zeitlang schweigend vor sich hin, klopfte seine Tschibuq aus, rückte an seinem Turban, und dann wandte er sich zu mir und sagte mit ernstem Gesichte: »Ich möchte wissen, wer von uns Beiden der Weiseste ist!«

Ich hatte Mühe, bei dieser seltsamen Frage das Lachen zu unterdrücken, aber ich bezwang mich und erwiederte: »Wie kannst Du solche Frage thun? Was ist ein Wassertropfen im Vergleich zur Perle? Was ist ein Staubkorn im Vergleich zum Diamanten? Was bin ich im Vergleich zu Dir!«

Er lächelte zufrieden über meine Antwort, aber bestand nichtsdestoweniger darauf, zu erforschen, wer von uns Beiden der Weiseste wäre.

Ich war neugierig, wie er seine Forschungen anstellen würde. Er ging in's Haus, holte ein paar gleiche Stücke Papier, gab mir eines davon, legte das andere vor sich auf's Knie zum Schreiben, und sagte: »Nun schreib', ich werde zu gleicher Zeit mit Dir anfangen!«

Da ich noch immer nicht fassen konnte, wo er hinaus wollte, fragte ich ihn: »Sag' mir, o Omar-Effendi! was ist Dein Rath und Begehren?«

Er bedeutete mich, ich solle ihn in Versen besingen, und er werde mich besingen, und wer von uns am ehesten das Blatt Papier ausfüllte, der sollte der Weiseste sein.

Ich hatte Mühe, ihm klar zu machen, daß es ein großer Unterschied sei, sich nothdürftig in einer fremden Sprache ausdrücken zu können, oder Gasels darin zu schmieden. »Und wenn ich noch zwanzig Jahre Türkisch lernte — schloß ich — so würde ich doch nimmer so schöne Verse drin schreiben können wie Du!«

»So schreib' Du in Deiner Sprache — entgegnete er — und ich werde in meiner schreiben. Nachher aber sagst Du mir, so gut Du kannst, was Du geschrieben.«

Ich mußte mich fügen; wir setzten uns nieder, und der Wettkampf der Weisheit begann.

Es war mir natürlich leichter, eine Seite deutscher Knittelverse zu schreiben, als es ihm sein konnte, eine Seite mit seinen türkischen Hieroglyphen anzufüllen.

Ich schrieb was mir eben durch den Kopf fuhr, und als er bemerkte, wie ich meine Feder rüstig handhabte, während er kaum ein Dutzend Buchstaben gemalt hatte, rief er mir zu, ja aufmerksam zu schreiben, denn er werde das Blatt

bewahren, und zeigen, wenn einmal wieder ein Weiser aus dem Abendlande zu ihm gepilgert käme.

Ich schrieb langsam weiter; da ich aber ein schlechter Gelegenheitsdichter bin, so konnt' ich nichts Besseres thun, als die Knittelverse zu vollenden in der Weise wie ich sie begonnen hatte.

Ich war fertig, ehe er noch die Hälfte seines Blattes beschrieben hatte, aber ich schwieg, und zog unbemerkt mein Notizbuch aus der Tasche, um die Verse abzuschreiben, zum Andenken an den seltsamen Kampf der Weisheit in Adiaden.

Doch selbst nachdem ich die Abschrift genommen hatte, war Omar-Effendi noch immer nicht fertig.

»Hast Du Dein Gedicht vollendet?« fragte er nach einer Weile.

Ich antwortete »Ja.«

»Zeige was Du geschrieben!«

Ich suchte ihm die Knittelverse zu verdolmetschen, so gut es gehen wollte.

Und da vielleicht auch mancher Leser neugierig ist, den Inhalt jenes Blattes zu kennen, so lasse ich den Urtext hier folgen, ungefeilt und unverfälscht, in treuer Abschrift aus meinem Tagebuche, um der Wahrheit getreu zu bleiben, so sehr auch die Verse darunter leiden mögen.

An Omar-Effendi.

Ein Jeder hat sein Schicksal hier im Leben,
Wie's Allah ihm, der Einzige, gegeben.
Erfüllt der Mensch, was ihm das Herz bewegt,
Thut er, was Allah ihm in's Herz gelegt,
Mir ward der Hang, durch alle Welt zu wandern,
Daß ich der Menschen Thun und Treiben lerne —
So zog ich fort, von einem Land zum andern
Und ließ die Heimat und die Meinen ferne.

Wohl oft fand ich, was Aug' und Herz ergötzte,
Doch nie, was meine Heimat mir erſetzte!
Ob trüb, ob heiter meines Schickſals Sterne,
Die Blicke ſchweiften heimwärts in die Ferne.
Bei Dir, o Omar! nur, ſah ich und hört' ich
Das Ferne nicht, und nur was gegenwärtig
Erfüllte mich: ſo freudebringend ward
In Deinem Hauſe mir die Gegenwart!
Ich wiegte mich auf Deiner Gärten Matten,
Ich ward gekühlt von Deiner Bäume Schatten,
Zum Klang der Tſchenaſir ſchollen Luſtgeſänge,
Es harrte meines Winks der Diener Menge;
Ich labte mich an Deiner Weisheit Wort,
Du ſcheuchteſt Sorgen, Gram und Zweifel fort;
Ich ward gegönnt von Deiner Freundſchaft Blick,
Omar, bei Dir Nichts fehlte meinem Glück!
Gelobt ſei Allah, daß er mir im Leben
Durch Dich ſolch' ſchönen Augenblick gegeben!
Lob, Preis ihm, daß er Dir mich ließ begegnen,
Und mög' er Dich und alles Deine ſegnen!

Der Weiſe ſchien ſehr erfreut zu ſein über das Bild, welches ich von dem Genuß ſeiner Gaſtfreundſchaft gezeichnet, aber er weigerte ſich, mir das von ihm beſchriebene Blatt zu geben. Er ſagte, es ſei ihm nicht gelungen wie er es wünſchte, und er wolle mir etwas Beſſeres dafür aufſchreiben.

Da ich aber zuerſt fertig geworden war, ſo entſchied er den Kampf der Weisheit folgendermaßen: »In Deinem Stamme biſt Du der Weiſeſte — in meinem Stamme bin ich der Weiſeſte!«

Darauf drückte er kräftig meine Hand, und ging in ſein Harem, mit dem Verſprechen, bald zurückzukommen.

Nach einer Viertelſtunde erſchien er wieder und ſagte, er habe ſeiner Fatima erzählt von den Redeblumen, womit ich ſein Haus überſchüttet, und ſie habe mir dafür ein Geſchenk zugedacht, einen prächtig geſtickten Tabaksbeutel.

»Es ist eigentlich nicht schicklich für den Mann — fuhr er fort — von seinen Frauen zu sprechen, aber ich mache eine Ausnahme, um Dich zu ehren. Und hier — sagte er, indem er ein altes Buch aus seinem Gewande zog — hast Du ein Andenken von mir. Es ist das Beste, was ich Dir anbieten kann, denn es sind meine, meines Vaters und meines Großvaters Gedichte darin! Nimm es und behalt' es als Preis für den Sieg im Kampfe der Weisheit!«

Noch nicht zufrieden mit diesen reichen Gunstbezeugungen, setzte er sich nieder und schrieb mir das Gedicht auf, wodurch er das Herz seiner Fatima gewonnen. Es lautet in der Uebersetzung wie folgt:

„Welchen Werth, sprich, kann die Rose haben,
Wenn im Garten keine Nachtigallen?
Welchen Werth, sprich, kann Dein Haupthaar haben,
Wenn die Locken nicht vom Nacken wallen?

Mögst Du noch so schönen Wuchses prangen,
Mög' auch Rosenröthe Deine Wangen,
Nachtigallensang den Mund durchzieh'n:
Welchen Werth, sprich, hat Dein Leib, wenn ihn
Des Geliebten Arme nicht umfangen?
O, Fatima! stille mein Verlangen!"

Der schöne Tabaksbeutel wurde mir später in Konstantinopel gestohlen; das kostbare Buch aber besitze ich noch unversehrt; dasselbe befindet sich in diesem Augenblicke in den Händen des Herrn Professer Petermann, dem ich es geliehen habe mit dem Wunsche es herauszugeben, wozu mir selbst leider Zeit und Gelehrsamkeit mangelt.

Neunzehntes Kapitel.

Tiflis im Spätsommer.
Rückkehr in die Schule der Weisheit.

Ueber Ebertwis, Zalka und Manglis kehrte ich nach Tiflis zurück, um den Winter dort zuzubringen.

Der Geleitspruch, welchen mir Omar-Effendi mit auf den Weg gab, war wieder aus dem Gjülistan des Saadi, und lautete:

»Ein neu gepflanzter Baum kann durch einen starken Mann leicht wieder aus der Erde gezogen werden; so der Baum aber eine Zeitlang gestanden, und tiefe Wurzeln geschlagen, wird man ihn selbst mit einem Gespann Pferde nicht herausreißen können.«

* * *

Es war am 8. August alten, oder am 20. August neuen Stils, als ich wieder in Tiflis eintraf, wo die Hitze noch so unerträglich war, daß ich sofort auf's Neue einen längeren Ausflug in's Gebirge unternommen hätte, wenn das mit meinen maßgebenden Plänen und Umständen vereinbar gewesen wäre. Die durchschnittlich höchste Temperatur blieb bis zu Anfang September 25° R. im Schatten, eine Hitze die sich vorübergehend ganz wohl ertragen läßt, die aber in Tiflis

desbalb ſo unerträglich iſt, weil ſie in Folge der eigenthümlichen Lage dieſer von kahlen Bergen eingeſchloſſenen, waſſerarmen Stadt ſelbſt während der Nacht nur um wenige Grade abnimmt, ſo daß es faſt zur Unmöglichkeit wird in geſchloſſenen Zimmern zu ſchlafen, und Jeder, wer es irgend einrichten kann, ſein Lager auf dem Söller, dem Balkon oder der Gallerie des Hauſes aufſchlägt.

Durch die ſchon im Mai beginnende und über vier Monat anhaltende drückende Hitze werden in Tiflis verhältnißmäßig alljährlich eben ſo viele Menſchen hingerafft, als wenn an anderen Orten irgend eine bösartige Seuche wüthet. Am meiſten aber haben die Ruſſen, wie überhaupt alle Fremden darunter zu leiden, welche in den (hier trotz ihrer Unzweckmäßigkeit leider immer mehr überhand nehmenden) nach europäiſcher Weiſe gebauten Häuſern wohnen, während die Wohnungen der Georgier durch ihre eigenthümliche (an Süd-Italien und Griechenland erinnernde) Bauart und Einrichtung den wirkſamſten Schutz gegen die Hitze bieten. Dieſelben beſtehen nämlich aus einem einzigen, bald unterirdiſchen, maſſiven Geſchoſſe, welches als Dach eine wagerechte Schicht Lehm und Erde von etwa zwei Fuß Dicke auf ſich trägt. Dieſe thonige, rings mit Kräutern bewachſene Erdlage zieht bei Nacht die Feuchtigkeit der Atmoſphäre in ſich hinein, welche in der Tageshitze wieder verdunſtet und ſolchergeſtalt eine weſentliche Abkühlung erzeugt [1]). Eben ſo wirkſam iſt das während der heißen Tagesſtunden von den Georgiern und Tataren oft wiederholte Beſprengen des lehmgeſtampften Fußbodens. Mehr oder minder theilen alle georgiſchen und tatariſchen Wohnungen die Eigenſchaft unſerer Keller, im Winter warm, und im Sommer kühl zu ſein.

Ich war nicht ſo glücklich, der Vortheile eines georgiſchen Hauſes theilhaftig zu werden, da mein Hauswirth, der armeniſche Fürſt Tumanoff, obſchon ein Landeseingeborener und

in seiner inneren Häuslichkeit ganz asiatisch eingerichtet, seinen Wohnungsgebäuden nach Außen einen europäischen Anstrich zu geben bemüht gewesen war. Das Einzige worin er seinem heimatlichen Brauche auch nach Außen treu geblieben, war die schattige Gallerie, womit er das Haus umzogen hatte, und worauf ich während der heißen Jahreszeit fast ausschließlich wohnte und schlief. Hier wurde auch nach meiner Rückkehr von Achalzich, unter der Leitung Mirza-Schaffy's, der sich durch die drückende Hitze wenig in seinen Gewohnheiten stören ließ, die Schule der Weisheit wieder eröffnet.

Der aufmerksame Leser wird sich erinnern, daß mir Mirza-Schaffy nach meiner Rückkehr aus Armenien eine Sammlung seiner Lieder schenkte, welche er als den »Schlüssel zur Weisheit« bezeichnete. Er schrieb dazu eine Vorrede, gleichsam um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, daß er seine größtentheils spielend gemachten Verse zu Papier gebracht, denn im Grunde legte er, trotz des überall durchklingenden Selbstlobes, wenig Gewicht darauf. Wenn es je einen Menschen gegeben, der Thaten höher schätzte als Worte, so war es Mirza-Schaffy.

Viele der Lieder des Weisen von Gjändsha, welche er auf Sängerfesten oder sonst bei feierlichen Anlässen gesungen, leben im Munde der Georgier und Tataren, ohne daß es ihm selbst jemals eingefallen wäre, sie durch das geschriebene Wort festzuhalten. Man würde häufig gar nicht wissen, daß sie von ihm herrühren, wenn es nicht orientalischer Brauch wäre, den Dichternamen jedem Gasel einzuverleiben. Bekanntlich geschieht dieses meist auf höchst naive Weise, indem der Dichter mit einer Fülle von Selbstlob beginnt oder endet. Wie z. B. bei Hafis:

„Wer in Geſang und Melodie
Hafiſens Kunſt erreichen will,
Der gleicht der armen Schwalbe, die
Dem Adler ſich vergleichen will!“

Oder bei Mirza-Schaffy:

„Mirza-Schaffy! wie lieblich
Iſt Deiner Weisheitſprüche Klang!
Du machſt das Lied zur Rede,
Du machſt die Rede zu Geſang!“

* * *

Diejenigen Gedichte Mirza-Schaffy's, welche ſich überſetzen ließen, ohne Gehalt und Geſtalt des Originals weſentlich zu beeinträchtigen, führe ich dem Leſer hier in deutſchem Gewande vor.

Und da die meiſten gleichſam unter meinen Augen entſtanden und die Geſchichte ihres Entſtehens zuweilen eben ſo intereſſant iſt wie die Lieder ſelbſt, ſo flechte ich von den begleitenden Umſtänden Alles ein, was mir Intereſſantes davon im Gedächtniß geblieben.

Die Vorrede zum Buche der Weisheit lautet in der Ueberſetzung wie folgt:

Im Namen Allah's des Barmherzigen, des Erbarmungsreichen!

Nachdem wir dem Schöpfer des Himmels und Erde Lob und Preis dargebracht, beginnen wir, dieſes Buches eigentliche Natur und Beſchaffenheit zu offenbaren.

Auf wiederholtes Verlangen und Begehren ſeines Freundes und Jüngers Bunſten-Effendi [3]) (möge Gott ſeine Tage vermehren!) hat Mirza-Schaffy (deſſen Zuſtände Allah verbeſſern möge!) eine Sammlung ſeiner Kaßiden, Gaſels, Mekataat [3]), Mesnewiat [4]) und Rubajat [5]) in dieſes Buch ge-

ſchrieben, als eine Quelle der Erkenntniß, daraus die Thoren ſchöpfen und daran die Weiſen ſich erquicken mögen.

Es ſind in dieſer Sammlung enthalten Lieder der Freude, der Liebe und des Weines; Lieder des Troſtes und der Ermunterung; Lieder zum Preiſe alles Schönen und Guten, und Lieder zum Tadel und zur Geißel alles Schlechten und Gemeinen; Saatkörner der Weisheit, gemacht um ausgeſtreut zu werden auf den Acker der Wißbegier und in die Furchen der Empfänglichkeit; Lieder, gemacht zur Richtſchnur in Geſang und Wohlredenheit, auf daß Die, welche ſich darnach richten, die rechte Mitte halten und das Roß der Rede nicht auf die Bahn der Weitſchweifigkeit rennen laſſen, wie ſchon Nechſchebi geredet:

„Stets, Nechſchebi! im Maß der Mitte bleibe,
Sag' nicht zu wenig und ſag' nicht zu viel —
Und was Du ſchreibſt, nach dieſer Weiſung ſchreibe,
Der Mittelweg führt ſicher Dich an's Ziel!"

Es ſollen dieſe Lieder ferner eine Richtſchnur ſein zur Unterſcheidung der Werke ſchlechter Dichter und Heuchler (Schmutz auf ihr Haupt!) von den Werken ſolcher Dichter, welche aus der eigenen Bruſt ſchöpfen und ſtets die Bahn der Aufrichtigkeit wandeln, wofür es untrügliche Zeichen giebt. Ein ſchlechter Dichter iſt zu vergleichen einem Sumpfe, dem Keiner auf den Grund ſehen kann, nicht weil er tief, ſondern weil er unklar iſt, und daraus Niemand ſchöpfen kann, um ſich zu laben, noch um ſich rein zu waſchen von ſeiner Thorheit.

Von dem guten Dichter aber gilt wie geſchrieben ſteht:

„Er rühmt ſich hohen Beſitzes,
Und läßt ſeine Stimme ertönen
Als Fürſt auf dem Throne des Witzes
Und Herrſcher im Reiche des Schönen."

Wodurch ist Schiras wohl, die Stadt
Berühmt mit Ros' und Wein geworden!
Wodurch berühmt der Roknabad,
Berühmt Mosella's Hain geworden!

Nicht ihre Schönheit war der Grund,
Viel Schöneres auf Erden giebt es —
Sie sind berühmt durch Dein Gedicht,
Durch Dich, Hafis! allein geworden!

Das Bonzenthum hast Du gestürzt,
Und Schiras' Ruhm hast Du gegründet —
Es ist durch Dich das Kleine groß,
Durch Dich das Große klein geworden!

Verherrlicht hast Du Stadt und Hain,
Verschönt den Strom und seine Ufer —
Durch Dich ist jeder Stein der Stadt
Zu einem Edelstein geworden!

Auch Tiflis ist an Schönheit reich,
Hat Rosen, Wein und schmucke Mädchen —
Und durch Dich selbst, Mirza-Schaffy,
Ist auch ein Sänger sein geworden!

Drum soll, was Schiras durch Hafis,
Tiflis durch Deine Lieder werden —
Denn aller Zubehör ist Dir
Im herrlichsten Verein geworden.

Die stromdurchrauschte Gartenstadt,
Umragt von himmelhohen Bergen,
Und was darinnen blüht und lebt,
Mirza-Schaffy! ist Dein geworden!

Ihr ſchönen Mädchen (merkt Euch das!)
Gehört jetzt mir und meinem Liede!
Mein ſind nun Augen, Wang' und Mund,
Sammt ihrem Glanz und Schein geworden!

Zum Paradieſe wird mein Lied
Für Schönheit, Blumen, Wein und Liebe —
Was eingeht in dies Paradies,
Iſt aller Sünden rein geworden!

Doch eine Hölle wird es ſein
Für Bonzen, Kuß- und Weinverächter —
Für dies Geſchlecht iſt jeder Vers
Zur Stätte ew'ger Pein geworden!

So ſoll durch alle Lande nun
Mirza-Schaffy! Dein Lied ertönen —
Für alles ſchöne Sein und Thun
Iſt es ein Wiederſchein geworden!

* * *

Du ſandteſt Deine Jünger aus,
Und es geſchah, wie Du verheißen:
Verühmt iſt Tiflis durch Dein Lied
Vom Kyros bis zum Rhein geworden.

Komm, Jünger, her! ich will Dich Weisheit lehren,
Du ſollſt des Daſeins Werth erkennen lernen —
Du ſollſt zum ächten Glauben Dich bekehren,
Das Wahre von dem Falſchen trennen lernen.

Die Lehre, wie des Wahns, der Thorheit Klippen
Klug zu umgeh'n, ſoll Dir im Liede werden —
Wohlredenheit und Anmuth Deinen Lippen
Und Deinem Herzen Glück und Friede werden!

Fort aus der alten Satzung dumpfen Räumen
Will ich den Fuß zu beſſerm Streben führen —
Bei Wein und Liebe, unter Roſenbäumen
Sollſt Du ein neues ſchön'res Leben führen!

Und wenn Du übſt was meine Lieder pred'gen,
So ſollſt Du's offen, frohen Muthes üben,
Der Heuchelei, des Truges Dich entled'gen,
Und im Geheimen nichts als Gutes üben!

Kein Schwert hab' ich, die Thoren zu bekehren,
Wer Weisheit übt, legt Andern keinen Zwang auf;
Mein Joch iſt leicht — der Kern von meinen Lehren
Läßt ſich in Wein, in Liebe und Geſang auf.

Unendlich iſt der Schönheit Zauberkreis,
Unendlich ſehnſuchtsvollen Dranges bleiben
Die Menſchenherzen — doch wird ſtets der Preis
Den Zaubertönen des Geſanges bleiben!

Höre was der Volksmund ſpricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon ſein Pferd am Zügel haben —
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben —
Wer die Wahrheit ſpricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben —
Und doch ſingt Mirza-Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben!

Mag bei dem Reden der Wahrheit auch große Gefahr ſein,
Immer doch, Mirza-Schaffy, mußt Du ehrlich und wahr ſein —
Darfſt nicht zum Irrlichte werden im Sumpfe der Lüge,
Denn alles Schöne iſt wahr, und des Schönen kannſt Du nie baar ſein!

Doch zu jeglicher Strafe und Unbill kluger Vermeidung
Hüll' Deine Weisheit in blumige Worte Verkleidung,
Gleichwie die Traube mit köſtlichem Tranke erfüllt iſt,
Und doch von Laube und grünem Geranke umhüllt iſt.

Wo man fröhlich verſammelt in traulicher Runde iſt,
Ohne zu achten, ob's früh oder ſpät an der Stunde iſt —
Wo der Becher von Wein überfließt, und die Lippe von Witz,
Und ein roſiges Kind mit den Zechern im Bunde iſt:
Gerne dort weilſt Du, o Mirza-Schaffy! wo die Weisheit
Hinter den Ohren nicht feucht, und nicht trocken im Munde iſt.

Es ſucht der ächte Weiſe
Daß er das Rechte finde:
Jung wird er nicht zum Greiſe,
Alt wird er nicht zum Kinde!

Der Winter treibt keine Blüthe,
Der Sommer treibt kein Eis —
Was früh Dein Herz durchglühte,
Das ziemt Dir nicht als Greis!

Jung ſich enthaltſam preiſen,
Alt toll von Sinnen ſein,
Wird nie des wahren Weiſen
Rath und Beginnen ſein!

O ſelig, wem vom Urbeginn
Im Schickſalsbuch geſchrieben iſt,
Daß er beſtimmt zu leichtem Sinn,
Zum Trinken und zum Lieben iſt!

Der Zorn des Bonzen stört ihn nicht,
Moschusduft bethört ihn nicht —
Ob er allein — beim Becher Wein,
Ob er beim Lieb geblieben ist!

Solch Loos ist Dein, Mirza-Schaffy!
Genieß' es ganz und klage nie!
Denk beim Pokal — daß stets die Zahl
Der Wochentage sieben ist!

Am ersten Tag beginnt der Lauf,
Und erst am letzten hört er auf —
Wie's kommt, so geht's — bedenke stets
Daß Glück nicht aufzuschieben ist!

Ein leichter Sinn, ein frohes Lied
Ist Alles was Dir Gott beschied,
Drum laß den Wahn — verfolg die Bahn,
Auf die Dein Fuß getrieben ist!

Es hat die Rose sich beklagt,
Daß gar zu schnell der Duft vergehe,
Den ihr der Lenz gegeben habe —

Da hab' ich ihr zum Trost gesagt,
Daß er durch meine Lieder wehe
Und dort ein ew'ges Leben habe.

Woran erkennest Du die schönsten Blumen?
An ihrer Blüthe!
Woran erkennest Du die besten Weine?
An ihrer Güte!
Woran erkennest Du die besten Menschen?
An dem Gemüthe!

Woran erkenneſt Du den Scheich und Muftı?
An der Kapuze!
Die Antwort, Freund, iſt richtig — geh' und mache
Sie Dir zu Nutze!

Verbittre Dir das junge Leben nicht,
Verſchmähe was Dir Gott gegeben nicht!

Verſchließ Dein Herz der Liebe Offenbarung
Und Deinen Mund dem Trank der Reben nicht!

Sieh, ſchönern Doppellohn als Wein und Liebe,
Beut Dir die Erde für Dein Streben nicht!

Drum ehre ſie als Deine Erdengötter,
Und andern huldige daneben nicht!

Die Thoren die bis zu dem Jenſeits ſchmachten,
Die laſſen leben, doch ſie leben nicht.

Der Mufti mag mit Höll und Teufel drohen,
Die Weiſen hören das und beben nicht.

Der Mufti glaubt, er wiſſe Alles beſſer,
Mirza-Schaffy glaubt das nun eben nicht!

Ich liebe die mich lieben
Und haſſe die mich haſſen —
So hab' ich's ſtets getrieben
Und will davon nicht laſſen.

Dem Mann von Kraft und Muthe
Gilt dieſes als das Rechte:
Das Gute für das Gute,
Das Schlechte für das Schlechte!

Man liebt was gut und wacker,
Man kost der Schönheit Wange,
Man pflegt die Saat im Acker —
Doch man zertritt die Schlange.

Unbill an Ehr' und Leibe
Verzeihet nur der Schwache —
Die Milde ziemt dem Weibe,
Dem Manne ziemt die Rache!

Im Garten klagt die Nachtigall
Und hängt das feine Köpfchen nieder:
Was hilft's, daß ich so schöne Lieder
Und wundersüße Töne habe —
So lange ich dies grau Gefieder,
Und nicht der Rose Schöne habe!

Im Blumenbeet die Rose klagt:
Wie soll das Leben mir gefallen!
Was hilft's, daß vor den Blumen allen
Ich Anmuth, Duft und Schöne habe —
So lang ich nicht der Nachtigallen
Gesang und süße Töne habe!

Mirza-Schaffy entschied den Streit.
Er sprach: laßt Euer Klagen beide,
Du Rose mit dem duft'gen Kleide,
Du Nachtigall mit Deinen Liedern:
Vereint, zur Lust und Ohrenweide
Der Menschen Euch in meinen Liedern!

Im Winter trink' ich und singe Lieder
Aus Freude, daß der Frühling nah ist —
Und kommt der Frühling, trink' ich wieder
Aus Freude, daß er endlich da ist.

Hochauf fliegt mein Herz, ſeit es ſein Glück aus Deines
Glücks Offenbarung zieht —
Und immer kehrt's wieder, wohin es der Liebe
Süße Erfahrung zieht —

Dem Springquell ähnlich, der himmelauf in
Toller Gebahrung zieht,
Und doch immer zurückkehrt von wo er gekommen iſt
Und ſeine Nahrung zieht.

Sie hielt mich auf der Straße an
Und fragte: „kannſt Du ſchreiben?“ — Ja! —
„So ſchreib mir einen Talisman!“
— Wird der Dein Weh vertreiben? — „Ja!“

Ich griff ſofort zum Kalemdan.
„Komm — ſprach ſie — treten wir in's Haus,
Dort ſchreibſt Du mir den Talisman,“
— Und darf dann bei Dir bleiben? — „Ja!“

Mit ihr in's Haus trat ich alsdann....
Mirza-Schaffy, es währte lang!
Doch: ſchriebſt Du ihr den Talisman?
Und half Dein langes Bleiben? — Ja! —

Sprüche der Weisheit.

Des Zornes Ende iſt der Reue Anfang.

Wer Alles auf's Spiel geſetzt,
Hat ſicher zu viel geſetzt.

Ein graues Auge
Ein ſchlaues Auge;
Auf ſchelmiſche Launen
Deuten die braunen;
Des Auges Bläue
Bedeutet Treue;
Doch eines ſchwarzen Augs Gefunkel
Iſt ſtets, wie Gottes Wege, dunkel!

Ein Jegliches hat ſeine Zeit,
Ein Jegliches ſein Ziel —
Wer ſich der Liebe ernſt geweiht,
Der treibt ſie nicht als Spiel.

Wer immer ſingt und immer flennt
Von Liebesglück und Schmerz,
Dem fehlt was er am meiſten nennt,
Dem fehlt Gefühl und Herz!

Sänger giebt es, die ewig flennen,
In erkünſteltem Gram ſich ſtrecken,
Wimmern als ob ſie ſtürben vor Schmerzen,
Ewig in falſchen Gefühlen entbrennen,
Weil ſie das rechte Gefühl nicht kennen,
Und darum auch in Andrer Herzen
Keine rechten Gefühle wecken.

Hüt' Dich vor ſolcher ſchwindelnden Richtung,
Vor des Geſchmacks und Verſtandes Vernichtung.
Friſch und ureigen
Mußt Du Dich zeigen,
Wie im Gefühle, ſo in der Dichtung.

Ich haſſe das ſüßliche Reimgebimmel,
Das ewige Flennen von Hölle und Himmel,
Von Herzen und Schmerzen,
Von Liebe und Triebe,
Von Sonne und Wonne,
Von Luſt und Bruſt,
Und von alledem
Was allzu verbraucht und gemein iſt,
Und weil es bequem,
Allen Thoren genehm,
Doch vernünftigen Menſchen zur Pein iſt.

Willſt Du den Geiſt im Geſang erſpüren
Und Dich erfreuen an ſeinem Duft:
Laß Dich nicht von eitlem Klang verführen,
Suche der Erde Gold nicht in der Luft.

Meide das ſüßliche Reimgeklingel,
Wenn Dir der Sinn nicht zum Herzen dringt —
Merke Dir, daß oft der gröbeſte Schlingel
Die allerzärtlichſten Verſe ſingt.

Wo ſich der Dichter verſteigt in's Unendliche,
Lege ſein Liederbuch ſchnell aus der Hand —
Alles gemeinem Verſtand Unverſtändliche
Hat ſeinen Urquell im Unverſtand.

Wenn die Lieder gar zu moſcheenduftig
Und ſchaurig wehn —
Muß es im Kopfe des Dichters ſehr ideenluftig
Und traurig ſtehn.

Wer nicht vermag ſeine Lieder zu ſchöpfen
Aus der eigenen Bruſt und der wirklichen Welt,
Der gehört ſelbſt zu den hirnloſen Köpfen,
Denen ſein hirnloſes Lied gefällt.

Wer in Bildern und Worten in Liebestönen
Zu überſchwenglich iſt,
Zeigt, daß er dem Geiſte des wahrhaft Schönen
Selbſt unzugänglich iſt.

Der kluge Mann ſchweift nicht nach dem Fernen
Um Nahes zu finden,
Und ſeine Hand greift nicht nach den Sternen
Um Licht anzuzünden.

Es iſt leicht, eine kluge Grimaſſe zu ſchneiden
Und ein kluges Geſicht,
Und gewichtig zu ſagen: dies mag ich leiden
Und jenes nicht!

Und weil ich dies leiden mag, ſo muß es gut ſein,
Und jenes nicht —
Vor ſolchen Leuten mußt Du auf der Huth ſein
Mit Deinem Gedicht!

Zu des Verſtandes und Witzes Umgehung
Iſt nichts geſchickter als Augenverdrehung.

Es iſt ein Wahn zu glauben, daß
Unglück den Menſchen beſſer macht.
Es hat dies ganz den Sinn, als ob
Der Roſt ein ſcharfes Meſſer macht,
Der Schmutz die Reinlichkeit befördert,
Der Schlamm ein klares Gewäſſer macht!

Wie auf dem Feld nur die Frucht gedeiht,
Wenn ſie Sonne und Regen hat,
Alſo [illegible] Thaten des Menſchen nur,
Wenn er Glück und Segen hat!

Wohl mag es im Leben
Der Fälle geben,
Daß Unglück die Seele läutert,
Wie Erfahrung den Blick erweitert.

Es giebt auch Fälle, wo der Arzt
Zur Heilung Gift verſchrieben hat,
Und Gift das Uebel vertrieben hat —
Doch wär' es nicht Uebereilung,
Aus ſolchem Fall die Erfahrung zu nehmen:
Zu jeglichen Uebels Heilung
Sei es nöthig Gift zur Nahrung zu nehmen?

Nicht immer am beſten erfahren iſt,
Wer am älteſten von Jahren iſt —
Und wer am meiſten gelitten hat
Nicht immer die beſten Sitten hat!

Mirza-Schaffy! Du müßteſt blind ſein,
Von Herzen ein Greis, von Glauben ein Kind ſein,
Wollteſt Du Dich in Deinem Thun und Dichten
Nach Glauben und Satzung der Thoren richten!

Es hat einmal ein Thor geſagt,
Daß der Menſch zum Leiden geboren worden,
Seitdem iſt dies, — Gott ſei's geklagt! —
Der Spruch aller gläubigen Thoren worden.

Und weil die Menge aus Thoren beſteht,
Iſt die Luſt im Lande verſchworen worden.
Es iſt der Blick des Volkes kurz,
Und lang ſind ſeine Ohren worden.

Zwanzigstes Kapitel.

Eine neue Seite der Weisheit des Mirza-Jussuf, und seine Polemik mit Mirza-Schaffy.

Der aufmerksame Leser des ersten Theils von Tausend und Ein Tag wird sich gewiß noch Mirza-Jussuf's erinnern, des Weisen von Bagdad, dem Mirza-Schaffy auf so schlagende Weise eine Probe seiner hohen Ueberlegenheit gab.

Mirza-Jussuf hatte, trotz seiner Niederlage im Kampfe der Weisheit, die Hoffnung nicht aufgegeben, mich zum Schüler zu gewinnen. Er wagte freilich nicht, mich wieder zu besuchen, aus Furcht, von dem Weisen von Gjändsha abermals überrascht zu werden, aber er wußte andere Mittel und Wege ausfindig zu machen, mich von seinen Bestrebungen in Kenntniß zu setzen. Ein Bekannter von mir hatte schon seit längerer Zeit mit ihm Persisch getrieben und wirklich bedeutende Fortschritte in dieser Sprache gemacht, da es der Weise von Bagdad im Persischen und Arabischen sicher mit jedem Schriftgelehrten des Landes aufnehmen konnte. Ueberhaupt fehlte es ihm weder an Gelehrsamkeit noch an Verstand; es fehlte ihm nur an Charakter und Zuverlässigkeit; er war, wie man sich in der Redeweise des Abendlandes ausdrücken würde, ein gelehrter Lump, einer von den Menschen, die durch die Hinterthür wieder hereinkommen, wenn man sie zur Vorderthür hinausgeworfen. Es verging fast keine Woche, ohne daß er mir durch seinen Schüler Beweise seiner Zudringlichkeit gab. Bald ließ

er irgend eine schmeichelhafte Bestellung an mich ausrichten, bald schickte er mir ein Gedicht, worin ich als ein wahrer Ausbund von Weisheit gepriesen wurde, bald ein Bild, worauf ich als Rustam auf einem Elephanten reitend dargestellt wurde.

Auf diese Bilder, welche er selbst anfertigte und zwar ohne alle Beihülfe von Farben, Pinsel oder Stift, indem er blos vermittelst seiner Nägel die Gestalten auf das Papier warf, oder richtiger gesagt, in das Papier kniff, und solchergestalt auf sehr künstliche Weise eine Art Relief erzeugte, — legte Mirza-Jussuf ganz besonders Gewicht und in der That war seine Fingerfertigkeit in dieser Beziehung allen Preises werth.

Ich äußerte mich deshalb auch sehr lobspendend über die mir geschickten Bilder, wovon ich einige noch ziemlich unversehrt aufbewahrt habe, — und sandte ihm als handgreiflichen Ausdruck meines Dankes einen buntverzierten persischen Spiegel, das angenehmste Geschenk das ich dem eitlen Manne machen konnte.

Nun aber war auch dem Uebermuthe Mirza-Jussuf's keine Grenze mehr zu setzen; er zweifelte nicht länger daran, den Weisen von Gjändsha vollständig bei mir ausgestochen zu haben, und während er einerseits mich mit überschwenglichen Phrasen und Versen überschüttete, ging er anderseits so weit, Mirza-Schaffy in Knittelversen zu verhöhnen. Zu gleicher Zeit ließ er mir durch seinen Jünger eröffnen, daß er die schönen Bilder immer während des Unterrichts zu machen pflege und daß es ihm gar nicht darauf ankomme, in einem Abend drei Bilder zu kneifen und daneben drei Gasels zu singen, ohne für seinen Unterricht einen Denar mehr zu verlangen als Mirza-Schaffy.

Dem Weisen von Gjändsha war es aufgefallen, daß Mirza-Jussuf seit einiger Zeit den Kopf wieder gewaltig hoch

trug und auf dem Bazar und in den Straßen so verächtlichen Blickes an ihm vorüberging, als ob er die Pantoffelscene vollständig vergessen hätte. Noch mehr nahm es ihn Wunder, von seinem Rivalen in Knittelversen verhöhnt zu werden. Doch Mirza-Schaffy war kein Mann, der sich um Kleinigkeiten erzürnte; er ertrug alle Ausbrüche des Jussuf'schen Uebermuths mit jener Ruhe der Ueberlegenheit, die dem Weisen von Gjändsha so wohl stand. Er begnügte sich damit, seinen Nebenbuhler hin und wieder durch ein paar Verse zurechtzuweisen, welche gewöhnlich mehr Spuren von Laune als von Gereiztheit trugen, wie z. B.

Laß, Mirza-Jussuf, Dein Schmollen jetzt!
Ich bin zu munter, um Dir zu grollen jetzt —
Statt Haß auszusäen wie Du es thust,
Schlürf' ich aus meinen Becher, den vollen, jetzt!

Schon genug bist Du bestraft in der Welt hier,
Daß nichts Dir behagt, nichts gefällt hier —
Und ist doch für Jeden der zu genießen weiß,
Alles so herrlich gemacht und bestellt hier!

oder:

Seht Mirza-Jussuf an, wie er gespreizt einhergeht!
So faltet er die Stirn, wenn er gedankenschwer geht.
Er findet Alles schlecht, sich selbst nur gut und löblich,
Und schimpft auf alle Welt, weil sie nicht geht wie er geht!

Es ist die Art des Ochsen, daß er einen schweren Gang hat,
Und daß sein Brüllen stets unangenehmen Klang hat —
Doch: giebt ihm das ein Recht, die Nachtigall zu schmähen,
Weil sie so leicht Gefieder und wundersüßen Sang hat?

Es entspann sich solchergestalt zwischen den beiden Weisen was man bei uns eine Polemik nennen würde, wobei jedoch Mirza-Jussuf regelmäßig den Kürzeren zog, da er immer durch

Bitterkeit ersetzen mußte, was ihm an Witz abging. Seine Bitterkeit verwandelte sich in förmliche Wuth, als ihm Mirza-Schaffy eines Tages folgendes Gedicht in's Haus geschickt hatte:

Was Mirza-Jussuf doch
Ein kritischer Gesell ist!
Der Tag gefällt ihm nicht,
Weil ihm der Tag zu hell ist.
Er liebt die Rose nicht,
Weil Stachel sie und Dorn hat,
Und liebt den Menschen nicht,
Weil er die Nase vorn hat!

Er tadelt Alles rings,
Was nicht nach seinem Kopf ist —
Merkt Alles in der Welt,
Nur nicht, daß er ein Tropf ist!

So liegt er immer mit
Natur und Kunst im Kampf,
So treibt es Tag und Nacht ihn
Durch blauen Dunst und Dampf!
Mirza-Schaffy belacht ihn
Mit schelmischem Gesicht,
Und macht aus seiner Bitterkeit
Das süßeste Gedicht

Mein weiser Lehrer sang mir in der Unterrichtsstunde diese Verse vor, ließ sich eine frische Pfeife bringen, schlürfte ein Glas Wein herunter und theilte mir dann seine Absicht mit, Mirza-Jussuf bei der ersten besten Gelegenheit eine neue, handgreifliche Zurechtweisung zu geben, da der Weise von Bagdad in der Wuth seiner Ohnmacht allerlei Unwahrheiten über uns verbreitet habe, so z. B., daß ich mir alle mögliche Mühe gebe, ihn zum Lehrer zu gewinnen, weil mit Mirza-Schaffy durchaus nichts anzufangen wäre, und besonders weil ich eine große Liebhaberei für das Bilderkneifen hätte, eine dem Weisen von Gjändsha vollständig unbekannte Kunst. Ich

hätte deshalb ſchon verſchiedene Lockmittel angewendet, um den Weiſen von Bagdad zu bewegen wieder zu mir zu kommen; unter anderem hätte ich ihm einen prächtigen Spiegel geſchenkt und ihm noch viele andere prächtige Dinge verſprochen . . »Das einzig Wahre an der Geſchichte iſt — entgegnete ich Mirza-Schaffy — daß ich dem Weiſen von Bagdad allerdings einen Spiegel geſchenkt habe, einen kleinen, bunt verzierten perſiſchen Taſchenſpiegel. Dieſes Geſchenk war aber keineswegs berechnet ein Lockmittel zu ſein, deren es, wie Du ſelbſt weißt, weder für den Weiſen von Bagdad noch für irgend einen anderen Schriftgelehrten des Landes bedarf. Ich wollte Mirza-Juſſuf nur ein kleines Gegengeſchenk machen für die vielen Gedichte und Bilder, welche er nicht müde wird mir in's Haus zu ſchicken, und worunter ſich einige recht hübſche befinden.« — »Dann ſind ſie nicht von ihm ſelbſt!« — fiel Mirza-Schaffy ein.

»Wie kannſt Du das mit ſolcher Beſtimmtheit behaupten? Biſt Du nicht etwas ungerecht und parteiiſch in Deinem Urtheil über Mirza-Juſſuf? Wie kannſt Du wiſſen, daß ſeine Lieder ſchlecht ſind, ohne ſie geleſen zu haben?« — »Was für Fragen Du thuſt! Wie kann ich ungerecht ſein im Urtheil, wenn ich behaupte, daß auf Diſteln keine Roſen wachſen, daß aus Moräſten kein Wein fließt und auf dem Waſſer kein Gold ſchwimmt! Wenn Mirza-Juſſuf Dir ein ſchönes Lied giebt, ſo iſt es ſicher nicht von ihm ſelbſt, oder er hat nichts dazu hergegeben als die Worte; die Bilder und Gedanken ſind immer geſtohlen. Seine Weisheit iſt nicht wie ein Kern oder ein Saatkorn, eingeſenkt um aufzublühen und Früchte zu tragen; er hat viel geleſen und viel gelernt, aber ohne weiſer zu werden dadurch. Seine Sprüche der Weisheit ſitzen nicht tiefer, als Inſchriften eingekerbt in die Rinde eines Baumes. Zeige mir, was er Dir geſchrieben hat; ich werde Dir immer die Quelle ſagen aus der es gefloſſen.« —

Ich hatte in der That eine bessere Meinung von der Begabung Mirza-Jussuf's, und benutzte die Unterrichtsstunde, um meinen Lehrer mit den Gedichten, welche sein Nebenbuhler mir geschickt hatte, bekannt zu machen.

Zuerst kamen einige fromme, rein auf das Gefühl berechnete Gedichte, welche mit ihren weithergeholten Bildern und ihrer überschwenglichen Ausdrucksweise um so weniger Eindruck auf mich machten, als ich wußte, daß ihr Inhalt durchaus im Widerspruch mit Mirza-Jussuf's Charakter stand. Der Weise von Gjändsha hielt es gar nicht der Mühe werth, diese Lieder einer ausführlichen Prüfung zu unterwerfen. Er nahm jedoch als gewissenhafter Lehrer dabei Anlaß, mir einige »Sprüche der Weisheit« einzuflößen, um — wie er bemerkte — mein Urtheil zu bilden und mich das Falsche vom Echten unterscheiden zu lehren. Ich hatte mich schon hinlänglich an seine Eigenthümlichkeiten gewöhnt, um genau zu wissen, wann ich seine Worte niederzuschreiben hatte, ohne daß es seinerseits eines Fingerzeigs dazu bedurfte. Wenn immer er im Begriff war mir etwas in die Feder zu diktiren, so schlürfte er erst ein Glas Kachetiner herunter, that ein paar tüchtige Züge aus seinem mit duftigem Tabak gefüllten Tschibuq und ließ das rechte Bein nachlässig vom Divan herunterhängen. Das Zurückziehen des Beines galt mir immer als ein sicheres Zeichen, daß die Quelle seiner Weisheit für den Augenblick versiegt war. Mirza-Schaffy war kein Mann von vielen Worten. Was er zu sagen hatte, gab er stets kurz und ausdrucksscharf von sich. Sein ganzes Urtheil über die frommen Ergüsse des Weisen von Bagdad beschränkte sich auf die Verse:

Wenn die Lieder gar zu moschenduftig
Und schaurig weh'n,
Muß es im Kopfe des Dichters sehr ideenluftig
Und traurig steh'n.

Wir blätterten weiter, und das Nächſte was unſere Aufmerkſamkeit feſſelte, war ein Liebeslied von etwa folgender Faſſung:

Du weißt, daß Deine Blicke tödten.
Weil jeder ſcharf iſt wie ein Pfeil —
Und meine machen Dich erröthen:
Wie finden wir nun Beide Heil?

O, magſt Du immerhin mich tödten,
Ich duld' es gern, mein ſüßes Leben!
Und magſt, ſo viel Du willſt, erröthen:
Nur laß mich Deinen Schleier heben!

»Nun wie gefällt Dir dieſes?« fragte ich meinen ſtreng urtheilenden Lehrer. — »Nicht übel — erwiederte er, — aber was Gutes daran iſt, gehört Hafis an und nimmt ſich ſicherlich noch hübſcher in ſeiner urſprünglichen Faſſung aus.« — Er ließ wieder das Bein herunterhängen und ſang:

„O Hafis! ein wunderſam Vermächtniß
Liegt im Klang und Zauber Deiner Lieder —
Wer ſie hört, behält ſie im Gedächtniß
Und vergeſſen kann ſie Keiner wieder!“

Nachdem wir hierauf einige auf mich gemünzte Loblieder durchgenommen hatten, deren ſtofflichen Inhalt Mirza-Schaffy dem Dichter Dſchami zuſchrieb, kamen wir wieder zu einem Liebeslieder, welches mir von beſonderer Schönheit der Sprache zu ſein ſchien:

Auf ihrer ſeidnen Ottomane,
Umwogt von weichen Polſtern liegt ſie,
Das Rohr vom perſenden Kalljane
An ihre Roſenlippen ſchmiegt ſie.

Und durch des Dampfes blauen Schleier
Hervor wie eine Sonne bricht,
Durchſtrahlt von wunderbarem Feuer,
Ihr majeſtätiſch Angeſicht.

Mein ganzes Sein vergeht vor Wonne,
Es treibt den Fuß, hinanzutreten —
Ich kniee hin vor dieſer Sonne
Und beuge mich ſie anzubeten!

»Alles zuſammengeſtohlen! — ſprach lächelnd Mirza-Schaffy — bald klingt Saadi durch und bald Chakani, bald Dſchami und bald Hafis!« —

Der Weiſe von Gjändſha wurde nachdenkend. Er rückte an ſeiner Thurmmütze, blies den Dampf ſeines Tſchibuq's in langen Zügen von ſich und das vom Divan heruntergleitende Bein ließ mich bald wieder zum Kalemdan greifen. Er ſang und ich ſchrieb:

Was iſt doch Mirza-Juſſuf ein vielbeleſ'ner Mann!
Bald lieſt er den Hafis, bald lieſt er den Koran,
Bald Dſchami und Chakani, und bald den Gjüliſtan.
Hier ſtiehlt er ſich ein Bild, und eine Blume dort,
Hier einen ſchönen Gedanken, und dort ein ſchönes Wort.

Was ſchon geſchaffen iſt, das ſchafft er wieder um,
Die ganze Welt ſezt er in ſeine Lieder um.
Und hängt zu eig'nem Schmuck fremdes Gefieder um,
Damit macht er ſich breit und nennt das Poeſie.

Wie anders dichtet doch und lebt Mirza-Schaffy!
Ein Leuchtſtern iſt ſein Herz, ein Garten ſeine Bruſt,
Wo Alles glüht und duftet von friſcher Blütenluſt.

Und bei des eig'nen Schaffens urwüchſiger Gewöhnung
Vergißt er auch den Klang, die Formvollendung nicht;
Doch überſieht er ob der Reime ſüßer Tönung,
Des Dichters eigentliche, erhab'ne Sendung nicht.

Den Mangel an Gehalt erſetzt ihm die Verſchönung
Des Lieds durch Blumenſchmuck und feine Wendung nicht.
Für Schlechtes und Gemeines bekehrt ihn zur Verſöhnung
Des Wortes Flitterſtaat, die Form und Endung nicht!

Er hielt einen Augenblick ein, netzte ſich noch einmal die Lippen und fuhr dann fort:

Lieber Sterne ohne Strahlen,
Als Strahlen ohne Sterne —
Lieber Kerne ohne Schalen,
Als Schalen ohne Kerne —
Geld lieber ohne Taſchen,
Als Taſchen ohne Geld —
Wein lieber ohne Flaſchen,
Als umgekehrt beſtellt!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Hafis.

Die folgende Sitzung im Divan der Weisheit wurde damit ausgefüllt, daß Mirza-Schaffy mir ein paar der lieblichsten Gasels Hafisens erklärte, welche als echte Diamanten aus der Krone des persischen Dichterkönigs hier ihren Platz finden mögen.

Die Uebersetzung ist möglichst wortgetreu. Kenner der persischen Sprache mögen beurtheilen, ob es mir gelungen ist, auch den Duft und die Frische des Originals wiederzugeben.

I.

Wenn, schöne Maid von Schiras, Du
Wollt'st mein mit Herz und Hand sein:
Dein Grübchen sollte mir lieber als
Bochara und Samarkand sein!*)

Trinkt Wein und freut Euch dieser Welt!
Denn wie Mosella wird kein Hain,
Es wird kein Strom wie Rokabad
So schön in Eden's Land sein!

* Sprich: Bochärä und Sämärkänd.

Wie der Tatar auf ſeinen Raub,
So ſtürmt auf mich die Schönheit ein.
Raubt Herz und Ruhe mir, und bald
Wird hin auch mein Verſtand ſein!

Wie wahre Schönheit Nichts gewinnt
Durch Schminke, Putz und Flitterſtaat:
So Ihr durch uns Nichts — unſer Herz
Kann Euch nur Spiel und Tand ſein!

Sprecht mir von Wein und von Geſang.
Und grübelt ob dem Jenſeits nicht —
Denn keinem Weiſen war es je
Und wird es je bekannt ſein!

Wohl faſſ' ich's, wie Zuleikha [6]) kühn
Der Keuſchheit Schleier abgeſtreift,
Weil ſie, gerührt von Juſſuf's [7]) Reiz
In Liebe wollt' erkannt ſein!

Bleib', Mädchen, frei von Zwang und Furcht,
(Der Jugend ziemt des Alters Rath)
Wenn Dich ein Band umſchlingen ſoll:
Laſſ' es ein Roſenband ſein!

Du ſchmollſt mir, Kind? Ich zürne nicht,
Doch: ziemt das Bittre Deinem Mund?
Ein Quell von Süße ſollte der
Rubinenlippen Rand ſein!

Als ſollten Deine Worte all'
Wie Perlen auf der Schnur ſich reih'n.
Als ſollte der Plejaden Glanz
Ihr leuchtendes Gewand ſein:

So ſchön, Hafis! gelang Dein Lied!
Doch noch unendlich ſchöner iſt
Sie, der es gilt und der es ſoll
Geweiht von Deiner Hand ſein!

2.

Der Rose Duft will mir nicht süß
Ohn' meines Mädchens Wangen sein!
Und ohne Wein der Frühling nicht
Voll Lust und Blüthenprangen sein!

Ob Du im schatt'gen Lorbeerhain,
Ob Du in blum'gen Lauben weilst:
Schlägt nicht die Nachtigall darin,
Wird bald die Lust vergangen sein!

Ob die Cypresse mich umschwankt,
Ob mich ein Blumenmeer umwogt:
Stets wird nach einem schönen Kind
Mein Sehnen und Verlangen sein!

Doch selbst der Schönsten Gegenwart,
Der süße Mund, das Wangenroth,
Kann mir nur wahrhaft angenehm
Bei liebendem Umfangen sein!

Schön ist die Rose, süß der Wein,
Doch nur mit Selma — wo sie fehlt
Wird jeder Schritt zu Glück und Lust
Ein eitel Unterfangen sein!

Was auch die Hand der Kunst erzeugt:
Das schönste Kunstgebild kann nur
Voll Leben durch den Wiederschein
Von meiner Selma Wangen sein!

Dein eig'nes Leben, o Hafis!
Ist ein zu werthlos Stückchen Geld,
Als könnte es von Selma's Hand
Für ihre Gunst empfangen sein!*)

*) Anmerkung. Gesangliebhaber mache ich auf die höchst gelungenen Kompositionen aufmerksam, durch welche unser geniale Heinrich Marschner diese Lieder verherrlicht hat. (Berlin, Bote u. Bock.)

3.

Willſt Du ſtets im Leben frei von
Kummer und Beſchwerden ſein,
Laſſe dieſe gold'nen Worte
Deinen Spruch auf Erden ſein:

Schmähe nicht den Feind im Unglück —
Traue nicht im Glück dem Freund,
Läßt das Glück ihn hochmuthsvoll in
Thaten und Geberden ſein.

4.

So geht es mit dem Glücke
Daß ſeine ſchönſten Gaben,
Wie ſeine ſchlimmſte Tücke,
Nie lange Dauer haben.

Ein ewig Geh'n und Kommen,
Ein ewig Zieh'n und Wandern —
Was eine Hand genommen,
Das giebt es mit der andern.

Es wandelt Luſt in Wehmuth,
Zieht Niedriges nach oben,
Bekehrt den Stolz zur Demuth
Und ſtürzt wen es erhoben.

Niemand bei dem es bliebe,
Und Keiner der es faſſe —
Leicht iſt's in ſeiner Liebe,
Doch ſchwer in ſeinem Haſſe.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Mirza-Schaffy als Kritiker.

Theils zu eigener Uebung, theils um dem Weisen von Gjändsha mehr Respekt einzuflößen vor den Sängern des Abendlandes, machte ich wiederholt Versuche, Lieder aus dem Deutschen und Englischen in das Tatarische zu übersetzen.

Diese Versuche waren für mich in mehr als einer Beziehung von Wichtigkeit. Ich sehe hier ab von den sprachlichen Vortheilen, welche mir daraus erwuchsen, und hebe blos die ästhetische Seite hervor.

Wir haben schon früher gesehen, daß Mirza-Schaffy auf eine schöne Diktion, auf Wohlklang und Formvollendung nur dann ein besonderes Gewicht legte, wenn sich ein wirklicher Gehalt damit vereinte. Er ließ es daher auch niemals als genügende Entschuldigung gelten, wenn ich bei Gedichten, deren Inhalt ihm nicht sonderlich gefiel, oder bei solchen, welche (wie das sehr häufig vorkam) gar keinen Inhalt hatten, die Schönheit der Sprache des Originals rühmend hervorhob. Hingegen gaben seine Bemerkungen über Bild und Gedanken in den von mir übersetzten Gedichten mir nicht allein immer Stoff zum Nachdenken, sondern ließen mich auch oft tiefe Blicke in die Anschauungsweise und Gefühlswelt der Orientalen thun.

Jene überschwengliche Sentimentalität, die in der deutschen Lyrik eine so große Rolle spielt und nicht wenig zu unserer Entartung und Entnervung beigetragen hat, ist den morgenländischen Dichtern ebenso unbekannt wie unverständlich. Diese streben immer einem realen, greifbaren Ziele zu. Aber um dieses Ziel zu erreichen, setzen sie Himmel und Erde in Bewegung. Kein Bild liegt dem Dichter zu weit und kein Gedanke zu hoch. Der Halbmond ist ihm ein goldenes Hufeisen, womit er das Roß seines Lieblingshelden beschlägt. Die Sterne sind ihm goldene Nägel, womit der Herr den Himmel befestigt, damit er nicht herabstürzt aus Verlangen nach Selma. Die Cypressen und Cedern werden nur in den Hain gepflanzt zur Erinnerung an den Wuchs schlanker Mädchen. Die Trauerweide läßt klagend ihr grünes Haar herabhängen in's Wasser, weil sie nicht schlank ist wie Selma. Die Augen der Geliebten sind Sonnen, welche alle Gläubigen zu Feueranbetern machen. Die Sonne selbst ist nur eine leuchtende Lyra und ihre Strahlen sind goldene Saiten, aus denen der Ost die lieblichsten Akkorde lockt zum Preise der Erdenschöne und Liebesmacht ...

Nehmen wir jetzt eines meiner Hefte aus der Schule der Weisheit zur Hand, um Mirza-Schaffy's Urtheil über die Poesie des Abendlandes durch einige Beispiele zu veranschaulichen.

Eine Auswahl kleiner Gedichte, welche ich von Göthe und Heine übersetzt hatte, sagte ihm ganz besonders zu. Ganz entzückt war er von dem Göthe'schen: Kennst Du das Land ꝛc., und von dem Heine'schen Fischerliede welches mit den Versen endet:

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

Schwieriger war es, ihn mit den Schönheiten der Schiller'schen Gedichte bekannt zu machen. Er kam aber doch zu der Erkenntniß, daß jedes dieser Gedichte einen guten Kern in sich schließt, wenn es uns in sprachlicher Beziehung auch oft schwer war, den Kern aus der goldenen Umhüllung herauszuschälen. Wo solche Schwierigkeiten auftauchten, mußte ein uns befreundeter Armenier, H. Budakoff, der Lehrer der persischen Sprache am Gymnasium zu Tiflis war, aushelfen. Budakoff war sowohl der deutschen wie auch der englischen und französischen Sprache mächtig und es machte ihm selbst viel Vergnügen, Lieder aus diesen Sprachen in morgenländisches Gewand kleiden zu helfen.

Es wurde uns bei diesen Uebungen recht klar, wieviel selbst für die geistreichsten Menschen beim Genusse fremder Poesien verloren geht, wenn die Kenntniß des Bodens fehlt, darauf sie gewachsen sind und die Kenntniß der feineren Beziehungen, ohne welche oft die duftigsten Gedichte ganz unverständlich bleiben.

So versuchten wir eines Tages das Gedicht von Heine zu übersetzen, wo er von den Sternen sagt:

Sie sprechen eine Sprache,
Die ist so reich, so schön,
Doch keiner der Philologen
Kann diese Sprache versteh'n!

Ich aber hab' sie erlernet,
Und ich vergesse sie nicht —
Mir diente als Grammatik
Der Herzallerliebsten Gesicht!

Budakoff verstand vollkommen den Witz dieses Gedichtes, aber unsere vereinten Kräfte reichten nicht aus, Mirza-Schaffy einen Begriff davon zu geben, eben weil weder die tatarische noch die persische Sprache einen entsprechenden Ausdruck für

das hat, was wir unter »Philologen« verſtehen. Wir konnten das Wort nur durch Dilbilir (Sprachenkundiger) überſetzen; ein ſolcher Dilbilir war aber Mirza-Schaffy ſelbſt, und wie konnte der Weiſe von Gjändſha zugeben, daß Andere die Sprache der Sterne beſſer verſtehen ſollten, als er und ſeines Gleichen?

Einige Lieder von Thomas Moore und Lord Byron machten ihm große Freude und waren ihm verſtändlich, ohne daß es eines Kommentars dazu bedurfte. Einen gewaltigen Eindruck auf ihn machte das wunderbar ſchöne Gedicht von Rev. C. Wolfe: »Not a drum was heard, nor a funeral note etc.« *) Nicht ſo gut ging es mit Uhland und Geibel. Ich beſinne mich noch, wie ich von Letzterm ein hübſches Lied überſetzte, welches ich ſeitdem in Deutſchland oft wieder gehört und immer lebhaft dadurch an Mirza-Schaffy und ſein Urtheil erinnert wurde. Ich meine das Lied:

Die ſtille Waſſerroſe
Steigt aus dem blauen See,
Die Blätter flimmern und blitzen,
Der Kelch iſt weiß wie Schnee.

Da gießt der Mond vom Himmel
All ſeinen gold'nen Schein,
Gießt alle ſeine Strahlen
In ihren Schooß hinein.

Im Waſſer um die Blume
Kreiſet ein weißer Schwan,
Er ſingt ſo ſüß, ſo leiſe,
Und ſchaut die Blume an.

Er ſingt ſo ſüß, ſo leiſe,
Und will im Singen vergeh'n;
O Blume, weiße Blume,
Kannſt Du das Lied verſteh'n?

Mirza-Schaffy ſchüttelte den Kopf und ſchob das Lied bei Seite mit den Worten: »Ein thörichter Schwan!«

— »Gefällt Dir das Lied nicht? — fragte ich meinen Lehrer.

»Der Schluß iſt unweiſe« erwiederte er, »was hat der Schwan davon, im Singen zu vergeh'n? Er ſchadet ſich damit und nützt der Roſe nichts. Ich würde geendet haben:

Er faßt ſie mit dem Schnabel
Und trägt ſie mit ſich fort!«

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Lieder aus dem »Buche der Weisheit« des Mirza-Schaffy.

(Fortsetzung.)

Dies soll Euch jetzt als neuestes Gebet
Verkündigt werden:
Es soll auf Erden nicht mehr ohne Noth
Gesündigt werden!

Wo nicht ein süßer Mund, ein schönes Auge
Verlangen weckt —
Da soll den Sündern alle Gnade nun
Gekündigt werden!

Jedweder Mund, der sich in schlechten Küssen
Versündigt hat,
Kann nur durch eine Flut von echten Küssen
Entsündigt werden.

Daß Du am Abend zu mir kommst,
Wird sehr zu Deinem Frommen sein —
Wenn Du am Morgen lieber kommst,
Es soll Dir unbenommen sein —
Komm' Du zu irgend einer Zeit,
Wirst allezeit willkommen sein!

Trinkt Wein! das iſt mein alter Spruch,
Und wird auch ſtets mein neuer ſein,
Kauft Euch der Flaſche Weisheitsbuch,
Und ſollt es noch ſo theuer ſein!

Als Gott der Herr die Welt erſchuf,
Sprach er: der Menſch ſei König hier!
Es ſoll des Menſchen Kopf voll Witz,
Es ſoll ſein Trank voll Feuer ſein!

Dies iſt der Grund, daß Adam bald
Vom Paradies vertrieben ward:
Er floh den Wein, drum konnt' es ihm
In Eden nicht geheuer ſein!

Die ganze Menſchheit ward vertilgt,
Nur Noah blieb mit ſeinem Haus,
Der Herr ſprach: weil Du Wein gebaut,
Sollſt Du mein Knecht, mein treuer ſein!

Die Waſſertrinker ſeien jetzt
Erſäuft im Waſſer allzumal,
Nur Du, mein Knecht, ſollſt aufbewahrt
In hölzernem Gemäuer ſein!

Mirza-Schaffy! Dir ward die Wahl
In dieſem Falle nicht zur Qual,
Du haſt den Wein erkürt, willſt nie
Ein Waſſerungeheuer ſein!

Schlag die Tſchadra? zurück! Was verhüllſt Du Dich?
Verhüllt auch die Blume des Gartens ſich?
Und hat Dich nicht Gott, wie der Blume Pracht,
Der Erde zur Zierde, zur Schönheit gemacht?
Schuf er all' dieſen Glanz, dieſe Herrlichkeit,
Zu verblühen in dumpfer Verborgenheit?

Schlag die Yschadra zurück! Laß alle Welt seh'n,
Daß auf Erden wie Du Kind kein Mädchen so schön!
Laß die Augen herzzündende Funken sprüh'n,
Laß die Lippen im rosigen Lächeln glüh'n,
Daß Dich Holde kein anderer Schleier umschwebt,
Als mit dem Dich das Dunkel der Nächte umwebt!

Schlag die Yschadra zurück! Solch ein Antlitz sah
Nie zu Stambul das Harem des Padischah —
Nie säumte zwei Augen so groß und klar
Der langen Wimpern seidenes Haar —
Drum erhebe den Blick, schlag die Yschadra zurück!
Dir selbst zum Triumphe, den Menschen zum Glück!

Wenn im Tanz die jungen Schönen
Sich im Mondenscheine dreh'n,
Kann doch keine sich so lieblich
Und so leicht wie meine dreh'n!

Daß die kurzen Röcke flattern,
Und darunter, roth bekleidet,
Leuchtend wie zwei Feuersäulen
Sich die vollen Beine dreh'n!

Selbst die Weisen aus der Schenke
Bleiben seh'n voll Lust und Staunen,
Wenn sie spät nach Hause schwankend
Sich berauscht vom Weine dreh'n!

Auch der Muschtabid [10], der fromme,
Mit den kurzen Säbelbeinen,
Spricht: so lieblich wie Hafisa
Kann im Tanz sich keine dreh'n!

Ja, vor dieser Anmuth Zauber,
Vor Hafisa's Tanzesreigen,
Wird sich noch berauscht die ganze
Gläubige Gemeine dreh'n!

Und was in der Welt getrennt lebt
Durch verjährten Sektenhader,
Wird ſich hier verſöhnt mit uns in
Liebendem Vereine dreh'n!

O, Mirza-Schaffy, welch Schauſpiel,
Wenn die alten Kirchenſäulen
Selber wanken, und ſich taumelnd
Um Hafiſa's Beine dreh'n!

Die Diſtel ſprach zur Roſe:
Was biſt Du nicht ein Diſtelſtrauch?
Dann wärſt Du doch was nütze,
Dann fräßen Dich die Eſel auch!

Zur Nachtigall die Gans ſprach:
Was biſt Du nicht ein nützlich Thier?
Das, Blut und Leben opfernd,
Zum Wohl der Menſchen ſtirbt, wie wir?

Zum Dichter der Philiſter
Sprach: Was nützt Dein Geſang dem Staat?
Zur Arbeit rühr' die Hände,
Folg' der Philiſter Thun und Rath!

Philiſter, Gans und Diſtel,
Behaltet Euren klugen Rath!
Ein jeder von Euch treibe
Und thue was er immer that!

Der Eine ſchafft und müh't ſich,
Der Andere ſingt aus voller Bruſt —
So war es ſtets und überall
Zu guter Menſchen Glück und Luſt.

Mirza-Schaffy! wie lieblich
Iſt Deiner Weisheitsſprüche Klang!
Du machſt das Lied zur Rede,
Du machſt die Rede zu Geſang!

Mirza-Schaffy! nun werde vernünftig,
Laß Deines Weſens Unſtätigkeit —
Zu ernſterem Geſchäfte künftig
Verwende Deine Thätigkeit!

Sieh Mirza-Hadſchi-Aghaſſi[11]) an,
Was das ein Herr geworden iſt!
War früher ein ganz gemeiner Mann,
Wie er jetzt behangen mit Orden iſt!

Drum widme Deine Kräfte dem Staate,
Für den ſie ſonſt verloren ſind,
Weil meiſt die größten Herrn im Rathe
Zugleich die größten Thoren ſind.

Ich ſprach: viel Andre werden ſchon
Geſchickt zu ſolchem Platz ſein,
Doch ſchwerer dürfte für meine Perſon
Ein paſſender Erſatz ſein.

Darum: zeigſt Du mir einen Mann,
Der jetzt im Rathe Stimm' und Sitz hat,
Und ſolche Lieder ſingen kann
Wie ich, und meinen Geiſt und Witz hat:

So laſſe ich meine Unſtätigkeit,
Laſſe Trinken, Singen und Dichtung,
Und gebe meiner Thätigkeit
Sofort eine andere Richtung.

Lieder der Klage.

Wieder iſt der Frühling ins Land gekommen,
Iſt in blumigem, buntem Gewand gekommen.

Sonſt als einem Freunde bin ich ihm entgegen
Mit einem vollen Becher in der Hand gekommen

Jetzt meid ich ihn, denn unter ſeinen Blumen
Bin ich an der Verzweiflung Rand gekommen.

Bin um Zuleikha, und mit der Geliebten
Um Freude, Glück und Verſtand gekommen!

Ein ſchlimmeres Unglück als der Tod
Der liebſten Menſchen — iſt die Noth!
Sie läßt nicht ſterben und nicht leben,
Sie ſtreift des Lebens Blüthe ab,
Streift, was uns Lieblichſtes gegeben,
Vom Herzen und Gemüthe ab!
Den Stolz des Weiſeſten ſelbſt beugt ſie,
Daß er der Dummheit dienſtbar werde —
Der Sorgen bitterſte erzeugt ſie,
Denn man muß leben auf der Erde.

Noth iſt das Grab der Poeſie
Und macht uns Menſchen dienſtbar, die
Man lieber ſtolz zerdrücken möchte,
Als ſich vor ihnen bücken möchte.

Doch darfſt Du darum nicht verzagen,
Bis Dir das Herz zuſammenbricht:
Das Unglück kann die Weisheit nicht —
Doch Weisheit kann das Unglück tragen.

Verſcheuch' den Gram durch Liebeskoſe,
Durch Deiner ſüßen Lieder Schall!
Nimm Dir ein Beiſpiel an der Roſe,
Ein Beiſpiel an der Nachtigall!

Die Roſe auch, die farbenprächtige,
Kann nicht der Erde Schmutz entbehren, —
Die Nachtigall, die liedesmächtige,
Muß ſich von ſchlechten Würmern nähren!

Es hat der Schach mit eigner Hand
Ein Manifeſt geſchrieben,
Und alles Volk im Farſenland [12])
Iſt ſtaunend ſtehn geblieben.

„Wie klug der Sinn, wie ſchön das Wort!"
So ſcholl es tauſendtönig —
Man jubelt hier, man jubelt dort:
„Heil, Heil dem Farſenkönig."

Mirza-Schaffy verwundert ſtand,
Das Schreien war ihm widrig,
Er ſprach: Denkt man im Farſenland
Von Königen ſo niedrig?

Stellt man ſo tief im Farſenland
Des Fürſten Thun und Treiben,
Daß man erſtaunt, wenn mit Verſtand
Sie handeln oder ſchreiben?

Mirza-Schaffy! liebliche Biene,
Lange biſt Du umhergeflogen,
Haſt von Roſen und Jasmine
Nektar und ſüße Düfte geſogen;
Höre jetzt auf zu wandern
Von einer Blume zur andern —
Kehr' mit dem Gefieder
Deiner duftigen Lieder,
Kehr' mit all Deinem Honigſeim
Heim, zur Geliebten heim!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Häuſer und Straßenbilder. Eine tatariſche Wohnung und eine armeniſche Hochzeit in Tiflis.

Bei allem Anſehn, welches Mirza-Schaffy unter den tatariſchen und perſiſchen Schriftgelehrten genoß, war er in der ſogenannten »guten Geſellſchaft« von Tiflis gänzlich unbekannt. Dieſe »gute Geſellſchaft« beſtand vorwiegend aus den vornehmeren Militairs und der höheren ruſſiſchen Beamtenwelt, worunter eine Menge deutſche und einzelne franzöſiſche und ſpaniſche Namen ſich befinden. Dazu kamen zahlloſe Prinzen und Prinzeſſinnen aus dem alten georgiſchen Königshauſe und einzelne begüterte armeniſche und georgiſche Fürſten, deren Kleidung und Lebensweiſe ſchon mehr oder weniger einen europäiſchen Anſtrich trug.

Bei großen Diners, Bällen und ähnlichen außergewöhnlichen Feſtlichkeiten, war das aſiatiſche Element ſtärker vertreten. Man ſah dann in den prachtvollſten Gewändern und im koſtbarſten Waffengeſchmeide Fürſten der Kirgiſen, Truchmenen, Kabarder, Abchaſen, Gurier, Tuſchen, Mingrelier, Imerether, Chane, Sultane und Häuptlinge verſchiedener Tataren- und Tſcherkeſſenſtämme.

Von den engeren Cirkeln der Geſellſchaft blieben dieſe fremden Elemente größtentheils ausgeſchloſſen; hier war das Franzöſiſche die vorherrſchende Sprache und der ſchwarze Frack,

oder die Uniform, die vorherrschende Tracht. Auch die Toilette der Damen war ganz den strengsten Pariser Anforderungen entsprechend. Einzelne, in den engeren Cirkeln heimische Damen aus georgischen Fürstenhäusern, wie die Tschawtschewadse's und die Gribojedoff[12]) hatten sich, theils durch längeren Aufenthalt am Petersburger Hofe, theils durch Reisen im Auslande, so in europäische Tracht und Sitte hineingelebt, daß man sie nur durch ihre orientalische Schönheit von den übrigen unterscheiden konnte.

Die große Masse der georgischen, armenischen, tatarischen und persischen Bevölkerung von Tiflis, stand zu der Salon-Gesellschaft ungefähr in demselben Verhältniß, wie in der vormärzlichen Zeit das Ghetto von Prag zu der dortigen Aristokratie.

Es galt für »mauvais genre« das Haus einer nicht salonfähigen Familie zu besuchen, und Beamte wie Militairs fügten sich, mit wenigen genialen Ausnahmen, dem herrschenden Vorurtheile. Da jedoch in den Tiflifer Salons wenig mehr vom asiatischen Leben zu sehen war, als in irgend einem Salon von Paris, Wien oder Berlin, so suchte ich das asiatische mauvais genre, so oft sich mir Gelegenheit dazu bot.

Ein gesellschaftliches Leben in unserm Sinne des Wortes herrscht bei den Asiaten nicht, da gewöhnlich die Frauen streng von den Männern geschieden sind, und überhaupt Gesellschaften nur bei besonderen Anlässen (Hochzeit, Kindtaufe ꝛc.) stattfinden. Solche gesonderte Frauengesellschaften kann ein Fremder natürlich nur vom Hörensagen, oder durch ausnahmsweise, zufällige Begünstigungen kennen lernen.

Ich wohnte am Fuße des heiligen Davidsberges (der die wunderthätige Kapelle trägt), in dem Nebengebäude eines Hauses, welches der reiche armenische Kaufmann Tamamschew eigens für sich und die Familie seines Schwiegersohnes, des Fürsten Tumanoff, eingerichtet hatte.

Von dem Balkon, wie von der Terrasse meiner Woh-

nung aus, wo ich bei schönem Wetter jeden Morgen und Abend meinen Tschibuq rauchte, konnte ich mit aller Behaglichkeit die ganze, mir zur Rechten liegende Stadt übersehen. Zur Linken brach sich der Blick am heiligen Davidsberge, der jeden Donnerstag durch die langen Züge schöner Pilgerinnen, die hinauf zur Kapelle wallfahrteten, ein gar anmuthiges Schauspiel bot. Dicht neben meiner Wohnung, am Fuße des Berges, lagen einige halb unterirdische Sakli's, aus welchen auch hin und wieder eine schlanke Georgierin hervorstieg, um sich auf das Dach ihrer eigenen dunkeln Steinhütte zu setzen, oder um eine Freundin auf irgend einem benachbarten Dache zu besuchen. Das Haus Tamamschew's lag meiner Wohnung gerade gegenüber, und über den nicht sehr weiten Hofraum hinweg konnte ich, besonders Abends, wenn Alles erleuchtet war, ziemlich genau sehen, was in den Frauengemächern vorging.

Da saßen (bei jedem festlichen Anlaß) dreißig bis vierzig armenische Frauen mit gekreuzten Beinen auf einem großen, das ganze Zimmer ausmessenden Teppich, in buntem Kreise, alle angethan mit schweren, kostbaren Stoffen, den Nacken von einem weißen Schleier überwallt, und das Leibchen zwiefach halbmondförmig so weit ausgeschnitten, daß des Busens besserer Theil offen zur Schau lag.

Ich kann hier die Bemerkung einschalten, daß im Morgenlande die Frauen mit ihren Busen noch viel weniger heimlich thun als bei uns. Dem strengsten Schamgefühl ist dort Genüge gethan mit dem Verhüllen des Gesichtes. Alle übrigen Körpertheile werden geringerer Berücksichtigung gewürdigt.

Es ist um das Schicklichkeits- und Anstandsgefühl (wie es im Grunde allen Völkern innewohnt, sich aber auf die verschiedenste Art kundgiebt) ein eigenes Ding. Eine Schottin kann vor lauter Schamhaftigkeit in Ohnmacht fallen, wenn sie einen Mann mit einem Barte sieht, findet es aber ganz

ihren Begriffen von Anstand gemäß, daß die Männer ohne Hosen einhergehen, ein Zustand, der den Damen anderer Länder wieder das Blut der Scham in die Wangen treiben würde. Eine badende Europäerin wird, wenn sie sich von Männeraugen erspähet weiß, alles Andere eher verhüllen als ihr Gesicht. Eine Asiatin wird, unter ähnlichen Umständen, fremden Blicken alles Andere eher preisgeben als ihr Gesicht. Diese wenigen Beispiele mögen genügen um darzuthun, wie schwer es ist, in dem was man Sitte und Anstand nennt, die Scheidelinie zwischen dem Ernsten und Komischen, zwischen Weisheit und Thorheit zu ziehen. Der beschränkte Mensch ist immer am meisten geneigt das zu belächeln, was über seinen engen Gesichtskreis hinausreicht; je weiter der Blick, desto milder das Urtheil ....

Doch, kehren wir zu den armenischen Frauen zurück, welche Veranlassung zu dieser Abschweifung gegeben.

Von meiner Wohnung aus sah ich oft stundenlang den Gesellschaften der Tamamschew und Tumanoff zu. Da saßen die zahlreichen weiblichen Gäste in dem oben beschriebenen Kreise, dessen Mittelpunkt eine mit Backwerk, Erfrischungen und eingemachten Süßigkeiten aller Art beladene Tischplatte bildete. Eine geraume Zeit hindurch blieben sie Alle stumm und regungslos wie Wachsfiguren. Dann lösten sie Eine nach der Andern ihre als Armbänder getragenen Tschotken (Rosenkränze, welche nicht zum Beten sondern zum Spielen bestimmt sind) los und ließen, in Ermangelung besseren Zeitvertreibes, die Perlen langsam die seidenen Fädchen herabgleiten, ohne andere Unterbrechung als ein gelegentliches Nippen von den auf der Tischplatte stehenden Süßigkeiten. Zuweilen nahm auch eine von den älteren Frauen das Wort, um ein Märchen oder eine Geschichte zu erzählen; dann hörten die Umsitzenden immer so gespannt zu, daß sie das Spielen mit ihrer Tschotka gänzlich außer Acht ließen. Hierauf be-

schränkten sich die Ansprüche dieser Frauen auf gesellschaftliches Vergnügen. An eine lebendige, von der ganzen Gesellschaft getheilte Unterhaltung war nicht zu denken.

Bewegter und lauter ging es in den andern Zimmern her, wo die Männer ihr Festgelag hielten. Hier hatte jeder Bekannte des Hauses freien Zutritt, und wer am meisten trinken konnte von dem in naphtabestrichenen Schläuchen aufbewahrten Landeswein, war der willkommenste Gast. Wie bei den Frauen das Spielen mit der Tschotka, so war bei den Männern das Trinken die Hauptsache, und wahrlich gehörte ein mit Naphta ausgestrichener Magen dazu, um es den Armeniern im Weintrinken gleichzuthun.

In denjenigen armenischen und georgischen Häusern, wo man mit Beibehaltung aller sonstigen nationalen Eigenthümlichkeiten in gesellschaftlicher Beziehung mehr den europäischen Sitten sich anbequemt, pflegt es, in Folge des allezeit veredelnden Einflusses der Frauen, mäßiger bei den Trinkgelagen und lebhafter in der Unterhaltung herzugehen.

In eine solche gemischte Gesellschaft wünschte ich, bei Gelegenheit eines armenischen Hochzeitsfestes, meine freundlichen Leser zu führen, und wäre gleich in medias res gesprungen, wenn ich nicht an dem Grundsatze festhielte, meinen Schilderungen aus dem Leben immer mit historischer Treue die vorbereitenden und erklärenden Züge einzuflechten.

Bei der Schwerfälligkeit meines Geistes bedurfte ich selber stets einer anregenden Vorbereitung, um mich mit nöthiger Sicherheit und richtigem Blicke in fremde Situationen zu versetzen. Deshalb waren meine Arbeitstage streng geschieden von den Tagen des Genusses. Lag mir am Morgen eine besonders interessante Einladung für den Abend vor, so war den Tag über an kein ernstes Studiren zu denken. Ich pflegte dann ein paar gute Bekannte aufzusuchen, um mit ihnen die Stadt zu durchstreifen, im Bazar zu verweilen, zwischen den

halbunterirdischen Wohnungen der Georgier umherzuklettern, das Treiben und Leben in den Karawanserai's, auf Straße und Markt zu beobachten, und alles Neue von Interesse durch ein paar Züge in meinem Tagebuche zu bleibender Erinnerung anzumerken.

So geschah es auch an jenem Tage, als ich die Einladung zu der armenischen Hochzeit erhielt. Ich legte meine Bücher und Hefte bei Seite, und machte mich auf den Weg, um einige Bekannte zur Begleitung aufzusuchen.

Eine ungepflasterte, unregelmäßige Straße führte von meiner Wohnung, bergab zwischen Weingärten sich hinziehend, in die Hauptstraße von Tiflis, zur Rechten von dem Palaste des Sardaars (Oberbefehlshabers), und zur Linken von dem fast eben so großartig gebauten, neuen Gymnasium begrenzt.

Hier wurde mir der Weg dieses Mal von einem zahlreichen Schwarm Tataren versperrt, welche sich vom Gymnasium bis zum Sardaarpalaste hin theils auf der Erde gelagert hatten, theils in einzelnen Gruppen umherstanden und durch ihre grimmigen Blicke, lebhaften Bewegungen und lauten Worte meine Neugier auf's höchste erregten.

Ich brachte bald in Erfahrung, daß es eine, ein paar hundert Mann starke Deputation aus dem Innern des Landes war, nach Tiflis zu dem Zwecke gekommen, um den Sardaar zu bitten, ein Gesetz wieder aufzuheben, welches vorschrieb, daß die Tataren ihren Tribut künftig in Hammeln entrichten sollten.

Einige der Angesehenern von ihnen waren als Wortführer in die Wohnung des Sardaars gegangen und hatten sich, da dieser verreist war, an seinen Stellvertreter gewendet, der sich vergeblich bemühete, die Bittsteller durch unbestimmte Verheißungen loszuwerden. Sie verlangten eine bestimmte Antwort und gaben zu verstehen, daß, bis solche erfolgt sei, die draußen lagernde Tatarenschaar Tiflis nicht verlassen werde.

Der stellvertretende Generalgouverneur gab sofort Befehl, die Tataren friedlich zu bedeuten, daß sie die Stadt ohne Weiteres zu verlassen hätten, und falls sie dieser Weisung nicht Folge leisteten, Kosaken aufzubieten, um sie mit Gewalt zu vertreiben. Dies hatte jedoch seine großen Schwierigkeiten, denn obgleich die Tataren unbewaffnet waren (man hätte sonst einem so großen Schwarme den Einzug in die Stadt nicht erlaubt), so setzten sie doch den Kosaken so derb mit ihren kräftigen Fäusten zu, daß man genöthigt war, noch Verstärkungen herbeizuziehen und von der blanken Klinge Gebrauch zu machen, ehe es gelang, die wilden Nachkommen der goldenen Horde aus der Stadt zu vertreiben.

Schon während dieses Schauspiels, das die ganze Nachbarschaft auf die Beine brachte, hatten sich einige Bekannte zu mir gesellt, die sich gleich bereit finden ließen, mich auf meiner Wanderung durch die Stadt zu begleiten.

Wir hatten kaum hundert Schritte zurückgelegt, als auf dem, mit der großen Straße von Tiflis zusammenhängenden Eriwan'schen Platze, ein neues Schauspiel eigenthümlicher Art unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Etwa ein Dutzend von Kopf bis zu Fuß in die weiße Tschadra gehüllter, alter Frauen, von ärmlichem Ansehen und der Mehrzahl nach von abschreckender Häßlichkeit, kam feierlichen Zuges über den Platz geschritten und machte in einer angrenzenden Straße Halt.

Ein paar der gespensterhaft aussehenden Wesen verschwanden in einem georgischen Hause, kamen jedoch nach kurzer Zeit wieder zum Vorschein, um sich auf's Neue mit dem Zuge in Bewegung zu setzen. Dasselbe Manöver wurde bei jedem georgischen Hause wiederholt.

Zur Erklärung dieses seltsamen Schauspiels wurde mir gesagt, daß jedesmal bei anhaltender Dürre die armen Georgierinnen in Prozessionen von Haus zu Haus ziehen, um Almosen

zu ſammeln und dafür den lieben Gott zu bitten, daß er den Born ſeiner Barmherzigkeit erſchließe und Regen auf die lechzende Erde herabſende.

Zu dieſem Zwecke pilgern ſie, beladen mit Kreuzen, Heiligenbildern und anderm frommen Zubehör, hinaus ins Freie, um auf den Aeckern und für den Segen derer zu beten, welche Opfergaben geſpendet haben. Dieſe Feierlichkeit mit dem vorbereitenden Almoſenſammeln wiederholt ſich täglich, bis der Himmel endlich die Gebete erhört und Regen zur Erde ſendet.

Wir folgten den frommen Schweſtern nicht auf's Feld hinaus, da es meine Abſicht war, Mirza-Schaffy aufzuſuchen und ihn zu bitten, die für den Abend angeſetzte Unterrichtsſtunde auf einen anderen Tag zu verlegen. Ich hatte den Weiſen früher nie in ſeiner Wohnung geſehen, und es verlangte mich deshalb ſehr, einmal einen Blick in ſeine häusliche Einrichtung zu werfen, ein Verlangen, das von meinen Begleitern, die ſchon viel von Mirza-Schaffy gehört hatten, lebhaft getheilt wurde.

Wir wanden uns, in der Richtung nach dem Kyros zu, durch eine krumme, ſchmutzige Gaſſe, welche zu beiden Seiten von grauen Sakli's begrenzt, nur hin und wieder einmal ein etwas wohnlicheres Gebäude durchblicken ließ. Hausnummern giebt es hier natürlich nicht und eine georgiſche oder tatariſche Sakli iſt von der andern eben ſo ſchwer zu unterſcheiden wie ein Maulwurfshaufen von dem andern. Wir hatten deshalb große Noth, die Wohnung des Weiſen ausfindig zu machen, obgleich er mir den Platz ziemlich genau beſchrieben hatte. Erſt verſcheuchten wir durch unſere bloße Anrede ein paar junge rothhoſige Mädchen vom Dache, welche, ſtatt auf die ihnen vorgelegte Frage zu antworten, mit Blitzesſchnelle in ihre unterirdiſche Behauſung verſchwanden. Dann wurden wir ſelbſt verſcheucht durch ein paar zähnefletſchende Hunde,

welche, als wir auf unserer Entdeckungsreise in ein Gehöft einbogen, mit wüthendem Geheul auf uns losstürzten. Ein alter Tatar, der ernsten Blickes an uns vorüberwatschelte, deutete zur Antwort auf unsere Frage nach Mirza-Schaffy's Wohnung, auf eine ferne Häusergruppe hin, und wandelte dann seines Weges fort, ohne sich weiter nach uns umzusehen. Endlich waren wir so glücklich, einen schwarzäugigen, in die buntfarbigsten Lumpen gekleideten Jungen aufzutreiben, der uns für einen Abbas (etwa 6 Sgr.) in die Klause des Weisen von Gjändsha zu führen versprach. Er trieb uns erst einen Theil des Weges, welchen wir gekommen waren, zurück, feuerte uns dann durch sein Beispiel an, eine Reihe von Saklis zu überklettern, wobei wir mit großer Vorsicht verfahren mußten, um nicht durch die Oeffnungen in den platten Dächern irgend einer Familie uneingeladen in's Haus zu fallen, bis wir uns plötzlich in eine kleine, bergablaufende Sackgasse versetzt sahen, wo sich vor uns ein niedriges, aber ziemlich umfangreiches Gebäude aufthat, welches mit seinen grauen Flügeln einen nichts weniger als reinen und ebenen Hofraum umschloß. In dem linken Flügel, hinter welchem einige Bäume die Nähe eines Gartens verriethen, wohnte Mirza-Schaffy.

Wir hatten kaum festen Fuß im Hofe gefaßt, als uns ein entsetzliches Hundegeheul wieder am Vorgehen hinderte und uns zwang, eine vertheidigende Stellung einzunehmen. Unser jugendlicher Führer wußte jedoch durch die seltsamsten Kehl- und Zischlaute die bellend auf uns losstürzenden Ungethüme bald zum Rückzuge zu zwingen; noch ein paar Schritte — und wir befanden uns in der Wohnung Mirza-Schaffy's.

Die Thüre wurde geöffnet von demselben schmächtigen, gliedergeschmeidigen Tatarenjüngling, durch dessen Vermittelung Mirza-Schaffy einst in den Besitz meiner englischen Scheere kam, nachdem er den Blick des Verlangens darauf geworfen.

Wir traten in ein kleines, schmuckloses Gemach, welches

mit einem größeren, etwas wohnlicher eingerichteten Zimmer zusammenhing. Ersteres, wo der junge Tatar hauste, bildete gleichsam das Vorzimmer zu letzterem, wo Mirza-Schaffy seine Wohnung hatte.

Beide Gemächer waren weiß übertüncht, der Fußboden war mit Matten belegt, in den Seitenwänden befanden sich Nischen, und im Hintergrunde des größeren Zimmers war eine Art von Kamin angebracht. Das Ganze trug einen sehr einfachen und sauberen Anstrich.

Mirza-Schaffy lag mit untergeschlagenen Beinen auf dem niedrigen, roth überkleideten Diwan, als wir eintraten, und schien mit nichts Anderm beschäftigt, als die Pfeife der Betrachtung zu rauchen. Vor ihm stand auf einer kleinen Tischplatte ein hoher, persischer Kalljan, dessen hochaufliegende Kohle bezeugte, daß er eben erst wieder mit frischen Tombagu (grobgeschnittener Tabak, welcher blos aus dem Kalljan und Nargilé geraucht wird, im Gegensatz zu dem feingeschnittenen Tabak (Tütin) der für die Tschibugs bestimmt ist) gefüllt war.

Der Weise erhob sich langsam, als er unser ansichtig wurde, rief uns ein herzliches »Chosch gäldinnis!« (Seid willkommen!) entgegen, und setzte sich erst wieder, als wir Alle um ihn her Platz genommen hatten. Der junge Tatar war inzwischen unaufgefordert beschäftigt, uns Kaffee und Pfeifen zu besorgen, und erst als Jeder sein dampfendes Schälchen vor sich stehen und den dampfenden Tschibug im Munde hatte, begann die eigentliche Unterhaltung.

Ich hatte große Lust, mich näher in der Wohnung umzusehen, um die ganze Einrichtung in ihren Einzelheiten kennen zu lernen, hielt aber gewaltsam an mich, und bat meine Gefährten, ein Gleiches zu thun, da ich wußte, daß es uns wesentlich in der Achtung des Weisen herabsetzen würde, wenn wir den Blick der Neugier gleich aus einer Ecke in die andere schweifen ließen.

Ich wartete deshalb einen günstigen Augenblick ab und wandte, nachdem ich meine Absagebestellung ausgerichtet, das Gespräch zunächst auf die Schwierigkeiten, welche wir zu überwinden gehabt hatten, um zu Mirza-Schaffy's Wohnung zu gelangen. »Wie ist es nur möglich — schloß ich — daß Du mit Deinen feinen, grünen Pantoffeln und schmucken, buntgewirkten Strümpfen, bei schlechtem Wetter den langen Weg zu mir machen kannst, ohne jemals schmutzig zu werden, während wir selbst bei gutem Wetter nicht rein davonkommen?«

— Adab-der — das macht die Gewohnheit! — sprach er lächelnd. Darauf wandte er sich mit einer allgemein gehaltenen Frage an meine beiden Begleiter, die jedoch nicht gleich antworten konnten, weil sie nicht tatarisch verstanden. Das wollte er blos wissen, um mich ausforschen zu können, ob ihnen im Punkte des Weintrinkens zu trauen sei. Da er sich auf meine Veranlassung um eine Stelle beim Gymnasium bemühte und die Entscheidung noch nicht erfolgt war, so wollte er es vermeiden, die Schwierigkeiten, welche ihm frommthuende Nebenbuhler in den Weg gelegt hatten, leichtsinnig zu vermehren.

Nachdem ich ihn vollständig über meine Begleiter beruhigt hatte, rief er dem im Nebenzimmer kauernden Tatarenburschen die Anfangsworte eines Hafisischen Liedes zu: »Saki bijar bade!« (Schenke, bring' Wein!) Der Bursche sprang sofort auf und eilte geräuschlos zur Thür hinaus. Man sah es seinem verständnißflinken Wesen an, daß ihm dergleichen Aufträge nicht neu waren.

»Wer ist der junge Mensch?« fragte ich Mirza-Schaffy.

— Ein armer Verwandter von mir — antwortete der Weise — den ich seit dem Tode seines Vaters in's Haus genommen habe, um ihn in der Weisheit zu unterrichten. Es ist aber nichts mit ihm aufzustellen; der Mensch ist von der Natur für die Kutte bestimmt, und deshalb lasse ich ihn

ruhig bei seinem Vorsatze, ein Geistlicher zu werden. Der Muschtahid gilt ihm für eine größere Autorität als ich, und ein Kuß auf die Hand des alten wunderlichen Heiligen schmeckt ihm süßer als ein Glas Wein von mir. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn der Bursche selbst einmal Muschtahid würde. Er hat allen Stoff dazu. Gesichter kann er schneiden wie ein Derwisch, und winden und schmiegen kann er sich wie ein Aal. Den ganzen Tag sitzt er und schreibt alte Gebete und heilige Geschichten ab; das erbauet ihn und er verdient sich etwas Geld damit ....

Während Mirza-Schaffy noch so sprach, kam der junge Heilige mit einem großen Kruge Wein in's Zimmer, kramte aus einer durch einen rothseidenen Vorhang verhüllten Wandnische einige verschiedengestaltige Gläser hervor und war eben im Begriffe uns einzuschenken, als Mirza-Schaffy ihm den Krug abnahm, mit den Worten: »Ueberlaß mir das Weinschenken! Geh' Du und hole uns Deine Hefte her, der junge Weise hier will sehen, was Du diese Woche geschrieben hast.«

Der Bursche ging und brachte ein paar sauber geschriebene Hefte zum Vorschein, wovon das eine den Titel trug: »Lobgedicht auf die Ankunft der Russen in Eriwan,« und das andere: »Gebet der Tataren von Karabagh für den großen Padischah der Russen, den Herrscher der Erde u. s. f. u. s. f.«

Das erste Heft war in tatarischer, das zweite in arabischer Sprache, untermischt mit persischen Versen geschrieben, mit solcher Zierlichkeit und Sorgfalt, daß ich nicht umhin konnte, dem Schreiber etwas Artiges darüber zu sagen und den Wunsch zu äußern, eine ähnlich sorgfältige Abschrift der beiden Hefte zu besitzen.

Der junge Heilige, sehr erfreut über das ihm gespendete Lob, wollte mir gleich die Hefte zu Füßen legen, aber Mirza-Schaffy schickte ihn fort und sagte zu mir: »Laß das heute

gut sein; er kann erst noch eine Abschrift davon nehmen und zur nächsten Unterrichtsstunde bring ich Dir das Loblied sammt dem Gebete selbst mit, um Dir Beides zu erklären. Und wenn Du frommer darnach wirst, so will ich ein Gelübde thun, keinen Wein mehr zu trinken!«

— Ich wäre neugierig, einmal einen Blick in Deine Bibliothek zu werfen, o Weiser! Du hast gewiß ganz andere Bücher als fromme Loblieder und Gebete. —

»Ich kann mit Hafis singen — entgegnete lächelnd der Weise: —

»Schon lang ist mein letztes Buch versetzt
In die Schenke für Wein gekommen,
Und es ist dadurch über die Schenke jetzt
Ein Heiligenschein gekommen!

Nun ist die Schenke zum Bethaus mir,
Zur Werkstatt und Wohnung geworden,
Und ich gehe nicht mehr hinaus, bis daß
Der Tod hereingekommen!«

»In der That — fuhr er fort — bedarf es keines Kameels, um meine Bücher davon zu tragen.« Und er zeigte mir eine kleine, aber sehr werthvolle Sammlung von persischen und arabischen Manuskripten, poetischen und philosophischen Inhalts, die seinen ganzen literarischen Reichthum ausmachten. Ich konnte die Frage nicht unterdrücken: — Aber wie ist es möglich, o Weiser! daß Du täglich mit den schönsten Blumen morgenländischer Dichtung um Dich wirfst wie der Ost mit den Blumen des Frühlings, wenn der Born so gering ist, daraus Du schöpfest? —

»Der Born ist gering an Umfang, aber groß an Inhalt. Was die besten Dichter Gutes geschrieben haben, weiß ich auswendig, und wo ich etwas davon vergesse, lern' ich es

wieder. Von den schlechten Dichtern aber les' ich gar Nichts; wozu brauch' ich ihre Werke? Je reicher ich werde an Weisheit, desto ärmer werde ich an Büchern. Jedesmal wenn ich Musterung halte, finde ich noch etwas Ueberflüssiges. Besser ist es, ein gutes Buch hundert Mal zu lesen, als hundert schlechte Bücher Einmal. Je mehr Bücher, desto mehr Verwirrung. Es ist mir nie ein gutes Gedicht gelungen, wenn ich zuvor fremde Gedichte gelesen, weil sich dann immer gar zu leicht Fremdes mit einschleicht. Es ist mir jedesmal ein gutes Gedicht gelungen, wenn ich bezaubert war von schönen Augen, von lieblichen Händen und Füßen, von duftigen Blumen, von gutem Wein, von reiner Frühlingsluft. Das sind die Quellen, daraus man schöpfen muß! (Der Weise schlürfte bei diesen Worten ein Glas Wein herunter, schenkte sich gleich wieder ein und fuhr dann etwas aufgeregter fort:) Der kleinste Blumengarten spendet mir mehr Duft als die größte Wüste mit ihren Oasen und Güter-beladenen Karawanen. Aus einer rosigen Mädchenwange sauge ich mehr Begeisterung, als aus allen fremden Dichtern zusammengenommen. Ein kleines unschuldiges Kind stimmt mich andächtiger und frommer als die längste Predigt. Aus einem Glase Wein schlürfe ich mehr Witz, als aus den gelehrtesten Werken der Sufis und Philosophen . . . .“

Er stopfte sich einen frischen Tschibug, während ich nach der Uhr sah, denn der Tag neigte sich fast zu Ende. Es ist Zeit zum Aufbruch — sagte ich — wir müssen uns noch rüsten zur Hochzeit; doch laß uns nicht scheiden, o Weiser! ohne uns ein kleines Lied gesungen zu haben. Die Nachtigall singt am liebsten an feuchten Plätzen und der Sänger beim Weine. Ich liebe es, von lustigen Gelagen einen poetischen Nachklang mit auf den Weg zu nehmen. —

„Jeder hat seine eigene Liebhaberei — erwiederte der Weise: —

Der Fromme liebt das Schaurige,
Der Leidende das Traurige,
Der Hoffende das Künftige,
Der Weiſe das Vernünftige.“

— Was kann es Vernünftigeres geben — warf ich ein — als ein Lied der Weisheit zum Klange des Bechers! — Von Neuem begann der Weiſe:

„Wenn Mirza-Schaffy den Becher erhebt,
Einen Witz in dem Munde:
Wie ſich freudig das Herz der Zecher erhebt
In der jauchzenden Runde!
Sie fühlen es, daß für die Tollheit der Welt
Sich zu jeglicher Stunde
Aus dem Geiſte des Weines ein Rächer erhebt,
Mit der Weisheit im Bunde!“

— Wie ich jetzt gehe, meinen Körper in Feſtesgewand zu kleiden, ſo hat Dein Geſang, o Mirza-Schaffy! meinen Geiſt feſtlich angethan. Und ſelbſt den Tribut des Dankes und der Freude, welchen ich Dir ausdrücken wollte,“ haſt Du mir aus dem Munde genommen und Deinem eigenen Liede einverleibt! —

Ich ſagte ihm dies, als wir ſchon aufgeſtanden waren, um Abſchied zu nehmen und er uns zur Hinterthür des Hauſes hinaus einen kürzeren Weg durch den Garten führte. Und wiederum begann er:

„Iſt ein Witz Dir zur rechten Stunde gekommen,
So antwortet Jeder, den Du nie gefragt haſt:
Du haſt mir das Wort aus dem Munde genommen,
Oft hab' ich gedacht, was Du mir geſagt haſt!

Mirza-Schaffy! das iſt Dein Geſchäft ſo!
Was die Andern denken, das ſchreibt Deine Hand —
Manch kernigen Witz umſchließt jedes Heft ſo,
Und all Deine Witze ſind einzig im Land!“

— Ich brauche des Lobes nicht mehr hinzuzufügen — entgegnete ich — aber ſag' mir, o Weiſer! wie Du es anfängſt, Reim, Bild und Gedanken immer ſo ſchnell zuſammenzufinden: bedarfſt Du denn gar keiner Vorbereitung zu Deinen Liedern? —

Der Garten, durch welchen wir gingen, trug ſchon das bunte Kleid des Frühlings. Die Blumen waren hervorgekommen im Graſe, der Weinſtock hatte Knoten gewonnen, von den Mandelbäumen fielen wie Schneeflocken die weißen Blüthen ab und die Roſenſträuche begannen zu knospen.

Mirza-Schaffy ſtreckte ſeine Hand aus und pflückte von den Blumen zu einem Strauß, reichte mir den und ſprach: »Siehe, dieſer Strauß iſt gepflückt in einem Augenblick, aber die Blumen dazu ſind nicht in einem Augenblick gewachſen! Alſo iſt es mit meinen Liedern.«

* * *

Eine armeniſche Hochzeit.

Wir wenden uns nun, nachdem wir ſchwarzes Gewand angethan, dem in der Nähe der armeniſchen Kathedrale gelegenen Hauſe zu, wo die Hochzeit begangen wird.

Die armeniſchen Häuſer in Tiflis bilden den Uebergang von den georgiſchen und tatariſchen Sakli's zu den ruſſiſchen Paläſten im neuen Stadttheile. Sie ſind durchgängig wohnlich und reinlich, viele ſogar mit einer eigenthümlichen, aus europäiſchen und aſiatiſchen Elementen gemiſchten Eleganz eingerichtet. Einige haben beſondere Vorhöfe, andere Pfeilergetragene Vorhallen, und die meiſten ſind von zwei bis drei hölzernen Gallerien umwunden, welche in den engen Straßen durch Balkons erſetzt werden.

Das Haus des reichen armeniſchen Kaufmanns, zu deſſen

Hochzeitsfeier wir pilgern, gehört zu den wohnlichsten und besteingerichteten. Wir entdecken schon von ferne, daß Festliches darin vorgeht. Die hohe Einfuhr zum Vorhof und die Seitenmauern sind mit hunderten von buntfarbigen Lampen übersäet. Auf dem Hofe drängen sich Droschken und Equipagen. Das Haus im Hintergrunde strahlt, als sprängen die Flammen aus Mauern und Dächern hervor. Die luftigen Gallerien, welche das Haus dreifach umschlingen, sind dicht mit Lampen besetzt. Ebenso ziehen sich förmliche Lampengewinde zwischen den hellerleuchteten Fenstern hin, während auf dem Dache Fackeln brennen.

Wir finden bei unserm Eintritt in die schimmernden Gemächer schon eine zahlreiche, vorwiegend aus Armeniern und Georgiern bestehende Gesellschaft versammelt, die Frauen sämmtlich in ihrer malerischen Nationaltracht, unter den Männern wenige Ausnahmen in schwarzem Frack und Uniform. Die festlich geschmückten Räume nehmen die ganze Breite des Hauses ein. Mit Ausnahme des zum Tanzen bestimmten Saales sind alle Gemächer mit prachtvollen persischen Teppichen belegt. In dem großen Mittelzimmer drängt sich Tisch an Tisch, beladen mit stärkenden Getränken und appetit-reizendem Imbiß der verschiedensten Art: von dem stillwirkenden, aus silbernen Schälchen geschlürften Liqueur bis zu dem wild aufbrausenden Champagner; von der leichten, unscheinbaren Sardine bis zum fetten, magenbeschwerenden Lachs.

Die übrigen Zimmer sind nur spärlich mit Tischen und noch spärlicher mit Stühlen bedacht. Die Frauen sitzen gruppenweise auf den niedrigen, theils mit Seide oder Sammet überzogenen, theils mit Teppichen belegten Divans, welche sich rings um die Wände ziehen. Eine lebendige Unterhaltung mit diesen Frauen, die der Mehrzahl nach so unbeweglich da sitzen wie Figuren in einem Wachskabinet, ist auf die Dauer unmöglich, wenn man es nicht versteht, ihre zur Schau getra-

gene Schüchternheit durch ganz beſondere Mittel zu verſcheuchen. Nur einige der Aelteren, welche mit der ruſſiſchen Sprache auch etwas von der ruſſiſchen Sitte angenommen haben, und einige der Jüngeren, welche in der adeligen Penſion von Tiflis erzogen ſind, und nicht allein ruſſiſch, ſondern auch franzöſiſch ſprechen, benehmen ſich unbefangener in der Unterhaltung.

Die Perle unter den weiblichen Gäſten iſt die junge Fürſtin Naſſinka Orbeljanoff, eine der lieblichſten Blumen, die je unter Georgia's Himmel gewachſen. Das jetzt verarmte Geſchlecht der Orbeljanoff, deſſen Geſchichte bis lange vor Chriſti Geburt zurückreicht, war einſt reich an Ruhm, Macht und Gütern. Die Vorfahren der jungen Fürſtin herrſchten als Könige in Armenien und Georgien. Aber aller Glanz und Ruhm ihrer Vorfahren wiegt die Schönheit der jungen Fürſtin Naſſinka nicht auf. Sie iſt keine von jenen üppigen Geſtalten, die man in Georgien vorherrſchend findet; aber ſie hat eine Feinheit der Züge und des Gliederbaues, eine Zierlichkeit der Hände und Füße, eine Fülle des Haares und einen ſo taubenſanften Ausdruck des Auges, daß ſie zu den lieblichſten Erſcheinungen zählt, die mir aus dem Morgenlande im Gedächtniß geblieben . . . .

Jetzt tanzt ſie mit einem jungen Armenier die Lesghinka, und Alt und Jung ſtrömt herbei, Frauen und Mädchen verlaſſen ihre Sitze, um das liebliche Weſen zu ſehen. Sie ſchlägt verſchämt das Auge nieder, biegt das Köpfchen zurück und ſtemmt die feinen Arme in die Seiten; plötzlich läßt ſie die Arme wellenförmig herabſchweben und hüpft leichtfüßig auf den gegenüberſtehenden Tänzer los; dieſer ſetzt ſich ebenfalls in Bewegung, um ihr entgegen zu eilen, aber Beide ſtreifen an einander vorüber, ohne ſich zu berühren; ſo ſchweben ſie fortwährend in kleinen Kreiſen umher, in ſtetem Entgegenkommen und ſtetem Ausweichen. Das Händeklatſchen der Umſtehenden begleitet die Bewegungen der Tanzenden.

Als der Tanz zu Ende war, wurde die Aufmerksamkeit der Gäste durch die vier Rhapsoden in Anspruch genommen, welche das Fest durch Spiel und Gesang verherrlichten. Der Eine spielte den Tar, der Andere den Tschiann, der Dritte die Saß, der Vierte die Deira, Streichinstrumente verschiedener Gestaltung — und dabei sangen sie Lieder zum Ruhme des Hauses, des Brautpaars und der Gäste.

Alles drängte sich um die Sänger her, von denen besonders ein alter Blinder die Aufmerksamkeit der Umstehenden in Anspruch nahm, weil er Jedem, der ihn darum bat, etwas Angenehmes in Versen zu sagen wußte. Seine Lieder waren nicht von Bedeutung, wirkten aber durch den Zauber des Improvisirens.

In einem Nebenzimmer standen grüne Tische, auf welchen verschiedene Gruppen alter Armenier Schach und Lotto spielten, während einige russische Tschinowniks eine Whistpartie machten.

Inzwischen machten fortwährend eine Menge Diener die Runde, die ausgewähltesten Leckereien, und besonders süßes Backwerk aller Art umhertragend. Das Alles war blos zu vorläufigem Imbiß bestimmt, denn das eigentliche Nachtessen folgte erst nach der Trauung, welche in der benachbarten Kathedrale, im Beisein aller Gäste, vollzogen wurde.

Das Innere des altehrwürdigen Gebäudes, wohin wir dem Brautpaar etwa in der zwölften Stunde folgten, machte bei der spärlichen Beleuchtung einen schauerlichen Eindruck, der aber bald wieder verwischt wurde, wenn man den Blick auf die vielen hübschen Frauen und Mädchen schweifen ließ, welche gekommen waren der Feierlichkeit beizuwohnen. Sie drängten sich oben und unten Kopf an Kopf, durch eiserne Gitter getrennt von den Männern, wie das in der armenischen Kirche so Brauch ist.

Da vielleicht auch manche meiner freundlichen Leserinnen

neugierig ist, die Einzelheiten einer armenischen Trauungsfeierlichkeit kennen zu lernen, so lasse ich hier eine ausführliche Beschreibung davon folgen, die bis auf den kleinsten Punkt mit all der Treue und Gewissenhaftigkeit abgefaßt ist, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt.

Die Feierlichkeit beginnt mit der Einsegnung des Traurings, der auf einen Teller gelegt wird, wobei der Diakonus die Worte spricht:

»Nun lasset uns beten zu dem Herrn des Friedens, nimm uns auf, Erlöser! erbarme Dich unser und segne uns, o Herr!«

Hierauf singt der Priester:

»Segen und Preis dem Vater, und dem Sohne, und dem heiligen Geiste, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen!« Dabei schwingt er das Weihrauchfaß, das der Diakonus ihm gereicht. Dann wird ein Lied aus dem armenischen Gesangbuche gesungen, und der 18te Psalm seiner ganzen Länge nach recitirt, obgleich die einzige Stelle dieses Psalmes, welche auf die Ehe Bezug haben könnte, im 20sten Verse vorkommt, wo es heißt: »Und er führte mich aus in den Raum; er riß mich heraus, denn er hatte Lust zu mir.« Hierauf werden Stellen vorgelesen aus dem Hohen Liede Salomonis 8. 14., aus dem Propheten Hosea 14. 6., aus dem Jesaias 27. 11., aus dem Briefe an die Galater 4. 27. und aus dem Evangelium Lucä 1. 26.

Und abermals beginnt der Diakonus:

»Lasset uns den Herrn bitten für die Bewahrung der Gläubigen, derer die bei ihm sind, und derer die er hier zur Vereinigung geladen hat.«

Hierauf betet der Priester:

»Ewiger Gott und Schöpfer des Weltalls! Dich bitten und zu Dir flehen wir, der Du voll Erbarmen sorgest für Deine Geschöpfe, nimm, o menschenfreundlicher Herr, unsere

Bitten gnädig auf! Wie Du die Ehen unſerer Väter geſchloſſen haſt nach dem Geſetze Moſis, ſo haſt Du nach der Auferſtehung und Himmelfahrt Deines Eingeborenen uns ein neues Gebot gelehrt und das heilige Kreuz aufgeſtellt zur Heiligung der Ehe derer, ſo an Dich glauben und Deinen eingebornen Sohn. Gieb auch jetzt, o Herr, durch das allſiegende Kreuz, Kraft und Stärke denen die auf Dich bauen. Entferne von ihnen den Geiſt der Heuchelei und des Ungehorſams und alle böſen Lüſte; bewahre ſie vor Schändlichkeiten, vor dunkelen Wegen und vor Unreinheit des Wandels. Mache, daß dieſes Kreuz[14]) ſei zur Weihe und zur Grundlegung eines feſten Grundes, darauf das Gebäude der heiligen Ehe errichtet werde. Schmücke ihr Haupt mit der Krone der Schönheit, ſende über ſie den Segen der heiligen Dreieinigkeit, welcher ihnen Noth thut, und ihnen Ruhm bringt und Ehre, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen! Friede ſei mit Allen! Heiliger und allgeprieſener Vater, der Du geſegnet und geheiligt haſt dieſes Kreuz im Namen Deines Eingeborenen, durch die Hand Deines ſündigen Dieners, durch die Segnungen Deines heiligen Geiſtes: auch jetzt bitte ich Dich, o Herr! ſende Deinen heiligen Geiſt hernieder zur Weihe des Gebäudes, welches ich jetzt hier gründe. Erhalte dieſe zwei unbefleckt gegen einander, geleite und führe ſie zu der Stunde in welcher ich die Krone des Ruhmes auf ihr Haupt ſetzen werde; denn Dir allein iſt die Ehre, und Dir allein gebührt der Ruhm und die Macht, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!«

Hierauf wird der Ring der Braut übergeben, und der Diakonus ſpricht:

»Bei dem heiligen Kreuze laßt uns den Herrn bitten, daß er durch daſſelbe uns errette von allen Sünden und uns erlöſe durch die Gnade ſeiner Barmherzigkeit. Allmächtiger Herr, unſer Gott! erlöſe uns und erbarme Dich unſer!«

Der Prieſter fällt ein: »Du Hort und Du Hoffnung der Gläubigen, Chriſtus unſer Gott! bewahre Deine Diener! Preis ſei dem Herrn!« Nun folgt das Vater unſer, womit die Einſegnung des Trauringes geſchloſſen wird und die Einſegnung des »Kleides der Krone« beginnt.

Das Kleid wird vor den Altar gebracht und es wiederholt ſich die am Eingange beſchriebene Feierlichkeit. Der Diakonus ſpricht: »Laßt uns beten zu dem Herrn des Friedens ꝛc. ꝛc.,« worauf der Prieſter erwiedert: »Preis und Ruhm dem Vater und dem Sohne ꝛc. ꝛc.« Abermals wird ein Kirchengeſang geſungen; dann folgt der Pſalm 44: »Eine Unterweiſung der Kinder Korah, vorzuſingen,« worin ſich ſonderbarer Weiſe ebenfalls nichts auf die Ehe Bezügliches findet, (obgleich Vers 2. 3.: »Denn wir werden ja um Deinetwillen täglich erwürget, und ſind geachtet wie Schlachtſchafe,« einſt richtig die politiſchen Zuſtände der Armenier bezeichnete). Ferner wird recitirt aus dem Prophbeten Jeſaias 61. 10., aus dem 1. Briefe Petri 3. 1., und aus dem Evangelium Johannes 2. 1. Sodann beginnt der Diakonus wiederum: »Laſſet uns beten zum Herrn ꝛc.,« und der Prieſter fällt ein: »Preis und Ruhm dem Vater und dem Sohne!« Hierauf ſegnet er das Gewand des Bräutigams mit dem Zeichen des Kreuzes und ſpricht folgendes Gebet:

»Segne, o Chriſtus, unſer Gott! mit geiſtigem Segen dieſes bräutliche Gewand, damit dem, der es anthut, nicht zu nahen wage die böſe Brut der Dämonen und Zauberer, ſondern daß er geſtärkt durch die Kraft Deines heiligen Kreuzes, erlöſt werde von allen Schlingen des Satans. Dir aber gebührt Ruhm und Macht und Ehre, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit!«

Nachdem der Prieſter nun abermals das Gewand geſegnet mit dem Zeichen des Kreuzes und dabei gebetet: »Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.

Amen!« wird dem Bräutigam das Gewand angethan, unter dem Absingen eines bezüglichen Kirchenliedes. Zum Schluß der Einsegnung spricht der Diakonus abermals die Worte: »Beim heiligen Kreuze laßt uns den Herrn bitten ꝛc. ꝛc.«

Ganz dieselbe Feierlichkeit findet bei der Einsegnung des Kleides der Braut statt, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihr hochzeitliches Gewand nicht vor dem Altar anzieht, sondern verborgen vor den Augen der Männer in einem besonderen Raume, und daß der Gesang und das Schlußgebet dabei wegfällt.

Bevor nun die eigentliche Trauung, die Krönung, vollzogen wird, bewegt sich der Zug noch einmal in das Haus der Braut. Hier muß diese niederknieen zu den Füßen des Bräutigams, und es werden über sie die Worte geredet: »Ich habe David, meinen Knecht, gefunden; mit meinem heiligen Oel habe ich ihn gesalbt, meine Hand wird ihn aufnehmen, und mein Arm wird ihn stärken.«

Hierauf nimmt der Priester die rechte Hand der Braut und legt sie in die rechte Hand des Bräutigams, mit den Worten: »Man nahm die Hand der Eva und legte sie in die rechte Adams, und Adam sagte: »Dieses ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch; diese ist Männin geheißen, weil sie von ihrem Manne genommen ist; deßhalb soll der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und sie sollen Beide Ein Leib werden. Was Gott also zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden.«

Der Diakonus:

»Laßt uns beten zu dem Herrn des Friedens ꝛc.«

Der Priester:

»Preis und Ruhm dem Vater und dem Sohne!«

Abermals wird ein Lied gesungen, wonach der Priester das Kreuz über die Häupter des Bräutigams und der Braut hält und dabei folgendes Gebet spricht:

»Herr, ewiger Gott! der Du die Unverbundenen und die Getrennten zusammenfügest zur Vereinigung, und durch die Vereinigung sie unzertrennbar verbindest; der Du gesegnet hast den Isaak und die Rebekka, und sie offenbaret hast als Erben Deiner Verheißung, indem Du, durch Dein untrügliches Wort, die aus ihnen entsproßten Stämme vermehrt hast gleich dem Sand am Ufer des Meeres: Segne auch jetzt, gnädiger und barmherziger Gott! diesen Deinen Knecht und Diese Deine Magd durch Deine Heiligkeit; leite sie, daß sie wandeln in guten Werken und auf dem Wege der Gerechtigkeit, zu thun was vor Dir wohlgefällig ist; daß sie leben in dieser Welt nach Deinen Geboten und sehen ihre Kindeskinder im Greisenalter; und daß ihnen in jenem Leben zu Theil werden die unvergänglichen Güter und die unverwelklichen Kronen, in Christo Jesu, unseres Herrn, welchem gebührt Ruhm, Macht und Ehre, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen! Herr Gott, der Du aus den Heiden Dir verlobt hast die heilige Kirche, sich darzustellen dem himmlischen Bräutigam, und der Du gesetzt hast als Krone das allsiegende heilige Zeichen; der Du die Zerstreueten sammelst und sie vereinigest zu unauflöslichem Bunde der Testamente; der Du gesegnet hast die Erzväter und sie gezeigt hast als Erben Deiner Verheißungen: segne nun auch diesen Deinen Knecht und Deine Magd durch die Kraft Deines Kreuzes, denn Du bist barmherzig und menschenfreundlich, und Dir geziemt Ruhm, Macht und Ehre, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!«

Der Diakonus:

»Bei dem heiligen Kreuze laßt uns den Herrn bitten ꝛc. ꝛc.«

Nach Beendigung dieser Ceremonien kehren sie in die Kirche zurück, legen ihr Sündenbekenntniß ab und der Priester recitirt den 121. Psalm. Hierauf werden zwei dreifädige Schnüre gedreht, zum Umwinden der Kronen, womit das

Paar beim Vollziehen der Trauung gekrönt wird. Die aus drei Fäden gewundene Schnur ist das Zeichen der Dreieinigkeit. Beim Drehen der Schnur des Bräutigams singen sie den 20., und beim Drehen der Schnur der Braut den 24. Psalm. Hierauf nimmt der Priester das Kreuz, hält den Brautleuten eine Anrede über die Bedeutung der Trauung und legt ihnen dann die Frage vor: »Versprechet Ihr vor Gott, in der Furcht Gottes gegeneinander zu bewahren die Festigkeit der von Gott gegebenen Liebe, und mit derselben Liebe wegen der Furcht Gottes willig zu tragen die gegenseitige Last, vornehmlich die körperlichen Leiden, Lahmheit, Blindheit, lange und unheilbare Krankheit und andere Uebel, wie die göttlichen Gesetze gebieten; versprechet Ihr, nehmt Ihr auf Euch, und bestrebt Ihr Euch das Gesagte zu vollbringen?« Und sie antworten: »Ja.« Darauf legt der Priester die rechte Hand der Braut in die Rechte des Bräutigams und sagt zu diesem: »Nach dem göttlichen Gebote, welches Gott den Vorfahren gegeben, gebe ich, der Priester N. N. Dir jetzt diese Braut zum Gehorsam. Bist Du ihr Herr?« Der Bräutigam sagt: »Ich bin ihr Herr durch den Willen Gottes.« Dann wendet der Priester sich zu der Braut: »Bist Du gehorsam?« Die Braut antwortet: »Ich bin gehorsam nach dem Befehle Gottes.« Dieselbe Frage und Antwort wiederholt sich dreimal. Dann sagt der Priester: »Wenn Ihr also mit einander in der Liebe Gottes bleibt, so wird Gottes Sorgfalt Euch bewahren beim Ausgang und Eingang, und segnen die Werke Eurer Hände, und Euch mit geistiger und leiblicher Güte vermehren, daß Ihr hier in Frieden und Frömmigkeit lebend, gewürdigt werdet, die verheißenen zukünftigen Güter zu erlangen durch die Gnade Christi, welchem gebührt Ruhm, Macht und Ehre, jetzt und immerdar.«

Dann wird der 117. Psalm recitirt bis zu den Worten: »Oeffnet mir die Pforten der Gerechtigkeit, daß ich eingehe

durch sie und bekenne den Herrn.« Sie treten nun ein durch die geöffnete Thür in das Allerheiligste, indem sie den 99. Psalm singen. Dann sagt der Diakonus: »Durch die heilige Kirche laßt uns den Herrn bitten, daß er durch sie uns erlöse von den Sünden, und errette durch die Gnade seiner Barmherzigkeit. Allmächtiger Herr, unser Gott, errette uns und erbarme Dich unser!«

Der Priester:

»An der Thüre des heiligen Tempels und vor dem göttlichen und glänzenden heiligen Zeichen, an diesem heiligen Orte beten wir an, in Furcht gebeugt. Wir preisen Deine heilige, wunderbare und siegreiche Herrlichkeit, und bringen Dir dar Preis und Ruhm mit dem Vater und dem heiligen Geiste, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!« Der Priester führt nun den Bräutigam und die Braut, und stellt sie vor den Altar, und sie sagen das Eingangsgebet der Kirche: »Schenke Frieden Deiner heiligen Kirche, Frieden und Unerschütterlichkeit vor dem Kriege der Feinde, und befestige in Einem Glauben die katholische Kirche. Dich bekennen wir, Herr und Gott, erlöse uns.«

Der Diakonus:

»Lasset uns beten zu dem Herrn des Friedens ꝛc.«

Der Priester:

»Preis und Ruhm dem Vater und dem Sohne!« Dann wird der 92. Psalm gesungen und die schon oft angeführten Gebetformeln wiederholen sich.

Der Bräutigam und die Braut küssen das Kreuz und der Priester im Ornate spricht:

»Barmherzig und menschenfreundlich bist Du, Gott, und Dir gebühret Ruhm und Macht. Herr, in Deiner Macht erfreue sich der König, in Deiner Erlösung frohlocke er sehr. Das Verlangen seines Herzens hast Du ihm gewährt und den Wunsch seiner Lippen hast Du ihm nicht vorenthalten.

Du hast ihn gelangen lassen zum Segen Deiner Süßigkeit und hast auf sein Haupt gesetzt die Krone aus einem kostbaren Steine. Halleluja, Halleluja!« Dann wird vorgelesen aus dem 1. Buche Moses 1. 26. Ferner aus den Sprüchen Salomonis 4. 20. Aus Jesaias 61. 9. Aus dem Brief an die Epheser 5. 22. Ev. Matthäi 19. 1. Dann folgt der Glaube, worauf der Diakonus sagt: »Laßt uns den Herrn bitten, unsere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens, Herr erbarme Dich, um von uns zu wenden alle Gedanken des Bösen! Laßt uns den Herrn bitten, uns zu schenken heilsame Gedanken und tugendhaftes Leben; laßt uns den Herrn bitten, uns zu bewahren unter dem Schatten seiner allmächtigen Rechte; laßt uns den Herrn bitten, den Widersacher schnell unter unsere Füße zu stoßen; laßt uns den Herrn bitten, für die heimgegangenen Seelen, welche im wahren rechten Glauben in Christo entschlafen sind; laßt uns den Herrn bitten u. s. w.« Sie legen die Krone vor den Altar, der Priester segnet sie und sagt folgendes Gebet: »Herr, Gott der Macht, und Schöpfer aller Geschöpfe, der Du genommen hast Erde von der Erde, und gebildet den Menschen nach Deinem Bilde, Mann und Weib hast Du sie gemacht und gesegnet, indem Du sagtest: Seid fruchtbar und mehret Euch, und erfüllet die Erde und machet sie Euch unterthan. Die Sorge Deiner Liebe als Schöpfer gegen Deine Geschöpfe ist vorgebildet durch Deinen eingebornen, geliebten Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, daß er kam und geboren wurde von der heiligen Jungfrau und die Menschen zu neuem Leben rief, und das erste Zeichen gab bei der Hochzeit zu Kana in Galiläa, als er durch göttliche Wunder erfreute das hochzeitliche Haus, indem er das Wasser in Wein verwandelte. Auch jetzt bitten wir Dich, Herr, segne diese Ehe wie die der heiligen Erzväter, indem Du sie unbefleckt bewahrest in geistiger Liebe und Einigkeit in diesem Leben. Mache ihren Samen fruchtbar;

laß ihre Kinder aufwachsen in Zucht und Sitte, zum Ruhme Deines allheiligen Namens, und daß sie in Frieden in dieser Welt ihr Leben bis in's hohe Greisenalter verlängern, und gewürdigt werden der unendlichen Freuden des höhern Hochzeitsgemaches mit Allen, die Deinen Namen lieben, durch die Gnade und Barmherzigkeit Deines Eingebornen, unsers Herrn Jesus Christus, mit welchem dem Vater und dem heiligen Geiste gebührt Ruhm, Macht und Ehre, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen! Friede sei mit Allen. Wir demüthigen uns vor Gott. Gepriesen seist Du, allmächtiger Gott, der Du geschaffen hast alle Deine Geschöpfe, die himmlischen und die irdischen, durch Dein lebendiges Wort, und gebildet den Menschen durch Deine Hand nach dem Bilde Deiner göttlichen Gestalt. Du hast geordnet und ihm verbunden als Genossen des Lebens das Gebein, welches Du genommen hast von seinem Gebein, und Fleisch von seinem Fleisch, und sie wurden beide Ein Leib. Du allein bist barmherzig, der Du unserer Menschheit bereitet hast die Krone des Himmels und der Erde. Segne, o Herr, die Ehe Dieser, durch Deine Barmherzigkeit, wie Du gesegnet hast die Ehe Abrahams und der Sara, Isaaks und der Rebekka, Jakobs und der Rahel, und wie Du gesagt hast durch die Apostel: Ehrwürdig ist die Ehe und heilig das Ehebett. Heilig bewahre das Ehebett Dieser, und schenke ihnen Nachkommenschaft nach Deinem Willen, daß sie gesegnet werden in Deinem lebendigen Worte, wie Du geredet hast: Wachset und mehret Euch, und erfüllet die Erde! Laß sie wachsen im Wachsthum der Heiligkeit, auf daß sich mehre ihre Nachkommenschaft auf der Erde, und sie würdig werden durch Dein Erbe, zu preisen den Vater und den Sohn und den heiligen Geist, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit.« Hierauf nimmt er die Kronen, bekreuzigt sie, setzt sie auf das Haupt des Bräutigams und der Braut, und sagt folgendes Gebet:

»In Deinem Namen, Du lebendiger Gott und Herr Schöpfer Himmels und der Erde, der Du gemacht haſt Alles durch das Wort auf Deinen Befehl! Du haſt gebildet Adam, den erſten Menſchen, und haſt beſtätigt ſeine Ehe mit der Eva; Du haſt ihn gekrönt mit Deinem Ruhm und geſagt: Siehe, ſie ſind gut. Du haſt geſegnet die Ehe Seth's und von ihm vermehrte ſich die Erde bis auf Noah. Du haſt geſegnet die Ehe Noah's und von ihm vererbte ſich die Ehe bis auf Abraham. Du haſt geſegnet die Ehe Abrahams und der Sara, Iſaak's und der Rebekka, Jakob's und der Rahel, und ſie vermehrten ſich auf der Erde und wurden im Himmel gekrönt. Du haſt geſegnet aus dem Stamme Juda's den David, und aus der Nachkommenſchaft Davids die Jungfrau Maria, und von ihr wurdeſt Du geboren, Erlöſer der Welt; denn Du warſt der Krönet aller Heiligen. Durch dieſen Segen werde geſegnet dieſe Krone, und die Ehe Dieſer, daß dieſer Dein Knecht und dieſe Magd friedlich zubringen ihr ganzes Leben in Gottesfurcht, daß der Satan ſich entferne aus ihrer Mitte, und Deine Barmherzigkeit lebe über ihnen. Und Dir wollen wir bringen Preis und Ruhm mit dem Vater und dem heiligen Geiſte jetzt und immerdar.«

Hierauf hält der Diakonus ein Gebet, das Meßopfer wird gebracht und ſie nehmen Theil an dem heiligen Sakrament.

Folgt wiederum Geſang und das oben angeführte Doppelgebet zwiſchen Prieſter und Diakonus; damit iſt die kirchliche Feierlichkeit geſchloſſen und der Zug kehrt ſingend zurück nach dem hochzeitlichen Hauſe.

Hier angelangt, wird der Bräutigam auf ein Sopha geſetzt und die Braut zu ſeiner Rechten. Der Prieſter füllt einen Becher mit Wein, ſegnet ihn und giebt den Neuvermählten davon zu trinken.

Bis zu dieſem Punkte ſtimmten die Hochzeitsfeierlichkeiten, denen ich beiwohnte, im Weſentlichen (d. h. einige Abkürzungen und Weglaſſungen der zahlloſen Geſänge, Citate und Gebete abgerechnet), überein mit den Vorſchriften und Anweiſungen der alten armeniſchen Kirchenbücher. Nun folgten aber verſchiedene Ceremonien, deren ich in keinem Buche Erwähnung gethan finde, und die ich hier anführe, um dem Gang der Dinge treu zu bleiben, während ich für diejenigen wißbegierigen Leſer, welche die Abweichungen vielleicht kennen lernen möchten, die betreffenden Stellen unter den Beilagen im Anhange dieſes Buches folgen laſſe.[1])

Zuerſt wurde dem Bräutigam ein Schwert in die Hand gegeben, welches er, an der Thür ſtehend, emporhielt, und die Braut darunter durchſchlüpfen ließ, als ein Zeichen, daß ſie unter ſeinem männlichen Schutze allen Gefahren und Irrſalen entrinnen werde.

Dann wurde den Neuvermählten ſüßes Waſſer zu trinken gegeben, als Vorgeſchmack der reinen und ſüßen Genüſſe des ehelichen Lebens; oder (nach einer anderen Erklärung) zur Erinnerung an die Hochzeit zu Kana, wo das Waſſer in Wein verwandelt wurde durch die Hand des Heilandes.

Endlich wurde dem Bräutigam ein Teller gereicht, den er zur Erde warf und ihn zertrat mit ſeinen Füßen. Die Bedeutung welche ſich hieran knüpft, iſt wohl dieſelbe, welche dem Zerbrechen des Geſchirrs bei unſern Polterabenden, oder dem Zerbrechen des Glaſes bei den Hochzeiten der Juden zu Grunde liegt.

Als die Feierlichkeit zu Ende war, begann wieder Tanz, Spiel und Geſang, während im Speiſeſaale das Nachteſſen angerichtet wurde. Abermals drängte ſich Alles dem Zimmer zu, wo die junge Fürſtin Orbeljanoff mit dem Bruder des Bräutigams unter dem Händeklatſch der Umſtehenden im Tanz der Lesgbinka ſich ſchwang. Und ſo oft ich das Auge

auf die kleinen, feinbeſchuhten Füßchen ſchweifen ließ, fielen mir die Worte aus dem Hohenliede Salomonis ein: »Wie ſchön iſt Dein Gang in den Schuhen, Du Fürſtentochter!«

Nachdem nun die vielen und reichen Hochzeitsgeſchenke von den Gäſten durchmuſtert waren, begann das Souper, und in der That, es war hohe Zeit dazu! Das lange Stehen in der Kirche, ſo wie das Anhören der vielen Gebete, Geſänge, Pſalme, Sprüche und Ermahnungen, hatte bei den Meiſten wieder ein förmliches Gefühl von Nüchternheit hervorgebracht.

Die Speiſen wären ſämmtlich vortrefflich geweſen, wenn die verſchiedenen Arten von Pilaw (nach der dortigen Ausſprache: Plow) nicht allzuſehr den Beigeſchmack des Safran, womit der Reis halbfingerdick überſtreut wird, getragen hätten, und wenn ein guter Braten, im deutſchen Sinne des Worts, in Tiflis wegen des faſt durchgehends ſchlechten Fleiſches und der mangelhaften Kochkunſt, nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte. Dagegen ließen die Fiſche in ihrer mannigfaltigen Zubereitung, die Backwerke und Süßigkeiten nichts zu wünſchen übrig. Eben ſo waren die Weine, wozu Georgien, Armenien, Frankreich und der Rhein ihren Tribut geliefert, allen Preiſes werth.

So lange Eſſen und Trinken noch einander das Gleichgewicht hielten, ging es an den Tiſchen ziemlich ruhig her. Als aber die gewichtigen Speiſen beſeitigt waren, der Champagner zu fließen begann und das Trinken die Oberhand nahm, erſcholl ein Stimmengewirr, wie es eine mit aſiatiſcher Lebendigkeit geführte Unterhaltung, in welcher ein halb Dutzend Sprachen durcheinander geſprochen werden, nur zu erzeugen vermag.

In einer Ecke des Saales, an einem beſonderen Tiſche, ſaßen die Sänger und Spielleute, und während die Einen Alles aufboten, um ihren Geſang nicht ungehört verhallen zu laſſen, ſägten die Andern ſo unbarmherzig auf ihre Inſtrumente

los, daß ſelbſt die an ſolche Schauſpiele gewöhnten Gäſte das Lachen nicht unterdrücken konnten.

Einen größeren Genuß als dieſe muſikaliſchen Kraftäußerungen dem Ohre gewähren konnten, hatte das Auge beim Anblick der ſchmucken Hochzeitsgäſte, wie ſie in langen Reihen die Tafeln entlang ſaßen, der Mehrzahl nach in der kleidſamen georgiſchen und armeniſchen Nationaltracht. Je lauter es wurde im Saale, deſto mehr lichteten ſich die Reihen der reichgeſchmückten Frauen, und nun begann erſt das eigentliche Trinken. Auf jedes »Allawerdy« mußte der, dem es galt, mit der Entgegnung »Jachſchi jol«[16]) Beſcheid thun bis auf die Nagelprobe. Der ſtattliche Archiréi, welcher die Trauung vollzogen, ſo wie die übrigen Geiſtlichen, deren Gegenwart das Feſtgelag heiligte, waren nicht die ſchlechteſten Trinker. Und als ich das Haus am hellen Morgen verließ, wiederhallten die Räume noch laut vom Becherklang und vom Hochzeitsjubel der Gäſte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Sitzungen im Divan der Weisheit. Ein arabisches Gebet und ein tatarischer Lobgesang zur Verherrlichung des Hauses des »Padischah's der Russen, des Herrn der Welt, des Königs der Könige«.

Das Gebet der Tataren von Karabagh für den großen Padischah der Russen, den Beherrscher der Erde ꝛc., und das tatarische Loblied auf die Ankunft der Russen in Erivan, bildeten in den nächsten Sitzungen im Divan der Weisheit den Hauptgegenstand unserer Unterhaltung.

Mirza-Schaffy hatte die Aufmerksamkeit gehabt, mir von erstgenanntem Aktenstücke eine eigenhändige Abschrift zu besorgen, die so schön ausgefallen war, daß der Weise sie selbst für ein wahres Meisterstück orientalischer Schreibekunst erklärte. Der darauf verwendete Fleiß war um so mehr anzuerkennen, als der Inhalt den Grundsätzen meines Lehrers durchaus zuwider lief.

Meine freundlichen Leser haben durch die Gedichte des Mirza-Schaffy nur Eine Seite morgenländischer Poesie der Gegenwart kennen gelernt; es ist billig und gerecht, daß ich sie auch mit der anderen Seite bekannt mache. Denn obwohl die Moslemin des Kaukasus weder Kirchenzeitungen noch politische Tagesblätter kennen, so haben sich dennoch unter ihnen, durch ihre Priester und Schriftgelehrten, verschiedene Parteien

gebildet, wovon die eine in den Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit schwelgt, wo der Zar dem tatarischen Herrscher des Landes die Steigbügel halten mußte, — und Träume einer glorreichen Zukunft nährt; während die andere der bestehenden Macht schmeichelt und ihren Gott zur Erde herabzieht, um den Zar in den Himmel zu erheben — und die dritte endlich mit philosophischer Ruhe im Genuß der Gegenwart lebt, und dem Zaren giebt was des Zaren, und Allah was Allah's ist.

Natürlich treten diese Parteien, zersplittert wie sie sind, und unterdrückt wie sie leben, nicht so farbenbestimmt hervor wie die politischen und kirchlichen Parteien bei uns zu Lande; die verschiedenen Richtungen zeichnen sich nur deutlicher ab in den Priestern und Schriftgelehrten, welche als das konkrete Bewußtsein des Volkes zu betrachten sind.

Welcher der genannten Parteien die hier in der Uebersetzung folgenden, frommen Ergüsse entsprungen sind, wird der Leser selbst leicht errathen können.

Das Gebet der Tataren von Karabagh.

»Ruhm dem Könige der Könige! Groß ist seine Gnade! Es ergießt seine Liebe sich über alle Auserwählten. Ruhm dem Herrscher der Stärke und der Macht, dem Herrn der Gnade und der Gerechtigkeit, der den Bächlein und Strömen ihren Lauf vorschreibt, und seine Gnade in den Regentropfen aus den Wolken herabträufelt, und nicht den Schuldigen von dem Unschuldigen unterscheidet, sondern ihnen in Fülle Gesundheit, Mittel zur Erhaltung und Speise sendet. Der den Himmel erschaffen, die Säulen seines Thrones, und die Erde, das Lager seiner Sklaven, und die Berge, die Nägel der Erde, und der den neunten Himmel zum Fundament seiner

Macht geſetzt, und mit ſeinem Lichte das Licht der Sonne angezündet! Der den Hals der Himmel geſchmückt hat mit Perlenſchnüren, mit wandelnden Sternen. Deſſen Hand die Völker der Erde vor Empörung bewahrt und ſie gemacht hat, daß ſie ſein Bild erkenneten in ſeinen wunderbaren Schöpfungen, und der Alles was iſt, herrlich erſchaffen hat nach ſeinem eigenen Bilde. Der Könige eingeſetzt zur Erhaltung der Ordnung, zur Aufſicht über die Handlungen ſeiner Sklaven, und ſie bewahrt hat vor Unterdrückung und Tyrannei des Volkes, und ſie gemacht hat zu einer Stütze der Unterthanen und zu Helfern der Hülfsbedürftigen und Armen!

Alſo als den herrlichſten Edelſtein aus der Krone ſeiner Gnade hat er der Erde geſendet die Kaiſerin, die Beſchützerin der Welt, die Königin der Könige, die Krone der Sonne, die der Königskrone Hoheit verleihende, die das Weltall ſchmückende. Die das Weltall erleuchtende Sonne, der Stern der Herrſchaft, die hohe Stufe, die gerechte Königin aller Länder des Kaiſereichs und der Majeſtät. Die berühmten und glücklichen Staaten Gebietende, die die Völker der Erde beruhigende, die die Erde und Zeit Schmückende. Die Herrin, begabt mit einem Herzen, dem Meere gleich, und mit einer Hoheit, gleich der der Berge; die Königin aller Stufen des Himmels, in ihrem Glanze den Sternen unzähliger Völker vergleichbar. Die Beſchützerin der Könige der Welt und ihre Vertheidigerin, die glänzendſte Perle im Korbe des Glückes, der leuchtendſte Stern des hohen und glücklichen Geſtirnes. Der Edelſtein der Königlichen Krone, die koſtbare Perle, das Kleinod des Meeres. Die den Thron und die Krone Schmückende, die den Königen der Welt Gebietende, die den Gewaltigen auf Erden Kraft und Macht Verleihende, die die Reiche der Größe und Herrſchaft Unterwerfende, die allen mächtigen und reichen Staaten Gebietende, die das Banner ſtaatlicher Macht und ſtaatlichen Ruhmes Tragende, die den hohen und königs-

lichen Thron Verſchönernde. Die Königin des berühmteſten Thrones und Herrſcherin des Thrones Feridun's.[17]) Die Herrin, die der Sonne Glanz und dem Monde Licht Spendende; die Kaiſerin, die große und hohe Königin der Könige.

Und daneben der König der Welt, umgeben von der heiligen Schaar; der Herrſcher der Krone, des Thrones und der Fahnen. Isfjander[18]) und Darius ſind ſeine Sklaven. Sein Hof iſt dem Himmel gleich, ſein Heer den Sternen. Der ewige Himmel muß ſolchem triumphirenden Herrſcher viele Jahrhunderte ſchenken. Er iſt ſelbſt noch ein Jüngling, und jung iſt auch ſein Thron. Er iſt das Licht des Herzens, der Beherrſcher der Welt, der die Städte und Veſten Unterwerfende. — Als das Weltall die Gerechtigkeit dieſes Padiſchah's der Menſchheit ſah, vergaß es die Gerechtigkeit Nuſchirwan's.[19]) Wenn ſeine Heere gegen die Feinde ziehen, ſo erzittert das Kaffgebirge[20]) wie ein klirrend Glas, und vor dem Klange der Flöten und Trommeln ſeiner Heere erzittern Alle und erſchrecken ſehr. Der Herrſcher der Schwerter, Lanzen und Banner, der König der Könige der Welt ꝛc. ꝛc.: das iſt der große und gebietende Kaiſer, der Herr aller Reußen, Nikolai Paulowitſch, deſſen Reich Allah beſtehen läßt durch die Jahrhunderte, und deſſen Größe er ewig macht. Seine Majeſtät ſitzt auf dem königlichen Stuhle der Gerechtigkeit, die Grundlage des Rechtes befeſtigend. Er ſchwingt das Banner auf der Seite des Rechtes, und waltet herrlich auf dem Throne der Gerechtigkeit. Die Völker der Länder, welche unter dem Schutze und Scepter eines ſolchen Herrn ſtehen, der ſeinen Unterthanen Gerechtigkeit und Liebe erzeigt, der den Zephyr ſeiner Gnade und den Hauch ſeiner Barmherzigkeit über alle Städte wehen läßt wie der Wind über's Roſenbeet wehet; in deſſen Gefolge Isfjander geht, und deſſen Wächter Darius iſt, und von deſſen Gerechtigkeitsliebe

alle Völker überzeugt ſind: ihn müſſen wir aus reinem Herzen und ohne Heuchelei mit Nachtigallzungen im Gebete erheben, und den König würdig beſingen, der Dſhemſchid[21]) darin vergleichbar, daß ſeine gerechte Stimme fortwährend die Kette Nuſchirwan's erzittern macht, der durch ſeine Gerechtigkeit, gleich dem Lichte der Sonne, dieſe Welt erleuchtet, welche durch das Graus der Verbrechen verfinſtert iſt; — inbrünſtig müſſen wir beten für die Erhaltung und Fortdauer ſeines Lebens.

Jetzt iſt unſer Gebet zu den Pforten des Königs der Gerechtigkeit und das Verlangen zu dem Padiſchah des Rechtes, welcher alle Theile dieſer Welt zuſammengefügt und erſchaffen durch ſeine unvergleichliche Macht; der den hellblauen Atlas zum Sonnenſchirm gemacht des Weltall's; der den Himmel mit Sternen geſchmückt hat; der die Erde geordnet und ſie beſäet mit Menſchen und Dſhinnen (Geiſtern) und bekleidet mit grünem Schmuck ꝛc. ꝛc. ꝛc., zu ihm beten wir für das Glück und Gedeihen des hohen Selbſtherrſchers und ſeines kaiſerlichen Hauſes, für die Kinder der Macht und Größe, für die ſtolzen Aeſte und Zweige des kaiſerlichen Stammes. Ihre Majeſtät die Kaiſerin, das Sonnenantlitz des zariſchen Sternbildes, das die hellſtrahlende Venus verdunkelnde, das den Palaſt der Macht und des Glückes erleuchtende; die am Himmel des zariſchen Harems leuchtende Sonne, die Herrin der Völker, die Hüterin des mit den Früchten des Glücks beladenen zariſchen Fruchtbaumes, Alexandra Feodorowna. Wir beten für ihre ſtrahlende Nachkommenſchaft, für den Erben des Thrones der Herrſchaft, den Sohn des Königs der Könige ꝛc. ꝛc., den Großfürſten und Cäſarewitſch Alexander Nikolajewitſch. Mögeſt Du, o Gott! ſein Leben verlängern und ſeine Nachkommenſchaft ewig machen, und in ewiger Schönheit erhalten die das Harem ſeines Palaſtes verherrlichende angebetete Großfürſtin, die Zarewna Maria Alexandrowna! Und mögeſt Du auch erhalten

den hochgeehrten und großen Herrn, den uns durch seine grenzenlose Liebenswürdigkeit über Alles theuern Großfürsten Michael Paulowitsch und seine hohe Gemalin. Mögest Du auch erhalten den reinen Perlenschmuck, das Kleinod des Meeres, die Beherrscherin der Anmuth, den Perlenglanz der Sonne, die kostbarste Perle im Korbe der Reinheit, die große Herrin und Fürstin Maria Nikolajewna! Mögest Du erhalten in ewigem Glanze die Sonne im Harem des Palastes des Herrschers der Macht, des großen Schahsadé Alexander Nikolajewitsch! Wir beten für die glücklich unter den Thronesdecken sitzende Großfürstin, die Palme des Lichtes und der Hoheit, Alexandra Alexandrowna, und die der Ehrerbietung, Verehrung, Hoheit und des Ruhmes würdigen Großfürstinnen Maria, Elisabeth und Jekaterina Michailowna, und die den hohen Saal der Versammlung erleuchtende Lampe, die herrliche Palme des zarischen Gartens des großen Schahsadé, die Fürstin Maria Paulowna, und die Rose des zarischen Gartens, die Palme des zarischen Blumenbeets, die große Schahsadé, die Fürstin, Königin der Niederlande, Anna Paulowna ꝛc. ꝛc.«

In ähnlicher überschwenglicher Weise geht es noch mehrere Seiten fort; doch glaube ich, daß der Leser genug hat an dieser Probe, um so mehr, als sich die alten Bilder und Wendungen immer wiederholen und der verherrlichende Wirrwarr immer größer wird, jemehr es dem Schlusse zugeht. Am Schlusse steht in besonders künstlicher Schrift:

Dem Beherrscher der Welten wird dieses reine Gebet für den Kaiser und den großen König der Könige dargebracht von

Mirza-Abul-Kassim,
Kadi des Kreises von Karabagh.

Ich laſſe nun das bei Gelegenheit des Einzugs der Ruſſen in Eriwan gedichtete tatariſche Loblied folgen, welches für den Leſer ſchon deshalb Intereſſe haben wird, weil es eine förmliche Schilderung der Eroberung jener berühmten Veſte enthält, welcher Fürſt Paskjewitſch ſeinen Beinamen Eriwansky zu verdanken hat.

Tatariſches Loblied auf den Einzug der Ruſſen in Eriwan.

Ich bete des Nikolai Paulowitſch Thron und Krone an;
Ich bete den von ihm allen Königen abgezwungenen Tribut an;
Ich bete des Katholikos Nerſes [22], dargebrachte Hülfe an,
Ich bete ſeine in Etſchmiadſyn gehaltene Meſſe an.

Sieben Tage gab man Bedenkzeit und ſtürmte dann Eriwan,
Warf Kugeln und Bomben in die Stadt, daß Häuſer und Steine erdröhnten;
Man nahm den Haſſan-Chan [23] feſt und überzog ſein Geſicht mit Schmerzen.
Nun fing das Tummeln unter den langbeinigen Sarbaſſen [24] an;
Die Eboraſſaner [25] ſammelten ſich um den Melik [26] und flehten ſeine Hülfe an.
Die Muſchtahiden hatte man getödtet und es blieb kein Imamſadé. [27]

Ich bete des Nikolai Paulowitſch Thron und Krone an ꝛc. ꝛc.
Man warf Kugeln und Bomben auf Sardarabad;
Man nahm die Sarbaſſen gefangen, bärtige und unbärtige; [28]
Haſſan-Chan nahm die Flucht und die Ruſſen verfolgten ihn;
Er flehete zu Paskjewitſch: Befreie mich um Eures Kreuzes willen!
Wer hat je einen Sardaar wie Paskjewitſch geſehen!
Er beſiegte den Schach und die Schahſadé's und machte ihr Hab' und Gut zu Schanden.
Der arme Juſſuf, der dies Lied gedichtet hat, wozu braucht er die Güter der Welt!"

Mirza-Schaffy ſchien zu befürchten, daß die Weihrauchwolken des Lobes und der Glanz der Verherrlichung des Zarenhauſes in den obigen Ergüſſen der tatariſchen Muſe meine Phantaſie zu ſehr umdunſtet und meine Augen über die Maßen geblendet, denn er befahl mir, mein Schreibzeug (Kalemdan) zu bereiten, und — nachdem wir eine Flaſche Kachetiner zuſammen geleert — ſchickte er ſich an, mir einige ſeiner eigenen Lieder vorzuſingen, um — wie er ſich ausdrückte — vor dem Schluß der Sitzung den Geiſt durch ſeinen Geſang in derſelben Weiſe zu erfriſchen, wie der Wein eben den Magen erfriſcht habe. Hier folgen dieſe Lieder in deutſchem Gewande:

Frage und Antwort.

Du haſt ſo oft uns ſchon geſungen
Wie Deiner Liebſten Wangen ſind;
Wie Blumen, friſch im Lenz entſprungen,
Voll Luſt und Blüthenprangen ſind —
Warum iſt nie Dein Lied erklungen
Von Zeiten die vergangen ſind?

Auch Helden Deines Stammes waren
An Ruhm und hohen Ehren reich;
Es herrſchten Fürſten der Tataren
Einſt über alles Ruſſenreich,
Der Tatarchan gebot den Zaren
Und machte ſie den Sklaven gleich.

Er flog auf hohem Ruhmesflügel
Bis zu des großen Meeres Strand —
Stieg er zu Roß, hielt ihm den Bügel
Der Ruſſenfürſt mit eigner Hand,
Und reicht' ihm demuthvoll den Zügel
Und küßte knieend ſein Gewand.

Wohl ziemt's der goldnen Horde Sohn,
Der Väter That im Lied zu ehren,
Und mit des alten Ruhmes Ton
Zu wecken neues Ruhmbegehren!"

Ich sprach: die alten Sagen melden
Von großen und von kleinen Helden,
Die weithin mit der goldnen Horde
Gestreift zu großem Menschenmorde.

Es drückt ein Volk das andre nieder,
Und schwelgt in Siegesruhm und Glück —
Das andre Volk erhebt sich wieder,
Giebt die erlitt'ne Schmach zurück —
So ist's in alter Zeit geschehn,
So kann man's jetzt und immer sehn;
Das ist kein Stoff für meine Lieder.
Erst machte sich der Tatarchan
Das Volk der Russen unterthan;
Dann rächten sich die Russenschaaren
Und unterjochten die Tataren;
Sie haben ihren Lohn dahin!
Was schert es mich, ob Volk und Fürsten
Nach Kriegesruhm und Beute dürsten,
Solch Thun ist nicht nach meinem Sinn.
Ein Jeder bleib' in seinem Kreise,
Ein Jeder thu' nach seiner Weise.

Ich singe nur was mir gefällt,
Und davon giebt es in der Welt
So viel, daß ich mich allezeit
Von dieser Fülle nähren kann,
Und füglich die Vergangenheit
Mit ihrem Glanz entbehren kann.

Zweierlei laß Dir gesagt sein,
Willst Du stets in Weisheit wandeln
Und von Thorheit nie geplagt sein:
Laß das Glück nie Deine Herrin,
Nie das Unglück Deine Magd sein!

Ich glaub' was der Prophet verhieß:
Daß Lohn für gutes Streben wird,
Und uns dereinst im Paradies
Ein wunderbares Leben wird —
Doch alles Schöne hier und dort
Muß man erkennen lernen,
Will man es sicher immerfort
Vom Schlechten trennen lernen.
Drum üb' ich mich schon in der Zeit
Auf den Genuß der Ewigkeit.
Und sollte des Propheten Wort
(Wer kann darüber klar sein?)
Von ew'gen Himmelsfreuden dort,
Nicht wie wir hoffen wahr sein,
So hab' ich doch schon in der Zeit
Ein gutes Theil erkoren,
Und die gewünschte Seligkeit
Ging mir nicht ganz verloren!

Wie kann man den Duft der Blumen erkennen,
Bevor man sie berochen?
Wie kann man die Blumen sein eigen nennen,
Bevor man sie gebrochen?

Thu' nicht so spröde, schönes Kind,
Wenn ich noch spät vorübergeh'
Und fasse Dein weiches Händchen lind
Und heimlich einen Kuß erfleh' —

Der Dir ſo ſchöne Huldigung
Gebracht in reinem Liedesſchmuck,
Der braucht wohl nicht Entſchuldigung
Für einen Kuß und Händedruck.

Es wird ein jeder Kuß von Dir
Ein klingend Lied in meinem Mund —
Und jeder Händedruck giebt mir
Zu einem neuen Kuſſe Grund!

Niemand hört Dir gläubig zu
Wenn Du beginnſt: ich bin klüger als Du!

Drum: wenn Du Andre willſt belehren,
Mußt Du Dich erſt zu ihnen bekehren!

Nie kampflos wird Dir ganz
Das Schöne im Leben geglückt ſein —
Selbſt Diamantenglanz
Will ſeiner Hülle entrückt ſein,
Und windeſt Du einen Kranz:
Jede Blume dazu will gepflückt ſein.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Mirza-Schaffy's eigenthümliche Ansichten über die Buchdruckerkunst, und seine Anweisungen zum Schönschreiben.

Zu jener Zeit besuchte mich in Tiflis der berühmte dänische Orientalist Westergaardt, der eben von seinem mehrjährigen Aufenthalt in Ostindien zurückkehrend, den Landweg über Persien eingeschlagen hatte, um eine Abschrift der Keilinschriften von Persepolis zu nehmen.

Reich beladen mit literarischen Schätzen des Morgenlandes, überließ er mir, um sein Gepäck zu erleichtern, Doubletten einiger in Kalkutta gedruckten persischen Bücher, welche ich mir vornahm unter Mirza-Schaffy's Leitung zu lesen, und gleich in der folgenden Sitzung damit zu beginnen.

Nicht wenig erstaunte ich aber, als mein Lehrer diese Bücher, nachdem er sie kaum eines Blicks gewürdigt, unwillig bei Seite warf und mich ein für alle Mal bat, mich mit dergleichen Basmak (Gedrucktem) forthin nicht einzulassen!

Es kostete einige Zeit und Mühe ehe ich begriff, daß der Zorn des Mirza nicht dem Inhalt der Bücher, sondern dem Umstande galt, daß sie gedruckt und nicht geschrieben waren.

»Aber warum — rief ich — o Mirza-Schaffy! ist Dir das Gedruckte so verhaßt? Erreicht es auch nicht die Schönheit

Deiner Schrift, ſo übertrifft es doch die Schlechtigkeit anderer Schriften und in jedem Falle wird den Werken der Dichter und Weiſen eine ſchnellere, größere und dauerndere Verbreitung dadurch geſichert, zum Nutzen des Volkes und zu ihrem eigenen Ruhme.«

Mirza-Schaffy blies in langen, vollen Zügen den Dampf ſeines Tſchibuks vor ſich hin, ſchüttelte den Kopf, und würdigte mich weiter keiner Antwort. Vergebens bot ich all' meine Beredtſamkeit auf, um ihm die Segnungen der Buchdruckerkunſt zu veranſchaulichen: der Weiſe blieb halsſtarrig bei ſeiner Anſicht, daß alles Gedruckte vom Uebel ſei. Erſt nach und nach ließ er ſich, aufgemuntert durch eine Flaſche beſonders guten Wein, herbei, ſeine Anſicht durch Gründe zu unterſtützen.

Er ſchien über den Gegenſtand vorher niemals gründlich nachgedacht zu haben, da er dieſes Mal mit ſeinen Einwendungen und Gründen nicht ſo ſchlagfertig war, als er ſonſt zu ſein pflegte.

Daß ein Buch durch den Druck ſchnellere und allgemeinere Verbreitung fände als durch das geſchriebene Wort, konnte er natürlich nicht läugnen, aber er war durchaus nicht zu überzeugen daß daraus irgend ein erheblicher Nutzen entſpränge. Im Gegentheil meinte er, daß die Leichtigkeit mit welcher man zu einem Buche gelange, nur eine Veranlaſſung mehr ſei, es leicht damit zu nehmen, während die Schwierigkeiten des Beſitzes auch den Werth des Beſitzes erhöhten. Er verwies mich auf das Beiſpiel der meiſten reichen Leute, welche ihre Reichthümer zu ganz andern Zwecken verwendeten, als zu Büchern und Schätzen der Weisheit, wie ſchon das Sprichwort ſage: daß die Weiſen wohl den Werth des Reichthums zu ſchätzen wüßten, aber ſelten die Reichen den Werth der Weisheit.

Ein armer Gelehrter, welcher, um ſein Wiſſen zu vermehren, fremde Bücher ſelbſt abſchreiben, oder ſie mit dem Schweiße ſeines Angeſichts erkaufen müſſe, werde auch den

größtmöglichen Nutzen daraus zu ziehen suchen, und jedenfalls sein Hab' und Gut nicht an schlechte Bücher verschwenden. Was nun die Schnelligkeit der Verbreitung eines Buches anbelange, so habe es damit gar nichts auf sich: hätte doch schon der König David gesagt, daß vor Gott tausend Jahre wären wie ein einziger Tag. Bücher welche allen Menschen schnell und leicht zugänglich wären, würden bei den Meisten mehr dazu dienen eine müßige Stunde auszufüllen als wirkliche Wißbegierde zu befriedigen; sie würden mehr Unheil als Segen stiften, mehr verwirren als erleuchten. Bücher seien im Grunde nur für Schriftgelehrte tauglich, welche wüßten was damit anzufangen; bei diesen könne das Volk sich Raths erholen, wenn es dessen bedürfe. Wenn das Volk selbst aber mit Drucksachen aller Art überschwemmt würde, woher sollte es die Klugheit und Zeit nehmen überall die richtige Auswahl zu treffen? Und dann: hat die Buchdruckerkunst größere Dichter und Weisen hervorgebracht als vorher lebten? Gehen nicht Persien und alles Nachbarland von Jahr zu Jahr mehr seinem Verfall entgegen seit die gedruckten Bücher hier zu Markte gebracht werden? Bedurften Firduſi, Hafis und Saadi der Buchdruckerkunst, um Eingang zu finden in allen Köpfen und Herzen? —

Mit solchen und ähnlichen Einwendungen füllte Mirza-Schaffy wohl eine ganze Stunde aus, bevor er zu dem eigentlichen Hauptgrunde seines Abscheu's gegen die gedruckten Bücher kam. Er behauptete nämlich, daß mit der eigenthümlichen Schrift jedes Weisen und Dichters der Blüthenstaub ihrer Sprüche und Lieder verloren gehe. Ein sorgfältiger und geschickter Abschreiber könnte sich mehr oder weniger nach ihnen bilden und es durch Fleiß und Ausdauer dahin bringen, ihnen in der Handschrift nahe zu kommen, um solchergestalt wieder ein Reiz und Muster für Andere zu werden, während bei der kalten Einförmigkeit der Typen alles Charakteristische verloren

gebe, da man doch nicht wohl nach den Handschriften aller Dichter und Weisen besondere Typen formen könne, ohne den eigentlichen Zweck der Buchdruckerkunst aus dem Auge zu verlieren ....

Hier muß ich den deutschen Leser zur richtigen Veranschaulichung des Obigen an frühere Stellen dieser Aufzeichnungen erinnern, wo zu wiederholten Malen hervorgehoben wurde, welch großes Gewicht alle Weisen des Morgenlandes darauf legen, daß der schöne Gedanke auch immer seinen schönen Ausdruck finde, wie im Worte so in der Schrift. Ist es überhaupt sehr schwierig, die leichten, kühn und anmuthig geschwungenen Züge der persischen Schrift durch das gedruckte Wort wiederzugeben, so würde das, bei der wunderbaren Grazie welche Mirza-Schaffy im Schreiben entwickelte, noch seine besonderen Schwierigkeiten haben. Daher rührt auch wohl hauptsächlich sein Widerwille gegen alles Gedruckte. Die kalte Einförmigkeit der Typen konnte ihm um so weniger gefallen, als er selbst immer die lebendigste Mannigfaltigkeit in seinen Schriftzügen offenbarte und die Buchstaben gewissenhaft dem Inhalte anpaßte, oder nach seinem eigenen Ausdrucke: dem Gewöhnlichen Alltagskleidung und dem Schönen Festgewand anlegte.

Seine Sprüche der Weisheit waren immer fest, scharf ausgeprägt, klar und einfach geschrieben, während die Schrift der Lieder, welche den Frauen galten, mit ihren zarten, kecken Linien, ihren anmuthigen und launenhaften Schwingungen, ihrer räthselhaften, schwer zu entziffernden Feinheit, gleichsam ein Abbild des weiblichen Charakters selber war.

Die Schriftzüge der Lieder zum Ruhme des Weines, der Liebe und irdischer Glückseligkeit waren voll Schwung und Feuer; in den Liedern der Klage war die Schrift sauber und deutlich, aber es fehlte ihr jede äußere Zier, kein Klecks hing als Thräne daran ....

In diesem Sinne waren auch die Anweisungen welche Mirza-Schaffy mir gab, wenn er mit meiner Handschrift unzufrieden war; und um das Gesagte meinem Gedächtnisse besser einzuprägen, pflegte er es am Schlusse noch einmal kurz in einem Verse anzubringen, wie z. B. der Anweisung, überirdische Dinge und Wesen in Wort und Schrift zu behandeln, dieser Vers folgte:

Richtest Du zum Himmel Deinen Blick auf,
Sprichst von Gott und Teufel: trage dick auf,
Denn die Ignoranz in solchen Dingen
Wiegt nur Unverschämtheit und Geschick auf.

* * *

Mirza-Schaffy legte um so mehr Gewicht auf ein ausdrucksvolles Schönschreiben, je leichter es ihm wurde und je weniger Andere, trotz aller Anstrengungen, es ihm darin gleichthaten.

Nur durch solche ausdrucksvolle Schrift — meinte er — könne dem Leser die Absicht des Dichters recht klar gemacht werden; noch besser wäre es freilich, wenn der Dichter seine Lieder gar nicht aufschriebe, sondern sie dem Volke selbst vorsänge; das wäre nicht allein der beste Prüfstein für den Werth der Lieder, sondern es würde dadurch auch allen Mißverständnissen am sichersten vorgebeugt. Und wie er gewöhnlich dem Worte die That gleich folgen ließ, so hub er auch dieses Mal gleich nach obigem Erguße zu singen an, während er mich bedeutete zu schreiben, wie folgt:

Sollen gut meine Lieder der Liebe gesungen werden:
Müssen perlende Becher in Liebe geschwungen werden;

Müſſen Herzen und Lippen und Ohren zugleich
Von den Wellen des Weins und der Töne durchdrungen werden;

Müſſen, vom heiligen Geiſte des Weines belebt,
Klingend die Becher und klingend die Zungen werden:

Bis die Freude in uns wie eine Sonne aufgeht,
Davon die Sorgen, die Nebel des Geiſtes, bezwungen werden.

Roſen netzet der Thau, roſige Lippen der Wein —
So muß der Schönheit Geheimniß errungen werden!

Nur wo Liebe und Witz mit dem Becher ſie ſchleift,
Mag der Schliff ächter Versdiamanten gelungen werden,

Daß von der ſüßen Gewalt ihrer blendenden Glut
Alle fühlenden Herzen in Liebe umſchlungen werden!

Alſo ſchufſt Du Dein Lied, o Mirza-Schaffy,
Wie es geſchaffen, ſo muß es geſungen werden:

Daß vor lauter Entzücken und Wonnegefühl
Närriſch die Alten und — weiſe die Jungen werden!

* * *

Mit dieſem Liede wurde die Unterrichtsſtunde geſchloſſen; ich aber will dies Kapital nicht damit ſchließen, ſondern hier noch bemerken, daß Mirza-Schaffy's Anſichten über die Buchdruckerkunſt durchaus nicht vereinzelt daſtehen, ſondern von faſt allen Schriftgelehrten des Morgenlandes getheilt werden. Allerdings fließt bei den meiſten dieſer Herren der Widerwille gegen das gedruckte Wort aus derſelben trüben Quelle, die jeder Zunft jede Neuerung verleidet, welche irgendwie die zünftigen Vortheile zu beeinträchtigen ſcheint; und wie bei uns alle Fuhrleute gegen die Einführung der Eiſenbahnen eiferten,

weil sie wähnten, daß ihre Pferde und Wagen dadurch überflüssig würden, so eifern noch jetzt die Schriftgelehrten des Morgenlandes (ähnlich den Mönchen des funfzehnten Jahrhunderts) gegen die Buchdruckerkunst, weil ihnen das Handwerk des Abschreibens, eine Hauptquelle ihres Lebensunterhalts, dadurch mehr und mehr gelegt wird.

Unter allen Umständen verdient es als eine kultur-historische Merkwürdigkeit hervorgehoben zu werden, daß die Buchdruckerkunst, obgleich seit ihrer Erfindung mehr als vierhundert Jahre vergangen, bis zu diesem Tage noch so gut wie gar keinen Eingang in Persien und der Türkei gefunden hat. Man bedient sich ihrer nur zu Regierungszwecken und zur Verbreitung einiger, wenig gelesener Zeitungen, während jeder Schriftgelehrte es unter seiner Würde hält, irgend ein namhaftes Buch anders als in schöner Abschrift zu besitzen. So ist es erklärlich, daß z. B. in Paris, Wien, Leipzig und andern literarischen Centralpunkten des Kontinents mehr persische Bücher gedruckt werden als in Persien selbst, obgleich hier keine Censur die Freiheit der Presse beeinträchtigt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Eine kurze Verſtimmung.

Als Mirza-Schaffy das nächſte Mal zu mir kam, ſchien er ſehr ſchlecht bei Laune zu ſein. Selbſt die Sonne des Weines, die ich ſofort aufgehen ließ, vermochte die Nebel ſeines Geiſtes nicht zu zerſtreuen.

Auf meine Frage: was ihm fehle und ob ich nichts thun könne um ihn aufzuheitern? antwortete er nach morgenländiſcher Redeweiſe in ſo verblümten Phraſen und Verſen, daß ich bei der natürlichen Schwerfälligkeit meines Geiſtes nicht klug daraus werden konnte.

»Du weißt, — rief ich endlich voll Ungeduld — daß es mir ſchwer wird Wortperlen zu durchbohren, Räthſel zu löſen; warum vermummſt Du vor mir den Sinn Deiner Worte?«

Ohne mich anzuſehen ſetzte der Weiſe ſich mit untergeſchlagenen Beinen auf den Diwan, zog das Schreibzeug aus ſeinem Gürtel, ſtellte es vor ſich auf den Tiſch, nahm ein Federmeſſer heraus und begann eine Rohrfeder (Kalem) zu ſchneiden, während er das Diſtichon ſang:

Am leichſten ſchartig werden ſcharfe Meſſer.
Doch: ſchneidet man darum mit ſtumpfen beſſer?

»Iſt Dein Geiſt ſchartig geworden?« fragte ich, neugierig, ſeiner Verſtimmung auf den Grund zu kommen.

— Das nicht! — erwiederte er — aber man will es mit mir machen wie der Bärenführer mit dem Bären....

»Und wie macht es der Bärenführer mit dem Bären?«

— Er bricht ihm die Zähne aus und legt ihm einen Maulkorb an. Kennst Du die Geschichte nicht, die das Isfjandernamé*) vom Teufel erzählt, der einst kam um Isfjander (Alexander) in der Regierungskunst zu unterrichten? —

»Nein, die kenne ich nicht, erzähle sie mir!«

— Einst erschien dem Prinzen der Teufel in Gestalt eines Bärentreibers, mit einem großen Bären an der Kette, der vor ihm tanzte und sprang, und jeglichem seiner Worte sich fügte. So — sagte der Bärentreiber zum Prinzen — mußt Du lernen Dein Volk zu regieren! Brich ihm die Zähne aus und leg' es in Ketten, und es wird nach Deiner Pfeife tanzen und jeglichem Deiner Wünsche sich fügen! —

Durch weiteres Ausfragen kam ich nun nach und nach dahinter, daß Mirza-Schaffy ein heftiges Zusammentreffen mit dem Muschtahid (Oberpriester) gehabt habe, der ihn einen Ketzer und einen Verderber der Jugend genannt, der durch seinen Lebenswandel wie durch seine Lieder allen gläubigen Gemüthern Anstoß gebe und dafür den irdischen wie den himmlischen Strafen nicht entgehen werde.

— Seine Drohungen würden mich wenig ängstigen — sagte Mirza-Schaffy — wenn der alte wunderliche Heilige als Oberhirt der schiitischen Heerde von Tiflis nicht wirklich Macht hätte mir zu schaden. Er selbst trinkt mehr und besseren Wein als irgend ein Schriftgelehrter im Lande erschwingen kann, und er ist auch sonst kein Verächter von irdischen Genüssen. Gott weiß, welcher Dämon (Diw) plötzlich in seine kurzen Säbelbeine gefahren, daß er auf meinen guten Ruf losstritt wie ein Elephant in der Hitze der Schlacht auf die Feinde! —

*) Das Buch von Alexander dem Großen.

Ich kannte den Muchtabid, wie auch die Quelle, woher er seinen Wein bezog; zudem hatte ich einigen Grund, anzunehmen, daß meine Vermittelung in seinem Zwiste mit Mirza-Schaffy nicht ohne Nutzen für Letztern sein würde, und so gelang es mir bald, meinen weisen Lehrer wieder einigermaßen zu beruhigen. Er rauchte eine Pfeife an, ließ ein Bein vom Divan herabhängen und sang mir folgende Lieder vor:

Als ich sang: seid fröhlich mit den Frohen,
Beuget Euch nicht knechtisch vor den Hohen,
Seid nicht stolz und herrisch mit den Niedern —
Rühmte man die Weisheit in den Liedern.

Als ich nach der Weisheit wollte handeln:
Sagten sie, das sei ein thöricht Wandeln!

So sprach ich, als die Heuchler zu mir kamen:
Wer mit sich selber eins, ist eins mit Gott —
Wer aber haßt und flucht in Gottes Namen,
Treibt mit dem Heiligen verweg'nen Spott!

Als ich Schönheit, Lieb' und Wein besungen,
Ist mir tausendstimmig Lob erklungen.

Als ich Schönheit, Lieb' und Wein genossen,
Mir mein Erdendasein zu verschönen:
Hat es plötzlich alle Welt verdrossen,
Hörte ich mich schmähen und verhöhnen.

* * *

O Mirza-Schaffy! Du Sohn Abdullah's,
Ueberlaß die Heuchelei den Mullah's!
Folg' im Lieben und im Trinken immer
Schöner Augen, voller Gläser Schimmer!

Sie glauben mit frommem Hadern
Den Himmel zu verdienen;
Der Zorn ſchwillt ihre Adern,
Der Haß färbt ihre Mienen.

Das Mordſchwert in den Händen
Verlangen ſie Glauben und Buße,
Und glauben, ſie ſelber ſtänden
Mit Gott auf dem beſten Fuße.

Ich aber ſage Euch daß
Gott ferne ſolchem Getriebe!
Ungöttlich iſt der Haß,
Und göttlich nur die Liebe!

Wer glücklich iſt, der iſt auch gut.
Das zeigt auf jedem Schritt ſich;
Denn wer auf Erden Böſes thut,
Trägt ſeine Strafe mit ſich!

Du, der in Deiner frommen Wuth
Des Zorns und Haſſes Sklave,
Du biſt nicht glücklich, biſt nicht gut:
Dein Haß iſt Deine Strafe!

Wer glücklich iſt, der bringt das Glück,
Und nimmt es nicht im Leben!
Es kommt von ihm, und kehrt zurück
Zu ihm, der es gegeben!

Fürcht' nicht, daß ich in das Gemeine
Und Rohe mich vertiefe,
So lange ich von gutem Weine
Und guten Witzen triefe.

Von manchem Liebesedelſteine
Der Glanz verborgen ſchliefe,
Wenn ihn der Duft von gutem Weine
Nicht in das Daſein riefe.

Wo bliebe der höchſte Berg, wenn ſeine
Höhe blos aufwärts liefe?
Zu Füßen wachſen ihm die Weine,
Er hält ſich durch die Tiefe!

Und ſo erkenne Du auch meine
Höhe in meiner Tiefe:
So lang' ich ſie bei gutem Weine
Durch guten Witz verbriefe!

Wähne Niemand ſich den Weiſen
Im Genuß des Weins vergleichbar:
Denn was wir im Trunke preiſen,
Bleibt den Thoren unerreichbar!

Durch den Wein zum Blumenbeet
Wird die Phantaſie verwandelt,
Drin der Odem Gottes weht,
Drin der Geiſt der Schönheit wandelt.

Blumen blühen uns zu Füßen,
Uns zu Häupten glühen Sterne —
Jene aus der Nähe grüßen,
Dieſe grüßen aus der Ferne!

Welch ein liebliches Gewimmel!
Freude blüht auf jedem Schritt mir —
Und den ganzen Sternenhimmel,
Sammt den Blumen, trag' ich mit mir!

Gott hieß die Sonne glühen
Und leuchten durch alle Welt,
Er hieß die Roſe blühen
Auf duftigem Blumenfeld.

Er hieß die Berge ſich thürmen
Und über die Lande erheben —
Ließ Winde weben und ſtürmen,
Schuf vielgeſtaltiges Leben.

Er gab den Vögeln Gefieder,
Dem Meere ſein ewiges Rauſchen;
Mir gab er ſinnige Lieder,
Euch Ohren ihnen zu lauſchen!

Und was die Sonne glüht,
Was Wind und Welle ſingt,
Und was die Roſe blüht, —
Was auf zum Himmel klingt
Und was vom Himmel nieder:
Das weht durch mein Gemüth
Das klingt durch meine Lieder!

Was Gott uns gab hienieden,
Das nennt man hier die Zeit;
Was jenſeits uns beſchieden,
Benennt man Ewigkeit.

Zum Unglück oder Glücke
Bereitet uns die Zeit —
Der Tod ſchlägt dann die Brücke
Zur blauen Ewigkeit.

Harrt unsrer Böses, Gutes,
Wenn wir einst scheiden hier?
Ich bin ganz frohen Muthes,
Und spreche selbst zu mir:

Wer in der Zeit vernünftig
Ist glücklich in der Zeit,
Und wird so bleiben künftig
In alle Ewigkeit!

Nachts kam im Traum zu mir ein Engel.
Der hatte vom Himmel den Abschied bekommen:
Weil er, voll lauter irdischer Mängel,
Das Himmelreich für die Erde genommen.

Gott sprach zu ihm am Tag des Gerichtes:
Was man einmal ist, das muß man ganz sein;
Im Himmel himmlischen Angesichtes
Muß man voll lauter himmlischem Glanz sein.

Die Erde hat Wein, Gesang und Liebe, —
Der Himmel hat seinen himmlischen Segen.
So lange Dein Herz voll irdischer Triebe,
Sollst Du der irdischen Freuden pflegen!

Wer nicht im Leben erstrebt das Beste
Was meine Gnade bereitet auf Erden,
Dem bleiben zu viele irdische Reste,
Der kann auch im Himmel nicht glücklich werden!

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Des Weisen von Gjändsha zweite und letzte Liebe. Schluß der Lieder des Mirza-Schaffy.

Ihr erinnert Euch noch jener Mondscheinscene, wo wir bei unserer nächtlichen Wanderung durch die Straßen von Tiflis Mirza-Schaffy überraschten, als er singend einer neuen Schönen seine Huldigungen darbrachte. Diese Liebe hatte tiefer Wurzel geschlagen in seiner Brust als ich Anfangs glaubte, und trotz seiner Behauptung, daß ein Verliebter keine vernünftigen Verse machen könne, datiren einige seiner lieblichsten Gedichte aus jener Zeit. Hieher gehört das in einem früheren Kapitel mitgetheilte Gasel: »Wenn zum Tanz die jungen Mädchen ꝛc.;« ferner das Lied: »Schlag die Tschadra zurück, was verhüllst Du Dich?« und ein anderes, Euch noch unbekanntes Gedicht, welches ich hier um so mehr mittheilen muß, als es eine lebendige Schilderung Hafisa's, der zweiten und letzten Liebe Mirza-Schaffy's, enthält:

O, wie mir schweren Dranges
Das Herz im Leibe bebt,
Wenn sie so leichten Ganges
An mir vorüber schwebt!

Herab vom Rücken weht
Ein blendend weißer Schleier;
Durch ihre Augen geht
Ein wunderbares Feuer;

Die schwarzen Locken wühlen
Um ihres Nackens Fülle;
Der Leib, der Busen fühlen
Sich eng in ihrer Hülle.
All überall Bewegung,
All überall Entzücken,
Daß sich in toller Regung
Die Sinne mir berücken,
Daß wunderbaren Dranges
Das Herz im Leibe bebt,
Wenn sie so leichten Ganges
An mir vorüber schwebt.

Narzissen blüh'n und Rosen
Am himmelblauen Kleide,
Darunter flammen Hosen
Von feuerrother Seide —
Die kleinen, zarten Füße,
Die weichen, feinen Hände,
Der Mundrubin, der süße,
Der Zauber ohne Ende!

O, wie mir schweren Dranges
Das Herz im Leibe bebt,
Wenn sie so leichten Ganges
An mir vorüberschwebt!

* * *

Nur wenn mein weiser Lehrer bei besonders guter Laune war, angeregt durch Wein und trauliche Unterhaltung, gelang es mir hin und wieder ihm ein solches Lied zu entlocken, denn sonderbarer Weise suchte er es sonst immer sorgfältig zu vermeiden, das Gespräch auf seine Hafisa zu bringen. Ich konnte lange den Schlüssel zur Lösung dieses Räthsels nicht finden, bis mich ein Zufall darauf führte.

Ich hatte eines Tages meinen Spaziergang etwas länger

als gewöhnlich ausgedehnt und fand nach meiner Rückkehr Mirza-Schaffy schon auf mich wartend im Divan der Weisheit. Um sich die Zeit zu vertreiben, hatte er sein Kalemdan hervorgeholt und ein auf dem Tische liegendes Stück Papier mit Versen beschrieben, was er gewöhnlich in ähnlichen Fällen zu thun pflegte, nur mit dem Unterschied, daß er sonst seine Verse ruhig liegen ließ, oder sie nur aufhob, um belehrende Erklärungen daran zu knüpfen, während er dieses Mal das beschriebene Papier hastig beisteckte, als er meiner ansichtig wurde. Ich that, als ob ich nichts bemerkt hätte, und als ich in das offenstehende Nebenzimmer ging, um mich umzukleiden, begann er ein Lied von Hafis zu singen:

„Wenn die Winde, Mädchen! Deiner Locken Duft
Nach Hafisens Grabe wehen,
Werden aus seiner stillen Gruft
Tausend schöne Blumen erstehen!“

„Was fangen wir heute an, o Mirza-Schaffy?“ fragte ich, nachdem ich Wein besorgt und ihm zugetrunken hatte.

Er klopfte seinen Tschibuq aus und erwiederte: — Nimm Papier und Kalem zur Hand, ich werde Dir Gasele von Fisuli vorsingen! —

Er sang und ich schrieb:

„Um zu Dir, mein Leben, zu kommen, hab' ich Leben gegeben,
Sei barmherzig, denn durch Dich erst kam ich zum Leben!

Einen Edelstein sucht' ich, und zur Hundgrube hat mich
Das Schicksal geleitet zum Lohn für mein Streben!

Eine Ameise bin ich, die weit umher irrte,
Bis Salome's Palast ihr Obdach gegeben!

Wie ein Tropfen Wasser zum Ocean geschwommen,
Komm ich armer Fisuli zu Dir, süßes Leben!“

»Der Sinn des Gaſels würde mir beſſer gefallen — ſagte ich — wenn im Schlußdiſtichon Dein Name, o Weiſer! ſtatt des Namens Fiſuli enthalten wäre.«

— Willſt Du Lieder von mir hören? Ich werde Dir ſingen. —

»Deine Lieder hör' ich immer gern; aber die Bedeutung meiner Worte war dieſes Mal eine andere. Ich meinte nicht es wäre mir lieber geweſen, daß das Lied Dich zum Verfaſſer hätte, ſondern daß der Sinn ſeiner Worte auf Dich paßte.«

Mirza-Schaffy ſah mich überraſcht und betroffen an.

»Du mußt mir nicht zürnen, o Weiſer! — fuhr ich fort — daß ich den Blick der Neugier in die Falten Deines Herzens geworfen. Es iſt Theilnahme und Freundſchaft für Dich, was mich dazu treibt. Ich weiß, daß Du verliebt biſt; Du ſelbſt haſt es mir geſagt. Und wäre dem nicht ſo, ich hätte es errathen, wie der Volksmund ſpricht: »Moſchus und Liebe können nicht verborgen bleiben.« Du haſt mir auch geſtanden, daß dieſe Liebe keine eitele und gewöhnliche ſei, keine duftloſe Tulpe, die der leiſeſte Wind hin- und herbewegt, ſondern ein ſtarker Roſenbaum, der tiefe Wurzeln geſchlagen und von gutem Geruch iſt. Es iſt die Art der Roſen, daß ſie blühen und duften, und die Natur der Verliebten, daß ſie fröhlich und guter Dinge ſind. Du aber biſt traurig, o Mirza-Schaffy! und das thut mir weh. Du biſt traurig, wenn Du es auch unter Trinken und Singen zu verbergen ſucheſt. Ich möchte die Urſache Deines Grams wiſſen; vielleicht könnte ich Dir helfen. Aber Du umhüllſt Dein Herz mit dem Schleier des Geheimniſſes; ſogar Deine Lieder verſteckſt Du vor mir!« Ich wies dabei auf die Taſche hin, worin er das beſchriebene Blatt Papier verborgen hatte.

Mirza-Schaffy verſank eine Weile in tiefes Nachdenken, blies, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, den Dampf ſeines Tſchibuq's in längeren Zügen vor ſich hin, ſtürzte ein paar

Gläser Wein herunter, und reichte mir dann das beschriebene Blatt mit den Worten: — Da lies! und ich will Dir Alles erzählen, was ich auf dem Herzen habe, wenn Du es hören willst! —

Ich nahm zuvor das Blatt, um zu sehen was darauf stand. Es waren ein paar flüchtig hingeworfene Lieder, überschrieben: Hafisa.

Das erste lautete:

Neig', schöne Knospe! Dich zu mir,
Und was ich bitte, das thu' mir,
Ich will Dich pflegen und halten;
Du sollst bei mir erwarmen,
Und sollst in meinen Armen
Zur Blume Dich entfalten!

Das zweite hatte scheinbar gar keinen inneren Zusammenhang mit dem ersten, war aber doch in demselben Gedankengange geschrieben.

Hier folgt es:

Ei Du närrisches Herz,
Das Dich klagend gebeugt hast!
Du bejammerst den Schmerz,
Den Du selber erzeugt hast!
Du verzweifelst in Gefahr heut,
Und suchst selbst doch die Gefahr!
Und ich kenne Deine Narrheit,
Und bin selbst ein solcher Narr!

»Du weißt, — begann Mirza-Schaffy seine Erzählung — daß der Vater Hafisa's mir gleich Anfangs die bestimmte Erklärung geben ließ, nicht eher von meiner Minne hören zu wollen, bis ich den sicheren Nachweis geliefert, daß ich im Stande sei, genügend für den Unterhalt einer Familie zu sorgen.« —

— Wie oft soll ich Dir wiederholen, — unterbrach ich den Weisen — daß dieses sich sehr leicht erreichen läßt, wenn Du meinem Rathe folgst und eine Stelle als Lehrer der tatarischen Sprache beim Gymnasium annimmst! —

»Wenn das so ginge, würde ich mich schon fügen, aus Liebe zu Hafisa; aber — es geht nicht!«

— Dann ist es Deine eigene Schuld! Ich habe den Direktor Kulsbinsky erst vor ein paar Tagen gesprochen und aus seinem eigenen Munde gehört, daß alle Schwierigkeiten leicht zu beseitigen wären, wenn Du nur Ernst machen wolltest. —

»Hab' ich nicht gethan was ich konnte? Hab' ich nicht meiner Zunge Gewalt angethan im Reden und Schweigen? Bin ich nicht von einem Hause zum andern gepilgert wie ein Fakir, mit dem Blicke der Demuth? Hab' ich nicht Bittschriften eingereicht ganz nach Deiner Weisung? Aber nun sitz' ich schon seit ein paar Monaten auf dem Teppich der Erwartung, und bin nicht klüger als vorher.«

— Hast Du denn gar keine bestimmte Antwort erhalten? —

»Antworten genug. Es schien überall, als nickte man mir zu mit dem Blicke der Gewährung: aber ich wurde von einem Tage zum anderen vertröstet. Endlich, wie ich glaube aus dem Vorhofe des Zweifels eingehen zu können in die Pforte der Gewißheit, erhalte ich eine große Schrift, wovon ich kein Wort verstehe. In dem Wahne, es sei die Bestätigungsschrift meiner Einsetzung, eile ich damit zu meinem Vermittler[29]) und bitte ihn, die Heirathsangelegenheit jetzt eilig zu betreiben: diese Schrift sei eine bessere Gewähr für den Vater Hafisa's, als der Nachweis des größten Vermögens. Der Vermittler nahm die Schrift und richtete meinen Auftrag aus. Wer beschreibt mein Erstaunen, als er zwei Tage darauf zu mir kam mit dem Blick des Zornes und mich schmähete mit bitteren Worten, daß ich ihn hintergangen hätte mit meiner Rede!«

— Wie ging das zu? —

»Der Vater Hafisa's, des Russischen so wenig kundig wie ich, schickte, bevor er sich in weitere Unterhandlungen einließ, die Schrift zum Mufti und erbat sich von diesem ein Fetwa (Gutachten), ob die Schrift genügenden Ausweis über meine Vermögenszustände gebe? Die Antwort lautete verneinend.«

— Wie war das Fetwa abgefaßt? —

»Wie alle anderen. Es giebt dafür eine vorgeschriebene Form, welche der Mufti blos auszufüllen braucht, was gewöhnlich mit Einem Worte geschieht. Der Vermittler brachte mir eine Abschrift des Fetwa und . . . .

— Kannst Du mir — unterbrach ich meinen Lehrer wieder — den wortgetreuen Inhalt davon sagen? —

»Was sollt' ich nicht! aber ich will es Dir lieber zeigen wie es ist; ich hab' es bei mir.«

Und der Weise zog aus einem zusammengerollten Hefte von Seidenpapier, welches er immer bei sich trug, das Fetwa, welches folgendermaßen abgefaßt war:

»Die Hülfe kommt von Gott!

Frage:

Giebt diese russische Schrift hinlängliche Auskunft über Mirza-Schaffy's Vermögenszustände?

Antwort:

Nein! — Gott weiß es am besten.

Dieses schrieb

der arme
Mullah-Hadshi-Jussuf,
dem Gott vergeben wolle.«

»Der Vater Hafisa's — fuhr Mirza-Schaffy fort — ließ sich nun in seinem Grimme eine vollständige Uebersetzung der russischen Schrift geben, woraus er mit nicht geringem Staunen ersah, daß nichts darin enthalten war, als eine Aufforderung vom Direktor Kulshinsky an mich, daß ich am nächsten Donnerstag, Nachmittags 5 Uhr, im Gymnasium erscheinen sollte, um mich in der tatarischen Sprache examiniren zu lassen.« . . .

Hier hielt der Weise einen Augenblick inne, und that einen tüchtigen Zug aus dem Glase, um das Feuer seines Unmuths zu löschen. Er war sichtbar überwältigt von den Erinnerungen, welche durch seine Erzählung wieder lebendig vor ihm auftauchten. Besonders kränkend schien ihm der Gedanke zu sein, daß man *ihm* hatte umuthen können, sich examiniren zu lassen, und noch obendrein in einem russischen Gymnasium! Dieser Gedanke drängte in dem Augenblicke alles Uebrige in den Hintergrund. Mirza-Schaffy, der erste Weise des Morgenlandes, der Stolz seines Stammes, der Herrscher im Reiche der Schönheit, die Perle in der Muschel der Dichtkunst — soll sich examiniren lassen in seiner eigenen Sprache!

Ich begriff ganz die Glut des Zornes, die sein Antlitz röthete, die Flut der Gefühle, die seine Brust durchwogte. Es trieb mich, Balsam in seine Wunden zu träufeln: »Frägt man auch die Sonne — rief ich — ob sie leuchtet? oder die Rose ob sie duftet? und ist es nicht ein eben so thörichtes Beginnen, die Frage des Zweifels an Mirza-Schaffy zu richten: ob er weise sei? oder ihn prüfen zu wollen in seiner Wissenschaft? Aber so wenig die Sonne finster wird, wenn es einem Thoren beikommt, an ihrer Klarheit zu zweifeln, so wenig mußt auch Du Dich erzürnen, wenn die Thoren Zweifel in Deine Weisheit setzen! Hast Du nicht selbst gesungen:

„Verscheuch den Gram durch Liebeskose,
Durch Deiner süßen Lieder Schall!
Nimm Dir ein Beispiel an der Rose,
Ein Beispiel an der Nachtigall:

Die Rose auch, die farbenpracht'ge,
Kann nicht der Erde Schmutz entbehren;
Die Nachtigall, die liebesmacht'ge,
Muß sich von schlechten Würmern nähren!"

Singe mir ein Lied von Deiner Hafisa, das wird Dich in bessere Laune versetzen. Nachher erzählst Du mir beim Glase Wein das Ende Deiner Geschichte! —

Meine Worte hatten ihren Eindruck auf den Weisen nicht verfehlt. Er trank mir ein »Allahwerdy« zu, stellte seinen Tschibuq bei Seite, ließ das Bein vom Divan herabsinken und hub an zu singen:

„Wenn dermaleinst des Paradieses Pforten
Den Frommen zur Belohnung offen steh'n,
Und buntgeschaart die Menschen aller Orten
Davor in Zweifel, Angst und Hoffen steh'n:

Werd' ich allein von allen Sündern dorten
Von Angst und Zweifel nicht betroffen steh'n,
Da lange schon auf Erden mir die Pforten
Des Paradieses durch Dich offen steh'n!"

Er lächelte selbstgefällig, als ich ihm Lob gespendet für sein Gedicht. Erfreut über die gute Wirkung, welche mein Rath auf ihn geübt, sagte ich zu ihm: — Siehst Du, Mirza-Schaffy, welch ein glücklicher Mensch Du bist! Der bloße Gedanke an Deine Liebe heitert Dich auf. Wie glücklich wirst Du erst sein im vollen Besitze der Geliebten! Hat nicht Rechschebi Recht, wenn er singt, daß die Liebe schon deshalb das Schönste auf Erden sei, weil Fürst und Derwisch gleich sind in ihr? —

»Aber Nechschebi hat auch gesagt — entgegnete Mirza-Schaffy: — ein Mensch ohne Geld ist ohne Ansehen, und ein Haus ohne Geld ist wüste! — Soll ich die Liebe in ein wüstes Haus bringen? Früher fiel es mir nie ein, an dergleichen zu denken; jetzt aber macht mich der Gedanke oft trübe.«

— Laß die Klage — rief ich — o Mirza-Schaffy! Es wird sich Alles noch zum Guten wenden; durch den kleinen Irrthum mit dem russischen Papiere ist an der Sache selbst nichts verdorben. Du hast Dich einmal entschlossen, Deine Freiheit aus Liebe für Hafisa zu opfern, und mußt Deinem Entschlusse treu bleiben. Ich sehe keinen erheblichen Grund, warum Du die Stelle am Gymnasium nicht erhalten solltest ....

»Aber das Examen!«

— Wird sich beseitigen lassen! Es wäre zu thöricht, Zweifel zu setzen in Deine Wissenschaft. Es ist Gesetz bei den Moskow, daß jeder Lehrer der in den Dienst der Regierung tritt, zuvor einem Examen sich unterwerfen muß, weil der Thoren hier viele sind und der Weisen wenige. Das Gesetz ist also wohlbegründet; aber man wird eine Ausnahme machen mit Dir. —

»Man würde eine Ausnahme machen, wenn ich statt meiner Lieder zum Preise des Weines und der Schönheit, lange Gebete geschrieben hätte voll Blendwerk und Heuchelei, wie Mirza-Abul-Kassim, der Kadi von Karabagh. Nur den Schlangen gelingt es, sich überall durchzuwinden!«

Erst nachdem ich dem Weisen durch Fragen aller Art das Ende seiner Geschichte entlockt hatte, begriff ich wie es zuging, daß trotz meiner beruhigenden Zusprache, trotz Trinken und Singen, doch noch ein Rest von Bitterkeit in ihm zurückgeblieben. Der Vater Hafisa's hatte nämlich in seiner Botschaft an Mirza-Schaffy mit besonderer Schärfe den Punkt hervorgehoben, daß es wohl eben so zweifelhaft mit seiner Weisheit wie mit seinem Vermögen sein müsse, da selbst die

Moskow es für nöthig hielten, ihn erst einer Prüfung zu unterwerfen.

War es schon tief kränkend für Mirza-Schaffy, daß man im Hause Hafisa's von ihm glauben konnte, er habe durch Uebersendung der russischen Schrift einen absichtlichen Betrug begehen wollen, so ging es ihm doch noch tiefer zu Herzen, daß man Zweifel in seine Weisheit setzte.

— Glaubst Du denn — fragte ich ihn — daß Hafisa Dich deshalb weniger lieben wird? —

»Nein.«

— Oder fürchtest Du ihre Mutter? —

»Nein, die Mutter ist eben so verliebt in meine Lieder, wie die Tochter in mich.«

— Nun, was hast Du denn noch für Besorgnisse? Mit dem alten geldgierigen Vater wollen wir schon fertig werden, wenn Du nur erst in Amt und Würden bist und die Mittel hast, das Hochzeitsgemach zu bereiten. Für die Beseitigung der Schwierigkeiten des Examens will ich schon sorgen. —

Es war mir vollkommener Ernst mit dem was ich sagte; denn ich zweifelte nicht, daß sich bei freundschaftlicher Besprechung mit der obern Schulbehörde ein vermittelnder Ausweg finden ließe, der Strenge des Gesetzes Genüge zu thun, ohne den Stolz des Weisen zu beugen.

Auch gelang es mir endlich, meinen verliebten Lehrer in allen Stücken so vollständig zu beruhigen, daß er zuletzt Witze über sich selbst machte und bei mir blieb bis spät am Abend.

»War mir's doch gerade — sprach er lächelnd — als wäre meine Weisheit lustwandeln gegangen im Dunkel des Abends! Ich kam um Weisheit zu lehren, und mußte Weisheit lernen. Man könnte den Weibern böse werden, daß sie eben denen die ihnen am meisten anhangen, den Kopf am meisten verdrehen, wenn es nicht gar zu liebe Geschöpfe wären!

Bei ihnen wächſt der Verſtand mit der Liebe — bei uns nimmt er ab:

Mirza-Schaffy! wie groß war Dein Verſtand,
Kaum fand er Platz in Deinem Haupt!
Und doch: wie klein war jene weiße Hand,
Die Herz Dir und Verſtand geraubt!"

— Das ſind die Widerſprüche der Liebe, — warf ich ein — eine *große* Hand hätte Dein Herz ſchwerlich davon getragen! —

»Du redeſt weiſe! — entgegnete er ſchmunzelnd — doch muß man über die Widerſprüche im Leben nicht zu viel grübeln; das Herz leidet darunter, und der Verſtand gewinnt nichts dabei. Die Liebe bringt Herz und Verſtand zu fortwährendem Widerſpruch. Das Herz ſieht in der Liebe die größte Seligkeit, und der Verſtand ſieht darin die größte Plage auf Erden. Und doch iſt es nur die Liebe, die den Menſchen zum Menſchen macht.«

— Ein alter Weiſer meines Stammes — fiel ich ein — hat Aehnliches geſagt:

„Wer ohne Weiber *könnte* ſein,
Wär frei von vielen Beſchwerden —
Wer ohne Weiber *wollte* ſein,
Wär nicht viel nutz auf Erden!"

Er drückte ſeine hohe Zufriedenheit aus über die Weisheit des Spruches, ſchlürfte ein Glas Wein herunter und machte ſich bereit fortzugehen, aber ich hielt ihn zurück mit den Worten: — Mirza-Schaffy! Du weißt, welch lebendigen Antheil ich nehme an Deiner Liebe, und doch haſt Du mir noch nicht einmal erzählt, wie es zuging, daß Du Hafiſa kennen gelernt! —

»Was iſt davon zu erzählen?«

— Alles was Du weißt! ich höre dergleichen gerne, bis auf die geringfügigsten Umstände herab. Zünde Dir noch einen Tschibuq an und spinn' Deine Geschichte ab in aller Behaglichkeit beim Glase Wein. —

»Das wird nicht lange dauern — sprach der Weise von Gjändsha: —

Sich sehn, sich lieben, sich wählen:
Was ist da viel zu erzählen?«

— Ich möchte gern wissen — entgegnete ich — wie Du dazu gekommen bist, Hafisa zu sehen, sie zu lieben und zu wählen! —

»Das ist ganz einfach. Du hast den Weg gemacht zu meiner Wohnung und weißt, welche Straßen es zu durchwandern giebt, um dahin zu gelangen. Du weißt auch, daß allabendlich beim Mondenscheine die Mädchen auf den Dächern weilen, und sich vergnügen durch Tanz, Gespräch und Gesang. In der ersten Quergasse durch welche der Weg führt, wenn man die Häuser der Armenier und Russen hinter sich hat, hatte seit einiger Zeit ein liebliches Wesen von hohem Wuchs meine Blicke gefesselt. Ich sah das holde Geschöpf zum Erstenmal an demselben Abend wo ich Dir die Geschichte von Zuleikha erzählte, und obgleich mein Herz überfloß von der wehmüthigen Erinnerung an meine Jugendliebe, so war ich doch so bezaubert von der Schönheit des schlanken Mädchens auf dem Dache, daß ich nicht umhin konnte den Blick der Bewunderung auf sie zu werfen. Eine kurze Weile that sie als bemerkte sie mich nicht. Als ich aber stehen blieb, und meine Mütze abnahm, um mir den Kopf etwas zu lüften, — denn von der Erzählung, vom Trinken und vom Geben war mir sehr heiß geworden — verschwand sie plötzlich vom Dache .... Schwer im Kopfe und Herzen ging ich nach Hause und legte mich nieder.

Aber ich konnte die ganze Nacht keine Ruhe finden. Wenn ich einmal ein Viertelſtündchen einſchlief, ſo erſchien mir Zuleikha im Traume. Bald aber wurde ihr Bild wieder verdrängt von dem ſchönen Mädchen auf dem Dache in der Quergaſſe. Dann erwachte ich plötzlich und ſtreckte mich unruhig hin und her auf dem Lager, und machte mir ſelbſt Vorwürfe ob meiner Träume, als ob ich daran Schuld wäre. Am folgenden Morgen ſprach ich zu mir: Mirza-Schaffy, werde Dir klar in Deinem Beginnen! Du haſt Jahre lang in Ruhe und Weisheit gelebt, und haſt Dich geſtreckt auf dem Teppich der Sorgloſigkeit: willſt Du Dich abermals einſchiffen auf dem ſtürmiſchen Meere der Liebe, trotz allen bitteren Erfahrungen der Vergangenheit? Oder willſt Du fortfahren ein ruhiges Leben zu führen? Ich beſchloß das Letztere, und als ich wieder zu Dir kam, um Dich zu unterrichten, vermied ich es, den Weg durch die Quergaſſe zu gehen. Ebenſo that ich bei der Rückkehr in meine Wohnung. Trotzdem verbrachte ich die Nacht noch unruhiger als zuvor. Und am folgenden Morgen ſprach ich zu mir: Mirza-Schaffy, was willſt Du Dein Herz verhüllen mit dem Schleier der Täuſchung! Du biſt verliebt. Wo ein Haus brennt, und man eilt nicht hinzu es zu löſchen, da wird es zu Grunde gerichtet von den Flammen. Mit dem Herzen aber iſt es umgekehrt. Hier vermag kein Waſſer zu löſchen. Wo ein Herz Feuer gefangen, findet es nur Heil, wenn es gelingt noch ein anderes Herz zu entzünden. Darum thue, was das Schickſal Dir vorſchreibt! Und ich that alſo. Vor Allem verlangte es mich, die Geſtalt des ſchönen Mädchens einmal beim Tageslichte zu ſehen, um mich zu überzeugen, ob mich der Mondenſchein nicht getäuſcht hatte. Mehrere Tage vergingen, ehe ich die Erfüllung meines Wunſches erreichte. Am Ende des vierten Tages aber war ich ſo glücklich, das ſchöne Mädchen auf dem Dache zu erblicken. Sie ſah ſich nach allen Seiten um, aber es war Niemand rings auf den

Dächern zu ſehen; auch in der Straße war es ſtill wie gewöhnlich zu der Zeit, ehe die Männer vom Bazar heimkehren.

Ich ſtellte mich dem Hauſe gegenüber ſo auf, daß ich die ganze prachtvolle Geſtalt ſehen konnte, von den kleinen Füßchen an bis zu dem lockenumwallten Köpfchen. Und ſie erſchrak nicht vor mir, wie die Jungfrauen ſonſt zu thun pflegen beim Anblick der Männer, ſondern ſie lüftete ihr Angeſicht und ſchauete lächelnd auf mich hernieder, ſo ſtrahlenden Blickes, daß es mich warm überlief vor Wonne und Seligkeit, denn ſie erſchien mir am Tage beim Sonnenlicht noch viel ſchöner als im Mondenſchein. Das Glück macht den Augenblick zur Ewigkeit und die Ewigkeit zum Augenblicke. Darum weiß ich nicht, wie lange ich da geſtanden, verloren im Anſchauen des herrlichen Mädchens auf dem Dache; ich weiß nur, daß ich ſo lange ſtehen blieb als ich ſie ſehen konnte. Wie ein Traumbild war ſie vor mir aufgeſtiegen, wie ein Traumbild verſchwand ſie plötzlich. Ich ſetzte meine Mütze zurecht« . . . .

— Da haſt Du gewiß wieder Deinen weißen Kopf gezeigt! — fiel ich ein.

»Etwas gelüftet weil es ſehr heiß war — entgegnete er ſchmunzelnd — und erſt beim Nachhauſegehen bemerkte ich, daß es lebhafter in den Straßen geworden war. Vermuthlich war dieſes die Urſache des Verſchwindens meiner Schönen geweſen. Ich war wie ein Trunkener und Alles drehete ſich vor meinen Augen. Ja, ich wußte nicht beſtimmt, ob ich wachte oder ſchlief, und kniff mich in's Bein und in den Arm, um mich zu überzeugen, daß ich wirklich wach ſei. Denn gerade ſo wie mir die Jungfrau auf dem Dache erſchienen, hatte ich ſie im Traume geſehen:

Drum traut' ich meinen Augen kaum
Im Angeſicht der ſchönen Maid —
Mir ward die Wirklichkeit zum Traum,
Mir ward der Traum zur Wirklichkeit!

Werde Dir klar, o Mirza-Schaffy! — ſprach ich zu mir ſelbſt — galt Dir der lange, ſeelenvolle Blick der Jungfrau, ſo darfſt Du das Auge des Verlangens auf ſie werfen — galt er Dir nicht, ſo wär' es eine Thorheit, länger Dein Herz zu verſengen im Feuer ihres Angeſichts! Um die Wahrheit zu erforſchen, ſchrieb ich ein duftiges Lied, in der Abſicht, ihr daſſelbe bei der erſten Gelegenheit vorzuſingen, oder falls ſich dieſem Beginnen Hinderniſſe in den Weg ſtellen ſollten, das Lied um das Zweiglein eines Mandelbaumes gewickelt, ihr auf's Dach zu werfen.«

— Weißt Du das duftige Lied auswendig, o Mirza-Schaffy? ſo ſing' es mir vor! — Alſobald hub der Weiſe zu ſingen an:

„Ein Blick des Augs hat mich erfreut —
Der Zauber dieſes Augenblicks
Wirkt immerfort in mir erneut
Ein leuchtend Wunder des Geſchicks.

Drum eine Frage ſtell' ich Dir,
Horch huldvoll auf, mein ſüßes Leben:
Galt jener Blick des Auges mir,
So magſt Du mir ein Zeichen geben!

Und darf ich Deinem Dienſt mich weih'n,
Und biſt Du meinem Arm erreichbar:
So wird mein Herz voll Jubel ſein,
Und meiner Freude nichts vergleichbar!

Dann leb' ich fort durch alle Zeit
Im Wunderleuchten des Geſchicks
Den Augenblick der Seligkeit,
Die Seligkeit des Augenblicks!«

»Kurze Zeit darauf gelang es mir — fuhr Mirza-Schaffy fort — eine günſtige Gelegenheit zu erſpähen, ihr das Lied

vorzuringen. Doch war ich kaum mit der erſten Hälfte zu Ende, als wir durch das Erſcheinen weiblicher Geſtalten auf den benachbarten Dächern geſtört wurden. Meine Schöne ſah ſich erſchrocken um, und gab mir dann ein Zeichen zu geben. Ich folgte dem Winke, aber warf ihr zuvor meine ſorgfältig geſchriebene Frageblume vor die Füße, und hatte im Weggehen die Freude zu ſehen, daß ſie das Mandelzweiglein, darum das feine Papier mit rothem Faden gewunden war, aufnahm und damit verſchwand. Sie war im Beſitz meines Liedes, und das genügte mir, um eines günſtigen Erfolges gewiß zu ſein! Hatte doch ſchon ihr freundliches Anhören meines Geſanges mir Alles geſagt was ich wiſſen wollte!

Am folgenden Abend fand ich mich wieder ein zur gewöhnlichen Stunde. Die ſchöne Jungfrau ſaß mit verhülltem Antlize auf dem Dache, wandte ſich aber ſchnell um, ſobald ſie meiner von ferne anſichtig wurde. Ich ging langſam am Hauſe vorüber, ließ ſpähend die Blicke hinaufſchweifen, aber ſie ſah nicht herab zu mir. Plötzlich kam hinter dem Hauſe her eine hochgewachſene alte Frau auf mich zugeſchritten und flüſterte mir mit rauher Stimme die Worte zu: Folge mir, Mirza-Schaffy, von ferne! — Sie kannte meinen Namen; wer konnte es anders ſein als eine Botſchafterin von meiner Schönen? Ich folgte ihr wie ſie mich bedeutet hatte, und nach kurzer Wanderung blieb ſie ſtehen vor einer kleinen, einſam liegenden Sakli, deren Dach kaum mannshoch über der Erde war. Dort ſchlich ſie hinein, als ſie ſich noch einmal winkend nach mir umgeſehen. Ich kroch ihr nach in die dürftig ausgeſtattete, ſpärlich erleuchtete Sakli; ein paar hübſche Kinder, zehn- bis zwölfjährige Mädchen, welche auf einer Matte ſaßen und mit weiblicher Handarbeit beſchäftigt waren, erhielten die Weiſung auf's Dach zu gehen, um die friſche Luft zu genießen, und ich blieb allein mit der alten Frau.

„Mirza-Schaffy — hub ſie an — was giebſt Du mir,

wenn ich Dir eine gute Nachricht verkünde? An meinem Munde hängt Dein Schicksal!« Ich gab ihr Alles was ich bei mir hatte; aber ich versprach ihr mehr für kommende Zeiten. Nun erzählte sie mir, was ich schon errathen hatte, daß Hafisa (dies ist der Name der schönen Jungfrau) den Blick des Wohlgefallens auf mich und mein Lied geworfen. Aber zugleich erfuhr ich, daß es schwer halten würde, in den Besitz Hafisa's zu gelangen, da ihr Vater, ein alter, geldgieriger Kaufmann, schon verschiedene Bewerber abgewiesen hätte, weil er einen zu großen Kâbin (Kaufpreis) für seine Tochter verlangte.

Es würde des Erzählens kein Ende werden, wollte ich Dir Alles wiederholen, was ich noch mit der geschwätzigen Alten verhandelte. Sie hatte große Lust, ihre Botschaft in zwei Theile zu sondern und mich zum folgenden Abend wieder zu bestellen, um eines doppelten Lohnes gewiß zu sein, aber es gelang mir durch Schmeichelworte und Versprechungen ihr Alles zu entlocken was sie wußte. Ich verabredete mit der Alten einen Plan, worauf sie nur nach langem Widerstreben und gegen das Versprechen einer beträchtlichen Summe, die ich vor Ausführung des Plans bezahlen mußte, einging. Meine ganze Baarschaft reichte kaum hin, ihr Begehren zu erfüllen, aber welche Opfer bringt man der Liebe nicht! Unser Plan ging dahin, mich in Weibergewand zu kleiden, wozu die Alte, welche mir an Höhe des Wuchses fast gleich kam, das Nöthige herbeischaffen mußte. Am folgenden Abend war schon Alles hergerichtet, und so gelungen war meine Verkleidung, daß ich auf dem Wege zu Hafisa's Hause zwei Mal von verliebten Männern angesprochen wurde« . . . .

— Aber verrieth Dich Dein Bart nicht? —

»Ich hatte das Gesicht, nach Art der Türkinnen, solchergestalt verhüllt mit den Tüchern der Schamhaftigkeit, daß nur die Augen zu sehen waren. Ueber den Tüchern trug ich noch einen Schleier, und den ganzen Körper umschlang die

weiße Tschadra, so daß ich bei Alt und Jung durch meinen Anzug als ein Muster strenger Sitte und jungfräulicher Verschämtheit erscheinen mußte. Auf diese Weise konnte ich allabendlich mit Hafisa verkehren, ohne den geringsten Verdacht rege zu machen. Ihre Liebe wuchs mit meinen Besuchen und meinen Liedern, und wir verlebten selige Stunden des Beisammenseins, bis zufällig ihre Mutter hinter das Geheimniß kam. Sie hatte mich reden gehört mit Hafisa, und der Klang meiner Stimme hatte ihren Argwohn erweckt. Dazu fiel ihr meine große Gestalt auf, und ihre Neugier trieb sie, unser Gespräch zu belauschen. Die erschrockene Hafisa wagte nicht zu leugnen, als sie von der Mutter zur Rede gestellt wurde, und nun gab es eine Scene des Jammers, die ich nicht auffrischen mag in der Erinnerung. Alles wäre verloren gewesen, wenn die Mutterliebe nicht den Sieg davon getragen hätte. Die Thränen der Tochter, die Betheuerungen ihrer heißen Liebe zu mir und endlich meine Gedichte rührten das Herz der Mutter, denn ich hatte in einem Liede gesagt: die Frau welche Hafisa geboren, müßte selbst eine Peri sein in Anmuth und Hoheit, und sie verdiente, daß alle Königinnen der Welt ihre Sklavinnen wären. Der Schoß, dem diese Rose entsprossen, sei dem duftigsten Blumenbeete vergleichbar, und ihr Busen bestehe aus Zwillingen des Vollmondes. Als die Mutter diese Verse las, verwandelte sich ihr Haß in Freundschaft für mich und sie selbst begünstigte fortan meine Bewerbung um die Hand ihrer Tochter. Ich mußte einen Vermittler suchen, um beim Vater um die Hand Hafisa's anzuhalten. Der Alte aber hatte so wenig Sinn für mich, wie für meine Gedichte, und der Antrag wäre rund abgeschlagen, hätte die Mutter nicht ihr gewichtiges Wort dazwischen gesprochen. Die Heirath würde längst vollzogen sein, wenn ich im Stande gewesen wäre, den verlangten K ä b i n zu erschwingen und einen befriedigenden Nachweis über meine Vermögensumstände

zu geben. Dazu kommt nun der unglückliche Verfall mit der russischen Schrift. Das Fetwa des Mufti hat dem Vater Veranlassung gegeben, sich beim Muschtahid und bei den Mullahs näher nach mir zu erkundigen. Du kannst Dir denken, welche Meinung diese Säulen des Glaubens von mir haben! Ihr Urtheil würde günstiger lauten, wenn ich Gebete schriebe wie Mirza-Abul-Kassim von Karabagh. Das Uebrige weißt Du.

So weit Mirza-Schaffy. Kurz darauf mußte ich Tiflis verlassen. Doch nahm ich beim Abschiede die gegründete Hoffnung mit, daß in Folge der Verwendung einflußreicher Freunde, der Weise von Gjändsha dem Ziele seiner Wünsche näher sei, als er selbst glaubte.

In Konstantinopel erhielt ich einen kurzen Brief von ihm, worin er mir anzeigte, daß er nicht am Gymnasium, sondern an der Garnisonschule eine gute Stelle erhalten habe; und aus anderer Quelle erfuhr ich, daß er seinen Pflichten mit großer Gewissenhaftigkeit obliege.

Bald darauf erhielt ich ein anderes Schreiben, woraus ich ersah, daß Mirza-Schaffy gegründete Hoffnung hatte den Berg der Seligkeit glücklich zu ersteigen, nachdem der Vater Hafisa's (Friede seiner Asche!) am Gallenfieber gestorben war. Die Mutter hatte gegen die Verbindung nichts weiter einzuwenden, und so lag zwischen den Wünschen der Liebenden und deren Erfüllung nur noch die Kluft der schweren Geduldsprobe, welche die übliche Trauerfrist vorschrieb. Inzwischen gelang es dem Weisen durch Fleiß und Sparsamkeit so viel Geld zu erübrigen als nöthig war, um das übliche Brautgeschenk zu erschwingen und die mannigfachen Hochzeitsausgaben zu bestreiten. Die leidige Trauerfrist — doppelt traurig für den, der nichts dabei zu betrauern hat als die Trauer selbst — verstrich, und die Hochzeit wurde mit möglichstem Pompe begangen.

Da ich vermuthe, daß diejenigen meiner freundlichen

Leser, welche die Geduld gehabt haben, mir bis hieher mit Aufmerksamkeit zu folgen, auch neugierig sein werden, etwas Näheres über den eigentlichen Schluß der Geschichte, d. h. über die Hochzeit selbst, zu erfahren, so gebe ich hier einen kurzen, aber für den Zweck genügenden Auszug der verschiedenen Mittheilungen, welche mir später darüber zugingen.

Acht Tage nach Beendigung der Trauerzeit schickte Mirza-Schaffy eine alte Verwandte zur Mutter Hafisa's, um den Tag der Verlobung festzustellen. Dieser Tag wird von den Persern schirini-churân (das Essen der Süßigkeiten) genannt, weil der Bräutigam die zur Verlobungsfeier im Hause der Braut versammelten Eltern und Verwandten beider Theile mit süßem Gebäck, Zucker und Eingemachtem bewirthen muß. In Bezug auf die Verlobten ist dieser Brauch eine Anspielung auf die Süßigkeiten, die ihrer im Ehestande warten. Die Frauen sitzen von den Männern getrennt durch die in der Mitte des Zimmers kaum einen Fuß über den Teppich sich erhebende Tischplatte, auf welcher die Süßigkeiten stehen. Nachdem Frauen und Männer so eine Zeitlang mit untergeschlagenen Beinen gesessen, mit einer Miene als ob die Einen von dem Dasein der Andern nichts bemerkten, begrüßen sie sich gegenseitig und erfreuen sich dann gemeinschaftlich der musikalischen Genüsse, welche den Tag beschließen. Die bei solchen Gelegenheiten gebräuchlichen Instrumente sind: die Saß, die Tschengjir, Handpauke und Trommel, durch deren Zusammenwirken ein (für Europäer) wahrhaft herz- und ohrzerreißendes Getöse erzeugt wird, während die Perser und Tataren sich nichts Ergötzlicheres denken können als ein solches Konzert. Und so groß ist die Macht der ersten Eindrücke und Gewöhnungen über die Geschmacksrichtung der Menschen, daß junge Asiaten, welche früh ihrer Heimat entfremdet und in Petersburg erzogen und geschult wurden, bei ihrer gelegentlichen Rückkehr in die Heimat doch das Trommeln und Pauken-

ſchlagen der aſiatiſchen Spielleute weit lieber hören und höher ſtellen, als alle muſikaliſchen Genüſſe, welche die Petersburger Konzerte ihnen boten . . . .

Am Tage nach der Verlobung verſammeln ſich die Frauen im Hauſe des Bräutigams, um die Geſchenke für die Braut abzuholen, welche mindeſtens in einem goldenen Ringe, Stoffen zu einem möglichſt koſtbaren weiblichen Anzuge nebſt Shawl, Schuhen, Seife, Chenna (zum Färben der Nägel und Fingerſpitzen) und Alkohol (zum Färben der Augenbrauen) beſtehen müſſen. Die Trägerinnen der Geſchenke laſſen es bei dieſer Gelegenheit natürlich auch an einem möglichſt verführeriſchen Aufputz, wobei weiße und rothe Schminke, Bemalen der Augenbrauen und Fingerſpitzen in erſter Linie ſtehen, nicht fehlen. Eine Verwandte des Bräutigams führt die Braut in die Mitte des Zimmers, bedeckt ſie mit dem Shawle, und ſteckt ihr den Verlobungsring an den Finger. Nun werden in feierlicher Weiſe die üblichen Glückwünſche und Begrüßungen dargebracht, und in denſelben Gefäßen, welche die Geſchenke des Bräutigams für die Braut enthielten, überſendet die Braut am dritten Tage ihre Geſchenke dem Bräutigam. Dieſe beſtehen hauptſächlich in zierlichen Stickereien von ihrer Hand, in Stoffen zu einem Anzuge und allerlei ſonſtigen Toiletten-Gegenſtänden.

Hierauf folgt die Ausrüſtung zur Hochzeit, d. i. die gewöhnlich ziemlich lange dauernde Zeit, in welcher die Verlobten ihre Hochzeitsgewänder anfertigen laſſen; ein höchſt wichtiger Akt, der im Hauſe der Braut zu häufigen und zahlreich beſuchten, rathpflegenden Frauen-Verſammlungen Anlaß giebt. Inzwiſchen läßt der Bräutigam faſt keinen Tag vergehen, ohne ſeiner Braut ein kleines Liebeszeichen zu überſenden, ſei es ein Korb mit ſeinem Obſt, oder ein kleiner Schmuck, oder ein Blumenſtrauß, oder endlich eine Keule oder ein Rückenſtück von einem recht fetten Hammel, um einen guten Leumund bei der Mutter der Braut zu erhalten.

Obgleich nach Brauch und Sitte des Glaubens und Landes die Verlobten vor der Hochzeit einander nicht sehen sollen, so wird es doch von den jungen Leuten nicht so genau damit genommen, und während der oben erwähnten Zeit suchen und finden sie oft Gelegenheit zu einem heimlichen Stelldichein, da im Morgenlande die Anziehungskraft zwischen den Geschlechtern wo möglich noch größer ist als im Abendlande, wie es denn auch ein alter Weiser des Morgenlandes war, der die kühne Behauptung wagte, daß, wenn auf der ganzen Erde nur zwei Menschen lebten, ein Mann und eine Frau, die beiden in kurzer Zeit zusammentreffen würden, ob sie auch getrennt wären durch Länder und Meere . . . .

Ist endlich der Tag der Hochzeit festgesetzt (wobei von den alten Rechtgläubigen ein Sterndeuter zu Rathe gezogen wird), so sorgt der Bräutigam für eine ausreichende Bewirthung der Hochzeitsgäste im Hause der Braut, wo — soweit der beschränkte Raum dies zuläßt — Jeder das Recht hat sich als Gast zu melden.

Bei dem Hochzeitsvertrage selbst sind nur die geladenen Verwandten und Bekannten zugegen. Es ist dies ein förmlicher rechtsgültiger Vertrag, worin eine Summe oder Werthangabe festgesetzt wird, welche der Mann verpflichtet ist seiner Frau auszuzahlen für den Fall, daß er sich ohne ihr Verschulden von ihr scheiden lassen sollte.

Die Braut wird dreimal gefragt, ob sie wirklich Diejenige sei, wofür der Bräutigam sie halte, und ob sie mit den Bestimmungen des Ehevertrags einverstanden sei? Nach der dritten Frage giebt sie ihre Antwort, welche dem Mullah mitgetheilt wird, der sein Beglaubigungssiegel auf das Papier drückt, wonach sich die Versammlung zerstreut.

Damit ist die formelle Vermählung, die Civilehe vollzogen. In vielen Familien läßt man nun den Mullah noch einige Stellen aus dem Koran absingen, um die Feierlichkeit

der Scene zu erhöhen, und im Innern des Landes kommen, je nach dem altherkömmlichen Brauche, noch eine Menge anderer Ceremonien vor.

Nach dem Schlusse des Ehevertrages (Kabäle) wird die Braut von den weiblichen Gästen in's Bad und von dort in das Haus irgend einer Verwandten geführt. Am eigentlichen Vermählungstage holt man die Harrende in möglichst pomphaftem Aufzuge, unter Lärm und Musik ab, und führt sie in ihre künftige Wohnung, wo ihr Herr und Gatte, nachdem er sich im Bade gesalbt und geschmückt, in jeder Hand eine Kerze tragend, sie feierlich empfängt und in das Schlafgemach führt. Hier werden die Kerzen in zwei mit Reis gefüllte Schalen gesteckt; der Gatte nimmt seiner Neuvermählten das Obergewand ab, umhüllt sich selbst damit, holt eine Schale mit frischem Wasser, wäscht ihr die Füße und besprenkelt darauf mit dem Wasser alle vier Ecken des geheiligten Gemachs. Dann wird gebetet; ein paar Frauen fügen die Hände der Neuvermählten zusammen, worauf man, sich zurückziehend, sie dem Schutze Allah's und des Propheten anempfiehlt und sie so, bei verriegelter Thüre, ihrem Schicksale überläßt....

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Frauen im Orient.

„Wie iſt aber das Schickſal einer Frau im Morgenlande?“ höre ich manche meiner freundlichen Leſerinnen fragen, und ich will verſuchen die Frage, ſo gut ich es vermag, zu beantworten. Das Schickſal Haſſa's kann uns — als ein ſelten glücklicher Ausnahmsfall — dabei allerdings ſo wenig zum Maßſtabe dienen, wie das Loos der wenigen bevorzugten Frauen, welche in ihren Männern Alles finden was ihr Herz begehrt, und deren Wünſche nach Vergnügen und Zerſtreuungen nicht über die engegezogenen Schranken des Hauſes hinausreichen.

Der Regel nach iſt die Stellung der Frau zum Manne im Orient nicht viel beſſer als die Stellung einer Sklavin zu ihrem Herrn. Der Mann kauft ſie um einen beſtimmten Preis ihren Eltern ab, und kann ſich um einen beſtimmten Preis ihrer zu jeder Zeit wieder entledigen, ohne daß ſie auch nur das Recht hätte ihre Kinder mitzunehmen.

Geſellſchaftliche Vergnügungen in unſerem Sinne des Worts kennt man im Orient nicht. Theater, Opern, Konzerte, öffentliche Spaziergänge, Bälle, Abendunterhaltungen, Vergnügungsreiſen und dergleichen Zerſtreuungen und Annehmlichkeiten ſind den Frauen hier etwas ebenſo Unbekanntes, wie eine anmuthige und gemüthliche Häuslichkeit. Der einzige Ort

ihrer geſelligen Zuſammenkunft iſt das Bad. Hier bringen ſie denn auch den größten Theil ihres Tages zu, und hier ſucht es Jede der Andern in Zungenbeweglichkeit, Putz und Flitterſtaat zuvorzuthun, da ihnen ſonſt, außer dem Harem, keine Gelegenheit geboten wird, ihre Reize und Schmuckſachen zu entfalten und ihrer Zunge den Zügel ſchießen zu laſſen. Da liegen ſie, halb enthüllt auf weichen Teppichen ausgeſtreckt, Stunden lang aus kleinen Schälchen ſchwarzen Kaffee ſchlürfend und ihren Tſchibuq oder Kalljan dazu rauchend. Die Koſtbarkeit dieſes Tſchibuqs, ſo wie die Pracht ihrer Gewänder und ſonſtigen Zierrathe, und endlich die Zahl ihrer Sklavinnen bilden den Maßſtab, wonach ſie ihre Stellung untereinander bemeſſen, ſich gegenſeitig anziehen und abſtoßen, befreunden und befeinden, loben und ſchmähen, bewundern und beneiden. Dieſes bezieht ſich natürlich nur auf ſolche Frauen, deren Männer in einer gewiſſen Wohlhabenheit leben. Von den ganz armen Frauen, welche weder Sklavinnen noch Dienerinnen halten können und alle Hausarbeit ſelbſt thun müſſen, läßt ſich im Vergleich mit den armen Frauen bei uns zu Lande, außer den durch das Klima bedingten Verſchiedenheiten, nichts ſonderlich Abweichendes melden. Das Loos der Armuth ſieht ſich überall ſo ziemlich gleich. —

Werfen wir, um die Stellung einer in günſtigern Verhältniſſen lebenden Frau im Morgenlande richtig aufzufaſſen, einen Blick auf die Knospe aus welcher die Blume ſich entfaltet.

Die Kindheit der Mädchen iſt hier eine ſehr kurze; mit dem zwölften Jahre wird die Jungfrau ſchon mannbar und muß nun ihr Geſicht verhüllen vor den Augen der Menſchen. Wo iſt aber ein hübſches Geſicht, welches ſich nicht gern ſehen ließe? Der Wunſch zu gefallen iſt zu natürlich und menſchlich, um ganz unterdrückt werden zu können, und wo ihm keine unnatürlichen Hinderniſſe in den Weg gelegt werden, da ſorgt die Natur insgemein ſelbſt dafür, daß er nicht ausarte in

Gefallsucht. Solche unnatürlichen Hindernisse treten aber den Mädchen im Orient auf jedem Schritt entgegen, und zwingen sie, heimlich und durch List zu erreichen, was ihnen öffentlich durch Brauch und Sitte der Heimat versagt wird.

So kann die wahre Tugend des Weibes hier nicht gedeihen, und das, was dafür gehalten wird, widerstrebt der menschlichen Natur zu sehr, um von ihr aus freien Stücken als Tugend anerkannt und geübt zu werden; daß verbotene Frucht aber am meisten lockt, ist eine Erfahrung so alt wie die Welt. Deshalb reicht auch in der That die weibliche Tugend im Orient nicht über den Haremskerker hinaus und die Leidenschaft der Frauen kennt hier keine andere Grenzen als die, welche ihr gewaltsam gesteckt werden.

Das junge Mädchen wächst im Vaterhause auf, wie eine Blume im Treibhause, und verläßt, wenn sie heirathet, den einen Kerker nur, um ihn mit einem andern zu vertauschen. Sie hat lesen, schreiben, singen und allerlei weibliche Arbeitskünste gelernt, aber ohne sich das Leben dadurch wirklich verschönern zu können, denn je mehr ihr Verstand und ihre Einbildungskraft geweckt werden, desto lebendiger wird sie sich ihrer erniedrigenden und hülflosen Lage bewußt. Das Lesen des Korans kann ihr keinen Trost bieten, da die Verheißungen des Propheten von ewigen Strafen und Belohnungen sich nur auf die Männer beziehen; und an den Dichterwerken ihres Landes kann sie sich wohl berauschen, aber nicht laben, da das in diesen Werken geschilderte Glück in zu grellem Widerspruche mit den gegebenen Verhältnissen steht, denn der Grundzug der persischen Lyrik ist durchgehends ein geistvolles Bespötteln und Bekämpfen des Bestehenden, und eben deshalb sprudeln diese Liederquellen so übermüthig, frisch und lebendig, weil sie von ihrer Höhe herab die starren Satzungen des Glaubens und der Sitte keck überspringen, durchbrechen und mit dem Schaum ihres Witzes bespritzen. Ein Liebesglück wie es Hafis

predigt, kann heutzutage nur eine Geliebte des Mirza-Schaffy finden, und ſolche Geiſter ſind im Morgenlande ſelten.

Es gehört hier zu den Ausnahmsfällen, daß ein Mädchen einem Manne die Hand reicht, den ſie wirklich liebt. In der Regel entſcheiden die Eltern über das Schickſal ihrer Tochter, und ſehen bei der Wahl des Eidams weniger auf vortreffliche Eigenſchaften des Körpers, Geiſtes und Herzens, als auf eine einflußreiche Stellung, Rang und Vermögen. Nun denke man ſich ein friſches, blühendes Mädchen von zwölf bis funfzehn Jahren verheirathet mit einem ſechzig- oder ſiebzigjährigen Manne, den ſie nie geſehen und von dem ſie höchſtens weiß, daß er vielleicht ſchon ein paar Dutzend eben ſo blühende und junge Mädchen vor ihr ſeinen Lüſten geopfert. Unter den Augen dieſes Mannes eingekerkert und bewacht wie eine Verbrecherin, muß ſie ſich in ihrem einförmigen Haremsleben noch glücklich preiſen, wenn ſie ſeine einzige Frau iſt und nicht ein halb Dutzend zänkiſcher, neidiſcher und verbitterter Nebenbuhlerinnen über ſich hat, die nach dem Rechte der Anciennetät, das auch in dem Harem gilt, ihr das Leben um ſo ſchwerer machen, je wohlgefälliger der Herr und Gebieter auf ſie blickt.

Nimmt man einen ſolchen Fall, der zu den gewöhnlichen gehört, und erwägt man dabei, daß eine junge Haremsſchöne bei ihrem ſüdlichen Feuer vielleicht in einem Monat mehr von der Leidenſchaft geplagt wird als eine ehrbare Nordländerin während ihres ganzen Lebens, ſo wird man es begreiflich finden, daß die Hareme des Morgenlandes wahre Spinngewebe von Intriguen, Ränken und Unſittlichkeiten ſind. Denn weil hier die Erziehung des weiblichen Geſchlechtes auf nichts weniger hinausläuft als den Geiſt zu bilden und das Herz zu veredeln, und weil die Mädchen von Jugend auf nur wüſte und verwildernde Beiſpiele ſehen, ſo gewöhnen ſie ſich ſchon früh daran, alles Lebensglück nur in einem rohen Sinnentaumel, oder in

gleißenden Aeußerlichkeiten zu ſuchen. Es gehört in der That eine grundedle, harmoniſch angelegte, wunderbar begabte Natur dazu, unter ſolchen Verhältniſſen und Einflüſſen die ächte Weiblichkeit zu wahren und gleichſam inſtinktartig das Rechte zu finden. Und wenn ſie das Rechte gefunden, ſo müßte ſie auch den Rechten finden, um es wahren zu können, ein Fall, der, wo nicht unmöglich, doch äußerſt ſelten iſt. Ich wiederhole es: der Regel nach iſt die Stellung der Frauen im Orient (nach germaniſchen Begriffen von Frauenwürde) eine unfreie und unſittliche; und weil bei der Vielweiberei ein veredelnder Einfluß auf die Kinder nicht gedacht werden kann, ſo ſind die Hareme als die Quellen aller Uebel zu betrachten, welche die muhammedaniſchen Völker ſeit Jahrhunderten heimſuchen und ſie ihrem ſichern Untergange entgegenführen. Ausnahmen davon bilden die lebensfriſchen Stämme des Kaukaſus, die eigentlich nur dem Namen nach Muhammedaner ſind und mit der Vielweiberei ſo wenig zu thun haben wie mit anderen Auswüchſen entarteter Leidenſchaft, welchen in Perſien und der Türkei jährlich viele tauſende von Menſchen zum Opfer fallen . . . .

Daß es trotz der ſklaviſchen Stellung der Frauen im Orient, wie ich ſolche oben in nackter Wahrheit zu ſchildern verſucht habe, doch häufig einer ſchönen oder klugen Frau gelingt, einen dummen oder verliebten Mann vollſtändig zu beherrſchen, iſt eben ſo leicht erklärlich wie die Thatſache, daß die meiſten Frauen das Entwürdigende ihrer Stellung gar nicht fühlen, und daß Diejenigen, welche Gelegenheit gehabt haben europäiſches Leben kennen zu lernen, mit einer wahren Verachtung und tugendhaften Entrüſtung auf ihre europäiſchen Schweſtern herabſehen, die unverhüllten Geſichtes über die Straßen wandeln und auch mit andern Männern als ihren Ehegatten ſprechen und verkehren.

In heimlicher Sicherheit mit einem Manne zu ver-

kehren der ihr gefiele und ihm Alles zu gewähren was ihm gefiele, würde das Gewiſſen einer Perſerin oder Türkin ſchwerlich beunruhigen; aber auf offener Straße mit einem vielleicht ganz ungefährlichen Manne über ganz gleichgültige Dinge zu ſprechen: welch ein Greuel! — So richtet ſich Urtheil, Anſtands- und Schicklichkeitsgefühl immer genau nach den Einflüſſen und Gewöhnungen unſerer heimiſchen Umgebung. Um ſich davon zu überzeugen, braucht man freilich weder nach Perſien noch nach der Türkei zu reiſen, wo ſich die Begriffe wenigſtens an althergebrachte, unveränderliche Formen knüpfen, während bei uns die tyranniſche Mode alljährlich neue Formen und neue Begriffsverkehrtheiten erzeugt, ſo daß die oft gehörten Ausdrücke: »Man thut das nicht; man trägt das nicht; das paßt ſich nicht!« nichts Anderes bedeuten als: »Ich und meine Frau Nachbarin von Kräbwinkel thun das nicht, tragen das nicht und halten das nicht für paſſend, ſeit wir das letzte Mode-Journal geſehen haben.« —

Wie ſich die meiſten Verkehrtheiten auf einen urſprünglich ganz vernünftigen Gedanken zurückführen laſſen, ſo läßt ſich auch Manches zu Gunſten des morgenländiſchen Brauches ſagen, welcher will, daß die Frauen ſich nur für ihren Mann ſchmücken und nur vor ihm ihr Geſicht enthüllen, während es ihre Aufgabe ſein ſoll, außer dem Hauſe nur verhüllt und in möglichſt unanſehnlicher Tracht zu erſcheinen. Bei uns findet bekanntlich das umgekehrte Verhältniß ſtatt: die Frauen verwenden zu Hauſe geringe Sorgfalt auf ihre Toilette, und putzen ſich nur, wenn ſie Geſellſchaft bei ſich ſehen, oder in Geſellſchaft gehen, alſo mit einem Worte: ſie entfalten ihre Reize und ihren Putz mehr um Anderen als um ihrem eigenen Manne dadurch zu gefallen, und der Mann ſeinerſeits ſieht es mit Stolz und Befriedigung, daß ſeine Frau von andern Männern als eine ſchöne und elegante Erſcheinung bewundert wird. Der Morgenländer dagegen hält es für

recht und ſittlich, ſtreng darüber zu wachen, daß die Reize ſeiner Frau keine ſündigen Begierden in den Herzen anderer Männer erwecken, und darum muß ſeine Frau beim Ausgehen ihre zierlichen Füßchen in möglichſt großen Stiefeln und ihren feinen Wuchs in möglichſt weiten Gewändern verbergen, während ſie vom Geſichte nichts ſehen laſſen darf als was ſie ſelbſt zum Sehen braucht: die Augen. Zu Hauſe aber muß ſie ſo feine und elegante Pantoffeln tragen, wie man dergleichen bei uns nur als Seltenheiten ſieht, und muß überhaupt ihren Körper mit einer Sorgfalt baden, ſalben, pflegen und bekleiden, wie etwas Aehnliches bei uns ebenfalls nicht zu der Regel gehört.

Das Sittliche und Gute was dieſem Brauche zu Grunde liegt, wird aber wieder aufgehoben durch den Mißbrauch der Vielweiberei, der, wie man es nicht genug wiederholen kann, die Quelle alles Uebels iſt, weil er kein rechtes Familienleben aufkommen läßt und dadurch dem Staate ſeine beſte und dauerndſte Grundlage nimmt.

Freilich läßt der tatariſche Luſtſpieldichter Mirza-Feth-Ali-Achundow in Tiflis einen ſeiner Helden ſagen: die Vielweiberei, wie ſie bei ihnen herrſche, ſei nicht ſchlimmer als die Vielmännerei bei den Franzoſen: »Die Vielweiberei bedeutet, daß ein Mann an einer Frau nicht genug hat, und die Vielmännerei bedeutet, daß eine Frau ſich nicht mit einem Manne begnügt. Die erſtere Sitte herrſcht bei uns, und die letztere herrſcht in Paris . . . .«

Daß etwas Wahres darin liegt, läßt ſich (auch über die Grenzen von Paris hinaus) nicht läugnen, nur muß hinzugefügt werden, daß die »Vielmännerei« bei uns unter allen Umſtänden als etwas Unerlaubtes, Ungeſetzliches und Strafwürdiges betrachtet wird, während die »Vielweiberei« im Morgenlande durch Religion, Brauch und Sitte geheiligt erſcheint und deshalb um ſo verderblicher in ihren Folgen wirkt, weil kein Geſetz ihr abſchreckend und ſtrafend entgegentreten kann.

Auch liegt es wahrlich nicht an den Frauen des Orients, daß sie die »Vielmännerei« nicht mehr treiben als sie thun. Anlage und Lust dazu sind gewiß in hohem Grade bei ihnen vorhanden, und nichts fehlt als die — Gelegenheit! Wo diese sich darbietet, wird sie schwerlich unbenutzt gelassen. Auch lassen die Frauen kein Mittel unversucht, um die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche ihrem Verkehr mit Männern im Wege stehen, trotz aller Gefahren, welche ihnen dabei drohen. Mit Hülfe der Blumensprache, vermittelnder Derwische und bestechlicher Dienstboten wird manche geheime Verbindung angeknüpft und manche verbotene Liebesblume auf den Beeten des Harems gezogen.

Wie dem immer sein möge: die Lebensfreuden sind den Frauen des Morgenlandes karg zugemessen. Gewöhnlich ist die Zeit ihrer Blüthe schon mit dem dreißigsten Jahre dahin, und an einer Asiatin, die nicht mehr durch Schönheit reizt, ist sonst wenig Reizendes zu entdecken. Das Gesicht welkt zusammen, der Charakter verbittert sich und die Stimme wird so widerlich kreischend, daß sie gleichsam allen menschlichen Ausdruck verliert.

Dreissigstes Kapitel.

Tiflis im Winter. Salon- und Volksleben.

Ich habe Euch bis jetzt Tiflis und seine Bewohner immer nur an schönen Frühlingstagen und aus verklärender Ferne gezeigt; — laßt uns nun die Bilder einmal zu einer andern Jahreszeit, und in der Nähe betrachten.

Es ist Winter. Wir haben zur Nacht ein paar Grad Kälte gehabt; dem schon zu dicker Schicht angewachsenen Schnee droht noch anderer zu folgen; der Himmel ist grau umwölkt und benimmt alle Aussicht auf die Gebirge; kaum noch bemerkt man aus der Ferne die hohe Bergveste von Tiflis, die so unheimlich aussieht, als wolle sie mit ihrem Schneemantel alle die blutigen Erinnerungen verhüllen, welche vergangene Jahrhunderte in ihr zurückgelassen. Der Winterschmuck steht ihr schlecht, wie ihrer ganzen Umgebung.

Die Kälte ist hier für einen Nordländer doppelt empfindlich und unangenehm, weil er fast gar keine schützenden Vorkehrungen dagegen findet. Dennoch wünschte ich immer bei der steigenden Wärme des vorrückenden Tages die Kälte des Morgens zurück, denn wenn die Sonne auf ein paar Stunden den Wolkenschleier zerreißt, so wird die ganze Stadt in ein Schmutzmeer verwandelt.

Der Morgens von den Dächern der Häuser heruntergeschaufelte Schnee häuft sich in den engen, krummen Gassen

zu förmlichen Hügeln an, und bildet, durchknetet von Sonnenblicken und Kameeltritten, eine ſo unergründliche Maſſe, daß ein Fußgänger bei jedem Schritte tief einſinkt, und ſelbſt der beſtbeſpannte Wagen Mühe hat durchzukommen.

Aber dies iſt noch die ſchönſte Seite des Winters, die höchſtens ein paar Wochen dauert, während welcher man doch wenigſtens Morgens und Abends ausgehen kann, wenn durch die Kälte der Schmutz eine gewiſſe Feſtigkeit gewinnt.

Die eigentliche Dreck-Saiſon beginnt erſt, wenn die Nachtfröſte und Schneegeſtöber ganz aufgehört haben.

Die Luft iſt warm, wo die Stadt von den ſie umſchließenden Bergen geſchützt wird; aber dort, wo die Berge ſich ſpalten, weht vom Kaukaſus her, in ſelten unterbrochener Furchtbarkeit, ein ſchneidend kalter Wind, der die Hauptſtraße von Tiflis durchheult, und auch auf dem Tauriſchen und Eriwan'ſchen Platze oft das Gehen unmöglich macht.

Durch den geſchmolzenen Schnee und die häufigen Regengüſſe ſind die ungepflaſterten Straßen oft zwei bis drei Fuß tief ſchmutzunterwühlt, und an tieferen Stellen ganz unter Waſſer geſetzt. Während dieſer Zeit — und man kann auf das Jahr immer ein paar Monate rechnen — wird jede Wanderung durch die Stadt zu einem gefährlichen Wageſtück, denn ſelbſt wer ſich eines Pferdes, eines Eſels, oder einer Droſchke als Transportmittel bedient, kommt in Gefahr, ein unfreiwilliges Kothbad zu nehmen.

Daß unter ſolchen Umſtänden an Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung bei der ärmeren Volksklaſſe, woraus doch die große Mehrzahl der Einwohner beſteht, nicht zu denken iſt, bedarf kaum der Erwähnung.

Ueberhaupt kennt man hier, ſelbſt bei den höheren Ständen, mit Ausnahme derjenigen Georgier, welche ſich ſchon ganz den europäiſchen Sitten anbequemt haben, keine Reinlichkeit in unſerm Sinne des Wortes.

Die warmen, von Zeit zu Zeit genommenen Bäder müssen die ins Einzelne gehende Sauberkeit, wie häufigen Wechsel der Wäsche u. s. w. ersetzen.

Ich lasse es bei diesen allgemeinen Andeutungen genügen, denn so reizend es ist, eine feine und duftige Frauentoilette bis in ihre Innerlichkeiten zu verfolgen, so unerquicklich dürfte es sein, desgleichen zu thun, wo das Saubere und Feine sich blos nach Außen kehrt, wie bei der Mehrzahl der georgischen und armenischen Damen.

Die der Zahl nach schwer zu bestimmende, im Durchschnitt der verschiedenen Angaben etwa 35000 Menschen starke Bevölkerung von Tiflis, besteht in ihren Hauptelementen aus Georgiern, Armeniern, Russen, Deutschen und Persern. In geringerer Anzahl findet man Tataren, Juden, Zigeuner, Kurden, Lesghier, Osseten, Mingrelier, Imerier, Gurier, Tuschen und viele andere Gebirgsvölker vertreten. Einzelne Franzosen und Schweizer haben sich am Eriwan'schen Platze und in den angrenzenden Straßen als Perückenmacher und Zuckerbäcker für die vornehme Welt niedergelassen.

Diese vornehme Welt von Tiflis besteht wesentlich aus den russischen Beamten und Offizieren von höherem Range, um welche sich die reicheren georgischen und armenischen Fürstenfamilien, wie die Eristaff, Tumanoff, Tschamtschewadsé, Karganoff, Andronikoff, Orbélian u. s. f., so wie die vielen nachgebliebenen Prinzen und Prinzessinnen des alten georgischen Königshauses schaaren.

(Wundere sich der sprachenkundige Leser nicht über die häufig vorkommende russische Endung off bei den georgischen und armenischen Namen: — die Russen treiben ihr Eroberungssystem gründlich, und unterwerfen selbst die Namen ihrer Vasallen gewaltsamen Veränderungen. Jene Endsylbe off ist bei allen armenischen und georgischen Namen ein rein russisches Anhängsel, wo es ausgelassen ist, haben sich die betreffenden

Familien der Russificirung ihres Namens widersetzt. So heißen z. B. einige Mitglieder des alten georgischen Fürstenhauses Orbélian: Orbélianoff. Sogar der Fürstentitel der Herrscher von Mingrelien, Dadian, ist für einen in Rußland lebenden Zweig der Familie in Dadianoff umgewandelt. Dasselbe gilt von einem Zweige der Familie von Rosen: Rosenoff u. s. w.)

Das Leben in den Salons von Tiflis unterscheidet sich in nichts Wesentlichem von dem Salonleben der größeren Städte Europa's. Nur bei feierlichen Gelegenheiten, an Gratulationstagen, auf großen Bällen im Pallaste des Statthalters u. dergl. entfaltet sich eine Pracht und Mannigfaltigkeit der Kleidung, wie ich selbst in Konstantinopel und Paris nichts Aehnliches gesehen habe.

Zu den großen Bällen im Sardaarpalaste werden gewöhnlich ein paar tausend Personen geladen. Die georgischen Damen erscheinen dabei so reich geschmückt, daß sie buchstäblich ihr ganzes Vermögen in Perlen, Edelsteinen und kostbaren Stoffen zur Schau tragen. — Ja, ich habe Damen gekannt, welche aus der ganzen Nachbarschaft Schmucksachen zusammenborgten, um recht glänzen zu können auf den großen Bällen von Tiflis.

Während die tanzende Welt sich in der Mitte des großen Saales bewegt, sitzen rund umher an den Wänden die stolzen nicht tanzenden asiatischen Gäste, im silbernen Gürtel die blitzenden Dolche, als ob es zum Kampfe ginge.

Hier, neben dem hochgewachsenen Tscherkessenhäuptling, der sich eine Zeitlang den Russen unterworfen, um bei günstiger Gelegenheit wieder loszuschlagen gegen seine Erbfeinde, sitzt, bedeckt mit der schwarzen, phrygischen Mütze, im blauen Talar der persische Muschtahid (Oberpriester), so feierlichen Antlitzes, als ob er die Gläubigen ermahnen wolle zum Gebet.

Jener langgewachsene Mann dort, mit den welken, ge-

bräunten Wangen, und dem scharlachrothen Gewande, ist der Fürst der Tuchmenen, der sich vor Kurzem ebenfalls mit seinem Stamme dem großen Padischah der Moskow unterworfen hat, und jetzt geblendet von dem ihn umgebenden Glanze nicht weiß, wohin er sein staunendes Auge wenden soll, inmitten der luftigen, von Juwelen schimmernden Peris, die so lieblich umherspringen und die Männer umfassen im Tanze, als wäre das ganze Haus ihr Harem und jeder Gast ihr Geliebter.

Der breitschultrige Mann dort, mit den geschlitzten Augen, dem rothgefärbten Barte, und dem silberumbrämten Waffenrocke, ist ein Tatarenchan aus dem Daghestan. Er hält seine, an den Fingerspitzen mit Chenna blaugefärbte Hand an den langen Kinshal (Dolch) und denkt: Allah ist groß, und seine Wege sind wunderbar, daß er meine Schritte geleitet in die Gemächer der Schönheit, wo die Frauen in den Gewändern der Pracht, auf den Füßen des Leichtsinns umherspringen, vor den Blicken der fremden Männer, ohne Schleier und Scham, als ob ihre eigenen Männer sie nichts kümmerten!

Jener schlanke, junge Mann dort, mit dem stolzen Gesichte und den dunklen Augen, der, sich über die Sitten seines Landes hinwegsetzend, mit der jungen Fürstin Orbélian den anmuthigen Nationaltanz, die Lesghinka, tanzt, ist Daniel, der Sultan von Jelissui.

Die ganze Damenwelt betrachtet seine schöne Gestalt, seine leichten Bewegungen mit Freude und Wohlgefallen; die gläubigen Moslem aber sehen zornigen Blickes auf ihn und — dieser Eine Tanz hat ihm Land und Thron gekostet!

Ich hatte versprochen, ihn in Jelissui zu besuchen, und unterweges erfuhr ich, daß sein Volk ein furchtbares Blutbad angerichtet, die Russen aus dem Lande gejagt, und daß Sultan Daniel seine Zuflucht zu Schamyl genommen habe, dessen Erster Naïb er noch jetzt ist.

In meiner Geſchichte der kaukaſiſchen Kriege und in meinem Epos: »Ada, die Lesghierin« findet der Leſer ausführlichere Notizen über dieſe Vorgänge.

Wir ſteigen jetzt herab aus den prachtvollen Sälen des Sardaarpalaſtes, um zu ſehen, wie ſich das Volk auf der Straße beluſtigt. Denn in Tiflis giebt es keine geſchloſſenen Lokale zur Beluſtigung der arbeitenden Klaſſen.

Nicht einmal Kaffeehäuſer findet man hier, wie in Konſtantinopel und Smyrna.

Die Duchans (Schenken) ſind ganz kleine Winkelkneipen, welche nur von ärmeren Leuten beſucht werden, und gerade Platz genug bieten für den Duchantſchik (Schenkwirth), ſeine Weinkrüge und einige Kunden.

(Weinkrüge ſage ich, weil der Wein in Georgien nicht in Fäſſern, ſondern in Krügen aufbewahrt und in Burduks [Schläuchen], inwendig mit Naphtha beſtrichen, transportirt wird.

Dieſe Krüge ähneln in Geſtalt den etruskiſchen und kommen an Größe unſern Weinfäſſern gleich.

Beſonders in Kacheti, dem eigentlichen Weinlande, findet man ſolche, in die Erde gemauerte Krüge, von ungeheurer Weite und Höhe. Die deutſchen Einwanderer ſind hierin, wie in Allem, dem Brauche der Heimat treu geblieben und bewahren ihren Wein in Fäſſern auf.)

Die eigentlichen Volksveranügungen ſind: der Dſherrid (das bekannte Scheinturnier), der Fauſtkampf, das Strickſpiel, der Tanz und die Jagd.

Der Dſherrid und der Fauſtkampf, wobei die meiſt breitſchultrigen und hochgewachſenen Georgier eine ſtaunenswerthe Kraft und Gewandtheit des Körpers entwickeln, wurde während meines Aufenthalts in Tiflis von der ruſſiſchen Regierung verboten, angeblich, weil zu häufig Verwundungen dabei vorfielen, in der That aber aus demſelben Grunde, welcher frü-

her bei uns das Turnen zu einem strafbaren Vergnügen machte.

Die beiden erstgenannten kriegerischen Ergötzlichkeiten wurden immer auf freiem Felde, vor den Thoren der Stadt, unter Zudrang der ganzen kampffähigen Männerwelt, mit Einschluß der Fürsten und Vornehmen des Volkes, abgehalten.

Das Strick- oder Prügelspiel hingegen ist ein bloßes Straßenvergnügen der ärmeren Volksklasse.

Die Spielenden theilen sich in Vertheidiger und Angreifende.

Von den Vertheidigern hat Jeder zwischen den weit ausgestreckten Beinen ein dickes, etwa drei Ellen langes Strick liegen, welches die Andern ihm durch List oder Gewalt zu entreißen suchen.

Die über den Stricken Stehenden wissen jedoch ihren Schatz so hartnäckig und ausdauernd zu vertheidigen, daß die Angreifenden eine Menge Rippenstöße und Fußtritte davon tragen, ehe sie, nach langem Ringen, zum Ziele kommen.

Haben sie sich jedoch endlich der Stricke bemächtigt, so steht ihnen das Recht zu, denen, welchen sie dieselben entrissen, den Rücken damit zu gerben, was denn auch auf die unbarmherzigste Weise, obschon unter lautem Gelächter von beiden Seiten, geschieht.

Sind alle Stricke geraubt, so geht das Spiel von Neuem an, indem die vertheidigende Partei sich alsdann in die angreifende verwandelt.

Es wird einem Europäer ganz seltsam zu Muthe, beim Anschauen dieses wilden Gezerrs und Geprügels.

Die Georgier vergessen dabei, wie beim Dscherrid und Faustkampfe, ganz die ihnen scheinbar angeborne Trägheit. Alles ist Leben und Feuer. Die Füße in den hochhackigen, enganschließenden Schnabelstiefeln, drehen und heben sich mit unnachahmbarer Schnelligkeit; die großen, meist dunklen Augen

rollen ſpähend nach allen Seiten hin; der ſchlanke Körper biegt und hebt ſich mit wunderbarer Elaſtizität, und die prügelaustheilenden, unter weitaufgeſchlitzten Aermeln hervorragenden Arme ergehen ſich in den anmuthigſten Bewegungen.

Eine andere Beluſtigung der Georgier beſteht darin, daß ſie ihre ſchwarzen Schafpelzmützen (welche ſich von den perſiſchen nur dadurch unterſcheiden, daß ſie nicht ſo hoch und ſpitz auslaufen) hoch in die Luft werfen und mit den Köpfen, ohne alle Betheiligung der Hände, wiederfangen, und zwar ſo geſchickt, daß nur in äußerſt ſeltenen Fällen eine Mütze vorbei und zur Erde fällt. Kommt ein ſolcher Fall doch einmal vor, ſo hat der Schleuderer und Beſitzer der Mütze eine gute Weile das Spottgelächter der Umſtehenden für ſeine Ungeſchicklichkeit zu ertragen.

Bei abendlichen Spaziergängen auf dem Awlabar, oder nach der, vor der Stadt gelegenen, deutſchen Kolonie Neu-Tiflis, hat man auch häufig Gelegenheit, den ganz dem griechiſchen Choros ähnlichen Lieblingstanz der Georgier zu ſehen.

Eine Anzahl Männer bilden einen großen Kreis; Jeder legt die Hände auf die Schultern ſeiner Nachbaren, und ſo drehen ſie ſich ſingend in der Runde umher, unter lautem, taktmäßigem Händegellatſch und Zurufen der Umſtehenden.

Die Lieder, welche man bei ſolchen Gelegenheiten hört, ſtammen meiſt aus der alten Zeit und ſind gewöhnlich weit werthvoller, als die Erzeugniſſe der georgiſchen Kunſtpoeſie.

Z. B. der ſchmucke Burſch erzählt ſeinen Freunden, wie er heimkehren wollte Abends vom Trinkgelag, wo ſie geſeſſen und ſich ergötzt haben an Wein und Geſang, neun volle Stunden. Warum tranken ſie ſo lange? Dumme Frage! Sie bezahlten nichts dafür, weil die Frau des Wirths einen Sohn bekommen; und es war große Freude im Hauſe über den Segen, der der Frau widerfahren, denn ſie hatte nur Töchter bis dahin. Und es wurde den Gäſten Wein geſpendet in Fülle; zehn Tunga's[20]) rother Kachetiner!

Und als der ſchmucke Burſch geſchwankt kam vor das Haus der Liebſten, fiel er nieder. Und ſie ſtand auf dem Dache und zürnte und ſchmähete ihn, denn es war Niemand in der Nähe. Und er antwortete:

»Trunken bin ich, Kind! aber trunken von Liebe!«

»Nein, der Wein hat Dich niedergeworfen, Du Trunkenbold!«

»So richte mich wieder auf durch die Liebe! Siehe, es war große Freude im Hauſe des Wirths, weil die Frau einen Sohn bekommen; denn ſie hatte nur Töchter! Und wenn Du zürnſt über ſolchen Segen, ſo wird der Himmel Dir wieder zürnen, und Dir ſolchen Segen verſagen!«

Und ſie lächelte und warf ein Kiſſen vom Dache, und verſchwand. Wozu braucht man ein Kiſſen? Um darauf zu ſchlafen. Wozu warf ſie es herunter? Weil das Kiſſen für ihr Köpfchen zu groß war; es verlangte ihr nach einem andern Kopfe dazu; zwei Köpfe aber auf Einem Kiſſen bedeuten Mann und Frau! —

Es muß hier ergänzend bemerkt werden, daß es bei den Georgiern, wie bei den Armeniern, als böſe Vorbedeutung gilt, wenn das erſte Kind in der Ehe ein Mädchen iſt; ganz unglücklich aber fühlt ſich das Ehepaar, wenn mehrere Mädchen auf einander folgen. Eine Georgierin wagt ſich kaum zu zeigen vor den Menſchen, wenn ſie nur Mutter von Töchtern iſt. Wird aber ein Knabe geboren, ſo iſt der Jubel groß, und Feſtgelage und Schmauſereien werden gegeben zur Ehre des Kindes und der Mutter.

Die Tänze des weiblichen Geſchlechts (d. h. der Mädchen, denn für verheirathete Frauen gilt das Tanzen hier zu Lande als etwas höchſt Unanſtändiges) unterſcheiden ſich weſentlich von denen der Männer.

Entweder tanzt eine junge Georgierin allein auf dem Dache — ihres würfelförmig gebauten Hauſes — zum Klange

des Tamburins, welches sie geschickt in die Höhe wirft und wiederfängt, während sie in den anmuthigen Bewegungen ihres Körpers gleichsam alle Geheimnisse des Herzens auszudrücken sucht, — oder es stellen sich zwei junge Mädchen einander gegenüber und tanzen, ebenfalls zum Klange des Tamburins, und von dem Händeklatsch der umstehenden Zuschauerinnen begleitet, die Lesghinka, den Fandango-ähnlichen, schon früher beschriebenen kaukasischen Nationaltanz.

Bei festlichen Gelegenheiten bilden sich, — während die jungen Männer in einiger Entfernung mit entblößten Füßen und abgeworfenen Oberkleidern im Faustkampf ringen, oder übereinander wegspringen, — zwei lange Reihen von Tänzerinnen, aus welchen nacheinander einzeln ein paar junge Mädchen vortreten, die Eine der Andern — das Tamburin in der Hand und mit niedergeschlagenen Augen — entgegenhüpfend, sie kreisförmig umschwebend und sich in den lieblichsten Fuß- und Armbewegungen ergehend.

Diese Tänze der jungen Georgierinnen gehören zu den liebsten Erinnerungsbildern des Reisenden, dem es vergönnt war, sie bei festlichen Gelegenheiten im Innern des Landes, oder in warmen Mondscheinnächten auf den Dächern der Häuser von Tiflis zu sehen . . . .

Die Vergnügungen der georgischen Männer sind alle mehr oder weniger lärmender Natur, sei es nun, daß sie sich singend im Tanze drehen, sich am Strickspiel, Mützenwerfen oder Faustkampf ergötzen, im kriegerischen Reiterspiel den Diberrid schleudern, oder beim Trinkgelage sitzen und das silberbeschlagene Büffelhorn im Kreise herumgehen lassen. Das Trinken bildet am Ende doch der Georgier liebstes und vornehmstes Vergnügen, und sicher thun sie's darin allen Völkern des Erdballs zuvor, obgleich man wiederum in keinem Lande so selten einen Betrunkenen sieht wie in Georgien, hauptsächlich wohl, weil der Wein im Lande so billig und gut ist, daß er die Leute vom

Schnapstrinken, der Quelle roher Gemüthserregungen, abhält. Begegnet man einmal Abends einem Betrunkenen in den Straßen von Tiflis, so kann man immer Hundert gegen Eins wetten, daß es kein weintrinkender Georgier, sondern ein schnapstrinkender Russe ist.

Ich habe schon früher bemerkt, daß die georgischen Trinkgelage gewöhnlich durch Sänger und Safandare (Spieler der Saß) verherrlicht werden. Diese herumziehenden Sänger lassen sich auch häufig auf den Straßen, öffentlichen Plätzen, und besonders auf dem Bazar hören und finden allezeit ein zahlreiches und aufmerksames Publikum. Die Lieder welche sie singen, sind meistens von ihnen selbst erdacht und stehen durchschnittlich etwa auf einer Stufe mit den auf unseren Jahrmärkten abgeorgelten Gesängen. Doch findet sich auch manche poetische Perle darunter, welche die Georgier wohl von dem gewöhnlichen Singsang des Tages zu unterscheiden wissen und im Gedächtnisse bewahren. Da man lyrische Poesie nicht wohl beschreiben, sondern nur durch Beispiele veranschaulichen kann, so lasse ich hier eines der besseren georgischen Volkslieder in möglichst wortgetreuer und sorgfältiger Uebersetzung folgen:

Georgisches Lied.

Seele, jüngst im Paradies geboren,
Seele, mir zur Seligkeit erkoren,
Seele, der Unsterblichkeit gegeben:
Glück erwarte ich von Dir und Leben!

Grüner Frühling, frisch und duftig blühend,
Mond, so hell am reinen Himmel glühend, —
Engel, zur Erlösung mir gegeben:
Glück erwarte ich von Euch und Leben!

Maid, wie lieblich biſt Du von Geberden!
Sieh, kein Welterob'rer will ich werden,
Nur zu Dir laß mich den Blick erheben:
Glück erwarte ich von Dir und Leben!

Lieblingskind der Schöpfung! makelloſe,
Wonnevolle friſche Bergesroſe,
Hin zu Dir geht all mein Denken, Streben;
Glück erwarte ich von Dir und Leben!

* * *

Wenn ſolches Lied mit Begleitung des Inſtruments vom Saſandar vorgetragen wird, ſo ſingen alle Umſtehenden den Refrain, wodurch zuweilen ein Lärm entſteht, wie ihn nur aſiatiſche Ohren zu ertragen vermögen. Während meines Aufenthalts in Tiflis ſaß tagtäglich ein alter blinder georgiſcher Saſandar — der, wie die meiſten ſeiner Zunft, zugleich Improviſator war — in einer Ecke des großen armeniſchen Bazars, und ſang dort, bald allein, bald umdrängt von einem Haufen theilnehmender Zuhörer, mit zitternder Stimme ſeine melancholiſchen Lieder. Neben ihm auf der Erde lag ein altes Tuch ausgebreitet, zum Empfange der kleinen Geldgaben, welche mitleidige Seelen ihm ſpendeten, und welche die einzige Quelle ſeines Unterhaltes bildeten.

Ein ergötzlicheres Bild als der Anblick dieſes armen, blinden Greiſes bot, feſſelte mich einſt auf der Rückkehr vom Bazar in meine Wohnung. Auf dem Dache eines kleinen, kaum acht Fuß über die Erde emporſteigenden Hauſes ſtand ein Mann, der, ohne ſich darum zu kümmern, ob ihm Jemand zuhörte, aus Leibeskräften in die Welt hineinſang, mit einer Stimme, die einer beſſeren Schule würdig geweſen wäre als er durchgemacht zu haben ſchien.

Ich war ſchon eine gute Weile ſein ſtaunender Zuhörer geweſen, ohne von ihm bemerkt zu werden, als ſich plötzlich eine andere, nicht minder kräftige Stimme von der Straße her vernehmen ließ. Wenige Schritte vom Hauſe entfernt ſtand ein Mann, der ſcheinbar in drohender Bewegung nach dem Dache hinaufgeſtikulirte und dabei Verſe ſang, deren Inhalt ich leider nicht verſtehen konnte, die aber jedenfalls auf den obenſtehenden Sänger gemünzt waren, da dieſer ſofort eine heftige Entgegnung vom Dache heruntersang. Das ſeltſame Duett wurde immer lebendiger und lauter und lockte nach und nach eine Menge Leute in die ſonſt wenig belebte Gaſſe. Der Muth und die Sicherheit des untenſtehenden Sängers ſchien mit der Zahl ſeiner Zuhörer zu wachſen, denn er improviſirte nun mit einer Geläufigkeit und Ausdauer, die ſeinen Gegner in die größte Aufregung verſetzte und ihn lange gar nicht zu Worte kommen ließ. Halb in Verzweiflung verwandelte der auf dem Dache Stehende ſeinen Geſang in ein förmliches Gebrüll, fing an zu huſten, blieb ſtecken, wurde verlegen, ſchlug ſich vor die Stirn, und ſtand da in höchſt komiſcher Stellung, mit offenem Munde, geſpreizten Beinen und vorgeſtreckten Armen, unfähig weiter zu ſingen, während der untenſtehende Sieger und das Volk ihn durch ein weithinſchallendes, langanhaltendes Gelächter verhöhnten.

Die heißen Bäder von Tiflis ſpielen zwar im Winter nicht dieſelbe Rolle wie im Sommer, wo ſie, nach dem Grundſatz, daß Hitze durch Hitze vertrieben werden müſſe, als tägliches Abkühlungsmittel gebraucht werden, — aber wenigſtens einmal in der Woche geht auch im Winter jede Georgierin und Armenierin in's Bad und bringt dann ſicher auch die beſten Stunden des Tages darin zu. Natürlich ſind Vor-

kehrungen getroffen, um den Frauen in den Bädern ſtörende Begegnungen mit Männern zu erſparen, und es dürfte wohl ſelten einem Reiſenden, ſelbſt bei längerem Aufenthalte in Tiflis, vergönnt geweſen ſein eines Anblick zu genießen, wie Alexander Puſchkin, als er zum Erſtenmal ein georgiſches Bad beſuchte. »Am Eingange des Bades — erzählt Puſchkin — ſaß der Eigenthümer, ein alter Perſer. Er öffnete mir die Thür; ich trat in ein weites, gewölbtes Gemach, und — welch Schauſpiel bot ſich hier meinen Blicken dar! Mehr als funfzig Frauen, junge und alte, halb- und ganz entkleidete, theils an der Wand ſtehend, theils ſitzend, theils auf den Pritſchen liegend, die Eine mit An-, die andere mit Auskleiden beſchäftigt, füllten das Gemach aus. — Kommen Sie, kommen Sie! — ſagte der Alte — heute iſt Dienſtag, heute iſt Frauentag. Nun, ein groſses Unglück iſt es übrigens nicht! — »Durchaus kein Unglück! im Gegentheil!« erwiederte ich und blieb noch ein Kurzes ſtehen. Unſer Anblick ſchien auf die Frauen nicht den geringſten Eindruck zu machen. Sie fuhren fort untereinander zu kichern und zu ſprechen, wie in dem Augenblick da wir eintraten. Keiner Einzigen fiel es ein, ſich mit ihrer Tſchadra zu verhüllen; keine einzige ließ ſich im Auskleiden ſtören. Es kam mir faſt vor, als wäre ich den Frauen unſichtbar geblieben. Viele unter ihnen waren in der That herrlich und bewahrheiteten die Verſe Thomas Moore's in ſeiner Lalla Rookh:

— a lovely Georgian maid,
With all the bloom, the freshen'd glow
Of her own country maidens' looks,
When warm they rise from Teflis' brooks.

Dagegen habe ich nie etwas Abſchreckenderes geſehen als die alten Georgierinnen: das ſind wahre Hexen.«[31]) — — —

Die warmen Mineralquellen von Tiflis — alt- und weitberühmt durch ihre heilsame Wirksamkeit gegen Rheumatismen, Flechten, Kontrakturen u. s. w. — entspringen am südlichen Ende der Stadt, wo sie am Fuße des Narikalé zwischen den Kalksteinschichten in großer Menge hervorsprudeln und durch messingene Röhren in die steinernen, fast würfelförmig ausgebauenen Bassins der weitausgedehnten, kuppelbedeckten Badehäuser geleitet werden.

Die Temperatur der Bäder ist, in verschiedenen, durch Luftwechsel nur wenig beeinträchtigten Abstufungen von 19 bis zu 37 Grad Réaumür.[*])

Wer die Bäder nur zu seiner Hautreinigung benutzt, hat folgende Operation durchzugehen:

Zuerst muß der Badende in ein Bassin — so heiß er es irgend vertragen kann — hinabsteigen, und so lange darin sitzen bleiben, bis er sich in starker Transpiration befindet. Dann wird er auf ein Brett — eine Art Pritsche — gelegt und von dem Badediener — wozu man in Tiflis gewöhnlich handfeste Tataren nimmt — so kräftig abgerieben, daß dem Zuschauer solcher Operation angst und bange wird, während der Geriebene sich sehr wohl dabei befindet. Hierauf nimmt der Badediener eine aus feiner Leinwand oder Seide gefertigte, mit wohlriechendem Seifenschaum angefüllte Blase und schlägt damit so lange auf den badenden Dulder los, bis dieser ganz mit Seifenschaum bedeckt ist. Nun fängt das Reiben wieder an, welches bald mit bloßer Faust, bald mit einem grobseidenen Fausthandschuh geschieht, und nachdem der Körper so nach allen Richtungen förmlich durchgeknetet ist, wird er mit lauwarmem Wasser übergossen und von dem Schaume befreit. Der Badediener reckt und biegt an allen Gliedern, Knöcheln und Gelenken, daß der Neuling immer in der Furcht schwebt, das Bein, der Arm, oder der Finger, an welchem eben gebogen oder gereckt wird, müsse abbrechen. Der Körper hat

aber durch das Transpiriren, den Seifenſchaum und das Baden eine ſolche Geſchmeidigkeit erlangt, daß die anſcheinend halsbrecheriſche Operation ganz ohne Schmerz und Gefahr vorübergeht. Zur Vollendung ſeines Werkes gleitet der Badediener in geduckter Stellung und mit großer Geſchicklichkeit den Körper des erſt auf dem Bauch und dann auf dem Rücken ausgeſtreckt Liegenden hinab. Dann wird der Badende noch einmal eingeſeift, abgerieben und abgewaſchen, und verläßt nach einigem Ausruhen das Bad ſo leicht und wohlgemuth, als ob ein neuer Geiſt in ihn gefahren wäre.

Es muß zum Schluſſe hier noch bemerkt werden, daß die Operation nicht immer gerade in derſelben Stufenfolge vor ſich geht, wie ich ſie oben beſchrieben habe. Die Einen der Badenden und Bader machen es ſo, und die Andern anders. Ich überließ mich beim Eintritte in's Bad immer ganz meinem Schickſale und den ſtarken Armen der Badediener. Und ſo kam es bei dem Einen vor, daß der Anfang mit dem Einſteigen in das Baſſin gemacht wurde, während es bei dem Andern geſchah, daß man mich erſt einſeifte, rieb und knetete, bevor man mich in das heiße Waſſer hinabſteigen ließ.

Die beiden Hauptpunkte des orientaliſchen Badens aber: das Reiben und Gliederrenken, bleiben immer dieſelben. Das längere oder kürzere Sitzen in den Baſſins, und die höhere oder geringere Temperatur des Waſſers iſt natürlich auch keinen feſten Regeln unterworfen, ſondern richtet ſich ganz danach, wieviel der Badende vertragen kann.

So fühlt ſich zum Beiſpiel ein Georgier ſehr behaglich bei einer Waſſertemperatur, die einem an ſolche Badegenüſſe nicht gewöhnten Europäer die Haut verbrennen würde. Wie in allen Dingen, thut auch hier die Gewohnheit viel; nur an das ſtundenlange Verweilen in den heißen Bädern, nach Art der Landeseingebornen, gewöhnt ſich der Europäer nicht ſo leicht.

Einunddreissigstes Kapitel.

Adel-Chan, der letzte Uzmén von Kaitach.

Es war auf einem der früher beschriebenen, glanzvollen Bälle im Sardaarpallaste zu Tiflis, wo Oberst V... ein äußerst eleganter und feingebildeter Offizier, mich veranlaßte die Bekanntschaft eines Militairs zu machen, dessen dunkles, scharf ausgeprägtes asiatisches Gesicht auffallend mit der enganliegenden, russischen Uniform die er trug, kontrastirte. Die Uniform stand dem stattlichen Manne schlecht; er bewegte sich unbeholfen darin, mit einer gewissen Beklommenheit und Aengstlichkeit, die nicht zu dem männlichen Ausdrucke seines Gesichtes paßte; man sah es ihm an, daß er gewohnt war andere Gewande zu tragen. Der neben ihm stehende Oberst dagegen erschien wie geboren mit seiner Uniform, oder wie hineingewachsen, so war Alles aus Einem Gusse, Mann und Kleid. Um so mehr sprang das Unzusammengehörige zwischen Physiognomie und Kleidung des Andern in die Augen. Ich machte dem Obersten, als wir den uniformirten Asiaten aus dem Gesicht verloren, meine Glossen darüber und schloß mit der Bemerkung: wie es bei naturwüchsigen Menschen, und seien sie noch so schön und elastisch von Körper, doch einen eigenen Schliff und eine lange Gewohnheit erfordere, in unserer steifen Uniform, oder auch in unserm Frackanzuge sich ungezwungen zu bewegen, und wie gerade die ausdrucksvollsten Gesichter am wenigsten zu den Zwangsjacken der Mode paßten.

Der Oberſt ſchien mich nicht recht zu verſtehen, obgleich ich ihm meine Worte an einer Menge lebendiger Beiſpiele klar zu machen ſuchte. Da waren georgiſche und armeniſche Fürſten, die ſich in ihrer kleidſamen Nationaltracht gar ſtattlich ausnahmen, während andere, die ihnen in Schönheit der Geſtalt nicht nachſtanden, doch wie Karrikaturen daneben erſchienen, blos weil ſie europäiſche Kleidung trugen.

Mein militairiſcher Freund hatte keinen Sinn für maleriſche Gewandung. Seine Schönheitsbegriffe gingen nicht hinaus über die gewöhnlichen Anſprüche der Eleganz, und das, was man im Salonskauderwelſch »comme il faut« nennt. Von dieſem Standpunkte aus erſchien ihm ein modiſch zugeſtutzter Frack und eine gutſitzende Uniform ſchöner als alles Uebrige, und was in dieſe Bildungshülle nicht recht paßte, war ihm eben nicht »comme il faut«. Es liege aber — meinte er ganz richtig — im Intereſſe der ruſſiſchen Regierung, die Fürſten und Vornehmen der unterworfenen Völkerſchaften an das Tragen des Fracks und der Uniform zu gewöhnen, da ihr Beiſpiel mächtig auf die unteren Klaſſen zurückwirke und ein Volk mit ſeiner Nationaltracht auch mehr oder minder ſeinen nationalen Sinn abſtreife. »Doch — fügte er hinzu — wir ſind über Ihre Bemerkungen ganz von dem abgekommen, was ich eigentlich beabſichtigte, als ich Sie mit jenem Aſiaten in ruſſiſcher Uniform bekannt machte. Es iſt dies ein, ſeiner wunderſamen Schickſale wegen merkwürdiger Mann, der letzte Sprößling einer alten Fürſtenfamilie aus dem Daghеſtan, deren tragiſche Geſchichte tiefere Blicke in die Innerlichkeit des Lebens und der Zuſtände dieſer Bergvölker thun läßt, als die längſten Reiſebeſchreibungen. Ich wollte Sie erſt mit Dſhamow-Beg (dies iſt der Name des Fürſten) perſönlich bekannt machen, und Ihnen dann die Geſchichte ſeiner Familie erzählen, um Ihre Bewunderung für die Heldenvölker des Kaukaſus in etwas auf das rechte Maß zurückzuführen.«

Die Worte des Obersten verfehlten nicht, meine Neugier rege zu machen, die durch seine Erzählung, welche Dshamow-Beg selbst theilweise ergänzte, vollständig befriedigt wurde.

Indeß, schon am folgenden Tage, als ich das Gehörte meinem Tagebuche zu dauerndem Gedächtnisse anvertrauen wollte, hatte ich viele Einzelheiten und Namen wieder vergessen. Der Oberst war nun so freundlich mir eine Abschrift aller darauf bezüglichen Berichte und Dokumente zu verschaffen, welche das Material zu nachstehender Geschichte lieferten, bei deren Erzählung ich mich alles poetischen Schmucks in Bild und Wort enthalten werde, um die Wahrheit in keiner Weise zu beeinträchtigen. Was ich biete, soll nichts sein, als ein klarer, zusammenhängender Bericht erwiesener Thatsachen.

* * *

Im Daghestan, dem heutigen Schauplatze des russisch-kaukasischen Krieges, liegt — nordwestlich von Derbent und nördlich von Tabassaran — ein blühendes, fruchtbares Ländchen, reich an Holz, Obst und Getreide, und wegen seines fetten, schwarzen Bodens und seiner dunklen Waldungen Kara-Kaitach (d. i. das schwarze Kaitach) genannt.

Bis zum Jahre 1820 bildete Kara-Kaitach, das zu wiederholten Malen selbst dem Andrange des gefürchteten Jermoloff widerstanden, eine für sich bestehende, vollständig unabhängige Herrschaft unter dem Namen Uzméilik, welche Benennung von dem Worte Uzméy, dem Titel der regierenden Fürsten des Landes, abgeleitet wird.

Zu Anfange des Jahres 1820 wurde russischerseits durch den damals in Derbent stehenden General Madatoff die erste Verbindung mit dem derzeit regierenden Herrscher von Kaitach, Adel-Chan, angeknüpft. Dieser Fürst hatte drei Söhne: Mohammed-Chan, Dshamow-Beg und Uß-mar-Chan.

Murtoſali, ein Vetter von Adel-Chan, und zugleich deſſen Schwager, da er mit einer Schweſter des letztgenannten Fürſten verheirathet war, hatte vier Söhne: Bala-Chan, Emir-Hamſa, Bey-Bala und Elder-Beg.

General Madatoff hatte den Auftrag erhalten, den Utzméy von Kaitach zu bewegen, ſich und ſein Volk dem ruſſiſchen Scepter zu unterwerfen. Trotz der großen und mannichfaltigen Schwierigkeiten, welche ſich der Ausführung dieſes Unternehmens entgegenſtellten, wußte ſich Madatoff durch Drohungen, Verſprechungen und Beſtechungen ſeines Auftrags ſo geſchickt zu entledigen, daß er nicht allein Adel-Chan zur Anerkennung der ruſſiſchen Oberherrſchaft überredete, ſondern den Fürſten noch bewog, ſeinen erſtgebornen Sohn Mohammed-Chan als Unterpfand ſeiner Treue den Ruſſen auszuliefern.

Der junge Prinz, welcher mit einer Tochter des als General-Lieutenant in ruſſiſchen Dienſten ſtehenden Schamchal-Mechti verheirathet war, erhielt die Weiſung, in Derbent im Hauſe und unter der Aufſicht des Generals zu bleiben.

Aus der Befreundung des Utzméy von Kaitach mit Rußland entſprang eine Quelle des Unglücks für Bala-Chan, da Adel-Chan ſchon ſeit lange ein Todfeind ſeines Neffen war und mit Eifer eine Gelegenheit ſuchte, ihn zu verderben. Er klagte insgeheim Bala-Chan als einen Verräther an, und gebrauchte alle Mittel des Trugs und der Verläumdung, ihn bei der ruſſiſchen Regierung in ein ſchlechtes Licht zu ſetzen; er bezeichnete ihn als einen Aufwiegler des Volks, der all' ſeinen Einfluß anwende, die Befeſtigung und Ausdehnung der ruſſiſchen Macht im Daghestan zu vereiteln; er wußte es durch ſolche und ähnliche Beſchuldigungen endlich dahin zu bringen, daß Bala-Chan vor Gericht gezogen und wie ein gemeiner Verbrecher nach Sibirien verbannt wurde.

Ob dieſe Beſchuldigungen gerecht oder grundlos waren, konnte damals nicht ermittelt werden; genug, die ruſſiſche

Behörde hatte dem verschmitzten Asiaten ihr Zutrauen geschenkt, und Bala-Chan wurde gestürzt. Zu spät sahen die Russen ein, daß dieses unglücklichen Prinzen mehrfach bewiesene Treue und Anhänglichkeit zu ihnen eben die Ursache von des Uzmey unauslöschlichem Hasse war, und daß alle Beschuldigungen, mit welchen Adel-Chan seinen Neffen überschüttet hatte, als eine treue Schilderung seiner eigenen Gesinnungen angesehen werden konnten.

Kurze Zeit, nachdem Adel-Chan sich den Russen unterworfen hatte, suchte er alle Verbindungen mit ihnen wieder aufzulösen; er zeigte sich niemals in Derbent, und wenn seine Gegenwart dort erfordert wurde, so schlug er sein Lager vor den Thoren der Stadt auf, wo er der sich zu ihm verfügenden Behörde Rechenschaft über seine Verwaltung ablegte und neue Befehle entgegen nahm. Bald auch Reue darüber empfindend, daß er sich hatte überreden lassen, seinen Sohn Mohammed-Chan als Geißel in die Hände der Russen zu liefern, befiehlt er dem jungen Prinzen, sich heimlich durch die Flucht wieder zu befreien. Dieser, dem Willen seines Vaters Folge leistend, sinnt alsobald auf Mittel zur Flucht. Er faßt den Entschluß, eine Mauer des Hauses zu durchbrechen, zieht zu dem Ende einen treuen Diener in sein Geheimniß, welcher die nöthigen Instrumente herbeischafft und seinem Herrn bei der Arbeit treulich zur Hand geht. Schon ist das Werk seinem Ende nahe, und alle Vorbereitungen zur Flucht sind getroffen, als ein Zufall die Sache verräth, in dem Augenblick, wo die Gefangenen zur Nachtzeit ihre Entweichung bewerkstelligen wollen. Der Kommandant, welcher durch seine Spione von dem Vorhaben des jungen Prinzen Kunde erhalten, läßt Mohammed-Chan sogleich in strengern Gewahrsam nehmen und ihn durch 25 Soldaten unter Anführung eines Offiziers bewachen.

Bis zu dieser Zeit hatte der Uzmey, wie schon gesagt,

allen freundſchaftlichen Annäherungen mit den Ruſſen auszuweichen geſucht, und war ſelbſt den wiederholten Aufforderungen des Generals Madatoff, ſich dieſem in Derbent perſönlich vorzuſtellen, nicht nachgekommen. Als er aber Kunde von der Entdeckung der beabſichtigten Flucht ſeines Sohnes erhielt, und von den ſtrengen Maßregeln, welche man getroffen, um die Wiederholung eines ähnlichen Verſuchs unmöglich zu machen, entſchloß er ſich endlich zu einer perſönlichen Unterredung mit Madatoff, machte jedoch die Bedingung dabei, daß die Zuſammenkunft außerhalb der Stadt vor ſich gehen ſolle, und daß es ihm (dem Uzmey) erlaubt ſei, unter beliebiger Bedeckung zu erſcheinen. Dieſe Bedingung wurde angenommen, und die Zuſammenkunft fand im Frühlinge des Jahres 1820 ſtatt.

Der General hatte eine zahlreiche Truppen-Abtheilung vor der Stadt aufgeſtellt, und begab ſich ſelbſt mit einem glänzenden Gefolge zur anberaumten Zeit nach dem zur Zuſammenkunft bezeichneten Platze, wo auch bald darauf der Uzmey erſchien, gefolgt von tauſend trefflich bewaffneten Reitern. Madatoff, der die hier zu ſpielende Rolle vorher wohl durchdacht hatte, empfing den Herrſcher von Kaitach, wie ein Satrap ſeinen Gebieter. Er überſchüttete Adel-Chan mit Ehrenbezeugungen aller Art, ließ, nachdem die erſten Bewillkommnungen vorüber waren, durch das beorderte Detachement kunſtvolle Manöver ausführen, und beobachtete dabei auf's genaueſte das unter den Aſiatiſchen Fürſten beſtehende altherkömmliche Ceremoniell.

Dieſen die Zuſammenkunft eröffnenden Feſtlichkeiten folgte ein vom ruſſiſchen General veranſtaltetes großartiges Mahl, an welchem der Uzmey mit den Vornehmſten ſeines Gefolges Theil nahm. Unter dem Donner der Kanonen wurde Adel-Chan's Geſundheit ausgebracht; darauf trug man auf einen Wink des Generals die für den Uzmey und ſein Gefolge beſtimmten prachtvollen Geſchenke herbei; wiederum wurde auf

Adel-Chan's Gesundheit getrunken, und von neuem begann der üppige Schmaus: kurz, Madatoff hatte nichts versäumt gelassen, der Eigenliebe seines fürstlichen Gastes zu schmeicheln, seine Augen zu blenden und seinen Magen zu überfüllen. Doch die größte Ueberraschung war dem Utzmey bis zum Ende des Mahles aufgespart.

Kaum hatten sich die Gäste von der Tafel erhoben, so wurde Mohammed-Chan, der bis dahin in so strengem Gewahrsam gehalten war, frei in die Arme seines Vaters zurückgeführt. Aber alle diese Freundlichkeiten und Ehrenbezeugungen konnten den tief in der Brust wohnenden Russenhaß des Asiaten nicht verscheuchen, obgleich Adel-Chan bei der zu Ende des Festgelages mit Madatoff gepflogenen Unterredung sein Ehrenwort gab: hinfort jedesmal, wenn die Behörde es für gut erachte, in Derbent zu erscheinen, allen zwischen ihm und Madatoff festgestellten Bedingungen getreu nachzukommen und bis zum Tode ein treuer Vasall des Kaisers, seines Herrn, zu bleiben.

Kaum war er jedoch mit seinem Sohn zu Hause wieder angekommen, so befahl er seiner ganzen Familie, sich schleunigst reisefertig zu machen, ließ Alles, was an Geldern, Schmucksachen und sonstigen Kostbarkeiten aufzutreiben war, zusammenraffen, und traf die Anstalten zur Abreise mit solcher Eilfertigkeit, als ob er stündlich das Hereinbrechen irgend eines drohenden Ungewitters fürchte. Er flüchtete in das Land des Sultans von Awarien, und schickte unterwegs einen Boten an Madatoff ab, mit einem Brief dieses Inhalts: »Ich bin bei Euch erschienen, meinen Sohn zu befreien; mein Sohn ist frei. Kommt jetzt und herrscht in meinem Lande: Adel-Chan kann keines andern Fürsten Unterthan sein!«

Es regierte zu jener Zeit in Awarien der Sultan Achmet-Chan, welcher den Utzmey gastfreundlich aufnahm und ihm den volkreichen Aoul Balakany, in einem gleichbenannten

Thalkeſſel gelegen, zum Aſyl anwies, alle weitere Hülfe aber ſeinem Gaſte verſagte.

Da die Einkünfte, welche Adel-Chan von dieſem Aoul bezog, nicht ausreichten, ſeine Familie zu unterhalten, ſo ſah er ſich genöthigt, nach und nach alle von Kaitach mitgenommenen Gelder und Koſtbarkeiten zuzuſetzen. Inzwiſchen hatten ſich die Ruſſen ſeines Landes bemächtigt und die Verwaltung deſſelben dem ihnen treu ergebenen Emir-Hamſa, dem nächſten Verwandten Adel-Chan's, anvertraut, welcher unter ruſſiſchem Schutze faſt unumſchränkt über Kaitach herrſchte, ohne jedoch den Titel Utzmëy führen zu dürfen. Dem edlen Emir-Hamſa war das bittere Loos ſeines unſchuldig nach Sibirien verbannten Bruders, von dem er nicht wußte, ob er todt oder lebendig war, tief zu Herzen gegangen. Seit dem Tage ſeiner Trennung von Bala-Chan war ihm keine Nachricht von dem Schickſal des Unglücklichen zu Ohren gekommen. Er hatte ſchon alle Hoffnung aufgegeben, jemals wieder von ſeinem geliebten Bruder zu hören, als ihm ſeine Diener eines Tags die Ankunft eines fremden Tataren melden, welcher zum Fürſten geführt zu werden verlange unter dem Vorwand: er habe ihm Sachen von der größten Wichtigkeit mitzutheilen. Der Tatar wird vorgelaſſen und überreicht dem erſtaunten Emir-Hamſa einen Brief und zwei Feuerſteine als Botſchaft von ſeinem todtgeglaubten Bruder Bala-Chan.[2]) Der Brief enthält eine kurze Schilderung der Leiden, welche der Unglückliche im wüſten Sibirien, zuſammengeworfen mit den roheſten Verbrechern, auszuſtehen hat. Der vor Rachſucht glühende Prinz ruft ſeinen Bruder, als den nächſten Verwandten, zur Erfüllung der heiligen Pflicht der Blutrache an Adel-Chan, dem Urheber ſeines Unglücks, auf, und überſendet ihm zu dem Behuf, der Sitte gemäß, als Symbol die beiden Feuerſteine.

Der Emir verſtand den Willen ſeines Bruders, doch wie

sollte er gleich eine Gelegenheit zu der selbst auszuführenden Strafe finden? Denn Adel-Chan, das ersehene Opfer, wohnte im Innern von Awarien, und war weit aus dem Bereiche seines Arms. Die Gelegenheit, die auf ihn gewälzte Rache-schuld abzutragen, fand sich schneller, als der Emir glaubte.

Der an einen üppigen Lebenswandel gewöhnte Adel-Chan hatte, wie wir schon oben bemerkt, sich genöthigt ge-sehen, bei seinen geringen, ihm aus dem Aeul Balakand zu-fließenden Einkünften zur Unterhaltung seiner Familie den größten Theil der mitgenommenen Habseligkeiten zuzusetzen. Jetzt war es damit ganz zu Ende gegangen, und da ihm der Sultan von Awarien jede weitere Unterstützung versagte, so ergriff er das letzte ihm übrigbleibende Mittel: die Hülfe seines Neffen Emir-Hamsa zu erflehen. Er schilderte ihm in den grellsten Farben seine unglückliche Lage, drang in ihn, gegen eine beträchtliche Entschädigung dem Throne zu entsagen, und seinen Einfluß bei der russischen Regierung anzuwenden, daß ihm (Adel-Chan) sein väterliches Erbe zurückerstattet werde. Er versprach dafür den Russen Gehorsam, Treue und Förderung ihrer Interessen, soviel in seinen Kräften stehe. Für die Auf-richtigkeit seiner Gesinnungen rief er Himmel und Erde zu Zeugen an, und erbat sich, um das Weitere zu besprechen, eine geheime Zusammenkunft mit ihm.

Der Emir empfand bei dieser Botschaft eine Freude, der eines Tigers gleich, der in der Ferne sichern Raub ersiht. Er hoffte in den mit Adel-Chan anzuknüpfenden Unter-handlungen einen günstigen Augenblick zu finden, das Gericht der auf seine Seele gewälzten Blutrache zu vollstrecken.

Unverzüglich eilt Emir-Hamsa nach Derbent zum der-maligen Kommandanten, Oberst-Lieutenant von Aschebeg, macht diesem die Anzeige, daß der Utzmey durch eine eben angelangte Botschaft den Wunsch geäußert, eine geheime nächt-liche Zusammenkunft zu haben; der Grund dieser beabsichtigten

Zuſammenkunft ſei ihm unbekannt, doch glaube er aus ſeinen perſönlichen Erfahrungen, ſo wie aus dem bisher gezeigten treuloſen Benehmen des Uzmëy ſchließen zu dürfen, daß derſelbe wieder etwas Schlimmes gegen die Ruſſen im Schilde führe; er erbitte ſich daher im Intereſſe der ruſſiſchen Verwaltung die Erlaubniß, ganz nach eigenem Gutachten bei der bevorſtehenden Unterredung zu verfahren, ſelbſt wenn es die Umſtände erheiſchen ſollten, daß der Uzmëy der Gefangenſchaft oder dem Tode anheimfalle.

Der Kommandant nimmt keinen Anſtand, die erbetene Erlaubniß zu ertheilen. Sogleich ſendet Emir-Hamſa dem Uzmëy ſeine Einwilligung zu der vorgeſchlagenen Unterredung, und beſtimmt ihm als Ort ihrer Zuſammenkunft das hochgelegene Dorf Mendſhaliſa, macht jedoch zur Bedingung, daß jeder von ihnen nicht mehr als zwei Begleiter mit ſich führen dürfe. Die Unterredung ſollte mit dem Dunkel der Nacht beginnen.

Emir-Hamſa hatte, ſeinen eigenen Bedingungen ungetreu, funfzig trefflich bewaffnete Reiter im Hinterhalt verſteckt, und erwartete, glühend vor Rachſucht, ſeinen Oheim Adel-Chan, welcher auch nicht verfehlte, ſich zur beſtimmten Zeit einzuſtellen, begleitet von ſeinem Sohn Mohammed-Chan und einem Kuli[34]) aus ſeinem Gefolge. Nach Beendigung der gegenſeitig mit erheuchelter Herzlichkeit ausgedrückten weitſchweifigen Freundſchafts- und Ehrenbezeugungen ſetzten ſich die beiden Fürſten auf zu dem Ende ausgebreiteten Burken[35]) einander gegenüber. Jeder der beiden gebrauchte jedoch nach dagheſtaniſcher Sitte die Vorſicht, ſein Gewehr mit geſpanntem Hahn vor ſich auf den Knien zu halten, um im Fall einer Verrätherei augenblicklich zur Gegenwehr bereit zu ſein; das Feuergewehr des Emir aber war mit zwei Kugeln geladen, und am Schloß deſſelben war einer der Flintenſteine von Bala-Chan.

Die Unterhandlung dauerte sehr lange. Der Uzmey schilderte in gesuchten Ausdrücken all' sein ausgestandenes Ungemach, die Mißhandlungen, welche sein Sohn während seiner Haft in Derbent von Seite der Russen erfahren, die Entbehrungen, welchen er und seine ganze Familie während ihres freiwilligen Exils ausgesetzt gewesen seien u. s. f. Er beschloß seine Rede mit der Versicherung, daß er das Thörichte seines Schrittes, dem Thron zu entsagen und sein Land zu fliehen, jetzt eingesehen habe, und sich reumüthig den weitern Verfügungen der russischen Behörde unterwerfen werde, wenn er dadurch Wiedereinsetzung in seine frühern Rechte erlangen könnte.

Emir-Hamsa hörte ihm ruhig zu, und unterbrach nur hin und wieder den Strom seiner Rede durch Worte des Beifalls und der Ergebenheit. Er versicherte ihm, daß er all' seinen Einfluß bei den Russen anwenden werde, um Begnadigung für ihn zu erwirken. Er habe auch, fügte er hinzu, bereits alles Mögliche gethan, um der Sache eine günstige Wendung zu geben, und sei vom Kommandanten von Derbent beauftragt, einige vorläufige Verfügungen in Betreff dieser Angelegenheit mitzutheilen, jedoch könne dies nur unter vier Augen geschehen, weshalb er ihn bitten müsse, seine beiden Begleiter auf einige Augenblicke zu entfernen. Adel-Chan befahl seinem Sohn Mohammed und dem Kuli, sich zurückzuziehen, bis er sie rufen werde. Der Kuli gehorchte stillschweigend dem Befehl seines Herrn; Mohammed aber, der Besorgniß zu hegen schien, blieb unbeweglich auf seinem Platze.

»Nun — fragte neugierig Adel-Chan, welcher das Zurückbleiben seines Sohnes nicht zu bemerken schien — worin besteht Dein Auftrag?« »Ich habe Dir gesagt — erwiederte unwillig Emir-Hamsa — daß die Nachrichten, welche ich Dir mitzutheilen habe, für Dich allein bestimmt sind; warum schickst Du Deinen Sohn nicht fort? Fürchtet er etwa für

ſeines Vaters Sicherheit?« »Fort, Burſch!« rief der Alte ärgerlich Mohammed-Chan zu, »glaubſt Du, Dein Vater fürchte ſich vor einem bartloſen Knaben?« Dieſesmal gehorcht Mohammed dem ſtrengen Befehl des Utzmèy, bleibt jedoch mit immer ſteigender Beſorgniß in einiger Entfernung ſtehen, und ſucht, ſoweit dies in der Dunkelheit möglich, mit ſcharfem Auge den Bewegungen der beiden Fürſten zu folgen. Die Unterhaltung dauert noch eine gute Weile fort; endlich ſieht er, wie die beiden ſich erheben, unter vielen Zärtlichkeits-Bezeugungen Abſchied von einander nehmen und auseinander gehen. Er eilt freudig ſeinem ihn rufenden Vater entgegen; da flammt es plötzlich hell durch die Nacht, ein lautkrachender Schuß fällt — und der Utzmèy ſinkt, von zwei Kugeln getroffen, leblos zu Boden nieder.

Der Schuß kam aus der Flinte mit dem Feuerſteine von Bala-Chan. Der Mörder flüchtete nach vollbrachter That mit ſeinen beiden Begleitern dem Orte zu, wo die funfzig bewaffneten Reiter verborgen lagen.

Der vor Rachſucht tobende Mohammed folgt den drei Flüchtigen, erreicht ſie und will ſich auf ſeinen Feind werfen, kann aber im Dunkel der Nacht den Emir von ſeinen Begleitern nicht unterſcheiden; alle drei ſind von gleicher Größe, in gleicher Kleidung und übereins bewaffnet. Der Emir hatte ſeinen Plan gut erſonnen und war in der Wahl ſeiner Beute vortrefflich zu Werke gegangen. Mohammed-Chan hatte an Feuerwaffen nur eine Piſtole und eine Flinte bei ſich, und mußte daher erſt ſeines Zieles ganz ſicher ſein, ehe er wagen konnte zu ſchießen; endlich glaubt er den Verräther entdeckt zu haben: er drückt ab, und es fällt einer von den dreien — er hatte falſch geſehen, der Getödtete war nicht Emir-Hamſa. Er feuert ſein Piſtol ab, wieder fällt ein Opfer; er wirft ſich wüthend auf die Leiche, ſicher, ſeinen Feind getroffen zu haben; aber auch diesmal hat er ſich geirrt; der Getödtete war der

zweite Begleiter Emir-Hamſa's, welcher ſelbſt wie durch ein Wunder gerettet zu ſein ſchien.

Knirſchend vor Beutewuth wie ein Tiger der Wüſte ſpringt Mohammed auf und ſtürzt mit gezücktem Dolche ſeinem fliehenden Vetter nach; dieſer hat aber inzwiſchen einen bedeutenden Vorſprung gewonnen und Zeit gehabt, ſeinen Reitern das verabredete Zeichen zu geben; er befiehlt ihnen, nach der Richtung hin zu feuern, wo er ſeinen Verfolger zu entdecken glaubte; wie ein Wetterleuchten flammt es plötzlich durch die Nacht, und der Donner von funfzig Flintenſchüſſen rollt wie lautſchallendes Hohngelächter hinterher.

Mohammed iſt noch zu weit entfernt, um getroffen zu werden, aber das Unerwartete des verrätheriſchen Angriffs macht ihn ſtutzen; er ſieht, daß hier ſeiner Feinde zu viele ſind, eilt zurück und kommt athemlos wieder bei der noch blutigen Leiche ſeines Vaters an. Er wirft ſich auf ihn und bedeckt das ſchon kalte Geſicht mit Küſſen und mit Thränen der Wuth und des Schmerzes; dann reißt er zum furchtbaren Andenken eine lange Piſtole aus ſeines Vaters Gürtel, als Zeichen der blutigen Rache an Emir-Hamſa.

Herr, hört Ihr nicht den Roßhufball unſerer nachſetzenden Feinde? — ruft herbeieilend der Kuli — wir haben keinen Augenblick zu verlieren.

Sie eilten im Fluge der Stelle zu, wo ihre Pferde ſtanden, ſchwangen ſich in den Sattel und jagten davon, ſchnell wie der Wind, der die Steppe fegt .... Ein drittes Pferd ſtand geſattelt, aber kein Reiter war da.

Der Leichnam des Utzmey wird gefunden, und am folgenden Tage läßt ihn ſein Neffe Emir-Hamſa zur Erde beſtatten mit ſo viel Pracht und Aufwand, daß die Koſten ſich über tauſend Silberrubel beliefen. Die Leichen-Feſtlichkeiten dauerten ſieben Tage lang, während welcher Zeit auf Befehl des Emir alle Bewohner von Kaitach ihren Fürſten beweinen

und die Zeichen der Trauer anlegen mußten. Nach der Beerdigung seines Oheims schickte Emir-Hamsa einen Boten an den Kommandanten von Derbent, mit der Nachricht: er habe Rußland von einem heimtückischen und mächtigen Feinde befreit. Die russische Regierung, um sich erkenntlich für diesen Schritt zu zeigen, ernannte den jungen Emir zum Hauptmann.

Zweiunddreissigstes Kapitel.

Adel-Chan, der letzte Uzméy von Kaitach.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tode des Uzméy war Mohammed-Chan der Aelteste seiner Familie. Die Schwierigkeiten der Unterhaltung derselben waren inzwischen immer größer geworden, und da Mohammed nicht wußte, wie er der Noth abhelfen sollte, so entschlossen sich seine Mutter und seine Gemahlin Hülfe bei dem mit den Russen befreundeten Schamchal von Tarki zu suchen, um durch Vermittelung dieses Fürsten von dem damaligen Oberbefehlshaber des Kaukasus, Yermoloff, Begnadigung und die Erlaubniß nach Kaitach zurückzukehren, zu erwirken. Dem Einfluß des alten Schamchals Mechti gelang es in der That, den General Yermoloff zu bewegen, die Erlaubniß zur Rückkehr der verarmten Familie des Uzméy zu geben, und derselben zur Bestreitung ihrer nothwendigsten Ausgaben die Einkünfte eines Aouls anzuweisen. Uebrigens blieb das ganze Land nach wie vor unter der Verwaltung des Emir-Hamsa.

Durch die unbedeutenden Einkünfte eines einzigen Aouls war der unglücklichen Fürstenfamilie leider wenig geholfen; ihre Noth nahm von Tag zu Tag zu; der unternehmende Mohammed faßte daher den Entschluß, durch Erzeigung irgend eines wichtigen Dienstes die Freundschaft und das Vertrauen

der Ruſſen wieder zu gewinnen und ſie wo möglich zur Abtretung ſeines väterlichen Erbes zu bewegen. Eine Gelegenheit zur Ausführung dieſes Planes fand ſich bald.

Es hauſte zu jener Zeit in den Schluchten von Kaitach ein mächtiger und furchtbarer Räuber, Namens Abdullah-Beg, Sohn des Kadi von Tabaſſaran. Er hatte der Räubereien und Morde ſo viele begangen, daß man weit und breit ſeinen Namen mit Grauſen nannte, und daß von der ruſſiſchen Regierung ein hoher Preis auf ſeinen Kopf geſetzt war.

In den letzten zwei Jahren hatten, in Folge der zu Kaitach herrſchenden Unruhen, die Räubereien ſo überhand genommen und der Anhang Abdullahs hatte ſich ſo vermehrt, daß die Ruſſen zu wiederholten Malen Jagd auf ihn machten, ohne daß es ihnen jedoch gelungen wäre, den kühnen Räuberfürſten aus ſeinem Schlupfwinkel zu verſcheuchen. Der beherzte Mohammed-Chan, auf ſeine Liſt und Gewandtheit bauend, theilt dem Herrn von Aſcheberg ſeinen Plan mit, und verſpricht, über kurz oder lang den Räuber auszuliefern, wenn ihm dafür von der ruſſiſchen Regierung Rückerſtattung ſeines väterlichen Erbtheils zugeſichert werde. Die Bedingungen werden angenommen.

Der junge Fürſt geſellt ſich alſobald perſönlich der Bande des Abdullah-Beg bei, um in der Nähe des gefürchteten Räubers ſeine Schlupfwinkel und Lebensweiſe beſſer kennen zu lernen, und wo möglich eine Gelegenheit zu erſpähen, ihn lebendig in die Hände der Ruſſen zu liefern. Durch einige kühn ausgeführte Streiche ſucht er ſich das Vertrauen Abdullah-Begs zu erwerben, lernt aber bald einſehen, daß er auf dieſe Weiſe niemals ſein Ziel erreichen werde, da alle noch ſo fein angelegten Plane und Entwürfe an der Vorſicht und Wachſamkeit des dagheſtaniſchen Räuberfürſten ſcheiterten.

Mohammed-Chan kehrt zurück zum Kommandanten von Derbent, theilt ihm mit, daß es unmöglich ſei, den Räuber

lebendig zu fangen, er habe jetzt aber einen neuen und ſicheren Plan, ihn in ſeine Gewalt zu bekommen, erſonnen, und bitte ſich zur Ausführung deſſelben vier Pud Pulver aus. Das Pulver wird ausgeliefert, und Mohammed macht ſich von neuem auf den Weg, nimmt diesmal jedoch zur Sicherheit einige zuverläſſige Gefährten: Dſhänka-Alburv, Gjül-Machmet, Urutſch-Machmet und mehrere Kulis mit zu Hülfe.

Die Reiter machen gegen Abend im Dickicht eines unabſehbaren Waldes Halt — in der Nähe eines kleinen dagheſtaniſchen Aouls gelegen, wo ſich die Wohnung Abdullah-Begs befand. Dort werden die klugen Pferde im Gebüſch verborgen gehalten, und die wachſamen Reiter verſtecken ſich im dichten Laubwerk der hohen Bäume.

Erſt um Mitternacht führt Mohammed ſeine Gefährten auf wohlbekannten Pfaden zu einem, inmitten des Waldes gelegenen, freien Platz, wo ſich etwa zwanzig Schritte von ihnen die zerſtreuten, kleinen Feſtungen gleich gebauten Häuſer des Aouls ausbreiten. Schon lagen, nach der ringsum herſchenden Stille und Dunkelheit zu ſchließen, alle Einwohner in tiefem Schlafe; nur im Hauſe des Abdullah-Beg ſchien man noch nicht an Ruhe zu denken. Durch die Spalten der geſchloſſenen Fenſterläden ſchimmerte hell der Schein eines Lichtes; mehrere Perſonen ſchienen dort noch in eifrigem Geſpräche begriffen; hin und wieder drang der Schall von unverſtändlichen Worten zu den lauſchenden Späbern herüber. Ruhte Abdullah-Beg aus beim heitern Mahle in der Mitte der Seinen nach mühſam vollbrachtem Tagwerk? Oder war er beſchäftigt, neue Plane für den kommenden Tag zu ſchmieden? Oder vertheilte er eben die zuletzt gemachte Beute unter ſeine gierigen Raubgenoſſen? Genug, er war beſchäftigt; weiter brauchte Mohammed nichts zu wiſſen; welcher ſich beeilte, die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung ſeines Plans zu treffen. Er nimmt Alburv und Urutſch Machmet, welche das Pulver

tragen, mit ſich ins Dorf, ſchleicht in das erſte Stockwerk des Hauſes Abdullah-Begs;[76]) angelangt in der Mitte des Stalles, ſchüttet er das mitgenommene Pulver aus und bedeckt es mit einem aus der Küche herbeigeſchafften, großen Keſſel, welchen er am Boden zu befeſtigen ſucht, indem er zwiſchen die äußere Wölbung deſſelben und die niedrige Stalldecke eine dicke hölzerne Stange klemmt. Dann führt er, vermittelſt einer kleinen, unter dem Keſſel gelaſſenen Oeffnung, dem Pulver eine präparirte Lunte zu, zündet die Lunte an und flieht eiligen Schrittes mit ſeinen Gefährten wieder dem Dickicht des Waldes zu. Dort ſehen alle mit unausſprechlicher Spannung der zu erwartenden Exploſion entgegen.

Eine halbe Stunde war ſo bereits vergangen und noch hatte man nicht das leiſeſte Geräuſch vernommen, das Licht flimmerte noch eben durch die Spalten der Fenſterläden, und das Geſpräch dauerte lebhaft fort wie früher. Mohammed kann ſich nicht mehr halten vor Ungeduld; er vermuthet, die Lunte müſſe verglommen ſein, und will ſelbſt nach dem Hauſe gehen, um andere Anſtalten zur Beſchleunigung der Exploſion zu treffen. Von dieſem tollkühnen Schritt hält ihn jedoch ſein treuer Urutſch zurück, der lieber ſelbſt ſein Leben daran wagen, als ſeinen Herrn ſolcher Gefahr ausſetzen will. Er nimmt ein Feuerzeug zu ſich, geht auf das Haus los, und hat beinahe ſchon die Stallthüre erreicht, als plötzlich unter furchtbarem Gekrach die Exploſion erfolgt.

Erſt ſchlug es wie ein hochauf geſchleudertes Feuermeer ziſchend nach allen Seiten hin, dann erfolgte ein Getöſe, einer ſeltſamen Miſchung von Kanonendonner, Regengepraſſel und Sturm gleich. Der obere Theil des Hauſes wurde hoch in die Luft geſchleudert, und begrub Alle, die es in ſich geſchloſſen, unter ſeinen Trümmern.

Abdullah-Beg mit ſeiner ganzen Familie, mit ſeinen Dienern und Gäſten, zuſammen ſiebenzehn Menſchen — kamen

dabei um's Leben, nur ein kleines Kind, der jüngste von Abdullahs Söhnen, ward wie durch ein Wunder gerettet ...

Voll Entsetzen sahen selbst die Urheber der Unthat den Folgen ihres frevelhaften Beginnens zu. Die durch den nächtlichen Lärm von ihren Lagern aufgescheuchten Bewohner des Aouls waren bei dem Anblick des ebenso grauenhaften, wie ihnen unerklärbaren Schauspiels so von Furcht ergriffen, daß keiner wagte seine Hütte zu verlassen. Mohammed-Chan allein war unerschüttert geblieben; seine einzige Sorge war, den treuen Urutsch wieder zu finden, der für ihn sein Leben gewagt hatte. Er befürchtet, daß der tollkühne Urutsch bei der Explosion zu Tode gekommen, aber ob er todt oder lebendig, Mohammed will ihn nicht zurücklassen und wenigstens seine Leiche mitnehmen. Nach langem sorgfältigem Suchen findet er endlich den Unglücklichen, halb verbrannt, zwischen den rauchenden Trümmern des Hauses liegen. Er rafft ihn unter freundlichem Zusprechen auf, verbindet seine Wunden so gut es die Umstände erlauben, vertraut ihn dann der Sorgfalt seiner Leute an, und führt die Genossen seiner Gräuelthat auf demselben Wege durch das Dickicht des Waldes zurück, woher sie gekommen waren.

Angelangt in Derbent macht er dem Kommandanten einen getreuen Bericht von der Ausführung seines gefahrvollen Unternehmens. Herr von Aschenberg berichtet seinerseits der Oberbehörde über das Vorgegangene, und stellt, seinem Wort gemäß, Mohammed-Chan die verheißene Belohnung zu. Nach der darauf erfolgenden Verfügung wurden Mohammed-Chan im Jahr 1825 drei Aoule: Kola, Welikent und Sselich, zusammen 250 Häuser enthaltend, aus dem Besitzthum seines verstorbenen Vaters zuerkannt.

Dshänka-Albury, Gjül-Machmet und der glücklich wieder hergestellte Urutsch-Machmet erhielten jeder eine goldene Medaille mit der Schleife des St. Annenordens.

Die Kulis jedoch blieben unbelohnt, weshalb sie im Jahre 1832, als der General Adjutant Baron von Rosen den Daghestan besuchte, demselben ein Belohnungsgesuch einreichten, als Theilnehmer an der Ausrottung der Familie Abdullah-Begs. Die Bittschrift wurde dem Kaiser eingesandt, welcher jedem der Kulis 75 Rubel Silber auszahlen ließ, für ähnliche etwa wiederkehrende Fälle jedoch eine strenge Verordnung erließ, in welcher er seine höchste Unzufriedenheit über die Zerstörung des Hauses Abdullahs äußert, wo, um einen Schuldigen zu bestrafen, sechzehn Unschuldige mit in's Verderben gestürzt wurden. Er befiehlt, in Zukunft bei ähnlichen Fällen vorsichtiger zu Werke zu gehen und niemals wieder so grausame Maßregeln zu ergreifen, welche künftig statt Gnadenbezeugungen und Belohnungen nur seinen Unwillen und Strafe nach sich ziehen würden ...

Ich bin, um Mohammed-Chans Mordanschlag mit allen seinen Folgen ohne Unterbrechung darzustellen, in unserer Erzählung ein paar Jahre zu weit vorausgeeilt, und muß hier ergänzend bemerken, daß bei einer im Jahre 1826 vom Oberst Düsterlob befehligten Expedition gegen Tabasaran, Emir-Hamsa in der blutigen Schlacht bei Bent-Meschab um's Leben kam.

Das Gerücht ging, er sei heimlich während des Gefechts durch die Hand Dshamow-Begs, des jüngern Bruders Mohammed-Chans, als ein Opfer der Blutrache gefallen. doch fehlt diesem Gerüchte alle weitere Bestätigung. Nach dem Tode des Emirs kam das Uzmeilik Kaitach an seine beiden jüngern Brüder Bey-Bala und Elder-Beg. Nicht lange sollte Mohammed-Chan seinen Vetter Emir-Hamsa überleben. Bei der Belagerung der Festung Burnaja im im Jahre 1832, zu welcher Zeit er im Detachement des General-Majors Rachanoff diente, kam der junge Prinz plötzlich in Folge einer kurzen aber heftigen Krankheit um's

Leben. Es verlautete, er sei auf Anstiften der Brüder Emi-Hamsa's vergiftet; doch auch diesem Gerüchte fehlen alle Beweise.

Bey-Bala und Elder-Beg hatten, dem Beispiele ihres verstorbenen Bruders folgend, immer die bewährteste Treue und Ergebenheit den Russen gegenüber gezeigt; auch gelang es dem Einflusse dieser beiden Fürsten, die Freiheit des unglücklichen Bala-Chan zu erwirken, welcher, wie wir zu Anfang dieser Erzählung gesehen haben, in Folge der Verläumdungen Adel-Chans, unschuldig in Sibirien in der Verbannung schmachtete.

Im Jahre 1831 kehrte Bala-Chan nach langjähriger Trennung in seine Heimat Kaitach zurück. Hier wartete seiner ein neuer Schmerz. Er entbrannte in heftiger Liebe zu der schönen Bela, der verwittweten Tochter seines als Opfer der Blutrache gefallenen Feindes und Oheims Adel-Chan. Sie hatte ihren jungen Gemahl, den Sohn des Schamachal-Mechti, durch den Tod verloren, und Bala-Chan hielt, als die Zeit der Trauer vorüber war, um ihre Hand an. Ihr gegen den Bewerber feindlich gesinnter Bruder aber wollte die Einwilligung dazu nicht geben, und verheirathete seine Schwester an Schach-Abbaß, den jüngern Bruder ihres frühern Gemahls. Das glückliche Ehepaar lebt heute noch im Aoul Buynach, im Schamchalischen Gebiete. Hier in den wilden Ländern des Kaukasus, wo man den Werther noch nicht gelesen hat, ist die Liebe auch nicht so sentimentaler Art wie bei uns zu Lande. Der Asiat schießt sich nicht aus Liebe todt, sondern tödtet lieber die, welche ihn hindern, den Gegenstand seiner Neigung zu besitzen. Bala-Chan wußte sich bald Ersatz für seinen Verlust zu verschaffen, indem er das Herz einer schönen Fürstentochter aus dem Aoul Kjüsteck gewann. Mit größtmöglicher Eile wurden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen. Schon war der zur Festlichkeit bestimmte

Tag gekommen, und der Kâbin entrichtet. Die reichen Geſchenke des Bräutigams waren der Sitte gemäß bereits auf Laſtthieren in die Wohnung der Braut geſchickt, während im Hauſe Bala-Chans die in großer Anzahl geladenen Gäſte luſtig zechten und jubelten.

Wer im Daghestan geweſen, weiß, wie leicht die Fürſten und Edlen dieſes Landes, dem Beiſpiel ihrer Prieſter folgend, ſich an den Genuß des Weins gewöhnen, trotz des großen Propheten und ſeiner heiligen Gebote.

Das Unglück ſchien Bala-Chan noch nicht genug verfolgt zu haben: während er fröhlich und guter Dinge daſitzt in der Mitte ſeiner Gäſte, ſinkt er plötzlich, zum Schrecken aller Anweſenden, wie vom Schlage getroffen, todt zu Boden nieder.

Wir überlaſſen die Gäſte ihrem Schreck und die Braut ihrer Verzweiflung: um, ehe wir den Lauf unſerer Erzählung weiter verfolgen, zuvor die Urſache des plötzlichen Todes Bala-Chans zu erforſchen. Es wurden Gerüchte laut, daß ſeine Brüder, welche fürchteten, von ihm, dem älteren Bruder, verdrängt zu werden, ihn vergiftet hätten. Bei den ſorgfältigen Erkundigungen, welche ich darüber eingezogen habe, glaube ich jedoch dieſen Gerüchten mit einiger Sicherheit widerſprechen zu können, und nehme an, daß der unzeitige Tod Bala-Chans eine natürliche Folge ſeines unmäßigen Genuſſes geiſtiger Getränke war. Schon im kalten Sibirien hatte er ſich, aus leicht erklärlichen Gründen, dem Laſter des Trinkens ergeben, und bei ſeiner Rückkehr nur allzugern den feurigen Rebenſaft ſeines Heimatlandes gegen den Branntwein von Tobolsk vertauſcht.

Anmerkungen.

1) Vergl. Parret, Reise zum Ararat (Berlin, 1834) Bd. I. p. 43.

2) Dies war der Name, den mir Mirza-Schaffy und die andern tatarischen Schriftgelehrten meiner Bekanntschaft gegeben, da sie meinen wirklichen Namen nicht aussprechen konnten.

3) Fragmente von Gasels, denen der Endreim fehlt.

4) Gedichte in gereimten Doppelversen, wie z. B. folgendes ein Mesnewi oder gereimter Doppelvers ist:

„Um zu Dir, mein Leben, zu kommen, hab' ich Leben gegeben;
Sei barmherzig! denn durch Dich erst kam ich zum Leben!"

5) Vierzeilige Gedichte mit drei Reimen, welche eine reimlose Zeile in sich schließen, wie z. B.:

„Verbitt're Dir das junge Leben nicht,
Verschmähe was Dir Gott gegeben nicht,
Verschließ Dein Herz der Liebe Offenbarung
Und Deinen Mund dem Saft der Reben nicht!"

6) Die Potiphar.

7) Joseph.

8) Das Gedicht ist in Deutschland wenig bekannt, und ich glaube deshalb durch die Mittheilung desselben manchem Leser einen Gefallen zu thun:

Not a drum was heard, nor a funeral note,
As his corse to the ramparts we hurried:
Not a soldier discharged a farewell shot
O'er the grave where our hero was buried.

We buried him darkly at dead of night,
The sod with our bayonets turning,
By the struggling moon-beam's misty light,
And the lanthorn dimly burning.

No useless coffin enclosed his breast,
Nor in sheet, nor shroud we bound him:
But he lay like a warrior taking his rest,
With his martial cloak around him.

Few and short were the prayers we said.
And we spoke not a word of sorrow;
But we steadfastly gazed on the face of the dead,
And we bitterly thought of the morrow.

We thought as we hollowed his narrow bed,
And smoothed down his lonely pillow,
That the foe and the stranger would tread o'er his head,
And we far away on the billow.

Lightly they'll talk of the spirit that's gone,
And o'er his cold ashes upbraid him;
But little he'll reck, if they'll let him sleep on,
In the grave, where a Briton has laid him.

Not half of our heavy task was done,
When the bell toll'd the hour for retiring.
And we heard by the random and distant gun,
That the foe was suddenly firing.

Slowly and sadly we laid him down,
From the field of his fame fresh and gory;
We carved not a line, we raised not a stone,
But we left him alone with his glory.

Rev. Charles Wolfe.

9) Ein den ganzen Körper verhüllender, weißer Schleier.

10) Oberprieſter der Schiiten.

11) Der kürzlich verſtorbene Großvezier von Perſien, ein durch ruſſiſchen Einfluß mächtig gewordener Mann.

12) Farſenland — Perſien. Die Perſer nennen ſich ſelbſt Farſi.

13) Frau von Gribojédoff, zur Zeit, wo ich ſie kennen lernte (1844), noch eine der gefeiertſten Schönheiten von Tiflis, ſtammt aus einem georgiſchen Fürſtenhauſe und verheirathete ſich,

noch sehr jung, mit dem russischen Gesandten am persischen Hofe Gribojédoff, welcher bekanntlich bei einem Volksaufstande in Teheran (1829) vom Pöbel umgebracht wurde. Gribojédoff gilt mit Recht als der bedeutendste Lustspieldichter Rußlands. Sein berühmtes Lustspiel: Gore ot umà (Горе отъ ума) „Leiden durch Verstand," welches erst nach dem Tode des Dichters, und leider in sehr verstümmelter Gestalt, im Druck erschien, ist so volksthümlich geworden, daß fast jeder Russe von einiger Bildung die schlagendsten Stellen daraus (deren schneidender Witz in russischen Zuständen wurzelt) auswendig weiß . . . Gribojédoff soll schon vor seiner letzten Abreise nach Persien eine düstere Todesahnung gehabt haben; gewiß ist, daß er gegen mehrere seiner Freunde geäußert, er werde schwerlich lebendig aus Teheran wiederkommen. So erzählt der berühmte Dichter Puschkin, bei Gelegenheit seines Aufenthalts in Tiflis, wo er dem Leichenbegängnisse Gribojédoffs beiwohnte: „Ich sah ihn zum letzten Male voriges Jahr (1828) in Petersburg, kurz vor seiner Abreise nach Teheran. Er war auffallend trübe gestimmt und quälte sich mit seltsamen Ahnungen. Ich versuchte Alles, um ihn zu beruhigen, aber er antwortete mir kurz: Vous ne connaissez pas ces gens-là; vous verrez qu'il faudra jouer des couteaux." *) Und richtig ist er unter persischen Messerstichen um's Leben gekommen! Seine Ruhestätte hatte er ebenfalls schon während seines frühern Aufenthalts in Tiflis bestimmt. Er wollte begraben sein auf dem Friedhofe der Kappelle des heiligen David, welche am Abhange des (im Verlauf dieses Buches wiederholt genannten und beschriebenen, Davidsberges, von den Georgiern Mta-Zminda (d. i. der heilige Berg) genannt) liegt. Dort erhebt sich jetzt über seinem Grabe ein einfaches geschmackvolles Denkmal.

14) Die alten Armenier gaben, statt irdischer Dinge, das heilige Kreuz als Zeichen der Verlobung.

15) In dem „Compendio Storico di Memorie Cronologiche concernanti la Religione e la Morale della Nazione Armena, etc. dal Marchese Giovanni de Serpos" findet sich T. 3. p. 171 sq. das Abweichende folgendermaßen geschildert: „Giunti, che sono alla abitazione dello sposo, fanno sedere il marito sopra un

*) Aus Alexander Puschkin's „Reise nach Erserum" im achten Band seiner gesammelten Werke (russische Original-Ausgabe von 1838) p. 166.

sofa già preparato, ed alla sua destra vi adagiano sua moglie: e prendendo una bella coppa la empiono di vino, che viene benedetto dal sacerdote, il quale nella divota orazione, che dice in tale congiuntura, commemora il miracolo fatto da Gesù Christo nelle nozze di Cana, convertendo l'acqua in vino. Di tal vino così benedetto ne porge egli stesso a bere qualche torso a novelli conjugi, e suole anche loro darsi delle mandorle, ed alquanto d'una confezione fatta di burro, zucchero, e mele. Frattanto che si fa quest' allegria, si canta un divotissimo ritmo pieno di molti augurj di prosperità si eterne, si temporali, che a nome della Chiesa si fanno agli sposi, e dettasi dal sacerdote in fine una breve orazione, ed il Pater noster, si dà termine per quel giorno alla funzioni ecclesiastiche, e tutti gli astanti baciano con divozione le corone degli sposi. Queste corone vengono da esso loro portate in capo per otto giorni, o per tre almeno, e in codesto tempo vivono separati e in perfetto celibato . . . ."

In Uebereinstimmung mit dem letztern Punkte steht die Schilderung eines alten ehrenfesten Reisenden aus dem siebzehnten Jahrhundert, welche den Titel führt: „Warhaffte und eigentliche Beschreibung deß gegenwärtigen Zustandes deren unter der Türkischen Tyrannen seufzenden Griechischen und Armenischen Kirchen ꝛc. ꝛc." und wo es p. 92 heißt: „Montags früh Morgends ist gemeiniglich die Zeit, da sie mit oder nach vor aufgehender Sonne die Hochzeiten zu halten pflegen. Das Fest beginnet Sonntags Abends, und wird drey oder vier Tag lang mit grossen Freuden fortgesetzt: welche Zeit die Braut fast immerdar in einem Sessel sitzet, und nicht schlaffen darff: sie muß auch der Bräutigam sich indessen ihrer enthalten, und ist ihme nicht eher, als erst Mittwochs Abends oder Donnerstags früh ihr ehlich beyzuligen erlaubt; worauf alsdann der Braut Jungfrauschaft-Zeichen offentlich vorgezeigt werden."

16) Die Georgier und Armenier trinken bei Festgelagen nach einer bestimmten Ordnung und Regel, wobei ein Tolumbaschi, d. i. Vortrinker, präsidirt und Strafen und Belohnungen austheilt. Ueber die üblichen Trinksprüche Allah werdu! und Jachschi Jol! siehe das dreizehnte Kapitel dieses Werkchens p. 122.

17) Feridun (Aferidun), der siebente König von Persien aus der ersten Dynastie, war ein Sohn des Alkian, eines Nachkommen

aus dem Geſchlechte Dſhemſchid's. Er beſiegte den Zohak, einen Uſurpator der perſiſchen Krone, nahm ihn gefangen und hielt ihn in einer Höhle des Gebirges Demawend in ſicherer Verwahrung. Der Tag dieſer berühmten Schlacht wurde von den Perſern Mihirdſchan genannt, weil er gerade in den Anfang des Herbſtäquinoktiums fiel, welches dieſen Namen im perſiſchen Kalender führt. Saadi und Dſhami verherrlichen in ihren Liedern die Weisheit und Gnade Feridun's.

18) Jskjander — Alexander der Mazedonier.

19) Nuſchirwan — auch Anurſchiwan Ben Cobad — hat von den Arabern den Beinamen Kisra und von den Perſern den Beinamen Khosru erhalten. Es iſt dieſes Khosrees der Erſte, ein Sohn Cobades', eines Königs aus der Dynaſtie der Saſſaniden, auch die Dynaſtie des Khosrees genannt.

Nuſchirwan wird von den perſiſchen Geſchichtsſchreibern und Dichtern als ein Fürſt gerühmt, der alle Tugenden in ſich vereinigte.

20) Kaſſgebirge — Kaukaſus.

21) Dſhemſchid, der vierte König aus der Dynaſtie der Piſchdadier. Der eigentliche Name dieſes Königs iſt Dſhem; dieſes Wort Schid, welches im Altperſiſchen die Sonne bedeutet, wurde dem Namen des Königs hinzugefügt, wegen der großen Schönheit und Majeſtät ſeines Angeſichts, oder nach Andern: wegen des Glanzes ſeiner Handlungen. Dſhemſchid iſt der Gründer von Perſepolis.

22) Nerſes — der gegenwärtige Katholikos der Armenier, machte 1825 den Krieg gegen die Perſer mit.

23) Haſſan-Chan (Huſſein-Chan) — der perſiſche Statthalter zu Eriwan.

24) Sarbaſſen — perſiſche Soldaten.

25) Choraſſaner — ſo heißen die in Eriwan wohnenden Perſer, im Gegenſatz zu der eingeborenen Bevölkerung, welche aus Armeniern und Tataren beſteht.

26) Melik — es iſt hier der Melik Sahak, der armeniſche Fürſt von Eriwan gemeint, der wegen ſeiner hervorragenden Eigenſchaften ſowohl bei Ruſſen wie bei Perſern in großem Anſehen ſtand.

27) So hießen die Nachkommen des Propheten.

28) Das Wort unbärtig: thüfſäs, hat einen doppelten Sinn. Einmal bedeutet es, was es ſagt, und zweitens werden ſolche junge

Leute damit bezeichnet, welche sich zu Werkzeugen geschlechtlicher Verirrungen mißbrauchen lassen. Die letztere Bedeutung des Wortes ist bei Persern und Tataren die allgemeine.

29) Sowohl bei den Tataren, wie bei den Georgiern und Armeniern werden die Eheverbungen immer durch Vermittler besorgt. Durch einen alten Mann wendet man sich an den Vater, und durch eine ältere Frau an die Mutter der Braut, um das Nöthige einzuleiten.

30) Eine Tunga enthält ungefähr fünf unserer Flaschen.

31) Puschkin, Reise nach Erserum p. 158.

32) Vergl. Parrot, in seinem obengenannten Werke, Bd. I. p. 41 ff.

33) Wie der Tatar zu dieser Botschaft gekommen, habe ich nicht ermitteln können — wahrscheinlich ist es, daß er eine Zeitlang — wie dieß hier häufig der Fall ist — in Sibirien in der Verbannung gelebt, dort Bala-Chan's Bekanntschaft gemacht und späterhin die Erlaubniß erhalten hat, in sein Vaterland zurückzukehren.

34) Kuli — Leibknecht, Sklave.

35) Burka — kurzer Filzmantel, auswendig mit Rauchwerk.

36) Die Häuser im Daghestan sind gewöhnlich so eingerichtet, daß sich Stallung, Geräthkammer und Küche im ersten Stock, die Wohnungen aber im zweiten Stock befinden.

Friedrich Bodenſtedt's

Geſammelte Schriften.

Dritter Band.

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Dritter Band.

Berlin 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Tauſend und Ein Tag

im Orient.

Von

Friedrich Bodenſtedt.

Dritter Band.

Berlin 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Bibl.
München

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
33. Kapitel.	Adel-Chan, der letzte Utmey von Kaitach (Schluß)	1
34. „	Uebergänge. Keschisch-Oglu. Allahwerdy. Sängerkämpfe. Volkslieder der Kurden	11
35. „	Abowian	24
36. „	Die Blüthezeit der georgischen Literatur	31
37. „	Letzte Eindrücke von Tiflis	37
38. „	Wanderung zu den Ländern am Schwarzen Meere	40
39. „	Kutais	49
40. „	Von Imerien nach Mingrelien	57
41. „	Der kolchische Urwald und Guria	64
42. „	Eine linguistische Abschweifung	71
43. „	Giorgi, und das Christenthum in Rußland	78
44. „	Meerfahrt an der Küste von Abchasien	93
45. „	Utschamtschuri und Suchum-Kale	100
46. „	Pitzunda und seine Ruinen	105
47. „	Gagra und der Fels des Prometheus	113
48. „	Tagebuchblätter von der Ostküste des Schwarzen Meeres	118
49. „	Meerfahrt auf dem russischen Kriegsdampfer Megutschn	139
50. „	Tscherkessische Volkspoesie	156
51. „	Schilderungen aus den Tscherkessenländern	181
52. „	Eine Zusammenkunft des russischen Befehlshabers der Ostküste mit tscherkessischen Häuptlingen	195
53. „	Barachowitsch und die gefangenen Tscherkessinnen (Schluß)	204
Anmerkungen		213

Verzeichniß

der

im dritten Bande vorkommenden Lieder.

	Seite
Fragment aus dem Sängerkampfe zwiſchen Reſchiſch-Galu und Allahwerdy	15
Ein Weib, das voller Treue iſt	17
Du wunderſchöne, ſüße Maid	18
Schön iſt das Mädchen das ich meine	18
Eine Taube ſuch' ich die mir entflogen iſt	19
Sieh mich lieb, Du ſchwarzäugige Dirne an	20
Es iſt Dein Wuchs dem Alef gleich	20
Ueber Alles hoch und über Alles ſchön	20
Mir gegenüber ſteht des Reiters Grab	21
Es ſchwang ſich der Reiter auf ſein ſchwarzes Roß	21
Ich war auf's Feld hinausgegangen	21
Stieg der Frühling in die Lande nieder	22
War ein Aufruf geſchehen gen Daghestan	37
Zu der Schneegebirge Füßen	41
Was hängſt Du das Köpfchen ſo traurig und ſchwer	95
Wie der Nebel herabſank auf's blaue Meer	122
Der Odem verweht	157
Im Waſſer ſpiegeln ſich die Berge von Dſhigethiſtan	166
Heil dem Stamme	170
War Dein Gang nicht noch feſt und ſtolz	172
Zum Reiten ein Pferd	173

Dreiunddreissigstes Kapitel.

Adel-Chan, der letzte Uzmèy von Kaitach.

(Schluß.)

Ich bin, aufrichtig gesagt, in diesem Augenblick ein wenig in Verlegenheit, wie ich den Faden meiner Erzählung weiter spinnen soll. An Stoff fehlt es freilich nicht, es ist vielmehr Ueberfluß daran vorhanden; das Unangenehme besteht nur darin, daß sich unter der Menge der hier vorkommenden Bilder viele gar zu sehr unter einander ähnlich sehen. Mord folgt auf Mord, Verrath auf Verrath, und Hochzeit auf Hochzeit.

Wenn ich einen Roman schriebe, könnte ich mir die Sache sehr erleichtern, alles Störende sondernd ausscheiden, die Lücken durch interessante Episoden ergänzen, jedem Räuber einen sentimentalen Tugendbelden zur Seite stellen, den handelnden Personen schöne Phrasen in den Mund legen, durch eine absichtliche Verwickelung eine spannende Entwickelung herbeiführen, und was dergleichen Hülfsmittel mehr sind. So aber bin ich genöthigt, festen Schrittes auf dem nackten Boden der Wirklichkeit fortzuwandeln und jedem lockenden Rufe der Phantasie ein taubes Ohr zu leihen, wenn ich meiner Aufgabe, eine ungeschmückte wahrhafte Schilderung merkwürdiger Thatsachen in möglichst engem Rahmen vor die Augen des Lesers zu führen, nicht untreu werden will. Ich nehme daher

keinen Anstand, hier wieder mit einer Liebesgeschichte zu beginnen, obgleich ich erst das vorhergehende Kapitel mit einer solchen beschlossen habe.

Elder-Beg liebte Fatima, die jüngere Tochter Ibul-Begs, deren Anmuth und Schönheit so groß war, daß noch heute in den Aoulen des Daghestan Lieder zu ihrem Preise gesungen werden. Fatima's Eltern machten Schwierigkeiten, ihre Einwilligung zu der Heirath zu geben, da nach den Adelsgesetzen des Daghestan die in der Ehe mit einer jüngern Tochter des Hauses gezeugten Kinder nicht als Begs angesehen werden; sie schlugen daher dem Bewerber die Hand ihrer ältesten Tochter Bikä vor. Elder-Beg aber, von Leidenschaft hingerissen, schwur auf den Koran, kein anderes Weib, als Fatima, heimzuführen und blutige Rache zu nehmen, wenn man sie ihm verweigerte. Er gelobte beim Propheten, trotz allen Adelsgesetzen, die Kinder, welche ihm Fatima gebären werde, falls es Knaben sein sollten, als Begs anzuerkennen. Die besorgten Eltern ließen sich durch Elder-Begs Schwüre beschwichtigen und gaben ihm ihre Tochter zur Frau. Die Hochzeitsfeierlichkeiten wurden mit ungewöhnlichem Glanze und Aufwande, unter Beobachtung der im Daghestan herkömmlichen Förmlichkeiten vollzogen.

Da jedoch nur Wenigen in Europa die bei einer Hochzeit im Daghestan üblichen Förmlichkeiten bekannt sein werden, so dürfte eine kurze Schilderung derselben hier vielleicht an ihrem Platze sein. Wir werden dabei einen Augenblick von unserer Erzählung ausruhen und die angedeutete Schilderung hier als Episode einschalten, unter dem Titel:

Hochzeitsgebräuche im Daghestan.

Nach altherkömmlicher Sitte des Landes soll der Bräutigam vor der Hochzeit seine Auserkorene nicht sehen. Von

dieſer alten Regel finden jedoch im Daghestan unter hundert Beiſpielen neun und neunzig Ausnahmen ſtatt.

Zwar würde kein Muſelmann den Frevel begehen, unerlaubt die wohlverwahrten und heilig gehaltenen Gemächer der Frauen zu betreten, aber die Frauen ſind auch nicht immer ſo eingekerkert und bewacht, wie man irrthümlich glaubt. Bei ſchönem Wetter ſpielen und tanzen die Mädchen gewöhnlich Stunden lang, wie am Tage ſo Abends beim Mondſchein, zum Schalle der Tamburine auf den Dächern der Häuſer. Da ſchleichen denn die jungen Bewerber liebäugelnd umher, um von irgend einer Schönen einen freundlichen Wink oder einen gunſtverheißenden Blick zu erſpähen.

Zwar ſind die Geſichter der Tatarinnen immer mit Tüchern verhüllt, doch wiſſen die hübſchen ihre Tücher ſtets ſo zu binden oder nach Umſtänden ſo zu verſchieben, daß ein aufmerkſamer Beobachter vom Geſicht genug ſehen kann, um das Uebrige zu errathen.

Der Vater giebt ſein Jawort nicht ſogleich, ſondern verlangt erſt Bedenkzeit; beſtimmt jedoch genau den Tag, an welchem die Antwort erfolgen ſoll. Dann wird die Sache weitläufig zwiſchen der Mutter und den Verwandten berathen, Erkundigungen über die Vermögensumſtände, über die Sitten und die Verwandtſchaft des Bewerbers eingezogen u. ſ. f.

Erfolgt endlich am beſtimmten Tage die Zuſage, ſo beginnen neue Unterhandlungen um den Kädin oder die Kaufſumme, welche dem Vater der Braut ausbezahlt werden muß. Am Vorabend der Hochzeit begiebt ſich der Bräutigam mit ſeinen Freunden ins Bad. Nach Beendigung der vorgeſchriebenen Waſchungen wendet ſich der Zug unter dem Schalle der Tamburine und des Dudelſacks wieder der Wohnung des Bräutigams zu, der von zwei Knaben begleitet wird, wovon einer zur Linken und der andere zur Rechten geht. Im Hauſe beginnen alsdann die inzwiſchen ſchon vorbereiteten Schmau-

sereien und Festlichkeiten. Die Braut befolgt dasselbe Ceremoniell. Auch ihr gehen zwei kleine Mädchen zur Seite, und sie bewirthet ebenfalls ihre Freundinnen, und wird von diesen zur Hochzeit geschmückt. Am folgenden Morgen erscheinen die Verwandten und Freunde des Bräutigams auf festlich geschmückten Pferden und gefolgt von ohrenzerreißender Musik, um die harrende Braut abzuholen, welche, gehörig aufgeputzt und verschleiert, auf einen Esel gesetzt wird, während, je nach dem Bedürfniß, eine oder mehrere Araba's[1]) ihre Kleider, Geräthschaften, kurz ihre ganze Aussteuer zur Schau nachführen.

Die Sitte erheischt, daß die Braut dem Bräutigam von seinen Verwandten entgegengeführt werde, doch haben diese keine geringe Mühe, die Neuvermählte den Armen ihrer Freunde und Angehörigen zu entreißen, welche zum Schein alles Mögliche aufbieten, die zu Entführende mit Gewalt zurückzuhalten. Es entspinnen sich nun zwischen den beiden Parteien scherzhafte Kämpfe und Gefechte um den Besitz der Braut, wobei geschossen, geschrieen, getrommelt und gelärmt wird, daß einem die Ohren gellen. Feuert irgend einer der Gäste sein Gewehr auf den Boden ab, statt in die Luft zu schießen, so wird dies als ein großer Schimpf für die Braut betrachtet, welcher gewöhnlich mit dem Tode bestraft wird. Ueberhaupt ist es hier nichts Seltenes, daß sich bei diesen Scherzkämpfen ein paar Gäste die Hälse brechen. Der indessen voll Verlangen der Ankunft seiner Braut harrende Bräutigam eilt derselben, sobald er den Zug sich nähern sieht, entgegen, um sie in Begleitung der beiden Schutzengel zu empfangen. Der ihm zur Rechten gehende Knabe nimmt ihm seine Leibbinde ab, und umschlingt mit derselben die Braut, worauf sich der junge Gatte, so wie alle Anwesenden, die Hand aufs Herz legend, tief vor ihr verbeugen, und die Neuvermählte sammt ihrem Gefolge in die hochzeitlich geschmückten Frauengemächer des Hauses führen.

* * *

Nicht lange ſollte Elder-Beg der lieblichen Fatima Gemahl ſein. Im Jahre 1835 ſtarb ſein Bruder Beg-Bala, ob durch Gift oder eines natürlichen Todes, hat nicht ermittelt werden können, und die Herrſchaft von ganz Kaitach ging nun in Elder-Begs Hände über.

Pachu-Bikä, die Wittwe Beg-Bala's, war ein Weib von ungewöhnlichem Verſtande und bezaubernder Perſönlichkeit, dabei etwas leichter Sinnesart, und, obwohl ſie ſchon ihr dreißigſtes Jahr zurückgelegt hatte, noch immer ſo kokett und verführeriſch, daß ſelten ein Mann, auf den ſie es abgeſehen, ihren Netzen entging. Sie war früher ſchon mit ihrem Vetter Dſhamow-Beg verheirathet geweſen, hatte ſich jedoch nach kaum dreimonatlichem Zuſammenleben mit dieſem Prinzen in die Arme Beg-Bala's geworfen, deſſen unumſchränkte Gebieterin ſie bis zu ſeinem Tode blieb. Kaum war ihr zweiter Gatte beerdigt, als ſie ſich ſchon wieder nach einem dritten umſah, und wenn ſie diesmal Elder-Beg zum Gegenſtand ihrer Wahl machte, ſo geſchah dieſes vielleicht weniger aus Liebe als aus Ehrgeiz: die herrſchſüchtige Pachu-Bikä wollte Gattin des Fürſten von Kaitach ſein. Auch wußte ſie durch ihre Ränke und buhleriſchen Künſte bald eine ſolche Gewalt über Elder-Beg zu gewinnen, daß dieſer ſeine junge und ſchöne Gattin verſtieß und die ſtolze Pachu-Bikä an ihren Platz ſetzte.

Die unſchuldig verſtoßene Fatima floh in ihr elterliches Haus, um Schutz bei ihren Brüdern, den Söhnen Ibul-Begs, zu ſuchen, welche, obwohl ſie Unterthanen des Elder-Beg waren, dem Treuloſen blutige Rache für die Beſchimpfung ihrer Schweſter ſchworen.

Die beiden Familien, deren unheilvolles, durch den Dämon der Blutrache herbeigeführtes Schickſal ich in dieſen Blättern theilweiſe zu ſchildern verſucht habe, waren, wie ſich der freundliche Leſer erinnern wird, die des Uzmei Adel-Chan und die des Schwagers dieſes Fürſten, Murtoſali.

Von Murtesali's vier Söhnen: Bala-Chan, Emir-Hamsa, Beg-Bala und Elder-Beg, war, wie wir gesehen haben, nur noch der Letztere am Leben geblieben.

Von Adel-Chans Nachkommen lebten noch Mohameds jüngere Brüder Dshamow-Beg und Uſmar-Chan. Der letztgenannte, in der Zeit, wo er handelnd in unserer Erzählung auftritt, etwa siebzehn Jahre alt, zeichnete sich von früher Kindheit an durch ein kühnes, dabei aber hochfahrendes und prahlerisches Wesen aus. Er behandelte seinen älteren Bruder Dshamow-Beg, den er der Feigheit beschuldigte, mit Spott und Verachtung, und pflegte zu sagen, wenn er (Uſmar-Chan) zur Zeit der Ermordung seines Vaters nur funfzehn Jahre alt gewesen wäre, so hätte er Adel-Chans Tod nicht eine Stunde ungerächt gelassen. Dshamow-Beg, seines jüngern Bruders höhnische Worte für kindisches Geschwätz haltend, achtete weiter nicht darauf; dieser aber sollte bald Gelegenheit finden, seine Worte zu Thaten zu machen. Mirsa-Beg und Abdu-Dshamal, die Brüder der von Elder-Beg verstoßenen Fatima, sannen auf Rache gegen den treulosen Verführer ihrer Schwester, und waren daher hocherfreut, in dem mordsüchtigen Uſmar-Chan einen eifersüchtigen Theilnehmer ihrer blutigen Pläne zu finden.

Inzwischen nahte das Osterfest des Jahres 1836. Die Verschworenen hatten den ersten Ostertag zur Ausführung ihres Vorhabens festgesetzt, da sie wußten, daß Elder-Beg an diesem Tage unfehlbar nach Welikent reisen werde, um dem dort residirenden russischen Pristaff, Capitain von Sommer, seine Glückwünsche abzustatten. Sie begaben sich daher am genannten Tage nach Welikent, begleitet von vier Kufers von erprobter Treue und Tapferkeit. Der Morgen vergeht, und Elder-Beg kommt nicht. Mit immer steigender Ungeduld harren die Verschworenen der Ankunft ihres Opfers; schon bricht der Abend an, und ihr Feind ist noch nicht da.

Uſmar-Chan und ſeine Gefährten bringen die Nacht in peinigender Unruhe zu.

Endlich am andern Morgen erſcheint Elder-Beg, und begiebt ſich, begleitet von Dſhänka, Nuker-Beg, Ali-Iskjander-Beg (Sohn des Kadi von Tabaſſaran) und drei auserleſenen Nukers, in die Wohnung des Priſtaffs [7]), während zwanzig andere Nukers, welche den Beſchluß des Gefolges bilden, Wache vor der Thüre halten.

Uſmar-Chan hatte nicht ſobald die Ankunft des Fürſten erfahren, als er auch mit ſeinen Gefährten ungeſäumt in das Haus des Priſtaffs eilte. Er tritt in den Saal. Elder-Beg, welcher auf dem Divan ſitzt, erhebt ſich bei dem Eintritt ſeines Vetters und bietet dieſem, nach dem Vorrecht des Alters, einen Platz zu ſeiner Seite an. Die beiden Verwandten bewillkommnen ſich anſcheinend mit der größten Herzlichkeit, und trinken während des Frühſtücks, welches bald darauf aufgetragen wird, einer auf des andern Wohl. Capitain Sommer, welcher die gegenſeitigen Freundſchaftsbezeugungen und die lebhafte Unterhaltung der beiden Fürſten ſieht, entfernt ſich auf ein Viertelſtündchen, um weitere Verfügung hinſichtlich der Bewirthung ſeiner Gäſte zu treffen. Kaum hat der Capitain das Zimmer verlaſſen, als einer von Uſmar's Nukers ans Fenſter tritt, den Blick umherſchweifen läßt, und ſich dann wieder zu ſeinem Herrn wendet mit den Worten: Atler haserler — die Pferde ſind bereit. Dies war das verabredete Zeichen.

Noch ſaßen die beiden Fürſten in freundlichem Zwiegeſpräch auf dem Divan; ihren Herren zur Seite ſtanden die Begleiter und Diener. Bei den Worten ſeines Nukers aber erhebt ſich ruhig Uſmar und tritt ans Fenſter. Indem er ſo hinaus ſieht, ſpannt er unbemerkt den Hahn ſeines mit zwei Kugeln geladenen Piſtols, wendet ſich mit Blitzesſchnelle und feuert es ab auf Elder-Beg, welcher tödtlich getroffen zu Boden ſinkt. Ein tiefes Schweigen folgte dieſer That.

Uſzmar selbſt, solcher Scenen noch ungewohnt, stand wie versteinert da. Die Stille wurde nur durch das Stöhnen und die letzten krampfhaften Anstrengungen des Sterbenden unterbrochen, welcher sich vergebens bemühte, den Kinshal aus der Scheide zu ziehen, zur Rache gegen den Mörder.

Da rief einer von Fatima's Brüdern, sich mit einem Fluche zu Uſzmar wendend: »Erschrickst Du ob Deiner eigenen That, Feigling? Was schonst Du Elder's? Warum durchbohrst Du den Verräther nicht mit Deinem Kinshal?« Uſzmar erwachte aus seiner kurzen Betäubung, riß den Kinshal aus der Scheide, und führte damit einige wüthende Stiche auf Elder's Haupt. Jetzt erst schwindet wie durch einen Zauber die Unentschlossenheit, welche bis dahin die Begs und Nukers des Ermordeten zu stummen und unthätigen Zeugen der Schreckensthat gemacht hatte. Sie ergreifen Pistolen und Kinshals und werfen sich wüthend auf ihre Gegner. Der erste Schuß gilt Uſzmar, der sofort blutend zu Boden stürzt. Sein treuer Nuker Bochan stellt sich jedoch, den Kinshal in der Rechten, vor den Gefallenen, um ihn zu schützen; er bemüht sich, seinen Herrn unter den Diwan zu schieben, um ihn vor weiteren Verletzungen sicher zu stellen und ihn bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Vor der Leiche Elder-Beg's stand dessen Gastfreund Iskjander-Beg, den starken Dolch in der Hand, seine drohenden Blicke auf Bochan gerichtet. Derweil dauert zwischen dem Gefolge der beiden gefallenen Fürsten der Kampf ununterbrochen fort. Ein dicker Rauch füllt in Kurzem das nur etwa fünf Faden große Gemach, so daß kaum noch der Feind den Feind zu unterscheiden vermag. Mitten unter den Todten und Sterbenden standen trotzig einander gegenüber Bochan und Iskjander vor den Leichen ihrer Gebieter.

Indessen war es Uſzmar's auf den Lärm herbeigeeiltem Reitknechte gelungen, von außen die inwendig verriegelte

Thür zu erbrechen und in den Saal zu kommen. Obgleich anfangs betäubt von dem furchtbaren Anblick, der ſich ihm darbot, erſpähte er doch bald den Gegenſtand ſeiner Rache. Wie ein Tiger auf ſeine Beute wirft er ſich wild auf Iskjander, ein Kampf auf Leben und Tod entſpinnt ſich unter ihnen, bis Beide, durch den Blutverluſt geſchwächt, winſelnd zu Boden ſtürzen. Da ſprach Bochan, der rings um ſich her nur Todte und Verſcheidende ſah: »Lebe wohl, Uſſmar, ich habe das Meine gethan!« Der im Kampf mit Iskjander gefallene Stallknecht erhebt ſich mit letzter Anſtrengung vom Boden und entgegnet: »Was? Schurke! Du, des Chans erſter Ruker, der Du den Pflug[1]) mit ihm aus einer Schüſſel aßeſt, verläſſeſt Deinen Herrn in dieſem Augenblick, während ich, der in ſeinem Stalle ſchlief und mich von den Broſamen nährte, die von Eurem Tiſche fielen, für ihn ſterbe?« Alſo ſprechend, ſchleuderte er ſeinen Dolch auf Bochan, aber der mit unſicherer Hand geworfene Stahl verfehlte ſein Ziel. Bochan blieb am Leben und verließ das Gemach eben, als der treue Kuli, von der Anſtrengung erſchöpft, ſeinen letzten Seufzer aushauchte.

Jetzt drang der Priſtaff, gefolgt von Soldaten, in den Saal, und ſchaute mit Entſetzen die grauenvolle Scene an. Dicke Blutwellen floſſen im Zimmer; zwölf todte Menſchen lagen auf dem Boden. Iskjander allein gab noch Zeichen des Lebens von ſich, aber das Blut troff ihm aus Kopf und Bruſt. Mühſam richtete der Sterbende ſich auf und ſagte mit gebrochener Stimme: »Ich habe in Elder's Vertheidigung Muth gezeigt und meinen Freund gerächt; ich ſcheide vom Leben zufrieden mit mir ſelber.« Mit dieſen Worten ſchleuderte er, gewaltſam ſeine letzten Kräfte ſammelnd, den Dolch gegen die Decke des Zimmers, daß er tief in das Holz eindrang. Kurz darauf verſchied Ali-Iskjander-Beg. — Und ſo fanden in dieſem kurzen aber blutigen Kampfe dreizehn

Menschen ihren Tod: drei Begs, drei Dshänkas, sechs Nukers und ein Stallknecht. Bochan allein blieb am Leben, und entkam glücklich nach seinem Geburtsorte Akuscha.

Wer von Derbent nach Kislar reist, und auf der ersten Station Welikent nach dem Hause des Pristaffs fragt, dem zeigt man noch jezt das Gemach, wo diese schreckliche Begebenheit sich zugetragen; noch sieht man an der Decke die Spuren von dem Kinshal Ali-Iskjander-Beg's, und die Einwohner erzählen dem Fragenden gern das tragische Ereigniß des zweiten Ostertages des Jahres 1836, jedoch mit Zusäzen und Uebertreibungen aller Art, denn Wenigen nur sind die näheren Umstände und der wahre Zusammenhang dieser Geschichte bekannt.

Dshamow-Beg ist der einzige noch lebende Sprößling der Geschlechter Adel-Chan's und Murtosali's. Er bekleidet das Amt eines Oberstlieutenants in russischen Diensten, und verwaltet noch heute das den russisch-kaukasischen Besizungen jezt ganz einverleibte Uzmëlik von Kaitach.

Vierunddreissigstes Kapitel.

Uebergänge. Keschisch-Oglu. Allahwerdy. Sängerkämpfe. Volkslieder der Kurden.

Streuen wir Blumen auf die Gräber der Todten! Verdrängen wir durch heitere Bilder die düsteren Eindrücke, welche das Vorhergehende in uns zurückgelassen.

Die Länder des Kaukasus sind wie blühende Gärten, geschützt und durchzogen von himmelanragenden Bergesmauern. Aber unter den Blumen kriechen giftige Schlangen und zwischen den Feldern ziehen sich pestathmende Sümpfe hin. Dazu ist die Thätigkeit der Menschen hier mehr zerstörend und verwüstend, als pflegend und schaffend.

Der Frühling, der in andern Ländern die Menschen in's Feld ruft, um ihren Acker zu bauen, zu besäen und zu bepflanzen, — treibt hier die Menschen in's Feld, einander zu tödten und zu verderben. Statt des Pfluges durchfurcht die Kanone das Ackerland. Mit der Glut des Sommers steigert sich gleichsam die Hitze des Kampfes, und der Herbst findet statt fröhlicher Erntefeste und gefüllter Speicher — zerstörte Dörfer und gefüllte Lazarethe. Nur der Winter deckt mit seinem weißen Mantel eine Zeit lang alles Elend zu.

Wo Natur und Menschenleben solche Kontraste bieten, dürfen sie auch auf dem Bilde nicht fehlen, das der Künstler davon entwirft . . .

Georgien, die Perle des Kaukasus, ist seit der Befestigung der Russenherrschaft den Verheerungen des Krieges minder ausgesetzt, als die anderen Länder, wo die universalmonarchischen Ansprüche des Kaisers noch wenig oder gar keine Anerkennung gefunden. So haben sich denn, nicht blos in Tiflis, sondern auch im Innern Georgiens eine Menge deutscher Einwanderer aus Schwaben niedergelassen und blühende Kolonien gebildet, wie die Dörfer Marienfeld und Petersdorf in Kacheti (dem oft erwähnten berühmten Weinlande); Katharinenfeld und Elisabeththal in Georgisch-Armenien; Helenendorf und Annenfeld im Kreise von Elisabethpol.

Das Beispiel des Fleißes, der Ausdauer und bessern Bodenkultur, welches diese wackern Schwaben den umwohnenden Georgiern und Tataren gegeben, hat leider wenig Nachahmung gefunden. Die in Armuth und Trägheit lebenden Landeseingeborenen bebauen den Acker nach dem Vorgange ihrer Väter in derselben unbeholfenen Weise, wie ich es auf meiner »Wanderung durch das Paschalik Achalzich« beschrieben, und kümmern sich nicht darum, daß die fleißigen Deutschen unter ihren Augen es anders machen, sich besserer Werkzeuge dazu bedienen und zu größerem Wohlstand dabei kommen.

Mein Besuch der schwäbischen Kolonien Katharinenfeld und Elisabeththal in Georgisch-Armenien, wo ich unter den trotzköpfigen aber biedern Ackerbauern ein unverändertes Stück würtemberger Landleben wiederfand, war der letzte größere Ausflug, den ich von Tiflis aus in's Innere des Landes machte.

Ehe wir jedoch Abschied nehmen von Georgien, lasse ich hier als poetische Nachklänge und als Uebergang zu neuen Reisebildern eine Auswahl der schönsten Lieder folgen, welche ich mit Abowian's Hülfe unter den Kurden und Armeniern im Hochlande des Ararat gesammelt. Ich eröffne den Reigen mit den Gedichten des (schon im ersten Bande dieses Werkchens

erwähnten) Keſchiſch-Oglu, und ſchicke eine kurze biographiſche Skizze dieſes blinden armeniſchen Sängers voran.

Keſchiſch-Oglu[1])

(oder nach der Ausſprache des Volks: Keſchiſch-Ogli) wurde in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geboren zu Schulawerd, einem etwa 60 Werſt von Tiflis gelegenen armeniſchen Dorfe.

Er war der Sohn eines armen Prieſters[2]) und erhielt als Kind eine Art Unterricht im Armeniſchen und Tatariſchen, hatte aber das Unglück, ſchon im zwölften Lebensjahre ſein Geſicht durch die Pocken zu verlieren, ein Verluſt, welcher nur dadurch einigermaßen erſetzt wurde, daß ein inneres Licht in ihm aufging: das Licht der Poeſie. Seine dichteriſchen Anlagen entwickelten ſich ſo früh, daß er ſchon im zwanzigſten Lebensjahre eine gewiſſe Berühmtheit im Lande erlangt hatte. Um dieſe Zeit verließ er ſeine Heimat, wo es ihm trotz ſeines Dichterruhms ſehr kümmerlich ergangen war, um in der Ferne ſein Glück zu ſuchen. Die Saz[3]) in der Hand pilgerte er von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, hatte ſich am Hofe von Teheran einer glänzenden Aufnahme zu erfreuen, durchzog ſpäter ganz Kleinaſien und kam nach Konſtantinopel, wo er als Hofdichter des Sultans angeſtellt wurde und auf ſeine alten Tage ein ſorgenloſes und ruhiges Unterkommen fand.

Die Wanderungen des Keſchiſch-Oglu wurden durch eine Menge kleiner Triumphe verherrlicht, da er aus den Geſangswettkämpfen, die er überall anſtellte, wohin er kam, faſt immer als Sieger hervorging.

Noch heut zu Tage iſt es Sitte bei den Perſern, Armeniern, Tataren ꝛc., daß die Barden des Landes einander öffentlich

zum Kampfe herausfordern und, gewöhnlich im Beisein einer großen Menschenmenge, förmliche Gesangturniere halten. Der Eine singt aus dem Stegreife ein paar Verse her und zwingt den Andern, in demselben Versmaße darauf zu antworten. Bei den Armeniern ist es gewöhnlich die Bibel, bei den Tataren der Koran, woraus der Stoff zu den ersten Angriffen geschöpft wird. Uebrigens bestehen in dieser Beziehung keine Vorschriften und Jeder kann seine Stoffe nehmen woher er will, nur muß der Angegriffene gleich auf den angeregten Gegenstand eingehen, und erst dann, wenn er dies mit Glück gethan, steht es ihm frei, seinerseits ein neues Thema zu behandeln.

Der Wettkampf dauert in dieser Weise oft stundenlang fort und die Umstehenden folgen dem Gesange mit gespannter Aufmerksamkeit; jeder Fehler auf der einen oder der andern Seite veranlaßt eine lärmende Unterbrechung. Aber erst, wenn einer der Beiden förmlich ins Stocken geräth, und seinem Gegner nicht mehr zu folgen vermag, wird er als besiegt erklärt und der Andere unter lauten Beifallsbezeugungen als Sieger ausgerufen.

Dem Sieger steht das Recht zu, das Saitenspiel des Besiegten zu zerschlagen, was jedoch höchst selten geschieht. Gewöhnlich reicht er dem Gegner die durch Gesang eroberte Saß großmüthig zurück, wodurch das Ansehen des Letztern einigermaßen hergestellt wird, denn ohne diese Großmuth des Siegers würde der unterlegene Sänger sein Saitenspiel nie wieder zur Hand nehmen dürfen.

Die Schriftkundigen unter den Umstehenden lassen es sich angelegen sein, die gewöhnlich sehr langsam und mit öftern Wiederholungen abgesungenen Verse niederzuschreiben; doch kommt es, soweit meine Erfahrung reicht, nur selten vor, daß sich unter diesen Stegreifgedichten Sachen von Bedeutung befinden. Ich lasse hier als eine kleine Probe solcher Improvi-

satorenkünste ein Fragment aus einem Wettkampfe folgen, welchen Keschisch-Oglu einst mit einem andern armenischen Sänger, Namens Allahwerdy, zu bestehen hatte. Ich habe dies Fragment, wie alle auf Keschisch-Oglu bezüglichen Mittheilungen, meinem trefflichen Freunde Abowian von Eriwan zu verdanken, der durch seinen zu frühen Tod leider verhindert wurde mir eine Fortsetzung seiner interessanten Berichte zu liefern.

Fragment aus dem Sängerkampfe zwischen Keschisch-Oglu und Allahwerdy.

Allahwerdy, als der Herausforderer, geht auf seinen Gegner zu, greift in die Saß und hebt an zu singen:

„Möge Gruß Dir und Heil sein, o Keschisch-Oglu!
Bald wird Wehe Dein Theil sein, o Keschisch-Oglu!
Jedes Wort meiner Lieder auf Dich gezielt
Soll wie ein tödtender Pfeil sein, o Keschisch-Oglu!“

Keschisch-Oglu erwiedert:

„Deinen Gruß geb' ich Dir wieder, o Allahwerdy!
Bald stürzt die Wucht meiner Lieder, o Allahwerdy!
Wie die Gewitterwolke aus schwüler Luft
Verderbend auf Dich nieder, o Allahwerdy!“

Wiederum greift Allahwerdy in die Saiten und singt:

„An dem Helden prallt ab die Beleidigung,
Er findet Mittel zu seiner Vertheidigung —
An dem Ohre werde ich Dich in die Dreschtenne führen,*)
Zum stummen Viehe Dich machen, o Keschisch-Oglu!“

Keschisch-Ogly entgegnet:

„Dem Helden steht die Stimme des Muthes gut,
Doch der Muth ist verschieden von Uebermuth —
Nicht ruhe ich, bis Deine Zunge ruht,
Und zur Wittwe Dein Weib wird, o Allahwerdy!“

* * *

In dieser Weise wird der Streit nun fortgeführt bis einer der Sänger erschöpft ist. Zur Abwechslung werden auch Räthsel aufgegeben, Sprichwörter in Verse gebracht, Lieder zum Preise des Weines und der Liebe gesungen u. s. f.

Die meisten der tatarischen und armenischen Lieder, welche mir zu Händen gekommen, tragen unzweifelhafte Spuren des großen Einflusses, welchen die persische Poesie und besonders Hafis hier ausgeübt hat, ohne daß die modernen Naturdichter Armeniens vielleicht eine Ahnung davon haben. Die Hafisischen Lieder haben unter dem Volke in Persien so tief Wurzel geschlagen und so unendlich viele Nachahmungen hervorgerufen, daß die meisten darin vorkommenden Bilder und Wendungen sinnlicher Natur längst in die Volkssprache übergegangen sind. Nun konnte es, bei der langjährigen Herrschaft der Perser über Armenien, nicht ausbleiben, daß die Unterdrückten von den Unterdrückern Manches annahmen, und so erklärt sich's, daß wir in fast allen tatarischen und armenischen Liedern hafisische Bilder und Ausdrücke wiederfinden, obgleich ein eigentliches Studium Hafisens von der christlichen Bevölkerung Armeniens niemals getrieben wurde.

Das Haar der Geliebten ist ein Fangnetz für Männerherzen, die Augenbrauen sind Bogen, womit auf das verliebte Opfer geschossen wird, der Schoß ist ein Blumengarten, die Brüste sind Granatäpfel, und wie die Nachtigall um das

Aufblühen der Roſe, ſo wehklagt der Sänger um das Aufblühen der Liebe in der Bruſt grauſamer Schönen . . .

Ich habe es mir angelegen ſein laſſen, von den Liedern Keſchiſch-Oglu's hier nur diejenigen mitzutheilen, in welchen das eigenthümliche Gepräge des Dichters am meiſten hervortritt. Leider iſt ihre Zahl ſehr gering. Doch dürften ſie vielleicht ſpäteren Reiſenden Anlaß geben, weitere Nachforſchungen in Armenien anzuſtellen, wo in Gegenden, die ich nicht beſucht habe, noch hunderte von den Liedern des blinden Barden im Munde des Volkes fortleben ſollen.

I.*

Ein Weib, das voller Treue iſt,
Sich gern und willig fügt mir,
Ich brauche keine Andere,
Ein ſolches Weib genügt mir!

Die ſpiegelſchöne Anahid[7])
Die immer nur ſich ſelber ſieht,
Ich laſſe ſie für Andere,
Ein treues Weib genügt mir!

Das Auge klar und liebereich,
Der Buſen ſüß, Melonen gleich,
Die Stirne wie der Himmel rein:
Ein ſolches Weib genügt mir!

Die Glück und Kummer mit mir theilt,
Wie Lokman[8]) alle Wunden heilt,
Und Segen ſpendet wo ſie weilt,
Ein ſolches Weib genügt mir!

Des Mundes Frühlingshauch vergeht,
Es welkt des Schoßes Blumenbeet,
Das treue Aug' und Herz beſteht:
Ein treues Weib genügt mir!

Keschisch-Oglu, der Sänger, spricht:
Was nützt das schönste Angesicht?
Ich armer Blinder seh es nicht:
Ein treues Weib genügt mir!

2.

Du wunderschöne, süße Maid!
Was soll ich für die Seligkeit
Die Du gewährt, Dir wieder geben?
Ich armer, blinder Sänger kann
Für Alles was mein Herz gewann,
Dir nichts als meine Lieder geben!

3.

Schön ist das Mädchen das ich meine,
Das mich so hoch beseligt hat,
Von allen Dirnen gleicht ihr keine
Im Hochgebirg des Ararat!

O, daß ihr Gott das Glück vergelte,
Das mir ihr Mund gegeben hat!
Schwarz ist ihr Auge, wie die Zelte
Im Hochgebirg des Ararat!

Es gleicht ihr Gang dem jungen Rehe
Auf einsamstillem Waldespfad —
Die Brust dem frischgefall'nen Schnee
Im Hochgebirg des Ararat!

Der Busen fest wie Apfelsinen,
Der Mund ein rosig Wonnebad,
Süß wie der Honig von den Bienen
Im Hochgebirg des Ararat!

Dem Lockenhaar entsteigen Düfte,
Frisch wie der Duft vom Rosenblatt,
Beim Hauch der warmen Frühlingslüfte
Im Hochgebirg des Ararat!

O, keine Andere erkieſe,
Keſchiſch-Oglu! an ihrer Statt —
Sie macht das Land zum Paradieſe
Im Hochgebirg des Ararat!

4.

Eine Taube ſuch' ich die mir entflogen iſt,
Schön iſt die Maid die ich erkoren habe!
Euch ein Zeichen ſag' ich, daran Ihr ſie kennen ſollt,
Helfet mir ſuchen die ich verloren habe!

Schlank iſt ihr Wuchs und ſchwarz ihr Haar,
Schwarz ſind ihre Locken und Augenbrauen —
Bezaubert hat mich die ſchönſte der Frauen,
Helfet mir ſuchen die ich verloren habe!

Verlaſſen hab' ich Haus und Land,
Hinaus in die weite Fremde zu wandern,
Von einem Ort irrt' ich zum andern,
Um zu ſuchen die ich verloren habe!

Ich irre umher und finde ſie nicht,
Sie verſpottet den armen, blinden Mann,
Der ihre Spuren nicht finden kann —
Helfet mir ſuchen die ich verloren habe!

O kehre zurück! Alles trag' ich von Dir,
Gern will ich verſpottet von Dir und verlacht ſein,
Du ſollſt der Stern in meiner Nacht ſein —
Kehre mir wieder, die ich verloren habe!

Du ſtehe auf, o Keſchiſch-Oglu!
Noch einmal zum Wanderſtabe greife,
Umher durch Iran's Lande ſchweife,
Sprechend: Wo biſt Du die ich verloren habe?

Lieder aus Kurdistan.

1.

Liebeslied.

Sieh mich lieb, Du schwarzäugige Dirne an!
Deine Wimpern stehn wohl Deiner Stirne an.
Deine Augen, wie die Beeren der Reben schwarz,
Sie machen mein ganzes Leben schwarz.
O, wende, Du Schöne, mein Herzeleid!
Komm zu uns zu Gaste, nach Hause komm!
Mit den Gästen der Feier zum Schmause komm!
Vor allen andern sollst Du beachtet werden,
Der erste Schafbock soll Dir geschlachtet werden![9])

2.

Liebeslied.

Es ist Dein Wuchs dem Alef[10]) gleich,
Die Brust an schwarzen Flecken[11]) reich,
Wohl an dreihundert zähl ich!
Es soll die Brust mein Heil'genschrein,
Soll Kirche mir und Kloster sein,
Kein andres Bethaus[12]) wähl' ich!
Mag Erzerum zu Grunde geh'n,
Darf ich zu Deinem Munde geh'n,
So bin ich überselig!

3.

Frühlingslied.

Ueber Alles hoch und über Alles schön,
Und im Mund des Volkes vielgepriesen,
Sind die grünen Flecke auf den Bergeshöh'n,
Sind die duftenden Nomadenwiesen!

Wo der Schnee die Berge nicht bekleidet,
Wo der Kurden schwarze Zelte stehn,
Wo der Hirt die fette Heerde weidet,
Kecke Burschc, schmucke Dirnen gehn —

Ueber Alles hoch und über Alles schön,
Und im Mund des Volkes vielgepriesen,
Sind die grünen Flecke auf den Bergeshöh'n,
Sind die duftenden Nomadenwiesen!

4.

Trauerlied.

Mir gegenüber steht des Reiters Grab,
Noch gestern strotzt er in der Jugend Prangen!
Mit seiner Lanze brach sein Leben ab.
Getroffen stürzt er und gebrochen hin.
Jetzt ziehen schon die Würmer und die Schlangen
Ueber die fleischentblößten Knochen hin . . .

5.

Kriegslied.

Es schwang sich der Reiter auf sein schwarzes Roß,
Es versammelt sich um ihn der Knechte Troß.
Er ist zu den Zelten der Feinde geritten,
Und hat dem Samam-Chan den Kopf abgeschnitten.

6.

Klagelied.

Ich war auf's Feld hinausgegangen,
Da sah ich zwei schöne Mädchen wandern,
Es schwoll das Herz vor Lust mir.

Ich ging von Einer zu der Andern,
Ich konnte Keine von Beiden erlangen,
Da quoll schwarzes Blut in der Brust mir.

* * *

Es wollte keinem schönen Kind
Meine starke Liebe gefallen —
Die Köpfe zweier Kurden sind
Durch meine Hiebe gefallen.
Es war das Gras vom Tau naß
Als sie getödtet wurden;
Die grünen Halme im Wiesengras
Vom Blute geröthet wurden.

* * *

Um zweier Schönen Augen willen
Hat sich mein Herz empört,
Um zweier Schönen Augen willen
Ist mir das Herz zerstört.

* * *

Ich bin alt geworden, schwach und alt,
Habe mein siebzigstes Jahr erreicht.
Vor Schwäche gebrechen ist meine Gestalt,
Vor Alter und Gram das Haar erbleicht.

Vor Gram sind meine Wangen erblichen,
In den Augen flimmert es roth mir —
Und Ruhe wie Schlaf ist von mir gewichen,
Vor den Augen flimmert der Tod mir!

7.

Trauerlied.

Stieg der Frühling in die Lande nieder,
Flur und Hain mit frischem Grün zu färben,
Alles weckte er zum Leben wieder,
Nur der Wittwe Sohn rief er zum Sterben.

Im Gebirge scholl ein Klagegetöhn,
Weint die Mutter den verlornen Sohn,
Ach, er war so schön, so jung und schön!
Und nun deckt das kalte Grab ihn schon!

Weithin schimmerte sein roth Gewand,
Wenn er, hoch die Lanze in der Hand,
Sich zu Rosse in den Bügel schwang,
Und den Schild gleich einem Flügel schwang.

Kommt das Roß gesattelt, kommt von fern,
Wiehert laut um den verlornen Herrn,
Scharrt den Boden auf mit wundem Huf,
Doch er hört nicht seines Rosses Ruf.

Weithin tönt der Klageweiber Schrei'n —
Nimmer weilt er in der Krieger Reih'n!
Würmer fressen seine Leiche schon,
Kalte Erde, kalter Grabesstein,
Deckt das Angesicht, das bleiche, schon!

Fünfunddreissigstes Kapitel.

Abowian.

Ich hatte nach meiner Rückkehr von Armenien zu wiederholten Malen an Abowian geschrieben, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, mir eine Fortsetzung der kurdischen Volkslieder und der in tatarischer Sprache geschriebenen Gedichte des Keschisch-Oglu zu schicken. Er wußte, daß es in meiner Absicht lag, eine deutsche Uebersetzung davon zu veranstalten und ihm die daraus entspringenden pekuniären Vortheile zur Verbesserung seiner bedrängten Lage zuzuwenden. Es war mir deshalb unerklärlich, daß alle meine Briefe unbeantwortet blieben, bis ich, kurz nach dem ersten Erscheinen dieses Werks, die traurige Ursache erfuhr. Ein alter Bekannter von mir und mein Lehrer der kleinrussischen Sprache, Staatsrath Noskovschenko, aus Tiflis, der mich im Sommer 1850 auf einer Badereise in Berlin besuchte, theilte mir mit, daß Abowian schon seit ein Paar Jahren verschollen sei, ohne daß man, trotz aller Nachforschungen, eine Spur von ihm entdeckt habe. Noskovschenko, der frühere Vorgesetzte Abowians, war veranlaßt worden, ihn nach Tiflis zu ziehen, um ihm hier eine bessere Stellung zu verschaffen. Ein georgischer Hülfslehrer vom Gymnasium zu Tiflis, Turkistanow, wurde nach Eriwan entsendet, um Abowian einstweilen zu vertreten. In Eriwan angekommen, erfährt er, daß Abowian ganz gegen

seine Gewohnheit am frühen Morgen das Haus verlassen habe und noch immer nicht zurückgekehrt sei. Turkistanow wiederholt am folgenden Tage seinen Besuch, und findet die Frau Abowians in Thränen aufgelöst; sie hat in der ganzen Nacht umher nach ihrem Manne gesucht; keiner weiß von ihm, keiner will ihn gesehen haben. Seit jenem Tage ist er verschwunden und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Wahrscheinlich hat er sich selbst den Tod gegeben, denn schon zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte, war er in einer sehr trüben und hoffnungslosen Stimmung, woran drückende Nahrungssorgen und Mißmuth über die geringe Anerkennung seiner aufopfernden Thätigkeit keinen geringen Antheil hatten.

In seinem letzten Briefe schrieb mir Abowian, daß er entschlossen sei, den russischen Staatsdienst zu verlassen, um sich in das Innere von Armenien zurückzuziehen und dort nach der Weise seiner Vorfahren vom Ackerbau zu leben, da sein geringes Einkommen den Bedürfnissen der Stadt nicht genügte und ein längeres Warten auf etwaige Verbesserung seiner Lage ihn nur noch tiefer in's Elend stürzen würde.

Es waren schlimme Erfahrungen, die den talentvollen und strebsamen Mann zu diesem Entschlusse gebracht hatten. Seine Lebensgeschichte ist zu merkwürdig, als daß ich es unterlassen könnte, einige Züge daraus mitzutheilen.

Abowian wurde zu Anfange dieses Jahrhunderts in einem Dorfe bei Eriwan, dessen Namen ich vergessen habe, von armen Eltern geboren. Da er von Kindesbeinen an eine große Lernbegierde zeigte, so kam er schon sehr früh in das Kloster von Etschmiadsyn, um dort zum Geistlichen ausgebildet zu werden. In diesem altberühmten Patriarchensitze am Fuße des Ararat herrschte damals der Katholikos Jephrem (d. i. Ephraim) ein kalter, hochfahrender Mann, der in Bezug auf Formen und Aeußerlichkeiten unter den Mönchen und Zöglingen des Klosters ein strenges Regiment führte, aller wahren

Kultur und Wissenschaft aber von Herzen gram war. Mit seinen eigenen Kenntnissen that er immer sehr geheim, und als die gelehrtesten seiner Bischöfe und Mönche galten diejenigen, welche es zu einem nothdürftigen Verständniß der altarmenischen Bibelübersetzung gebracht hatten.

Zu jener Zeit trug das Kloster noch nicht die Maske europäischer Kultur, die es seit dem Besuche einzelner Mitglieder der kaiserlichen Familie angethan hat. Abowian erzählte mir und R., als er uns nach Etschmiadsin begleitete, daß es ihn immer eiskalt überlaufe, wenn er die alten Gemäuer betrete, so schauerlich seien die Eindrücke gewesen, die er in früher Jugend dort empfangen und die sich nie wieder aus dem Gedächtniß verwischen ließen. Verschiedene Fluchtversuche, auf welchen man ihn ertappt hatte, gaben Veranlassung, daß ihm eine noch strengere Behandlung zu Theil wurde, als vorher schon.

So wuchs er heran unter Weinen, Beten und Fasten, in einer rohen, für alles Edle abgestumpften, in unnatürlichen Lüsten verkommenen Umgebung, ohne anderen Gewinn davon zu tragen, als eine nothdürftige Kenntniß der altarmenischen Sprache. Er hatte es bis zum Diakon gebracht, als der berühmte Dorpater Professor Parrot im Jahre 1829 nach Armenien kam, um Versuche zu einer Ersteigung des Ararat zu machen. Der Zufall führte ihn mit Abowian zusammen, der auf Parrot einen so günstigen Eindruck machte, daß dieser die Schwierigkeiten nicht scheute, ihn zum Reisegefährten zu gewinnen, nachdem die anderen Schwierigkeiten, welche die hohe Geistlichkeit jedem Versuche einer Ersteigung des Ararat entgegenzusetzen für ihre Pflicht hält, glücklich überwunden waren.

Der erste Versuch, welcher ohne Abowian unternommen wurde, mißglückte. Daß Parrot bei der zweiten Ersteigung zu einer Höhe von 15,138 Par. Fuß kam und endlich beim

dritten Versuche (26—28sten September) wirklich die bis dahin seit der Sündflut von keines Menschen Fuß betretene Spitze des Ararat erreichte, hatte er zum großen Theil den Anstrengungen und der Umsicht Abowians zu verdanken.

Der deutsche Gelehrte faßte eine lebhafte Zuneigung zu dem jungen Armenier und nahm ihn nach seiner Rückkehr in die Heimat mit nach Dorpat, wo er Vaterstelle an ihm vertrat und ihn sechs Jahre lang auf seine Kosten studiren ließ.

Diese sechs Jahre bildeten die Glücksperiode im Leben Abowians. Er sah eine neue Welt vor sich aufgethan und erfaßte Alles mit so regem Eifer und so frischer Empfänglichkeit, daß er sich bald vollkommen heimisch fühlte in seiner deutschen Umgebung. Die bedeutenden Sprachkenntnisse, welche er sich in jener Zeit erwarb, legten eben so günstiges Zeugniß ab von seinen geistigen Fähigkeiten, wie die große Anhänglichkeit und Dankbarkeit, welche er seinen Lehrern bewies, seinem Herzen zur Ehre gereicht. Seine Dankbarkeit erstreckte sich auf Alles, was einen deutschen Namen trug, und wie er nach seiner Rückkehr in die Heimat keine Gelegenheit entschlüpfen ließ, den deutschen Reisenden welche den Kaukasus und Armenien besuchten, nützlich zu sein, so sah er es auch als seinen Lebenszweck an, deutsche Kultur und Sprache unter Georgiern und Armeniern zu verbreiten. Ueber hundert junge Asiaten hatte er zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte (1844) soweit gebracht, daß sie sich mündlich und schriftlich mit Geläufigkeit in der deutschen Sprache ausdrücken konnten. Er verlebte nach seiner Rückkehr von Dorpat eine Reihe von Jahren in Tiflis, wo er sich ausschließlich mit der Bildung seiner jungen Landsleute beschäftigte, aber, zu uneigennützig und zu wenig praktischer Natur, um den alten Grundsatz: der Arbeiter ist seines Lohnes werth, in nöthiger Ausdehnung auf sich selbst anzuwenden, bald in pekuniäre Verlegenheiten gerieth, welche die Quelle unendlicher Trübsal für ihn wurden. Mirza-Schaffy

ſagte einmal treffend von ihm »Abowian awalindſhe Armeninder, ſie Armenin jechder« — ein Satz, der den doppelten Sinn hat: Abowian iſt der erſte Armenier, der kein Armenier (d. h. kein habgieriger und beſtechlicher Menſch) iſt, und: Abowian iſt der Erſte Armenier, weil er kein Armenier iſt (in der ſchlimmen Bedeutung des Worts). Auf Verwendung ſeiner Dorpater Freunde erhielt Abowian, der ſich inzwiſchen mit einer Deutſchen verheirathet hatte, eine Stelle als Inſpektor der Kreisſchule zu Eriwan, aber mit einem ſo dürftigen Gehalte, daß er ſein Leben nur kümmerlich davon friſten konnte.

Ich habe ſchon öfter Gelegenheit genommen zu bemerken, daß die Gehalte in Rußland immer auf ein weites Gewiſſen der Beamten berechnet ſind. Leute, welche ein ſolches Staatsgewiſſen haben, führen durchgängig ein angenehmes Leben und geben oft mehr für ihre Dienerſchaft aus, als das ganze Gehalt beträgt; während Andere, die ſich aus Furcht oder Ehrlichkeit nicht in die Verhältniſſe zu ſchicken wiſſen, nie auf einen grünen Zweig kommen.

Zu dieſer letzteren Klaſſe gehörte Abowian. Er war zu ehrlich, um den ruſſiſchen gewöhnlichen Weg der Bereicherung einzuſchlagen, und alle Verſuche, ſeine vielen wiſſenſchaftlichen Arbeiten zu verwerthen, mißglückten. So hatte er z. B. mit großem Fleiß und Zeitaufwand eine Grammatik und ein Wörterbuch der neu-armeniſchen Sprache, wie ſie heute im Munde des Volkes lebt, ausgearbeitet und nach Petersburg eingeſendet, in der Hoffnung, daß die Akademie der Wiſſenſchaften das Werk auf ihre Koſten zum Druck befördern und ihn durch eine mäßige Unterſtützung zu weiteren Arbeiten ermuthigen werde. Seine Erwartung ſchlug fehl.

Alle Hoffnungen, welche er an das, unter langjährigen Mühen und Sorgen vollendete Werk geknüpft hatte, waren mit Einem Federzuge vernichtet, und es war ihm zugleich die Möglichkeit genommen, ſeine übrigen Arbeiten zu vollenden.

Spätere einflußreiche Verwendungen von ſachverſtändigen Leuten blieben aus politiſchen Gründen erfolglos.

Es lag nämlich in der Abſicht Abowians, und alle ſeine Arbeiten liefen darauf aus, eine neu-armeniſche Literatur zu gründen und ſolchergeſtalt der Entwickelung ſeiner Landsleute eine nationale Baſis zu geben. Ich habe ſchon früher bemerkt, daß das Alt-Armeniſche längſt zu einer todten oder Gelehrten-Sprache geworden, deren reiche literariſche Schätze im Lande ſelbſt nur wenigen Auserleſenen zugänglich ſind. Das Beſte von dieſen Schätzen wollte Abowian, mit Beibehaltung der alten Schriftzeichen, in die neu-armeniſche Sprache übertragen, als ſicherſtes und bequemſtes Mittel, um Bildung unter ſeinen Landsleuten zu verbreiten und wiſſenſchaftlichen Sinn unter ihnen zu wecken. Waren doch früher ſelbſt die Gebildeteren des Volks genöthigt geweſen, die Bibel in einer türkiſchen, mit armeniſchen Buchſtaben umkleideten Ueberſetzung zu leſen, bis dem Uebel durch Dietrich's Verſuch einer neu armeniſchen Bibelüberſetzung theilweiſe abgeholfen wurde.

Abowian hätte, mit Hülfe ſeiner tüchtigſten Schüler, durch Ueberſetzungen aus dem Alt-Armeniſchen und aus den europäiſchen Sprachen, binnen wenigen Jahren eine den augenblicklichen Bedürfniſſen des Volks genügende Literatur in's Leben rufen können, wenn ſeine Pläne nicht von Petersburg aus abſichtlich vereitelt wären.

Die ruſſiſche Regierung ſtrebt darnach, in den Ruf einer Beſchützerin der Wiſſenſchaften und Künſte gebracht zu werden. Sie verſchwendet gern die größten Summen an die unbedeutendſten Menſchen, wenn dieſe nur mit guten Empfehlungen verſehen ſind. Sie ſieht es gern und belohnt es mit Rang und Orden, wenn man in Petersburg kalmükiſche und kirgiſiſche Grammatiken für Franzoſen ſchreibt. Sie hat nichts dagegen, daß man die alten pontiſchen Königsgräber aufwühlt und die ausgegrabenen Statuen in Muſeen aufſtellt. Sie hat ebenſo

wenig dagegen einzuwenden, daß ihre Archäologen diesen Statuen Köpfe und Beine abschlagen (wie das wirklich vorgekommen), um sie bequemer in Kisten verpacken zu können, zur Versendung nach Petersburg.

Aber jede vom russischen Katechismus abweichende nationale Entwickelung ist ihr ein Dorn im Auge. »Wenn die Armenier sich bilden wollen, so mögen sie russisch lernen, und wenn sie beten wollen, so mögen sie russisch beten,« sagte General Z., einer der Mitdirigenten der moskowitischen Volksaufklärung.*)

Man wird es hienach begreiflich finden, daß Abowian, trotz aller Ausdauer und Tüchtigkeit, mit seinen Bestrebungen nicht durchdringen konnte in Rußland.

* * *

Die wenigen Zeilen, welche ich meinen armenischen Freunde als Nachruf widmen wollte, sind unversehens zu einem ganzen Kapitel angewachsen. Ich fürchte nicht, den Unwillen des deutschen Lesers dadurch erregt zu haben.

Abowian, der soviel dazu beigetragen, den deutschen Namen im fernen Orient zu Ehren und Ansehen zu bringen, verdient es, daß sein eigener Name in Deutschland zu Ehren und Ansehen komme.

*) Es ist nur billig, daran zu erinnern, daß Obiges schon vor 16 Jahren geschrieben wurde. Unter Kaiser Alexander II. hat Rußland einen mächtigen Aufschwung zum Bessern genommen. S.

Sechsunddreissigstes Kapitel.

Die Blüthezeit der georgischen Literatur.

Meine Abreise von Tiflis sollte mit Beginn des Frühlings 1845 vor sich geben. Den Winter hindurch beschäftigte ich mich mit Vorbereitungen zu neuen Wanderungen und mit Wiederaufnahme meines Studiums der georgischen Sprache und Literatur, ohne jedoch weit damit zu kommen, wie ich denn überhaupt kein großer Sprachforscher bin und es in keinem morgenländischen Idiome zu einer wirklich gründlichen Kenntniß gebracht habe. Das zum Hausgebrauch Nöthige eignete ich mir leicht an, und im Uebrigen verfolgte ich meist nur poetische Zwecke.

Die georgische Literatur, obgleich ebenfalls reich an theologischen, historischen und geographischen Werken, und besonders an Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen, unterscheidet sich wesentlich von der armenischen durch ihre vielen poetischen Denkmäler. Sie erreichte ihren höchsten Glanzpunkt, wie alles Große im Lande, unter der Regierung der berühmten Königin Thamar (1174—1201), die Zeit ihrer Blüthe beginnt mit dem eilften, und endigt mit dem dreizehnten Jahrhundert.

Wir besitzen aus jener Zeit eine Menge, von den wenigen Kennern der georgischen Literatur vielgerühmter Dichtungen,

unter welchen ein langes Heldengedicht, betitelt »Wepchis-Tkaoßani« d. i. »das Pantherfell« den ersten Rang einnimmt.

Der von der Königin Thamar — zu deren Verherrlichung das Werk geschrieben wurde — hochgefeierte Dichter Schota Rustawel stammte aus Rustawo, einem in Achalzich gelegenen Dorfe. Seine Bildung hatte er in Athen erhalten; die Königin Thamar zog ihn an ihren Hof und ernannte ihn zu ihrem Bibliothekar. Nach einem glänzenden und geräuschvollen Leben zog er sich in ein Kloster zurück und beschloß seine Tage in Jerusalem.

Seit dem — ebenfalls für Kunst und Wissenschaft begeisterten — Vorgänger Thamar's: David, mit dem Beinamen der Erneuerer, war Athen zur eigentlichen Pflanzschule georgischer Bildung geworden. Schon zu Anfange des zwölften Jahrhunderts hatte dieser König verordnet, daß alljährlich zwanzig georgische Jünglinge, welche sich durch ihre Befähigung auszeichneten, nach Athen geschickt werden sollten, um dort römisch-griechische Weisheit zu lernen.

Der solchergestalt vermittelte europäische Einfluß scheint jedoch zur Läuterung des Geschmacks in der georgischen Literatur nicht viel beigetragen zu haben. Ich habe das »Pantherfell« in der russischen Uebersetzung Rajewsky's, theilweise mit Vergleichung des Textes gelesen, und wenn ich hiernach ein Urtheil fällen sollte, so würde dies nicht besonders günstig lauten.

Doch kann, wie schon oben bemerkt, wegen meiner ungenügenden Kenntniß der Sprache mein Urtheil über die georgischen Dichtungen nicht maßgebend sein, denn bei dem Mangel an Gedanken und Gestalten in diesen Werken, müssen ihre Hauptvorzüge wohl in der Schönheit der Sprache und Form bestehen, sonst wäre es unmöglich, daß die Georgier sich so daran begeistern könnten, wie wirklich der Fall ist.

Wollte man z. B. die Erzeugnisse mancher unserer gepriesenen Dichter ihrer schönen Form und Sprache entkleiden, so würde ebenfalls nicht viel übrig bleiben.

David Tschubinoff, einer der gründlichsten Kenner georgischer Sprache und Literatur, der im Verein mit Brosset und Palawandoff die neueste kritische Ausgabe des »Pantherfells« besorgt hat, sagt darüber:[13]) Schon der Umstand, daß Rustawel's Gedicht ein volksthümliches geworden, spricht für seinen hohen poetischen Werth. Aber mit den Schöpfungen eines Homer, Virgil, Tasso und anderen unsterblichen Dichtungen duldet es keine Vergleichung.

Viele Stellen erinnern an die heilige Poesie der Hebräer, an Homer und andere Dichter des klassischen Alterthums, während der Stil durchweg orientalisch und besonders den Erzählungen von Tausend und Einer Nacht nahe verwandt ist, — dieselbe Uebertreibung im Pathetischen, dieselben hyperbolischen Ausdrücke ...

Die erste gedruckte Ausgabe des Wepchiß-Tkaoßani verdankt man dem kunstsinnigen und frommen Könige Wachtang VI., der selbst folgende Einleitung dazu schrieb:

»Preis und Ehre sei der heiligen Dreifaltigkeit! Ich, ein Nachkomme David's,[14]) ein Enkel des berühmten Wachtang, Neffe des gefeierten Artschil und des hochgefeierten Königs Georg von Kartali, Sohn des großen Königs Lewan (Leo) und Selbstherrscher Georgiens, Wachtang der Sechste, habe Typographen aus der Walachei kommen lassen und eine Buchdruckerei gegründet, zum Seelenheil der erwähnten Könige, meines Vaters und meiner Mutter, der Tochter des Fürsten Guri, zum Seelenheile meiner selbst und meiner Gemahlin Russudani, der tscherkessischen Fürstentochter, und zur Erbauung unserer Kinder.«

Das sehr weltlich geschriebene Gedicht theilt mit dem hohen Liede Salomonis und den Liedern Hafisen's das Schicksal mystischer Deutung. Es war dem hochseligen Könige Wachtang unangenehm, daß die gewöhnlichen Leser in diesem Gedichte vorzugsweise der Darstellung menschlicher Leidenschaften ihre

Aufmerksamkeit zuwendeten, und an den verführerischen Schilderungen der Liebe Gefallen fanden. Darum erklärte er das Ganze für eine bloße Allegorie zur frommen Erbauung, und versah es in diesem Sinne mit einem Kommentar und fortlaufenden Noten.

In der georgischen Prosodie wird nicht quantitirt, sondern bloß accentuirt. Auch die oben erwähnte Dichtung ist ganz auf den Tonfall gegründet. Der von Wachtang herausgegebene Text begreift 1589 vierzeilige Strophen, von welchen jede durch einen viermal gleichmäßig wiederkehrenden, dreisilbigen (daktylischen) Endreim gebunden wird ...

Die neuere Literatur der Georgier besteht größtentheils aus wundersamen Legenden, Heiligengeschichten u. dergl.

Zur näheren Veranschaulichung von Gehalt und Gestalt solcher Schriften lasse ich hier die Geschichte des Märtyrerthums des heiligen Dawith und Constantiné[1]) folgen, welche eins der besten Erzeugnisse dieser Art sein muß, da der Akademiker Brosset, der Hauptkenner des Georgischen, sie als Musterstück aufgenommen hat.

Leidensgeschichte der georgischen Heiligen Dawith und Constantiné.

Diese unbesiegbaren Märtyrer waren georgischer Herkunft, von den Grenzen Abchasiens, aus der Gegend von Argweth. Sie stammten aus einer Familie von Asnaours[2]), waren verwandt mit einander, tapfere und glänzende Krieger, und berühmt durch ihre Heldenthaten auf dem Schlachtfelde.

Nun vernehmt, wie das Aeußere des heiligen und unbesiegbaren Märtyrers Dawith war: stark und wohlgeformt, war sein Körper weder sonderlich groß, noch lächerlich klein; angenehm und vollendet in jedem Punkte, war er unmaßen

ſanft. Die Züge ſeines Geſichts waren gleichmäßig ſchön, ſeine Augen grau, ſein Bart kaſtanienbraun, ſeine Haut weiß, ſeine Naſe leicht gebogen. Mit großer Willenskraft begabt, gläubig, von hoher Sittenreinheit, war er ungefähr acht und dreißig Jahre alt.

Auch der heilige Conſtantiné war ſchön von Körper, hatte röthlich graue Augen, kaſtanienbraunes, glänzendes und gekräuſeltes Haar. Er beſaß große Beredſamkeit und beantwortete ohne Zögern die ihm vorgelegten Fragen; ſein Betragen war rein und rechtſchaffen; ſeine Hüften waren umgürtet mit Sitte. Ungefähr ſiebzehn Jahr alt, beobachtete er ſtrenge die Faſten, und ließ ſich anſchauen, ohne zu erzürnen.[17]) Weder Lügen noch Schwüre kennend, wandelten ſie beide einher, wahre Muſter der Frommen, gaben den Hungrigen zu eſſen, vertheilten Almoſen unter die Waiſen; kurz: ſie hatten die Vollkommenheit aller Tugenden.

Nun vernehmt, wie ihre Leidensgeſchichte ſich zutrug.

Es war in der Zeit, wo der Herr, um unſer Volk zu prüfen, gegen uns den Degen der Perſer ſandte, und wo, um unſere Sünden zu ſtrafen, Murwan Abu'l-Caſſim der Taube, Sohn der Schweſter des abſcheulichen Betrügers Muhammed, welcher das ganze Land der Sarazenen verführte, und ſein trügeriſches Wort triumphiren machte, uns heimſuchte. Es geſchah ſolches aber im Jahre 6223 nach Erſchaffung der Welt, oder 777 nach der Kreuzigung unſeres Heilandes.

Da dieſer Gottloſe (Murwan Abu'l-Caſſim) die Sendung erhalten hatte, unſer Land und noch andere Länder ganz zu verwüſten, ſo verſammelte ſich das Volk in der Zahl von 1330 Mann, unter Anführung der Heiligen Dawith und Conſtantiné, welche Alle ermahnten, Jeſum Chriſtum nicht zu verläugnen.

Die perſiſchen Heerſchaaren, zahlreich und kriegeriſch,

begannen mit einem Vortrab von 9000 Mann Abends den Angriff.

Die Schlacht dauerte bis zum Hahnenschrei; 1250 Mann fielen unter den Streichen der Perser, diejenigen aber, welche die Schlacht überlebt und sich zurückgezogen hatten, wurden unversehens überfallen und Alle hingeschlachtet als Opfer Christi. Nur Wenige blieben in den Wäldern versteckt. Die Heiligen aber, Dawith und Constantiné, wurden gefangen und vor den Tyrannen geführt; und da sie Jesum hartnäckig bekenneten, wurden sie stark mißhandelt von diesen ungläubigen Menschen, darum daß sie laut die Mysterien der Gewalt des Heilandes verkündet hatten. Sie wurden verdammt, umzukommen in den Wassern des Rion, weil sie die ihnen gewordenen Befehle und Verheißungen verachtet hatten.

Aber die Heiligen hörten ihr Urtheil mit Freude an, und baten Gott, daß er ihre Leiber bewahren möge vor der Verwesung des Grabes, und daß Alle, welche daran rührten und ihren Namen anriefen, frei würden von allen Schmerzen.

Und einige Gläubige bemerkten hiernach einen Heiligenschein ihre Häupter umschweben, und sie trugen die Leichen davon und bestatteten sie unter den Steinplatten der Kirche und unter dem Altar.

Es ist aber dieser Ort Uthmini geheißen, und es geschehen daselbst zahllose Wunder zum Ruhme Gottes und Seiner Heiligen. Amen.

Siebenunddreissigstes Kapitel.

Letzte Eindrücke von Tiflis.

War ein Aufruf geschehen gen Daghestan,
Zogen die Krieger vom Thal und Gebirg' heran,
Des Kaisers Armee vom Russenland,
Die Armenier in flatterndem Kriegsgewand,
Der Tataren rothbärtiger Räubertroß,
Die gepanzerten Reiter von Nachethos;
Die Stämme von Kolchis, vom Ararat,
Kamen alle gezogen zur Kyrosstadt.
Und die Horden halten — der greise Sardaar
Reitet auf und ab und mustert die Schaar.
Es ertönen die Hörner, die Trommel schallt,
Daß es laut von den Bergen rings wiederhallt.
Und auf den Dächern der Häuser stehen
Die Frauen und Kinder — im Morgenwind wehen
Die bunten Gewänder und manch' Auge wird feucht,
Wie's hinab auf die Schaaren der Krieger steigt —
Weint die Mutter den Sohn, und das Weib den Mann,
Die zu Felde ziehen gen Daghestan . . .

Es war die letzte Musterung, welche der greise Sardaar (General von Neidhart) in Tiflis hielt. Er wurde abberufen, und nach ihm bezog Graf (jetzt Fürst) Woronzoff den Palast der Statthalter vom Kaukasus.

Bald darauf sagte auch ich der alten Kyrosstadt Lebewohl, um durch die Wälder von Kolchis zu pilgern, die Küsten des Schwarzen und Asow'schen Meeres zu besuchen,

die Krim zu durchwandern und mich dann von Odessa nach Konstantinopel einzuschiffen. Selten, vielleicht nie mehr, hat Tiflis solch zauberischen Glanz, solchen Zudrang von Menschen, solch wunderbare Pracht in seinen Mauern gesehen, als während der Festlichkeiten, welche zu Ehren der Ankunft des neuen Statthalters und seiner Familie begangen wurden.

Suchen wir, um uns das Ganze besser zu veranschaulichen, noch einmal einen raschen Gesammtüberblick von Tiflis zu gewinnen.

Zwischen kahlen, aus Kalkstein und Thonschiefer aufgeschichteten Bergen, welche nur gegen Norden und Süden eine Oeffnung lassen, dehnt sich die unregelmäßig gebaute Stadt in einem vom Kur (Kyros) durchschlängelten Thale aus, solchergestalt, daß alle Hauptstraßen, Plätze und größeren Gebäude auf der rechten Seite des Stromes liegen. Gegen Süden lehnt sich die Stadt an einen etwa 400 Fuß über den Wasserspiegel des Kyros aufsteigenden, von Süd-West herlaufenden Hügelrücken, welcher die mächtigen Ruinen der uralten Festung Narikalé trägt. Im Westen ist der höchste Punkt der schon oft genannte Mta-Zminda, oder heilige Davidsberg, der sich 1050 Fuß über die Kurbrücke erhebt und demnach eine absolute Höhe von 2150 Fuß hat, da das Kyrosthal hier (nach dem sehr genauen Nivellement, welches Parrot mit Herrn von Behaghel von Tiflis bis zum Schwarzen Meere gemacht), 1100 pr. Fuß über der Meeresfläche liegt. [*])

Nach allen Seiten steigen würfelförmig gebaute Häuser, bald einzeln, bald in unregelmäßigen Gruppen die Berge hinan und überall fällt der Blick auf strotzendes Gartenland.

Gewährt so Tiflis schon an und für sich durch seine malerische Lage eine reiche Abwechselung fesselnder Bilder, um wie viel mehr, wenn es sich im Festschmucke zeigt!

Das herrlichste Wetter begünstigte die Festlichkeiten. Die Straßen waren trocken und der Himmel heiter.

Alle Häuser der wohlhabendern Einwohner waren behangen mit kostbaren Stoffen, alle Bazars mit reichen Teppichen ausgelegt, alle Straßen mit Blumen bestreut. Einige Fontainen waren mit blutrothem Wein gefüllt, was besonders bei abendlicher Beleuchtung ein zauberhaftes Farbenspiel erzeugte.

Am blendendsten aber war das Schauspiel in der Hauptstraße der Stadt, wo der Sardaar seinen Einzug hielt. Nur in Rom, während des Karnevals, habe ich Aehnliches gesehen. Auf den Dächern, auf den Balkons und Gallerieen leuchtete Kopf an Kopf aus den schönen Gewändern hervor. Jedes Haus war zu einem Piedestal lebender Bilder, jedes Fenster zum Rahmen der Schönheit geworden.

Strahlender als alle übrigen aber war Dein Antlitz, Julia, Du wonniges Wesen! Du warst ein Fremdling in diesem Lande, aber die Töchter des Gebirges beneideten Dich um Deine Schöne, und sie nannten Dich »die Rose vom Kaukasus. Und nie haben zwei so kleine Füße so viel Schönheit, Tugend, Hoheit und Anmuth getragen, als Deine Füßchen!

Wir werfen einen flüchtigen Blick auf die festliche Abendbeleuchtung der Stadt und nehmen dann Abschied auf immer.

Ganz Tiflis schien in ein Feuermeer verwandelt; alle Berge in der Runde schienen zu flammenden Vulkanen geworden; die Erde athmete warm; auf allen Plätzen brannten bengalische Feuer; auf allen Dächern loderten Fackeln; schimmernde Lampenreihen durchzogen die Stadt in allen Richtungen, gleich blitzenden Perlenschnüren, und dazwischen wandelten die leichtfüßigen Töchter von Tiflis in luftigen Gewändern, und die stattlichen Männer des Gebirges im silbernen Waffengeschmeide.

Das schönste Märchen der Tausend und Einen Nacht kam dieser Wirklichkeit nicht gleich ... Jetzt scheiden wir von Tiflis, und in wenigen Tagebuchblättern erzähle ich Euch meine Erlebnisse auf der Reise zum Schwarzen Meere.

Achtunddreissigstes Kapitel.

Wanderung zu den Ländern am Schwarzen Meere.

I.

Mtzchetha. Gori. Uphlis-Ziche.

April 1845.

Von Tiflis bis Mtzchetha [12]) bieten die Hügelketten, welche den Weg begränzen, einen ziemlich einförmigen und kahlen Anblick. Von dort bis Gori zeigt sich schon eine reichere, mannigfaltigere Vegetation, und man fährt zwischen frühlingsbunten Hügelreihen und üppig bewachsenen Fluren, welche nur hin und wieder durch kahle, wüste Flächen unterbrochen werden.

Von der Herrlichkeit der alten Hauptstadt ist jetzt nichts mehr zu sehen; nur einige zeitverwüstete Ruinen, eine schöne, gut erhaltene Kirche und etwa hundert von armen Georgiern und Armeniern bewohnte Häuser zeigen die Stelle, wo sie gestanden. Wie in der Geschichte, so auch in den Sagen und Liedern des Volks, spielt Mtzchetha eine große Rolle.

Hier ist der Schauplatz des durch meine Uebersetzung in Deutschland bekannt gewordenen Gedichtes von Lermontoff: »der Tscherkessenknabe«.

Interessant war es mir, in Bezug auf die alten Trümmer des Schlosses von Mtzchetha unter dem Volke eine Sage zu finden, wovon die meisten Völker Europa's Analoges aufzuweisen haben. Sie erzählt von einer schönen, kubleriſchen

Königin, welche vor Zeiten das Schloß bewohnte, und durch Liſt oder Gewalt die jungen Wanderer, die des Weges zogen, zu ſich lockte, und, wenn ſie ihrer frechen Luſt gefröhnt, die Betrogenen von den Zinnen der Veſte hinabſtürzen ließ in der Aragua Flut. Ein gruſiſcher Dichter hat die Sage poetiſch bearbeitet; das Gedicht iſt zu lang und weitſchweifig, als daß ich es hier ganz wiedergeben könnte; ich werde nur einige Strophen davon anführen:

„Zu der Schneegebirge Füßen,
Gruſiens alter Hauptſtadt nah',
Wo die gelben Ströme fließen,
Kyros und Aragua,
Steht ein Schloß — zerſtört, zerfallen
Längſt, im Sturmesſchritt der Zeit;
Doch noch zeugen ſeine Hallen
Von vergang'ner Herrlichkeit;

Und noch bluht im blum'gen Duft es,
Um der Mauern grauen Kreis,
Aus den ſchatt'gen Bäumen ruft es,
Ruft es laut und flüſtert's leis.
Nur zur mitternächt'gen Stunde
All' der bunte Zauber weicht,
Athmet's ſchaurig in der Runde;
Der Geſang der Vögel ſchweigt" . . .

Dann beſchreibt der Sänger die böſe Bewohnerin des Schloſſes, und wie ſie fortlebte im Fluche des Volks:

„Schön war ſie — doch ihre Schöne
Nie ein liebend Herz gewann;
Jung war ſie — doch Gruſiens Söhne
Sahen ſie mit Schaudern an u. ſ. w."

Nachdem er darauf lebhaft ihren frevelhaften Lebenswandel geſchildert, läßt er ihr die Strafe auf dem Fuß folgen. Sie

verliebt sich nämlich in einen Mann, welcher trotz allen Versprechungen und Drohungen ihre Liebe unerwiedert läßt. Der Dichter malt ihn also:

„Groß und schön sind Grusiens Söhne,
Aber nie betrat ihr Schloß
Je ein Mann, den solche Schöne,
Solcher stolze Muth umfloß."

Und bei seinem Anblick steigen Gefühle in ihrem Herzen auf, die sie nie gekannt; reuezerknirscht sieht sie zurück auf ihr fluchbeladenes Leben und verspricht an der Hand ihres neuen Geliebten auch in einem neuen Leben zu wandeln. Aber der weist sie kalt zurück, und erwiedert ihre Anträge mit stolzer Verachtung. Sie kämpft einen langen Kampf; endlich trägt ihr Stolz den Sieg davon, und sie weiht den jungen, unerbittlichen Grusier einem furchtbaren Tode. Der Dichter fährt fort:

„Wird sich nie ein Rächer finden
Der dem Frevel Halt gebeut,
Und sie straft für ihre Sünden?
Doch der Rächer ist nicht weit,
Kennt nicht Gnade noch Verzeihung:
Selber rächt die Liebe sich,
Nimmer duldet sie Entweihung,
Ihr Gericht ist fürchterlich!"

Die Königin findet nach dem Tode ihres Geliebten nicht Ruhe mehr; die alte Liebe taucht wieder auf mit all' ihrer Macht, und verfolgt sie wie ein drohender Schatten. Und die Gewissensbisse, der Sünde peinigende Kinder, foltern sie Tag und Nacht, bis die Lebensmüde endlich durch ihren Tod die strafenden Mächte versöhnt.

II.

April 1845.

Gori, unſer erſter Anhaltpunkt, iſt eine Stadt von nur ein paar Tauſend Einwohnern (die Garniſon ausgenommen, welche ſich auf 5000 Mann beläuft), aber für Jemanden, der gruſiſches (georgiſches) Leben und Treiben kennen lernen will, der wichtigſte Punkt des Königreichs.

In Tiflis iſt das ruſſiſche Element ſchon ſeit zu langen Jahren vorherrſchend geweſen, als daß die armeniſche und gruſiſche Bevölkerung dieſer Stadt von ſeinem Einfluß hätte frei bleiben können. In Gori iſt dies weniger der Fall, weshalb ſich auch hier die Eigenthümlichkeiten und Sitten des Volks in größerer Reinheit erhalten haben. Wir waren gezwungen, hier bis zur Durchreiſe der Gräfin Woronzoff, welche in dieſen Tagen erwartet wurde, zu verweilen, da auf den Stationen alle Pferde für die Gräfin und ihr Gefolge in Bereitſchaft gehalten werden mußten.

Die Reiſenden in den ruſſiſchen Landen befinden ſich immer in einer mißlichen Lage, wenn auf dem Wege, welchen ſie zu machen haben, zufällig irgend eine hohe Perſon erwartet wird. Man muß in einem ſolchen Falle zuweilen ganze Wochen lang vergeblich auf Pferde warten. In dem europäiſchen Rußland iſt dem Uebel leichter abzuhelfen, da man dort faſt überall bei den Bauern Miethpferde findet, welche man freilich oft mit dem Dreifachen des gewöhnlichen Preiſes bezahlt, dafür aber auch der Unannehmlichkeit überhoben wird, die Zeit nutzlos auf den ungaſtlichen Stationen zu vergeuden.

Von dem Oberſt Kapioff, Chef des hier ſtehenden Regiments, wurden wir mit großer Freundlichkeit aufgenommen, wie ſich überhaupt Gaſtfreundſchaft noch in hohem Grad bei den Ruſſen findet. Da das Haus des Oberſten der Ver-

einigungspunkt der vornehmern Gesellschaft von Gori ist, so hatten wir Gelegenheit, einige der vielgepriesenen Schönen der Stadt etwas genauer kennen zu lernen. Zudem hatte der Oberst die Güte, heute Morgen mit uns ein paar Fürstinnen in ihren Wohnungen zu besuchen; wir wurden jedoch nur von der jungen Fürstin Martha Eristaff empfangen, deren anmuthiger Wuchs und üppiges Haar in ganz Georgien berühmt sind.

Der Oberst gebrauchte die Vorsicht, ehe er mit uns zur Fürstin fuhr, sich eine Stunde vorher bei ihr anmelden zu lassen, »denn,« sagte er kundig lächelnd, »eine schöne Georgierin zeigt sich nie den Augen eines Fremden, wenn ihr nicht Zeit gelassen wird, erst gehörig Toilette zu machen und besonders Schminke aufzulegen.«

Es ist hier, däucht mir, der Platz, noch einige ergänzende Worte über die weltberühmte Schönheit der Georgierinnen zu sagen. In Europa denkt man sich gewöhnlich unter einer Georgierin ein hohes schlankes Wesen, von üppiger Leibesgestalt, in weite, reiche Gewänder gehüllt, mit dichtem, schwarzem Haar, lang genug, um alle Männerherzen damit fesselnd zu umschlingen, mit freier, edler Stirn, und ein paar Augen, welche alle Geheimnisse von Sinnen- und Seelenlust in ihren dunkeln, räthselhaften Zauberkreis festbannen. Ihr Gang ist Wollust. Freude geht vor ihr her und Bewunderung folgt ihr. Die Blumen, die sie zertritt, blicken noch sterbend, lustzitternd empor, und senden der Schönen opfernd ihren Duft nach.

Mit solchen Ideen kommen die Fremden gewöhnlich nach Georgien und — finden sich seltsam enttäuscht. Die Reisenden, welche mit so hochgespannten Erwartungen das durch Geschichte und Sage mit einem Nimbus umgebene Wunderland betreten, bleiben entweder hartnäckig bei ihrer vorgefaßten Meinung, oder sie gehen flugs zum andern Extrem über, und finden Alles schmutzig, häßlich, ekelhaft, zum Entsetzen. Die Wahrheit

liegt in der Mitte. Das Volk der Georgier ist, im Ganzen genommen, unleugbar eines der schönsten Völker der Erde. Aber obgleich ich ein großer Verehrer von Frauen bin, muß ich doch hier den Männern unbedingt den Preis vor dem andern Geschlecht zuerkennen. Hierin stimmen alle diejenigen gebildeten Bewohner Georgiens mit mir überein, welche Auge, Geschmack und unparteiisches Urtheil haben. Noch muß ich hinzufügen, daß von jener höhern Schönheit, wo Herz, Geist und Gemüth sich im Auge wiederspiegeln, am ganzen Kaukasus, unter Frauen wie Männern, wenig Spuren zu finden. Ich habe so ziemlich Alles gesehen, was Georgien von Weibern Schönes in sich schließt, aber kein Gesicht ist mir vorgekommen, das mich ganz befriedigt hätte, obgleich die anmuthige Tracht der Bewohnerinnen dieses Landes sehr zur Erhöhung ihrer Reize beiträgt.*) Es fehlt dem Gesicht ganz jener edlere geistige Ausdruck, welcher schönen Europäerinnen einen so eigenthümlichen Zauber verleiht. Diese können noch Liebe erwecken und Herzen gewinnen, selbst wenn die Zeit ihrer Blüthe längst vorüber ist; bei einer Georgierin hingegen welkt mit der Jugendfrische Alles dahin.

Das Auge, welches von jeher, trotz seines scheinbaren Feuers, nichts als Ruhe und träge Wollust geathmet, nimmt einen matten Ausdruck an; die an und für sich schon die Schönheitsgränze etwas überschreitende Nase erscheint in Folge der früheinfallenden Wangen in so unnatürlicher Größe, daß viele Leute glauben, sie nehme mit den Jahren wirklich an Umfang zu, und der Busen, welcher hier zu Land eben keine versteckte Rolle spielt, nimmt gar zu früh einen schlottrigen Charakter an — lauter Erscheinungen, welche bei Europäerinnen seltener, unmerklicher und in weit geringerem Maß stattfinden. Rechnet man dazu noch die in Georgien bei Jung und Alt verbreitete Sitte des Auflegens weißer und rother Schminke, so begreift man, daß solche und ähnliche zu sehr in die Augen

springende Toilettenkünste nur schmälernd auf die gute Meinung des Beobachters einwirken können.

Die Wohnungen des Fürsten dieses Landes bieten einem, durch europäische Pracht verwöhnten Auge wenig Anziehendes dar. Ueberhaupt habe ich einen, sich in vielen Dichtungen und Reisebeschreibungen oft wiederholten Ausdruck nie verstehen können; ich meine den Ausdruck: orientalischer Luxus. Wo dieser weitgerühmte Luxus zu finden ist, weiß ich so wenig, wie einer von den vielen mir bekannten Reisenden, welche das Morgenland in allen Richtungen durchzogen haben. Die Perser, Tataren und Georgier leben in ihren Wohnungen wie das liebe Vieh; selbst die Häuser der Großen und Reichen unter ihnen können sich mit denen unseres wohlhabenderen Mittelstandes nicht messen.

Die einzigen werthvollen Gegenstände, welche man in den Wohnungen der Reicheren dieser Länder findet, sind schöne Teppiche, Waffen und Kleidungsstücke. Vorzüglich auf letztere wird eine große Sorgfalt verwendet. Die Pracht der Kleider steht in gar keinem Verhältniß zu den engen, schmutzigen, oft ekelhaften Wohnungen.

Wir machten in Begleitung einiger Kosaken einen Ausflug nach dem nur etwa sechzehn Werst von hier gelegenen, berühmten Felsenschloß Uphlis-Ziche,[21]) wovon Dubois in seinem trefflichen Reisewerk eine genaue Zeichnung und Beschreibung gegeben hat. Eine kürzere, aber nicht minder richtige Schilderung findet man in der alten georgischen Geographie des Zarewitsch (Königssohn) Wachuscht, wo es also heißt: »Ueber der Ebene von Achurian, auf einem Berge, welcher unten mit dem Felsen von Ewernak zusammenhängt, am Ufer des Mtewar, liegt Uphlis-Ziche, eine Burg, erbaut von Uphlos, dem Sohn des Karthlos. Bis zu den Zeiten des Tschingis-Chan stand hier eine Stadt; heutzutage sieht man nur noch die Ruinen davon. Die Bauart

und Einrichtung des Ganzen war bewunderungswürdig. Es waren große, in den Felsen gehauene Gemächer und Säle; man sah daselbst gleichfalls eine in Stein gehöhlte, ungeheure Grotte, welche sich bis Mtewar hin erstreckte. Oestlich davon dehnt sich ein steiler Abgrund aus, wo sich eine Menge in den Felsen gehauene, jetzt unzugängliche Höhlen befinden ꝛc.

Von den Gemächern, Höhlen und Grotten sieht man heutiges Tages immer noch genug, um zur Bewunderung des unbeugsamen Willens und der eisernen Kraft hingerissen zu werden, welche dem starren, unwirthlichen Felsen hier Wohnung und Schutz abtrotzte. Die Gemächer sind mit einer Regelmäßigkeit und Kunstfertigkeit gearbeitet, welche in Erstaunen setzen. Die Decken sind mit Bildhauerarbeit, die Wände mit Inschriften verziert. Von der Höhe des Felsens hinab genießt man einer entzückenden Aussicht. Doch dies ist eine abgedroschene Bemerkung, welche ebenso gut hätte wegbleiben können, da in allen Reisebeschreibungen regelmäßig eine entzückende Aussicht jeder Berg- oder Felserklimmung folgt.

In dem Saale, wo einst die große Königin Thamar gewohnt haben soll, meckerte bei unserm Eintritt vergnügt eine Heerde junger Ziegen. Aehnliches findet der Reisende häufig, wenn er in Georgien oder Armenien die Ruinen der Tempel und Paläste der Vorzeit besucht.

Der Weg von Gori nach Uphlis-Ziche bietet die großartigsten Bilder und die mannigfaltigste Abwechselung dar. Die grusischen Landschaften haben einen besondern Reiz für mich. Ich sage für mich, da ich eine Menge Leute gefunden habe, welche hier nichts Schönes entdecken können, und die grellen, stark ausgeprägten Frühlingsfarben des Nordens, dem sanft verschmolzenen Farbenspiel eines grusischen Frühlings vorziehen. Nirgends gewahrt hier das Auge scharfe Umrisse: alles ist so weich, so hingehaucht, farbenunbestimmt. Das Eine verliert sich in dem Andern, gleich den umrißlosen Farben

des Regenbogens, und das Ganze erzeugt mehr eine große, feierliche, als heitere Stimmung. Eine ſtille Wehmuth ſcheint aus Wald und Gebirg herüberzuwehen; die Natur ſcheint hier für den Menſchen zu denken, bald ſtumm, im ruhigen Glanze des Himmels und der Gletſcher, bald laut im Geſange der Vögel, im Murmeln der Waſſer, im Rauſchen der Wälder.

Neununddreissigstes Kapitel.

III.

Kutaïs.

April 1845.

Mein Freund Henry Seymour war von Tiflis aus mein Reisegefährte gewesen, in der Absicht, mich bis zum Schwarzen Meere zu begleiten. Indeß, schon in Gori kam er auf andere Gedanken. Das halsbrechende, unbequeme Fahren in der russischen Telèga brachte ihn so außer sich, daß er schwur, niemals wieder einen solchen Marterkasten (wie er das Fuhrwerk nicht ohne Grund nannte) zu besteigen. Da aber seine Diener weit und breit keine bequemere Equipage auftreiben konnten und seine Reisekoffer auf Pferden nicht gut zu transportiren waren, so entschloß er sich, seiner Reiselust in Gori ein Ziel zu setzen, ein Floß zimmern zu lassen und solchergestalt zu Wasser nach Tiflis zurückzukehren; ein unerhörter Gedanke, der aber mit englischer Zähigkeit wirklich ausgeführt wurde.

* * *

Hinter Gori hatten wir unter großen Schwierigkeiten für uns und unser Gepäck über den hier in drei Arme sich ausbreitenden Kyros zu setzen. Bis Gargarenskaja, der ersten Station auf der Straße nach Kutaïs, bot sich dem Auge wenig Bemerkenswerthes. Von dort aus aber entfaltete sich vor uns eine Pracht und Mannigfaltigkeit der Landschaft, wie sie nur Kolchis mit seinen blühenden, wasserbelebten Thälern, begrenzt von grünen Hügelreihen und massenhaften, wunderlich gezackten Felsen zu erzeugen vermag. Der Weg schlängelte sich an den reichbewachsenen Borden der Tschcherimella und Quirila hin, in deren hochangeschwollenen, lautrauschenden Wassern die malerisch-zerrissenen, quellendurchbrochenen Felsenmauern sich spiegelten. Die Vegetation giebt hier schon einen Vorgeschmack von dem durch Fallmerayer so glücklich benannten, so meisterlich beschriebenen »immergrünen Buschwalde von Kolchis«.

So zauberhafte Eindrücke hatte mir noch keine Reise geboten. Alles Ungemach des Weges wurde darüber vergessen, aller Aerger über die oft unsägliche Schwierigkeit des Fortkommens unterdrückt. Auf der letzten Station vor Quirilskaja (so benannt nach der Quirila) mußte ich drei Stunden warten, ehe es mir gelang, eine alte schwerfällige Araba mit zwei eben so schwerfälligen Ochsen zur Fortschaffung meines Gepäcks aufzutreiben. Das von einem dürren, hochgewachsenen Imerier geführte Ochsengespann zog voraus und ich folgte mit meinem Diener zu Pferde nach. Der Zug bewegte sich aber, Dank dem schwerfälligen Fuhrwerk, so langsam, daß wir volle zehn Stunden brauchten, um die nächste Station zu erreichen, während wir unter andern Umständen den Weg bequem in zwei bis drei Stunden zurückgelegt hätten.

Spät am Nachmittage, kurz vor einbrechender Dämmerung, waren wir ausgezogen und hatten so die ganze Nacht zu durchwandern. Ich hätte die Reise lieber am Tage gemacht,

durfte aber keine Zeit verlieren, um das Schiff nicht zu verfehlen, welches mich von Redut-Kalé weiter führen ſollte. Anfangs war ich ſehr mißgeſtimmt darüber, dieſen mit Naturſchönheiten ſo geſegneten Theil des kolchiſchen Wunderlandes in nächtlicher Weile durchziehen zu müſſen. Und wie jede Mißſtimmung immer ganze Schwärme trüber Gedanken nach ſich zieht, ſo drängte ſich in Kopf und Herzen Alles zuſammen, was ich in den letzten Monaten Bitteres erfahren und Thörichtes gethan hatte. Kaum vernarbte Wunden brachen wieder auf, qualvolle Erinnerungen ſtürmten auf mich ein. Ich ließ den Kopf hängen und war ſehr traurig. Plötzlich ſchien es mir, als würde es helle um mich. Ich hob die Augen empor: Aus den Bergen war der Mond aufgeſtiegen, anfangs leicht von zerriſſenen Wölkchen umſchleiert, dann in ſeiner ganzen Glorie ſtrahlend. Die Wellen der Tſchcherimella ſchimmerten wie Diamanten, die Felſen und Bäume warfen lange Schatten in's Thal. Wem würde es gelingen, die Zauber einer kolchiſchen Mondnacht zu malen! Ein Blick auf dieſe weichen Licht- und Schattenbilder um mich her, und mein Herz war ſo leicht und meine Stirne ſo klar, als wäre nie ein Wölkchen darüber hingezogen.

Die feierliche Stille der Nacht wurde durch nichts unterbrochen, als durch das Rauſchen der ſchimmernden Wellen zu unſerer Rechten und das Murmeln und Plätſchern der links von den hohen Felswänden ſtürzenden Quellen. Ich grollte dem Führer nicht mehr, daß er ſeine Ochſen ſo langſam trieb; ich war ſelig im Genuſſe des Schönen um mich her und hätte dieſer Nacht die Dauer eines Jahres geben mögen. Alle trüben Erinnerungen waren verſchwunden und nur heitere Bilder dafür an die Stelle getreten.

Aber ſchnell wie es hell geworden war, wurde es auch wieder dunkel. Dicke Regentropfen ſcheuchten mich auf aus meinen Träumereien, und bald ſtrömte es ſo heftig vom

Himmel herab, daß das Waſſer durch Kleider und Koffer drang. Fünf volle Stunden hatten wir den Regen (der noch den ganzen folgenden Tag hindurch anhielt) zu ertragen, ehe wir ein ſchützendes, wenn auch ſchmutziges Obdach erreichten. Sobald wir unſere Kleider getrocknet hatten und die Straße wieder einigermaßen fahrbar geworden war, ſetzten wir unſere Reiſe fort und erreichten nach drei Stunden Kutaïs, die Hauptſtadt des alten Königreichs Imerien (Imerethi).

* * *

Kutaïs, an beiden Seiten des Rion (Phaſis) gelegen, zeichnet ſich durch ſein herrliches Klima, ſein gutes Waſſer und ſeine anmuthige Lage aus. Roſen, Krokus, Azaleen blühen im Winter unter freiem Himmel. Die Umgegend iſt aller Naturreize voll, welche Waſſer, Wälder und Berge zu erzeugen vermögen.

Die Einwohner von Kutaïs, deren Zahl ſich ohne die Garniſon auf 2—3000 beläuft, ſind ein Gemiſch von Imeriern, Armeniern, Juden und Ruſſen; hin und wieder ſieht man auch einige Türken und Griechen. Die Haupterwerbsquelle der Stadt iſt Handel.

Die imeriſchen Häuſer unterſcheiden ſich durchaus von den würfelförmig gebauten Steinhütten der Georgier und nähern ſich in ihrer Bauart mehr unſerm Geſchmack. Sie ſind klein, von Holz, mit breiten, oben ſpitz zulaufenden Dächern.

Seit der letzte König von Imerien: Salomon II. im Jahre 1810 dem Andrange der Ruſſen erlag und aus ſeinem Lande flüchten mußte, iſt dieſes kleine Königreich zu einer ruſſiſchen Provinz geworden und Kutaïs der Sitz eines ruſſiſchen Landhauptmanns, der von hieraus zugleich Gurien, Mingrelien und Abchaſien verwaltet.

Die Hauptzierden der Stadt ſind: der von uralten rieſigen Linden beſchattete Boulevard und der weite Marktplatz, an welchem die umfangreichen Gebäude der ruſſiſchen Behörden und des Gymnaſiums ſtehen.

Kutaïs iſt reich an maleriſchen Ruinen aus der alten Zeit. Doch wird bald nichts mehr davon übrig ſein, da die Trümmer der alten Kirchen und Klöſter von den Ruſſen als Material zu neuen Bauten benutzt werden. Einen beſonders großartigen Anblick gewähren die Ruinen der ſeit Alters berühmten Burg von Kutaïs, welche einen am andern Ufer des Rion ſteilanſteigenden, die Stadt beherrſchenden Berg krönen. Dubois hat in ſeinem trefflichen Reiſewerke eine in's Einzelne gehende Beſchreibung all dieſer Alterthümer gegeben.

In ſeiner Geſammtheit macht Kutaïs einen ziemlich modernen Eindruck und bietet (abgeſehen von den Naturſchönheiten, welche den Rahmen der Stadt bilden) keinen ſo großartigen Anblick, wie Gori, wo Alles jenen grauen, alterthümlichen Anſtrich trägt, der gefällt, ohne zu blenden, der zum Nachdenken anregt und unwillkürlich Auge und Geiſt zurückruft in das Dunkel vergangener Jahrhunderte.

Nach der Angabe des Kreishauptmanns zählt Imerethi heute 200,000 Einwohner, worunter 60 [illegible] Fürſten und ungefähr 11,000 Edelleute befinden! Dieſe Zahlen mögen genügen, eine Idee von der heutigen imeriſchen Ariſtokratie zu geben, und beſonders die hieſige Bedeutung des Titels »Fürſt« etwas anſchaulicher zu machen.

Die Adeligen dieſes Landes ſind, mit wenigen Ausnahmen, nicht reich, ſondern nur etwas weniger arm als die übrigen. Wie ich mehrfach auf der Herreiſe von Beamten und Offizieren gehört habe, ſoll die Volksarmuth in den letzten Jahren noch bedeutend zugenommen haben, beſonders in Folge von Ueberſchwemmungen und daraus entſpringenden Mißernten. Im Dezember vorigen Jahres trat die Quirila aus ihren Ufern

und überströmte das ganze umliegende Land, wodurch eine förmliche Hungersnoth erzeugt wurde. Man zeigte mir noch auf den letzten Stationen vor Kutais die Spuren der Verwüstung, welche sich nicht allein in verödeten Aeckern und Gärten, in umgerissenen Zäunen und Häusern, sondern auch in schrecklichen Zügen auf dem Angesicht der Menschen kundthat.

Die Folgen so unglücklicher Ereignisse müssen um so dauernder und furchtbarer sein in einem Lande, wo der Ackerbau noch auf einer so niedrigen Stufe steht wie hier. Die Einwohner Imerethi's wissen so wenig Vortheil aus dem reichen und fruchtbaren Boden ihres Landes zu ziehen, daß selbst in günstigen Jahren der Ertrag ihrer Aecker kaum zur Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse ausreicht. Schon seit langen Jahren halten sich eine Menge Imerier in Tiflis auf, wo sie als Lastträger ihren Unterhalt verdienen. Der Imerier lebt, wie die meisten Völker des Orients, nur für den Augenblick, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. Bei alledem ist er gut, ehrlich und gastfrei. Diebstahl und Räubereien sind etwas Unerhörtes in diesem Lande, wo man mit der vollkommensten Sicherheit reist. Friedlich zu Hause, ist der Imerier furchtbar im Kriege, und die Miliz dieses Volkes hat sich immer durch ihre Tapferkeit in den Feldzügen der Russen gegen die Bergweiler ausgezeichnet. Bei allen Sitten- und Charakterschilderungen übrigens muß man immer eine Ausnahme mit den Leuten machen, welche in großen Städten, oder an der großen Heerstraße wohnen, denn dort findet man überall Spitzbuben und gewissenloses Gesindel.

Die Haupt- und Lieblingsspeise der Imerier wie auch der Mingrelier und Abchasen ist das Gemi, eine Art Hirsebrei, für europäische Zungen fast ungenießbar. Sonstige Lieblingsgenüsse des Volks sind Wein und Tabak, welche das Land im Ueberfluß hervorbringt. Den Tabak finde ich gut, aber der Wein ist schlecht, wahrscheinlich weil ihn die Leute nicht

zu behandeln wiſſen. Uebrigens wird hier, wie in allen chriſtlichen Ländern des Kaukaſus allgemein ſo viel Wein und ſo wenig Waſſer getrunken, daß ich mehr als einmal den Ausruf der Verwunderung gehört habe: »Er trinkt Waſſer wie Wein!« Gerade wie man bei uns umgekehrt ſagt: »Er trinkt Wein wie Waſſer!«

Nichts iſt ſchwieriger, unſicherer und undankbarer, als die Würdigung eines ſolchen in der Uebergangsperiode ſtehenden Volkes. Alles iſt hier unſtät, flüchtig, ſtets wechſelnd; nirgends findet man allgemeine, farbenbeſtimmte Umriſſe, auf welche man bei Darſtellung des Einzelnen fußen könnte, und das Urtheil des Reiſenden, welcher bei ſeinen Betrachtungen den erſten Eindrücken folgt, ohne die Geſchichte zur Baſis zu nehmen, muß ein ſehr ungünſtiges und ſchwankendes werden. Am ſchwierigſten wird die Betrachtung bei allen fremden, dem ruſſiſchen Scepter unterworfenen Völkern, deren Civiliſation Rußland unternommen hat, denn hier drängt ſich dem unbefangenen Beobachter unwillkürlich die Frage auf: »Sind die Ruſſen, welche ſelbſt noch auf einer ſo wenig Anerkennung findenden Stufe der Bildung ſtehen, auch ſchon befugt und berufen, andere Völker zu civiliſiren?«

Bis jetzt haben die Georgier durch ihre Berührung mit den Ruſſen nichts gelernt, als eine für ihr Land unzweckmäßige Kleidung zu tragen, ſtatt der bloßen Finger Meſſer und Gabeln beim Eſſen zu gebrauchen, auf Stühlen und Bänken zu ſitzen, ohne die Beine unterzuſchlagen ꝛc. Trotz allen von der Regierung angelegten Schulen und Anſtalten wird noch ein ganzes Jahrhundert vergehen, ehe wahre Bildung in dieſem Lande Wurzel ſchlagen und dem Volke eine höhere Richtung geben kann. Alle auf einer niedern Culturſtufe ſtehenden Völker ſind wie Kinder, und nehmen von den ſich ihnen zu Lehrern aufdringenden Völkern erſt alles Sonderbare, Auffallende an, ehe wahrhaft Nützliches bei ihnen Eingang findet;

sie müssen gleichsam erst alles Schlechte durchmachen, um zum Guten zu gelangen. Und eine solche Culturschule kann erst nach Jahrhunderten zu erfreulichen Resultaten führen; in der ersten Zeit werden die Lernenden immer scheinbar verlieren, da ihnen anfänglich unmöglich Ersatz für die Opfer, welche sie bringen, geboten werden kann, denn die größte Einfachheit kann nur durch die größte Feinheit der Sitten aufgewogen werden; alles Dazwischenliegende, einen Uebergang Bildende, steht weder dem einen noch dem andern gleich.

Vierzigstes Kapitel.

IV.

Von Imerien nach Mingrelien.

Der Phaſis. Die Chopi.
Waſſerfahrt durch den kolchiſchen Urwald nach Redut-Kalé.

April 1845.

Wir beſchleunigten unſere Abreiſe von Kutaïs und ritten die Nacht durch, um Redut-Kalé, den nächſten Hafen am Schwarzen Meere, möglichſt ſchnell zu erreichen, von wo uns der ruſſiſche Kriegsdampfer »Kolchis« die Tſcherkeſſenküſte entlang nach Anapa und von dort nach Kertſch führen ſollte. (Zu jener Zeit beſtand noch keine regelmäßige Verbindung zwiſchen der Küſte von Kolchis und den übrigen Küſten des Schwarzen Meeres. Nur einmal monatlich umfuhr ein von Kertſch kommender Kriegsdampfer das von ruſſiſchen Forts beherrſchte Gebiet der Oſtküſte bis zur türkiſchen Grenze, d. h. bis zur Feſtung St. Nikolaus, wo der Tſchorok mündet und von hier aus die Scheidelinie zwiſchen dem türkiſchen und ruſſiſchen Kolchis zieht. Mit Empfehlungen verſehene Reiſende wurden auf dieſem Dampfer weiter befördert, wenn ſie das Glück hatten, ihn gerade vor Redut-Kalé, wo er nur wenige Stunden, höchſtens einen halben Tag anlegte, zu treffen. Andernfalls mußten ſie vier Wochen auf die Wiederkehr des

Dampfers warten oder sich der Gnade griechischer Barken-führer anvertrauen, die sich ihre Dienste immer mit Geld aufwägen ließen.)

Von Kutais bis zur nächsten Station kamen wir leidlich schnell vorwärts. Bald aber stellten sich uns, außer den durch Ueberschwemmungen unterwühlten und gänzlich verderbenen Wegen, noch andere Schwierigkeiten des Fortkommens entgegen. Es fehlte in den Dörfern sowohl an Fuhrwerk wie an Lastthieren um unser Gepäck weiterzuschaffen. Nach unsäglichen Mühen gelang es uns endlich, einen elenden Karren und ein paar schwerfällige Ochsen aufzutreiben, deren bloßer Anblick mir alle peinlichen Gefühle wieder vergegenwärtigte, die frühere Ochsenfahrten in mir erzeugt hatten. Wer einmal in den Ländern des Kaukasus mit Ochsen gefahren ist, und es gewiß nicht zum Zweitenmale versuchen, wenn sich irgend eine andere Möglichkeit des Weiterkommens findet, und wer diese entsetzliche Geduldsprobe nie durchgemacht, kann sich keinen Begriff bilden von der Langsamkeit und Schwerfälligkeit, mit welcher ein kaukasisches Ochsengespann sich von der Stelle bewegt, und von der ermüdenden Langeweile, die den Reisenden dabei überschleicht. Die trägen, halsstarrigen Ochsen müssen von ihrem rauhstimmigen Führer durch Hiebe und wunderliche Kehllaute zu jedem Schritte aufgestachelt und ermuntert werden; sobald das Schreien und Prügeln aufhört, bleiben sie wie angewurzelt stehen.

Da uns aber keine Wahl gelassen war, so mußten wir uns schon zu dem Ochsenfuhrwerk, als dem einzigen Transportmittel für unser Gepäck, bequemen und unsern guten Pferden Gewalt anthun, um mit dem schwerfälligen Gespann gleichen Schritt zu halten. Das war noch schwerer, als ich gedacht hatte. Es ist herrlich, auf schnellfüßigem Roß die Steppe zu durchfliegen, gleichsam mit den Wolken um die Wette zu jagen; aber entsetzlich ist es, auf schnellfüßigem Roße

mit ſchwerfälligen Ochſen in Langſamkeit wetteifern zu müſſen. Ich hielt es nicht lange aus und zog vor, abzuſteigen und mein Pferd am Zügel führen zu laſſen. Bei mäßigem Schritt gewann ich bald einen bedeutenden Vorſprung, und konnte mich ſo allein an den durch Hügel, Wald und Waſſer gebildeten, reichen Naturſchönheiten um mich her mehr erfreuen, als in der Nähe des knarrenden Ochſengeſpanns mit ſeinem unaufhörlich ſchreienden Führer möglich war. Aber auch dieſer Genuß ſollte mir bald verleidet werden. Von der Seite her, wo der Phaſis (Rion) bei Kutais aus den, von der Gewalt des Stromes zerriſſenen Jurakalkfelſen in ſchmalem Bette hervorbrauſt, zog dunkles Sturmgewölk über unſern Köpfen zuſammen, ſo daß es Nacht wurde, noch ehe die Tageszeit zu Ende war.

Immer ſchwärzer und größer ballten ſich die Wolken über uns, bis ſie ſich endlich in einem furchtbaren Gewitter entluden. Der Donner rollte, als wäre die Erde aus ihren Fugen gegangen, die Blitze ſchoſſen bald in wunderlichem Zickzack, bald wie rieſige Feuerſchlangen vom Himmel herab und zeigten uns auf Augenblicke das ſchönheitsreiche Land um uns her in blendendem Farbenſpiele. Dann aber ſtürzte ein Wolkenbruch-ähnlicher Regen herab, der etwa eine halbe Stunde lang mit ſolcher Heftigkeit anhielt, daß wir, trotz aller Kleidungsvorſicht, Alle bis auf die Haut durchnäßt wurden, und auf dem überſchwemmten Wege weder vor- noch rückwärts konnten.

Zum Glück verlief ſich das Waſſer bald wieder weit genug, um die Fortſetzung unſerer ſchwierigen Reiſe zu ermöglichen. Da weder ein Unterkommen zu finden, noch an Kleidungswechſel zu denken war, ſo ſchlugen wir uns durch, ſo gut es gehen wollte, bis wir mit Tagesanbruch ein im Waldesdickicht liegendes mingreliſches Dorf am Ufer des Phaſis erreichten. Hier ruheten wir etwas aus und beſchloſſen, die Reiſe zu Waſſer fortzuſetzen.

Eine Barke war bald gemiethet, zwei junge, schöne Mingrelier dienten als Ruderer und ein hagerer Imerier führte das Steuer.

Das Wetter hatte sich vollständig ausgetobt, und der ruhige, warme, sonnenhelle Tag erschien uns nach der kalten, stürmischen Nacht um so erquicklicher und wonniger. Hatte sich in der Nacht wieder unwillkürlich in der Erinnerung Alles zusammengedrängt, was ich je Trübes im Leben erfahren, so riefen jetzt, als ich behaglich ausgestreckt, von der Sonne durchwärmt in der Barke lag, meinem Tschibuq den wohlriechenden Rauch des feinen mingrelischen Tabacks entlockend, die unbeschreiblich schönen Bilder um mich her auch nur Schönes und Herrliches in meiner Erinnerung hervor.

Schon der bloße Gedanke beseligte mich, auf dem Phasis zu fahren, dem sagengeheiligten Strome, der auch Phryxus, Jason und die Dioskuren getragen, — im Lande des goldenen Vließes zu weilen, das die Fürsten von Mingrelien noch heute im Wappen tragen, — das kolchische Wunderland zu durchziehen, wo der Palast des Aëtes und der Tempel der Leukothea gestanden, wo Kirke gehaust und ihre kräuterkundige Nichte Medea.

Doch genug der alten Erinnerungen! Ich weiß nicht mehr, und Euch kann es auch gleichgültig sein zu wissen, welche wundersame Gedanken meinen Kopf durchschwärmten, als ich in behaglicher Ruhe, auf schnell dahingleitendem Kahne durch die Wälder von Kolchis den Phasis hinabfuhr, dem Schwarzen Meere zu.

Nur das weiß ich noch, daß dieser Tag einer der schönsten meines Lebens war. In buntem, bezauberndem Farbenspiel zogen an uns vorüber die frühlingsgrünen Hügel und die immergrünen Wälder von Kolchis, in einer Vegetationsfülle von solcher Kraft und üppigen Mannigfaltigkeit, daß mir Alles, was ich bis dahin von Busch- und Baumwuchs gesehen hatte,

dürftig dagegen erſchien. Die Natur hat hier nirgends eine Lücke gelaſſen; Alles iſt dicht verwachſen und ausgefüllt. Das hohe ſaftige Gras und die würzigen Kräuter und Blumen verhüllen vollſtändig den untern Theil des hohen Gebüſches, deſſen rings ineinander verſchlungenes Laubwerk wieder bis in das Laub der höchſten Bäume hinaufragt, ſo daß Alles von unten bis oben eine einzige, undurchdringliche grüne Wand bildet, und ſelbſt wo vereinzelte Rieſenbäume aus dem Dickicht hervortreten, ſind ſie von der Wurzel bis zur Krone ganz von Schlingpflanzen umwunden und eingehüllt.

Hin und wieder lugte, wenn wir in der Nähe mingreliſcher Dörfer vorüberfuhren, (die aus leichtgebauten, einſtöckigen, durch Bäume getrennten, hölzernen Häuſern beſtehen,) ein ſchwarzäugiges, neugieriges Mädchengeſicht durch das dichte Gebüſch, zog ſich aber ſchnell zurück, ſobald es ſich von uns bemerkt ſah.

Vor uns auf ragten himmelhoch und durchſichtig die im reinſten Sonnenglanze ſchimmernden Schneekuppen des Kaukaſus. Hier der Frühling in reicher, warmer, Alles verhüllender Blüthenpracht; dort der Winter in nackter Schöne und kalter Majeſtät.

Das trunkene Auge wußte nicht, ob es vor-, rück- oder ſeitwärts ſchauen ſollte, ſo wetteiferten von allen Seiten die Bilder an Schönheit und Farbenglanz. Mir zur Seite kauerte mein georgiſcher Diener und ſang mit zitternder Stimme ein Lied aus der alten Zeit: wie der alte König Wamek eine junge Abchaſierin geliebt, die er von einem Kriegszuge mit heimgebracht, und wie ſie ihm untreu geworden und er ſie ertränken ließ im Schwarzen Meer.

* * *

Um nach Redut-Kalé zu gelangen, mußten wir dem Phasis (der seine Quellen in den südlichen Ausläufern des Elborus hat, Imerien und Mingrelien durchzieht und bei der Festung Poti in's Schwarze Meer fällt) in die, durch einen Flußarm damit zusammenhängende Chopi einbiegen, (die auf den südlichen Abhängen der Gebirge entspringt, welche Suanethi von Mingrelien scheiden, und bei Redut-Kalé mündet).

Redut-Kalé, seit 1820 von den Russen gegründet, ist der elendeste aller Hafenplätze, die ich im Leben gesehen. Die Stadt — wenn anders der armselige, schlecht befestigte Ort diesen Namen verdient — besteht aus drei Häuserreihen, welche durch die Chopi und eine lange, beinahe fußdick mit Kieselsteinen überworfene Straße von einander getrennt werden. Die Häuser sind alle von Holz gebaut und größtentheils in schlechtem Zustande, unansehnlich von Innen und Außen.

Die Einwohner, ungefähr 1500 an der Zahl, bilden ein Gemisch von Griechen, Türken, wenigen Russen und Armeniern.

So lange Redut-Kalé ein Freihafen war (bis 1832), galt es für den belebtesten aller Häfen an der Ostküste des Pontus; jetzt aber sieht hier Alles wie abgestorben aus. Zwischen den Wundern der Tiefe des Schwarzen Meeres und den immergrünen Wäldern von Kolchis liegt die aschgraue, einförmige Häusermasse mit ihrer kahlen Umgebung, wie der Gegensatz zu einer Oasis in der Wüste.

Trotzdem hat es nicht an phantasiereichen Reisenden gefehlt, welche Redut-Kalé mit Venedig verglichen haben, weil, wie oben geschildert, die Chopi zwischen zweien der drei Häuserreihen eine Wasserstraße bildet. Der Vergleich paßt etwa ebenso, als ob man irgend ein Krähwinkel, welches eine gepflasterte Straße hat, mit Nürnberg vergleichen wollte, weil — hier ebenfalls gepflasterte Straßen zu finden sind.

Nach den örtlichen Verhältniſſen zu urtheilen, muß dem Beobachter nichts natürlicher erſcheinen, als der gegenwärtige traurige Zuſtand von Redut-Kalé. Die Lage iſt unfreundlich, die Gegend — wegen der vielen Sümpfe in der Nähe — ungeſund, und der Hafen im höchſten Grade gefährlich und unbequem. Nur ganz kleine Schiffe können hier einlaufen, und auch dieſe haben oft in bedenklicher Weiſe mit der Strömung der hier mündenden Chopi zu kämpfen, während größere Fahrzeuge in ſtundenweiter Entfernung von der Stadt im offenen Meere anlegen und, bei ſtürmiſchem Wetter — im Hafen der benachbarten Feſtung Poti Schutz ſuchen müſſen.

Und doch war Redut-Kalé lange Jahre hindurch der Mittelpunkt der Handelsoperationen zwiſchen Perſien und Europa! Aber ſeit die Vortheile der Handelsfreiheit verſchwunden, haben alle größeren Kaufleute die Stadt ſchnell wieder verlaſſen, und die Bevölkerung beſteht jetzt vorwiegend aus Krämern und Schiffern, die, ſoviel ich davon kennen gelernt habe, in jeder Beziehung den ſchlechten Ruf verdienen, in welchem ſie ſtehen. Dazu herrſcht hier eine Theuerung und eine Unſolidität des Handels, die alle Begriffe überſteigen.

Einundvierzigstes Kapitel.

V.

Der kolchische Urwald und Guria.

April 1845.

Das Erste, was wir bei unserer Ankunft in Redut-Kale erfuhren, war die niederschlagende Nachricht: das Dampfschiff »Kolchis«, auf welchem wir unsere Reise über das Schwarze Meer machen sollten, sei schon am vergangenen Tage in See gegangen!

So hatten wir denn unsere Abreise von Tiflis vergebens beschleunigt, hatten vergebens unsern Aufenthalt überall abgekürzt, waren vergebens Tag und Nacht mit der Schnelligkeit von Kurieren gereist.

Einige griechische Schiffer, welche sich alsbald eingefunden hatten, um mit uns wegen der Ueberfahrt zu unterhandeln, machten so unverschämt hohe Forderungen, daß ich ihnen die Thüre wies, ohne sie einer Antwort zu würdigen.

Ich suchte mich so gut wie möglich in mein Schicksal zu finden, nahm Seebäder, schrieb Gedichte, las im Homer die Stellen nach, welche auf die Küste von Kolchis Bezug haben, und suchte aus meinem Koffer auch die Argonautenfahrt von Orpheus hervor, der in dem geographisch unauflösbaren Knäuel seiner poetischen Erzählung die Argonauten durch den

Mäotiſchen See in den Tanaïs, und auf dieſem Strome in den nördlichen Ocean fahren läßt).

Aber was ich auch that, um mich geſund und bei guter Laune zu erhalten: kaum hatte ich drei Tage in Redut-Kalé zugebracht, als das ungeſunde Klima ſchon anfing verderblich auf meinen Körper zu wirken, ſo daß ich mich kurz entſchloß, einen kleinen Ausflug, die Meeresküſte entlang, in das benachbarte Gurien zu unternehmen. Vergebens ſuchte mein Wirth, ein habſüchtiger Grieche, mich von meinem Entſchluſſe abzubringen, indem er ſeinen Witz in tauſend Gründen erſchöpfte, um mir wahrſcheinlich zu machen, daß in den nächſten Tagen ein Schiff eintreffen werde, mich zu erlöſen aus meiner unfreiwilligen Gefangenſchaft.

Es ging mir — inſofern ich die Ankunft eines mich erlöſenden Schiffes als ein Glück betrachten mußte — ähnlich wie jenem Unglücklichen, dem man ſagte: »Habe Geduld, das Glück wird ſchon kommen!« Worauf er erwiederte: »Das iſt möglich, aber ich fürchte, daß es mich nicht mehr antreffen wird!«

Obgleich ich wieder ein Gallenfieber im Anzuge fühlte — eine Krankheit, wovon ich ſchon in den vorhergehenden Jahren viel zu leiden gehabt — machte ich mich doch unverzüglich auf den Weg, in der Hoffnung, daß der Schatten der Wälder, die ich zu durchpilgern hatte, das durch die Sonnenglut von Redut-Kalé erzeugte Uebel im Keime erſticken würde. Und nach wenigen Stunden befand ich mich wieder mitten in der Blüthenpracht des ſchon im vorigen Kapitel flüchtig geſchilderten »immergrünen Buſchwaldes von Kolchis«, dieſer majeſtätiſchen Pflanzenwelt, zu deren Veranſchaulichung ich vergebens nach einem paſſenden Vergleiche ſuche, denn weder vor- noch nachher habe ich eine ähnliche Größe, Fülle und Friſche vegetabiliſcher Geſtaltungen geſehen.

Rieſige Eichen, Buchen und Erlen rauſchen heimatliche

Erinnerungen in uns wach, wie grüne Moscheenkuppeln wölben sich über uns die großblättrigen Kastanienbäume, und wie Kirchthürme steigen die glänzenden Silberpappeln aus dem Waldheiligthume hervor. Der Kirschlorbeer, die Myrthe und förmliche Wände von Buchsbaum und Mispelgesträuch drängen sich bis dicht an's Meer. Bis zu den Gipfeln der höchsten Bäume klettert die wilde Rebe empor und läßt ihre Ranken lang herabhängen, wie losgerissene Maschen des grünen Netzes, welches den ganzen Urwald umspannt. Lianen, Hopfen, Epheu — kurz Schling- und Schmarotzerpflanzen aller Art, die Diplomaten des Waldes, kriechen von Baum zu Baum, von Zweig zu Zweig, den Boden seiner besten Kräfte beraubend, blos um alles zu verwirren und zu umstricken. Weder die starke Eiche noch die mächtige Hagebuche, weder der ernste Lorbeer noch die keusche Myrthe kann sich den Umarmungen dieser üppigen Parasiten entwinden.

Es herrscht hier ein wirres Durcheinander, ein gegenseitiges Drängen und Unterdrücken, ein nutzloses Vergeuden der edelsten Kräfte, daß, wie Naturforscher behaupten, viele Bäume schon vor der Zeit hinsterben, getödtet durch ihre schmarotzende Umgebung.

Nur selten betritt eines Menschen Fuß das Innere dieser unwegsamen Waldungen, wo man am Tage nichts hört als das Zwitschern und Singen der Vögel, während zur Nachtzeit eine zahllose Menge von Schakalen ihr unheimliches Gewimmer erhebt.

Die Natur ist hier zur Verschwenderin geworden, aber Keiner zieht Nutzen davon und nur Wenige haben Freude daran. Nirgends mehr als hier finden die sinnigen Verse Young's ihre Bestätigung, wo er von der Natur sagt:

»In distant wilds, by human eye unseen,
She rears her flowers and spreads her velvet green:
Pure gurgling rills the lonely desert trace
And waste their music on the savage race.«[22]

Lebendig gedachte ich oft inmitten dieser strotzenden Pflanzenwelt des fernen Nordens, wo man in verkrüppelten Exemplaren mühsam zieht, was hier, ungepflegt durch Menschenhand, in so übermüthiger Fülle gedeiht.

Und doch preise ich glücklicher jene Länder, wo der Mensch im Schweiße seines Angesichts der Natur mühsam abringt, was ihm Nutzen und Freude bringt, als dieses kolchische Wunderland mit seinen immergrünen Hainen, wo keiner des Segens genießt, den die Erde ihm bietet. Denn dieses Land ist, trotz seiner Naturwunder, eine Wüste — und die Menschen, die hier hausen, sind, trotz ihrer Körperschöne, ein verkommenes Geschlecht.

* * *

Dort wo die kolchische Vegetation sich in wildester Pracht und Fülle entfaltet, zwischen dem Rion und Tscholok, liegt Guria, ein mit allen Reizen der Natur geschmücktes Ländchen, dessen Bewohner seit Alters als der schönste Stamm kartwel'scher Race[23]) gelten.

Die Geschichte dieses Ländchens knüpft sich nur an die Namen der fremden Eroberer, denen es, soweit unsere Kunde zurückreicht, immer unterworfen gewesen. Daher konnte die Bevölkerung, trotz der glücklichsten Naturanlagen, nie zu einer selbständigen Kraftentwickelung kommen. Denn wo die politische Selbstständigkeit und die Sicherheit des Eigenthums fehlt, ist Kultur und Wohlstand unmöglich.

Die jetzt unter Türken und Russen getheilte Ländermasse, welcher Gurien ursprünglich angehört, war im grauen Alterthume bekannt unter dem Namen Aethiopia, wurde später nach der dort herrschenden Priesterkaste Kolchis und zuletzt nach dem lasischen Volksstamme Lazia oder Lazica genannt.[24])

Lange Zeit wahrten die Herrscher des Landes, welche, zu ohnmächtig Guria vor fremden Einfällen zu schützen, nur dazu dienten, das Volk mit aussaugen zu helfen, eine gewisse Schein-Souverainität, bis im Jahre 1810 der letzte Guriel,[2]) Mamia, nothgedrungen sich den Russen unterwarf. Seine ehrgeizige Gemahlin Sophie machte später einige fruchtlose Versuche, mit Hülfe der Türken wieder in den unabhängigen Besitz ihres Ländchens zu gelangen. Diese Bestrebungen dienten jedoch nur dazu, die russische Herrschaft zu befestigen. Durch den für die Türken so unglücklichen Ausgang des Krieges zwischen Rußland und der Pforte wurde Guria dauernd dem Zaren unterworfen.

Das ganze Land zählt, auf einem Flächen-Inhalte von 1800 □ Werst nur 18,000 männliche Einwohner; die Gesammtzahl seiner Bevölkerung (d. h. Frauen und Kinder eingerechnet, welche bei den russischen Zählungen bekanntlich nicht mitbegriffen werden), würde also die Einwohnerzahl einer Stadt wie Braunschweig nicht übersteigen.

Die im Lande zerstreuten Ruinen aus der Perser- und Römerzeit bieten dem Archäologen mannichfaltigen Stoff zu interessanten Forschungen, welche jedoch, bei längerm Aufenthalte, immer mit Lebensgefahr verbunden sind, da in keinem Theile des Kaukasus tödtliche Fieber und Leberkrankheiten in solcher Furchtbarkeit hausen, wie hier.

Der treffliche Dubois de Montpéreux hat das Verdienst, den ausführlichsten Bericht über die Alterthümer von Guria gegeben zu haben. Dieser, von allen Ausländern den Russen am meisten freundlich gesinnte Reisende, kann sich doch nicht enthalten, der Regierung bittere Vorwürfe darüber zu machen, daß sie hier alljährlich so viele Menschen den klimatischen Zerstörungen zum Opfer bringt. »Nie, sagt Dubois, indem er von der Besatzung von Poti spricht — hatte eine Garnison ein so höllenmäßiges Klima zu bekämpfen.

Die Soldaten, in das feuchte Delta zwiſchen dem Rion und dem ſtagnirenden See Paleaſtom eingeſchloſſen, in der Nähe des verpeſteten Kanals Nadorta, und der noch mehr verpeſteten Wälder, die ſich zwiſchen dem Meere und dem See ausbreiten, auf allen Seiten von den ſtehenden Moräſten der Nabada und Pitſchora-Moltawska umringt, durch eine fiebererzeugende, verdorbene Luft, von welcher Seite der Wind immer wehete, angeſteckt, fielen wie die Blätter, welche der Winterwind mit ſich fortweht. Typhiſche Fieber riſſen mit erſchreckender Schnelligkeit große Lücken in die Reihen dieſer unglücklichen Menſchen. Trotzdem hat man den Muth gehabt, eine Kompagnie verheiratheter Soldaten als Kolonie gerade längs des aus dem See Paleaſtom kommenden Kanals anzuſiedeln — längs jenes Kanals, deſſen Waſſer ſo faul und ſtinkend iſt, daß Alles, was ſich in ihm befindet, Fiſche wie Krebſe, darin ſterben und die Ufer bedecken. Ich werde nie den Eindruck vergeſſen, den jene Militairkolonie auf mich hervorbrachte, als ich um die Mitte Oktober durch dieſelbe kam. Ich und mein Diener wendeten die Augen hinweg, um jene Grabgeſtalten, jene blaſſen, bleichen Weiber und Kinder nicht zu ſehen, ſo ſehr preßte uns dieſer Anblick das Herz zuſammen. . . . .

Mein Aufenthalt in Guria war von ſehr kurzer Dauer, aber nach Allem, was ich von den Zerſtörungen des Klimas geſehen und gehört habe, kann ich Dubois' Bericht nur beſtätigen, der eben ſo gut auf die übrigen Ortſchaften des Landes paßte.

Wenn die ruſſiſche Regierung eine gleiche Anzahl von Menſchen, wie alljährlich durch den nutzloſen Krieg in den Schluchten des Kaukaſus ihren Tod finden, dazu verwenden wollte, dieſe Sümpfe und Moräſte zu entwäſſern, dieſe Wälder zu lichten und die überall hier verborgenen Naturſchätze auszubeuten, ſo könnten in wenigen Jahren dieſe Küſtenländer

in ein Paradies umgewandelt und die Bewohner dem Moskowiterlande enger und dauernder verbündet werden, als das Schwert und die rohe Gewalt es je zu erzwingen vermögen.

Den größten Theil meines Aufenthalts in Ofurgetbi (der Hauptstadt des Ländchens, einem kleinen, ärmlichen Orte) verbrachte ich im Verkehr mit einem seit 13 Jahren in der Verbannung lebenden Polen, den das Schicksal, in der Gestalt eines russischen Obersten, damals auf kurze Zeit in Dienstangelegenheit nach Guria geführt hatte.

Unsere Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um die russischen Zustände, und L. wußte mir aus seiner reichen Erfahrung eine Menge Züge zu erzählen, die mir manche neue Aufschlüsse über das riesige Land gaben, das ich selbst vor Jahren von einem Ende bis zum andern durchstreift hatte.

Ich machte bei meinem neuen polnischen Bekannten wiederholt eine Bemerkung, die sich mir schon häufig in früherem Verkehr mit seinen Landsleuten aufgedrungen hatte: daß die Polen, selbst solche, die in Rußland nichts als Unglück und Elend gefunden hatten, immer mit einer gewissen Sympathie und Anerkennung von der Masse des russischen Volkes sprachen, während die Ausdrücke ihres Hasses und ihrer Rache nur dem Kaiser und seinen Rathgebern galten.

Und als meine feste Ueberzeugung muß ich es aussprechen — eine Ueberzeugung, die sich auf langjährige Beobachtungen gründet — daß, wenn es einmal zum Kampfe zwischen Rußland und Deutschland kommen sollte, die Polen, selbst bei voller Freiheit der Wahl, unbedingt mit Rußland und gegen Deutschland kämpfen würden . . .

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Eine linguistische Abschweifung.

Wie die Mitglieder des berüchtigten Prager Slavenkongresses (1848) nach vielen vergeblichen Versuchen, ein *slavisches* Medium der Verständigung zu finden, zuletzt sich genöthigt sahen, ihre Zuflucht zur *deutschen* Sprache zu nehmen, der Sprache desselben Volkes, dessen geistiger Ueberlegenheit jenes mittelalterliche Fastnachtsturnier gelten sollte, — so unterhielten wir (der Pole und ich) uns in der *russischen* Sprache, der Sprache desselben Volkes, dem unsere kritischen Bemerkungen galten.

L. hatte während seiner langen Verbannung das Deutsche und Französische so ziemlich vergessen, und die Sprache seiner Erbfeinde war ihm zur geläufigsten Sprache geworden; ich meinerseits benutzte gern die Gelegenheit, das Russische, dessen Erlernung mir so viel Mühe gemacht, einmal wieder zu üben.

Je länger ich in fremden Ländern gelebt, desto tiefer habe ich einsehen gelernt, daß die Eigenthümlichkeiten der Sprache überall mit den Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters im genauesten Zusammenhange stehen, und daß die Kenntniß des Einen ohne die Kenntniß des Andern immer mangelhaft bleibt.

Ein gründlicher Nachweis dieser Behauptung würde ein Buch für sich in Anspruch nehmen; für diese kleinen Er-

zählungen, welche mehr anregend als erschöpfend sein sollen, mögen wenige Beispiele genügen.

Trotz seiner oft übertriebenen Höflichkeit hat der Franzose, und trotz seines aristokratischen Hanges hat der Engländer meist nur eine gemeinsame Bezeichnung für jedes der verschiedenen Bedürfnisse des menschlichen Körpers, während die unterthänige Ausdrucksweise des Deutschen — und noch mehr die des Russen — genau unterscheidet zwischen Herrn und Diener, zwischen vornehm und gering.

Es würde z. B. einem russischen Kammerdiener als ein arger Verstoß angerechnet werden, wenn er sagte: »mein Herr schläft«; er bedient sich dafür des Wortes: »potschiwatj«, welches ungefähr unserm deutschen »ruhen« entspricht. In ähnlicher Weise wird das Essen, Trinken u. s. w. als zu gemein für vornehme Leute, bildlich umgangen. Für die genaue Bezeichnung dieser russischen Ausdrücke fehlen bei uns die entsprechenden Wörter, doch ist der Kontrast nicht weniger schroff als im Russischen, wenn man bei uns sagt: der Diener ißt — der Herr speisen; der Diener schläft — der Herr schlafen ꝛc.

Einer andern sprachlichen Unsitte, welche Russen und Deutschen ausschließlich gemein ist, sei hier tadelnd Erwähnung gethan. Ich meine die nicht genug zu rügende Unsitte des unnützen Gebrauchs von Fremdwörtern.

Bekanntlich pflegen gerade diejenigen Leute, welche am wenigsten von fremden Sprachen verstehen, ihre eigene Sprache am meisten durch Fremdwörter zu verunstalten. In Bezug auf Deutschland genügt diese kurze Andeutung zu allgemeiner Verständlichkeit; in Bezug auf Rußland hingegen dürfte die Anführung einiger Beispiele eben so neu wie unterhaltend sein.

Ich traute oft meinen Ohren nicht, wenn ich an den Ufern des Don oder der Wolga, im Gespräche mit Leuten, welche eine Mittelstellung einnehmen zwischen dem Salon des

Bojaren und der Jsba (Hütte) des Leibeigenen, bald deutsche, bald französische Wörter hörte, die sich in russischer Vermummung eben so seltsam ausnehmen, wie ein Sandalenbekleideter russischer Bauer im Frack. — Früschtikatj: frühstücken; — wojashirowatj: reisen (voyager); — marschirowatj: marschiren; — buntowatj, buntowatsse: sich verbünden, u. s. f.

Nun denke man sich diese Wörter in russischer Weise konjugirt! wie z. B. Ja budu früschtikatj: ich werde frühstücken; — ja wojashirowall: ich bin gereist . . .

Diese und ähnliche Ausdrücke klingen für gebildete Ohren im Russischen eben so komisch, als wenn man bei uns von »recherchirten Expressionen«, »malheureusen Evénements«, »espèce von Dings da« und dergleichen spricht.

Ein Anderes ist es mit solchen Wörtern, welche dadurch das Bürgerrecht erlangt haben, daß sie mit den Gegenständen selbst eingewandert sind, — oder mit solchen, für welche sich kein entsprechender Ausdruck im Russischen findet. So hat z. B. gegen Wörter wie Exercirgaus: Exercirhaus; Schlachba-um (Schlagbaum); — ssablja: Säbel; — Kruschtall: Krystall: wohl der verstockteste Russe nichts einzuwenden.

In der Kosakensprache kann man aus den Volksliedern und Annalen chronologisch nachweisen, wann gewisse Fremdwörter ihren Weg über Polen in die Ukraine gefunden haben.

Während die Großrussen, oder Moskowiter, das ihrer Sprache fehlende »h« regelmäßig in ein »g« umwandeln (gaus: Haus), geht bei den Kleinrussen, oder Ukrainern, unser »w« immer in ein »m« über. So ist z. B. aus dem deutschen Worte »wandern« das ukrainische »mandrowati« geworden. Andere Wörter finden sich fast ganz unverändert wieder, wie: spiss: Spieß; — papir: Papier; — rjatowati: retten, u. s. f.

Veranlassung zu dieser linguistischen Abschweifung gab

die erste Frage, welche der Pole an mich richtete. »Wo haben Sie russisch gelernt?« Ich warf damals in mein Tagebuch eine Bemerkung, welche ich schon früher in Rußland häufig gemacht hatte, über die eigenthümliche Weise, in welcher der Russe das »lernen« ausdrückt. Er hat dafür das Wort wyutschitj, welches buchstäblich übersetzt »auslernen« (vollständig lernen) bedeutet. Der Vater läßt seine Kinder englisch, französisch, deutsch u. s. f. auslernen, der Gymnasiast, der Seminarist lernt Geschichte, Theologie, Philosophie u. s. w. aus.

Dieser eigenthümliche Ausdruck steht weder zufällig noch vereinzelt da, er entspricht einer eben so eigenthümlichen russischen Anschauungsweise von der Wissenschaft.

Ein mir früher in Moskau bekannter russischer Fürst und Senator wußte gar nicht, was er sagen sollte, als er erfuhr, daß ich immer noch Geschichte studirte; auch seine Gemahlin konnte sich nicht darüber zufrieden geben. Wozu lernt man Geschichte, als um sein Examen zu machen? Das hatten die Kinder des Fürsten bis zum sechszehnten Jahre abgemacht, und somit war die Geschichte wie alles Uebrige »ausgelernt«. Was aber denken von einem ernsten Manne, der über das erste Vierteljahrhundert seines Lebens hinaus ist und immer noch Geschichte studirt!

(Ueber diesen Satz machte mir ein Russe später die Bemerkung: »Wir machen Geschichte und ihr studirt Geschichte — das ist der ganze Unterschied.«)

Ein hochwohlgeborner junger Russe macht seine Unterrichtszeit ab, nicht um etwas zu lernen, sondern um die erste Sprosse zu erklimmen auf der Leiter staatlicher Ehren. Aus dem Fegfeuer der Schule gelangt er in das Paradies des »Regierens«. —

Solche und ähnliche zwischen dem Verbannten und mir gewechselte Bemerkungen hatte dem Gespräche eine heitere Wendung gegeben und uns Beide in gute Laune versetzt.

»Weiß der Himmel — ſagte der Pole — wie es zugeht, daß ich jetzt lachen kann über einen Vorfall, der zu den unglücklichſten Ereigniſſen meines Lebens gehört und meinem früher ſchon hinlänglich ſchlimmen Geſchicke eine noch ſchlimmere Wendung gab.

»Sie wiſſen, daß ich nach eilfjährigem gemeinen Soldatendienſt, durch Vermittelung des Obriſt G. als Lehrer an der Kantonniſtenſchule zu E. angeſtellt wurde.

»Bot dieſe Thätigkeit mir auch ſonſt wenig Erfreuliches, ſo wirkte ſie doch vortheilhaft auf meine Geſundheit ein, denn der Umgang mit der Jugend hat immer etwas Erfriſchendes. Nach und nach gewann ich meine Stellung ganz lieb. Doch es ſtand im Buche des Schickſals geſchrieben, daß ich nirgend eine bleibende Stätte finden ſollte.

»Kurz nachdem General Schramm als Chef des Unterrichtsweſens für die transkaukaſiſchen Länder nach Tiflis geſchickt wurde, beſuchte er auf ſeiner erſten Inſpektionsreiſe auch meine Schule, und aus der hochfahrenden Weiſe, in welcher er mich und meine Jungens anſchnauzte, merkte ich bald, daß ſein Beſuch nichts Angenehmes zur Folge haben werde.

»Ich hatte ſchon zuviel Schlimmes im Leben erfahren, um über das barſche Auftreten des Generals übermäßig betroffen zu ſein, ſelbſt die Grimaſſen, welche er beim Hören meines polniſchen Namens ſchnitt, brachten mich nicht ſehr aus der Faſſung.

»Trotzdem wurde er bei jedem Worte ärgerlicher und barſcher, nach der alten Regel, daß Hitzköpfe immer toller aufbrauſen, je mehr Ruhe man ihnen entgegenſtellt, und daß der tölpelhafte Hochmuth eines Menſchen immer auf gleicher Stufe ſteht mit ſeiner Unwiſſenheit.

— »»Nun, was lernen denn die Jungens bei Ihnen?«« begann der Stellvertreter des »Miniſters der Volksaufklärung« ſein Examen, nachdem er mit wahrhaft biſſigem Geſichte be-

merkt hatte, daß es an der Kleidung der Schüler und der Einrichtung der Schulstube nichts zu tadeln gab.

»Ich gab auf diese althergebrachte Frage die althergebrachte Antwort; er ließ mich jedoch nicht aussprechen, sondern fiel mit wichtiger Miene ein: — »›Russisch ist die Hauptsache! Darauf muß vor Allem gesehen werden! Bringt mir einem Jungen ordentlich russisch bei, dann lernt sich alles Uebrige von selbst!‹« —

»Ich durfte dem natürlich nicht widersprechen, und entgegnete, daß ich es an nichts fehlen ließe, um den Jungens ordentlich russisch beizubringen . . .

— »›Das wollen wir sehen!‹« — rief der General — »›zeigen Sie mir einmal Ihren besten Schüler!‹« —

»Ich that wie mir geheißen; aber leider war mein bester Schüler kein Russe, sondern ein Armenier, Namens Akimjan.

»Dieser zufällige Umstand gab dem General einen erwünschten Anlaß, sich in eine Flut von Schimpfwörtern darüber zu ergießen, daß ich die Russen zurücksetze und die Vertreter der unterworfenen Völkerschaften bevorzuge.

»Sie können leicht denken, daß das Benehmen des stellvertretenden »Ministers der Volksaufklärung« eben nicht ermuthigend auf die armen Schüler einwirkte.

»Zitternd und schüchtern trat Akimjan vor.

— »›Nun, lassen Sie ihn einmal was an die Tafel schreiben!‹« — herrschte mich Se. Excellenz an.

»Akimjan nahm auf mein Zureden die Kreide und schrieb: »Das Auge ist ein Glied des menschlichen Körpers.« —

»Der Satz war richtig geschrieben, es ließ sich nichts dagegen einwenden.

— »›Na, nun machen Sie weiter!‹« bedeutete mich Se. Excellenz.

»Was ist око (das Auge) für ein Wort?« fragte ich den Schüler.

-- »Ein Hauptwort!« — ſchluchzte der arme Junge.

»Richtig, mein Sohn, ſei nicht ſo furchtſam! Se. Excellenz (zu ruſſiſch: Jewo Wyssokoprewossschoditelstwo) thun Dir nichts zu Leide. Nun ſage mir: welchen Geſchlechtes iſt oko?« —

— »Sächlichen Geſchlechtes!« —

»Ganz richtig! nun . . .

— »»Was? ganz richtig? Sächlichen Geſchlechtes! Solawnuij schtuk! Schöne Geſchichten!«« unterbrach uns heftig der General. »»Was bringen Sie den Jungen da für Unſinn bei? Das Auge ſächlichen Geſchlechtes? . . . Hat ich nicht ſo gut Augen wie meine Frau? Iſt das Auge nicht ſo gut männlich wie weiblich? Weder iſt das Auge ſächlichen Geſchlechts?«« —

»Die Augen des ſtellvertretenden »Miniſters der Volksaufklärung« verfinſterten ſich auf die bedenklichſte Weiſe, und es ergoß ſich über mich wieder eine Flut von Schimpfwörtern, wie ſie nur dem Munde eines Ruſſen dieſes Schlages entſtrömen kann.

»Das Ende der Geſchichte war, daß ich von der Schulſtube aus wieder in Reih' und Glied treten mußte. Es wurde auf das Unzweifelhafteſte nachgewieſen, daß ich die Köpfe der jungen Leute verwirre und zu nichts Anderem als zum Feldienſt zu gebrauchen ſei.«

Der deutſche Erzähler muß hier ergänzend hinzufügen, daß ruſſiſche Generäle und Volksaufklärer dieſer Art allerdings noch vorhanden ſind, daß ihrer Zahl aber ſich von Tage zu Tage vermindert.

Unter den ruſſiſchen Linienoffizieren, unteren und mittleren Ranges, iſt freilich im Durchſchnitt Bildung eben ſo ſelten, wie Redlichkeit unter den Beamten; die große Mehrzahl der ruſſiſchen Stabsoffiziere hingegen ſteht weder in Bildung noch in geſelligen Formen den Stabsoffizieren anderer Länder nach.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Giorgi, und das Chriſtenthum in Rußland.

Da mein unfreiwilliger Aufenthalt im kolchiſchen Küſtenlande bei der hier herrſchenden Theuerung mir einen großen Querſtrich durch die Rechnung machte, ſo hatte ich meinen Diener, unter deſſen Hand die Rechnungen immer merkwürdig anſchwollen, wiederholt ermahnt, vorſichtig und ſparſam zu ſein, um mich nicht in Geldverlegenheit zu bringen, indem ich erſt bei meiner Ankunft in Odeſſa wieder Geld aufnehmen könne.

Giorgi war ganz außer ſich vor Erſtaunen, daß es mit meinen Dukaten auf die Neige gehe. Meine Börſe hatte er für ſo unerſchöpflich gehalten wie ſeinen Witz. »Wo iſt nur all das Geld geblieben?« fragte er kopfſchüttelnd.

»Das mußt Du am beſten wiſſen, — entgegnete ich — denn Dir iſt es alle durch die Finger gegangen! Wer dachte daran, daß in dieſen armſeligen Ländern ſolche Theuerung ſein würde? Haſt Du mir nicht bei Deinem Kerle geſchworen, als wir zum letzten Mal Abrechnung hielten, und ich mich wunderte über die hohen Preiſe, Du hätteſt in Nebut-Kale den griechiſchen Kaufleuten jedes Huhn mit einem Dukaten bezahlen müſſen, wegen des Oſterfeſtes? Statt mir das vorzuſagen, um eine andere Einrichtung möglich zu machen, kommſt Du mit Deinen Klageliedern lange nachdem die theuren Hühner alle verzehrt ſind! Haſt Du mir nicht zwei Abas*)

auf die Rechnung gesetzt für jedes Hemde zu waschen, und sind nicht alle meine Hemden, nach dieser Rechnung, öfter gewaschen als ich sie getragen habe? Ist es da ein Wunder, wenn das Geld durch die Finger läuft, wie das Wasser durch's Sieb?«

Giorgi sah mich verblüfft an, ohne ein Wort zu erwiedern, und verließ dann, rückwärts gehend und die Blicke abwechselnd auf den Boden und auf mich heftend, langsamen Schrittes das Zimmer.

* * *

Es war am Vorabend meiner Abreise von Osurgethi. Giorgi packte meine Sachen ein, während ich Anstalt traf, mir Thee zu bereiten, ein Geschäft, das ich immer selbst verrichtete, seit es sich einmal ereignet hatte, daß mir Giorgi, auf unserer Wanderung durch's Paschalik Achalzich, aus Versehen persisches Insektenpulver statt des Thee's in den Topf geschüttet, und den schönen Thee dafür in's Bett gestreut hatte, um das Ungeziefer des Hauses dadurch fern zu halten.

Verfehlte der Thee seine Wirkung auf das Ungeziefer, so wirkte das ursprünglich für dieses bestimmte Pulver auf mich desto stärker, und geplagt von Innen und Außen brachte ich eine schreckliche Nacht zu.

Ich hatte natürlich gleich beim Trinken gemerkt, daß etwas Absonderliches mit dem Thee vorgefallen sein mußte, aber schrieb es Anfangs der starken Beimischung von Rum zu, bis ich zufällig der Sache auf den Grund kam.

Doch kehren wir von dieser kleinen Abweichung zurück zu unserer Geschichte!

Giorgi zeigte sich bei dem Einpacken so zerstreut und schnitt so demuthsvoll-verlegene Mienen, wie ich Aehnliches früher nie an ihm bemerkt. Alle Augenblicke machte er sich

um meine Perſon zu ſchaffen und ſah mich dann immer ſo verlegen an, als ob er etwas Schweres auf dem Herzen habe und doch nicht wage, damit herauszurücken.

Ich hatte die Kanne vom Roſte genommen, um mir Thee einzuſchenken, wobei ich mich ſtatt einer Taſſe meines zweiten Reiſebechers bediente, und eben wollte ich den Trank an die Lippen bringen, nachdem ich den überheißen Topf auf den Tiſch geſtellt, als Giorgi auf den Kohlenbehälter zuſtürzte und mit ängſtlicher Haſt die Kanne wieder auf den Roſt ſetzte. »Aga! Aga! was haben Sie gemacht!« — rief er in klagendem Tone — »Wie viele arme Kinderſeelen mag der Teufel (ſcheitan) jetzt ſchon auf dem Roſte verbrannt haben!«

War mir der Menſch ſchon den ganzen Tag hindurch räthſelhaft vorgekommen, ſo wußte ich doch in jenem Augenblicke am allerwenigſten, was ich aus ihm machen ſollte.

»Giorgi, biſt Du nicht recht bei Sinnen?« fuhr ich ihn an, »was haſt Du mit der Theekanne zu thun, warum bleibſt Du nicht beim Einpacken?«

Statt aller Antwort ſchüttelte er ernſt den Kopf und hielt die Kanne mit der Hand auf dem Roſte feſt.

Nach vielen Fragen kam ich endlich der Sache auf den Grund und erfuhr (was nach Giorgi's Vorausſetzung jedes Kind wiſſen müßte), daß nach dem Aberglauben der Armenier niemals ein Eiſen über das Feuer gelegt werden dürfe, ohne daß etwas darauf geſtellt werde, weil ſonſt der Teufel das Recht habe, die Seelen der Kinder darauf zu verbrennen!

»Woher weißt Du das denn?« fragte ich ihn weiter, bezüglich den Urſprung dieſes ſeltſamen Aberglaubens zu erforſchen.

»Verlaſſen Sie ſich darauf! Verlaſſen Sie ſich darauf!« rief er, in ſichtbarer Verlegenheit, wie er den Reſpekt vor mir mit meiner Unwiſſenheit in Einklang bringen ſolle. »Warum

erzeugt der Hasenschwanz Schlaf, wenn er unter das Kissen eines Kindes gelegt wird? Warum giebt das Wolfsauge Muth, Jedem der es trägt? Wer kann den Schleier heben vom Buche der Geheimnisse? Reibt eine Frau mit Wolfsfett ein und sie wird unfruchtbar werden und ihr Mann wird nie wieder den Arm des Verlangens nach ihr ausstrecken — reibt sie mit der Galle des Wolfes ein und sie wird gesegnet werden und ihr Mann wird ihr nie untreu werden. Wir wissen, daß dem so ist, aber wir wissen nicht, warum?«

»Ich frage Dich auch nicht, warum dem so ist, ich frage Dich nur, woher Du es weißt?«

»Das lernt sich wie essen und trinken! Was man von Vater und Mutter gehört, vergißt sich nicht leicht wieder und wenn man auch noch so weit umher kommt in der Welt, wie es mein Schicksal gewesen. Die alten Frauen sind nicht mundfaul in Armenien, und wenn ich Ihnen Alles erzählen wollte, was mir aus der Kindheit im Gedächtniß geblieben, die Geduld würde Ihnen bald ausgehen, es anzuhören. Ich sollte ja eigentlich auch ein Wartabed (Gottesgelehrter) werden, aber es kam etwas dazwischen und da ging ich auf Reisen, und bin auf Reisen geblieben bis auf den heutigen Tag. Gute Herren habe ich immer gefunden und Essen und Trinken, und auch wohl einen Sparpfennig für meine alten Tage, aber wenn ich das gewußt hätte, Aga! es wäre nicht so gekommen . . . nein Aga! ich hätt's wahrhaftig nicht gethan, wenn ich gewußt hätte« —

»Wenn Du was gewußt hättest?« fragte ich neugierig.

»Daß — seien Sie nicht böse! — daß — Sie kein reicher Mann sind!« . . . .

Das Eis war gebrochen und in viel freierem Tone fuhr er mit gewohnter Geschwätzigkeit fort.

»Ich will Ihnen Alles gern wiedergeben! es kommt mir nicht darauf an. Ich weiß auch nicht, wie ich bei Ihnen

dazu gekommen bin, aber es war mir so in der Gewohnheit aus früherer Zeit, wo es immer flott herging, wenn ich nach Teheran, Tauris, Moskau oder zur Messe nach Makariew (Nischny-Nowgorod) kam. Meine Herren waren reiche Kaufleute, die viel draufgehen ließen, und besonders der letzte, der alte Tomamschew von Tauris, nahm es mit sehr genau, wenn er ein gutes Geschäft gemacht hatte. Bei dem alten Herrn habe ich einmal in Einem Winter dreihundert Silberrubel verdient« . . .

»Dreihundert Silberrubel in Einem Winter?« unterbrach ich ihn, etwas ungläubig.

»Ja Herr! in Einem Winter, und zwar in einer einzigen Woche!« — fuhr er in sehr sicherem Tone fort. »Es war in der Masslenitza[37]) in Moskau. Mein Herr hatte in dem großen Traktir[38]) auf der Maraßeka[39]) mit andern Kaufleuten bis spät in die Nacht hinein gezecht und mehr getrunken, als nöthig war.

»Skurjätin, ein alter Kaufmann, der die Zeche bezahlen mußte, war so benebelt, daß er kaum auf den Beinen stehen konnte und daß mein Herr sich veranlaßt fühlte, ihm einen Platz in unserm Schlitten anzubieten, um ihn vor den großen Unannehmlichkeiten zu wahren, denen Trunkene in russischen Städten durch die Polizei ausgesetzt sind.

»Der Jaweschtschik (Kutscher), der während des langen Wartens unten auch wohl ein Glas zuviel getrunken haben mochte, setzte seine Pferde so in Tritt, daß wir gleich am Anfange unserer Fahrt, beim Einbiegen in die Straße neben der Börse umschlugen und allesammt in den Schnee stürzten, wie das so oft bei den Moskowiter Schlittenfahrten vorkommt.

»Dem alten Skurjätin fiel bei der Gelegenheit seine dicke Brieftasche aus dem Kaftan; ich hob sie auf und überreichte sie ihm. Anstatt mir jedoch dafür zu danken, überschüttete er mich mit Schimpfworten und warf mir die Brief-

taſche an den Kopf. Ich wollte ſie nun ſelbſt einſtecken, aber mein Herr, der trotz aller Trunkenheit für dergleichen immer ein ſcharfes Auge hatte, befahl mir, ihm die Brieftaſche zu geben, er wolle ſie aufbewahren bis morgen. Darauf ſteckte er ſie in ſeinen Pelz. Kaum waren die beiden Alten unter großen Anſtrengungen wieder in den Schlitten geſtiegen, als ſie einer nach dem andern einſchliefen. Der Weg, den wir zu fahren hatten, war weit. Ich konnte dem Drange der Neugier nicht widerſtehen, einen Verſuch zu machen, die Brieftaſche noch einmal in meine Hand zu bekommen, um zu ſehen, was darin war. Der Verſuch gelang. Und da ich einmal einen Blick hineingeworfen und eine Menge Banknoten darin entdeckte, ſo nahm ich einige davon heraus, verbarg ſie in meinem Kaftan und ſteckte darauf die Brieftaſche wieder in den Pelz meines Herrn.

»Ich fühlte wohl, daß ich Unrecht gethan, aber es freute mich, dem alten reichen Skurjätin, der mich immer ſo derb anfuhr, einen Poſſen zu ſpielen, und dann wäre ja auch ohne mich ſeine Brieftaſche ganz verloren gegangen; ich hatte ſie ihm gerettet, und glaubte eine Belohnung dafür zu verdienen, die ich mir gleich ſelbſt nahm, um ihrer gewiß zu ſein.

»Vor Skurjätin's Hauſe machten wir Halt. Ich weckte den Alten und ſorgte dafür, daß er in ſichere Obhut kam. Als wir eine Viertelſtunde ſpäter in unſerer Wohnung anlangten, war mein Herr durch den Schlaf, die Kälte und die lange Fahrt wieder ganz friſch geworden. Ich ſelbſt machte ihn aufmerkſam, die beigeſteckte Brieftaſche nicht zu vergeſſen. Er nahm ſie aus dem Pelze und legte ſie ſammt ſeiner eigenen Brieftaſche in ein vor ſeinem Bette ſtehendes Käſtchen, worin er ſein Geld zu verſchließen pflegte.

»Kaum waren wir am folgenden Tage aufgeſtanden, als Skurjätin ganz außer ſich zu meinem Herrn in's Zimmer ſtürzte (wo ich eben mit den Vorbereitungen zum Frühſtück

beſchäftigt war), und ſich erkundigte, ob wir ſeine Brieftaſche nicht gefunden hätten, die er bei der nächtlichen Fahrt verloren haben müſſe. Es ſeien eine Menge werthvoller Papiere, Wechſel und Banknoten darin enthalten.

— »Ich habe ſie ſelbſt zu mir genommen und der Vorſicht wegen verſchloſſen« — ſagte mein Herr, indem er die Brieftaſche aus dem Käſtchen nahm und ſie Skurjätin überreichte.

»Unter tauſend freudigen Dankſagungen nahm dieſer den geretteten Schatz entgegen, überzählte ſchnell den Inhalt, und ſein Geſicht umdüſterte ſich ein wenig, als er mit dem Durchblicken der Papiere fertig war. Ich hörte, wie er vor ſich hin murmelte: — »Sollte ich das Geld wo anders hingelegt haben?« — Darauf empfahl er ſich, ohne weiter etwas zu ſagen.

»Ich war den ganzen Tag über mit Gängen und Beſorgungen in der Stadt beſchäftigt und als ich Abends nach Hauſe kam, fand ich meinen Herrn in ſehr übler Stimmung. Ich erfuhr bald die Urſache ſeiner Gemüthsbewegung. Skurjätin war wieder bei ihm geweſen, um über die fehlenden Banknoten Rückſprache zu nehmen. Tomaſchew, der ſeiner Meinung nach die Brieftaſche bis zum letzten Augenblick ungeöffnet in Verwahrung gehabt hatte, fühlte ſich durch die Aeußerungen Skurjätin's beleidigt, und wies nach einem heftigen Wortwechſel ſeinem Geſchäftsfreunde die Thüre.

»So ſtanden die Sachen, als ich nach Hauſe kam. Mir war ſehr angſt bei der Geſchichte; ich fand jedoch einigen Troſt darin, daß kein Verdacht auf mich gefallen war und daß bei einem Bruche zwiſchen den Beiden der Schaden immer auf Seite Skurjätin's blieb, der von meinem Herrn viel Geld verdiente und deshalb Alles daran ſetzen mußte, um wieder anzuknüpfen.

»Ich begegnete ihm am folgenden Tage auf dem Bazar

in der Kitaisky Gorod.“) An der ganz besonderen Freundlichkeit, womit er mich begrüßte, merkte ich bald, daß er etwas im Schilde mit mir führte. Er reichte mir die Hand, bat mich, ihn in's Traktir zu begleiten, um einen kleinen Imbiß zu nehmen und war des Lobes voll über meine vortrefflichen Eigenschaften.

„Nachdem wir ein gutes Glas Wein zusammen getrunken hatten und ihm die Zunge geläufig geworden war, rückte er mit der Sprache heraus. Erst sagte er, wie leid es ihm thue, daß ein so unglückliches Mißverständniß zwischen ihm und meinem Herrn entstanden sei; das unerklärliche Verschwinden der fehlenden Banknoten habe ihn zwar sehr geschmerzt und augenblicklich in schlechte Laune versetzt, aber am Ende sei doch der Gegenstand nicht so erheblich, um einen Bruch zwischen alten Geschäftsfreunden zu rechtfertigen; er (Skurjätin) wollte gern das Doppelte verlieren, wenn er seine alte Verbindung mit Tomamschew wieder herstellen könnte. Und nun machte er mir gradezu den Antrag, ich sollte mich stellen, als hätte ich das Geld heimlich beseitigt; für diesen Freundschaftsdienst bot er mir eine erkleckliche Summe, und für den Fall, daß ich den Dienst darüber verlieren sollte, wollte er mir eine andere, noch einträglichere Stelle verschaffen.

„Erst stellte ich mich entrüstet über den Antrag, ging aber bald darauf ein, als ich sah, daß es ihm Ernst damit war. Den scheinbar leichteren Ausweg, zu sagen, er habe das Geld nachträglich gefunden, wollte er um jeden Preis vermeiden, denn er kannte die große Genauigkeit meines Herrn, der eine solche Unordnung schon an und für sich als Grund zum Bruche angesehen haben würde . . .

„Ich warf mich dem alten Tomamschew zu Füßen, und machte ihm ein so rührendes Geständniß meiner Sünde, daß der gute Herr mir Alles verzieh. Bald war auch die Freundschaft mit Skurjätin wieder hergestellt und nach

Abzug der Unkoſten für die Abſolution beim Prieſter blieben mir gerade dreihundert Silberrubel übrig als Gewinn bei dem Geſchäfte.«

»Du biſt mir ein ſchöner Spitzbube!« — rief ich, als Giorgi ſeine Geſchichte geendet. — »Aber hatteſt Du denn gar keine Gewiſſensbiſſe mehr, nachdem der Prieſter Dir die Abſolution ertheilt?«

»Nein,« — entgegnete er ſehr gelaſſen — »wozu hätte ich ſonſt das ſchwere Geld ausgegeben?«

Ich machte ihm noch einige andere in's Gewiſſen redende Bemerkungen, aber er antwortete ſehr kurz darauf. Der einzige Zweck ſeiner Erzählung war geweſen, mir zu beweiſen, daß er Gelegenheit genug gehabt habe, ſich ein Stück Geld zu verdienen, und daß es ihm kein zu großes Opfer ſei, mir Das zurückzuerſtatten, was er, in dem Wahne, ich ſei ein reicher Mann, mir zuviel auf die Rechnung geſchrieben.

Natürlich ließ ich mich nicht darauf ein, ſo ſehr er auch bat und flehete, aber von jenem Tage an reiſte ich beiſpiellos wohlfeil und hatte eben ſo oft Gelegenheit, mich über die Billigkeit der Lebensmittel u. ſ. w. zu wundern, wie früher über das Gegentheil.

* * *

Ich habe dieſe Geſchichte mit einiger Ausführlichkeit wiedergegeben, da ſie einen Blick thun läßt in die Gefühls- und Gedankenwelt einer ganzen Menſchenklaſſe, deren Kenntniß mindeſtens eben ſo wichtig iſt, als die Kenntniß ſeltener Steine, Vögel und Pflanzen.

Man kann Giorgi als Repräſentanten derjenigen Armenier ſeiner Bildungsſtufe betrachten, welche mit den Ruſſen in längeren und näheren Beziehungen geſtanden haben.

Die landesthümlichen Sitten und Gebräuche, welche seit Jahrhunderten die Stelle der Geſetze vertraten, verſchwinden vor den fremden Eindringlingen, ohne daß etwas Beſſeres dafür geboten würde. Die Unterſchiede im Guten werden verwiſcht und das Schlechte wird verallgemeinert, wie das Unkraut überall leicht fortwuchert, während die Blumen und Fruchtbäume ſorgfältiger Pflege bedürfen.

Dieſe Pflege können die Ruſſen nicht ausüben, weil ſie ihnen ſelbſt nie zu Theil geworden iſt. Sie können die einwüchſigen Uebel und Laſter der Völker nur vermehren, ohne ihnen ein ſittliches Gegengewicht zu geben.

Das Einzige, was ſie mitbringen in die eroberten Länder, ſind neue Zwangsmittel des alten Zwangsſtaates, neue Formen des Betruges, der Lüge und des Mißbrauchs der Kirche zu polizeilichen Zwecken.

Veranſchaulichen wir kurz das Geſagte an den beiden uns hier zunächſt liegenden Ländern: Georgien und Armenien, denen der Kaiſer bisher für alle ihnen abgedrungenen Opfer nichts Anderes hat bieten können, als einen franzöſiſchen Frack und die ruſſiſche Sprache.

Was iſt dieſen Leuten damit gedient, daß ſie, um nach dem herrſchenden Vorurtheil einen Anſtrich von Bildung zu erlangen, in Kleider und Handſchuhe von franzöſiſchem Zuſchnitt hineingezwängt werden auf Koſten ihres maleriſchen National-Koſtüms?

Was iſt ihnen ferner damit gedient, ſich ihrer eigenen Sprache und Sitte zu entäußern, um ruſſiſche Sprache und Sitte dafür anzunehmen?

Sowohl die georgiſche wie die armeniſche Literatur kann ſich der ruſſiſchen ſo ziemlich gleichſtellen. Was die Ruſſen hier Neues zu bieten haben, gehört (außer ihrer Poeſie) urſprünglich nicht ihnen ſelbſt an, ſondern iſt den Deutſchen, Engländern und Franzoſen entlehnt.

Soll ruſſiſche Gelehrſamkeit etwa die Vermittlerin zwiſchen dieſen Ländern und dem klaſſiſchen Alterthum ſpielen? Ein einziger Blick in den Katalog der alten Bibliothek von Etſchmiadſyn genügt, um zu zeigen, daß dies unnöthig iſt.

Wie die Armenier eine vortreffliche Bibelüberſetzung hatten, ein halbes Jahrtauſend bevor die Ruſſen etwas vom Chriſtenthum wußten, ſo hatten ſie auch Ueberſetzungen und Nachbildungen der alten Klaſſiker, lange bevor das Zarenthum aus den Trümmern der Republik Nowgorod emporwuchs, ein Grab der Kultur der alten, und eine Geißel der neuen Welt.

Oder meint Ihr etwa, Rußland habe den Ackerbau, den Handel, die Gewerbe, die Induſtrie Georgiens und Armeniens gefördert?

Nur wenige der Landeskinder finden in Werkſtätten ihr Brot, aber viele finden auf dem Schlachtfelde ihren Tod.

Der Ackerbau erinnert noch an die Urzuſtände menſchlicher Thätigkeit und wurde nur hin und wieder von ſolchen Statthaltern gefördert, welche, wie Fürſt Woronzoff, eine Privatliebhaberei daraus machten.

Von den Gewerben blühen nur diejenigen, welche die Werkzeuge des Krieges, Waffen und Rüſtungen liefern.

Und wie kann dem anders ſein in Ländern, wo ſeit mehr als einem halben Jahrhunderte alle menſchliche Thätigkeit im Großen nur auf Kampf und Zerſtörung gerichtet war, und die Verdienſte der Menſchen nur berechnet werden nach der Zahl ihrer Mitmenſchen, die ſie getödtet.

Die Künſte des Friedens lieben den Lärm des Krieges nicht und fliehen verſcheucht zurück vor Kanonendonner, Schlachtdrommeten und Roßhufgeſtampf.

Was bleibt, nach dem Geſagten, den Eroberern noch übrig, zum Heil dieſer Länder zu thun?

Wer aufmerkſamen Blickes und Ohres das weite Zarenreich, das drei Welttheile umſtrickende, durchwandert, und dann

die Summe ſeiner Betrachtungen zieht, dem ſchaudert bei dem Gedanken an die Geſchicke, welche dieſer Länderkoloß noch zu erfüllen hat.

Wer an der bevorſtehenden Erfüllung dieſer Geſchicke zweifelt, kennt die Geſchichte und kennt Rußland nicht.

So unterſchieden von Urſprung und Intereſſen die buntzuſammengewürfelten Horden auch ſein mögen, welche dieſes Rieſenreich bilden, es giebt Ein gewaltiges Band, das ſie Alle zuſammenhält: die byzantiniſche Kirche! Wer nicht hineingehört, wird hineingezwängt und ehe das kommende Jahrhundert beginnt, werden alle Bewohner Rußlands Eines Glaubens ſein.

Schon jetzt umſchließt jenes große Netz, deſſen Maſchen die Newa und die Wolga, der Don und der Dnjepr, der Kyros und der Araxes bilden, eine vorwiegend chriſtliche Bevölkerung, in deren Mitte die zerſtreuten islamitiſchen Stämme, die Nachkommen der goldenen Horde, ſich wie Tropfen im Ozean verlieren.

Welch eine wunderſame Fügung des Schickſals, daß Rußland, deſſen Regierungsprinzip den diametralen Gegenſatz chriſtlicher Satzung bildet, gerade das Chriſtenthum zum Eck- und Schlußſtein ſeiner Macht geſtalten muß! Und eine nicht minder wunderſame Fügung des Schickſals iſt es, daß der Zar überall, wohin er ſeine weitausgreifenden Arme ſtreckt, chriſtliche Anhaltspunkte findet, an welche er die Schickſalsfäden der von ihm künſtlich zerſtreuten Bekenner des Islam knüpfen kann: Armenien zu den Füßen des Ararat, und Georgien zu den Füßen des Kaukaſus!

Welcher Art aber iſt dieſes Chriſtenthum, das ſo viele Millionen Menſchen zu einem großen Ganzen zuſammenſchmilzt und ihnen als Triebfeder dient zu Kraftäußerungen, welche über kurz oder lang der alten Welt eine neue Geſtaltung geben werden?

Folgt mir einen Moment in das russische Mutterland, um einen flüchtigen Blick auf die dort herrschenden religiösen Zustände zu werfen!

Seht jenen armen Soldaten, der müde und hungrig vom langen Marsche, erst sein Gebet verrichtet, bevor er Speise zu sich nimmt und die Ruhe sucht.

Er zieht ein kleines Heiligenbild aus der Tasche, spuckt darauf und wischt es ab mit dem Aermel seines Rockes; dann setzt er es nieder auf die Erde, kniet hin davor und bekreuzigt sich, und küßt es in frommer Andacht.

Oder tretet Sonntags mit mir in eine der düstern, bildergeschmückten russischen Kirchen. Wenn nicht schon die Kleidung der Anwesenden die Standesunterschiede bezeichnete, Ihr würdet diese Unterschiede erkennen an der Art und Weise, wie ein Jeder sein Kreuz schlägt.

Betrachtet zunächst jenen vornehmen Herrn, der vor dem wunderthätigen Kasan'schen Muttergottesbilde stehen bleibt, sich leicht verbeugt und andeutungsweise bekreuzigt. In's Deutsche übersetzt, würde die Mienensprache dieses Herrn etwa folgendermaßen lauten: »Ich weiß, daß dies Alles nur ein frommer Wahn ist, aber man darf den Leuten kein Aergerniß geben, sonst geht alles Ansehen verloren. Würde das Volk sich länger für uns plagen, wenn es den Anweisungen nicht mehr traute, die wir ihm auf die Freuden des Himmels ausstellen lassen?«

Nun sehet jenen kastanbelleideten, feisten Kaufmann, der verschmitzten Blickes und sichern Schrittes auf den Priester losgeht, um seine Seele von den Schacherſünden der vergangenen Woche befreien zu lassen.

Er kennt den Priester und weiß, daß ein gutes Stück Geld bei diesem eine gute Stätte findet; darum geht er so sicher, in dem Bewußtsein, die ganze Sündenrechnung in Bausch und Bogen abmachen zu können. Und wie die Absolution vorüber ist, stellt er sich vor das wunderthätige Heiligenbild

hin und ſchlägt ſo gewaltige Kreuze, daß vor dieſer Arbeit auch die letzten Skrupel ſeiner Seele verſchwinden müſſen.

Betrachtet jetzt jenen armen Bauern, der demüthig zur Pforte hereinſchleicht und ſich ſcheu umſieht in den Weihrauch-durchwölkten Hallen. Es iſt des Glanzes, der Pracht zuviel für den armen Schelm.

»Gott! — denkt er — was iſt der Kaiſer doch für ein gnädiger Herr, daß er ſo ſchöne Kirchen bauen läßt für uns arme Teufel! Gott ſegne den Kaiſer!«

Und dann ſchleicht er ſchüchtern auf irgend ein Heiligen-bild los, wo der goldene Grund und die braunen Farben am grellſten kontraſtiren und wirft ſich nieder davor und ſchlägt mit der Stirn die Erde, daß die langen Haare ihm weit über's Geſicht fallen, und er mühet ſich ſo ab im Körperver-beugen und rieſigen Kreuzſchlagen, bis er nicht mehr kann vor Erſchöpfung. Denn je ärmer der Menſch in Rußland, deſto größer das Kreuz, das er ſchlägt und trägt.

* * *

Wir verlaſſen Oſurgethi bei Sonnenaufgang und werfen einen letzten Rückblick auf das blühende Land und deſſen Gebirgsketten, die es durchziehen und umragen.

Der Morgen iſt ruhig und friſch. Ueber dem dunklen Grün um uns her ſchweben weiße, weithin verſchwimmende Streifen, die immer lichter und durchſichtiger werden, je weiter der Tag herabſteigt. Im Norden die ſchneebedeckten Kuppen des wildzerklüfteten Kaukaſus! Schon ergießt es ſich über die Höhen des Elborus wie ein Feuermeer, und immer weiter ſteigt's herab und ſpringt in blendendem Farbenſpiel von Berg zu Berg, von Fels zu Fels. Wir wenden das ſtaunende Auge nach Süden, den adſhariſchen Bergen zu, welche Gurien von Anatolien ſcheiden und uns im friſcheſten Morgenglanze

entgegenſchimmern. Von dort laſſen wir die Blicke nach Weſten ſchweifen, wo ſich das Schwarze Meer in unabſehbarer Weite vor uns aufthut, blitzend und leuchtend wie die Sonne ſelbſt. Dahin führt unſer Weg.

Aus dem reizenden, mit Mais und Hirſe und rebenumſchlungenen Bäumen bedeckten Thale, wo Oſurgethi liegt, wenden wir uns, dem Laufe der Natanebi folgend, nach St. Nikolaus, einem elenden, hart an der türkiſchen Grenze auf einer Sanddüne gelegenen Küſtenfort, durch nichts bemerkenswerth, als durch ſeine ſchlechte Luft und Lage. Von dort kehren wir über Poti nach Redut-Kalé zurück.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Meerfahrt an der Küſte von Abcka'ien.

In Redut-Kalé wurde mir gleich nach meiner Rückkehr eine Nachricht, welche mich deshalb freudig ſtimmte, weil ſie mir Gelegenheit bot, der ungaſtlichen Stadt, an welche ſich auch nicht eine angenehme Erinnerung für mich knüpft, den Rücken zuzukehren und auf den ſtürmiſchen Wellen des Schwarzen Meeres — ſtatt auf einem langwierigen Krankenlager — Erholung von meinem hartnäckigen Unwohlſein zu ſuchen.

Der Kommandant von Redut-Kalé hatte nämlich einen Barkaß, (d. i. ein unverdecktes Kriegsboot mit einer Kanone), bemannt mit vierzehn Koſaken unter Anführung eines Chorundſhi (Koſakenoffizier unterſten Grades) nach der Feſtung Ardiller an der Küſte des Landes der Dſhigethen auszurüſten und ertheilte mir, nebſt zwei Leidensgefährten, beſtehend aus einem jungen ruſſiſchen Gardekapitain und dem tapfern Tatarenhauptmann Gjül-Baſſar, gern die Erlaubniß, die im Monat April etwas gefährliche Fahrt mitzumachen. Die Zwecke, welche das Reiſekleeblatt verfolgte, waren eben ſo verſchieden, wie die Perſönlichkeiten, aus welchen es zuſammengeſetzt war. Der Gardekapitain — ein parfümirter Salonheld — hatte dem die Militairlinie an der Oſtküſte des Schwarzen Meeres kommandirenden General von Budberg Depeſchen vom Oberbefehlshaber zu überbringen.

Gjül-Baſſar — jedenfalls die intereſſanteſte Perſönlichkeit von uns dreien — ein auf dem Wege der ruſſiſchen Civiliſation begriffener Tatar, hatte ſich, geleckt durch Titel und Orden, dem in Warſchau ſtehenden, muſelmänniſchen Reiterregiment zukommandiren laſſen, um im fremden Lande, im Glanze friedlicher Straßenparaden, Auszeichnungen zu finden, deren Erringung ihm im Schooße der kriegbedrohten Heimat zu ſchwer geſchienen.

Gjül-Baſſar (zu deutſch: Roſenhaupt), ſtand mit ſeinem blumigen Namen in auffallend wunderbarem Einklange. Sein mit ebenſo ſtarken wie zahlreichen Pockennarben überſätes Antlitz ſah aus wie eine Sammlung verwetterter Roſenknoſpen, und ſeine etwas lang gerathene, ſchwammige Naſe glänzte darüber hin, wie ein durchſichtiger Behälter, dem alles Blut der abgeſtorbenen Roſenknoſpen zugefloſſen. Als einzige Waffe trug der Roſenköpfige einen dagheſtaniſchen Dolch im Gürtel; die übrigen Mordwerkzeuge: ein Gewehr mit doppeltem Lauf, ein paar gewichtige, perſiſche Piſtolen und einen langen Tſcherkeſſenſäbel hatte er ſeinem kleinen Diener Juſſuff aufgebürdet, deſſen winziger, ſchmaler Körper die Waffenlaſt mit Mühe zu tragen ſchien. Das Ergötzlichſte an Gjül-Baſſar war ſeine fixe Idee: Warſchau liege irgendwo am Schwarzen Meere. Wir ließen ihn ruhig gewähren, nachdem wir vergeblich auf alle Weiſe verſucht hatten, ihn von ſeinem Irrthume abzubringen, zu welchem ein ihm befreundeter Mullah aus dem Karabagh Veranlaſſung gegeben hatte.

Es war 8 Uhr Morgens am 19. April, als wir bei immer noch umwölktem Himmel Kekut-Kalé verließen. Der Barkaß war flott gemacht, unſere Sachen waren bereits aufgepackt, und die Koſaken ſtanden am Ufer und harrten ihres Führers, ſich nach ihrer Gewohnheit die Zeit mit Singen heimatlicher Lieder vertreibend.

Zwölf Koſaken hatten einen Kreis gebildet, der dreizehnte

ſtand in der Mitte und ſang mit lauter, gewandter Stimme ein luſtiges Lied, deſſen letzte Verſe jeder Strophe die Umſtehenden immer halb ſchreiend, halb ſingend wiederholten.

Lied der Koſaken vom Schwarzen Meere:

„Was hängſt Du das Köpfchen ſo traurig und ſchwer?“
— „Was zieht, mein Koſak, fort zum Schwarzen Meer?“ —
So ſprach ich zum Mädel, ſo ſprach ſie zu mir —
Juſt war ich beim Mädel, und jetzt bin ich hier!
Chor: So ſprach ich zum Mädel ꝛc.

Und weine nicht, Mädchen, hell' auf Deinen Blick!
Wohl muß ich davon, doch bald kehr' ich zurück —
Der Koſak liebt das Meer und er liebt die Gefahr,
Doch er liebt auch, was Süßes beim Mädel ihm war!
Chor: Der Koſak liebt das Meer ꝛc.

Der Prieſter der ſpricht: Das iſt Sünde, mein Sohn!
Doch beicht' ich die Sünd', da verzeiht er ſie ſchon.
Ein Griff in die Taſch', ein geſchmeidiger Mund,
Das macht uns beim Prieſter von Sünden geſund!
Chor: Ein Griff in die Taſch' ꝛc.

Es donnert zum Kampfe — da zagen wir nicht,
Ob zu Meer, ob zu Lande, das fragen wir nicht;
Ob nah oder ferne, das meſſen wir nicht,
Und das Liebchen, das treue, vergeſſen wir nicht!
Chor: Ob nah oder ferne ꝛc.

Drum friſch, ihr Koſaken, das Segel geſpannt!
Die Schaſchka[31]) zur Seite, den Kinſchal zur Hand!
Und weine nicht, Mädchen, hell' auf Deinen Blick:
Der Koſak muß davon, doch bald kehrt er zurück!
Chor: Und weine nicht, Mädchen ꝛc.

Wer hat das hübſche Lied gedichtet? fragte ich, auf die Sänger zugehend. Die Koſaken blieben mir die Antwort

ſchuldig, denn in dieſem Augenblick kam ihr Führer eiligen Schrittes herbeigegangen, und im Nu ſaßen Alle bei ihren Rudern im Fahrzeug. Eine halbe Stunde ſpäter hatten wir ſchon die heftige Strömung paſſirt, welche die Chopi bei ihrer Mundung im Schwarzen Meere bildet.

Wir ſaßen mit dem Offizier und einem alten Urjädnik (Unteroffizier), welcher als Steuermann fungirte, im Hintertheile des Barkaß, der gerade groß genug war, die Mannſchaft, welche, uns und unſere Leute mitgerechnet, aus zweiundzwanzig Perſonen beſtand, zu faſſen.

»Wo habt ihr Türkiſch gelernt?« — fragte ich einen Koſaken, welcher ſich eifrig in dieſer Sprache mit Gjül-Baſſar's Diener unterhielt. »Was ſollten wir nicht Türkiſch ſprechen können?« entgegnete der Gefragte, »wir ſind ja in der Türkei groß geworden.« Durch weiteres Fragen, gelangte ich zu der Gewißheit, daß unſere Koſaken zu den Reſten der tapferen Saparoſchzen[32]) gehörten, welche, vermehrt durch eine Menge Ueberläufer und Vagabunden, unter der Regierung Peters I. zu den Türken übergingen, und ſeit der Zeit hartnäckige Feinde der Ruſſen wurden. Nach der Einnahme von Varna (1828) unterwarf ſich ein Theil dieſer Krieger, welche im fremden Lande ihre Sprache, Religion und Sitten treu bewahrt hatten, aufs Neue dem ruſſiſchen Scepter, unter Anführung ihres Atamans Gladkoi.[33])

Die Koſaken, von welchen die meiſten mit bei Varna geweſen waren, erzählten mir in Bezug auf die oben angedeutete Begebenheit eine Menge Geſchichten zur Verherrlichung ihres neuen Herrſchers, unter anderm, wie er ſich, nur von ſeinem Adjutanten Orlow begleitet, auf einem Kriegsboote den ihm bis dahin feindlichen Kriegern anvertraute, ohne, trotz aller Warnungen ſeiner Umgebung, die mindeſte Beſorgniß noch Furcht zu äußern; ſechsundzwanzig Saparoſchzen ſaßen am Ruder, und der Ataman ſelbſt fungirte als Steuermann.

Persönlicher Muth wird dem Kaiser von Niemand abgesprochen; aber als Feldherr hat sowohl er, wie sein verstorbener Bruder, der Großfürst Michael, während des Türkenkrieges sehr geringe Beweise von höherer Befähigung gegeben. So erzählten mir wenigstens hochgestellte Offiziere, welche den Türkenkrieg mitgemacht und Gelegenheit hatten, den Kaiser in der Nähe zu beobachten . . .

Die geschwätzigen Kosaken vertrieben uns durch ihre Lieder und Sagen die Zeit ganz angenehm; wir ergötzten unsere Blicke an den das Fahrzeug oft schaarenweise umspielenden Delphinen, und langten gegen zwei Uhr Nachmittags glücklich in der Festung Anaklea an.

Dieser, jetzt nur von wenigen Türken, Juden und Kosaken bewohnte Ort (muthmaßlich das alte Heraklea der Griechen) am linken Ufer des Ingur, welcher sich hier in's Schwarze Meer ergießt, gelegen, bezeichnet an der Küste den Gränzpunkt zwischen Mingrelien und dem Gebiete von Samursachan.")

Wir waren gezwungen, hier einige Stunden Rast zu halten, damit die ermüdeten Kosaken, welche bei den ungünstigen, unser Segel unnütz machenden Winden den ganzen Tag das Ruder schwingen mußten, neue Kräfte sammeln konnten.

Um sechs Uhr begaben wir uns wieder auf unser Fahrzeug, und liefen bei einbrechender Nacht, die hier immer ohne die süße Zwischenzeit der Dämmerung dem Tage folgt, in eine kleine Bucht an der Küste von Samursachan ein.

Ein paar kleine, hinter Bäumen hervorlugende Bretterhäuschen hatten uns zu der Meinung verleitet, es befinde sich hier ein Dorf, wo wir Obdach für die Nacht finden könnten; allein wir sahen uns bei näherem Recognosciren nicht nur in unserer Erwartung getäuscht, sondern hatten noch obendrein ein kleines Zusammentreffen mit türkischen Kontre-

banditen, welche sich mit ihren in den oben erwähnten Häuschen versteckten Waaren im Dunkel der Nacht wieder auf den Weg machten, wahrscheinlich um einem andern Schlupfwinkel an der Küste von Abchasien oder Dshighethistan zuzusteuern. Wir brachten die Nacht unter freiem Himmel zu, zündeten Wachtfeuer an, stellten Wachen aus und ließen uns von nahem Wellengemurmel und fernem Schakalgeheul in Schlaf singen.

Trotz unsers unbequemen Lagers schliefen wir vortrefflich, ausgenommen Gjül-Bassar, welcher, die Pistole in der Hand, mit gekreuzten Beinen auf seinem Teppich kauernd, die ganze Nacht vor Unruhe und Besorgniß kein Auge schließen konnte. Diese, sich bei der kleinsten Gefahr äußernde Besorgniß hatte keineswegs in angeborner Feigherzigkeit ihren Grund. Ein gläubiger Muselmann, wie unser Tatar, fürchtet den Tod nicht; auch bin ich überzeugt, daß sich Gjül-Bassar zu jeder andern Zeit, ohne zu zittern, jeglicher Gefahr ausgesetzt haben würde; für den Augenblick jedoch war ihm sein Leben lieb, denn er hatte gehört, der Kaiser werde am 15. Mai in Warschau eine Musterung der muselmännischen Regimenter halten, bei welcher Gelegenheit jeder anwesende Offizier einen Orden zu erwarten hätte.

Dieser zu erwartende Orden nun war der Anfang und das Ende aller Wünsche Gjül-Bassar's. Seit unserer Abreise von Redut-Kalé hatte er von nichts weiter gesprochen; das Meer mit seinen tausend Wundern, die stets wechselnden, großartigen Naturschönheiten, welche uns umgaben, Alles ließ ihn ungerührt; er dachte nur an seinen Orden.

Von einem mehrstündigen Regen durchnäßt, verließen wir bei Tagesanbruch unser romantisches Lager und langten nach etwa siebenstündiger Fahrt im Hafen von Utschamtschuri an.

Ich unterlasse es, mich in nichtssagenden Schilderungen der herrlichen Naturschauspiele zu ergehen, welche die Küste,

vom Meere aus geſehen, in üppiger Fülle darbietet: die ſchäumende Brandung, das ſteinige Ufer, die ſich in endloſe Ferne verlierenden, undurchdringlichen Wälder, die baumgekrönten, bunten Hügelreihen und dahinter die große Gebirgskette mit ihrem nimmer beſtändigen Farbenſpiel. Hier iſt Alles in ſtetem Wechſel begriffen, wenn nicht ein vollkommen heiterer Tag, wie der April ihrer nur wenige bietet, einen ſicheren, klaren Anblick gewährt.

Oft zieht ſich eine Alles verhüllende, dichte Nebelmauer vor den ſpähenden Blicken hin, und vergebens ſucht dann das Auge einen erquickenden Anhaltspunkt, bis plötzlich ein Sonnenblick den aſchgrauen Schleier zerreißt, und ein leuchtender Strahl, wie ein goldener Zauberſtab, Wald, Hügel und Gletſcher in neuem Glanze erſchimmern läßt.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Utschamtschuri und Suchym-Kalé.

Utschamtschuri ist ein aus einer Straße und mehreren dahinter zerstreut liegenden Häusern bestehender abchasischer Hafenplatz mit etwa fünfhundert Einwohnern, deren Hauptnahrungsquelle der Handel mit eingeschmuggelten Waaren ist.

Ich fand auf dem, den größten Theil des Ortes einnehmenden Bazar eine mannichfaltige, obschon weder reiche noch gesuchte Auswahl von Stoffen und Fabrikaten aus dem Abend- und Morgenlande. Viele, hier wohl selten oder nie gekaufte Waaren liegen da aufgespeichert, denen man es gleichsam ansehen kann, daß sie nicht Spekulationsgeist, sondern bloßer Zufall an Abchasiens ungastliche Küste geschleudert.

Diese Muthmaßung wird zur Gewißheit, wenn man sich bei den Kaufleuten nach den Preisen der betreffenden Waaren erkundigt, welcher selten oder nie im Verhältniß mit ihrem Werthe steht. So wurde mir z. B. ein Stück feines englisches Scharlachtuch zu einem Preise angeboten, für welchen ich dasselbe in England nicht hätte kaufen können.

Die Kaufleute sind ein Gemisch von Türken aus Trapezunt, Griechen, Armeniern und Abchasen; der Handel der letztern erstreckt sich lediglich auf Waffen und einheimische Produkte, worunter besonders das treffliche, dem lesghischen an Stärke

faſt gleichkommende Tuch und das äußerſt zierlich und fein gearbeitete Schuhwerk bemerkenswerth iſt.

Der Bazar von Utſchamtſchuri trägt ein ganz eigenthümliches, kriegeriſches Gepräge. In jeder Bude, welche ſich alle offen vor den Augen des Zuſchauers ausdehnen, ſteht ein geladenes Gewehr; häufig findet man auch noch ſonſtige Waffen, wie Dolche, Piſtolen ꝛc. Die Käufer, welche theils zu Fuß, theils zu Pferde den Bazar durchziehen (größtentheils Abchaſen aus den umliegenden Dörfern), ſind alle vollſtändig bewaffnet, die Flinte auf dem Rücken, Dolch und Piſtolen im Gürtel. Unter den Männern erregten viele durch ihre ſchlanke und regelmäßige Körperform und ihr ausdrucksvolles Geſicht unſere Bewunderung. Was uns vom ſchönen Geſchlechte zu Augen kam, war Alles alt und häßlich.

Um keine von den Merkwürdigkeiten Utſchamtſchuri's ungeſehen zu laſſen, beſuchten wir, nachdem wir auf dem Bazar verſchiedene Einkäufe gemacht, das hier befindliche kleine Kaffeehaus, ein luftiges, zeltartig aufgeſchlagenes Gebäude, deſſen einziger Schmuck aus einer Art Kochofen zur Bereitung des Kaffee's und einigen zur Bequemlichkeit der Gäſte auf dem Boden ausgebreiteten Matten beſteht.

Wir ergötzten uns eine Weile an der herrlichen Ausſicht, welche man vom Balkon des Kaffeehauſes nach dem Hafen zu hat, ſahen dem Treiben der Gäſte zu, wovon die einen Schach ſpielten und die andern Kef[32]) machten, und kehrten darauf nach unſerm Barkaß zurück, in der Hoffnung, noch vor der Nacht die nächſte ruſſiſche Feſtung zu erreichen. Dem ſollte jedoch nicht ſo ſein. Nachdem wir ein paar Stunden lang auf die unbarmherzigſte Weiſe in unſerm zerbrechlichen Fahrzeug von den tobenden Winden umhergeſchleudert waren, mußten wir uns bei der heftigen Brandung noch glücklich ſchätzen, vor Anbruch der Dunkelheit einen einigermaßen günſtigen Landungsplatz zu erreichen.

Wir schlugen unser Lager am Eingange eines dichten die Küste begränzenden Waldes auf, dasselbe Verfahren, wie das erstemal, dabei beobachtend.

Ueber die üppige Vegetation der Küste von Abchasien habe ich schon oben andeutend gesprochen; man findet hier wildes Stein- und Kernobst aller Art, Zwergloorbeer, Buchsbaum, Nußbäume, Weinstöcke sieht man hier in großer Menge, besonders letztere von bedeutender Dicke und Höhe. Anmuthig schlingt sich der Weinstock um die hohen Bäume, deren Gipfel seine hochaufstrebenden Ranken nicht erreichen. Welch ein Nutzen, welche Schätze könnten bei gehöriger Kultur diesem gesegneten Boden entlockt werden! Aber die Natur arbeitet hier für sich allein, ohne daß der Mensch fördernd dabei mitwirkte. Kein Auge ergötzt sich an den Blumen, die hier wachsen, keine Hand pflückt die Früchte, die hier reifen, und kein Ohr hört hier freudig dem Gemurmel der Quellen, dem Rauschen des Gießbachs und dem walddurchjubelnden Gesange der Vögel zu.

Das von den Türken erbaute Suchum-Kalé, am Ausflusse der Gumista gelegen, gehört zu den bedeutenderen Festungen der Russen an der Ostküste des Schwarzen Meeres. Die Garnison besteht aus einer kleinen Abtheilung asowscher Kosaken und einem Bataillon Infanterie unter den Befehlen eines russischen Obersten.

Der Hafen von Suchum-Kalé ist seiner günstigen Lage und seines großen Umfanges wegen ausgezeichnet. Gerade dem Landungsplatze gegenüber liegt das Haus des die Aufsicht über den Hafen führenden Kapitains; daneben breiten sich die Häuser der verheiratheten Soldaten aus, welche eine ziemlich bedeutende Militairkolonie bilden. Bei jedem Hause befindet sich ein kleiner Garten, wodurch das Ganze einen recht hübschen Anblick gewährt. Hat man die Kolonie passirt, so gelangt man auf den ziemlich großen aber wenig belebten Bazar, hinter welchem sich die Mauern der Festung ausdehnen, wo der Kommandant seine Wohnung hat.

Interessant war es uns, auf dem Bazar unter den größtentheils in Tscherkessenröcke und graue Soldatenkittel gehüllten Käufern auch einige elegant gekleidete, schleiergeschmückte Damen, Frauen der hiesigen Offiziere, zu sehen.

Wir schlugen das Anerbieten des Kommandanten, in der Festung zu wohnen, aus und suchten ein Obdach in der Militairkolonie, um das Leben und Treiben der Soldaten, ihre häusliche Einrichtung ꝛc. besser beobachten zu können. Die Häuser der Soldaten sind, Dank der Sorgfalt der handfesten Weiber, reinlich von außen und innen, das schwer zu vertilgende Ungeziefer abgerechnet, welches den Reisenden in Rußland überall plagend verfolgt, ob er an den Ufern der Newa, der Moskwa oder der Wolga weile.

Der russische Soldat trägt, möge er auch noch so weit dem Schooße seiner Heimat entrissen und in fremde Welttheile geschleudert werden, gleichsam immer sein Vaterland mit sich, bewahrt treu seinen Glauben, seine Lebensweise, seine Sitten, und überall, wo er sich ansiedelt, glaubt man ein Stück von Altrußland zu sehen.

Durch Ausflüge, welche ich in das Innere der Gebirgsländer unternahm, durch Bekanntschaft mit einigen der hervorragendsten Häuptlinge der Ubychen und Dshigethen, durch heftige Anfälle des Wechselfiebers und Umstände anderer Art, wurde mein Aufenthalt an der Ostküste des Schwarzen Meeres um einige Zeit verlängert.

Das Wichtigste der Erfahrungen, welche ich während meines halb unfreiwilligen Aufenthalts an der Ostküste des Pontus sammelte, ist in meinem Werke »über die Völker des Kaukasus« niedergelegt, und da ich einerseits alle Wiederholungen vermeiden, und andrerseits auch bei Mittheilung des Neuen mich möglichst kurz fassen möchte, so werde ich hier nur einzelne Tagebuchblätter in gedrängter Zusammenstellung folgen lassen.

Denn das Leben in jenen entlegenen Festungen ist so einförmiger Natur, daß die Schilderung einer einzigen im Wesentlichen auf alle Uebrigen paßt.

Es war mein Schicksal, sie alle, der Reihe nach, und die meisten zu wiederholten Malen zu besuchen, und meine Tagebücher aus jener Zeit wären allein genügend, mehrere Bände zu füllen. Ob aber der Leser viel dabei gewinnen würde, unter den Beschränkungen, welche das Erscheinen vor der Oeffentlichkeit mir auferlegt, — ist eine andere Frage.

Wenn ich z. B. die Schicksale eines einzigen Mannes, wie ihrer Viele hier in der Verbannung leben, erzählen wollte, so würde das für den Leser allerdings von großem Interesse, für den Helden der Erzählung aber von unglücklichen Folgen sein, denn selbst des Kaisers größte Anhänger sagen: L'empereur sait tout, mais il ne sait pas pardonner!

Enthüllungen aus Rußland, welche sich an hervorragende Personen knüpfen, kann ein Reisender, der die Gastfreundschaft heilig hält, nur nach dem Tode der betreffenden Personen machen.

Von diesem Standpunkte aus wünsche ich die folgenden Aufzeichnungen, welche in treuen Auszügen aus meinen Tagebüchern ein buntes Allerlei über das Leben und Treiben in den russischen Festungen an der Ostküste des Pontus enthalten, beurtheilt zu sehen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Pizunda und seine Ruinen.

In großen Städten, auf den Tummelplätzen des Lebens, wo Tempel und Paläste zu Hunderten stehen, wo sich Straßen auf Straßen, Häuser auf Häuser und Menschen auf Menschen drängen, als ob Eines dem Andern keinen Platz gönne, geben wir oft mit übersättigtem Blicke an den großartigsten Gebäuden, an den herrlichsten Denkmälern der Kunst gleichgültig vorüber, denn wo die Eindrücke so schnell auf einander folgen, verwischt oder vermindert einer den andern, und es ist unmöglich, alle klar in uns aufzunehmen und ordnend festzuhalten.

Begegnen wir aber einem solchen Palaste, einem solchen Tempel oder Denkmale in der Wildniß, oder in einer Umgebung, welche nicht verkleinernd noch störend darauf einwirkt, vielmehr das Große noch größer, das Schöne noch schöner erscheinen läßt, so ist die Freude, welche wir fühlen, unbeschreiblich, und der Genuß ein doppelt hoher.

Wir lassen alsdann dem Kunstwerke nicht nur gerechte Anerkennung widerfahren, sondern sind in der günstigen Stimmung des Augenblicks noch geneigt, den Gegenstand unserer Betrachtung zu überschätzen.

Nichts von dem Prosaischen des Lebens, das ähnliche Genüsse in den Hauptstädten Europa's oft verleidet, stört uns hier in unserm Anschauen. Kein Wagengerassel und Zurufen

der Kutscher zwingt uns hier, auf die Seite zu springen, um nicht überfahren zu werden; kein Schwarm vorübereilender Fußgänger erinnert uns durch unsanftes Stoßen und Drängen, daß wir nicht allein sind; kein zudringlicher Führer langweilt uns durch seine Tausende von Malen abgeleierten Geschichten — wir können uns ruhig und ungestört dem Genusse hingeben, der uns erwartet, und während das Auge sich weidet an dem Anblick der Hallen und Säulen, die sich vor uns aufthürmen, steigt der forschende Geist zurück in das Dunkel vergangener Jahrhunderte und findet Stoff zu großen und lehrreichen Betrachtungen, und wo die Blätter der Geschichte unausgefüllt geblieben, ergänzt die Phantasie das Fehlende, erfüllt das Leere und ruft das Todte in's Leben zurück, daß wir die Menschen, die einst hier gehaust, wieder von Geschlecht zu Geschlecht den Blicken vorüberwandeln sehen. Alle unsere Aufmerksamkeit, all' unsere Gedanken werden so dem einen Gegenstande zugewandt; daher kommt es denn wohl, daß solche vereinzelte Bilder meist lebendiger im Gedächtniß bleiben und angenehmere Erinnerungen zurücklassen, als wenn sie sich in Masse und in gemischter Umgebung dem Auge darbieten.

Mir wenigstens ist es immer so ergangen; aber unter allen Denkmälern der Vergangenheit, die ich auf meinen asiatischen Wanderungen besucht, hat mir keines einen so dauernden und großartigen Eindruck zurückgelassen, als die alte Kirche von Pitzunda.

Nachdem wir unter unsäglichen Anstrengungen unsere Landung bewerkstelligt und den in den letztverflossenen Jahren sehr licht gewordenen Hain durchschritten hatten, welcher sich zwischen dem Meeresgestade und Pitzunda hinzieht (frühere Reisende sprechen von einem dichten Walde, wovon seitdem wohl ein großer Theil der Axt des Zimmermanns hat weichen müssen), und wo riesige Fichten, herrliche Nußbäume, wahrhaft kolossale Ulmen und Buchen mit einander abwechseln, gelangten

wir zu den Baracken der Militairkolonie, welche den früher beschriebenen in jeder Beziehung gleicht. Nach Beseitigung der Pflichtbesuche und kleinen Plackereien, welche die jedesmalige Ankunft und Abfahrt von einer Festung bedingt, machten wir uns unverzüglich auf den Weg zur Kirche, deren etwas beschädigte Kuppel wir schon von ferne durch das dunkle Laubwerk hervorragen sahen.

Die Kirche liegt nur ein paar hundert Schritte von den Häusern der Militairkolonie, und der Weg dahin führt über einen großen, üppig bewachsenen, von alten, ehrwürdigen Bäumen überschatteten Rasenplatz, welcher einem Garten gleich von reingehaltenen Fußpfaden durchschnitten und an der einen Seite mit Bänken und Lauben geschmückt ist. An der andern Seite befinden sich Schaukeln und Anstalten anderer Art zur Belustigung und Leibesübung der Soldaten der Garnison. Hinter diesem Platze dehnen sich die halbzerfallenen Mauern aus, in deren Mitte die herrliche Kirche liegt, ein Edelstein in kolossalem Ringe.[35]) Ebenfalls im Bereiche der Mauern und gerade der Kirche gegenüber, ziehen sich die unansehnlichen hölzernen Gebäude der Kasernen hin.

Lange stand ich in stummer Bewunderung verloren, als ich die am Eingange stehenden Wachen passirt, das Thor durchschritten hatte und plötzlich den herrlichen, in einfachem aber edlem Style erbauten Tempel, diese Perle im Schlamme der Wildniß, vor mir aufsteigen sah. Die Sonne war bereits ihrem Untergange nahe, als ich des ersten Anblicks dieses Prachtgebäudes theilhaftig wurde, und ich mußte daher meine Zeichnungen und nähern Untersuchungen des Innern bis auf den folgenden Tag verschieben, aber auch der erste Anblick schon war ein wahrhaft erhebender. Fernher, durch einige lichte Stellen der Feigenbäume, Ulmen, Granatbäume und Hainbuchen erschimmerte im Glanze der untergehenden Sonne die große Kette des Kaukasus, und der ehrwürdige Tempel

ſelbſt, mit ſeinem alle Mauern und Dächer umrankenden und überſteigenden Laubwerke und Blüthenſchmucke, kam mir vor wie ein rieſiges Grabmal, auf welches liebevolle Hände in andächtiger Erinnerung Blumen und Epheu gepflanzt.

Auf der großen, etwas beſchädigten Kuppel und dem zerriſſenen Dache der Façade haben ſich mit der Zeit förmlich hängende Gärten gebildet, deren dunkles Grün mit den alten aus grauen Kalkſteinen und rothen Backſteinen ſeltſam gemiſchten Mauern wunderlieblich kontraſtirt. Sogar unſer ſonſt nicht leicht zu rührende Gjül-Baſſar war von den großartigen Formen der ſchönen Ruine ergriffen, und meinte, das müſſe eine herrliche Moſchee abgeben. Bei dem immer noch ſtreitigen und unſichern Beſitze dieſes Küſtenſtriches iſt es ſchwer, die Zukunft des herrlichen Gebäudes, das dreizehn Jahrhunderte[37]) den Verwüſtungen der Zeit und der Menſchen getrotzt hat, zu entſcheiden.

Schon ſeit vielen Jahren gehen die Ruſſen mit dem Plane um, die Kirche neu herzuſtellen und Gottesdienſt darin halten zu laſſen, was nach meinem Dafürhalten ſehr leicht thunlich wäre. Bis jetzt ſind noch keine ernſten Anſtalten getroffen; der General von Wrangel ſagte mir jedoch, daß der Kaiſer, welcher ſich aus guten Gründen immer großartig bei dergleichen Unternehmungen zeigt, bereits 200,000 Rubel zur Reſtauration des Gebäudes bewilligt habe.

Zu intereſſanten Betrachtungen über die Stabilität der griechiſchen Kirche giebt der Gedanke Anlaß, daß, bei Wiederbelebung des Tempels von Pitzunda durch die Ruſſen, der Gottesdienſt hier heute genau auf dieſelbe Weiſe, unter denſelben Formen gehalten werden würde, wie vor 1300 Jahren geſchehen; ja ich glaube, die Prieſter, welche heute die Meſſe hier leſen, würden mit ihren weiten, patriarchaliſchen Gewändern, mit ihrem langen, ehrwürdigen, nie von einer Scheere berührten Barte und Haupthaar, den Prieſtern, welche zur

Zeit der Einweihung des Tempels die Messe an diesen Altären gelesen, zum Verwechseln ähnlich sehen; und wie viel Geschlechter sind nicht seit jener Zeit Angesichts dieser Mauern in's Grab gesunken!

Im Innern der Kirche findet man, außer dem zertrümmerten, marmorüberkleideten Altare und vielen sehr mittelmäßigen, aber meist gut erhaltenen Freskomalereien, keinen andern Schmuck, als die Schönheit und das Großartige der Verhältnisse des Baues.

Die majestätische, von buntverzierten Fenstern mit runden Scheiben durchleuchtete Kuppel wird von vier riesigen, über sechzig Fuß hohen Säulen getragen. Hiermit stehen die vier Haupttheile des Gebäudes in Verbindung, solchergestalt, daß der von kolossalen Fenstern erleuchtete Chor gegen Morgen, und das große Schiff gegen Abend liegt. Mit vieler Mühe erstieg ich die von den engen Seitenwänden getragene Gallerie, von wo ich mich nach allen Seiten hin einer herrlichen Aussicht erfreute. In der Mitte der Kirche fanden wir eine Menge Rüstungen, Metallstücke, Flintenläufe, Panzerhemden und Waffen aller Art sorgfältig aufgeschichtet; es sind dieses — wie der uns begleitende Offizier mich belehrte — Weihgeschenke aus frühern Zeiten, welche die kriegerischen Abchasen, wenn sie von ihren Streifzügen glücklich heimkehrten und reiche Beute mitbrachten, der Gottheit opferten. Hart an die Halle stößt eine mit merkwürdigen griechischen Schriften gezierte kleine Kapelle, deren Bau augenscheinlich einer späteren Zeit angehört.

* * *

Wenn man an einem schönen Frühlingsmorgen die blühenden Umgebungen von Pitzunda (oder Bitschwinda, wie es die Eingebornen nennen) durchwandelt, und das Auge an den mannichfaltigen Naturschönheiten weidet, die uns hier

in üppigster Fülle entgegenlachen, so fällt es schwer, zu glauben, daß diese scheinbar so gesegnete Küste ein Aufenthalt des Elends und des Jammers sein soll. Aber leider ist dem so; die krankhafte Gesichtsfarbe der Soldaten, ihre falben, eingefallenen Wangen tragen schreckliches Zeugniß davon. Die Kugeln der Feinde sind hier weniger zu fürchten, als die Wechsel- und gelben Fieber, Leber- und sonstigen Krankheiten, welche in Pitzunda wie fast an der ganzen Ostküste des Pontus ihre Wohnung aufgeschlagen haben, und Verheerungen anstiften, denen wenige der hier Wohnenden entgehen. Wohl ist das Loos derer zu bemitleiden, welche ein feindseliges Verhängniß auf längere Zeit in diese Wildniß geschleudert.

Man darf im Allgemeinen annehmen, daß von den hieher geschickten Soldaten keiner den Boden seiner Heimat wiedersieht. Wenn ich alle Nachrichten vergleiche, welche mir aus verschiedenen Quellen über diesen Gegenstand zugegangen sind, so stellt sich als Resultat heraus, daß die Besatzung der Festungen dieser Küste durchschnittlich alle drei Jahre erneuert werden muß. Zu den hier dienenden untergeordneten Offizieren nimmt man gewöhnlich solche, welche sich irgend eines Vergehens schuldig oder verdächtig gemacht haben; unruhige Köpfe, die das Herz auf der Zunge tragen, liberal gesinnte Leute, welche nicht gelernt haben leise zu denken, und mit der bestehenden Ordnung — oder damaligen Unordnung — der Dinge in Rußland nicht zufrieden waren; junge und alte Polen der verschiedensten Stände und Ansichten finden hier ein zweites Vaterland. Es leuchtet ein, daß man unter diesen Verbannten oft die interessantesten Persönlichkeiten findet, und keineswegs das Herz der armen Leute nach ihrem unglücklichen Schicksale beurtheilen darf.

Hier hat schon mancher hoffnungsvolle Jüngling, der in den Palästen der Hauptstadt aufgewachsen, einsam seinen fernbeweinten Tod gefunden; wohl mancher Jammerlaut hoffnungs-

todter Herzen mischte sich im Grauen der Nacht mit dem Geheul der unaufhörlich die Küste peitschenden Winde, und schon mancher lebensmüde Verbannte suchte und fand seinen Tod in den weißen Wellen des Schwarzen Meeres. Hinsichtlich der höhern, gewalthabenden Offiziere muß, da so viel von ihnen abhängt, die Regierung äußerst vorsichtig zu Werke gehen; auch habe ich unter diesen Herren sehr humane und tüchtige Leute gefunden.

Bei dem gastfreien Kommandanten von Pitzunda, einem Imerier von Geburt, fanden wir eine äußerst freundliche Aufnahme und verfehlten nicht, unsern in letzter Zeit sehr vernachlässigten Magen an seiner Tafel zu restauriren. Wir besuchten in Gesellschaft des Kommandanten die in Berücksichtigung der ungünstigen Verhältnisse trefflich eingerichtete Kaserne, so wie mehrere Häuser der schon erwähnten Militairkolonie, welche hier eben so wie in Suchum-Kalé nach Möglichkeit sauber gehalten sind.

Eine interessante Bekanntschaft machten wir in der Person der Madame Pépin, oder Frau Hauptmännin Pépin, wie man in dem titelgesegneten Deutschland sagen muß. Diese Dame verdiente ihren militairischen Titel eher, als die meisten ihrer Schwestern; sie ist eine moderne russische Jeanne d'Arc, deren Name an der ganzen Ostküste des Schwarzen Meeres mit Respekt genannt wird. Schon zu verschiedenen Malen hat sie sich durch ihre Geistesgegenwart und Unerschrockenheit in Augenblicken großer Gefahr so rühmlich hervorgethan, daß der Ruhm ihrer Thaten bis zu den Ohren des Kaisers gedrungen ist, welcher auch nicht unterlassen hat, ihr durch Uebersendung eines ehrenvollen Schreibens und kostbarer Geschenke seine Zufriedenheit und Anerkennung auszudrücken. Madame Pépin war früher an den Kommandanten der Festung Sotscha verheirathet, welcher bei einem nächtlichen Ueberfalle der Tscherkessen das Leben verlor; eben bei Ge-

legenheit dieses Ueberfalls soll die Dame die unläugbarsten Beweise ihres Heldenmuthes gegeben haben und die Retterin der Festung gewesen sein, indem sie durch Wort und That die schon wankenden Soldaten zur Ausdauer anfeuerte, ihren erkalteten Muth wieder belebte, dem Einen beschämend drohend, dem Andern freundlich zuredend, und sich selbst inmitten des Donners der Geschütze unerschrocken den Kugeln der Feinde aussetzend. Eine derselben war ungalant genug, der Heldenfrau eine Wunde im Arme beizubringen; Madame ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken, sondern beharrte ausdauernd im Kampfe, bis der Sieg für die Belagerten entschieden war. Ich muß hier noch ergänzend bemerken, daß ich obige Details nicht der Madame Pépin selbst, sondern verschiedenen Offizieren zu verdanken habe, welche bei der Belagerung zugegen gewesen sind. Obgleich ich das Vergnügen hatte, mich längere Zeit mit Madame Pépin zu unterhalten, so konnte ich doch nur wenig von ihr in Bezug auf die oben erwähnte Begebenheit erfahren. Sie sprach davon, als ob es etwas ganz Gewöhnliches wäre, und lenkte sofort das Gespräch auf andere Gegenstände. Ich hatte geglaubt, eine stämmige, handfeste Frau zu sehen, ein Mannweib, wie man sie häufig in Rußland, besonders unter den Steppenbewohnern findet, und war daher nicht wenig erstaunt, eine geschmackvoll gekleidete, sehr präsentable Person vor mir zu sehen, schlank von Wuchs, mit sehr feiner Taille, augenscheinlich von etwas delikater Gesundheit, den Ausdruck ächter Weiblichkeit in dem blassen Gesichte, gefällig von Manieren und mit einem Paar durchaus aristokratischer Händchen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Gagra und der Fels des Prometheus.

Wir benützten einen frischen Südostwind, um dem blühenden und doch so gefährlichen Pitzunda — einem herrlichen Blumenbeete mit verborgenen Giftschlangen vergleichbar — Lebewohl zu sagen, und liefen nach vierstündiger glücklicher Fahrt in die große, schöne Bucht von Gagra ein. Unsere Reise war um so angenehmer, da uns ein zweiter Barkaß, bestimmt, einige in besondern Aufträgen abgesandte Offiziere nach der Festung Ardiller zu führen, begleitete. Unter diesen Offizieren befand sich auch Kapitain Pépin, der Gemahl der oben erwähnten Dame. Um uns leichter unterhalten zu können, vertheilten wir unsere Mannschaft dergestalt, daß wir mit den Offizieren in einem Barkaß zu sitzen kamen. Die gewöhnlich mit asow'schen Kosaken bemannten Barkasse sind nicht allein bestimmt, die Kommunikation zwischen den russischen Festungen zu unterhalten, sondern müssen auch Jagd auf die sich häufig zeigenden, türkischen und griechischen Schiffe machen, welche den Sklaven- und sonstigen Handel zwischen Circassien und der Türkei unterhalten. **)

Auf den Karten des russischen Generalstabs ist Pitzunda als der Grenzpunkt zwischen Abchasien und dem Lande der Dshigethen angegeben, obgleich eigentlich Gagra die von der Natur bezeichnete Gränze der beiden Länder bildet, da hier

das bis dahin ziemlich flache Gestade plötzlich von mächtigen Bergmauern, gebildet durch Ausläufer der großen Kette, unterbrochen wird.

Die Sage setzt des Dulders Prometheus Leidensstätte an Gagra's meerbeherrschendes Felsengestade. Uebrigens streiten sich, die Ostküste des Pontus entlang, sieben Felsen um die Ehre, an ihrer Brust die Qualen des Lichtbringers gesäugt zu haben. Kaiser Nikolaus, praktisch wie er ist, hat sich die klassischen Studien, welche jetzt so eifrig in seinem Lande getrieben werden, zu Nutze gemacht, und auf den Baum der Dichtung das Reis der Wirklichkeit gepfropft; die Felsengestade dieser Küste dienen heute noch als Verbannungsstätte aller Lichtbringer und Menschenbeglücker des Zarenreichs.

Gagra ist durch seine Lage und großartige Umgebung einer der schönsten Orte der Küste. Schade nur, daß alles oben zum Nachtheil von Pitzunda Gesagte hier in doppeltem Maße seine Anwendung findet. In den Thälern wächst der Weinstock, die riesige Silberpappel, der Mispelstrauch, die Brombeerstaude, gedeihen Feigen und Buchsbäume; aber durch das dichte Gebüsch der drohen verderbenbringende Feuerschlünde; — malerische Felsen, hohe, von der üppigsten Vegetation überwucherte Berge drängen sich bis dicht an's Meer, aber Keiner darf es wagen, auf den Bergen Hütten zu bauen, denn die Bäume, die sie tragen und die Höhlen, die sie bergen, dienen lauernden Feinden zum Verstecke, und was die Kugeln der Osbigethen verschonen, rafft der Sommer mit seiner die Thäler verpestenden Glut, mit seinen Fiebern und bösartigen Krankheiten dahin.

Mit der von Seiten der Tscherkessen drohenden Gefahr sieht es freilich heutzutage so schlimm nicht mehr aus wie früher, wo die Offiziere, trotz der sie schützen sollenden Festung, in ihren eigenen Wohnungen nicht sicher waren, und sich's oft gefallen lassen mußten, bei Tische die vor ihnen stehenden

Speisen von Tscherkessenkugeln gespickt zu sehen. Wie zweifelhaft übrigens auch jetzt noch die Sicherheit selbst in der nächsten Umgebung sein muß, geht aus dem Umstande hervor, daß der sonst so freundliche und zuvorkommende Kommandant mir Anfangs durchaus nicht erlauben wollte, einen steilen, die große Schlucht von Gagra nordwestlich begrenzenden Berg zu erklimmen, welcher, wie die Sage geht, große, einst von der berühmten Heiligen Hypata Gagrenskaja bewohnte Gemächer und Reliquien kostbarer Art in sich schließt.

Da der Kommandant sah, daß ich von meinem Vorhaben nicht gern abstehen wollte, so ließ er alle möglichen Sicherheitsmaßregeln treffen, und hatte die Güte, mich selbst mit noch mehrern andern Offizieren bis zu dem am Fuße des Berges stehenden, die Schlucht vertheidigenden Blockhause, welches etwa zwölf Kanonen in sich schließt, zu begleiten.

Schon von unten kann man die oben ziemlich regelmäßig in den Fels gehauenen Eingänge zu den heiligen Gemächern sehen. Der Tag war bereits zu weit vorgerückt, als ich meine mühsame Wanderung antrat, so daß ich kaum die Hälfte der steilen Bergwand erklommen hatte, als mich die plötzlich einbrechende Nacht zwang, wieder umzukehren. Der Rückzug ging schneller von statten, als ich wünschte; ein mir unter den Füßen wegrollender Stein brachte mich in's Fallen, und ich kam, eine lebendige Lawine, unten an, so zerrissen an Kleidern und Körper, daß mir alle Lust verging, am folgenden Tage meine Wanderung von Neuem zu beginnen.

Der Kommandant und die Offiziere von Gagra hatten, trotz der schwierigen Verhältnisse, unter welchen sie leben, alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zur Verschönerung ihres Aufenthalts auf eine Weise benutzt, die ihrem Geschmacke alle Ehre macht. Nicht allein fand ich die Wohnungen dieser Herren sehr sauber und nett eingerichtet, und mit allen kleinen Bequemlichkeiten des Lebens versehen — sogar zierliche Stickereien

fehlten nicht — sondern es erregte besonders ein im Gebiete der Festung liegender Garten meine Freude und Bewunderung. Das Nützliche ist hier auf die anmuthigste Weise mit dem Schönen gepaart; schwellende Rasenplätze, von laubdichten Fruchtbäumen überschattet, duftende Blumenbeete und große, von Küchengewächsen strotzende Felder wechseln mit einander ab. In der Mitte des Gartens steht ein allerliebst gebauter Pavillon, dessen hölzernes Fachwerk dicht von dunklen Reben und Epheuranken umschlungen ist, in deren Schatten die Offiziere ihre Siesta zu halten pflegen, so lange die im Sommer hier unausstehliche Hitze ihnen erlaubt, ihre Wohnungen zur Mittagszeit zu verlassen.

Es wurde damals thätig an der Verstärkung der Festungswerke und Verbesserung der Wohnungen gearbeitet; das hier befindliche Hospital ist — die Umstände in Betracht gezogen — trefflich eingerichtet.

Es muß wohl, seit Dubois de Montpéreux diese Gegenden bereiste, hier eine bedeutende Umwandlung stattgefunden haben, da seine damals gewiß richtige Beschreibung von Gagra diesem Orte heutzutage wenig mehr entspricht.

Die ehemals dichten Waldungen sind bedeutend gelichtet, der Boden bestmöglich angebaut, die engen dumpfen Hütten, deren böse Luft früher Krankheiten aller Art erzeugte, sind niedergerissen und über ihren Trümmern luftige, geräumige Wohnungen emporgewachsen, weshalb sich auch die Sterblichkeit der Soldaten in den letzten Jahren bedeutend vermindert hat. Es leuchtet ein, daß trotz meines gerechten Lobes der heutigen Zustände in Gagra der Aufenthalt an diesem Orte keineswegs beneidenswerth ist. »Wenn mir keine andere Wahl bliebe, so würde ich es vorziehen, nach Sibirien zu wandern, als lebenslänglich in eine Festung an der Ostküste des Pontus verbannt zu werden,« sagte ein alter Offizier zu mir. »In Sibirien wissen die Verbannten wenigstens, wie sie daran sind,

und können ohne große Mühe ihr Stück Brod verdienen, ohne einen andern als den natürlichen Tod fürchten zu müssen; hier am Gestade des Pontus lacht den Verbannten Sonne und Ruhm an, aber die heiße Sonne haucht hier Tod und Verderben, und der Ruhm, wenn er am Leben läßt, macht gewöhnlich um einen Arm oder ein Bein kürzer.«

Achtundvierzigstes Kapitel.

Tagebuchblätter von der Ostküste des Schwarzen Meeres.

Ardiller, im Frühlemonat 1845.

Wir liegen nun schon seit einer Woche wie Kriegsgefangene in der Festung Ardiller, mit größerer Ungeduld als je die so lange ersehnte Ankunft eines uns erlösenden Schiffes erwartend. Obgleich uns der freundliche Kommandant sorgsam von einem Tage zum andern vertröstet, so wird doch vielleicht noch eine geraume Zeit verfließen, ehe unsere Wünsche in Erfüllung gehen.

Der Barkaß, auf welchem wir unsere abenteuerliche Fahrt begonnen, ist, nachdem er den Ort seiner Bestimmung erreicht, die nöthigen Papiere gewechselt und Proviant eingenommen, vor einigen Tagen mit günstigem Winde sammt unseren Kosaken wieder nach Redut-Kalé abgesegelt.

Der Kommandant glaubt es nicht verantworten zu können, uns wieder ein Fahrzeug mit Mannschaft anzuvertrauen, da bei der hier größeren Gefahr Barkasse wie Kosaken fast täglich zu Rekognoscirungen und Angriffen gebraucht werden müssen. So können wir denn weder vor- noch rückwärts, und es bleibt uns nichts übrig, als uns unseren einstweiligen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. In diesem Bestreben werden wir kräftig von unserm braven Kommandanten, so wie von dem würdigen General X. unterstützt, den seine Geschäfte auf eine Zeitlang in unsere Nähe bannen, um Unterhandlungen

mit einigen hierhergesandten Tscherkessenhäuptlingen zu pflegen. Außer den mir sehr interessanten Unterhaltungen mit General X. und Swan-Bey, dem Kommandanten, vertreibe ich mir die Zeit mit Zeichnen, Lesen, Schießen ꝛc., wie es der Augenblick eben mit sich bringt. In der Festung wohnen einige friedliche Tscherkessen aus vornehmen Familien, Stammverwandte von Swan-Bey, mit welchen wir uns auf gastfreundschaftlichen Fuß gestellt, und in deren Begleitung wir kleine Ausflüge in die Umgegend unternehmen, wobei wir vielfach Gelegenheit haben, die Geschicklichkeit dieser Leute im Schießen und im Tummeln der Rosse zu bewundern. Größere Ausflüge in's Innere dürfen wir nicht wagen, aus Furcht, das täglich erwartete Schiff, welches im Hafen von Ardiller gewöhnlich nur ein paar Stunden anlegt, zu verpassen. Abends bei Mondenschein wohnen wir dem Tanz, Spiel und Gesang der Soldaten bei, und stärken unsere oft erschlaffende Geduld durch den Anblick dieser armen Leute, welche, ihrer Heimat auf immer entrissen, nach mühsam vollbrachtem Tagewerk, das harte Arbeit und Entbehrungen aller Art in sich schließt, noch Lust und Geschmack an solch heitern Unterhaltungen finden.

Es giebt in der Welt kein drolligeres Geschöpf, als einen russischen Soldaten. Man kann sich, wenn ein Bauerbursch zum erstenmal den Graumantel überwirft und das Gewehr auf die Schulter nimmt, nicht Plumperes und Linkischeres denken, als ein solches Wesen. Aber dies scheinbar so ungefüge Geschöpf zeigt sich in erstaunlich kurzer Zeit nach jeder Richtung hin der größten Ausbildung fähig. Der Keim zu allem Edlen und Gemeinen, zu allem Guten und Schlechten liegt in diesem Volke versteckt. Er liegt freilich in allen Menschen, entwickelt sich aber nach den verschiedenartigsten Richtungen bei keinem Volke so leicht und so schnell, wie bei dem russischen. Der russische Soldat ist tapfer, feige; ehrlich, diebisch; menschlich, grausam; fleißig, faul — Alles

nach dem Vorbilde seines Chefs. Wer ihn gehörig zu leiten versteht, kann Alles aus ihm machen. Er selbst aber macht aus sich Nichts und würde ohne fremde Einwirkung alle seine Anlagen unausgebildet zu Grabe tragen, außer einer gewissen natürlichen Gutmüthigkeit und einer unverwüstlichen Heiterkeit. Es liegt einige Wahrheit in dem, was mir einst halb scherzhalb ernsthaft ein im kaukasischen Korps dienender deutscher Offizier sagte: »Wenn ich einem meiner Soldaten befehle, auf der Stelle ein Lied zu dichten, wird er keinen Augenblick zögern zu gehorchen, und das Lied kommt zu Stande;« wie gut oder schlecht, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls bildet dieser blinde Gehorsam — ein Kind der Furcht und des festen Glaubens an die Unfehlbarkeit des Führers — einen hervorstechenden, eigenthümlichen Zug im Charakter des russischen Soldaten, wie überhaupt des ganzen russischen Volkes.

Diese unbedingte Zuversicht, welche bei freiern Völkern nicht durch Rang und Stand, sondern nur durch das Uebergewicht des Geistes errungen werden kann, ist in Rußland schon häufig die Mutter großer Thaten gewesen. Wer erinnert sich hiebei nicht jener charakteristischen Anekdote aus dem letzten Türkenkriege, welche uns die bei Gelegenheit der Belagerung einer Festung zwischen einem Russen und einem Deutschen gewechselten Worte aufbewahrt? Der Deutsche betrachtet sich die Festung mit sachkundigem Blick, und giebt seine Meinung dahin ab: es sei unmöglich die Festung zu nehmen. »Wie so unmöglich?« ruft verwundert der Russe, »der Kaiser hat's ja befohlen.«

Ein Beweis, daß die Herzen, welche unter diesen russischen Grauröcken schlagen, doch wenigstens eben so viele gute als schlechte Eigenschaften bergen, glaube ich in der großen Zuneigung zu finden, welche die meisten hier dienenden deutschen Offiziere zu ihren Soldaten hegen. Was meine persönliche Erfahrung anbelangt, so waren mir die Soldaten im euro-

päiſchen Rußland in eben dem Grade peinlich, wie ſie mir während meines Aufenthalts am Kaukaſus lieb geworden ſind. Der Krieg, dieſes große Urübel der Menſchheit, muß doch etwas Veredelndes haben. Dieſer alte Gedanke hat ſich oft in mir erneut bei meinen Zügen in den Ländern des Kaukaſus, wo Blut die Aecker düngt und Menſchenknochen aus der Erde wachſen.

Daß aber die Lichtſeite des Krieges nicht in Anſchlag zu bringen iſt gegen die unberechenbaren Uebel, welche er immer in ſeinem Gefolge hat, wird kein ehrlicher Menſch läugnen.

Doch genug der allgemeinen Betrachtungen; kehren wir in unſere Feſtung Ardiller zurück! Der Kommandant, ein äußerſt humaner Mann, ſucht die Vergnügungen ſeiner Soldaten auf alle Weiſe zu befördern und den Reiz durch größere Mannichfaltigkeit zu erhöhen, ſo daß es mir wirklich Genuß gewährt, allabendlich den Nationaltänzen, den Spielen und dem Geſange der muntern Burſchen beizuwohnen.

Die Lieder, welche ſie ſingen, ſind, außer einigen Kriegsliedern von dem berühmten Marlinsky, größtentheils von ihrer eigenen Kompoſition, und es findet ſich unter dieſem Liederſchlamm da und dort eine Perle, welche ich mich bemühe, ſammelnd herauszuſuchen, wobei ich, nebenbei geſagt, zuweilen auf Schwierigkeiten ſonderbarer Art ſtoße. So ließ ich z. B. heute Morgen ein paar Hauptſänger zu mir kommen, um mir einige von den Liedern, welche mich am meiſten angeſprochen hatten, diktiren zu laſſen; es war jedoch unmöglich, die Kerle dahin zu bringen, mir ein Lied Wort für Wort herzuſagen. Sie brummten und jodelten in Einem fort, und hatten gewöhnlich ſchon das ganze Lied zu Ende geſummt, ehe ich noch mit dem Niederſchreiben der erſten Strophe fertig war. Ich gab ihnen zu verſtehen, daß mir für den Augenblick am Geſange nichts gelegen ſei, ſie ſollten die Lieder Wort für Wort herſagen.

Sie versuchten nach Kräften, meinem Wunsche Folge zu leisten, aber es war ihnen unmöglich, auf diese Weise einen Vers herauszubringen. »Herr, hub endlich der Eine an, die Hand an die Mütze legend und sich zu mir wendend, Herr, solche Sachen kann man nicht versagen, die müssen gesungen werden.« So war ich denn genöthigt, mir jedes Lied erst achtmal vorsummen zu lassen, ehe es mir gelang, den Inhalt desselben zu Papier zu bringen. Möge wenigstens Eins von den vielen Liedern, welche ich an der Ostküste des Pontus gesammelt, hier in der Uebersetzung Platz finden:

Wie der Nebel herabsank auf's blaue Meer,
Sank drückende Wehmuth auf's wogende Herz —
Wie das Meer nicht den Nebel zu scheuchen vermag,
Scheucht das Herz auch die drückende Wehmuth nicht.
Wohl in fernem Lande, auf wüstem Feld
Brennt ein Feuer, schon bald dem Verlöschen nah —
Und zuneben dem Feuer eine Matte liegt,
Auf der Matte liegt sterbend ein Reitersmann —
In der rechten Hand hält er den straffen Bogen,
In der linken Hand einen gestählten Pfeil,
Zu den schnellen Füßen steht ihm sein gutes Roß,
Wühlt die Erde, die feuchte, mit scharrendem Huf,
Und es wühlt und spricht zu dem Reitersmann:
Du steh auf, steh auf, braver Reitersmann!
Und setz' Dich auf mich, auf Dein gutes Roß,
Will Dich tragen zu Vater und Mutter hin,
Zu Deinem jungen Weib, zu Deinen Kinderchen! —
Allda spricht zur Antwort der Reitersmann:
Du, mein gutes Roß, treuer Diener du,
Kehr' allein heim zum heiligen Russenland,
Kehre heim, grüße Vater und Mutter von mir,
Bring' dem jungen Weibe meinen Abschiedskuß,
Den lieben Kindern aber meinen Segen bring'!
Und sprich, gieb zu wissen meinem jungen Weib,
Das ich gefreit in der Fremde ein anderes Weib,

Habe zur Mitgift bekommen das wüſte Feld,
Dazu noch die Wieſe, die grünende;
Unſer Freier war gut — war ein breites Schwert,
Und es freite einen geſtählten Pfeil,
Eine Bleikugel führte zum Hochzeitsbett.
Rauſche, Eichwald! Eichwald, du grünender!
Liege ſtill, liege ſtille, du breites Thal!
Wie du, breites Thal, blühend und lächelnd daliegſt!
Nur Eins trägſt du auf dir, was traurig macht,
In deiner Mitte wölbt ſich ein Grabhügel hoch —
Auf dem Grabhügel liegt eine Matte von Stroh —
Auf der Matte aber liegt ein Reitersmann,
Ganz zerſchlagen, zerſchoſſen, von Wunden entſtellt! —

Die Wohnungen der Oſhigethen gleichen ganz denen der Abchaſen. Es ſind kleine, einſtöckige, von Schilf oder Holz aufgeführte Häuſer, mit gelöſchtem Kalk überſtrichen, wodurch ihr Aeußeres inmitten der dunkelbelaubten Bäume, von denen ſie immer umgeben ſind, einen recht hübſchen Anblick gewährt. Die Dörfer beſtehen hier nicht wie bei uns aus Straßen oder Häuſerreihen, ſondern aus einer Menge einzelner, weit von einander abſtehender Wohnungen, deren jede mit einem Hofraume, einer Umzäunung u. ſ. w. den Anblick einer kleinen Feſtung gewährt. Die innere Einrichtung iſt ebenſo mangelhaft, und die wenigen Geräthſchaften ſind ebenſo ärmlich, wie ich's bei den Georgiern und Armeniern beſchrieben habe. Der Ackerbau ſteht in dieſem Lande auf einer ſo niedrigen Stufe, daß durch den Fleiß der Menſchen faſt nichts als Hirſe und Mais gewonnen wird.

Aus der Hirſe bereiten ſie ihr Brod, der Mais wird theils roh gegeſſen, theils zuvor in Waſſer gekocht. Die ganze Induſtrie dieſer Leute beſchränkt ſich auf die Verfertigung ihrer Kleidungsſtücke und Waffen, in welcher Beziehung ſie, durch die Noth getrieben und durch natürliche Fähigkeiten unterſtützt,

es zu einiger Vollkommenheit gebracht haben. Der Genuß des Weins iſt ihnen verſagt; ſtatt deſſen trinken ſie bei Spielen, Hochzeiten und ſonſtigen feſtlichen Gelegenheiten ein ſüßes, angenehm berauſchendes Getränk, genannt die Buſa, aus einer Miſchung von in ſiedendem Waſſer aufgelöſtem Honig und Hirſemehl bereitet. Außer dem hier Angeführten beſchränkt ſich alles Wiſſen dieſes Volkes auf das Tummeln der Roſſe und die Führung der Waffen.

In dieſem Punkt aber bringen ſie es gewöhnlich zu einer ausgezeichneten Fertigkeit, welche ich ſelbſt oft bei Knaben von acht bis zehn Jahren zu bewundern Gelegenheit gehabt habe. Der Werth des Mannes wird hier blos geſchätzt nach ſeiner Tapferkeit, nach der Stärke und Gewandtheit ſeines Arms, nach der Anzahl von Ruſſen, die er um's Leben gebracht.

Ein Knabe, der ſich ſchon in zarten Jahren ſolcher Thaten rühmen kann, iſt die Freude und der Stolz ſeiner Eltern. Die Blutrache herrſcht hier noch in ihrer ganzen Furchtbarkeit und fordert faſt täglich ihre Opfer.

Der Plan des Herzogs von Richelieu, des bekannten ehemaligen Gouverneurs von Südrußland, die Tſcherkeſſen mit den Ruſſen durch Handelsverbindungen zu befreunden, und auf dieſe Weiſe beſonders die Küſtenvölker nach und nach ihrer Unterwerfung entgegenzuführen, iſt, obwohl durch Herrn von Craſſi (eines früher in ruſſiſchen Dienſten eine bedeutende Rolle ſpielenden Italieners) eine geraume Zeit hindurch vereitelt, in den letzten Jahren wieder mit Eifer aufgenommen, und es herrſcht in der That gegenwärtig ein lebhafter Verkehr zwiſchen Ruſſen und Tſcherkeſſen.

Schauplätze dieſes Verkehrs ſind die bei den Feſtungen befindlichen Bazars, welche immer im Bereich der ruſſiſchen Kanonen liegen. Hier darf jeder Tſcherkeſſe, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, ungehindert aus- und eingehen. Der Verkehr

jedoch mit den Leuten innerhalb der Feſtungsmauern iſt nur bei vorheriger Ablieferung der Waffen an die den Eingang hütenden Wachen erlaubt. Eine Ausnahme von dieſer Regel machen die Kunaks (Gaſtfreunde) der Ruſſen, ſo wie die bekannten Häuptlinge und Fürſten, von welchen man keinen Mißbrauch der ihnen geſtatteten Freiheit erwartet.

Der oben angeführte Verkehr beſteht hauptſächlich in Tauſchhandel; Geld ſpielt dabei eine unbedeutende Rolle.

Die Tſcherkeſſen bringen die Erzeugniſſe ihrer Hände, und je nach den Umſtänden ihrer Aecker, zu Markte und tauſchen dafür ihnen nöthige Sachen ein. In dieſem Jahr, wo in Folge der Mißernte des vorigen, eine Hungersnoth über die Aoule der Tſcherkeſſen zu kommen droht und bei einigen Stämmen wirklich ſchon ausgebrochen iſt, ſind Mehl und Salz diejenigen Artikel, welche in den Bazars am beſten im Preiſe ſtehen, und wofür man, nach Geldwerth berechnet, um einen Spottpreis die koſtbarſten Waffen und Gewänder eintauſcht.

Man kann ſich denken, welch' einen merkwürdigen Eindruck es macht, die tapfern Söhne des Gebirges, deren kleine Häuflein ſo lange Jahre hindurch der Macht des gewaltigen Zaren trotzten und die jetzt noch unbezwungen daſtehen, hier das Geſchäft von Krämern und Hökern treiben zu ſehen. Der Eine zieht einen Hammel neben ſich her, der Andere trägt Knoblauch und Zwiebeln unterm Arme, der Dritte bringt ein Stück Zeug zu Markte u. ſ. f. All' dieſe Sachen aber können nicht immer für Geld eingehandelt werden; der Preis dafür richtet ſich nach den jedesmaligen Bedürfniſſen der Verkäufer. So ſah ich z. B. einen jungen Dſhigeten, welcher einen Hammel zu Markte trieb, ſo lange mit ſeinem feiſten Thiere halten, bis er ein altes Hemd dafür erzielt hatte. Kaum war aber das Hemd in Sicherheit gebracht, ſo peitſchte er ſein kleines, knöcheriges Pferd zur Eile an und jagte wie der Sturmwind davon.

Ein Anderer tauschte ein Gefäß voll Milch gegen einen Laib Schwarzbrod aus: er brach zum sofortigen Genuß einen Bissen davon ab, packte das Uebrige sorgfältig in das zur Seite des Pferdes hängende Säckchen und begab sich ohne Verzug wieder auf den Rückweg, vielleicht um zu Hause angekommen, sein Brod mit einer ganzen Familie zu theilen.

Wie unbeugsam muß dieses Volk sein, daß es sich bei dem bittersten Mangel, bei Entbehrungen aller Art, nicht entschließen kann, seine Unabhängigkeit für ein sicheres, bequemeres Leben zu opfern . . .

Ich wollte solchergestalt in meinen Betrachtungen fortfahren, als mich plötzlich ein vom Wachthause aus gefeuerter und von den Mauern rings wiederhallender Kanonenschuß aus dem Konzepte brachte und meine Neugier erregte. Ein paar vorübereilende Offiziere klopften an's Fenster und riefen mir zu, schnell nach dem Hafen zu kommen. Ich hing meinen Säbel um, und machte mich ohne Verzug auf den Weg, hatte aber Mühe, als ich mich außerhalb der Festung befand, den von allen Seiten schreiend und lärmend heransprengenden Tscherkessen auszuweichen, welche gleich mir dem Hafen zueilten. Im Hafen war ein großer Volksauflauf. Man hatte in der Ferne ein anscheinend feindliches Schiff entdeckt, vom Wachthause den üblichen Signalschuß gefeuert, und da derselbe unerwiedert geblieben, so wurde auf Befehl des Kommandanten sogleich ein Fahrzeug ausgerüstet, um Jagd auf das mit vollen Segeln dahingleitende Schiff zu machen.

Die in großer Anzahl auf dem Bazar befindlichen Tscherkessen hatten sich, als sie den Schuß gehört, sogleich Beute witternd auf ihre Rosse geschwungen und kamen in buntem Wirrwarr dem Hafen zugesprengt, um Theil an der Expedition zu nehmen. Ein zu einem türkischen Küstenfahrer gehöriges Boot war in einem Augenblick so mit Leuten überfüllt, daß es umschlug und die ganze Mannschaft in's Wasser stürzte.

Dadurch ließen sie sich aber nicht abschrecken; das Boot wurde flugs wieder flott gemacht, und es entspann sich nun ein Streit unter den Leuten über die Wahl und Anzahl derer, die mitfahren sollten. Es wurden tüchtige Stöße und Hiebe gewechselt, und es herrschte dabei ein Geschrei und ein Lärm, daß mir die Ohren gellten. Aehnliche Scenen wiederholten sich überall, wohin das Auge blickte.

Die russischen Offiziere versuchten vergebens, durch ihre Soldaten und Dolmetscher die wilden Krieger zur Ordnung zu bringen. Selbst dem unerschrockenen Kommandanten, ihrem civilisirten Landsmann, der sonst bei ihnen in großer Achtung steht, wollte es nicht gleich gelingen die Ruhe herzustellen. Ein Kosak, welcher das Pferd eines die Menge anfeuernden hochgewachsenen Tscherkessen zur Seite treiben wollte, versetzte aus Versehen dem Tscherkessen mit der Knute einen Schlag auf's Bein; zornig schwang dieser den Säbel aus der Scheide und führte einen wüthenden Hieb auf den Kosaken, der um einen Kopf kürzer geworden wäre, wenn er sich nicht durch schleuniges Niederwerfen zur Erde gerettet hätte.

Einer unserer Gastfreunde aus der Festung fiel dem Pferde in die Zügel, und während er sich mit dem Reiter herumschimpfte, hatte der unbewaffnete Kosak Zeit, sich aus dem Staube zu machen. Es wäre gewiß zu heftigern Auftritten gekommen, wenn die Feuerschlünde der Festung, deren Wirkung sie früher schon oft erfahren haben, den Tscherkessen nicht zu sehr imponirt hätten.

Zudem gehören die Dshigethen zu den sogenannten friedlichen Tscherkessen, und dürfen es bei der gegenwärtig unter ihnen herrschenden Theuerung nicht verderben mit den Russen, auf welche sie für den Augenblick zur Erlangung ihrer nothwendigsten Lebensmittel angewiesen sind. Umgekehrt müssen aber auch die Russen dahin streben, mit den Dshigethen wenigstens scheinbar auf gutem Fuße zu stehen, theils des

günstigen Beispiels wegen für die andern Stämme, theils auch weil es wirklich schon ein bedeutender Fortschritt für sie ist, daß die Häuptlinge der wilden Bergsöhne wenigstens Ruhe — wenn auch noch nicht Unterwerfung gelobt haben. Möge der Himmel übrigens Jeden vor solcher Ruhe und solchen friedlichen Gesinnungen, wie die Dshigethen den Russen gegenüber zeigen, bewahren!

Von vielen Beispielen, welche geeignet wären, den Zustand der Dinge anschaulich zu machen, hier nur Eines: vor einigen Tagen hörte man auf dem Bazar — welcher außerhalb der Festung, aber dicht neben der Militairkolonie liegt — um Mitternacht mehrere Schüsse fallen. Eine kleine Anzahl Dshigethen waren, um zu plündern, in das Haus eines Kaufmanns eingebrochen, hatten bei dem Eigenthümer jedoch unerwarteten Widerstand gefunden und sich eiligst auf den Rückweg begeben, um nicht von den bei dem Geräusch herbeieilenden Soldaten gefangen zu werden. Bei Tagesanbruch ist der Kaufmann nicht wenig erstaunt, vor seiner Thür den Leichnam eines ihm sehr wohlbekannten Mannes zu finden; aber sein Erstaunen wird noch vermehrt, als kurze Zeit darauf der Bruder des Getödteten herbeigeritten kommt, um den Leichnam zu holen und denselben nach herkömmlicher Sitte bei seinem Dorfe zu bestatten. Sein Bruder — fügte er entschuldigend hinzu — hätte sich den Räubern nur beigesellt, um ein Stück Tuch zu erlangen, welches er zu einem neuen Rock brauchte. »Aber so hätte er zu mir kommen und mich darum bitten können, ich würde ihm gerne das Stück Tuch gegeben haben, ohne ihn todt zu schießen,« erwiederte der Kaufmann. — Ja, aber das ist nun zu spät — wankte der Andere ein — so gieb mir nun lieber das Zeug, ich habe auch einen neuen Rock nöthig, und gieb mir noch ein Leichentuch dazu, damit ich meinen Bruder begraben kann. — Solche und ähnliche Begebnisse sind nichts Seltenes hier, und würden noch viel

häufiger vorkommen, wenn Swan-Bey, der Kommandant von Ardiller, nicht in so großem Ansehen bei den Dshigethen stände.

Swan-Bey ist selbst ein Dshigeth von Geburt. Sein Vater war einer der angesehensten Häuptlinge des Landes und einer der erbittertsten Russenfeinde. In dem Hause, wo der junge Swan-Bey erzogen wurde, befand sich ein gefangener Georgier von guter Herkunft und einigen Kenntnissen, welcher den hübschen Knaben lieb gewann und ihm Unterricht in der georgischen und mingrelischen Sprache ertheilte.

Eben durch diesen Georgier wurde Swan-Bey in den Grundlehren des Christenthums unterrichtet und insgeheim getauft. Der wißbegierige Schüler, der in seinem Lande so wenig Gelegenheit und Mittel fand zu weiterer Ausbildung, hörte immer mit Begier den Erzählungen der russischen Gefangenen zu, von der Pracht und den schönen Einrichtungen der großen Städte des Reichs, von den herrlichen Tempeln und Palästen der neuen und der alten Zarenstadt, von den vielen großartigen Schulen, wo man sich alle Kenntnisse der Welt aneignen könne ꝛc. Durch Schilderungen der Art angeregt, entwickelte sich in dem lebhaften Knaben immer mehr der Vorsatz, das von den Gefangenen so gepriesene Land mit eigenen Augen zu sehen. Der junge Swan-Bey war etwa sechzehn Jahre alt, als sich ihm, bei Gelegenheit eines längeren Kriegszuges der Mannen seines Aouls, ein günstiger Augenblick darbot, in das russische Lager zu entfliehen.

Auf seinen Wunsch wurde er unter sicherer Obhut nach Petersburg geschickt, in einem dortigen Kadettenhause erzogen und nach abgelegter Prüfung der kaukasischen Armee eingereiht.

Hier zeichnete er sich durch Muth und Geschicklichkeit so vortheilhaft aus, daß er in wenigen Jahren zum Range eines Majors vorrückte und eine Menge Ehrenzeichen erhielt. Niemals war er zu bewegen, die Waffen gegen seine Landsleute

zu ergreifen. Er wußte jedoch das Vertrauen der Russen in einem solchen Grade zu verdienen, daß er zum Kommandanten der Festung Ardiller ernannt wurde, in welcher Eigenschaft er gewissermaßen den Vermittler zwischen Russen und Dshigethen spielt. Es ist hier die Gewandtheit zu bewundern, mit welcher Swan-Bey seine schwierige Stellung den beiden Völkern gegenüber behauptet. Wie bei den Russen, so bei den Dshigethen hat er sich des unbedingtesten Vertrauens zu erfreuen, das bei den letzteren so weit geht, daß sie ihm erlaubt haben, eine Fürstin ihres Landes zu heirathen und sich wieder in den Besitz aller seiner Familie gehörigen Güter zu setzen. Seine junge und schöne Gattin, welche noch ganz der Tracht und den Sitten ihres Heimatlandes treu geblieben ist, lebt mit ihren Kindern in einem etwa dreißig Werst von Ardiller entfernten reizend gelegenen Aoul, wo sie ihr Gemahl, so oft es seine Geschäfte erlauben, in Tscherkessentracht besucht.

Die Achtung, welche Swan-Bey gegenwärtig bei seinen ihm anfangs feindlich gesinnten Landsleuten genießt, hat er vorzüglich den kräftigen Maßregeln zu verdanken, durch welche er versuchte, der in seinem Lande ausgebrochenen Theuerung Grenzen zu setzen.

Durch seinen Einfluß gelang es ihm, mehrere der angesehensten Häuptlinge für das Interesse der Russen zu gewinnen und sie zu bereden, ihre Söhne zur Erziehung nach Petersburg zu schicken. Viele junge Dshigethen sind sogar, nach dem Beispiel des Swan-Bey, ihren Eltern entlaufen und haben sich in die russischen Festungen geflüchtet, von wo sie dem hier schon mehrfach erwähnten General X. ausgeliefert wurden, welcher in Bambor eine förmliche Schule für die kleinen Flüchtlinge angelegt hat, wo dieselben sich mit unglaublichem Eifer die Elementarkenntnisse aneignen. Der General erzählte mir Wunder von dem Fleiß und der Aufmerksamkeit der unter seiner Obhut befindlichen kleinen Tscherkessen, welche

übrigens, wie er lächelnd bemerkte, noch immer beſſer zu Pferde ſitzen, als auf der Schulbank, und die Piſtole geſchickter zu führen wiſſen als den Gänſekiel.

Neulich kommt ein ſolcher kleiner Räuber, ein bildhübſcher Knabe von etwa dreizehn Jahren, angeritten, läßt ſich zum General führen und redet ihn ohne die mindeſte Befangenheit mit den Worten an: »Kannſt Du mich nach Petersburg ſchicken?« O ja, erwiederte der General freundlich; was willſt Du aber da machen, mein Sohn? »Ich habe geſehen, daß die Leute, welche von Euch in unſer Land kommen, klüger ſind und beſſer leben als wir; ich will eben ſo klug werden und eben ſo leben. Schicke mich nach Petersburg!«

— — Ich benutzte geſtern eine höchſt erfreuliche Gelegenheit, einer längern Unterhaltung des Generals mit verſchiedenen Häuptlingen des Landes beizuwohnen, deren hauptſächlichſter Wortführer Aſſlan-Bey, der vornehmſte der Dſhigethenfürſten, war. Aſſlan-Bey iſt eine der herrlichſten Männergeſtalten, die mir je zu Geſicht gekommen. Ich konnte ſein ſchönes, durchdringendes Auge, ſeine ſcharf ausgeprägten würdevollen Züge, ſeinen majeſtätiſchen Wuchs, ſeinen edlen Anſtand nicht genug bewundern. Ganz hingeriſſen wurde ich von ſeinem beredten Mienenſpiel, von ſeinen anmuthigen Bewegungen, wenn er ſprach. Er ſchilderte dem General mit grellen Farben die jetzt im Lande herrſchende Noth und Armuth und fügte hinzu: er, wie die meiſten andern Fürſten ſeines Landes, würden unbedingt Ruhe geloben, wenn von ruſſiſcher Seite ſchleunige Abhülfe des täglich mehr und mehr um ſich greifenden Elends geſchähe, welches nicht blos von der Mißernte des vorigen Jahres herrühre, ſondern größtentheils eine Folge des Abſperrungsſyſtems der Ruſſen ſei. »Ihr habt uns ſo oft mit leeren Worten und Verſprechungen hingehalten,« erwiederte der General, »daß wir uns hinfort unmöglich auf Eure Bitten einlaſſen können, bevor Ihr uns nicht überzeu-

gendere Beweise von der Aufrichtigkeit Eurer Gesinnungen gegeben. Ihr gelobt uns Ruhe, weil der Hunger Euch dazu zwingt; der Magen spricht aus Euch, und nicht das Herz. Versuchten wir's noch einmal, wie wir schon oft gethan, der bei Euch herrschenden Volksnoth zu steuern, Ihr würdet uns wenig Dank dafür wissen und bald auf's Neue unsere Festungen überfallen, aller Verträge und Gelübde vergessend.«

»Es ist Wahres in Deinen Worten,« wandte der Fürst ein, »so dachte und handelte mein Volk noch vor wenigen Jahren, aber so denkt und handelt es heute nicht mehr. Einige wohlwollende Züge Deines edlen Vorgängers Murawiew*) haben uns mehr zu Euren Gunsten gestimmt, als alle Drohungen Eures Herrschers. Ich war einst des tapfern Führers erbittertster Feind; soll ich Dir erzählen, bei welcher Gelegenheit ich Murawiew-Bey's**) Freund geworden bin? Eine Schlacht war geschlagen zwischen Euren und unsern Truppen; Eure Truppen blieben Sieger. Ich ritt zum Lager des Generals, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Wie viele, fragte er mich, sind von Eurer Seite gefallen? Dreihundert, erwiederte ich. Sind unter den Gefallenen, fragte er weiter, viele Fürsten und Edle des Volks gewesen? Nein, erwiederte ich. Er bezeugte laut seine lebhafte Freude darüber. Wie kannst Du Dich freuen, fragte ich erstaunt, wenn die Fürsten und Edlen meines Volkes, die mächtigsten Deiner Feinde, am Leben geblieben? Ich dachte, solche Botschaft müsse Dir mehr Besorgniß als Freude bereiten. »Du sprichst nicht weise, Asslan-Bey,« antwortete er, »der Tod eines Helden thut mir wehe, mir gilt's gleich, ob er auf Eurer oder auf unserer Seite gefallen.«

Die Unterhandlung wurde hier abgebrochen und auf einen andern Tag verschoben. Asslan-Bey**) blieb jedoch bis zum Abend in der Festung und aß mit uns zu Mittag. Obgleich ihm unsere Art und Weise zu essen etwas ganz Unge-

wöhnliches war, ſo benahm er ſich doch dabei mit viel natürlichem Anſtand und bediente ſich des Meſſers und der Gabel, ſo gut es gehen wollte. Er lud uns ein, ihn auf ein paar Tage in ſeiner Behauſung zu beſuchen; er würde uns als Gaſtfreunde ſicher hin und zurück geleiten. »Sehen Sie,« ſagte der General lächelnd in deutſcher Sprache zu mir, »es ſieht heutzutage hier ſo ſchimm nicht mehr aus, da die Fürſten unſerer Feinde mit uns zu Tiſche ſitzen.«

Nach Tiſch unterhielt ich mich ein Stündchen mit dem ſtattlichen Tſcherkeſſenfürſten. Er erzählte mir ein Langes und Breites von dem bekannten Engländer Bell, der zwei Jahre in den Aouls der Ubychen und Dſhigethen zugebracht, und auch im Hauſe Aſſlan-Bey's eine geraume Zeit gewohnt hat.

Herr Bell hatte unter den Völkern der Küſte das Gerücht verbreitet: die Engländer und Franzoſen würden eine große Flotte ſchicken, mit Ueberfluß an Mannſchaft, Lebensmitteln und Kriegsbedarf. Dieſe fabelhafte Flotte hat die armen Leute Jahre lang hingehalten und getäuſcht; ſie warten darauf wie die Juden auf den Meſſias; aber endlich iſt ihnen das Warten ein bißchen langweilig geworden, und ſie fangen nachgerade an zu glauben, daß die Hülfe der Engländer ganz ausbleiben könnte.

(Dieſes wurde geſchrieben im Jahre 1848. Seitdem iſt bekanntlich die Prophezeihung des Herrn Bell doch in Erfüllung gegangen, und in dem Augenblicke, wo mein Werk in neuer Geſtalt erſcheint (1855), erſcheinen die darin geſchilderten Gegenden ebenfalls in neuer Geſtalt. Eine engliſch-franzöſiſche Flotte beherrſcht das Schwarze Meer und Engländer und Franzoſen bekämpfen gemeinſchaftlich mit den Tſcherkeſſen die Ruſſen: eine hiſtoriſche Metamorphoſe, merkwürdig genug, um dieſe eingeklammerte Hinweiſung darauf zu rechtfertigen.) — Jetzt wiſſen wir freilich, daß es den Weſtmächten durchaus nicht um die Befreiung der Tſcherkeſſen zu thun war, die ſeitdem bekanntlich nach der Türkei ausgewandert ſind. — (Zuſatz vom Jahre 1865.)

— — Ich hatte heute wieder Gelegenheit, zu bewundern, wie heilig die Tscherkessen das Andenken der Männer halten, welche sich einmal durch Edelmuth oder Tapferkeit ihre Achtung erworben haben, mögen es Freunde oder Feinde sein.

Heute Morgen kommt Jérynbük-Bersek-Bey, der vornehmste der Ubychenfürsten, in größter Hast auf die Festung zugeritten, um sich bei Swan-Bey zu erkundigen, ob es wahr sey, daß General Murawiew um's Leben gekommen? Er habe die Nachricht von seinem Tode in Sotscha gehört.

Swan-Bey erwiederte: die Kunde von seinem Tode müsse falsch sein; er habe erst vor wenigen Tagen Briefe von Murawiew erhalten, aus welchen hervorgehe, daß derselbe noch eben so munter und rüstig sei, wie früher; auch habe er Jérynbük-Bersek's in seinem Briefe mehrfache Erwähnung gethan, versichere ihn seiner Freundschaft und lasse ihn herzlich grüßen. Bei diesen Worten wirft sich der alte Ubychenfürst vor Freude Swan-Bey an den Hals, und herzt und drückt ihn, als ob er ihn zermalmen wollte.

Es sind jetzt erst drei Jahre her, als sich Jérynbük-Bersek und Murawiew noch als Todfeinde kämpfend gegenüberstanden. In der Nähe der Festung von Ardiller sollte eine Zusammenkunft der beiden Helden stattfinden; es war zur Bedingung gemacht, daß beide nur von ihren Dolmetschern begleitet, ohne sonstiges Gefolge und unbewaffnet erschienen. Murawiew war den Bedingungen getreu nachgekommen; der Ubychenfürst aber, den Russen wenig Zutrauen schenkend, erschien bewaffnet von Kopf bis zu Fuß, und hatte noch obendrein einen Haufen Tscherkessen im Hinterhalte versteckt. Murawiew, ohne sich im Mindesten dadurch einschüchtern zu lassen, wußte durch sein kühnes Auftreten dem Jérynbük-Bersek so zu imponiren, daß er seine ganze Achtung gewann, welche, wie wir aus dem oben angeführten Beispiel ersehen haben, noch jetzt ungeschwächt fortdauert. — In General X. hat

Murawiew einen würdigen Nachfolger gefunden, welcher während der kurzen Zeit seines Aufenthalts hier sich schon in hohem Grade das Ansehen und Zutrauen der Dshigethen erworben hat.

Das Streben des Generals geht vorzüglich dahin, die Dshigethen an regelmäßige Beschäftigung zu gewöhnen, wozu er ihnen, so viel es in seinen Kräften steht, Gelegenheit darbietet. Kommen hin und wieder Haufen von Hungerleidenden und bitten um Abhülfe ihrer Noth, so weist ihnen der General Festungs- oder Feldarbeiten an, wo sie bei Fleiß und gutem Willen leicht ihr tägliches Brod und noch etwas Geld dazu erschwingen können.

Hiezu verstehen sich jedoch die Tscherkessen, selbst die ärmsten unter ihnen, nicht so leicht wie man denken sollte, denn Arbeit ist ihnen eben so zuwider wie Schweinefleisch. Sogar der sonst so gewichtige Einfluß ihrer Fürsten, welche endlich selbst die Nothwendigkeit solcher Maßregeln zur Erhaltung ihrer Unterthanen einsahen, hat diese nicht bewegen können, sich den Russen zur Arbeit zu verdingen. Mehrere Dshigethen, welche durch Noth getrieben, eine Zeitlang Theil an den Festungsarbeiten der Soldaten genommen, und sich sehr wohl dabei befunden hatten, wurden bei ihrer Rückkehr mit Schimpf und Hohn von ihren Landsleuten empfangen.

Wie schwer ist es, ein solches Volk an regelmäßige Beschäftigung zu gewöhnen, das keine andere Arbeit kennt, als den Säbel zu schwingen und das Roß zu tummeln; und wie schwer ist es, ein solches Volk zur Ruhe zu gewöhnen, das keine andere Ruhe kennt, als die Rast nach blutigem Tagewerk!

* * *

Heute ist der General mit Swan-Bey unter Bedeckung nach Sotscha abgereist, wo einer der unbeugsamsten Ubychenfürsten, Hadshi-Bey, sie erwartet. Wir geleiteten die

beiden Herren bis zum Hafen, wo sich unsern Blicken ein trauriges Schauspiel darbot.

Ein Trupp Soldaten hatte sich um zwei, mehr thier- als menschenähnlich aussehende Wesen versammelt, welche Einige von den Umstehenden mit bedenklichem Kopfschütteln und Lächeln, die Meisten aber mit dem Ausdruck des tiefsten Mitleids betrachteten.

Es waren ein paar Unglückliche, welche nach langen Jahren harter Sklaverei bei den Tscherkessen endlich ihre Freiheit wieder erlangt hatten. Aber beide waren schon so verrückt im Alter und so abgestumpft an Geist und Körper, daß es schien, als könne weder das Leben noch die Freiheit ihnen Ersatz für die ausgestandenen Qualen bieten. Beiden war der Bart so struppig und lang gewachsen, daß man sehen konnte, es habe seit dem ersten Tage ihrer Gefangenschaft kein Messer das Kinn berührt. Die rauhen Tscherkessenmützen auf den haarigen, zusammengeschrumpften Gesichtern gaben ihnen ein grausenhaftes, wildes Ansehen. Die Unglücklichen gingen barfuß, und schienen überhaupt bald nackt den Händen ihrer Peiniger entronnen zu sein, denn die zerfetzten Filzmäntel, mit welchen sie beide den Obertheil ihres Körpers umhüllten, hatten sie erst von den russischen Soldaten erhalten.

Ich war neugierig, etwas Näheres über die Geschichte ihrer Gefangennehmung und Sklaverei zu erfahren, hatte indessen unsägliche Mühe, mich mit ihnen zu verständigen, da ihnen ihre Muttersprache fast ganz fremd geworden war, und ich nur nach oft wiederholten Fragen hin und wieder Sinn in ihr Gemisch von russischen, tscherkessischen und tatarischen Wörtern bringen konnte. Ihnen selbst wurde es schwer, sich mit einander zu verständigen, da sie sich erst seit ihrer Befreiung kennen gelernt, und bis dahin getrennt unter verschiedenen Stämmen gelebt hatten.

Der Jüngere, etwa ein Funfziger, hatte bei schmaler Kost und harter Arbeit drei und zwanzig Jahre im Lande

der Ubychen zugebracht, und es war ihm abwechselnd schlechter und besser ergangen, nach Maßgabe des Erfolges der Unternehmungen der Ubychen gegen die Russen. Kehrte Asamat-Bey, der Häuptling, dessen Sklave er war, von einem Siege heim, so gab es daheim Schmausereien und Feste, und es wurde dann auch das Loos des armen Sklaven merklich besser. Kehrten die Männer des Aoules aber geschlagen zurück, so bekam auch der arme Alexéi statt der berauschenden Busa gewöhnlich Prügel zu schmecken.

Vor einiger Zeit kam Asamat-Bey bei einem Angriff auf Sotscha um's Leben. Seine Verwandten fanden es für gut, Alexéi an einen türkischen Sklavenhändler zu verhandeln, welcher jedoch, auf der Heimkehr nach Stambul begriffen, das Unglück hatte, den Russen in die Hände zu fallen, bei welcher Gelegenheit Alexéi nebst mehreren anderen Gefangenen seine Freiheit wieder erhielt.

Pattap, der ältere von den beiden Unglücklichen, der schon hoch in den Sechzigern sein muß, war so lange in der Sklaverei beim Volke der Adighé, dem stolzesten aller Tscherkessenstämme, gewesen, daß er die Zahl der Jahre, die er daselbst zugebracht, nicht mehr im Stande war anzugeben. Ich konnte von ihm weiter nichts erfahren, als daß er in seiner Jugend auf einem Schiffe gedient habe, das Schiff sei bei einem Angriff in Brand gesteckt, Viele von der Mannschaft seien dabei um's Leben gekommen und die Uebrigen in die Gefangenschaft geschleppt. Er habe nach und nach wohl fünf verschiedene Herren gehabt. Der erste, ein alter ehrwürdiger Mann, bei welchem er eine Reihe von Jahren gedient, habe ihn immer sehr gelinde behandelt, bei den übrigen aber habe er viel auszustehen gehabt. Da er jetzt aus Altersschwäche zur Arbeit untauglich geworden und die Lebensmittel im Lande theuer seien, so habe man ihn vor Kurzem für einen großen Beutel voll Mehl in Sotscha an die Russen verkauft.

Erſt heute Morgen ſind die beiden Unglücklichen auf einem ruſſiſchen Fahrzeuge von Sotſcha hier angetroffen, um dem General zu weiterer Verfügung vorgeſtellt zu werden .... »Die können Gott danken, daß ſie noch ſo mit heiler Haut davon gekommen ſind,« ſagte ein bejahrter Unteroffizier, der ſich den Zuſchauern beigeſellt hatte, »da ſollten Sie mal den alten Koſaken Iwan ſehen, der bei den Schapſſuch[17]) in Gefangenſchaft geweſen; dem haben ſie die Fußſohlen aufgeſchlitzt und Pferdehaare durchgezogen, um ihm ſo das Entlaufen unmöglich zu machen. Der arme Teufel wird in ſeinem Leben nie wieder auf heilen Füßen ſtehen!« — Aber wie hat er denn unter ſolchen Umſtänden aus ſeiner Gefangenſchaft entweichen können? fragte ich den Unteroffizier. — »Ein uns befreundeter Schapſſuch hat ihn ſelbſt auf ſeinem Pferde heimlich wieder zu uns gebracht. Sie wiſſen ja wohl, daß wir unter den wildeſten Stämmen unſere Gaſtfreunde und Spione haben.« — Und auf welche Weiſe war Iwan in Gefangenſchaft gerathen? — »Das will ich Ihnen erzählen. Wir lagen damals zuſammen in der Feſtung Nowo-Troitzkoe, unweit des Fluſſes Bilao. Seit langer Zeit war zwiſchen uns und den Schapſſuch Nichts vorgefallen, und wir hatten uns nach und nach daran gewöhnt, uns etwas weiter, als wir eigentlich durften, aus der Feſtung hinaus zu wagen. Iwan, der das Meerwaſſer nicht gut vertragen konnte, pflegte ſich immer gegen Abend im Fluſſe zu baden. Er trieb das eine gute Weile, ohne daß ihm etwas Beſonderes dabei aufgeſtoßen wäre; eines Tages aber, als er eben aus dem Waſſer geſtiegen kommt, wird er von ein paar im Gebüſch verſteckten Schapſſuch überfallen, nackt wie er war auf's Pferd gebunden und im Galopp davon geführt. Niemand in der Feſtung wußte, was aus dem armen Teufel geworden war, bis ihn unſer Kunak wieder zu uns brachte.«

Neunundvierzigstes Kapitel.

Meerfahrt auf dem ruſſiſchen Kriegsdampfer Mogutſchy.

Gjül-Baſſar war uns eine nie verſiegende Quelle der Heiterkeit, beſonders wenn er ſich mit meinem ſchlauen Giorgi unterhielt, der aus den Schwächen der Menſchen Vortheil zu ziehen wußte wie Wenige — oder mit H. v. L., einem in der Verbannung lebenden Polen, der dem Roſenköpfigen immer von den ſchönen Frauen in Warſchau erzählen mußte und von ihrer Vorliebe zu den weißen Köpfen der Moslemin.

Hin und wieder ging Giorgi etwas zu weit in ſeinen Scherzen; dann griff Gjül-Baſſar zornig nach dem Kinſhal, aber der gewandte Armenier wußte immer gleich wieder einzulenken und den Tataren durch Schmeichelphraſen aller Art zu beruhigen: »Wie könnte ich es wagen, Dich beleidigen zu wollen? Ich der Knecht, Dich den Herrn! Was iſt ein Staubkorn gegen die Wüſte? Was bin ich gegen Dich?«

H. v. L. hatte nach zwölfjähriger Verbannung im Kaukaſus vor Kurzem einen Poſten in der Krim erhalten, und wartete gleich uns auf die Ankunft eines Schiffes, das ihn erlöſen ſollte aus der langen Haft.

Gjül-Baſſar theilte ſeine Zeit ein in Rauchen und Schlafen.

Den größten Theil des Tages hindurch ſchlief er; ſobald er aber die Augen öffnete, that er auch den Mund auf, um

seinen kleinen Diener zu rufen, der dann sofort mit einer Pfeife herbeigestürzt kam, dieselbe seinem Herrn zu überreichen.

Endlich kam das so lange erwartete Schiff. H. v. L. hatte es zuerst erspäht und war gleich nach Hause geeilt, um für das Einpacken seiner Sachen Sorge zu tragen.

Auf einem längern Spaziergange außerhalb der Festung und im ernsten Gespräch mit dem polnischen Kapitain begriffen, hatte ich gänzlich die drei Schüsse überhört, welche mein sonst etwas pulverscheuer Giorgi, angeregt durch die freudige Botschaft, abzufeuern den Muth gehabt hatte. Wir waren weiter als gewöhnlich die Meeresküste entlang geschlendert.

»Ich glaube, wir müssen umkehren,« sagte der Pole, »es geht schon stark auf den Abend zu, eine Menge vom Bazar heimkehrender Dshigetten haben uns gesehen, und wenn wir nicht vor Anbruch der Dunkelheit wieder in der Festung sind, so könnte es uns leicht begegnen, heute noch gewaltsam von den überall lauernden Räubern zu Gaste gebeten zu werden.«

»Was ist das?« fragte ich statt aller Antwort, als ich den Blick aufs Meer gerichtet, in der Ferne eine gewaltige Rauchsäule weiß aufwirbeln sah.

Der Pole ließ seine Augen nach der bezeichneten Stelle hinschweifen. »Das scheint unser Dampfschiff zu sein, ja gewiß, so ist es,« rief er: »da haben wir keinen Augenblick zu verlieren.« Wie beflügelt eilten wir der Festung zu und wurden bald durch Giorgi, welcher uns auf halbem Wege entgegen kam, in unserer Vermuthung bestätigt. Halb athemlos kam ich im Zimmer an. Zu meiner Verwunderung sah ich unsern tapfern Gjül-Bassar noch auf seinem Teppiche liegen und schnarchen, als ob er einen neuen Orden dafür zu erwarten hätte.

»Ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, ihn auf die Beine zu bringen« sagte H. v. N., »aber nichts will fruchten bei dem kahlköpfigen Siebenschläfer. Ihr Spitzbube

von Giorgi hat ihn schon so oft mit der falschen Nachricht von der Ankunft des Dampfschiffes getäuscht, daß er auch heute die wahre Nachricht für eine Erdichtung hält und beim Barte des Propheten schwört, sich in seiner Ruhe nicht stören zu lassen. Vergebens versicherte ich ihm, ich habe das Schiff mit eigenen Augen gesehen; er schwur, man solle ihn nicht wieder anführen, und wälzte sich schlaftrunken auf die andere Seite. Ich versuchte ihn mit Gewalt aufzurütteln, aber da griff er drohend nach seinem Dolche. Was ist mit dem Kerl zu machen? Ich werde ihn nicht wieder anrühren; wenn er nicht mitfahren will, kann er hier bleiben und bis zur Rückkehr des Schiffes Fortifikationskunst studiren.«

Inzwischen kam des schläfrigen Tatarenhauptmanns kleiner Schwertträger zurück, welchen H. v. N. abgeschickt hatte, sich selbst und seinen Herrn zu überzeugen, daß das Dampfschiff kein Hirngespinnst, sondern eine große sichtbare Arche mit Schornstein und Rädern sei.

Kaum war der Bursche in's Zimmer getreten, so erschien auch ein halb Dutzend Soldaten, um unsere Sachen abzuholen. Es war die höchste Zeit, aufzubrechen.

Aus Mitleid für Gjül-Baſſar, dessen Gesellschaft auf unserer neuen Meerfahrt ich nicht gern entbehren wollte, wandte ich das letzte Mittel an, ihn aus dem Schlafe aufzuscheuchen, indem ich dicht über seinem Kopfe eine Pistole abfeuerte. Er sprang auf, rieb sich schlaftrunken die Augen und sah entsetzlich dumm und grimmig aus, wie die meisten Menschen aussehen bei plötzlichem Erwachen, ehe sie die trunkene Dämmerung, welche jedem langen Schlafe folgt, ganz durchbrochen haben. Er schien sich sehr zu wundern, das Zimmer mit Pulverdampf und Soldaten angefüllt zu sehen. Die aufgesperrte Thüre, durch welche unsere Bagage hinaus und frische Luft herein kam, brachte ihn bald zur Besinnung.

Eine halbe Stunde ſpäter befanden wir uns ſämmtlich mit Sack und Pack auf dem Schiffe.

Für Gjül-Baſſar, welcher nie im Leben ein Dampfſchiff geſehen hatte, ging eine neue Welt auf; er war jetzt eben ſo trunken im Wachen, wie er früher im Schlafen geweſen. Er ſah jetzt, daß es keine Fabel war, wenn wir ihm einſt erzählten, daß das erwartete Schiff wie zu ebener Erde, auf Rädern über's Waſſer laufe; er ſah überhaupt jetzt ſo Manches, wovon ihm nie geträumt hatte, obgleich er über drei Viertheile ſeines Lebens unter Träumen und Schlafen zugebracht. Ich wich ihm aus ſo gut ich konnte, da er mich überall verfolgte und mich nach ſeiner alten Gewohnheit unabläſſig durch freudige Rippenſtöße auf Alles, was ihn Wunder nahm, aufmerkſam zu machen ſuchte.

Die Sonne ging unter in ſo unbeſchreiblicher Pracht, wie ſie ſich nur dem Schiffer auf dem Meere und dem Wanderer in der Wüſte zeigt, als wollte ſie beide für die Mühen und Irrſale, die ihre ungebahnten Pfade bergen, belohnen. Der Anker war gelichtet; der Abſchiedsgruß, der nach gemeinem Brauche vom Schiffe gefeuert wurde, hallte donnernd wieder in den Bergen von Ardiller; die muntern Delphine, welche bis dahin in tollen Sprüngen das Schiff umſpielt hatten, tauchten verſcheucht zurück in die Tiefe; durch den Knall waren auch die vielen Vögel, welche ſich auf Maſt und Takelwerk niedergelaſſen hatten, vertrieben.

Nur einige jener wunderbaren Inſekten umkreiſten uns, denen die Natur nur einen Tag als Lebensfriſt zugemeſſen und die das bloße Auge erſt gewahrt wenn ſie ſterben, da ſie im Tode leuchtend, wie ein Fünkchen, zerſtieben. Sie gaben uns gleichſam ein luftiges Vorſpiel des herrlichen Meerleuchtens, welches mit einbrechender Dunkelheit unſer Auge entzückte. Das majeſtätiſche Schiff zog ſo feurige Furchen, als ob alle Quallen- und Strahlenthiere des Pontus auf

ſeiner Bahn ſich verſammelt hätten, um ihr bald bläuliches, bald röthliches Licht auszuſprühen.

In froher Stimmung über den Wechſel der Dinge und neu gekräftigt von dem friſch wehenden Abendwinde, ſteuerten wir heitern Muthes der Küſte von Kolchis zu. Wir mußten nun auf dem prächtigen Kriegsſchiffe Mogutſchy (der Mächtige) den ganzen Weg wieder zurückfahren, welchen wir vor wenigen Wochen auf unſerem beſcheidenen Barkaß unter Sturm und Drangſal hergekommen waren. So leid es uns that, auf dieſe Weiſe nochmals ein gutes Theil Zeit zu verlieren, ſo angenehm war es uns auf der andern Seite, Gelegenheit zu haben, unſere Gaſtfreunde an der Küſte noch einmal zu ſehen.

Da der kommandirende General, Baron von Budberg, mit ſeinem Stabe ſelbſt an Bord war und keine Feſtung unbeſichtigt ließ, ſo liefen wir erſt am dritten Tage wieder in den Hafen von Redut-Kalé ein.

Von herrlichem Wetter begünſtigt, hatten wir uns in den erſten zwei Tagen nochmals all der bezaubernden Anſichten und großartigen Naturſchauſpiele zu erfreuen, welche die Küſte von Abchaſien in reicher Fülle bietet.

Am dritten Tage aber erhob ſich gleich nach Mitternacht ein bedenklicher Sturm, welcher gegen Morgen immer ſtärker wurde und drohte unſern »Mächtigen« ganz ohnmächtig zu machen. Zum Glück habe ich einen ſehr geſegneten Schlaf, und werde nur ſelten und unbedeutend von der Seekrankheit heimgeſucht. Bis 4 Uhr Morgens hielt ich es aus auf meinem Lager, obgleich ich fortwährend hin und herrollte, wie ein Kind in der Wiege.

Da wurde es mir aber doch endlich in der Kajüte zu ſchwül und im Kopfe zu ſchwer; ich ſtand auf und verſuchte in die Kleider zu fahren, bei welchem Verſuche ich jedoch, trotz allem Widerſtreben, dreimal wie ein gläubiger Türk zu

Boden ſinken mußte. Bei dem immermehr überhand nehmenden Schaukeln und Stoßen hatte ich unendliche Mühe, die Treppe hinaufzuklettern, um auf dem Verdecke friſche Luft zu ſchöpfen. Oben angelangt, kam mir die ganze Welt wie betrunken vor. Himmel, Erde, Meer und Menſchen, Alles ſchien von allgemeinem Taumel ergriffen.

Ein ernſter Oberſt, welcher ſonſt immer gemeſſenen gravitätiſchen Schrittes einherging, ſchlotterte an mir vorüber, als ob er zwei Drittheile ſeiner Knochen verloren hätte.

Jeder ſchien ſeinen eigenthümlichen Gang zum Beſten des allgemeinen Schwankens geopfert zu haben. Der ganze Körperinhalt ſammt ſeiner Kraft und Schwere ſchien den Leuten in den überſprudelnden Kopf gefahren zu ſein. Ein allgemeiner Thatendrang von Oben entwickelte ſich; jeder Mund verhieß Großes. Meine Augen ſuchten den unglücklichen Gjül-Baſſar, dem ſolch ein Schauſpiel etwas ganz Neues ſein mußte.

Endlich entdeckte ich ihn; er ſtand am Rande des Schiffes mit zitternden, ſtark eingeknickten Knieen, mit beiden Händen ſich gewaltſam feſtklammernd, den Kopf über Bord gebeugt, mit den Augen nach Oben, mit dem Munde nach Unten ſtarrend — ſo ſtand mein gläubiger Freund da, ſeine Seele den Göttern der Höhe und ſeinen Magen den Göttern der Tiefe empfehlend.

Endlich, gegen 10 Uhr Morgens, ließ der Sturm nach, wodurch der Wirrwarr und das Schaukeln jedoch keineswegs vermindert wurden; die in der Nacht aufgeſcheuchten Rieſenwellen wollten ſich immer noch nicht zur Ruhe begeben und die mächtige Wallung des Meeres dauerte unausgeſetzt fort, ſo daß der Kapitain eine Landung für unmöglich erklärte. Der Hafen von Redut-Kalé iſt, wie ſchon früher bemerkt, der ſchlechteſte, unſicherſte und unbequemſte, den ich je geſehen. Große Schiffe müſſen mehrere Werſte von der Stadt liegen

bleiben und für kleinere Fahrzeuge iſt bei etwas unruhigem Wetter die Paſſage ſehr gefährlich, beſonders an der Stelle, wo man die heftige Strömung der Chopi zu paſſiren hat. Wir waren daher nicht wenig erſtaunt, ein paar griechiſche Fahrzeuge, trotz des empörten Meeres, unter unglaublicher Anſtrengung auf uns zurudern zu ſehen.

Ueber eine halbe Stunde hatten ſie gegen den Andrang der Wellen zu kämpfen, ehe es ihnen gelang, die Strömung der Chopi zu durchbrechen. Die ſchwankenden Fahrzeuge wurden von den ungeſtümen Wellen wie Nußſchalen hin- und hergeſchleudert, aber die kühnen Griechen ließen ſich dadurch nicht abſchrecken, ſondern arbeiteten unermüdlich vorwärts und kamen auch endlich glücklich durch.

Die griechiſchen Schiffer ſind die thätigſten und unternehmendſten aller Seefahrer, vorausgeſetzt, daß ihnen ihre Mühe mit Gold aufgewogen wird. Auch dieſesmal hatten ſich, wie ich ſpäter erfuhr, die Führer der Fahrzeuge nur durch eine bedeutende Summe bewegen laſſen, die mühſame Ueberfahrt zu wagen. Die Paſſagiere, welche ſie uns zuführten, beſtanden aus den Familien des Generals von R., des Staatsraths S. und des Barons von T., größtentheils alte Bekannte aus Tiflis, wovon einige nach der Krim, Andere nach Deutſchland zu reiſen beabſichtigten. Wir freuten uns ſehr über die unverhoffte Ankunft der neuen Gäſte, deren feine Bildung und geſellſchaftliche Annehmlichkeiten wir ſchon früher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten.

Bevor wir nun unſere Rückreiſe von Redut-Kalé antreten, halte ich es für nöthig, euch mit unſerer Schiffsgeſellſchaft, welche aus den verſchiedenartigſten Elementen zuſammengewürfelt iſt, etwas genauer bekannt zu machen.

Wir ſehen hier Ruſſen, Deutſche, Engländer, Polen, Juden, Armenier, Türken, Griechen, Abchaſen, Mingrelier,

Imerier und Tscherkessen, worunter einige Gefangene und andere aus Hungersnoth zu den Russen Geflüchtete.

Die Russen machen natürlich den größten Theil aus, da die eigentliche Mannschaft, mit Ausnahme weniger Offiziere, aus Russen besteht. Ein Offizier vom Generalstabe ist ein Deutscher, und der Kapitain des Schiffes, Mr. Martin, ist ein Engländer. Die Zahl der ganzen Schiffsgesellschaft welche bei den verschiedenen Festungen, wo wir täglich anlegen, bald ab-, bald zunimmt, beläuft sich im Durchschnitt auf 1500 Köpfe.

Bald sind es Soldaten, bald Offiziere mit ihren Familien, bald Kranke oder Verwundete, bald Marketender und Handelsleute, welche aus einer Festung in die andere geführt werden, so daß ein großer Theil der Passagiere täglich wechselt, wodurch wir an Ruhe verlieren, was wir an Mannigfaltigkeit gewinnen.

Da außer den Offizieren, wegen Mangel an Raum, nur wenige Passagiere in den Kajüten ein Unterkommen gefunden haben, so sind die meisten gezwungen, unter freiem Himmel zu kampiren, wodurch das Verdeck in eine wahre Musterkarte von Völkern umgewandelt ist, wo man vom pyramidenförmigen Hute des hochmüthigen Persers herab bis zur platten Mütze des genügsamen Imeriers die seltsamsten malerischsten Trachten bunt unter einander sieht, und zugleich Gelegenheit hat, die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völker vom Morgen bis zum Abend zu studiren.

Unternehmen wir, um die Leute etwas genauer kennen zu lernen, einen kleinen Spaziergang über das Verdeck. Hier gleich zur Linken, hart am Borde des Schiffes, bemerken wir ein Kleeblatt wohlbeleibter, dickbeturbanter Türken. Sie sitzen da in ihre hellfarbigen Mäntel gehüllt, ernst, schweigsam, mit untergeschlagenen Beinen, unaufmerksam auf Alles, was um sie her vorgeht; sie sprechen nicht, sie sehen nicht, sie denken nicht,

ſie hören nicht; zum einzigen ihrer würdigen Zeitvertreib rauchen ſie langſam und feierlich ihren Tſchibuq mit ſo hochwichtiger Miene, als ob von jedem Puff, den ſie ausblaſen, das Schickſal eines Reiches abhinge. Ich habe nie die Reiſenden begreifen können, welche in dieſem gleichgiltigen, Alles verachtenden Stolze der Türken etwas Großes, Beachtungswerthes finden. Beachtungswerth iſt dieſer Stolz allerdings, aber nicht in dem Sinne, wie man es gewöhnlich nimmt. Worauf hat denn wohl ein Türke Urſache ſtolz zu ſein? Etwa auf ſeine Trägheit, Unwiſſenheit, auf ſeine unnatürlichen Gelüſte? Seid Sultan Mahmud's Reformen hat man in Konſtantinopel ein lebendiges Beiſpiel vor Augen, wie wenig — außer ſeiner Todesverachtung und Tüchtigkeit im Felde — an dem türkiſchen Volke zu bewundern übrig bleibt, wenn man ihm ſeine Waffen, ſeine bunten Gewänder und ſeinen Turban nimmt.

Etwas weiter finden wir ein kleines Häuflein Griechen gelagert. Sie tragen hohe rothe Mützen, elegant geſchnittene, mit Stickerei verzierte blaue Jacken und weite kurze Schalwari von gleicher Farbe. Man ſieht's ihren lebhaften, aber unzuverläſſigen Augen, ihren verſchmitzten, berechnenden Geſichtern gleich an, daß es Handelsleute ſind. Dicht neben den Griechen kauern einige Armenier, mit den Fingern, ohne Beihülfe von Meſſern und Gabeln, ihr Mittagsmahl dem Munde zuführend. Sie haben ihr blaues Obergewand mit den aufgeſchlitzten fliegenden Aermeln, um ſich's bequem zu machen, bei Seite gelegt und ſitzen da mit ihren hohen, ſtumpf zulaufenden Mützen aus ſchwarzem Schaffell, in engem, mit dem Gürtel umwundenen Archeluck [1]) und weiten, hellfarbigen Beinkleidern. Auch ihnen ſieht's man auf der Stelle an, daß ſie Kaufleute ſind, und man weiß nicht, ob man bei Beobachtung ihres Geſichts ihnen oder den Griechen den Preis der Schlauheit zuerkennen ſoll. Man hat in Rußland, um die Schlauheit

und Kniffe der handeltreibenden Völker des Orients in ihren verschiedenen Graden zu bezeichnen, ein Sprichwort, welches also lautet: »Zwei Juden gegen Einen Russen — zwei Russen gegen Einen Perser — zwei Perser gegen Einen Armenier — zwei Armenier gegen Einen Griechen: so bleibt sich der Handel gleich.« Nach dem zu urtheilen, was mir darüber zu Augen und Ohren gekommen, wird dieses Sprichwort durch die Erfahrung vollkommen bestätigt.

Wenden wir uns weg von diesen Repräsentanten der Schlauheit und gehen wir einige Schritte weiter auf unserer völkermusternden Wanderung. Wir finden da vor uns, die Einen sitzend, die Andern stehend, sechs bis acht Imerier, vom Knaben- bis zum Mannesalter. Es sind einfache, harmlose, wohlgebaute, aber ärmlich gekleidete Leute. Man sieht, daß sie gekleidet sind, wie es der Zufall eben gewollt hat. Der eine trägt einen abgeschabten Tscherkessenrock, welchen der Schneider gewiß nicht für ihn bestimmt hat, der Andere eine Jacke, deren Aermel einen halben Fuß zu lang sind; Einige gehen mit, Andere ohne Schuh. Von ihrer hübschen Nationaltracht ist ihnen nichts übrig geblieben, als ihre seltsam geformte platte Mütze, ein kaum das Obertheil des Kopfes bedeckendes, steifes, dunkelgefärbtes, filzartiges Stück Zeug, von unter dem Kinn zugeknöpften Bändern gehalten. Die Imerier führen als Grund der Entstehung ihrer sonderbaren Kopfbedeckung an, es seien früher die Wälder ihres Landes so dicht und undurchdringlich gewesen, daß Niemand darin hätte gehen können, ohne seine Mütze zu verlieren; man wäre desbalb, um dem Kopfe Schutz und den Zweigen und Dornen Trutz zu bieten, auf die Erfindung der eben beschriebenen festen Plattmütze gekommen. Die Sache hat etwas für sich.

Während die Türken unseres Schiffes starr und unbeweglich dasitzen, die Griechen, Perser, Juden und Armenier hingegen über gemachte oder noch zu machende Handelsspeku-

lationen ſprechen und ſinnen, ſingen die Imerier heiter und ſorglos ein Lied vor ſich hin. Haben ſie das eine Lied zu Ende geſungen, ſo fangen ſie ein anderes wieder an und unterbrechen ihre tönende Beſchäftigung nur zuweilen und ziehen ſich ſcheu zurück, wenn einige von den Damen oder den Offizieren des Schiffs in ihre Nähe kommen.

Uebrigens muß der Liederſchatz dieſer guten Leute eben nicht groß ſein, da man ſie überall und immer dieſelben Geſänge wiederholen hört, welche noch dazu ſämmtlich einer früheren Zeit ihre Entſtehung zu verdanken haben. Man findet unter dieſen imeriſchen Volksliedern einige ganz allerliebſte; das hübſcheſte und unter dem Volke ſelbſt beliebteſte davon, welches ich auch hier jeden Tag ſingen höre, hat Dubois in ſeinem trefflichen Reiſewerke in der Ueberſetzung mitgetheilt, weshalb eine nochmalige Wiederholung überflüſſig erſcheinen dürfte.

Nach Tiſche, wenn es ruhiges Wetter iſt, tanzen die Matroſen einen Nationaltanz. Alles nimmt Theil an der Unterhaltung, von allen Seiten ertönt lautes Händegeklatſch im Takt mit den Bewegungen der Tänzer; Griechen, Armenier und Juden vergeſſen ihre Schachergedanken, um dem muntern Treiben auf dem Verdeck zuzuſehen, die Türken allein bleiben ernſt und unbeweglich auf ihrem Platze ſitzen, ohne ſich einmal nach der bunten Menge hinter ihnen umzuſehen. Ein Türk wird eher fünfmal den Arm zum Kopfabſchlagen, als fünfmal den Fuß zum Tanzen aufheben.

Die Winde, des Meeres ſtürmiſche Buhlen, haben ihre Geliebte verlaſſen, die jetzt heitern Antlitzes mit der Sonne liebäugelt und uns geduldig weiter ſchaukelt auf ihrem wogenden, farbenbunten Schooße.

Wir haben unſern Rückweg nach Kertſch angetreten und landen bei der Veſte Sſuchum-Kalé. Ein ehrwürdiger Greis, in ſilberverziertem, blauen Gewande, und gefolgt

von stattlicher Reiter-Eskorte, kommt auf uns zu geritten. Das ist Kazi-Morgana, der alte Abchasenfeldherr, früher der Prophet der Freiheit in den Gebirgen von Abchasien und einer der furchtbarsten Feinde der Russen; jetzt General in russischen Diensten.

Während der General von Budberg mit seinem Gefolge nach Sfojuk-Sfu, der Residenz des Herrschers von Abchasien, reitet, um mit dem Fürsten Michail Scherwaschidsé Unterhandlungen zu pflegen, besuche ich in Gesellschaft der Damen die herrlichen Gartenanlagen von Sfuchum-Kalé, und finde, nachdem wir Alles besehen haben, noch Zeit, mit B. einen Ritt in die Umgegend zu machen, wo malerische Fels- und Bergpartien, eine üppige Vegetation, kurz Naturschönheiten jeder Art, das Auge entzücken. Unsere unermüdlichen Reitthiere tragen uns die steile Anhöhe hinauf, wo die Russen, der gesunden Lage wegen, eine Militairkolonie angelegt haben. In der Mitte der Kolonie steht ein alter, ehrwürdiger Nußbaum, der seiner Größe und seines riesigen Umfanges wegen an der ganzen Ostküste des Pontus berühmt ist. Unter den Zweigen dieses Riesenbaumes kann ein ganzes Bataillon Soldaten kampiren.

Wir kehren auf unser Schiff zurück, bald kommt auch der General mit seinem Gefolge nach, und wir steuern weiter nach der Festung von Bamber, der Residenz des trefflichen General X. Wir verweilen an jedem Orte nur gerade so lange, als nöthig ist, um das Geschütz, die Festungswerke, das Hospital, die Militairkolonie, die neuen Anlagen und Bauten zu besichtigen und die erforderlichen Anordnungen zu treffen.

Während wir so Alles in Augenschein nehmen, hat der Kapitain unseres Schiffs schon eine Anzahl Passagiere entlassen und andere dagegen aufgenommen. So bietet sich uns täglich die größte Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Bil-

der dar. Bald wird das Auge erfreut durch den Anblick der großartigen Naturschönheiten, die uns umgeben, und bald wird es getrübt durch den Anblick eines Trupps unglücklicher, kranker Soldaten, die ihren dumpfen Hütten entrissen, aus einer ungesunden Gegend in eine gesundere geführt werden, um ihr freudenloses Dasein noch auf ein paar Jahr zu verlängern. Sie schwanken umher wie Schatten, und man weiß nicht was grauer und fahler aussieht, ob ihr bleifarbenes Gesicht oder der grobe Mantel, der ihre welken Glieder umhüllt. In allen Festungen, welche wir berühren — und es sind ihrer über zwanzig an der Ostküste des schwarzen Meeres — sehen wir uns vergebens unter den Soldaten nach einem frischen, muntern Gesichte um; die Gesichter der armen Menschen sind alle so faltig, so aschgrau wie die Säcke, in welchen ihr Kommißbrod steckt. — Doch was sage ich? Hier wird vor uns eine Kompagnie gemustert, lauter frische lebenskräftige Burschen; auch nicht Einer darunter, auf welchen die obige Beschreibung paßte.

Ganz richtig! Das sind Soldaten, welche erst vor acht Tagen aus Rußland angekommen sind und noch einexerzirt werden müssen. Diese wackern Burschen haben noch keinen Sommer hier mitgemacht; nur ein halbes Jahr Geduld, und ihre Augen werden so matt und ihre Wangen so blaß sein, wie die ihrer Brüder.

Doch genug dieser trüben Bilder. Suchen wir den Schatten, welchen wir dadurch auf unsere Erzählung geworfen, durch Anführung einiger der vielen heiteren Bilder, die uns auf unserer Fahrt ergötzten, zu verscheuchen.

Wir landen in Sotscha, derselben Festung, in welcher Madame Pépin, tapfern Andenkens, ihre Sporen verdiente. Die Nachricht der Ankunft des kommandirenden Generals verbreitet sich immer gleich wie ein Lauffeuer unter den Bewohnern der Küste.

Von allen Seiten kommen Häuptlinge und Gemeine zu Fuß und zu Pferde herangezogen; die Häuptlinge, um mit dem General zu unterhandeln, die Gemeinen, um das wunderbare Ateſch Gjemmi (wörtlich: Feuerſchiff), welches ohne Segel und Ruder fährt, zu begaffen. Auch dieſesmal hat ſich eine ſtaunende Menge am Ufer verſammelt, und viele von ihnen bezeigen Luſt, auf das Schiff zu ſteigen, werden jedoch von den Soldaten und Matroſen kurz zurückgewieſen.

»Sollte der Anblick eines ſolchen Kriegsfahrzeuges,« fragte ich einen neben mir ſtehenden Offizier, »den Tſcherkeſſen nicht die Ueberzeugung von der überlegenen Macht der Ruſſen einflößen?« — »Nicht im Mindeſten,« erwiederte der Gefragte. »Dieſe Leute haben, ihre Verhältniſſe mit uns anbetreffend, weder Willen noch Gedanken; ſie folgen ganz der Leitung und den Eingebungen ihrer Häuptlinge, von denen die meiſten zu wiederholtenmalen in Konſtantinopel geweſen, wo ſie in dem ſchönſten Hafen der Welt Hunderte von Schiffen aller Nationen geſehen haben, welche ſie natürlich ſämmtlich als im Dienſte des Sultans ſtehend betrachten, und im Vergleich mit welchen ihnen die wenigen von unſern Schiffen, die an ihrer Küſte kreuzen, höchſt unbedeutend erſcheinen. So lange bei den Tſcherkeſſen der Glaube an die Allmacht des Sultans und an die von ihm zu erwartende Hülfe noch ſo feſt wurzelt, wie bisher, wird an ihre vollkommene Unterwerfung nicht zu denken ſein.«

Kaum waren wir an's Land geſtiegen, ſo drängten ſich eine Menge Tſcherkeſſen auf den General zu, ihn mit Bitten und Anliegen beſtürmend. Der Eine ſuchte dabei dem Andern das Wort abzuſchneiden, und es entwickelte ſich wieder ein ohrenverwirrendes Schreien und Lärmen, welches durch unter den am Ufer ſtehenden Zuſchauern ausgebrochene Zänkereien noch vermehrt wurde. — »Das giebt faſt denſelben Auftritt hier, wie neulich beim Scheibenſchießen in Ardiller,« bemerkte,

sich zu mir wendend, der oben erwähnte Offizier. — »Was gab es denn da?« fragte ich neugierig.

»Bekanntlich sind die meisten unserer Soldaten sehr schlechte Schützen und dienen in dieser Beziehung den Tscherkessen zum Gespötte. Es wurden deshalb in letzterer Zeit in Ardiller, so wie in anderen Festungen, Schießübungen angeordnet. Vor einem kleinen Erdaufwurf auf dem großen Weideplatze, welcher sich westlich von genannter Festung hinzieht, war eine große Scheibe befestigt, auf welche die Soldaten aus angemessener Ferne feuerten. Die nahewohnenden Dshigethen, durch das fortwährende Geknall aufmerksam gemacht, kamen in großer Anzahl herbeigelaufen, um zu sehen, was das Schießen zu bedeuten habe.

Lange konnten sie gar nicht darüber in's Reine kommen; sie sahen das Feuern, hörten die Kugeln pfeifen, aber ihre spähenden Blicke suchten vergebens nach dem Feinde, dem das tödtende Blei gelten konnte.

Anfangs glaubten sie, hinter dem Erdaufwurfe säßen Leute versteckt, welche die Russen mit ihren Kugeln herauslocken wollten. Als aber das Schießen immer fortdauerte und sich doch Niemand rührte, kamen sie endlich auf die richtige Vermuthung, die Kugeln seien lediglich auf die fernstehende Scheibe gemünzt. Nun erhob sich unter ihnen ein Kichern und Schreien, wie es nur das rauhe Organ der Tscherkessen hervorzubringen im Stande ist. Es wollte ihnen gar nicht einleuchten, was unsere Soldaten für eine tolle Wuth auf die große Scheibe Holz hätten, daß sie dieselbe von oben bis unten mit Kugeln durchbohrten. — Uebrigens hatte dieses räthselhafte Scheibenschießen wenigstens den günstigen Erfolg, die Tscherkessen glauben zu machen, wir müßten einen ungeheuren Vorrath von Pulver und Blei besitzen, da wir diesen kostbaren Kriegsbedarf so verschwenderisch an einem unschuldigen Stücke Holz vergeudeten.

Die vornehmsten der anwesenden Häuptlinge, *Asslan-Bey, der Dshigeth, und Berfek-Bey, der Ubych*, folgten dem General in die Gemächer der Festung, wo die Unterhandlungen sich über drei Stunden lang hinzogen. Das Langweiligste dabei für die russischen Unterhändler ist immer die weitschweifige Anrede der Tscherkessen, welche sich, ohne den zu verhandelnden Gegenstand zu berühren, erst eine oder ein paar Stunden lang um die gleichgiltigsten Dinge dreht. Dann können auch die Tscherkessen die vorgeblich uneigennützigen und edlen Absichten durchaus nicht begreifen, welche die Russen bei ihrer Besitznahme der Länder des Kaukasus leiten. »Wenn es wahr ist,« folgern sie, »daß, wie Ihr sagt, Euer Land so groß ist und so reich an Korn, Früchten und edlen Metallen, wenn es wahr ist, daß Ihr in so prachtvollen Städten wohnt, die aus lauter Tempeln und Palästen bestehen, warum bleibt Ihr denn nicht in Eurem schönen, großen Lande, wo Ihr in Ueberfluß und Frieden leben könnt? warum kommt Ihr, um mit Gefahr Eures Lebens in unsern unwirthbaren Wäldern und Schluchten zu wohnen, wo Krankheit und Krieg jährlich Tausende von Euch hinraffen, und wo Ihr Nichts von dem findet, was Eure prachtvollen Städte Euch bieten? Ihr sagt, daß Ihr gekommen seid, um uns glücklicher und weiser zu machen; wir können aber nicht glauben, Euer großer Padischah lasse jährlich so viele Tausende von Euch, seinen Freunden, hinschlachten, blos um uns, seine Feinde, glücklicher und weiser zu machen. Wahrlich, wir waren glücklicher, ehe wir Euch kennen lernten, und weiser sind wir durch Euch auch nicht geworden.«

Das ist der Hauptgegenstand aller Unterhandlungen zwischen Rußland und den Bergvölkern. Nebengegenstände sind Klagen über die Unterdrückung des Handels, das Absperrungssystem und die dadurch erzeugte Hungersnoth ꝛc. Die Häuptlinge der Tscherkessen ergehen sich in ihren Reden

gewöhnlich in blumigen und bilderreichen Ausdrücken, und ihre Antworten ſind oft voll Schärfe und Witz. — »Ergebt Euch!« lautete einſt General Roſen's Aufruf an Hamſad-Bey, den Vorgänger von Schamyl, »ergebt Euch! aller Widerſtand iſt vergeblich; die Heere, welche ich gegen Euch führe, ſind zahllos wie der Sand am Meer!« — »Meine Heere aber,« entgegnete Hamſad-Bey, »ſind wie die Wellen des Meeres, die den Sand hinwegſpülen werden.«

Eine ähnliche Antwort giebt Schamyl, der Prophet von Himri, als ihn der ruſſiſche Oberbefehlshaber zur Unterwerfung auffordern läßt und ihm droht, im Fall der Weigerung ſeinen Sohn zu tödten, welcher ſich in den Händen der Ruſſen befindet. — »Tödtet meinen Sohn,« erwiederte Schamyl, »ich habe Weiber genug, einen andern zu zeugen.« — »Liegt Dir,« fragten die Ruſſen, »das Schickſal Deines Sohnes ſo wenig am Herzen? — »Weniger,« antwortete Schamyl, »als das Schickſal meines Volkes.«

Während der General ſich im Innern der Feſtung mit ſeinen kriegeriſchen Gäſten unterhielt, gingen die übrigen Häuptlinge, welche ſich weniger durch Schmuck und Kleidung, als durch ſtolzere Haltung und Körpervorzüge von den Gemeinen unterſchieden, in eifrigem Geſpräch begriffen, unruhig auf und nieder. Es gewährt ein unbeſchreibliches Vergnügen, dieſe kräftigen hohen Geſtalten mit ihren blitzenden Augen, ihrem ausdrucksvollen Geſichte, ihrem ſtolzen Gange und ihren lebhaften und ungezwungenen Bewegungen zu ſehen. Welch ein herrliches Volk müßte dies ſein, wenn hier die Bildung des Geiſtes der des Körpers entſpräche! In körperlicher Beziehung ſind wir civiliſirten Abendländer im Vergleich mit den Tſcherkeſſen ein verkrüppeltes Geſchlecht.

Warum hat die Gegenwart kein einziges Volk aufzuweiſen, bei dem Körper und Geiſt auf gleich hoher Stufe der Bildung ſtehen?

Funfzigstes Kapitel.

Tscherkessische Volkspoesie.

Bei allen Völkern, mit welchen unsere Wanderung uns bisher in Berührung gebracht, bei Russen, Kosaken, Georgiern, Armeniern, Persern und Tataren haben wir vorwiegend die poetische Seite herausgekehrt, und der Schilderung jedes Landes das wir betraten, immer ein paar poetische Nachklänge eingeflochten. Es wäre ungerecht, wollten wir bei den Tscherkessen nicht ein Gleiches thun.

Die folgenden Gesänge mögen zugleich Anlaß geben, und theilweise selbst dazu beitragen, unsere frühern Mittheilungen über Land und Volk der Tscherkessen zu ergänzen und zu vervollständigen, da die hier gebotenen Stoffe immer dem wirklichen Leben entnommen sind und bis auf das kleinste Bild auf tscherkessischem Boden wurzeln.

Bemerken muß ich jedoch, um jeglichem Mißverständniß vorzubeugen, daß die Lieder, welche ich dem Leser hier in deutschem Gewande vorführe, nicht wort- und versgetreue Uebersetzungen sind wie z. B. meine Verdeutschung der poetischen Werke Puschkin's und Lermontoff's. Denn erstens haben die folgenden Lieder nicht in der Ursprache aufgezeichnet werden können, da das tscherkessische Idiom keine Schriftzeichen hat, und zweitens verstehe ich so wenig von der Tscherkessensprache, wie alle übrigen Reisenden, welche vor mir diese Lande besuchten.

Die Lieder wurden mir von meinen tſcherkeſſiſchen Freunden in die, allen Häuptlingen und Prieſtern des Landes geläufige, türkiſche Sprache überſetzt. Ich verzeichnete genau den Inhalt und ſuchte bei der deutſchen Nachbildung der Weiſe möglichſt nahe zu kommen, wie ich ſie tſcherkeſſiſch ſingen gehört hatte, wobei das Ohr mir als einzige Richtſchnur diente.

Die Entſtehungsgeſchichte der tſcherkeſſiſchen Lieder iſt höchſt einfach. Jeder Kampf, jedes Feſt, jedes freudige und traurige Ereigniß wird durch Geſang verherrlicht. Und wie die Ereigniſſe ſich folgen, ſo folgen ſich auch die Lieder, einander verdrängend und verwiſchend, da ſie nie durch das geſchriebene Wort feſtgehalten werden.

So kommt es, daß die Lieder, welche hier zu Lande geſungen werden, ſelten über eine Generation zurückreichen, da jedes Geſchlecht ſeine eigene Verherrlichung am liebſten hört und die Tſcherkeſſen nicht der Erinnerungen vergangener Jahrhunderte bedürfen als Triebfedern zu männlicher Kraftäußerung in der Gegenwart.

Das Lied von Murad.

Der Odem verweht
Des gefallnen Helden,
Das Blut ſeiner Adern
Zerrinnt und verſiegt —
Aber nimmer verſiegt
Der Geſchlechtervertilgenden
Blutigen Rache Quell!

* * *

Als Murad erschlagen war,
Und im Gewühle des Kampfes
Die Leiche des Helden,
Der Zier von Ubychistan,
Den Feinden zur Beute ward:
Da heulten die Weiber
In langen Klagereih'n,
Und es war des Jammers
Kein Ende zu sehn.
Aber die Männer des Stammes
Versammelten sich
Unter der heiligen Eiche,
Im Dunkel des Waldes,
Um Rath zu pflegen
Zu gemeinsamer That.
Und sie entsandten Botschaft,
— Sechs Delikanler [44])
Wurden entsendet —
An den Führer der Moskow:
„Gieb uns die Leiche
Des Bruders zurück!
Daß wir sie bestatten
In heimischer Erde,
Nach heiligem Landesbrauch."
Aber der Führer der Moskow,
Mit Hohn und Unbill
Wies er zurück
Die jungen Reiter,
Die Botschaft-tragenden:
„Nicht die Leiche werd' ich
Eures Bruders Euch geben,
Aber Euch selber will ich
Zu Leichen machen!"

Als die Antwort verkündet ward
Im Rathe der Tamata, [45])
Entbrannte vor Rachezorn

Das Antlitz der Greise;
Und Jermuk-Persek-Bey,
Der Hort von Ubychistan,
Rief die Mannen zum Kampfe auf . .
Wie aus Wolken ein Blitzesstrahl
Schlug das zündende Kampfeswort
Rings in die Herzen ein.[46])
Aber Islam-Tschemek-Bey,
Die Zunge[47]) des Medschilis,[48])
Sprach mahnende Worte
Der Weisheit und Mäßigung:
Nichts gewinnt ohne Mühe sich,
Und was einmal mißgluckte,
Gelingt oft zum zweitenmal.
Selbst die Frucht am Baume
Fällt nicht ungeschüttelt
In des Gärtners Schooß —
Und keines Weisen Beginnen ist
Den ganzen Baum zu fällen,
Weil die Frucht nicht nieder
Beim ersten Schütteln fiel.
Vielleicht versagten die Feinde
Der jungen Ungestüm,
Was sie den Bitten der Alten
Nicht versagen werden.
Noch einmal den Moskow
Entsendet Botschaft:
Gebt uns die Leiche
Des Bruders zurück!
Wir geben Euch frei dafür
Zwanzig Gefangene,
Die wir zur Beute gemacht
Aus Euren Kriegerreihen,
Zwanzig Lebendige
Für einen Todten!
Und versagen sie darauf noch
Unseres Wunsches Gewähr:
So möge das Schwert erringen
Was dem Worte versagt wird!

Der Held greift zum Schwert
Nicht ohne Vorbedacht —
Nicht ohne Vorbedacht
Legt er es nieder! —
So sprach Islam-Tschemek-Bey
Und schaute im Kreise um,
Ob keiner der Tamata
Sich erhebe zum Widerspruch.
Aber Alle schwiegen ringsum,
Ehrend des Helden Wort.
Und der Jüngeren Einer
Schwang sich auf's Roß,
— Als das Zeichen gegeben war
Zum Aufbruch des Medshilis —
Ritt langsam im Kreise um,
Und verkündete laut
Den Rathschlag Islam-Tschemek's.
Dann sprengt' er davon,
Und alle Anderen folgten ihm.

* * *

Sechs Greise erkoren sie
Um Botschaft zu tragen
Zu dem Führer der Moskow:
„Gieb uns die Leiche
Des Bruders zurück,
Daß wir sie bestatten
In heimischer Erde,
Nach heiligem Landesbrauch.
Wir bieten als Entgeld
Zwanzig Gefangene,
Zwanzig Lebendige
Für einen Todten!"
Und der Führer der Moskow
Gab lächelnd zur Antwort:
„Das muß ein ruhmvoller Todter sein!
Der die Greise selber,
Die Häupter des Volkes

Zu mir ins Lager treibt —
Solch ein Todter iſt beſſeren Preiſes werth!“
Und er ſprach ſolche Worte
In höhnendem Uebermuth,
Daß die Greiſe ſelber,
Die Träger der Botſchaft,
Alle ergrimmten
In ſtarkem Zorn.
Und als die Kunde erſcholl
Im Rathe der Männer,
Da rief Islam-Tſchemek-Bey
Der Erſte zum Kampfe auf:
„Der Todte muß unſer ſein!
In Strömen rothen Blutes
Soll er zu uns ſchwimmen.
Wir tilgen die Schande
Durch Kampf und Zerſtörung,
Daß ein Held unſeres Stammes
In feindlicher Erde liegt!“
Statt aller Antwort
Entblitzten die Klingen
Den bunten Schaſchken,
Und grimme Blicke
Den dunkelen Augen
Der horchenden Männer.
Weit umher ſcholl die Kunde,
Und von nah und fern
Zogen Krieger herbei
Auf flinken Roſſen.
Und ſie verſammelten ſich
An den Waſſern der Sſetſcha,
Wohl an tauſend Mann.
Hier hielten ſie Raſt
Bis nach Mitternacht.
In ſicherer Obhut
Blieben die Roſſe
Im Dunkel der Wälder.
Und die kühnſten der Männer
Schlichen voraus

Auf heimlichen Pfaden,
Durch Dickicht und Felsschlucht;
Gewehr und Schaschka
Am Rücken befestigt
Und mit Filz bedeckt,
Auf daß kein Geklirr
Ihr Nahen verrathe.
Und als sie kamen zur Stätte
Wo die Berge verflachen
Und die Wälder sich lichten,
Und schon das Rauschen des Meeres
Dem Ohre vernehmbar,
Da tauchten sie nieder
Ins hohe Gras,
Und krochen wie Schlangen
Ueber die feuchte Erde,
Unbemerkbar den spähenden
Wachen der Moskow.
Und schon waren sie dicht
Vor den Wällen der Veste,
Und lösten die Waffen
Und machten sich kampfbereit,
Als das erste Frührоth
Die Wolken durchbrach.
Horch! ein gellendes Pfeifen,
Ein Schimmern von Lichtern,
In der Veste wird's wach —
Und ringsum jetzt blitzt es,
Und es donnert und kracht
Weit in die Berge hin,
Daß die Erde erzittert
Von dem grausen Getöse.
Doch ohne Wirkung blieb
Das donnernde Flammenspei'n.
Weit über die Köpfe
Der nahenden Heerschaar
Schlugen die Kugeln ein,
In fernem Waldesdickicht
Und grüner Hügelbrust.

Jerynbük-Bersek-Bey
Der hohe, breitschultrige,
Und Islam-Tschemek-Bey
Der adleräugige,
Führen die Kämpfer zum Sturme an.
Und ein Würgen und Morden begann,
Daß die Erde warm dampfte von Blut —
Dazwischen scholl Wimmern und Klagegestöhn
Wie Schakalgeheul in der Felsenschlucht —
Und als die Sonne am Himmel stand,
Und das Meer roth färbte mit ihrer Glut,
Lebte kein Moskow
In der Festung mehr.
Viele waren geflüchtet
Auf's Meer hinaus,
Als ihr tapferer Führer gefallen,
Der der Letzen einer
Der Todten war;
Er fiel unter Jerynbük-Bersek's Hand,
Das Haupt zerschmettert
Von wuchtigem Schaschkenhieb . . .
Die Einen rafften zusammen
Was an Pulvertonnen
Und Waffen und Blei
In der Veste zu finden war,
Und trieben das Vieh hinweg,
Derweilen die Andern
Rings die Erde aufwühlten
Und nach der Leiche suchten
Des erschlagenen Murad-Bey.
Sie fanden sein Panzerhemd
Nebst Kama und Waffenrock
Als Schmuck an der Wand
In der Wohnung des Moskow-Bey,
Ihn selbst aber fanden sie
Zerspießt und zerstochen,
In einem frischen Grab
Hart am Meeresstrand
Ueberschüttet mit gelbem Sande.

Lauter Jubel erſcholl
Ob des koſtbaren Fundes.
Und ſie hüllten die Leiche
In weißes Gewand.
Dann wurde Feuer gelegt
An die Veſte der Moskow,
Und ſie eilten davon
Mit der reichen Beute
In das Dickicht der Wälder.
Und als ſie kamen zur Stätte
Wo Murad erſchlagen war,
Da blieben ſie ſtehen,
Um zu Allah zu beten
Für das Heil ſeiner Seele.

* * *

Sie wiſchten das Blut von den Klingen,
Und die Schande von ihrem Stamme! . . .
Und als ſie ſaßen und Raſt hielten
An den Waſſern der Sſotſcha,
Und der Trank der Buſa,
Der ſinneberauſchende,
Rundum im Kreiſe ging,
Da rühmten die Kämpen ſich
Laut ihrer Thaten;
Wer am meiſten getödtet,
War am meiſten des Ruhmes voll.
Basmurſa (der Eine
Der entſandten Delikanler)
Verhöhnte den Moskow-Bey,
Der die Kämpen alle
Wollte zu Leichen machen,
Und nun ſelber als Leiche
Im Feuer verſengte.
Aber Islam-Tſchemek-Bey
Sah zürnenden Blickes
Den jungen Kämpen an:
„Schlecht ſteht ſolchem Munde

Der höhnende Spott!
Der gefallene Moskow-Bey
Stand wie ein Held im Kampf,
Bis ihn Jernybük zu Boden gefällt.
Sein Tod war ehrenvoller
Als dein höhnender Spott —
Der Held ehrt den Helden,
Und spottet der Todten nicht!"

Basmursa entflammte
In Zorn und Scham;
Doch schweigend senkt er
Zur Erde den Blick,
Denn der also zürnte,
War sein eigener Atalik.[49])
Und Jernybük-Versek-Bey
Rief die Helden zum Aufbruch:
„Laßt uns die Beute verwahren,
Und zu Hause uns freuen
Des erfochtenen Sieges!
Es mußten Hunderte sterben,
Um den Einen zu sühnen,
Doch der Eine war
Mehr als die Hunderte werth!"

* * *

Und sie machten ein großes Festmahl.
Dreißig Ochsen wurden geschlachtet
Und hundert Schafe,
Und drei Wochen dauerte
Die Festestrauer der Gäste
Und das Heulen der Klageweiber.

Das Lied von Asslan-Bey.

Im Wasser spiegeln sich die Berge von Dshigethistan,
Im Liede spiegelt sich der Ruhm seiner Helden.
Berauschend ist der schäumende Buffatrank,
Berauschender ist der Ruhm des Helden,
Der Adler trinkt Kraft aus frischem Bergesquell,
Der Held labt sich an den Liedern der Barden.
Aus winzigem Hirsekorn,
Aus dem Honig, den die kleine Biene bereitet,
Wird der Trank der Busa gebraut,
Der die stärksten Männer bezwingende.
Aus armer Sängerbrust strömt der Liederquell
Der die Thaten der Helden verherrlicht.

Von schmutzigem Wasser braut sich kein guter Trank,
Von faulen Blumen weht kein guter Duft,
Und von schlechten Thaten singt sich kein gutes Lied!
Aber deine Thaten, o Asslan-Bey! sind spiegelrein
Wie das Schwert womit Du deine Lenden umgürtest.
Darum singen wir gern Deinen Heldenruhm,
Darum preisen wir laut Deine Weisheit im Rath,
Denn selbst Deine Thaten, was wären sie,
Wenn sie nicht fortlebten im Liedesklang?
Sie würden vergehen wie die Leiber der Feinde,
Die Du erschlagen im offenen Kampfe.

* * *

Groß war die Freude im Lande der Apsua,
Als Bersek-Bey Esma heimführte,
Die Tochter Moab's, vom Stamme Pschu.
Viele herrliche Gäste waren versammelt,
Die besten Männer von Apsua.
Alle die mit ihm gekämpft in gemeinsamem Kampf,
Freuten sich mit ihm in gemeinsamer Freude.

Wo zwei Flüſſe ſich vereinen:
Da rauſchen und ſpringen die Wellen
Lauter und höher als ſonſt —
Wo zwei Herzen ſich verbinden,
Um eines zu werden,
Da iſt Freude im Hauſe,
Und vor Jubel tanzen die Gäſte.
Alſo geſchah es, da Aſſlan-Bêy
Der Gatte Coma's ward, der Tochter Moab's.
Groß war die Zahl der verſammelten Gäſte,
Und groß die Zahl der gebrachten Geſchenke.
Hunderte füllten von Schafen und Ziegen,
Und ſelten Rindern das weite Gehöft;
Teppiche, Kalike, Leinen- und Seidenzeug
Waren in den Gemächern zur Schau ausgeſtellt,
Daneben ganze Säcke voll Mehl und Salz,
Und viele andere Hochzeitſpenden . . .
Vor den Häuſern tummelten die Burſchen ſich
Auf ſichern, leichtſchenkligen Roſſen umher,
Bald im Kreiſe reitend, bald nach fernem Ziel,
Bald zum Scheinkampf in ſtreitende Haufen getheilt.
Endlos war die Zahl der Gerichte,
Als es zum Feſtmahl ging — endlos die Zahl
Der geſchlachteten Hammel, des Wilds und Geflügels.
Mancher Humpen wurde geleert von Buſa und Arka.[60])
Und ſo oft es dem Wohle der Herrin galt,
Der Neuvermählten, der Sonne des Feſtes,
Erſchallte immer ein heller Freudenſchuß,
Wurde kein Pulver geſpart, zur Ehre des Hauſes.
Und manches ſinnige Wort wurde laut,
Zur Ehre der Herrin, der Neuvermählten.
Sie trug an den Armen ſilberne Spangen,
Und bis zum Gürtel herab ſilbern Bruſtgeſchmeide.
Das vor ihr ſchon Mutter und Großmutter getragen,
Und das ſorgſam gehegt wird und wohlverwahrt,
Auf daß einſt die Tochter es wiedertrage.
Und als der Tanz nun anhub, der Ringeltanz,
Wie ſo trotzig ſchauten die Burſchen drein,
Und wie ſchmuck die feſtlich gekleideten Mädchen!

Mit den weiten Hosen, den engen Anteri,[51]
Und dem gestreiften Käppchen auf dem flechtenhaar.
Einer legt seine Hand auf des Andern Schulter,
Und so drehen sie sich in gemessenem Schritt[52]
Lieblich sind die langhaarigen Mädchen all,
Doch die Braut ist von Allen die lieblichste!
Preiswerth sind die Geschenke der Gäste,
Aber noch preiswerther die sinnigen Worte
Beim Tranke gesprochen, zur Ehre des Paares —
Darum wandten alle Blicke sich dem Sänger zu,
Als er spät eintrat in die Festeshalle.
Er konnte die Blicke nicht erwiedern,
Denn er war blind seit langen Jahren;
Er brachte keine Geschenke mit, und doch
War er von allen Gästen der willkommenste.
Man bereitete ihm einen weichen Sitz,
Und bewirthete ihn mit Speis' und Trank.
Und Alle sammelten sich um ihn her,
Als er anhub zu singen von Aslan-Bék,
Und von Esma, der Chanum,[53] der Sonne des Festes.
Und auch sein eigenes Leben sang er,
Von eigener Jugend und Kriegesthat;
Denn er war selbst einst ein Held in der Männerschlacht,
Der Schagirén gefürchtetster Feind.
Er trieb ihre Rinder und Schafe hinweg,
Vernichtete sie in manchem Strauß.
Und sie stellten ihm nach und fingen ihn,
Und stachen ihm die Augen aus.
So blieb er im Lande der Schagirén,
Bis Aslan-Bék, der starke Held,
Das Land der Feinde mit Krieg überzog,
Ihre Häuser verbrannt, ihre Aecker verwüstet,
Ihre fetten Herden hinweggetrieben,
Und den blinden Asamat frei gemacht.

* * *

Noch saß so der blinde Barde und sang,
Und erzählte Geschichten vergangener Zeit.

Da plötzlich von ſeinen Lippen weg
Wandten Alle ſich dem Hofe zu:
Da ſcholl Roßhufball und Waffengeklirr
Dazwiſchen verworrener Stimmen Geräuſch:
„Moskow gjäldi!“ die Ruſſen ſind da!
Zwei Reiter hatten die Botſchaft gebracht,
Und den Weg bezeichnet, den die Feinde genommen:
Noch waren ſie wohl eine Stunde weit.
Die Weiber, die Kinder wurden in Verwahrſam gebracht.
Und Aſſlan-Bèy ſaß mit allen Reitern auf,
Den Moskow entgegen zum nächtlichen Kampf.
Sie hatten Kunde erhalten vom Feſtgelag,
Es war ihnen heimlich verrathen worden,
Und ſie ſchlichen im Dunkel der Nacht heran
Zu feigem, heimlichen Ueberfall.
Sie glaubten ſich ſicher und unbemerkt —
Und ſollten nun ſelbſt überfallen werden!
Auf heimlichen Wegen führt Aſſlan-Bèy
Seine Reiterſchaar, in drei Theile getheilt.
Erſt die waldigen Ufer des Pſchuſſu entlang,
Bis wo ſich der Fluß in zwei Arme theilt
Auf ſeinem raſchen Laufe zum Schwarzen Meer.
Drei Reiter wurden vorausgeſendet,
Scharfäugige, raſche Delikanier,
Um den Feind zu erſpäh'n und Kundſchaft zu bringen.
Als Alles nun wohl erkundet war,
Stellt Aſſlan-Bèy zwei ſeiner Truppe auf
Im Walde verſteckt zur Seite des Wegs,
Greift mit dem dritten die Feinde an
Und fliehet vor ihnen nach kurzem Kampf.
Die Moskow folgen im Sturmesſchritt
Und ſchießen den fliehenden Reitern nach —
Da plötzlich wendet ſich Aſſlan-Bèy,
Und ein furchtbares Morden und Schießen begann.
Der Feind, von drei Seiten auf einmal bedrängt,
Stürzt in wilder Flucht nach dem Strome zu,
Die jubelnden Reiter drängen hinterher,
Schießen erſt ihre langen Piſtolen ab,
Machen dann zum Fang den Arkan[64] bereit.

Und wohl hundert Gefangene wurden weggeführt.
Viele Moskow fanden in den Wellen ihr Grab,
Viele Köpfe flogen ab von den Schaschkahieben,
Nur Wenige entkamen in wilder Flucht.

* * *

Mit reicher Beute kehrten die Reiter heim.
Groß war der Jubel im Lande der Apsua,
Und die Freudenspiele fingen von Neuem an.
Viele Lieder verherrlichten Asslan-Bey,
Die Gäste aber priesen den Muraview-Bey, [55]
Der so reiche Spende zur Hochzeit gebracht!

Das Lied von Asamat.

Heil dem Stamme,
Wo liederreiche Sänger
Die Weisheit der Väter
In Sprüchen wahren,
Und die Thaten der Helden
Rühmend verherrlichen
Zum Klange der Saiten!
Heil solchem Stamme!
Sein Ruhm wird nie untergeh'n.

* * *

Dein gedenken wir, Asamat,
Blinder Sänger von Tschoma!
Bei jedem Festgelag denken wir Dein,
Der jedes Festgelag zierte!
Wohl ist's gerecht,
Daß, der so Viele

Im Liede verherrlicht,
Nun ſelber im Liede
Verherrlicht werde!
Denn beſſer noch als des Helden Ruhm,
Iſt der Ruhm des Sängers.
Der Held kann nur ſterben machen,
Der Sänger macht leben!
Dein gedenken wir, Aſamat!
Blind war Dein Auge,
Und doch ſaheſt Du tiefer
In die Herzen der Menſchen
Denn alle Sehenden!

Den alle Frauen liebten,
Den alle Männer ehrten,
Der unſres Stammes Stolz war,
Der blinde Sänger iſt todt!
Der ſo manchen Helden zu Grabe geſungen,
Ihm ſchallt jetzt ſelber der Grabgeſang!
Wenn er ſaß in der Halle
Und ſpielte und ſang
Von den Thaten der Helden
Des Volkes der Apſua,
So klang jede Saite
Wie ein klirrend Schwert,
Und ſeine Stimme gewaltig,
Wie der Sturm in der Felsſchlucht.
Vor Kampfbegier ſchlugen,
Vor Ruhm- und Beutelust,
Die Herzen der Männer.
Und wenn er anhub zu ſingen
Von den Wundern des Dſchga, [36])
Von den Sagen der Vorzeit;
Da füllten mit Thränen ſich
Die Augen der Mädchen
Vor Freude und Wehmuth . . .
Aſamat ſelbſt war

Dem Berge gleich.
Sein Haupt war weiß
Wie die Gipfel des Oschga;
Sein Herz war goldern.
Seine Lieder ergossen sich
Befruchtend unter uns
Wie die frischen Wasser
Aus den Quellen des Oschga.
Heil sei dem Stamme,
Dem er angehört,
Dem Stamme Pschu!
Wo er begraben liegt
In geweihter Erde.

Aus einem blitzerschmetterten
Heiligen Eichenbaum
Wurde sein Sarg gehöhlt.
Und sie gruben sein Grab
In lichtem Waldesraum
An den Wassern des Dlub.
Acht Tage lang währte
Das Jammern der Klageweiber.
Aber der Schmerz seiner Freunde
Wird immer währen!
Heimlich schleichen
Die Frauen und Mädchen
Zu der Stelle im Walde,
Und bestreuen mit Blumen
Und befeuchten mit Thränen
Des Sängers Grab.

Lied der Klageweiber.

War Dein Gang nicht noch fest und stolz!
Warum mußtest Du sterben?
Atarita!

War Dein Gesicht nicht noch frisch und roth?
Warum mußtest Du sterben?
Aiarira!

Ward Dir nicht Pflege und Nahrung im Ueberfluß?
Warum mußtest Du sterben?
Aiarira!

Und liebten nicht Alle Dich, Jung und Alt!
Warum mußtest Du sterben?
Aiarira! ꝛc. ꝛc.

In ähnlicher Weise wird der Klagegesang oft eine halbe Stunde lang fortgesetzt, ehe die Weiber mit dem Aufzählen der guten Eigenschaften und Annehmlichkeiten des Verstorbenen zu Ende kommen. Der jeden Vers beschließende Klagelaut Aiarira (etwa dem türkischen Aman! dem deutschen Ach! Ach! entsprechend) wird so gedehnt ausgesprochen, als ob er aus vier Wörtern bestände: Ai A Ri Ra. Der Gebrauch, solche Fragen an den Todten zu richten, herrscht nicht blos bei den Tscherkessen, sondern auch bei den übrigen Küstenvölkern, den Abchasen, Mingreliern, Guriern ꝛc.

Ismaïl und Daredshan.

Zum Reiten ein Pferd,
Eine Rüstung zum Kampf,
Zum Lieben ein Weib,
Das ist Mannesbedarf!

Die reife Frucht wartet des Pflückers Hand,
Des Freiers wartet die mannbare Jungfrau —
Die Frucht, die zu pflücken
Kein Pflücker gekommen,
Fällt endlich wohl selber
Vom Baume herab —
Die Maid, die zu freien
Kein Freier gekommen,
Flieht endlich wohl selber
Den heimischen Herd.
Doch giebt es auch Früchte
Die schwer zu erreichen sind,
Und liebliche Dirnen
Von strengem und stolzem Sinn.
Solch Eine warst Du,
Holdselige Daredshan!
Erfahren im Nähen,
An Spindel und Webstuhl,
In Speisebereitung
Und häuslichem Walten —
Aller Reize voll
Und aller Geschicklichkeit!
Das Haus des Vaters
Stand Jedermann offen,
Das Herz der Tochter
War Jedem verschlossen.
Wie Viele auch warben
Um die Minne Daredshan's,
Sie verschmähete Alle:
Bis Ismail kam,
Der Held der Mesymta,
Dessen Ruhm weit umher
Im Lande erscholl,
Seit er jüngst in der Schlacht
Mit dem grimmen Murawiew-Bey,
Als schon Alles verloren war:
Alles wiedergewann,
Und die Feinde zum Weichen brachte.

Er wüthete im Kampf
Wie einst 'Islam-Gerai,
Der Sohn Indar-Oglu's
An den Waſſern der Pſchat,
Als er des Verraths
Mit dem Moskow bezüchtigt,
Statt aller Antwort
In das Lager der Feinde brach,
Und ihren Führer
Lebendig gefangen nahm.
Der ſtarke Ismail,
Der Schrecken der Feinde,
Deſſen Muth nie erſchüttert war,
Deſſen Blick nie zurückgebebt
Vor Tod und Gefahr,
Wurde ſcheu und verlegen
Beim erſten Anblick
Der holdſeligen Daredſhan ...
Und ſie ſelber erröthete
Wie ſie nie gethan
Vor männlichem Blick,
Und barg mit der Wimper,
Dem jungfräulichen Schleier der Scham,
Ihres dunklen Auges Glut
Als Ismail vor ihr ſtand
So hoch und gewaltig,
Und doch leiſe erzitternd,
Wie eine Tanne am Elborus,
Wenn ſie ſchwindelnd hinabſchaut,
In's blumige Thal.
Schmuck war ſein Gewand,
Von brauner Farbe,
Mit ſilbernem Gürtel.
Auf dem breiten Kama
Mit Elfenbein-Griffe,
Und laubgrüner Scheide,
Stand Gold-ausgelegt,
Ein Spruch des Koran,

Als ein Zeichen, es wisse der freie Mann
Sich seiner Feinde zu wehren,
Und Allah zu ehren!

* * *

Dem Vater Daredschan's,
Dem greisen Omar-Oglu,
War Ismaïl ein willkommener Sohn.
Sie wurden bald einig
Um Räbin[57] und Hochzeitstag,
Und Ismaïl schied nur
Zu baldiger Rückkehr ...
Nun wurde gewebt,
Geflickt und genähet,
Und Alles bereitet
Im Hause Omar-Oglu's,
Zum Brautschmuck Daredschan's.
Drei Käppchen von Scharlachtuch,
Mit silbernen Streifchen;
Fünf seidene Leibchen,
Mit silbernen Spangen,
Und glänzendem Gürtel;
Schalwari und Unterkleid
Von rothem und blauem Zeug;
Von Sammet der Ueberwurf;
Die Schuh von Marocco,
In zierlichem Schnitt;
Die Hemden, der Kasmak,[58]
Das Alles lag fertig
In Fülle und Ueberfluß,
Noch ehe der Tag kam
Der Hochzeit Daredschan's.

* * *

Am Himmel blitzen die Sterne,
Der Mond scheint auf die Berge,
Und lange Schatten steigen
In's grüne Thal hinab.

Es schweigen Wald und Hügel;
Nur fernes Schakalwimmern,
Und frischer Bäche Rauschen
Tönt durch die stille Nacht.
Doch, plötzlich aus der Ferne
Tönt lauter Roßhufhall!
Sechs Reiter kommen getrabt,
Sechs Reiter und sieben Pferde.
Der sechste führt neben sich
Das siebente Pferd am Zügel.
Und wo das Thal zu Ende,
Am Fuß des Temirdagh,
Vor Omar-Oglu's Hause,
Da machen die Reiter Halt.
Da ist ein Lärmen und Laufen,
Ein Leuchten von Spänen und Fackeln,
Doch öffnet sich keine Thüre
Die Gäste zu empfangen.
Sind's Feinde, die gekommen,
Des alten Haus zu stürmen?
Sind's Diebe, die gekommen,
Des Alten Tochter zu rauben?
Sie schießen und sie toben,
Und Einer springt vom Rosse
Und dringt hinein in's Haus.
Derweilen auf dem Hofe
Versammeln sich andere Reiter,
Und laut wird's im Aoule,*)
Es mehren sich die Fackeln,
Es mehren sich die Krieger,
Man dringt auf die Reiter ein.
Sie schießen und sie schlagen,
Und von der Rosse Stampfen
Und von der Schüsse Knallen
Laut wiederhallt das Thal.

* * *

Im Hause, im Frauengemache,
Im bräutlichen Gewande
Sitzt züchtig eine Maid,
Und weint und ringt die Hände
Und jammert mit lauter Stimme,
Und jammernd um sie stehen
Noch andere Dirnen her.
Ein Krieger in Wehr und Waffen
Von stattlicher Geberde,
Steht flehend vor der Jungfrau
Und will sie mit sich ziehen —
Sie wendet sich von ihm ab,
Und weint und ringt die Hände
Und jammert immer lauter,
Und will sich ihm entwinden.
Da faßt er mit starken Armen
Der Jungfrau zarten Leib,
Und redet Schmeichelworte,
Und trägt sie wie man ein Kind trägt,
Und trägt sie bis zur Thüre —
Hart an der Thüre warten
Ein Reiter und zwei Rosse.
Er setzt sie auf das Schlachtroß
Mit scharlachrother Schabracke —
Sie will sich ihm entwinden,
Und jammert immer lauter,
Und auf das Jammern eilen
Die kämpfenden Reiter herbei.
Sie ringen und sie schießen,
Und wollen die Maid nicht lassen.
Ismail war der Krieger
Der die schöne Braut entführt . . .
Er schlägt mit starken Armen,
Theilt manche Streiche aus,
Und die Reiter, die mit ihm kamen,
Sie helfen treulich mit.
Das Schießen und Ringen endet,
Im Hofe wird es still.

Sechs ſtarke Reiter traben
Das grüne Thal entlang.
Der ſechſte führt am Zügel
Ein buntgeſchmücktes Schlachtroß,
Mit ſcharlachrother Schabracke;
Und auf dem Schlachtroß ſitzt
Die holde Daredſchan,
Nicht weinend mehr und jammernd:
Sie ſtrahlt vor Glück und Wonne!
Es ſind die Thränenbäche
Vertrocknet in den Grübchen
Des Kinnes und der Wangen!
Es wird das Händeringen
Zu liebender Umarmung,
Der Schmerzenslaut der Lippen
Löſt ſich in Küſſen auf!
So iſt des Himmels Rathſchluß:
Es ſoll der Menſch durch Kampf
Die Freude ſich erringen,
Die ohne Kampf nicht Werth hat.
Dem Schmerzenskampf der Mutter
Folgt die Geburt des Kindes —
Dem Kampfe auf dem Schlachtfeld
Folgt Sieg und Feſtgelag —
Dem hochzeitlichen Kampfe
Folgt liebende Erkenntniß . . .

* * *

Ein Stern ging auf im Hauſe Ismail's
Noch eh' am nächſten Abend
Der Himmel ſich mit ſeinen Sternen ſchmückte.
Daredſchan iſt des Hauſes Herrin worden!
Und Fackeln leuchten in der Feſteshalle,
Und viele ſtolze Gäſte ſind verſammelt.
Die Alten ſitzen kriegeriſch geſchmückt,
Derweil die Jungen ſich im Tanze dreh'n,
Die kecken Burſchen und die ſchlanken Mädchen;

Und helle Freude schallt beim Festgelag.
Nur Du allein blickst finster, Asamat!
Denkst Du zurück an Deine Jugendzeit,
Und all Dein Unglück, alter blinder Mann?
Dir starb die Braut, eh' Du sie heimgeführt.
In feuchter Kerkerluft erlosch Dein Auge.
Schon als es kaum den ersten freien Blick
In Gottes schöne Welt gethan! . . .

Einundfunfzigstes Kapitel.

Schilderungen aus den Tscherkessenländern.

Mit Fleiß habe ich diese Lieder in möglichst einfachem Gewande, ohne jegliche Zuthat künstlerischer Versbildung und schönklingender Reime gegeben. Ich fürchtete, daß durch irgend welche gemachte Ausschmückung der Charakter des Ganzen beeinträchtigt würde, während ich anderseits von der Ueberzeugung ausging, daß kein wirkliches Gedicht von Kern und Gehalt durch Hinweglassung des Reimes wesentlich verliert.

In einem früheren Werke,[**]) welches sich ausführlicher mit der Ethnographie und Geschichte des kaukasischen Isthmus beschäftigt, habe ich ein paar Proben tscherkessischer Volkspoesie in Vers und Reim gegeben, so daß sich der Leser selbst ein Urtheil darüber bilden kann, welches die bessere Art der Nachbildung sei . . .

Suchen wir jetzt die Kenntniß, welche der Leser aus den angeführten poetischen Beiträgen über Land und Volk der Tscherkessen geschöpft, durch einige übersichtliche Mittheilungen in ungebundener Rede zu vervollständigen.

Die Zustände der russenfeindlichen Bevölkerung in den, zwischen dem Kuban und dem Schwarzen Meere gelegenen Ländern, führen uns zu den Uranfängen der menschlichen Gesellschaft zurück.

Hier ist kein Staat in unserm Sinne des Wortes; keine Regierung, kein Beamtenstand, keine Polizei, kein stehendes Heer — kurz, nichts von alledem, was in Europa als staatliche Nothwendigkeit gilt.

Die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung bei den Tscherkessen ist das Stammesleben, wie es seit Jahrtausenden in fast unveränderter Gestalt bei ihnen besteht. Die einzelnen Stämme, die sich ursprünglich aus einzelnen Familien entwickelt haben, sind nach und nach zu förmlichen Staaten (in Umfang und Bevölkerung) herangewachsen, ohne jedoch das Bedürfniß zu fühlen, ihre Angelegenheiten anders, als nach altherkömmlicher Sitte zu regeln. Nie herrschte hier zu Lande ein geschriebenes Gesetz, wie denn das Schreiben noch heutzutag unter dem Volke eine seltene Kunst ist, deren sich selbst der Vornehmsten nur Wenige rühmen können. Das einzige allgemein anerkannte Gesetz war das Jedem innewohnende und auf den ganzen Stamm ausgedehnte Gesetz der Gegenseitigkeit.

Die Familienbande sind bei uns kaum so stark, wie diejenigen Bande, welche bei den Tscherkessen die Bevölkerung eines ganzen Stammes umschlingen. Ein solcher Stamm (Tokum) braucht jedoch, trotz des innigen Zusammenhanges seiner Glieder und der Solidarität der Interessen, kein von örtlichen und Grenzbestimmungen abhängiges Ganzes zu bilden. Die einzelnen Stammesangehörigen können zerstreut wohnen über das ganze Land; sie werden zusammengehalten durch ihren, beim Eintritt in den Verband geleisteten Eid, und durch die großen Vortheile, welche ihnen aus diesem Verbande erwachsen. Wenn z. B. ein Angehöriger des Stammes Tschipaku beraubt, beleidigt oder ermordet wird von einem Angehörigen des Stammes Pschu, so ist der Stamm Pschu in seiner Gesammtheit verantwortlich für die verübte Missethat, und beide Stämme bleiben in Fehde, bis die Missethat nach

herkömmlichem Brauche geſühnt, d. h. bis eine der Unbill entſprechende Strafe entrichtet iſt. Dieſe Strafe beſteht gewöhnlich in der Auslieferung von Ochſen, deren Sühnezahl ſich nach der Größe des Vergehens richtet. Für den Todtſchlag eines Mannes hat der Stamm, dem der Mörder angehört, zweihundert Ochſen auszuliefern, für den Todtſchlag einer Frau hundert Ochſen, für die Verführung eines Mädchens fünf und zwanzig Ochſen. In ähnlicher Weiſe iſt für jedes Verbrechen eine Strafe feſtgeſetzt. In zweifelhaften Fällen wird die Streitfrage entſchieden durch ein Schwurgericht, zuſammengeſetzt aus zwölf Perſonen, wozu die ſechs älteſten unbeſcholtenen Männer aus jedem Stamme gewählt werden. Großes Anſehen iſt mit der Würde eines Geſchworenen, die zugleich das Richteramt in ſich ſchließt, verbunden, und Keiner auf dem der geringſte Makel haftet, iſt dieſer Würde zugänglich. Das Urtheil der Geſchworenen wird vom Volke heilig gehalten, und ſie haben Gewalt über Leben und Tod des Angeklagten, wenn ihr Verdikt ein einſtimmiges iſt. Der vorſätzliche Mord wird — unbeſchadet der vom Stamme zu leiſtenden Sühne — gewöhnlich wieder durch den Tod beſtraft. Die Hinrichtung geſchieht, indem man dem Mörder einen ſchweren Stein um den Hals bindet und ihn dann hinabſtürzt in's Meer. Eben in Folge der Verpflichtung eines Stammes, für jeden ſeiner Angehörigen einzuſtehen, herrſcht unter den Stammgenoſſen eine ſcharfe, gegenſeitige Ueberwachung, welche wirkſamer iſt, als die beſte Polizeibehörde, und deren Durchführung ſich um ſo leichter bewerkſtelligen läßt, als die Tſcherkeſſen niemals in großen Ortſchaften beiſammen wohnen. Ihre größten Aouls kommen an Einwohnerzahl kaum unſeren kleinſten Dörfern gleich. So geſchieht es, daß die Bewohner eines Aouls immer von den Vermögensumſtänden unter einander auf das Genaueſte unterrichtet ſind, und die Vermehrung der Rinder, Schafe und Pferde (der

gewöhnlichen Objekte des Diebstahls) eines Hausstandes niemals lange Geheimniß bleiben kann.

Kommt es dennoch vor, daß der Stamm den Verbrecher nicht ermitteln kann, oder Schwierigkeiten macht, die verlangte Strafe zu entrichten, so wird jeder Stammgenosse als Mitschuldiger betrachtet und bleibt, während der schwebenden Schuld, Mißhandlungen und Beleidigungen aller Art ausgesetzt. Nicht allein muß er sich dann sorgsam hüten, den Fuß in einen feindlichen Aoul zu setzen, auch an jedem dritten Orte, wo er mit einem Krieger des beleidigten Stammes zusammentrifft, kommt es fast jedesmal zu blutigen Auftritten.

Der Stamm ist verantwortlich für den Einzelnen und der Einzelne für den Stamm. Die Unbill wie die Genugthuung kommt immer auf Rechnung des gemeinsamen Stammverbandes. Nicht der Verbrecher bezahlt die Sühne, sondern seine unschuldige Genossenschaft. Nicht der Beleidigte erhält Genugthuung, sondern der Tokum dem er angehört.

Nur in Zeiten großer Theuerung, oder bei alteingefleischtem Stammeshader kommt es vor, daß ein Tokum mit der Zahlung anerkannter Schuld lange auf sich warten läßt. Dasselbe geschieht auch wohl zuweilen bei einem großen Stamme, gegenüber einem kleineren und schwächeren. Solche Fälle gehören aber zu den seltenen Ausnahmen und die Blutrache des Einzelnen tritt dann an die Stelle der Stammesjustiz. Im Allgemeinen hat sich das Kriminalsystem der Tscherkessen immer als sehr erfolgreich erwiesen, und das gegenseitige Absperren der Häuser und Ställe, aus Furcht vor Diebstahl, ist hier zu Lande vollständig unbekannt. Eben weil sich die Männer einer Verbrüderung größtentheils einander genau kennen, machen sie mit denen gemeiniglich kurzen Prozeß, welche den Stamm in ernste Ungelegenheiten bringen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse eines Tokum sind ganz nach kommunistischen Grundsätzen geregelt. Nicht in dem

Sinne, daß (wie es vor Alters bei den Juden, bei den Persern, Römern und andern Völkern versucht wurde) eine regelrechte Gütervertheilung stattfände: die Besitzenden sind gehalten den Nichtbesitzenden auszuhelfen wo es fehlt. Brennt ein Haus ab, so müssen die Nachbarn es wieder aufbauen. Verwüstet der Feind alle Wohnungen und Felder eines Aouls, so muß die Stammesgemeinschaft den angerichteten Schaden ersetzen. Will ein armer Tscherkeß heirathen und es fehlt ihm an Mitteln, die Braut von den Eltern zu erkaufen, so müssen die Genossen ihm die Mittel verschaffen.

Die öffentlichen Angelegenheiten des Tokum werden immer in einem Medshilis (Volksrath) unter freiem Himmel verhandelt. Jeder freie Mann hat das Recht, an den Berathungen Theil zu nehmen. Doch findet hier gewöhnlich eine Vertretung in der Art statt, daß das Volk die anerkannt Weisesten und Tapfersten aus seiner Mitte so lange unbehindert schalten und walten läßt, als es sich überzeugt hält, daß sie nicht gegen den Vortheil des Stammes handeln.

Seit der Einführung des Islam in diese Lande ist es Sitte geworden, daß sowohl bei den Volksberathungen wie bei den Schwurgerichten, immer wenigstens ein schriftgelehrter Kadi zugegen ist, um die Satzungen des Koran in Anwendung auf die vorliegenden Fälle zu erklären, was jedoch auf die Entschließungen der Tamata wenig Einfluß übt, da der alte Landesbrauch immer noch heiliger gehalten wird als der Koran. Die Sitte ist stärker als die Religion, und wo die Eine mit der Andern in Konflikt geräth, trägt immer die Erstere den Sieg davon. Die Tscherkessen bestreben sich um so mehr gute Muhammedaner zu sein, als ihnen das Christenthum durch die Russen verhaßt geworden ist; trotzdem legen sie auf die muhammedanischen Feiertage wenig Gewicht, während sie mit großer Gewissenhaftigkeit die Feste ihrer alten Götter Schiblé, Tleps, Sseosseros, [61]) begehen. Dies mag

sich wohl hauptsächlich daraus erklären, daß ihre alten heidnischen Festtage, im Gegensatz zu den islamitischen, ein vorwiegend heiteres Gepräge tragen und mit großen Thieropfern, Lustbarkeiten und Schmausereien verbunden sind.

Denn eben so groß wie die Ausdauer, mit welcher der Tscherkeß Entbehrungen aller Art erträgt, wo die Noth es gebietet, ist auf der andern Seite sein Hang zu fröhlichem Gelage. Im Felde nimmt der Krieger mit einer Handvoll roher Hirse und einem Trunke frischen Quellwassers vorlieb, ohne zu murren; zu Hause aber, im Kreise der Freunde, labt er sich gern an gutem Spießbraten, an Pilaw, an Busa und Arka, und an den vielen landesthümlichen, aus Mais, Hirse und Honig bereiteten süßen Gebäcken und Gerichten. Jegliche Art von Gemüse aber, zu dessen Kultur sich das Land vortrefflich eignet, ist dem Tscherkessen eben so verpönt und verhaßt wie Schweinefleisch. Spießbraten und süße Gebäcke bilden immer und überall die Hauptbestandtheile des Mahles. Gerade wie bei den Georgiern und Armeniern essen die Diener das in der Schüssel Gebliebene gleich beim Wechseln der Gerichte auf, theils stehend, theils indem sie sich nacheinander in einem Winkel des Gemachs niederlassen.

Veranlassung zu großen Gelagen geben besonders die Medshilis, ein erfochtener Sieg, so wie jedes fröhliche und traurige häusliche Ereigniß.

Jeder Tscherkeß hat sein eigenes Haus, dem immer ein kleines Nebengebäude oder Gasthaus angefügt ist, wo jeder Fremde allezeit freundlichen Empfang, Speise und Unterkommen findet. Die Gastfreundschaft der Tscherkessen ist weltberühmt geworden, und verdient in der That lobender Erwähnung, obgleich sie sich wesentlich durch nichts von der Gastfreundschaft der übrigen Gebirgsvölker des Kaukasus unterscheidet, als durch größere Beschränkung, welche allerdings durch die Verhältnisse geboten wird. Bei den neutralen oder russenfreund-

lichen Stämmen, wie bei den Kabardern, Osseten, Tuschen u. a., kann Jedermann gastliches Unterkommen finden, ohne daß der Kunak dadurch in große Verlegenheit geräth; die russenfeindlichen Tscherkessen aber müssen streng darauf sehen, daß sich unter dem Schutze der Gastfreundschaft nicht Spione oder moskowitische Emissaire in's Land schleichen, wie das schon zu wiederholten Malen geschehen ist. Ich erinnere nur an die beiden deutschen Namen Tausch und Thornau. Tausch, ein gemeiner Kerl, der sich für Geld von den Russen zu Allem gebrauchen ließ, kam, wie das so der gewöhnliche Gang der Dinge ist, mit heiler Haut davon, während Baron von Thornau, ein vornehmer russischer Offizier, beinahe drei Jahre lang in trauriger Gefangenschaft bei den Abasechen lebte.

Baron Thornau war, nachdem er sich durch einen längeren Aufenthalt an der Kubanlinie, sowie an der Ostküste des Schwarzen Meeres, mit Tracht und Sitte der Tscherkessen vertraut gemacht hatte, begleitet von einem russenfreundlichen Eingebornen, und ganz tscherkessisch angethan, in das Innere des Landes gedrungen, um das Terrain kennen zu lernen und Pläne als Basis künftiger Operationen zu entwerfen. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, daß der Baron eine geraume Zeit hindurch unerkannt im Lande bleiben konnte. Erstens hat seine ganze Körperbildung einen auffallend tscherkessischen Anstrich; zweitens hatte er sich mit großer Vorliebe und ächt russischer Nachahmungsfähigkeit in die tscherkessischen Eigenthümlichkeiten hineingelebt, und endlich spielte er die Rolle eines Taubstummen, um einerseits die Gefahr zu vermeiden, sich durch Unkenntniß oder schlechte Aussprache des landesthümlichen Idioms zu verrathen und anderseits Vortheil aus dem besonderen Ansehen zu ziehen, dessen Taubstumme, wie Blinde, in diesem Lande genießen.

Trotz all dieser Vorsichtsmaaßregeln und günstigen Umstände konnte, eben in Folge der oben beschriebenen Stammes-

Einrichtungen, der geheime Zweck und die künstliche Rolle des Baron Thornau auf die Dauer dem Scharfblick der Tscherkessen nicht entgehen. Er wurde erkannt und verrathen von einem abasechischen Häuptling, seine Papiere und Instrumente wurden ihm weggenommen und durch jahrelange, schwere Gefangenschaft bei dem halbwilden Stamme der Abasechen mußte er seine Kühnheit büßen, bis ihn ein anderer Häuptling, der sich mit seinen Stammesgenossen überworfen hatte, und zu den Russen überging, gegen die Zusage einer großen Belohnung und Fürsprache beim Kaiser, befreite. Große Freude war im russischen Lager, als der längst verloren geglaubte Gefangene in Tiflis eintraf. Er hielt sich jedoch hier nicht lange auf, sondern schlug mit seinem Begleiter den Weg nach Moskau ein, wo ich ihn gleich bei seiner Ankunft im Hause des damaligen General-Gouverneurs v. Reidhart kennen lernte. Er sah entsetzlich leidend und abgemagert aus, und erst durch eine Badereise, welche er bald nachher auf kaiserliche Kosten nach Deutschland unternahm, wurde sein Körper wieder etwas gekräftigt, obgleich er die Spuren seiner Gefangenschaftsleiden Zeitlebens mit sich tragen wird.

Ein Jahr später, als H. von Reidhart den Oberbefehl der kaukasischen Armee übernommen hatte, traf ich auch den Baron Thornau im Kaukasus wieder, wo er noch jetzt als Oberst in russischen Diensten steht. Nach Allem, was ich von ihm, so wie von Gleboff (dessen Gefangennahme im ersten Theil dieses Buchs geschildert wurde) erfahren, pflegen die Tscherkessen in den cis-, wie in den transkubanischen Ländern, mit ihren russischen Gefangenen nicht sonderlich zart umzugehen. Zu näherer Veranschaulichung des Gesagten theile ich am Schluß dieses Buches, unter den Beilagen, einen Brief mit, welchen Gleboff aus der Gefangenschaft an einen Verwandten, Oberst Bibikoff, schrieb, und wovon er mir nach seiner Befreiung selbst eine wörtliche Abschrift verschaffte.

Eine andere Abschrift dieses Briefes befindet sich unter den Aktenstücken des Generalstabes von Tiflis.[82])

Uebrigens trifft eine so schlechte Behandlung wohl nur ausnahmsweise solche Personen, von deren Auslösung die Tscherkessen bedeutenden Gewinn erwarten. Um die Auslösung zu beschleunigen, wird den Gefangenen ihr Aufenthalt möglichst unerträglich gemacht. Auch wird nur auf den Fang hervorragender Militairs, deren Auslösung, trotz dem Verbote des Kaisers, doch über kurz oder lang erfolgt, besonders Gewicht gelegt. Sicher ist, daß die meisten der bei den Tscherkessen gefangenen gemeinen Soldaten durchaus kein Verlangen spüren, in das russische Lager zurückzukehren.

Ein harmloser Reisender wird, wenn nicht ein besonderer Verdacht auf ihn lastet, nie große Gefahr bei irgend einem tscherkessischen Stamme laufen. Ich besuchte, auf meiner Wanderung durch's Gebirge, mehrere Aouls in der kleinen Kabardah, und wurde überall gastfreundlich aufgenommen, ohne daß mir das geringste schlimme Abenteuer zugestoßen wäre. Noch länger hielt sich mein späterer Reisegefährte, Henry Seymour, bei den Kabardern auf und wußte nach seiner Rückkehr nur Rühmliches von ihnen zu erzählen. Allerdings gehören die Kabarder augenblicklich zu den neutralen Stämmen, da ihnen die Russen durch ihre Festungen und durch die den Terek entlang laufende Militairstraße sehr nahe gerückt sind, indeß wurzelt bei keinem Volke des Kaukasus der Russenhaß tiefer als hier, trotz der großen Anstrengungen und Opfer des Kaisers, die stolzen Häuptlinge der Kabardah für sein Interesse zu gewinnen. Bekanntlich war es dieses Land, dem die Russen ihre ersten sogenannten Rechtsansprüche auf den Besitz des Kaukasus entnahmen. Zar **Iwan Wassiljewitsch**, der Grausame, hatte die Tochter Temruk's,[83]) eines kabardischen Häuptlings, zur Frau, und eine im Jahre 1717 von den Russen gegen den Chan von Chiwa unter-

nommene Expedition wurde von Bekowitsch Tscherkaski, einem kabardischen Fürsten, befehligt, woraus man ein Jahrhundert später den Beweis zog, daß die Kabardah von jeher gemeinschaftliche Sache mit den Russen gemacht habe, und eigentlich immer nur eine russische Provinz gewesen sei. Die Kabarder haben inzwischen den Russen oft genug mit dem Schwerte in der Hand bewiesen, daß sie mit ihnen nichts gemein haben wollen; und wenn sie sich für den Augenblick neutral verhalten, so geschieht das nur in Erwartung eines Umschwungs der Dinge zu Gunsten Schamyls. Doch dies im Vorbeigehen . . . .

Der Zutritt zu den Tscherkessen an der Küste ist deshalb doppelt schwierig, weil hier die Russen die Vermittlerrolle spielen, und die Bergvölker alles von den Russen Kommende mit gerechtem Mißtrauen aufnehmen. Doch genügt es, einen zuverlässigen Kunak zu haben, um auch hier überall durchzukommen. Der Kunak bürgt mit seinem Kopfe für die Sicherheit des Gastes, wenn er einmal Salz und Brod mit ihm gegessen, die Busa mit ihm getrunken und unter Einem Dache mit ihm geschlafen hat.

Ich verkehrte mit mehreren der Häuptlinge und Effendis, bei welchen Bell und Longworth auf ihrer abenteuerlichen Reise, die Küste entlang, gewohnt hatten, und überzeugte mich, daß diese Herren noch in sehr gutem Andenken bei den Tscherkessen standen. Manches hat sich aber seit der Zeit geändert. Gus-Bey, genannt der Löwe von Schapßuch, Keri-Oglu-Schamin-Bey, Schimaf-Bey, vom Stamme der Tschipaku, und mehrere andere von Longworth's Gastfreunden sind inzwischen im Kampfe gegen die Russen ums Leben gekommen. Noch viele andere traurige Veränderungen würde Longworth finden, wenn er heute zu seinen Freunden an der Küste zurückkehrte. Von den Indar-Oglu's sind zwei zu den Russen übergegangen, und ihre Wohnungen der Erde gleich

gemacht. Mehrere andere in Longworth's Werke bezeichnete Wohnsitze vornehmer Tscherkessen haben russischen Blockhäusern Platz gemacht, und ihre alten Bewohner sind in das Innere des Landes zurückgedrängt. Vor Allem aber hat die durch die russische Absperrung erzeugte Hungersnoth ungeheuere Verwüstungen angerichtet, und Glieder der vornehmsten Familien in's Elend gebracht.

Bekanntlich haben auch die Tscherkessen seit Alters ihre erblichen Standesunterschiede, welche sich jedoch seit der Einführung des Islam, durch die nivellirenden Satzungen des Koran wesentlich verwischt haben. Die waffentragenden Männer (sogenannt im Gegensatz zu den Sklaven, welche keine Waffen tragen dürfen), zerfallen in drei Klassen: Pschi (Fürsten), Usden oder Work (Edelleute) und Tokav (Freie). Die Sklaven oder Leibeigenen, deren große Masse aus Kriegsgefangenen besteht, sind lediglich darauf angewiesen, den Acker zu bebauen, das Vieh zu hüten und die Arbeiten des Hauses und des Stalles zu besorgen.

Die Pschi und Usden besaßen früher große Vorrechte, und standen ungefähr in demselben Verhältniß zu der übrigen Bevölkerung, wie bei uns die Fürsten und Ritter des Mittelalters. Der Mißbrauch, den sie mit ihrer Gewalt trieben, veranlaßte, daß man ihnen diese Gewalt ganz nahm, und heut zu Tage unterscheiden sie sich von den Tokav oder Freimännern durch nichts als durch ihre angestammten Titel. Trotzdem sind die drei Klassen in sofern von einander geschieden, als sie sich durch eheliche Verbindungen nie vermischen. Ein Pschi wird nie die Tochter eines Usden, und ein Usden nie die Tochter eines Tokav heirathen. Im Uebrigen stehen die Tokav in keinerlei Abhängigkeit von den Fürsten und Edelleuten. Im Medshilis übt derjenige den größten Einfluß, der am meisten Einsicht und Verstand zeigt, und in Kriegszeiten wird derjenige zum Anführer erkoren, der sich durch

Tapferkeit und Umsicht am meisten hervorgethan, ohne daß man dabei die mindeste Rücksicht auf Rang und Stand nimmt. Und von den Pschi und Usden stehen beim Volke nur diejenigen in besonderem Ansehn, welche sich durch ganze Geschlechter im Medshilis und im Felde besonders ausgezeichnet haben. Hieher gehören z. B. die Familien der Sefir-Bey, Schimaff-Bey, Selim-Bey, Hacud-Oglu-Mansur-Bey u. a.

Es ist vielfach behauptet worden, daß die Pschi und Usden vor Jahrhunderten eingewandert seien und eine von der übrigen Bevölkerung gänzlich verschiedene Race bilden. Ein edler arabischer Stamm soll sich in der Kabardah niedergelassen haben, wo er sich mit den Töchtern des Landes vermischte und ein durch seine Schönheit weit berühmtes Geschlecht erzeugte. Die Kabarder unterwarfen später die Länder zwischen dem Kuban und dem Schwarzen Meere, und ihre Edlen setzten sich hier als Herrscher fest. Ihre Herrschaft wurde ihnen entwunden im Laufe der Jahre; sie selbst aber blieben im Lande bis auf den heutigen Tag. So lautet die Sage, an welcher jedenfalls so viel wahr ist, daß die Kabarder einen durchgängig schönen Menschenschlag bilden, und daß die Fürsten und Edlen der Schapsuch, Ubych und Dshiaerbi sich sehr zu ihrem Vortheil durch hohen Wuchs und edle Gesichtsform von der großen Masse des Volks unterscheiden. Sprachliche Untersuchungen können hier wenig dazu beitragen, der Sache auf den Grund zu kommen, da die Sprache der Abchasen, Schapsuch, Ubych und Kabarder — wie schon Güldenstedt nachgewiesen — Töchter Einer Mutter sind. Die arabischen und türkischen Beimischungen, welche man dem Koran und seinen Auslegern zu verdanken hat, finden sich gleichmäßig in allen genannten Ländern wieder; eben so sind die am häufigsten vorkommenden fremden Namen, wie z. B. Ali, Mubammed, Moissohl (Moses), Chammursa (Bundesfürst),

Tamaſſa (Thomas), Dſhatemir (Eiſenſeele) u. a. überall in gleichem Maaße heimiſch . . .

Ich habe weiter oben darauf hingewieſen, daß das Stammesleben bei den Tſcherkeſſen nur ein erweitertes Familienleben iſt. Es kommt daher unter den Freien faſt niemals vor, daß ein Mann eine Stammesgenoſſin heirathet. Es wird dieſes, wo es ausnahmsweiſe geſchieht, als eine Art Blutſchande betrachtet. Nach dieſem Grundſatze ſind daher auch die Frauen und Mädchen mit ihren männlichen Stammesgenoſſen viel leichter und freier im Umgange, als mit den Männern eines fremden Stammes.

In früheren Zeiten war das Schleiertragen hier ganz unbekannt; mit dem Islam wurde auch der Schleier eingeführt. Die Mädchen gehen bis zu ihrer Verheirathung unverſchleiert und erlauben ſich bis zu einem gewiſſen Punkte in ihrem Benehmen gegen Männer Freiheiten, wie man in keinem andern Lande findet. Mit dem Eintritt in die Ehe hören dieſe Freiheiten auf. Der Schleier zieht gleichſam eine Scheidewand zwiſchen dem Leben der Jungfrau und der Gattin. Von dem Tage an, wo die Frau ihr Geſicht mit dem Schleier verhüllt, iſt ſie Eigenthum ihres Mannes und ihre Welt beſchränkt ſich auf ihr Haus. Stirbt ihr Mann, ſo haben ſeine nächſten Verwandten ein Anrecht auf ſie. Doch bezieht ſich dieſes Anrecht nur auf die Perſon, nicht auf das Vermögen. Denn nach den Satzungen des Koran hat jede Frau freies Eigenthum, worüber ſie ſchalten kann nach eigenem Ermeſſen. Ueberhaupt wird die Frau auch durch die Ehe nicht Sklavin des Mannes, ſondern kann ihn verklagen, und ſich ſogar von ihm trennen, wenn er ſie in ihren, im Koran genau bezeichneten Rechten kränkt. Ja ſelbſt die geborene Sklavin genießt alle Vorrechte einer freien Frau, ſobald ſie **Mutter** wird.

Die Tſcherkeſſinnen, welche durch Vermittelung des Sklavenhändlers ihr Glück in der Ferne ſuchen, gehören

meiſtentheils dem vierten Stande an. Der für ſie bezahlte Preis wird getheilt zwiſchen den Eltern und dem Herrn. In gleicher Weiſe müſſen die Leibeigenen, welche ein Handwerk treiben (Waffenſchmiede, Mattenflechter u. ſ. w.) ihren Verdienſt mit dem Herrn theilen.

Die Mädchen werden unter allen Ständen zu Hauſe erzogen, während man die Knaben der drei freien Stände ſchon in früheſter Jugend fremder Obhut anvertraut, um ſie vor elterlicher Verzärtlung zu wahren. Sind ſie ſo weit herangewachſen, daß ſie ein Pferd ſatteln und die Waffen führen können, ſo müſſen ſie Pagendienſte bei ihrem Atalik (Pflegevater) thun, und heißen während dieſer Zeit Dſherat. Der Dſherat begleitet ſeinen Atalik auf allen Kriegsfahrten, wird von ihm im Reiten, Schießen und ſonſtigen Uebungen unterrichtet und bleibt bei ihm bis zu ſeiner Verheirathung, welche gewöhnlich ebenfalls durch Vermittelung des Atalik geſchieht.

Zweiundfunfzigstes Kapitel.

Eine Zusammenkunft des russischen Befehlshabers der Ostküste mit tscherkessischen Häuptlingen.

In der Nähe der Festung Golowinsky[*]) hatten schon einige Tage vor unserer Ankunft tscherkessische Reiter ihr Lager aufgeschlagen, um die Landung des Kriegsdampfers, welcher den kommandirenden General an Bord führte, abzuwarten, und dann ihren Landsleuten sogleich Kunde davon zu geben.

Morgens um 8 Uhr liefen wir in den Hafen von Golowinsky ein, und Nachmittags um 2 Uhr war auch schon eine stattliche Versammlung tscherkessischer Häuptlinge und Mullah's mit großem Gefolge angekommen.

Ehe die eigentlichen Verhandlungen begannen, wurde Botschaft entsendet, um die Bedingungen festzustellen, unter welchen die Zusammenkunft stattfinden sollte.

Man vereinbarte sich über folgende Punkte: Erstens: der Schauplatz der Konferenz sollte sein außerhalb des Schußbereichs der russischen Festungskanonen. Zweitens: Die Zahl der anwesenden Tscherkessen sollte diejenige der anwesenden Russen nicht übertreffen; für den Fall, daß sich außerhalb des zur Versammlung bestimmten Kreises noch irgendwo in der Gegend Tscherkessen blicken ließen, sollte von der Festungs-Besatzung darauf geschossen werden. Drittens: Die Tscherkessen sollten ihre Waffen während der Dauer der Unter-

handlung ablegen und der Obhut russischer Soldaten anvertrauen; nur den wortführenden Häuptlingen wurde gestattet, ihre Pistolen im Gürtel zu behalten . . .

Hierauf begab sich der General mit seinem glänzenden Gefolge nach dem bezeichneten Platze, wo die Tscherkessen bereits versammelt waren.

Ein von schwellendem Rasen überkleideter Thalkessel, umragt von dichtbewaldeten Bergen, welche nach Osten eine entzückende Aussicht in das innere, von der kräftigsten Vegetation strotzende Land offen ließen — war der Schauplatz des kriegerischen Bildes, welches sich vor uns entrollte.

Etwa ein Dutzend Stühle wurden halbmondförmig aufgestellt, darauf die vornehmsten Häuptlinge und Mullah's Platz nahmen, während die übrigen Tscherkessen theils nachlässig ausgestreckt auf dem Rasen lagen, theils rechts in einiger Entfernung bei den Pferden standen.

Zur Linken standen russische Soldaten, welche bei den malerisch zusammengestellten und übereinandergelegten Waffen Wache hielten. Das war eine reiche Sammlung der prächtigsten Schaschka's (langer Säbel) und Kama's oder Kinshal's (langer Dolche).

Ein junger Krieger, welcher in den Kreis der rathpflegenden Männer treten wollte, weigerte sich den Soldaten sein Pistol abzugeben. Man machte Anstalt ihn zurückzuweisen, er stieß aber den Soldaten, der ihn am Arm berührte, stolzen Blickes mit solcher Gewalt auf die Seite, daß der Soldat in's Gras stürzte. Es entstand eine kleine Bewegung unter seinen Kameraden, auch die Häuptlinge sprangen von ihren Stühlen auf, und es drohete zu einer ernsten Verwirrung zu kommen, da der junge Tscherkeß, der Urheber des Streites, durchaus nicht zu bewegen war, das Pistol abzugeben. Als der Dolmetsch im Auftrage des Generals ihm sagte, wenn er nicht nachgeben wollte, so könnten die Ver-

handlungen überhaupt nicht beginnen, ſchoß er ſein Piſtol in die Luft ab, ſteckte es wieder in den Gürtel und nahm dann Platz unter den rathpflegenden Männern ohne ſich weiter umzuſehen und ohne weiter beläſtigt zu werden.

In einiger Entfernung, den halbmondförmig ſitzenden Häuptlingen gegenüber, ſaß der General mit noch zwei oder drei anderen Offizieren höheren Ranges. Hinter ihm ſtanden ein paar Adjutanten und ihm zur Seite ſtand ſein Dolmetſch, ein in der Jugend gefangen genommener Tſcherkeß, jetzt Lieutenant in ruſſiſchen Dienſten.

Etwa zehn Schritte davon lagen die übrigen Offiziere mit uns auf dem Raſen, aufmerkſamen Blickes das maleriſche Schauſpiel betrachtend. Die Häuptlinge trugen der Mehrzahl nach feine rothe Schuhe, die den leiſeſten Bewegungen des Fußes ſchmiegſam nachgaben, — enganliegende, dunkle Reithoſen und den bekannten gürtelumſchlungenen kaukaſiſchen Waffenrock von blauer oder bräunlicher Farbe. Bei Einigen ſah man das geringelte Panzerhemde unter dem kaftanartigen, oben aufgeſchlitzten Rocke hervorſchimmern. Die ſchwarzzottigen Pelzmützen gaben den größtentheils ernſten, gebräunten, ausdrucksvollen Geſichtern ein faſt grimmes Anſehen.

Einige der vornehmeren Häuptlinge trugen gleich den Mullah's blendend weiße Turbane . . .

Das Auge weilte mit immer ſteigendem Wohlgefallen auf dieſen breitſchultrigen, kräftigen Männergeſtalten, wie ſie da ſaßen in ernſter Berathung über die von den Ruſſen gemachten Vorſchläge, das Loos ihrer von einer ſchrecklichen Hungersnoth heimgeſuchten Stämme zu erleichtern.

Von Zeit zu Zeit erhob ſich einer der Aelteſten von ihnen und ging auf den General zu, der dann ebenfalls aufſtand, um die Gegenvorſchläge anzuhören.

Der Gegenſtand der Unterhandlung war ein höchſt einfacher.

Die Küstenvölker verlangten nichts als freie Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere und freien Handelsverkehr mit Trapezunt und Konstantinopel. Sie versprachen dagegen feierlich, sich für alle Zeit jeder Feindseligkeit gegen die Russen enthalten zu wollen. Der Kern- und Mittelpunkt ihrer Vorschläge war: Belästigt uns nicht, so werden wir Euch nicht belästigen.

Ein solches Argument war aber natürlich für russische Diplomatie zu einfach und ungekünstelt.

Die vielen Kriegsschiffe auf dem Schwarzen Meere und die vielen Forts an der Küste wären ja, sammt ihrer Besatzung, ganz unnütz gewesen, sobald die Beschränkungen und Hemmnisse zu Land und zu Wasser aufhörten. Wo sollte man hin mit dem vielen Baumaterial, welches überall aufgehäuft lag, um neue Festungen zu bauen und die alten zu erweitern? Wozu hätte man schon so viele Millionen verausgabt und so viele tausend Menschen geopfert? Man könnte doch unmöglich geradezu eingestehen, daß alles das nutzlos gewesen. Und was würde endlich aus den menschenfreundlichen Absichten des Kaisers, der natürlich an nichts weniger denkt, als Eroberungen zu machen, blos um sein Land gewaltsam zu vergrößern, sondern dessen Streben lediglich darauf gerichtet ist, die Völkerschaften, welche er bekriegt, zu veredeln und sie aufzuklären über ihr wahres Interesse!

Solche und ähnliche Dinge bildeten den Kernpunkt der russischen Argumente, die den Tscherkessen natürlich nicht einleuchten wollten.

Es war vorauszusehen, daß unter solchen Umständen die Unterhandlungen zu keinem Resultate führen konnten. Das Einzige, wozu der General sich verstehen durfte, um der (größtentheils durch die Absperrung erzeugten) Hungersnoth im Lande zu steuern, war das bereits bei mehren anderen Stämmen erfolglos angewandte Versprechen, Brod und reich-

liche Bezahlung allen hülfsbedürftigen Tſcherkeſſen zu geben, welche bereit wären, an den ruſſiſchen Befeſtigungswerken und Bauten zu arbeiten. »Das heißt — ſagte Jermbük-Berſel-Bey — hungert und verderbt, oder kommt und helft ſelbſt mit bauen an den Zwingburgen, die Euer Land beherrſchen ſollen!«

Je weniger ſich während des Verlaufs der in dem angedeuteten Sinne gepflogenen Unterhandlungen Hoffnung zu einem erfreulichen Ausgange zeigte, deſto mehr umdüſterten ſich die Blicke der wortführenden Tſcherkeſſen.

Ueber zwei Stunden hatte die Konferenz gedauert, und noch war kein Ende abzuſehen; denn wenn die Tſcherkeſſen einmal den Weg der Verhandlungen betreten, ſo laſſen ſie kein Mittel unverſucht, etwas auf dieſem Wege zu erreichen.

Es war eben eine kleine Pauſe eingetreten; die Häuptlinge beriethen ſich über einen neuen Vorſchlag und gingen in lebhaftem Geſpräche auf und nieder. Auch der General hatte ſich erhoben, um ſich etwas Bewegung zu machen. Er kam auf uns zu und ſagte: »Nun, ſind Sie noch nicht müde? Ich fürchte, wir werden vor dem ſpäten Abend nicht wieder auf's Schiff kommen! Dieſe Verhandlungen ziehen ſich immer ſehr in die Länge! Ich möchte wiſſen, woher die Sittenſchilderer des Kaukaſus erfahren haben, daß es bei den Tſcherkeſſen für unanſtändig gilt, ſich nach Familienangelegenheiten zu erkundigen; in unſerer heutigen Konferenz haben wir wenigſtens eine halbe Stunde damit verloren, denn jeder der wortführenden Häuptlinge leitete ſeine Rede mit blumigen Artigkeiten über die muthmaßliche Anmuth und Schönheit, und mit langen Erkundigungen über das Befinden der weiblichen Angehörigen meines Hauſes ein . . .«

Der General wurde plötzlich durch einen von der Feſtung aus abgefeuerten und in den Bergen rings donnernd wiederhallenden Kanonenſchuß unterbrochen. »Was iſt das?« ſcholl

es von allen Seiten. Die Tscherkessen sprangen auf und wollten sich der Waffen bemächtigen, die Soldaten widersetzten sich. Allgemeine Verwirrung. Der General trat auf den ältesten Häuptling zu und rief in ernstem Tone: »Ich mache Dich verantwortlich für das Betragen Deiner Leute; ich werde nachforschen lassen, was es mit dem Kanonenschuß auf sich hat, und nachher sprechen wir weiter.« Der Dolmetsch wiederholte sofort die Worte des Generals, aber es dauerte doch einige Zeit, bevor die stolzen Bergsöhne sich zur Ruhe bringen ließen, denn militairische Disziplin ist bei den Tscherkessen vollständig unbekannt.

Inzwischen kehrten die Offiziere zurück, welche in die Festung entsendet waren, um Kunde über die Veranlassung des Feuerns einzuziehen.

Der Bericht lautete: es hätte sich ein Trupp tscherkessischer Reiter in der Nähe der Festung gezeigt, und der Kommandant hätte sogleich mit Kartätschen dazwischen schießen lassen, nach der vereinbarten Bestimmung, daß sich während der Verhandlungen keine Tscherkessen in der Gegend blicken lassen sollten.

»Sind Verwundungen vorgekommen?« fragte der General.

»Soviel man wahrnehmen konnte, sind zwei Reiter gestürzt« — erwiederte der Gefragte.

Wiederum entstand eine gewaltige Aufregung unter den Tscherkessen, und die wortführenden Häuptlinge hatten große Mühe den Kriegern auseinanderzusetzen, daß der Kommandant der Festung nur der getroffenen Vereinbarung gemäß gehandelt habe.

Dem General selbst war der Vorfall sehr unangenehm. Er kannte die Tscherkessen zu gut, um nicht zu wissen, daß bei ihnen Nichts ungerächt bleibt. Es gelang ihm zwar, die Unterhandlungen noch einmal anzuknüpfen, aber man kam dabei eben so wenig zu einem Resultate wie vorher.

Mit anbrechendem Abend wurde die Zusammenkunft aufgehoben, und der Abschied trug jedenfalls ein minder freundliches Gepräge als die erste Begrüßung. Die Blicke der stolzen Krieger verhießen nichts Gutes, als sie ihre Waffen wieder umgürteten und sich auf ihre Rosse schwangen, um davon zu eilen in die heimathlichen Berge . . .

Bevor wir Golowinsky verließen, besahen wir noch das Innere der Festungskirche, welche kurz vorher der Schauplatz eines blutigen Kampfes gewesen war, wovon die durchschossenen Heiligenbilder an den Wänden noch deutliches Zeugniß trugen.

Ein Trupp Tscherkessen hatte sich im Dunkel der Nacht so nahe an die Festung herangeschlichen, daß die Kanonenkugeln buchstäblich über ihre Köpfe hinwegsausten, als die Besatzung der Andringlinge gewahr wurde und blind darauf losfeuerte.

Bevor man Zeit gefunden hatte zum zweitenmale zu laden, waren die Tscherkessen schon in der Festung und richteten hier ein solches Blutbad an, daß die zum großen Theile aus kampfungewöhnten Soldaten bestehende russische Mannschaft in die vollständigste Verwirrung gerieth und sich in regelloser Flucht in die Kirche zu retten suchte. Doch kaum die Hälfte von ihnen konnte hier ein Unterkommen finden; den Uebrigen blieb keine andere Wahl, als sich zu wehren, mit dem Muthe der Verzweiflung, oder widerstandslos zu fallen, denn die wilden Bergsöhne gaben keinen Pardon, sondern hieben Alles nieder, was ihre Klinge erreichen konnte. Schon hatten sie sich des groben Geschützes bemächtigt und eine reiche Beute von Waffen, Pulver und Blei (darum es ihnen am meisten zu thun war) in Sicherheit gebracht, und waren eben im Begriff Feuer an die Kirche zu legen, als der Priester von Golowinsky, ein kräftiger, hochgewachsener Mann, auf die Kirche zugeschritten kam in festlichem Ge-

wande, das Kruzifix hoch in der rechten und eine Fackel in der linken Hand schwingend.

Die Tscherkessen — geblendet von der ungewöhnlichen Erscheinung, die ihnen um so mehr imponirte, als der Priester durch seinen schönen Bart, seine stolze Haltung und sein blendendes Gewand sich wesentlich unterschied von den stumpfnasigen, kinnglatten, in Tracht und Gestalt roh aussehenden russischen Soldaten — standen einen Augenblick vom Kampfe ab, und unangefochten gelangte der Priester in das Innere der Kirche.

Man muß den religiösen Fanatismus der Russen aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, um ganz zu begreifen, welchen Eindruck es auf die Soldaten machte, als sie den gefürchteten Popen mit dem Kruzifix in der Hand in ihrer Mitte sahen, sie zum Kampfe anfeuernd im Namen Gottes, ihnen mit Hölle und Teufel drohend ob ihrer Feigheit, und ihnen alle Freuden des Paradieses verheißend, wenn sie muthig ausharrten im Kampfe gegen die Heiden.

Von Neuem begann ein Würgen und Morden, wie es nur Verzweiflung oder Raserei zu erzeugen vermag. Die Soldaten stürmten aus der Kirche und suchten ihre Gegner wieder im Freien auf. Die Tscherkessen warfen sich den Herausdrängenden entgegen; die Kugeln pfiffen von allen Seiten, in und außerhalb der Kirche thürmten sich Leichen auf Leichen. Angefeuert von ihrem kriegerischen Popen fochten die Russen mit solcher Wuth, daß die Tscherkessen, denen ohnedies am dauernden Besitz der Festung wenig gelegen war, nach kurzem Widerstande abzogen, um nur einen Theil ihrer Beute zu retten.

Der Priester wurde nach diesem Vorfalle von den Soldaten wie ein Heiliger verehrt, da ihn wunderbarer Weise keine Kugel getroffen hatte, obgleich er sich immer im dichtesten Handgemenge befunden.

Natürlich lieferte diese Wundergeschichte einen reichen

Stoff der Unterhaltung und Erbauung für die ganze Besatzung der Festungskette des Pontus und trug nicht wenig dazu bei, das Ansehen der Priester zu heben und die Soldaten zu stärken im Glauben an die Heiligkeit ihrer Sache.

Der Kaiser dankte dem Popen von Golowinsky in einem eigenhändigen Briefe für seine Heldenthat und übersandte ihm zur Belohnung die Schleife des heiligen Georg.

»Aber ich habe immer gehört — erwiederte ich, als wir auf unser Schiff zurückkehrten, dem Offizier, der mir obige Geschichte erzählte — ich habe immer gehört, daß es gegen Sitte und Brauch der Tscherkessen sei, nächtliche Ueberfälle zu unternehmen.«

— Das ist ganz richtig! — entgegnete mein Begleiter — auch steht dieser Fall, soweit meine Erfahrung reicht, ganz vereinzelt da, und eben weil der Kommandant an nichts weniger dachte als an einen nächtlichen Ueberfall, wurde es den Tscherkessen so leicht, die Festung zu überrumpeln. Der Kampf begann nach Mitternacht und endigte erst nach Sonnenaufgang. Uebrigens haben wir sowohl durch Ueberläufer wie auch durch einige Häuptlinge vom Stamme Tschikapu selbst erfahren, daß im Volksrathe (Medshilis) der Schapßuch die größere Zahl der Tamata's (Aeltesten) sich gegen den nächtlichen Ueberfall erklärt hatte, da es gegen die Sitte des Landes und den Brauch tapferer Männer sei, den Feind im Dunkel der Nacht anzugreifen. Aber ihre Stimme drang nicht durch, weil einige von ihnen beschuldigt waren, in gutem Einvernehmen mit den Russen zu stehen; und ein solcher Verdacht reicht hin, die mächtigsten Personen des Landes zeitweilig all ihres Einflusses zu berauben. —

Dreiundfunfzigstes Kapitel.

Barachówitsch und die gefangenen Tscherkessinnen.

(Schluß.)

Die Luft war kühl und der Himmel trübe, als wir Golowinsky verließen, um unsere Reise das Küstenland der Schapßuch entlang fortzusetzen.

Den schönsten Theil der Fahrt hatten wir hinter uns, denn wie blühend und reich an Naturschönheiten die Länder der Schapßuch und Natchokuadsch in ihrem Innern auch sein mögen, ihre Küsten tragen bei weitem nicht den großartigen Charakter wie die Küsten der Abchasen, der Ubych und Dshigeth. Die Gebirgszüge werden immer kleiner, die Vegetation wird immer dürftiger, je weiter man sich, in der Richtung nach Taman, von Golowinsky entfernt.

Da Nachricht eingelaufen war, daß uns in Gelendshik wieder tscherkessische Unterhändler erwarteten, so verweilten wir in allen dazwischen liegenden Festungen: Lasarew, Weljaminowskoje, Tenginskoje und Nowotroizkoje nur wenige Stunden, brachten die Nacht auf dem Schiffe zu und gingen am folgenden Morgen bei dem herrlichsten Wetter in Gelendshik ans Land. Einen Theil der Mannschaft hatte der General schon während der Nacht auf Barkassen detaschirt, um unter Anführung des Kosakenoberst Barachowitsch Jaad auf ein türkisches Tschekdermeh [*]) zu machen, welches am

Abend die Küſte verlaſſen hatte, wahrſcheinlich um die Richtung nach Trapezunt einzuſchlagen.

Barachowitſch war damals der gefeierte Held des Tages unter den tſchernomoriſchen Koſaken. Beſonders durch ſeinen letzten glücklichen Handſtreich war er hoch zu Ehren und Anſehen gekommen. Er hatte nämlich mit zwei Barkaſſen (welche übrigens durch das Dampfſchiff, auf welchem wir uns befanden, gedeckt waren) ein türkiſches Sklavenſchiff genommen und achtzig Gefangene dabei gemacht, worunter etwa ſechszig für türkiſche Harems beſtimmte Jungfrauen, die bis auf weitere Verfügungen von Petersburg, in den Feſtungsgemächern von Gelendſhik und Noworoßieſk untergebracht wurden.

Der Kampf mit der männlichen Beſatzung des Schiffs war nur ein kurzer geweſen, deſto mehr hatten die Koſaken aber Mühe, ſich der ſchönen Tſcherkeſſinnen zu bemächtigen, die ſich theils auf das Hartnäckigſte vertheidigten, theils in's Meer ſprangen, um nicht den Ruſſen in die Hände zu fallen. Die Meiſten wurden allerdings von den nachſpringenden Koſaken gerettet; aber drei oder vier Mädchen fanden doch ihren Tod in den Wellen. Die übrigen wurden in den ſchon erwähnten Feſtungen untergebracht, mit keiner günſtigeren Ausſicht, als in irgend einer ruſſiſchen Militairkolonie das moskowitiſche Geſchlecht verſchönern zu helfen.

Wohl ſelten bietet ſich einem Reiſenden ſo günſtige Gelegenheit dar, ſolch eine Menge junger Mädchen aus den unzugänglichſten Stämmen des Kaukaſus beiſammen zu ſehen. Auch benutzte ich mit der größten Gewiſſenhaftigkeit die mir vergönnte Zeit, unter den ſchönen Harems-Rekrutinnen zu verweilen, mich mit ihnen zu unterhalten und mir das Eigenthümliche ihrer Erſcheinungen einzuprägen.

Ein großes, luftiges, von rohen Säulen getragenes Gemach diente den Gefangenen zur Wohnung. Auf dem Fußboden, welcher, ſo weit ich mich beſinne, aus geſtampftem Lehm

bestand, lagen Matten und grobe Teppiche ausgebreitet. Möbeln waren, außer einigen alten Tischen und Schemeln, keine zu sehen.

Die schönen Gefangenen, welche theils nachlässig ausgestreckt, theils mit gekreuzten Beinen auf den Teppichen ruhten, erhoben sich sämmtlich, als wir das Gemach betraten. Ich schrieb dies damals dem Umstande zu, daß sich einige Generale und sonstige hochgestellte Personen in unserer Gesellschaft befanden, lernte aber später, daß jede Tscherkessin, und sei sie noch so hohen Ranges, nach dem altherkömmlichen Landesbrauche vor jedem Manne aufsteht, der in's Zimmer tritt, selbst wenn es ihr eigener Diener ist.

Man merkte es den armen Mädchen an, daß es ihnen peinlich war, von uns begafft zu werden; die Einen wandten die Köpfchen weg, wenn wir vorbeigingen, die Andern senkten den Blick zur Erde — nur Wenige von ihnen sahen uns frei ins Gesicht und antworteten ohne Zögern auf die Fragen, welche wir ihnen durch den Dolmetsch vorlegten. Ich wunderte mich, die Mehrzahl der Mädchen ganz auf türkische Weise vermummt zu sehen, da ich wußte, daß bei den Tscherkessen nur die verheiratheten Frauen das Gesicht verschleiern und eine gewisse Zurückhaltung gegen Männer beobachten, während die Mädchen sich dort mit derselben Freiheit bewegen, wie bei uns.

Man sagte mir jedoch, daß die Sklavenhändler streng darauf halten, ihre schönen Gefangenen gleich von vornherein an türkische Sitte zu gewöhnen. Ja, in Stambul ist eine besondere Vorbereitungsschule, wo die jungen Tscherkessinnen erst einen zweijährigen Kursus durchmachen müssen, ehe sie für reif erachtet werden, das Harem eines türkischen Großen zu zieren. Hier werden sie, je nach ihren Anlagen, in weiblichen Handarbeiten, in Musik und Gesang, in der persischen und türkischen Sprache unterrichtet. Die Kosten dieser, im orientalischen Sinne sehr sorgfältigen Erziehung trägt der Sklaven-

händler, der den, seinen Haremsperlen durch ihre türkische Bildung verliehenen Glanz beim Verkauf natürlich hoch in Anschlag bringt. Am liebsten ist diesen Leuten, die Tscherkessinnen schon als Kinder in die Hände zu bekommen, da sie sich dann leichter an das türkische Leben gewöhnen und empfänglicher für die Erlernung von Sprachen und Musik sind.

Auch unter unseren jugendlichen Gefangenen von Gelendshik befanden sich sechs Kinder von 8 bis 14 Jahren.

Ich würde diese Kinder, hätte ich sie in abendländischer Kleidung und in einer anderen Umgebung gesehen, unbedingt für Engländerinnen gehalten haben, so rein und gesund war ihre Hautfarbe, so regelmäßig waren ihre Züge, so schön gezeichnet ihre Augen.

Unter den erwachsenen Mädchen fand ich nur vier, die wirkliche Schönheiten in unserem Sinne des Wortes waren. Die übrigen zeichneten sich mehr durch schlanken Wuchs und durch die Kleinheit ihrer Ohren, Hände und Füße aus, worauf die Türken großes Gewicht legen.

Außer einer durchgehends schlanken Gestalt wüßte ich überhaupt nichts, was die Tscherkessinnen positiv Eigenthümliches in ihrer Erscheinung hätten, woran man sie auf den ersten Blick als Töchter ihres Landes erkennen könnte, wie z. B. eine Georgierin, eine Armenierin, eine Engländerin. Man könnte sie als Vermittlerinnen der schönen Welt des Orients und Occidents bezeichnen, da sie in Kleidung und Sitte ganz orientalisch sind, während ihr eigentliches Wesen mehr einen europäischen, ich möchte sagen germanischen Anstrich trägt. Schwarzes Haar und dunkle Augen kommen bei ihnen nicht häufiger vor, als bei uns. Unter den Gefangenen von Gelendshik hatten die meisten blondes oder helles Haar; blaue oder hellbraune Augen.

Von den Georgierinnen unterscheiden sich die Tscherkessinnen wesentlich zu ihrem Vortheil durch eine größere Leben-

digkeit des Geistes und größere Rührigkeit des Körpers. Den Georgierinnen sieht man's gleich an, daß sie schnell verblühende Blumen sind; man kann sie sich nur denken in träger Ruhe auf dem Divan hingestreckt, oder unbeweglich wie Pagoden auf dem Dache sitzend, oder feierlichen Schrittes einherschreitend, — es sei denn, daß sie, angeregt durch Gesang oder Musik, ihre kleinen Füße im lieblichen Tanzesreigen der Lesginka schwingen. Die Tscherkessinnen haben, wenn ich mich des Wortes bedienen darf, mehr Race; sie sind behender, geweckter, elastischer von Geist und Körper. Eine Georgierin kann den ganzen Tag auf einem Flecke sitzen, ohne etwas Anderes zu thun, als mit den Perlen ihrer Tschetka **) zu spielen; die Tscherkessinnen machen sich fortwährend mit weiblichen Handarbeiten in Haus und Küche zu thun. In diesem Lande kann kaum der tapferste Krieger durch seine Heldenthaten größeren Ruhm erlangen, als eine Frau durch besondere Geschicklichkeit im Stricken, Weben und Nähen.

Deshalb wissen die Türken die Tscherkessinnen auch vor allen Töchtern des Morgenlandes hoch zu schätzen.

Man kann sich nichts Graziöseres denken als den Anzug dieser kernigen Mädchen. — Den Kopf bedeckt ein zierliches, blau- oder silbergestreiftes Scharlachmützchen, unter welchem die meist üppigen Haare in langen Flechten hervorquellen. Ein nicht zu hoch hinaufreichendes, elegant geschnittenes Korset, gewöhnlich von blauer Seide, vorn durch Knöpfe zusammengehalten, von welchen schmale Silberstreifen auslaufen, preßt die Brust etwas mehr zusammen, als nöthig wäre. Dann bildet ein tief und festgeschlungener Gürtel den Uebergang zu dem eigentlichen Kleide (anteri), dessen Farbe immer von der des Korsets verschieden ist, und unter dem Kleide rauschen die weitfaltigen, seidenen Hosen (schalvari) hervor, welche die meist an und für sich schon kleinen und zierlich beschuhten Füße noch kleiner erscheinen lassen.

Ein Theil unserer schönen Gefangenen war, wie schon oben bemerkt, auf türkische Weise vermummt, d. h. die Mädchen hatten den oberen und unteren Theil des Gesichts mit weißen Tüchern umwunden, so daß man nur die Augen und etwas von der Nase sehen konnte. Doch that das unseren Beobachtungen keinen wesentlichen Eintrag, denn wenn man das Wort an eine der schlanken Harems-Rekrutinnen richtete, so schob sie ihr Tuch herunter, ohne bei der Enthüllung des Gesichts große Verlegenheit kundzugeben.

Besonders ein Mädchen aus dieser jungfräulichen Schaar bewegte sich mit solcher Freiheit und Sicherheit, als ob es seine Erziehung in den Salons der großen Welt und nicht in den Bergschluchten des Kaukasus erhalten hätte.

Es war dies eine der keckſten und anmuthigsten weiblichen Gestalten, die mir im Leben vorgekommen. Der schlanke, tadellose Wuchs ließ sie etwas größer erscheinen, als sie wirklich war; der Hals, der Nacken waren so edel geformt und von solcher Feinheit und Festigkeit, als wären sie für die Ewigkeit geschaffen. Ein feiner, verschlossener Mund, schelmische Grübchen in den Wangen und im Kinn, eine für Kaukasierinnen ungewöhnlich kleine Nase, große schöngezeichnete Augen, mit langen, dunklen Wimpern und ein glänzendes braunes Haar, kleine Hände und Füße — das waren ungefähr die Einzelheiten dieses wunderbaren Wesens, in dessen Zügen männliche Entschlossenheit und Ausdauer mit weiblicher Anmuth um die Herrschaft stritten.

Merkwürdig wie die ganze Erscheinung der jungen Tscherkessin, war auch ihre Lebensgeschichte.

Schon vor vier Jahren hatte sie sich einmal nach der Türkei einschiffen wollen; das Schiff, auf welchem sie sich befand, fiel jedoch nach hartnäckigem Kampfe in russische Hände, ihre Leidensgefährtinnen wurden an russische Soldaten verheirathet, während sie selbst in das Haus der Gräfin O . . . ,

der Gemahlin eines russischen Generals in Kertsch kam, um dort als Kammermädchen ihre Haremsträume zu vergessen.

Gefesselt durch eine liebevolle Behandlung blieb sie im Hause der Gräfin etwa drei Jahre, verdrehte vielen jungen und alten Leuten den Kopf, ohne jedoch selbst den Kopf dabei zu verlieren, lernte mit fabelhafter Schnelligkeit russisch, französisch und deutsch und — benutzte dann eine sich zufällig darbietende Gelegenheit, wieder in ihre Heimat zu entkommen. Sie mußte, um ihre Flucht durchzusetzen, eine große Strecke schwimmend zurücklegen, überstand jedoch mit seltener Ausdauer alle Mühseligkeiten und Gefahren und kam glücklich in ihrer Heimat wieder an.

Hier verliebte sich ein junger Kämpe in sie, der aber bald nachher auf einem Streifzuge gegen die Russen um's Leben kam. Fast zu gleicher Zeit brach die große Hungersnoth in den Ländern der Tscherkessen aus, zunächst veranlaßt durch die Mißernte des Jahres 1844.

Die jungen Mädchen suchten schaarenweise nach der Türkei zu entkommen und auch unsere Heldin benutzte die erste Gelegenheit, um sich wieder nach Trapezunt einzuschiffen; das Schiff wurde von Barachowitsch genommen und die schöne Tscherkessin fiel abermals in die Hände der Russen.

Was später aus ihr geworden ist, weiß ich nicht; sogar ihren Namen habe ich vergessen, während ihre Gestalt mir — wie sicherlich Jedem, der sie nur einmal gesehen — lebendig im Gedächtniß geblieben.

Es war zu Ende des Maimondes, an einem schönen, sonnigen Tage, als unser Schiff im Hafen von Kertsch (Kaffa, Pantikapäum) vor Anker legte. An meinen kurzen Aufenthalt in dieser ganz modern und luftig gebauten, blos durch die ausgegrabenen Denkmäler an ihr hohes Alterthum erinnernden Stadt, knüpfen sich — Dank der gastfreundlichen Liebenswürdigkeit des vortrefflichen Generals von Budberg, des ehrwürdigen Admirals von Berg und des Gouverneurs, Fürsten Eberchwulidsew — nur freundliche und liebe Erinnerungen.

Anfangs gedachte ich, die Stadt und ihre Alterthümer, sowie meine Weiterreise über die Krimm und Odessa nach Konstantinopel in derselben Weise zu schildern, wie ich meine Herreise geschildert, aber aus zwei gewichtigen Gründen bin ich von diesem Vorhaben zurückgekommen. Einmal ist meine Zeit auf lange hinaus durch andere Arbeiten in Anspruch genommen, und dann steht zu erwarten, daß die neuesten kriegerischen Ereignisse zu besseren, jedenfalls vollständigeren Schilderungen der Krimm Anlaß geben werden, als ich nach meiner flüchtigen, schon viele Jahre hinter mir liegenden Reise zu bieten vermöchte.

* * *

Als ich Abschied nahm von Gjül-Bassar, wollte mir der Rosenköpfige einen Geleitspruch mit auf den Weg geben.

Wir hatten gerade kein Buch bei der Hand, und trieben bei dem Schiffsvolk eine alte russische Bibel auf. Gjül-Bassar nahm die Bibel, öffnete sie, und seine Hand fiel auf die Stelle, wo geschrieben steht: »Wie ein Knecht sich

ſehnet nach dem Schatten, und ein Tagelöhner, daß ſeine Arbeit aus ſei, alſo hab' ich wohl ganze Monate vergeblich gearbeitet, und elender Nächte ſind mir viele geworden.«

Und es ward aus Abend und Morgen der tauſend und erſte Tag!

(Zum Schluſſe ſei nochmals daran erinnert, daß die perſönlichen Erlebniſſe und Beobachtungen, auf welche die vorliegenden Schilderungen ſich gründen, jetzt gerade um zwanzig Jahre hinter mir liegen und daß ſeit der Zeit nicht blos die Zuſtände im Kaukaſus, ſondern auch meine Anſicht darüber ſich vielfach verändert haben. Dies Werk iſt deshalb in keiner Weiſe als ein Bild der Gegenwart, ſondern als ein Bild der Vergangenheit der Länder, durch welche es den Leſer führt, zu betrachten. In Rußland hat ſich im letzten Jahrzehend, ſeit Aufhebung der Leibeigenſchaft, ein großer Umſchwung zum Beſſern vollzogen. Im Kaukaſus hat der Krieg aufgehört und ſomit auch der Krieg der Meinungen darüber. Die tapferſten Stämme der weſtlichen Gebirgsabhänge haben es vorgezogen, ihre uralten Wohnſitze, die ſie inne gehabt ſoweit die Geſchichte zurückreicht, zu verlaſſen und nach der Türkei auszuwandern, ſtatt ſich den Ruſſen zu unterwerfen, denen dadurch der Kaukaſus eine um ſo feſtere Baſis ihrer kräftigen Machtentwicklung nach Oſten und Weſten geworden iſt.)

(Zuſatz vom Jahre 1865.)

Anmerkungen.

1) Arba — ein aſiatiſcher Wagen mit nur zwei Rädern von rieſiger Höhe.

2) Priſtaff — Beamter, Inſpektor.

3) Plow oder Pillau — der oft erwähnte, eigenthümlich zubereitete Reisbrei, ein Lieblingsgericht der Aſiaten.

4) Keſchiſch-Oglu bedeutet Prieſterſohn.

5) Ein höchſt einfaches Saiten-Inſtrument, welches bei den Armeniern und Tataren dieſelbe Rolle ſpielt, wie die Guſli bei den Slaven.

6) Zur Erklärung dieſer Stelle muß bemerkt werden, daß in Armenien die Ochſen zum Dreſchen des Korns, wie überhaupt zum Pflügen ꝛc. gebraucht werden. Ein großes, unten ſchachbrettartig zugerichtetes Stück Holz wird über das in der Tenne ausgebreitete Korn gezogen und die vorgeſpannten Ochſen werden dabei an den Ohren gezogen, um ſie anzutreiben. Allahwerdy konnte ſeine Verachtung des Keſchiſch-Oglu nicht kräftiger ausdrücken, als durch dieſes Bild.

7) Anahid — die armeniſche Venus. Einige armeniſche Gelehrte, u. A. Cirbied und Martin, wollen dieſen Namen in Verbindung bringen mit der griechiſchen Diana, da Anaid rückwärts geleſen Diana heißt.

8) Lokman iſt zu einer mythiſchen Perſon geworden, welche in einigen Theilen des Orients als der Inbegriff aller Weisheit, in andern Theilen als der Inbegriff aller Heilkraft, im Munde des Volks fortlebt. Ich habe mich durch eigene Erfahrung überzeugt, daß man in den chriſtlichen Ländern des Kaukaſus, unter den Armeniern und Georgiern, wo jedes Kind den Namen Lokman im Munde führt, von der arabiſchen Sage des Lokman Abu Anam nichts weiß, ſondern den Namen von einem angeblich deutſchen Arzte herleitet, der vor

Jahrhunderten im Kaukasus gelebt und durch seine Wunderkuren weit und breit berühmt geworden sein soll.

Abowian von Eriwan, ein in der armenischen und tatarischen Sprache tüchtig geschulter, der arabischen Literatur aber ganz unkundiger Armenier, schrieb mir bezüglich der in den Liedern des Keschisch-Ogly vorkommenden Anspielungen auf Lokman wörtlich was folgt:

„Der Name Lokman spielt in den asiatischen Sprachen dieselbe Rolle, wie der des Hypokrates in den europäischen. Hat ein Arzt eine glückliche Kur vollbracht: das ist ein wahrer Lokman! heißt es von ihm. Liegt Jemand an einer schweren Krankheit darnieder: da vermag nur ein Lokman zu heilen! sagen die Leute. Solchergestalt hören Sie diesen Namen, sowohl unter der islamitischen wie unter der christlichen Bevölkerung des Landes, täglich aussprechen, und zwar bis in die untersten Volksschichten herab, ohne daß Jemand ehrlich Rechenschaft zu geben wüßte, woher der Name gekommen. Das Kind hat ihn von der Mutter gehört und die Mutter von der Großmutter. Was ich Ihnen davon sagen kann ist dieses: Wahrscheinlich ist ein deutscher Arzt Hoffmann damit gemeint, dessen Namen die Tataren und Armenier nach der ihnen bequemeren Aussprache in Lokman umgewandelt haben. Dieser Hoffmann soll — Gott weiß wann? aber doch nicht vor zu langer Zeit — im Kaukasus gelebt und große Wunderkuren vollbracht haben, also daß sein Ruhm durch ganz Asien erscholl und er weit umherpilgern mußte, um die Kranken zu heilen. Man erzählt sich in Tiflis noch heutzutage folgende Anekdote von ihm. Als Lokman in dieser Stadt angekommen war und auf den Basar gehen wollte, wurde ihm der Weg versperrt durch eine endlose Reihe hochbeladener Arba's (zweirädrige Fuhrwagen). Lokman fragte, was in diesen Arba's enthalten sei? Man antwortete ihm: Fische. „Dann — sagte er — wird es viel für mich hier zu thun geben!“ Und also sprechend bog er in eine andere Straße ein. Aber auch hier wurde ihm der Weg versperrt durch eine endlose Reihe von Arba's hochbeladen mit gefüllten Schläuchen. Lokman fragte, was in diesen Schläuchen enthalten sei? Man antwortete ihm: Wein. „Dann — sagte er — ist hier meines Bleibens nicht. Wo so gute Arznei in solcher Fülle vorhanden ist, da ist die Kunst des Arztes überflüssig.“ Und also sprechend verließ er die Stadt, trauernden Antlitzes.“

Ich habe diese Geschichte, genau wie sie hier erzählt ist, später

öfter in Tiflis gehört. Sie iſt dort ſo in's Volk gedrungen, wie kaum eine andere Sage des Orients. Unter den Tiflifer Weintrinkern iſt es gäng und gebe zu ſagen: „Wenn Lokmani Hekim (Arzt Lokman) den Wein das beſte Heilmittel für Fiſchkrankheiten genannt hat, wie ſoll man da nicht die Klugheit der Georgier rühmen, die ihre Kinder ſchon von Jugend auf an den Genuß des Weines gewöhnen."

Thatſache iſt es — nebenbei bemerkt — daß in Georgien die Kinder oft ſchon in der Wiege Wein zu trinken bekommen.

* * *

Nach Darlegung dieſer georgiſch-armeniſchen Verſion der Lokman-Sage (denn Geſchichte kann man nichts von alledem nennen, was über Lokman bekannt geworden) bin ich es der großen Mehrzahl meiner Leſer ſchuldig, auf die arabiſche Sage von Lokman zurückzukommen, derzufolge Lokman Abu Anam, mit dem Beinamen al Hakim (nach der türkiſchen Ausſprache Hekim) d. i. der Weiſe (was zugleich den Begriff der Arzneikunde in ſich ſchließt), als der einzige Fromme aus dem Stamme Ad, als dieſer von Gott vertilgt wurde, am Leben blieb. Es wurde ihm von Gott die Wahl gelaſſen, ob er ſo lange leben wolle, als der Dunſt von ſieben Gazellen in einer Gebirgshöhle dauern würde, oder als ſieben nacheinander folgende Geier lebten. Lokman Abu Anam wählte das Letztere und lebte darauf bis zur Zeit Davids, ja — nach andern Berichten — bis zur Zeit des Propheten Jonas. Und er hatte ſeine Wohnung zu Ramah bei Jeruſalem, wo er auch begraben liegt.

Nach andern arabiſchen Schriftſtellern war Lokman ein Weiſerbecherfahren in der Rechtskunde und als Richter im Lande lebend bis zu den Zeiten Davids, des Sänger-Königs. Noch andere Sagen laſſen ihn einen Zimmermann, und wieder andere einen aus Egypten entlaufenen Sklaven geweſen ſein, von ſchwarzer Farbe, mit dicken Lippen und Säbelbeinen. In ähnlicher Weiſe gehen die Vermuthungen fort bis in's Unendliche.

Bekannt iſt, daß Lokman als Dichter der orientaliſchen Thierfabel von einigen Gelehrten (u. A. Ch. A. Neumann) für identiſch gehalten wird mit Aeſop, da die meiſten arabiſchen Fabeln den griechiſchen ſehr ähnlich ſind. Ob nun die Griechen ihre Fabeln von den

Arabern entlehnt haben, oder die Araber von den Griechen? Ob Aesop vor Lokman gelebt oder Lokman vor Aesop? Ob der Lokman der Sage identisch sei mit dem Lokman des Koran? ꝛc. ꝛc. Ueber alle diese zweifelhaften Punkte sind eine Menge gelehrter Abhandlungen geschrieben worden, auf welche wir hier nicht näher eingehen können.

Wir bemerken hier nur zum Schluß, daß die 31. Sure des Koran den Namen Lokman als Ueberschrift trägt und daß hierdurch allerdings die Vermuthung einige Wahrscheinlichkeit erhält, es habe lange vor Muhamed ein Mann Namens Lokman gelebt, der durch seine Weisheit sich einen Namen im Lande zu machen wußte.

9) Ein Beweis besonderer Auszeichnung bei den Gebirgsvölkern sowohl des Ararat wie des Kaukasus.

10) Alef, der Anfangsbuchstabe des arabischen Alphabets, wird häufig von den Dichtern des Morgenlandes gebraucht, um den schlanken Wuchs eines Mädchens zu bezeichnen.

11) Schwarze Flecke gelten als eine Hauptzierde der Frauen im Orient. Diejenigen, welche von der Natur nicht mit dieser Zierde bedacht sind, suchen auf künstliche Weise solche Schönheitsflecke zu erzeugen, indem sie Stirn, Wangen, Kinn, Hals und Brust mit Nadeln durchstechen, und dann eine dunkelblaue Tinktur hineintröpfeln.

12) Bekanntlich beten die Kurden, welche größtentheils zu den Jesiden oder Teufelsverehrern gehören, gar nicht zu Gott, nach dem Grundsatze, der gute Geist werde ihnen ohnehin nichts zu Leide thun.

13) Vergl. Erman's Archiv 4. Heft 1842.

14) Es ist damit der David unserer Bibel gemeint, von welchem die georgische Dynastie der Bagratiden ihr Geschlecht herleitet.

15) Dies ist die georgische Form für die Namen David und Konstantin.

16) Das Volk der Georgier zerfällt in Thawads (Fürsten), Aznaours (Edelleute), Wadschars (Kaufleute), Mschachurs (Grundeigene), Glechi (Edelleute) und Mona, oder eigentliche Sklaven.

17) Dieses bezieht sich auf eine orientalische Sitte (oder besser: Unsitte), worüber weitere Aufklärung für belesene Männer unnöthig und für Damen ganz überflüssig ist. Leider bildet diese Unsitte auch noch heute eine Schattenseite georgischen Lebens.

18) S. Parrot, Reise zum Ararat I. 1. (1834).

19) Mtzchetha, alte Hauptstadt von Georgien, so benannt nach ihrem Gründer Mtzchethos, Sohn des Karthlos. Bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts nach Christi soll Mtzchetha die blühendste Stadt des Landes und Residenz der Herrscher gewesen sein. Um diese Zeit entdeckte der König Gurgarslan auf einem Jagdzuge die warmen Quellen des heutigen Tiflis und ließ daselbst eine Stadt bauen, welche er später zur Hauptstadt des Landes und zu seiner Residenz erhob.

20) Den Kopfputz ausgenommen, welcher die schon von Natur sehr kleine und unbedeutende Stirn der Georgierinnen noch bis zur Hälfte verhüllt.

21) Ich folge hier der Schreibweise, welche Broſſet der Jüngere in seiner französischen Uebersetzung der geographischen und historischen Werke des Zarewitsch Wachuscht eingeführt. Unter dem Volke hörte ich das Wort immer Uplos-Ziche aussprechen.

22) „In fernen Wildnissen, ungesehen von den Augen der Menschen, zieht sie ihre Blumen und breitet über die Erde ihr sammetnes Grün; klare Bäche rieseln durch die Wüsteinsamkeit — ihr musikalisches Wellengemurmel verhallt unverstanden von den Bewohnern der Wildniß."

23) Zur kartwel'schen Race gehören:

a) die Georgier,
b) die Imerier,
c) die Gurier,
d) die Mingrelier,
e) die Suanen (Suaneten).

Alle diese Völker sind Zweige Eines Stammes und bildeten einst nebst vielen andern, Einen großen Staatskörper, dessen Haupt Georgien war. Ebenso sind die Sprachen, die sie reden, Töchter Einer Mutter, der georgischen Sprache, deren Herrschaft sich während der kurzen Blütezeit Georgiens vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere, vom Terek bis zum Araxes erstreckte. Die Unterschiede, welche sich im Laufe der Jahrhunderte unter den Völkern kartwel'scher Race in Sprache, Physiognomie und Sitte erzeugt haben, sind das natürliche Resultat ihrer geographischen Lage, sowie des Einflusses, welchen sie bei ihrer steten Berührung mit den kriegerischen Nachbarvölkern ausgesetzt waren. S. darüber: Bodenstedt, die Völker des Kaukasus. 2. Aufl. Berlin bei Decker 1854.

24) „Das älteste Griechenland und die ältesten griechischen (ich sage nicht hellenischen) Städte sind nicht im Peloponnes, nicht in Attica oder Doris, sondern in den Thälern des Kaukasus zu suchen, so wie man dort auch die Namen Aethiopia, Europa, Lybia und die meisten Benennungen der Flüsse und Landstrecken des nachherigen europäischen Griechenlands zuerst entdecken kann. (Ranngießer, Alterthumswissenschaft T. II. p. 161 ff.) Hier war Trapezus am Meeresufer eine der frühesten Anlagen des alten pelasgischen Griechenvolks, und Eugenicus der Byzantiner und Bessarion der Trapezuntier sagen eine große Wahrheit, wenn sie dieselbe die älteste und berühmteste Stadt des Orients (im Sinne der Griechen) nennen. Den Zeitpunkt ihrer ersten Gründung chronologisch zu bestimmen, ist eine Unmöglichkeit. Er fällt weit über den Kreis der urkundlich bekannten Geschichte in das Gebiet der Sagenwelt hinüber, wo Sumpf und Finsterwald die Oberfläche des öden, von Wilden kümmerlich bewohnten Europa bedeckte, und die Thäler des kaukasischen Isthmus der westlichste Kulturpunkt des menschlichen Geschlechtes, der Occident desselben heißen konnten, dessen kleine Staaten in der Folge den Ueberfluß ihrer Bevölkerung in die leeren und unbekannten Gegenden abendwärts entluden. Daß diese Einwanderer häufig mit ihren Sitten zugleich die Benennung von Stadt, Fluß, Gebirg und Gegend aus der verlassenen Heimat in die neuen Wohnsitze übertrugen, liegt schon in der Natur einer Uebersiedelung in fremde Erdstriche, und wird auch dadurch noch beurkundet, daß man Städte- und Ländernamen, die ursprünglich am Kaukasus erscheinen, längs der ganzen Bergkette vom Schwarzen Meere bis zur Südspitze des Peloponnesus auf der einen, und bis zu den Säulen des Herkules auf der andern Seite wiederfinden kann.“

Fallmerayer, Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt. (München 1827.) p. 3.

25) Der nach dem Namen des Landes gebildete Titel, welchen die Fürsten oder Statthalter von Guria führten.

26) Georgische Silbermünze; ein Abbas hat den Werth von 6 Silbergroschen.

27) Maslenitza — Butterwoche, so heißt die Woche, welche den großen Fasten der Russen vorhergeht, und in welcher durchgängig sehr wüst gelebt wird, besonders in der handeltreibenden Klasse.

28) Korrumpirt von dem französischen Worte traiteur, und auch der Bedeutung dieses Wortes entsprechend.

29) Eine der Hauptstraßen der innern Stadt von Moskau.

30) Kitaïsky Gorod — die chinesische Stadt. So heißt die eigentliche City von Moskau.

31) Schaschka — Tscherkessensäbel.

32) Bekannter in der Türkei unter dem Namen Nekrasowzen.

33) In meinen früheren Schriften: „Die poetische Ukraine“ und „Die Völker des Kaukasus“ findet der Leser Ausführlicheres über die Kosakenstämme.

34) Samursachan erhielt seinen jetzigen Namen von einem aus der Königsfamilie von Abchasien stammenden Herrscher, Mursa-Chan.

35) Der Ausdruck Reef machen (keef çimäkj) ist bei den Türken und Tataren dem italienischen dolce far niente gleichbedeutend.

36) Eine genaue Abbildung des Tempels und seiner Umgebung findet der Leser in meinem Werke: „Die Völker des Kaukasus“ ꝛc.

37) Die Kirche wurde unter Justinian, folglich im sechsten Jahrhundert erbaut.

38) Seit dem im Herbst 1847 abgeschlossenen Traktat zwischen Tscherkessen und Russen wurde bekanntlich der Sklavenhandel eifriger als je getrieben, und von den Russen nicht allein geduldet, sondern auch begünstigt — weil es ihr Vortheil erheischte. Die Menschenliebe des Kaisers übte ihren Einfluß nur zu Gunsten der schwarzen Sklaven, weil diese dem russischen Interesse zu fern lagen.

39) Murawiew, einer der ausgezeichnetsten russischen Generale der neuesten Zeit.

40) Bèy (Fürst), ein Titel, der hier dem Namen eines jeden bedeutenden Mannes angehängt wird.

41) Wird eigentlich geschrieben Arslan-Bèy, d. h. der Löwenfürst. Ich habe die Schreibweise der üblichen Aussprache, Afslan, anbequemt.

42) Die Schapsuch sind die rohesten aller Tscherkessenstämme.

43) Unterkleid.

44) Delikan — ein junger Heißblut. Jeder rüstige junge Tscherkeß heißt ein Delikan.

45) Aelteste.

46) Die Tscherkessen bilden bei ihren Berathungen immer einen Kreis.

47) D. h. der einflußreichste und gewiegteste Redner im Rathe der waffentragenden Männer.

48) Medshillis — die Versammlung oder der Rath.

49) Atalik — Pflegevater. Die Söhne der Tscherkessen werden nicht bei den Eltern erzogen, sondern schon frühe in die Obhut eines Ataliks gegeben, wo sie bis zu ihrer Verheirathung bleiben.

50) Eine Art Branntwein.

51) Röcken.

52) Jedenfalls der ungünstigste Augenblick, um einen Tscherkessen zu sehen. Der Tanz ist die Glanzseite der Tscherkessen nicht. Jedes Volk hat seine unglücklichen Augenblicke, wo es außergewöhnlich dumm aussieht, so z. B. der Deutsche, wenn er sich barbieren läßt, der Russe wenn er betet, der Tscherkeß wenn er tanzt. Die armen Mädchen gerathen oft in Gefahr, zerquetscht zu werden bei diesem Vergnügen.

53) Herrin.

54) Arkan — eine Art Schlinge, welche die Tscherkessen immer mit sich führen und dieselbe schon auf einige Entfernung so geschickt zu werfen wissen, daß sie russische Soldaten damit in derselben Weise fangen, wie man in der Steppe die wilden Pferde fängt.

55) General Murawiew — einer der tapfersten russischen Offiziere, früherer Befehlshaber an der Tscherkessenküste.

56) Elbrus.

57) Kábin — der Kaufpreis. Bei den Tscherkessen muß der Bräutigam die Braut vom Vater erkaufen. Nie bekommt ein Mädchen hier Vermögen mit. Ihre einzige Aussteuer besteht in Kleidern und Putzsachen. Eine Spekulationsheirath ist hier zu Lande etwas vollständig Unbekanntes. Der Werth einer Jungfrau richtet sich nach ihrem Stande, ihrer Schönheit und ihren häuslichen Tugenden. Wenn es daher bei den Tscherkessen heißt: das Mädchen ist tausend Ochsen werth! so ist das eine sehr schmeichelhafte Phrase, die aber ganz die entgegengesetzte Bedeutung hat wie bei den Engländern, wo das Werthsein bekanntlich den Besitz andeutet, wie z. B. he is worth a million: er ist ein Millionair.

58) Schleier. Mit dem Eintritt in die Ehe müssen die Frauen den Schleier anlegen.

59) Aoul — Tscherkessendorf.

60) Die Völker des Kaukasus ꝛc. ꝛc. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients. 2. Aufl. Berlin bei Decker. 1854.

61) Vergl. das mythologische Fragment im 2. Kap. des 2. Bandes der „Völker des Kaukasus“.

62) Ich theile den französisch geschriebenen und mit einigen russischen Phrasen durchflochtenen Brief Gleboff's hier mit, ohne an den darin vorkommenden sprachlichen Unrichtigkeiten etwas zu ändern.

Ce 9. Octobre 1843.

Mon cher Bibikoff!

Je crains que ce billet ne tombe dans les mains de cet animal Attachikoff, car il m'est defendu d'écrire autrement qu'en russe. J'ai éprouvé les sensations d'être fouetté, même plusieurs fois; vous concevez donc bien d'où vient cette crainte. **Нагайка не свой братъ.** 1) Voilà les prix marqués par ces gueux pour notre délivrance: ma personne est estimée à deux mille roubles argent; votre garçon cent roubles argent. Ils ont baissé furieusement le prix, mais auparavant le dégagement, ou plutôt le rachât, s'élevait à 15000 roubles. Ils céderont encore. Si on pouvait arranger un échange ou troque contre le prisonniers qui se trouvent chez nous? Cela ne serait pas mal. Mais au plus vite! car cette maudite existence, avoir bras et jambes liées, cravate de fer au cou, tout cela, vous conviendrez, ne présente pas beaucoup d'agréments; d'ailleurs, se trouver sous la dépendance de ce misérable Attachikoff me rend la vie plus que dure. Comme de raison tous ce que je possédais, l'argent ainsi que les papiers sont tombés dans les pattes de ce traitre, decachetés et lus, outre le rapport dans lequel il s'agissait de Salitoff, que j'ai brulé, et encore un assignat de cent roubles. Cet argent appartenait probablement à Alexandre Ivanowitsch; je l'ai fourré sous le pan de mon surtout, le seul vêtement qui me reste. D'abord j'ai cru que le contenu

1) Nagaika ne swoi brat: Die Nagaika (Peitsche) ist nicht mein Bruder, d. h. ich mag nichts damit zu schaffen haben.

de ces papiers produirait un certain effet. Non! après les avoir lu, il me demandait: **только то? поклонись покорнейше Алеке: Семен:**[1]) et prie le, mon cher ami, d'être mon défenseur auprès d'Alex. Ivanovitsch[2]). Il pourrait croire, que j'ai été fait prisonnier faute de mon étourderie. Je n'avais pas de convoi, oui! mais qui aurait pu croire qu'à 40 verstes de Stavropol, en plein jour, sur la grande route, les brigands pourraient me saisir! Jamais cette idée ne m'est venue, surtout à moi, qui ai fait cette route peut-être une vingtaine de fois. Durant mon séjour ici j'ai amassé des connaissances des nouvelles que je vais vous donner: J'ai traversé le pays des Carbadiens fugitifs; j'y rencontrais nos soldats et c'est de ces fuyards que j'ai pris ces renseignements; quelques uns des habitants m'ont récité la même chose. Chamil a l'intention de tomber avec toutes ses forces sur la petite Cabarda; les Abaséks doivent le secourir de ce côté, car il n'attend que le moment favorable pour exécuter son projet: au reste, ce n'est pas une nouvelle, on s'attend à cela depuis très-longtemps. Quant au secours des Abaséks — **ну гдѣ мнѣ дуракимъ пить чай? да еще цѣлый!**[3]) Encore une prière: N'oubliez pas de rappeller Verbitzky au souvenir d'Alexandre Ssemenovitsch. **Брата не забють.**[4])

Tout à toi

Michel.

Je serais resté ici en cas que les autorités trouveraient utile la prolongation de mon séjour dans ce pays. En tout cas je voudrais bien retourner.

Gléboff.

1) Tolko to? — blos das? — pokloniss pokornéische u. s. w.: grüße ergebenst Alexander Ssemenowitsch. Es ist damit General Traskin gemeint, der damalige Chef des Generalstabs in Tiflis. Traskin fiel später in Ungnade und wurde zur Strafe als Kurator an die Universität von Charkow versetzt.

2) Es ist damit H. v. Neidhart, der damalige Oberbefehlshaber, gemeint.

3) Nu gdjé mnjé durakim pitj tschai? Wo soll ich armer Schelm jetzt Thee trinken? da jeschtscho zwétnuy! und noch obendrein Blütenthee!

4) Brata ne sabütj — vergiß meinen Bruder nicht (zu grüßen).

63) S. mein Buch: „Die Völker des Kaukasus“ wo die ganze Kriegsgeschichte nach den Quellen dargestellt ist.

64) So genannt nach dem General Golowin, ehemaligen Ober-Befehlshaber im Kaukasus. Mehrere der oben angeführten Festungen haben ihren Namen von kaukasischen Generälen erhalten, wie z. B. Lasarew, Weljaminowskoje u. s. w.

65) Tschelsjdermeh's — so heißen die kleinen Schiffe, welche die Verbindung zwischen Türken und Tscherkessen unterhalten. Sie sind flach und niedrig gebaut, so daß sie leicht an's Land gezogen werden können.

66) Tschotka — eine Art Rosenkranz, welche die Gebirgsinnen übrigens nicht zum Beten, sondern blos zum Spielen gebrauchen, welcher bei ihnen gleichsam die Stelle des Strickstrumpfs ersetzt.

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Vierter Band.

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Vierter Band.

Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Ruſſiſche Dichter.

Deutſch von

Friedrich Bodenſtedt.

I.

Alexander Puſchkin.

Erſter Band.

Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung 1

I. Lyrisches und Epigrammatisches.

Der Engel 3
Ständchen 4
Die Schönheit vor dem Spiegel 5
Der Talisman 5
Der Sturm 7
Aus fremdem Land, von meinem Herzen 9
Antwort an J. T. 10
Gold und Stahl 10
Ein frohes Mahl 11
Der Namenstag 11
Ex ungue leonem 12
O sing' Du Schöne, sing' mir nicht 12
Einsamkeit 13
Die längst verschollne Lust vergangner Tage 15
Der Dichter 16
Die Wolke 17
Meeraia's Hügel ruhn im nächt'gen Schlummer 27
Ich liebte Dich: vielleicht ist dieses Feuer 18
Der Antschar 18
Den Verläumdern Rußlands 20
Das Denkmal 22

Seite

II. Volksthümliches.

Lied von dem wahrsagenden Oleg 25
Märchen vom Fischer und dem Fische 70
Märchen vom Zar Saltan, von seinem Sohne dem berühmten und mächtigen Ritter Fürst Gwidon, und von der wunderschönen Schwanenprinzessin oder Zarentochter Lebed 29
Märchen von der todten Zarentochter und den sieben Rittern . 78

III. Balladen.

Budryß und seine Söhne 103
Der schwarze Shawl 106
Der Ertrunkene 108
Die bösen Geister 111
Der Husar 113
Die beiden Raben 117
Der Wojewode 118

IV. Größere Dichtungen epischer Gattung.

Der Springquell von Bachtschißarai 123
Das Räuberbrüderpaar 154
Graf Nulin 164
Poltawa, in drei Gesängen:
Erster Gesang 184
Zweiter Gesang 204
Dritter Gesang 222

Einleitung.

Einleitung.

Alexander Sergéjewitſch Puſchkin, geboren am 26. Mai 1799, war der Sprößling eines alten, weitverzweigten, in der Geſchichte Rußlands vielgenannten Geſchlechts. Mütterlicher Seits ſtammte er von einem Mohren, Hanniba! mit Namen, ab, den Kaiſer Peter der Große als Sklaven jung kaufte, und für den Staatsdienſt ausbilden ließ, in welchem er es bis zum Range eines Generals brachte. Ein Puſchkin, Urgroßvater des Dichters, heirathete die Tochter Hannibal's.

Unſer Dichter erhielt ſeinen erſten Unterricht im väterlichen Hauſe, wo er gleichſam ſpielend Franzöſiſch und Italieniſch lernte und überhaupt ſchon früh die glücklichſten Anlagen offenbarte. Dagegen wird von ſeinem Fleiß im Lyceum zu Zarskoje-Selo, welches er im Jahre 1811 bezog, nicht viel Rühmens gemacht. Doch zogen ſein Geiſt und ſeine Gedichte ſchon damals die Aufmerkſamkeit des berühmten Derſhäwin auf ſich, ſo daß der greiſe Dichterfürſt, bei Gelegenheit eines Examens im Lyceum, wo Puſchkin ein eigenes Gedicht vortrug, begeiſtert ſeine Hände auf des jungen Schülers Haupt legte und ihn förmlich zum Poeten einſegnete.

Im Allgemeinen ſcheint Puſchkin's Aufenthalt im Lyceum ein wohlthuender und ihn glücklich für ſeine Laufbahn vorbereitender geweſen zu ſein, da er ſich immer mit Liebe daran erinnerte und gern und häufig Gelegenheit nahm, jene Zeit in ſeinen Liedern zu verherrlichen.

Wenn man in Puschkin's Nachlaß blättert und die Menge — mitunter sehr hübscher — Gedichte liest, die sich aus seinen Knaben- und Jünglingsjahren erhalten haben, so begreift sich's leicht, daß ihm bei einer so fruchtbaren poetischen Thätigkeit wenig Zeit zu ernstern Studien übrig bleiben konnte. Unter diesen Jugendgedichten befinden sich auch einige in französischer Sprache geschriebene, wovon Eines hier deshalb seinen Platz finden möge, weil der Dichter sich selbst darin beschreibt.

Vous me demandez mon portrait,
Mais peint d'après nature:
Mon cher, il sera bientôt fait,
Quoique en miniature.

Je suis un jeune polisson
Encore dans les classes:
Point sot: je le dis sans façon,
Et sans fades grimaces.

Que il ne fut de babillard,
Ni docteur en Sorbonne. —
Plus ennuyeux et plus braillard
Que moi-même en personne.

Ma taille à celle des plus longs
Ne peut être égalée:
J'ai le teint frais, les cheveux blonds
Et la tête bouclée.

J'aime le monde et son fracas,
Je hais la solitude;
J'abhorre et noises et débats,
Et tant soit peu l'étude.

Spectacles, bals me plaisent fort,
Et d'après ma pensée,
Je dirais ce que j'aime encore . .
Si je n'étais au lycée.

Après, mon cher, il te suffit.
L'on peut me reconnaitre.
Oui! tel que le bon Dieu me fit,
Je veux toujours paraître.

Pour la malice un diablotin,
Vrai singe par la mine,
Perdant son grec et son latin:
Ma foi — voilà — Pouchkine.«

Alle Zeugniſſe ſtimmen darin überein, daß Puſchkin während ſeines Aufenthalts im Lyceum weder durch großen Fleiß, noch durch ein ernſtes Streben, wohl aber durch überlegenen Verſtand und ein außerordentliches Gedächtniß ſich ausgezeichnet habe. Dupont ſagt in ſeiner aus den beſten Quellen geſchöpften Lebensbeſchreibung Puſchkin's: »Alle ſeine Kameraden, ſelbſt diejenigen nicht ausgenommen, welche ſich wenig um die Literatur bekümmerten, liebten ihn ſeiner Lebendigkeit und ſeines offenen, aufrichtigen Charakters wegen und anerkannten die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes. Eine ritterliche Ehrenhaftigkeit war ſchon in früher Jugend der Grundzug ſeiner Handlungen und blieb es bis zu ſeinem Tode, trotz aller Wechſelfälle und Prüfungen, die das Leben ihm bot. Abgeſehen von ſeinem poetiſchen Talente hatte die Natur ihn mit großem Scharfſinn und einem ſeltenen Gedächtniſſe begabt. Eine Lektüre, eine Unterhaltung, jede gedankenvolle Betrachtung grub ſich auf immer ſeinem Gedächtniſſe ein. Trotz ſeiner Zerſtreutheit und Unaufmerkſamkeit zog er doch mehr wirklichen Nutzen aus dem Unterricht ſeiner Lehrer, als ſeine fleißigeren Mitſchüler.

»Aber ſeine glänzenden Fähigkeiten und ſeine erhabenen Gedanken über die Beſtimmung des Menſchen und Staatsbürgers konnten ihn nicht vor Fehlern bewahren, die ſeinem Dichterberufe hemmend in den Weg traten. Er überließ ſich

gar zu leicht unnützen (um nicht zu sagen: unwürdigen) Zerstreuungen. Er hatte nicht jene Beständigkeit der Arbeit, nicht jene Innerlichkeit der Anschauung, nicht jenes ausdauernde ernste Streben nach einem hohen, fernen Ziele, wodurch sich gewöhnlich die Auserwählten der Muse von der Menge unterscheiden. Er ließ sich zu sehr vom Augenblick beherrschen und verlor zu leichten Sinnes seine Zeit in nichtigen Vergnügungen.«

Kaum achtzehn Jahre alt (1817) vertauschte Puschkin seinen Aufenthalt im Lyceum mit einer Anstellung im Ministerium des Auswärtigen, und aus der fast klösterlichen Zucht russischen Studentenlebens trat er plötzlich in das rauschende Getriebe der Petersburger »großen Welt.« Dienstgeschäfte scheinen ihn während der drei Jahre, die er solchergestalt in Petersburg verlebte, wenig gestatt zu haben; wenigstens ist in dem, was er selbst und was seine Freunde aus jener Zeit berichten, nirgends die Rede davon. Es erscheint vielmehr unzweifelhaft, daß man ihm von allen Seiten fördernd und freundlich entgegenkam und daß er zur Entwicklung seines Talents wie zur Befriedigung seiner Neigungen einen so freien Spielraum und so günstige Verhältnisse fand, wie sie die nordische Hauptstadt zu bieten vermochte. Schon vom Lyceum her durch seine poetische Begabung auf das Vortheilhafteste bekannt, in den aristokratischen Kreisen heimisch durch seine Geburt und einflußreichen Familienbeziehungen, ein Liebling Derschawin's und Shukowski's, der damals gefeiertsten Dichter seines Landes, nahm Puschkin von vornherein eine hervorragende Stellung ein, wurde von vornherein der Gegenstand allgemeiner Auszeichnungen und hochgespannter Erwartungen.

Es wird ihm zum Vorwurf gemacht, daß er, mit Vernachlässigung aller ernsten Gedankenarbeit, zu sehr den Zerstreuungen des Tages nachging und so, berauscht von dem leicht erworbenen Beifall seiner Freunde, sein Streben nicht auf Höheres richtete.

Uebrigens wußte Puschkin schon damals sehr wohl die Arbeit von den Vergnügungen zu sondern, wie seine aus jener Zeit stammenden Dichtungen deutlich genug darthun. Es ist für mich eine ausgemachte Sache, daß er mehr Leichtsinn zur Schau trug, als ihm wirklich eigen war. Junge Dichter gefallen sich gar häufig darin, ihre Schöpfungen für bloße Improvisationen, bloße Erzeugnisse momentaner Begeisterung auszugeben und die zum Gedeihen jedes wirklichen Kunstwerkes unerläßliche, ernste Gedankenarbeit vor der bewundernden Menge zu verbergen, welche nicht weiß, daß noch kein Improvisator ein großer Dichter geworden.

Puschkin hatte schon in seinem einundzwanzigsten Jahre eine größere Dichtung vollendet (Ruslán und Ljudmila), welche in jeder Beziehung ein wirkliches Kunstwerk genannt zu werden verdient und welche der beste Beweis für meine Behauptung ist: daß er recht gut wußte, worauf es ankam, und daß er auch schon in seinen Jünglingsjahren höhere Interessen verfolgte, als die nichtigen Zerstreuungen eines glänzenden Salonlebens.

Mehr noch, als durch seine epische Erstlingsarbeit, erwarb sich Puschkin begeisterte Anhänger in allen Ständen durch seine censurwidrigen, bis auf den heutigen Tag ungedruckt gebliebenen, politischen Gelegenheitsgedichte, welche als poetischer Ausdruck der damaligen Stimmung eines großen Theils des Volkes, in vielen Tausenden von Abschriften über das ganze weite Russenreich verbreitet wurden. Um diesen Erfolg zu verstehen, welcher nach meinem Dafürhalten zum geringsten Theile in den poetischen Schönheiten der betreffenden Gedichte zu suchen ist, muß man sich in die Zeit zurückversetzen, wo der vom Kaiser Alexander I. selbst genährte Liberalismus in Rußland, besonders in den höheren Schichten der Bevölkerung, jene gewaltige socialistische Gährung erzeugte, welche in der Petersburger Revolution von 1825 zum Ausbruch kam.

Als Puschkin, in dem unreifen Alter von achtzehn Jahren,

wo eine eigene politische Ueberzeugung wohl noch zu den Unmöglichkeiten gehört, in die Petersburger Gesellschaft trat. war hier die revolutionäre Stimmung so vorherrschend, daß Puschkin unwillkürlich von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen wurde und sich in jugendlicher Begeisterung zu ihrem poetischen Organe machte.

Aus jener Zeit datiren seine glutvollen, Herwegh's »Lieder eines Lebendigen« an Leidenschaftlichkeit noch übertreffenden politischen Gedichte, von welchem eines, überschrieben »Ode an die Freiheit«, in die Hände des Kaisers gelangte und die Verbannung Puschkin's nach Bessarabien zur Folge hatte.

»Auf seinen Reisen [sagt einer der frühesten Biographen Puschkin's*)] mochte der Dichter wieder übermüthig geworden sein, denn im Jahre 1824 wurde er auf Befehl des Kaisers auf sein, in der Nähe von Pskoff belegenes Landgut Michailowsk verbannt, wo er zwei Jahre mit poetischen Arbeiten und ernsten Studien der russischen Geschichte, sowie des russischen Volkslebens, von aller Zerstreuung fern, sehr einsam verlebte. Als Seine Majestät der Kaiser Nikolaus aber im Jahre 1826 zur Krönung in Moskau war, ließ derselbe den Dichter unerwartet aus seinem Exil durch einen Feldjäger nach Moskau holen und vor sich erscheinen, um ihm die Freiheit zu schenken, welche Puschkin sogleich zur Herausgabe der auf dem Lande geschriebenen Sachen und zu weiteren Ausflügen benutzte, um sein Vaterland und sein Volk noch näher kennen zu lernen.«

Um diese Zeit (1826) war schon ein großer Theil des Versromans »Eugen Onägin«, so wie das historische Drama »Boriß Godunoff« vollendet, welches jedoch erst mehrere Jahre später im Druck erschien, während »Eugen Onägin« in ein-

*) Der mir mit seinem vollen Namen unbekannte E. v. O. der im Jahre 1840 bei Gravius in Berlin eine kleine Auswahl Puschkin'scher Dichtungen in ungereimter Uebersetzung erscheinen ließ.

zelnen Gesängen veröffentlicht wurde, wovon jeder eine so begeisterte, bis dahin im russischen Buchhandel unerhörte Aufnahme beim Publikum fand, daß, abgesehn von den gedruckten, immer in wenigen Wochen vergriffenen Auflagen, zahllose Abschriften davon ihren Weg durch ganz Rußland, und überall eifrige Käufer fanden*) ...

Nach der Begnadigung und außerordentlich huldvollen Aufnahme, die ihm vom Kaiser Nikolaus in Moskau zu Theil geworden, kehrte Puschkin nach Petersburg zurück, wo er bald darauf mit einem Gehalte von 6000 Rubel zum Historiographen Peter I. ernannt wurde und später auch den Titel eines kaiserlichen Kammerjunkers erhielt. Ueber seine Ernennung zum Kammerjunker — eine Würde, die den Neigungen des Dichters wenig entsprechen haben soll — erzählt man sich in Rußland eine Menge wunderlicher Anekdoten, welche ich jedoch, als nicht wesentlich zur Sache gehörend, hier mit Stillschweigen übergehe.

Dagegen kann ich nicht umhin, der verschiedenen Urtheile Erwähnung zu thun, welche russischerseits über Puschkin's Leben am Hofe, wo er sich fortwährend der besondern Gunst und Auszeichnung seines Monarchen zu erfreuen hatte, gefällt wurden.

Die unterdrückte revolutionäre Partei, die ihn als ihren poetischen Wortführer betrachtet und ihm als solchen seine ersten Triumphe bereitet hatte, nannte ihn jetzt geradezu einen Verräther an der Sache der Freiheit. Andere, welche minder

* Der Petersburger Professor Dupont berichtet in der Einleitung (S. 16) zu seiner französischen Ausgabe der Werke Puschkin's wörtlich: »Onéguine passa dans les entretiens populaires. A l'époque même où l'auteur ne l'avait pas encore publié en entier, la vente des chants séparés créait un commerce avantageux pour les copistes, qui débitaient leurs cahiers dans les capitales et dans les foires intérieures de la Russie.«

hart urtheilten, glaubten doch wahrzunehmen, daß der Dichter im Hofmanne ganz untergegangen sei; — und da Puschkin in seiner neuen Stellung sich den historischen Studien eifriger zuwandte als je und demzufolge in den ersten Jahren nach seiner Rückkehr aus der Verbannung wenig Zeit zu größeren poetischen Arbeiten fand, so wurde es selbst in weiteren Kreisen zu einem stehenden Urtheil: daß die Strahlen der Hofgunst sein frisches Talent verdorrt hätten und daß von ihm als Dichter nicht viel mehr zu erwarten sei.

Wie die Einen und die Andern sich in dem Dichter täuschten, werden wir später bei der zusammenhängenden Beurtheilung seiner Werke sehen, wovon das Beste und Reifste eben der letzten Schöpfungsperiode Puschkin's angehört.

Und in Bezug auf die ihm, gewiß mit Unrecht, vorgeworfene Sinnesumwandlung läßt sich bemerken, daß man ein sehr ehrenfester Charakter sein und doch im Alter von sechsundzwanzig Jahren ganz andere politische Ansichten haben kann als man im Alter von achtzehn Jahren hatte. Sehr bezeichnend scheint mir, was Wolffohn*) über diesen Punkt sagt: »Puschkin, der eine gesunde, praktische Vernunft besaß, und dessen frühgereifter Charakter von Anfang an aller Schwärmerei abhold war, nahm von dem politischen Zündstoffe, der sich unter Alexander's Regierung in exaltirten Köpfen häufte und nachher in so traurigen Ereignissen ausbrach, nicht mehr in sich auf, als eben zu dem Feuerwerk einiger kühnen, glänzenden Verse hinreichte, zu den Ausflüssen seines jeweiligen, poetischen Uebermuths. Sehr bündig giebt er einmal den Literaten zu bedenken, daß Aeußerlichkeiten so wenig die Gesinnung machen, wie das Kleid den Mann, daß in den Zei-

*) In der Einleitung zu seiner vortrefflichen Uebersetzung der Puschkin'schen Novelle: „Die Kapitänstochter." S. „Rußlands Novellendichter" 1. Bd. S. 262 (Leipzig 1851).

ren Horazischen Lobsanges auf Fürsten und Große gar mancher stolze, edle Trotzkopf über panegyrische Oden und devotklingende Zueignungen nachgedacht, während in unseren Tagen oft die kriechendste Gemeinheit sich hinter liberale Spiegelfechterei versteckt. Lomonossoff — erzählt er — welcher den Grafen Schuwaloff »den Beschützer der Musen, seinen hohen Patron« genannt, habe, als sich derselbe einen Scherz mit ihm erlaubt, rund heraus erklärt: »Ich, Excellenz, will nicht blos keines irdischen Machthabers, sondern selbst meines Herrgotts Narr nicht sein.« So — ruft Puschkin aus, nachdem er noch einen andern Zug von Lomonossoff's würdevollem Charakter mitgetheilt — so handelte dieser devote Hofsänger und Hofidylliste! »Daraus« — fährt er fort — »daß unsere modernen Schriftsteller keine vornehme und reiche Gönnerschaft suchen, was in Rußland schon deshalb nicht geschieht, weil sie selbst meist vornehm und reich sind, folgt keineswegs, daß sie freisinniger sind als Lomonossoff und Aehnliche. Wie mancher Autor, der bei dem bloßen Gedanken erröthet, sein Werk einem höher gestellten Manne zu dediciren, schämt sich doch nicht, vor aller Welt einem Journalisten die Hand zu drücken, den die öffentliche Meinung gebrandmarkt, der aber seinem Buche schaden oder durch Lobhudelei nützen kann. Der elendeste Skribent, der im Privatleben jeder Gemeinheit fähig ist, predigt heutzutage laut Unabhängigkeit und schreibt anonyme Pasquille auf Männer, vor denen er in ihrem Kabinete kriecht.«

* * *

Das erste Resultat der historischen Studien Puschkin's war seine »Geschichte des Pugatschew'schen Aufstandes,« worin er sich als ein Meister des historischen Stiles zeigt. Die poetischen Eindrücke, welche die Geschichte Pugatschew's in ihm erzeugte, verarbeitete er in der schon früher erwähnten unübertrefflichen Novelle: »Die Kapitänstochter.«

Im Laufe des Jahres 1827 ließ er außer dem dritten Gesange von »Eugen Onägin« auch »die Zigeuner,« »das Räuberbrüderpaar« und »Graf Nulin« erscheinen, erzählende Dichtungen, welche sämmtlich schon vor seiner Rückkehr nach Petersburg entstanden waren.

Die Art seines Lebens und Arbeitens während seines zweiten Aufenthalts in der Hauptstadt war folgende: Er stand sehr früh auf, arbeitete unausgesetzt bis zwei oder drei Uhr Nachmittags, ging dann ein paar Stunden spazieren oder machte sich auf andere Weise, durch Reiten, Fechten, Turnen — Leibesübungen, die er sehr liebte und in welchen er ein Meister war — eine heilsame Bewegung, dinirte dann mit großem Appetite und brachte den Abend meistens in befreundeten Familien oder andern geselligen Kreisen zu. Hin und wieder wurde die Einförmigkeit dieses Lebens durch einen Ausflug aufs Land, ein paar Mal durch einen längeren Aufenthalt in seiner Lieblingsstadt Moskau unterbrochen.

Der Herbst, den er mehr als Frühling und Sommer liebte, war für ihn auch die günstigste und fruchtbarste Zeit seines poetischen Schaffens. Um diese Zeit kam Alles in ihm zur Reife, was er im Laufe des Jahres gedacht, gelebt und gelernt hatte. Um die Mitte September verließ er Petersburg, um bis zur Mitte Dezember ganz seiner Freiheit und seiner Muse zu leben. Er pflegte diese Zeit auf seinem Landgute Michailowsk, im Gouvernement Pskoff, zuzubringen, und zwar in der größten Einsamkeit, ohne andere Gesellschaft als seine alte Amme, die er wie eine Mutter verehrte und der er immer vorlas was er Neues geschaffen hatte, wie einst Molière seiner Magd.

Puschkin hatte eine absonderliche Vorliebe für schlechtes Wetter. Trockene Luft und Sonnenschein waren ihm unbehaglich, stimmten ihn trübe. Am wohlsten fühlte er sich, wenn der Himmel sich mit Wolken umzog, wenn es draußen stürmte und plätscherte. An solchen Tagen schuf er am leich-

teſten und glücklichſten. Die kurze Glut des Sommers war ſeinem poetiſchen Schaffen eben ſo ungünſtig wie die lange Kälte des Winters, und der Frühling ſtimmte ihn immer melancholiſch.

Puſchkin beſaß auf dem Lande eine ſehr anſehnliche, wohlausgewählte Bibliothek, die er fortwährend bedacht war durch neue Schätze zu vermehren. In ſeinem Bedürfniß gute Bücher anzuſchaffen, verglich er ſich einem Glaſer, den ſein Handwerk zwinge, Diamanten zu beſitzen.

Im Jahre 1829 erſchien Puſchkin's hiſtoriſche Dichtung »Poltäwa« und eine neue Ausgabe ſeiner zerſtreuten kleineren Gedichte in zwei Bänden. Auch die dramatiſche Dichtung »Boriß Godunoff« wurde jetzt zum Drucke vorbereitet. Alle dieſe Sachen wurden gleichſam unter perſönlicher Mitwirkung des Kaiſers veröffentlicht. Es ſoll ſich damit folgendermaßen verhalten haben. Verſchiedene der Puſchkin'ſchen Geiſteskinder waren — von der plumpen Cenſurſcheere beſchnitten — ſo verſtümmelt ans Licht der Welt getreten, daß der Dichter ſchwur, lieber nichts mehr drucken zu laſſen, als ſeine Schöpfungen von der Cenſur verſtümmelt zu ſehen.

So verging eine geraume Zeit, in welcher nichts von Puſchkin erſchien, außer den kleinen, pſeudonym geſchriebenen Jahresbeiträgen, welche er regelmäßig für die von ſeinem Freunde Delwig redigirten »Blumen des Nordens« lieferte.

Auf die Frage des Kaiſers, warum ſo lange nichts Neues von ihm im Druck erſchienen ſei, ſoll Puſchkin nach einigem Zögern geantwortet haben: »Sire, weil ich mit der Cenſur nichts zu thun haben mag!«

Darauf ſoll der Kaiſer den Dichter bei der Hand genommen und lächelnd zu ihm geſagt haben: »Nun, beruhige Dich, Alexander Sergejitſch, ich werde künftig ſelbſt Dein Cenſor ſein!«

Thatſache iſt, daß fortan alle Manuſkripte des Dichters

durch die Hände Sr. Majestät in die Druckerei wanderten und daß auch die spätere Gesammtausgabe von Puschkin's Werken alle ihre Ausstellungen und Censurlücken von kaiserlicher Hand erhielt.

Wie bedauerlich auch diese Lücken erscheinen mögen, da sie häufig geradezu den Zusammenhang unterbrechen, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Censur des mächtigen Selbstherrschers verhältnißmäßig mit großer Milde geübt wurde. Stellen z. B. wie die Schlußstrophe des sechsten Buchs von »Eugen Onägin« würden vor der Scheere eines gewöhnlichen Censors schwerlich Gnade gefunden haben.

Im Jahre 1829 folgte Puschkin, der sich auf die Dauer in der Einförmigkeit des Petersburger Lebens unbehaglich fühlte, dem Siegeszuge des Feldmarschalls Paskjewitsch nach Erserum. Er sah den größten Theil der an großartigen Naturschönheiten so reichen Länder wieder, die ihn schon in früheren Jahren gefesselt und begeistert hatten; er durchzog die Steppe, den Kaukasus, Georgien und einen Theil von Armenien, und seine in musterhafter Prosa geschriebene Schilderung dieses erlebnißreichen Zuges erinnert durch ihren einfachen, edlen Stil und ihre durchsichtige Klarheit der Darstellung lebhaft an Göthe's italienische Reise.

Zurückgekehrt vom Kaukasus, dachte Puschkin ernstlich daran, sich zu verheirathen, und begab sich im Frühjahr 1830 auf sein Gut Boldino, im Gouvernement Nischny-Nowgorod, um seine ökonomischen Angelegenheiten zu ordnen. Hier blieb er, da inzwischen in der Hauptstadt die Cholera wüthete, den ganzen Sommer hindurch, und wie wenig ihn seine Liebe in seinen literarischen Arbeiten störte, geht aus einem Briefe hervor, den er von Moskau aus, wo er im Herbst seine Ver-

lobte besuchte, an einen Freund in Petersburg richtete: — — »Ich kann Dir im Vertrauen sagen, daß ich in Boldino fleißiger und fruchtbarer gewesen bin als jemals zuvor. Lies und staune, wenn ich Dir die Früchte meines diesjährigen Schaffens der Reihe nach aufzähle: Zunächst habe ich die beiden letzten Gesänge meines »Eugen Onägin« vollendet und für den Druck vorbereitet; dann habe ich eine poetische Erzählung: »Das Häuschen in Kolomna,« in achtzeiligen Stanzen geschrieben, nebst einer Reihe dramatischer Scenen: »Der geizige Ritter,« »Mozart und Salieri« und: »Ein Fest in der Pestzeit.« Zwischendurch sind auch gegen dreißig kleinere Gedichte entstanden. Doch dies ist noch nicht Alles: ich habe auch (aber das muß Geheimniß bleiben) fünf Erzählungen in Prosa geschrieben (Erzählungen von Belkin), welche für Delwig bestimmt sind.« —

Baron Delwig, eine literarische Notabilität in Rußland, Herausgeber der »Blumen des Nordens« und seit 1830 auch der »literarischen Zeitung,« an welchen beiden Blättern Puschkin sich lebhaft betheiligte, war einer der vertrautesten Freunde des Dichters, dessen Seele so an ihm hing, daß er sich lange nicht darüber zu trösten vermochte, als er Delwig am 14. Januar 1831 durch den Tod verlor. Alle Briefe, in welchen Puschkin über diesen, ihm unersetzlichen Verlust spricht, drücken die tiefste, zärtlichste Betrübniß aus. In einem dieser Briefe, vom 31. Januar, heißt es unter Anderm: »Ich kannte Delwig schon vom Lyceum her. Ich war gleichsam der erste Zeuge der Entwicklung seiner poetischen Seele und seines schönen Talents, das man lange nicht nach Gebühr gewürdigt hat. Ich las mit ihm gemeinschaftlich Derschawin und Shukowsky. Ich unterhielt mich mit ihm über Alles, was Herz und Gemüth bewegt. Sein Leben war ein reiches — nicht an romantischen Ereignissen, sondern an schönen und tiefen Gefühlen, an Vertrauen und klarem Verstand und Verständniß-

Schon im folgenden Monate war Puschkin's Hochzeit. In einem kurz nachher (am 22. Febr.) geschriebenen Briefe heißt es: »Ich bin verheirathet. Mein einziger Wunsch ist jetzt, daß nichts an meinem Leben sich ändere. Diese neuen Verhältnisse sind mir so ganz ungewohnt, daß ich mir vorkomme wie in einem ganz neuen Leben wandelnd. Die Erinnerung an Delwig ist der einzige Schatten meiner sonst himmelklaren Existenz.«

Puschkin wollte für die Familie seines verstorbenen Freundes selbst die Redaktion der »Blumen des Nordens« übernehmen und fing an, mit allem Eifer Beiträge zu sammeln, so wenig ihm auch innerlich dergleichen Geschäfte zusagten. Der Aufenthalt in Moskau, den er bis zum Mai ausdehnte, gefiel ihm außerordentlich. Nichtsdestoweniger freute er sich auf seine Rückkehr nach Zarskoje-Selo (bei Petersburg), wo er schon früher glückliche Tage verlebt hatte. In einem (vom 26. März datirten) Briefe an denselben Freund, an welchen auch die oben auszugsweise mitgetheilten Briefe gerichtet sind, sagt er: »So werde ich denn den Sommer und Herbst in meiner begeisternden Einsamkeit, unfern der Hauptstadt, in den Erinnerungen alten und im Genusse neuen Glücks und gesegnet mit allen Annehmlichkeiten des Ehestandes verleben. Ich werde Dich und Shukowsky jede Woche sehen. Petersburg ist ganz in der Nähe. Das Leben dort ist billig; Equipage brauche ich nicht zu halten. Was bleibt mir noch zu wünschen übrig?«

Puschkin täuschte sich nicht in seinen Erwartungen, dieser Sommer war einer der glücklichsten seines Lebens. Shukowsky hatte ebenfalls seinen Wohnsitz in Zarskoje-Selo aufgeschlagen, beide Dichter lebten im freundschaftlichsten Verkehr und wetteiferten in poetischen Erzeugnissen.

Aus dieser Zeit datiren die im volksthümlichen Tone geschriebenen »Märchen vom König Saltan, — von der todten

Zarentochter« u. A.; ferner zwei politische Gedichte: »An die Verläumder Rußlands« und der »Jahrestag von Borodino,« wozu Puschkin durch die damals in Frankreich und Deutschland herrschenden Zeitstimmungen angeregt wurde.

In demselben Jahre begann Puschkin seine Geschichte Peters des Großen, eine Arbeit, welche leider unvollendet blieb, obgleich sie — nur unterbrochen durch weitere poetische Erzeugnisse — ihn bis zum Ende seines Lebens beschäftigte.

Im Jahre 1833 erschien der dritte Theil seiner kleineren Gedichte und der letzte Band der »Blumen des Nordens.«

Die historischen Forschungen, denen er den größten Theil des Tages in den Archiven oblag, fingen bald an ihn herzlich zu langweilen, und statt seine Thätigkeit zu begrenzen und unablässig das eine vorgesteckte Ziel: die Geschichte Peters des Großen, zu verfolgen, zersplitterte er sich in hundert andern Plänen und Entwürfen. Das Studium der Geschichte fesselte ihn nur so weit es seine Muse neu befruchtete. Sein allzu beweglicher Geist konnte es nicht lange bei einem Gegenstande aushalten. Und je leichter er Alles begriff und zu lebensvollen Bildern gestaltete, desto lästiger und überflüssiger erschien ihm das mühevolle Studium des Details. Es fehlte ihm nicht an Eifer, aber an Ausdauer der Arbeit.

Schon im Laufe des Jahres 1833 unternahm er wieder eine größere Reise in das Innere Rußlands, um den Schauplatz des denkwürdigen Aufstandes von Pugatschew, den er so meisterhaft beschrieben hat, zu besuchen. Seinem Aufenthalte in Orenburg verdanken wir die schon früher erwähnte herrliche Novelle: »Die Kapitäns-Tochter.«

Nach seiner Rückkehr betheiligte er sich lebhaft an der periodischen Zeitschrift »Lesebibliothek,« in welcher er abwechselnd Gedichte und Novellen drucken ließ.*) Bereits im Jahre 1835

*) Eine deutsche Übersetzung von Puschkin's Novellen erschien wenige Jahre nach des Dichters Tode (in Jena, von Dr. Tröst und Sabinin.

war die Zahl seiner neuen Gedichte wieder so angewachsen, daß er sie gesammelt in einem besonderen Bande erscheinen ließ.

Im Jahre 1836 entstanden seine, besonders durch Schönheit der Sprache ausgezeichneten Dichtungen: »Der eherne Reiter,« »Der steinerne Gast,« »Die Stremnitz« und »Galuk.« — Zu Ende desselben Jahres hatte der Dichter das Unglück, seine Mutter zu verlieren, und als er die Hingeschiedene zu ihrer letzten Ruhestätte im Kloster von Swjätogorsky geleitete, ließ er sich — gleich als überkäme ihn eine Ahnung seines eigenen nahen Todes — einen Begräbnißplatz an ihrer Seite anweisen.

Wenige Monate darauf (27. Januar 1837) fand jenes unglückliche Duell statt, in welchem Rußland, durch die schußgeübte Hand des Herrn v. Dantès (v. Heeckeren), seines größten Dichters beraubt wurde.

Zur Ergänzung dieser Skizze mögen nur noch ein paar Worte, seine äußere Erscheinung betreffend, folgen.

Alle von ihm existirenden Porträts werden von denen, die ihn im Leben gekannt haben, als sehr ähnlich bezeichnet, — ein Beweis, daß er ein durchaus charakteristisches Gesicht gehabt haben muß. Von kleiner Gestalt und äußerst geschmeidig und lebhaft in seinen Bewegungen, machte er trotzdem einen durchaus männlichen und würdigen Eindruck. Sein dunkles, krauses Haar, so wie eine breite Nase und blitzende kleine Augen und sein unruhiges, leidenschaftliches Wesen erinnerten stets lebhaft an das in seinen Adern wallende Mohrenblut. Seine Unterhaltung war lebendig und geistreich, aber er sprach immer in abgerissenen Sätzen.

Verfolgt man aufmerksam den poetischen Entwicklungsgang Puschkin's, so findet man darin ein treues Bild des Entwicklungsganges Rußlands.

»Ruslan und Ljudmila« spielt in der Zeit des noch unhistorischen, fabelhaften Rußlands, Rußlands in seiner

Kindheit wie es bis zu Peter dem Großen war, der gewaltſam mit der Vergangenheit brach und zwiſchen der alten und neuen Geſchichte Rußlands eine nie wieder ganz ausfüllbare Kluft zog.

In ähnlicher Weiſe hatte Puſchkin in ſeinem Jugendgedichte »Ruſlán und Ljudmila« alle poetiſchen Traditionen abgeſchüttelt. Und wie das verjüngte Rußland zunächſt vorwiegend von den Einflüſſen fremder Bildung beherrſcht wurde, ſo waren auch in den nächſten Dichtungen Puſchkin's fremde Einflüſſe vorherrſchend, beſonders der Einfluß Byron's, dem ſich damals wohl kein einziger Dichter der jüngeren Generation ganz entziehen konnte.

Zu den von dieſem Einfluſſe zeugenden Gedichten Puſchkin's gehören hauptſächlich »Der Gefangene im Kaukaſus« und »Die Zigeuner.«

Der »Gefangene im Kaukaſus« erzählt die Schickſale eines jungen Ruſſen, der gedrückt von den Verhältniſſen ſeiner Heimat, in der großartigen Gebirgswelt des Kaukaſus ein ſchönes, freies Leben ſucht, und ſtatt deſſen in die Hände der Tſcherkeſſen fällt und eine traurige Gefangenſchaft findet, aus welcher er jedoch durch die Liebe eines ſchönen Bergmädchens wieder befreit wird. Sie giebt ſich ſelbſt den Tod, nachdem ſie ihn gerettet, weil ſie ohne ihn nicht leben kann und er ihre Liebe nicht erwiedern konnte.

Das Gedicht, als epiſche Schöpfung unbedeutend, iſt reich an lyriſchen Schönheiten, und bezaubernd durch die Pracht ſeiner Bilder und ſeine melodiſche Sprache. Puſchkin ſelbſt, als ihm auf ſeiner zweiten Reiſe durch den Kaukaſus in Lars ein Exemplar des »Gefangenen« in die Hände fiel, ſchrieb darüber ſehr richtig: »Ich geſtehe, daß ich das Gedicht mit großem Vergnügen wiedergeleſen habe. Alles iſt noch ſchwach, jugendlich, unreif; aber es iſt Wahrheit darin und das Meiſte iſt richtig gefühlt und gut ausgedrückt. Seinen Erfolg hat es wohl hauptſächlich den lyriſchen Stellen zu verdanken.«

Ich theile hier ein dem Gedichte eingeflochtenes Lied mit, welches in Rußland sehr beliebt ist. Die Situation ist diese: Tscherkessen ziehen aus zum Kampfe, und wie das Gestampf ihrer Rosse am Ufer des Kuban verhallt, wird es still im Aoule. Vor den Schwellen der Hütten liegen die treuen Wächter der Bewohner: riesige Hunde. Nackte, braune Kinder spielen in den Gassen, während in einiger Entfernung in traulichem Kreise die Alten sitzen, ihre Pfeifen rauchen und dem Gesange junger Mädchen lauschen, die folgende Strophen singen:

Tscherkessenlied.

Dumpf rauscht im Strom die rasche Flut,
Die Nacht liegt auf der Berge Kranze;
Der Bergkosak ermüdet ruht
Gestützt auf seine Eisenlanze.
Nicht schlaf, Kosak! im Graun der Nacht
Am Ufer der Tschetschener wacht.

Den Strom schwimmt der Kosak hinab
Und zieht sein Netz empor vom Grunde, —
Kosak! das Wasser wird Dein Grab,
Der Strom hat seine böse Stunde —
Wag' nicht Dein Leben unbedacht:
Am Ufer der Tschetschener wacht!

An heimatlicher Wasser Bord
Blühn üppige Kosakenstädtchen;
Froh zum Gesange schlingen dort
Im Tanz sich schöne Russenmädchen,
Ihr Sängerinnen! eilt, habt Acht:
Am Ufer der Tschetschener wacht!

In dem anderen Gedichte »die Zigeuner« wird uns ein mit großer Naturtreue gemaltes Bild einer wandernden Zigeunerhorde gegeben, der ſich auf ihrem Zuge durch die Steppe von Beſſarabien ein der Civiliſation entflohener junger Mann, Aleko, anſchließt. Durch die Liebe Semphira's, eines ſchönen Zigeunermädchens, gefeſſelt, verweilt er Jahre lang bei der wandernden Horde, bis er die traurige Erfahrung macht, daß das Glück ſo wenig in der wilden Freiheit des Zigeunerlebens als in dem konventionellen Zwange der großen Welt zu finden ſei. Seine Semphira, welche die Liebe leichter nimmt als er, wird des ſchwermüthigen Aleko bald überdrüſſig und verliebt ſich in einen jungen Zigeuner, wird jedoch bei einer nächtlichen Zuſammenkunft mit dieſem von dem eiferſüchtigen Aleko überraſcht und ſammt ihrem Geliebten ermordet.

Derſelben Periode, in welcher »die Zigeuner« entſtanden, deren Held »Aleko« ſeine Byron'ſche Verwandtſchaft nicht verleugnen kann, gehören die erzählenden Dichtungen »Graf Nulin,« »der Springquell von Bachtſchiſaraï« und »das Räuberbrüderpaar« an.

»Graf Nulin« iſt ein keck aus dem Leben gegriffenes Bild im niederländiſchen Geſchmacke, mit großer Friſche und Feinheit gemalt, aber ohne höhere poetiſche Bedeutung.

Der »Springquell von Bachtſchiſaraï« dagegen iſt ein ächtes Stück Poeſie im höheren Stile, ein poetiſcher Diamant, in welchem ſich in verklärtem Glanze das ſchöne Tauris abſpiegelt mit ſeiner tatariſchen Alhambra und deren Bewohnern während der letzten Glanzperiode der Herrſcher aus dem Hauſe Oſchinabis-Eban's. Sowohl der grimme Girei, wie die beiden Frauengeſtalten — Marie, die Tochter des Nordens und Zarema, das Kind des Südens — ſind mit großer poetiſcher Wahrheit gezeichnet.

»Das Räuberbrüderpaar« gilt in Rußland für eines der originellſten und bedeutendſten Gedichte Puſchkin's, und

wird, obgleich es durchaus in russischen Verhältnissen und Anschauungen wurzelt, auch außerhalb Rußlands auf jedes gesunde Gemüth einen erschütternden Eindruck machen. Zu tadeln ist jedoch, daß der Dichter, aus Liebe zur realistischen Wahrheit, an einigen Stellen die Grenzen des Schönen überschreitet.

Seinen Höhepunkt im epischen Stile erreichte Puschkin in seiner, trotz allen Unebenheiten, großartigen Dichtung Poltáwa.

Ganz anderer Art und in ganz anderem Tone geschrieben ist Puschkin's berühmter Versroman: »Eugen Onägin,« der vom Dichter schon in den ersten zwanziger Jahren begonnen, aber erst im reifen Mannsalter vollendet wurde.

Der beispiellose Enthusiasmus, den diese Dichtung (obgleich man sie füglich eine Satire auf den Enthusiasmus nennen könnte) in Rußland hervorrief, kann in Deutschland, wo man höhere Anforderungen an die Kunst stellt, kaum verstanden werden.

Das nämlich, was wir zunächst von einer Dichtung ersten Ranges verlangen: Befreiung von den beengenden Verhältnissen des täglichen Lebens, Erlösung von der gemeinen Wirklichkeit — finden wir in »Eugen Onägin« nicht.

Puschkin ist darin seinem Volke kein poetischer Messias, der es, mit Hinweisung auf eine bessere Zukunft, die Leiden der Gegenwart ertragen lehrt, in seinem Unglücke zu trösten weiß. Er fühlt, daß eine solche idealistische Poesie zur Zeit in Rußland weder Verständniß noch Glauben finden würde. Daß er von dieser Ueberzeugung ausgeht, ist in Lensky, dem Vertreter jener idealistischen Richtung im Gegensatz zu dem blasirten Onägin, klar genug ausgesprochen. Shakespeare, Göthe, Schiller und andere Dichter ersten Ranges waren den Russen lange vor Puschkin's Auftreten bekannt. Die Gebildeten lasen diese Dichter in der Ursprache; der großen Menge

waren sie durch meistens vortreffliche Uebersetzungen vermittelt. Sie wurden gelesen, auch bewundert, aber rechten Anklang, rechtes Verständniß fanden sie doch nur bei bevorzugten Einzelnen.

Wie ganz anders war der Eindruck, den Puschkin's Dichtungen und besonders die einzeln veröffentlichten Gesänge des »Eugen Onägin« hervorbrachten!

Die Ursache dieser für den Fremden auffallenden Erscheinung ist leicht zu finden. In Puschkin's Dichtungen athmete durchaus nationale Luft; in den Gestalten, welche der Dichter seinen Landsleuten vorführte, erkannten diese sich selbst wieder; die Gefühle, denen er Wort lieh, waren ihre eigenen Gefühle oder doch diesen nahe verwandt. Der denkende Theil der Nation sah sich, sah ganz Rußland zum ersten Mal in einem poetischen Spiegel, und die rücksichtslose Wahrheit, mit welcher dieser Spiegel alle Gebrechen und Auswüchse zeigte, that der allgemeinen Begeisterung wenig Eintrag. Einem Puschkin, der hinlänglich bewiesen, daß er sein Vaterland liebe, daß er Russe mit Leib und Seele und daß sein Haß und sein Zorn nur Kinder seiner Liebe seien, einem solchen Dichter verzieh man viel, und wer sich dennoch etwa verletzt fühlte, der machte gute Miene zum bösen Spiel.

Dazu kam, daß die moderne Poesie in Rußland keine volksthümlichere Gestalt erzeugt hat als Puschkin's »Onägin.« Diejenigen irren sehr, welche in »Onägin« nichts anderes erblicken als eine Kopie Byron's, der bekanntlich allen seinen Helden zum Verwechseln ähnlich sieht.

Ein geistreicher Beurtheiler meiner Uebersetzung im Londoner Athenäum bemerkt sehr richtig, daß es nichts Abgeschmackteres gebe, als die von gewissen überklugen Kritikern in Deutschland abgedroschene Phrase: Puschkin's Werke seien eben doch nur Nachahmungen Byron'scher Dichtungen. Allerdings, meint der englische Gelehrte, habe die britische Muse

begeisternden Einfluß auf den Dichter geübt, aber die Gegenstände seiner Darstellung seien doch durchaus russisch.*) Und in ganz besonderem Maße gilt dies von »Eugen Onägin,« dem Repräsentanten einer Gattung, welche außerhalb Rußland gar nicht zu finden ist.

Jeder vornehme Russe, der nach Selbständigkeit ringt, anderes Glück sucht, als der Glanz der Epauletten oder das korrumpirte Beamtenthum ihm zu bieten vermag, ist ein »Onägin.« Und sein tragisches Schicksal ist, daß er zermalmt wird von den Rädern der einförmigen Staatsmaschine, die er nicht mit treiben hilft. Hammer oder Amboß; — was dazwischen liegt, verfällt dem Untergange.**)

Der Onägin unseres Gedichtes ist ein junger, blasirter Salonheld, ausgerüstet mit Allem, was man in der Welt für das Fundament irdischer Glückseligkeit zu halten pflegt, und trotzdem — unglücklich und lebensüberdrüssig. Er ist unglücklich, weil er sich mit der bestehenden Ordnung des russischen Staatswesens nicht versöhnen kann, weil er ein Herz hat für die Leiden seiner Mitmenschen und doch keine Möglichkeit sieht, ihnen zu helfen. Er ist lebensüberdrüssig, weil er den Kelch aller sinnlichen Freuden früh bis auf die Neige geleert hat und danach in der Welt eigentlich nichts mehr zu thun findet. Um die Zeit zu tödten und sich zu zerstreuen, versucht er sich in allen Künsten, aber Nichts will ihm gelingen, da es eben so an der rechten Verbildung und Ausdauer, wie am rechten Ernst und an der rechten Weihe fehlt. Er ist eben ein Produkt russischer Verhältnisse und moderner Salonbildung.

Als erquicklichen Gegensatz zu dieser unerquicklichen und

*) »The inspiring muse is British, but the subjects of her song are thoroughly Muscovite.« Athenaeum, 15. März 1855.

**) Dieser Ausspruch bezieht sich natürlich auf die russischen Zustände wie sie zu Puschkin's Zeit waren.

doch höchſt intereſſanten Erſcheinung zeichnet uns der Dichter die jugendfriſche, ideale Geſtalt Wladimir Lenskp's.

Lenskp iſt ebenfalls als der Repräſentant einer Gattung in Rußland zu betrachten. Alle jungen Ruſſen von idealer Gemüthsrichtung, die fern vom Strudel der großen Welt erzogen, ſich einer gründlichen Bildung zu erfreuen gehabt, auf deutſchen Univerſitäten ſtudirt haben, ſind Lenskp's. Auch ſie ſind dem Untergange geweiht, aber aus ganz andern Gründen, als die Onägin's. Sie ſterben vor der Zeit, und meiſtens am gebrochenen Herzen.

Eines fehlt bei »Eugen Onägin«, wie überhaupt bei den größeren Dichtungen Puſchkin's aus der ſpäteren Zeit: ein befriedigender Schluß. Aber dieſer Mangel war durch keine Kunſt zu erſetzen, wenigſtens nicht von Innen heraus, nicht aus der Entwicklung der Charaktere, wenn Puſchkin ſich nicht ſelber untreu werden wollte.

Onägin iſt eben eine Satire auf die heutigen ruſſiſchen Zuſtände und insbeſondere auf die ruſſiſche Geſellſchaft, wie ſie ſich unter fremden Einflüſſen entwickelt hat. Puſchkin glaubte nicht an die Dauer dieſer Zuſtände; er glaubte nicht, daß aus dieſer Geſellſchaft etwas Geſundes, Lebensfähiges ſich entwickeln könne, und doch vermochte er, auf dem gegebenen Boden, kein Ende des Beſtehenden abzuſehen, keine Ausſicht in eine erfreulichere Zukunft zu finden. Das iſt es was ich meinte, als ich oben bemerkte: Puſchkin zeige ſich wohl in »Eugen Onägin« als großen Dichter, aber ein poetiſcher Meſſias ſei er durch dieſes Gedicht ſeinem Volke nicht geworden. Wohlverſtanden: durch dieſes Gedicht, in welchem wir den Dichter nur von Einer Seite kennen lernen.

* * *

Nach »Eugen Onägin« wird von der russischen Kritik Puschkin's historisches Drama »Boriß Godunoff« am höchsten gestellt. Seinem poetischen Werthe nach mag es diese Stelle verdienen; ein Drama, im eigentlichen Sinne des Wortes, ist es nicht. — Puschkin wählte die dramatische Form als die bequemste, eine dunkle Periode*) vaterländischer Geschichte poetisch zu beleuchten. In seiner historischen Auffassung folgte er hauptsächlich den Forschungen Karamsin's, dem auch das Werk gewidmet ist, welches das unbestreitbare Verdienst hat, eine acht poetische Incarnation der Zeit zu sein, in welcher es spielt. Zur scenischen Darstellung aber ist es durchaus ungeeignet, wie ich mich bei meinen wiederholten vergeblichen Versuchen, es auf die Bühne zu bringen, entschieden überzeugt habe. Alle übrigen dramatischen Arbeiten Puschkin's sind Fragmente geblieben und waren von vornherein nicht für die Bühne bestimmt . . .

So wenig ich sonst mit den Ansichten des Staatsraths Gretsch in seinen Vorlesungen über russische Literatur übereinstimme, so glaube ich doch, daß er Recht hat, wenn er von Puschkin sagt: »Sein Genius war kein anhaltend lodernder, sanftes und wohlthätiges Feuer auf dem Altar der Muse; die Ergießungen desselben glichen den Ausbrüchen eines Vulkans — sie waren eben so momentan und zugleich eben so glühend und mächtig. Zu einem langathmigen Erzeugnisse reichten ihm die Kräfte nicht aus, und nur wo er in einem Gusse arbeiten konnte, offenbarte er die ganze Kraft und Größe, die ganze Geschmeidigkeit seines Geistes.«

Deshalb hat er sich auch durch seine kleineren Gedichte am tiefsten in das Herz des Volkes hineingesungen, wie er denn überhaupt von vorwiegend lyrischer Begabung war und

*) Bekanntlich ist in neuester Zeit durch die trefflichen Arbeiten Prosper Mérimée's ein gutes Theil jener dunklen Geschichtsperiode aufgehellt.

auch in ſeinen größeren Dichtungen da am meiſten bewegt und erhebt, wo er ſich ganz ſelbſt giebt mit ſeinem Denken und Empfinden.

Uebrigens mag man über Puſchkin's Dichtungen ſagen und kritiſiren ſoviel man will, Eines wird kein Sachverſtändiger daraus wegläugnen können, nämlich: daß jede von ihnen die vornehmſte poetiſche Forderung erfüllt, welche iſt: in reiner, künſtleriſcher Form ein intereſſantes Stück Menſchenleben zu offenbaren.

Und was den, überall mehr verderblichen als fördernden Einfluß des britiſchen Dichters auf den ruſſiſchen anbelangt, ſo möchte ich dieſes bemerken: Die geniale Ueberlegenheit und den höhern Flug Byron's zugegeben, finde ich doch in Puſchkin mehr Wahrheit, Geſundheit und Natur. Der britiſche Dichter ſuchte ſich ſeine Eindrücke, Aufregungen und Stoffe in der ganzen Welt zuſammen; er reiſte gleichſam auf Poeſie — während der ruſſiſche Dichter ganz in ſeiner Heimat wurzelt, das poetiſche Organ der Sage und Geſchichte, der Sitte und Unſitte, des Glaubens und Aberglaubens ſeines Volkes iſt.

Und was ihm die Kritik zum Vorwurf macht: daß er ſeine Stoffe zu ſelten der verklärenden Vergangenheit entnommen und ſeine Poeſie zu ſehr in der unruhigen, wechſelvollen Gegenwart ſich bewege mit Hinblick auf die Zukunft, das iſt es eben, wodurch er ſeinem Volke beſonders werth und theuer geworden.

Denn dieſes Volk hat noch keine Vergangenheit, fängt erſt an zu leben und ſieht in der Gegenwart eine große Vorbereitungszeit für eine größere Zukunft.

Daß bei uns dieſe Anſicht — im ruſſiſchen Sinne — nicht überall getheilt wird, und daß wir überhaupt einen andern Maßſtab der Beurtheilung an poetiſche Erzeugniſſe legen, iſt ganz in der Ordnung. Immerhin dürfte es aber für jeden

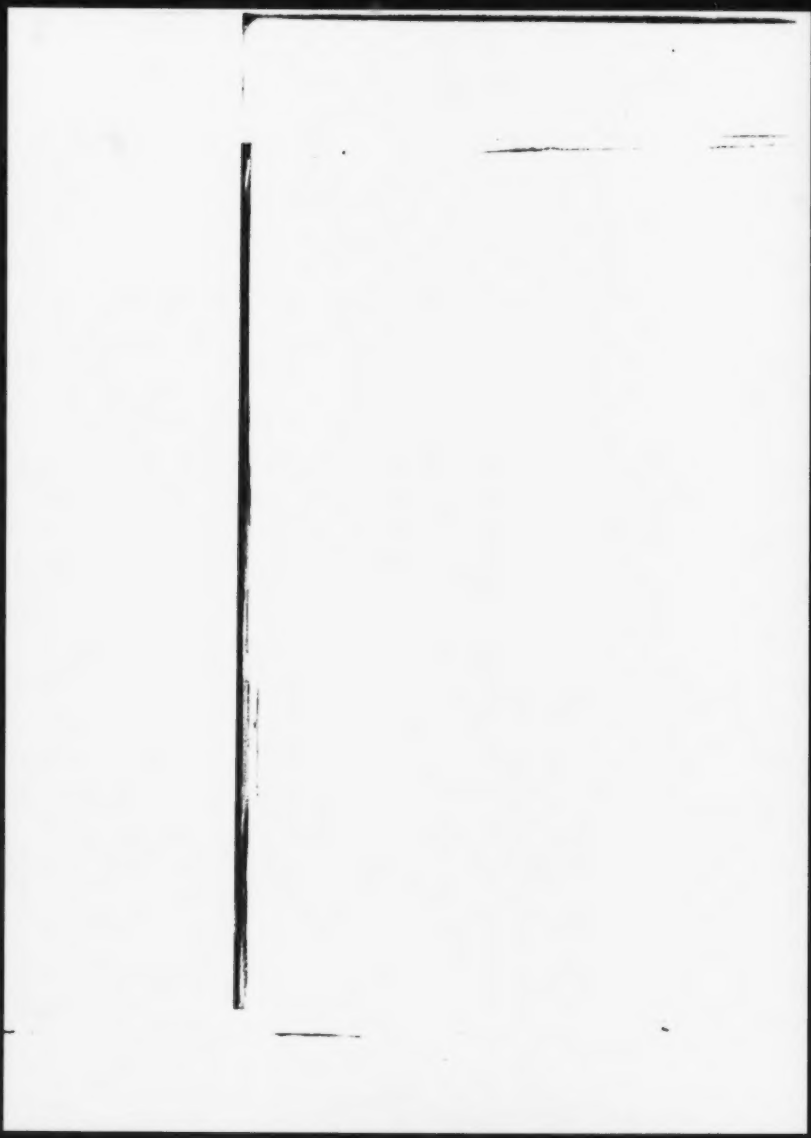
denkenden Deutschen von einigem Interesse sein, in Puschkin den poetischen Ausdruck eines Volkes kennen zu lernen, das doch nachgerade anfängt, in der Weltgeschichte ein Wörtchen mitzusprechen.

Freilich wird es wohl noch eine gute Weile dauern, ehe Rußland Werke zu schaffen vermag, die den Werken der größten abendländischen Dichter ebenbürtig zur Seite stehen. Das Höchste in der Poesie kann eben nur da erreicht werden, wo das Volk noch in einfachen Naturzuständen lebt, oder schon auf der Höhe der Kultur steht. Alles Dazwischenliegende kommt dem Einen wie dem Andern nicht gleich und vermag nichts künstlerisch Vollendetes zu erzeugen.

Aus seinen einfachen Naturzuständen ist aber das russische Volk längst herausgetreten, und auf der Höhe der Kultur steht es bekanntlich noch nicht.

I.

Lyrisches und Epigrammatisches.



Der Engel.

Ein Engel steht, ein Glanzgebilde,
An Edens Thor, das Haupt geneigt,
Indeß der tückische, der wilde
Dämon dem Höllenschlund entsteigt.

Der Geist des Zweifels, der Verneinung
Sieht auf das reine Wesen hin,
Und Reue quält bei der Erscheinung
Zum Erstenmal des Bösen Sinn:

»Dich nicht umsonst hab' ich betrachtet!
Ich habe, reiner Himmelsgast,
Nicht alles Irdische verachtet,
Nicht alles Himmlische gehaßt!«

Ständchen.

Nächtlicher Duft
Weht durch die Luft;
Es sauft,
Es braust
Der Guadalquivir.

Sieh, der Mond ist aufgegangen;
Leise, horch ... Guitarrenton ...
Eine Maid in Jugendprangen
Steht gelehnt auf den Balken.

Nächtlicher Duft
Weht durch die Luft;
Es sauft,
Es braust
Der Guadalquivir.

Nimm vom Nacken die Mantilla,
Wie der Tag uns aufzugehn —
Schönstes Mädchen von Sevilla,
Laß Dein kleines Füßchen sehn!

Nächtlicher Duft
Weht durch die Luft;
Es sauft,
Es braust
Der Guadalquivir.

Die Schönheit vor dem Spiegel.

Sieh auf die Liebliche, wie sie vor ihrem Spiegel
Das stolze Haupt mit frischen Blumen schmückt,
Mit ihren Locken spielt — und wie im treuen Spiegel
Der Stolz, der schlaue Blick, das Lächeln ausgedrückt!

Der Talisman.

Wo des ew'gen Meers Geschäume
Sich an öden Felsen bricht,
Wo zur Nacht durch duft'ge Räume
Wärmer strahlt des Mondes Licht;
Wo in Haremsluft verweichelnd
Selig lebt der Muselmann,
Eine Zauberin gab schmeichelnd
Einst mir einen Talisman.

Und liebkosend sprach sie: wahre
Sorgsam meinen Talisman!
Kräfte birgt er, wunderbare,
Drum aus Liebe nimm ihn an.
Zwar von Krankheit und vom Grabe,
Vom Gewitter und Orkan,
Deinen Kopf und Deine Habe
Rettet nicht mein Talisman!

Bietet nicht der Mahometen
Schätze Dir und Reichthum an,
Die Bekenner des Propheten
Macht er Dir nicht unterthan,
Von des Meeres öden Borden
Zu der Liebe Herzensbann,
Aus des Südens Land nach Norden
Führt Dich nicht mein Talisman!

Aber wenn von schönen, schlauen
Augen Du bezaubert bist,
Oder wenn im nächt'gen Grauen
Liebeles ein Mund Dich küßt:
Vor Vergessen, vor Vergeben,
Vor Verrath und Sünde dann,
Und vor neuen Herzensweben
Schützt Dich, Freund, mein Talisman!

Der Sturm.

Tobt der Sturm, den Tag verhüllt er,
Treibt den Schnee im Wirbelwind; —
Wie ein wildes Thier bald brüllt er,
Wimmert bald wie'n kleines Kind ...
Bald im ſtrohbedeckten Dache
Lärmt er voll Zerſtörungswuth,
Pocht bald laut am Fenſterfache,
Wie wohl ſpät ein Wandrer thut.

Morſche Hütte, Gott erhalte
Dich in dieſer Sturmesnacht!
Was am Fenſter, liebe Alte,
Hat ſo ſchweigſam Dich gemacht?
Machte Dich der Sturm verſtummen
Als Du ſpannſt an Deinem Lein?
Oder ſchlieſſt Du bei dem Summen
Deiner trauten Spindel ein?

Trink mit mir, Genoſſin, treue,
Meiner armen Jugendzeit!
Her den Becher! Und auf's Neue
Wird das Herz voll Fröhlichkeit.
Sing ein Lied mir, von der Weiſe,
Die gehauſ't am Meeresring,
Von dem Mädchen, das ganz leiſe
Morgens früh zum Brunnen ging.

Tobt der Sturm, den Tag verhüllt er,
Treibt den Schnee im Wirbelwind; —
Wie ein wildes Thier bald brüllt er,
Wimmert bald wie'n kleines Kind . . .
Bald im strohbedeckten Dache
Lärmt er voll Zerstörungswuth,
Pocht bald laut am Fensterfache,
Wie wohl spät ein Wandrer thut.

Aus fremdem Land, von meinem Herzen
Trieb Heimweh Dich in's Vaterland.
O Zeit der Trennung, Zeit der Schmerzen,
Da ich in Thränen vor Dir ſtand!

Ich hielt Dich feſt mit kalten Händen,
Ich flehte ſeufzend tauſendmal:
Nicht zu zerreißen, nie zu enden
Die glutenvolle Abſchiedsqual.

Doch Du, in plötzlicher Ermannung
Entriſſeſt meinen Armen Dich,
Vom Lande ſchauriger Verbannung
Rieſt Du in Deine Heimat mich.

Du ſprachſt: bald küſſ' ich Dich auf's Neue
Im ſchattigen Olivenhain,
Dort unter ewiger Himmelsbläue
In meiner Heimat bin ich Dein! —

Doch wehe mir! In jenen Räumen,
Wo lau die Luft, der Himmel klar,
Wo unterm Fels die Waſſer träumen,
Schloß ſich Dein Aug' auf immerdar!

So ſchwand Dein Reiz, wie Deine Leiden,
Und wie der Kuß auch, den Du mir
Zum Wiederſehn verſprachſt beim Scheiden —
Dort wart' ich ſein ... ich folge Dir!

Antwort an F. C.

Nein, nein, Tscherkessin ist sie nicht!
Doch aus dem vielbesungenen
Georgien seit Jahrhunderten
Kam solch ein schönes Mädchen nicht!

Nein, nicht Agat im Strahle brennt
Des Auges aus dem der Sinn spricht —
Doch alles Gold im Orient
Gilt seine süße Strahlen nicht!

Gold und Stahl.

Mein ist Alles! sprach das Gold;
Mein ist Alles! sprach der Stahl.
Alles kauf' ich! sprach das Gold;
Alles nehm ich! sprach der Stahl.

Ein frohes Mahl.

Gern weil' ich beim freien Mahl
Wo die Freiheit ihren Sitz hat,
Tischbeherrscher der Pokal
Und Minister ist wer Witz hat.
Wo im Herzen Heiterkeit,
Menschenliebe im Gesicht ist;
Wo der Kreis der Gäste weit,
Und der Kreis der Flaschen dicht ist.

Der Namenstag.

Trinkt und singt, Ihr lieben Leute,
Lärmt so viel ein Jeder mag,
Freundschaft, Anmuth, Jugend heute
Feiern bei uns Namenstag.
In dem lustigen Getriebe
Bei dem lauten Festjubel,
Bringt Euch ihren Gruß die Liebe,
Denkt: mann kommt mein Namenstag!

Ex ungue leonem.

Ein paar von meinen Liedern wurden neulich
Gedruckt, doch stand mein Name nicht darunter;
Ein Kritikaster findet sie abscheulich,
Und reißt sie — gleichfalls namenlos — herunter.
Doch die Vermummung hielt nicht lange Stich,
Es ging mir wunderlich mit jenem Thoren:
An meinen Krallen bald erkannt' er mich,
Und ich erkannte ihn an seinen Ohren.

O sing' Du Schöne, sing' mir nicht
Georgiens wehmutvolle Lieder, —
Sie wecken wie ein Traumgesicht
Mir fernes Land und Leben wieder.

Auf mich herein in wilder Pein
Aus Deinen Liedern klingend bricht es
Die Sternennacht, der Mondenschein,
Der Schmerz des lindlichen Gesichtes —

Das liebliche Gesicht, bei Dir
Vergaß' ich es, und ach! wie gerne, —
Doch wenn Du singst, erscheint es mir
Und ruft mich grausam in die Ferne.

O sing' Du Schöne, sing' mir nicht
Georgiens wehmutvolle Lieder, —
Sie wecken wie ein Traumgesicht
Mir fernes Land und Leben wieder.

Einſamkeit.

Ich grüße dich, du traute Einſamkeit,
Du Stätte der Begeiſterung und Weihe,
In Glück leb' ich und in Vergeſſenheit
Hier meiner Tage ſtille Reihe'

In dir geböre' ich nun, und wende mit Verachtung
Vom Lärm der Welt mich ab und deiner Stille zu
Dem Nichtsthun das ſich paart mit ſinniger Betrachtung
Der Eichenwälder Rauſchen, der Felder heil'ger Ruh

Dein bin ich nun! und, o, wie gern vertauſch' ich
Den Glanz der Stadt und ihre Feſtgelage
Mit deiner Fluren Pracht! Andächtig lauſch' ich
Der Vögel Sang, der mich am frühen Tage
Hinausruft in die friſche Luft.
Wie lieb' ich dieſen blum'gen Garten hier
Mit ſeiner Bäume ſchattenreicher Zier,
Der Wieſe Grün, des Heues würz'gen Duft
Den Quell, der murmelnd dem Gebüſch entquillt,
Durch's Thal ſich ſchlingt die Fluren zu erfriſchen
Und fern mit andern Quellen ſich zu miſchen —
All überall ein lebenvolles Bild . . .

Dort dunkel blau'n vor mir die Flächen zweier Seeen,
Von buntgeſtreiften Feldern und Hügeln weit umrahmt;
Vom leichten Fiſcherboot ſchneeweiße Segel wehen,
Halb hinter Grün verſteckt zerſtreute Hütten ſtehen,
Die träge Heerde weidet am feuchten Uferland.
Hier von der Mühle rauſcht's laut wie ein Waſſerfall,
Luſt, Leben, Schaffen, Segen überall!

Hier aller Eitelkeit und nicht gen Sorge fern,
Lern' ich das Glück in Wahrheit finden,
In freier, freier Anbetung des Herrn
Dem Wahn der Menge mich entwinden,
Taub für die laute, freche Klage sein,
Verschämtem Unglück theilnahmvoll mich weih'n,
Und lern' ich freien Angesichts
Das Rechte von dem Schlechten unterscheiden,
Nicht mehr die falsche Größe zu beneiden
Des Thoren oder Bösewichts.

Hier wend' ich mich an dich, Orakel aller Zeiten,
Und finde Trost und Muth bei dir;
Im Heiligthume dieser Einsamkeiten
Vernehmlicher klingt deine Stimme mir.

Sie scheucht mich auf aus träumendem Erschlaffen,
Läßt mich mit neuer Kraft zur Arbeit greifen,
Und die Gedanken, die du selbst erschaffen,
Still in der Tiefe meiner Seele reifen.

*) Von der Einsiedelei.

Die längst verschollne Lust vergangner Tage
Drückt wie ein Reuweh mich nach einem Trunkgelage.
Doch meines Herzens Gram dem Weine gleicht,
Der, wie er altert, auch an Stärke steigt.
Mein Pfad ist trüb. Vom grauenvollen Meer
Der Zukunft drohn Gefahr und Leiden her.

Doch ich will, Freunde, von der Welt nicht scheiden!
Will leben, um zu denken und zu leiden.
Ich weiß, daß zwischen Sorgen, Sturm und Weben
Auch Lust und Freude mir noch auferstehen.
Ich werde Kunst und Leben neu genießen,
Noch Thränen der Begeisterung vergießen,
Und einst auf meines Grabes trüber Nacht
Vielleicht der Liebe Lebewohl mir lacht.

Der Dichter.

Mutbles in sich zusammenbricht,
Von eitlem Erdentand bemeistert,
Der Dichter, wenn die Muse nicht
Zu ihrem Dienste ihn begeistert.
Sein heilig Saitenspiel verstummt,
Sein eignes Wesen geht verloren,
Und gar in Thorheit ganz vermummt
Scheint er der Schlimmste aller Thoren.
Kaum aber mahnend trifft sein Ohr
Der Muse Ruf, der wunderbare,
Da rafft er sich zum Flug empor
Gleich einem aufgescheuchten Aare.
Das wüste Treiben und Ergötzen
Der Menge läßt ihn kalt und leer,
Und vor des Volkes feilen Götzen
Beugt er sein stolzes Haupt nicht mehr.
Ihm schwillt die Brust von Weh und Klang,
Es treibt ihn fort in mächt'gem Drang,
Des dunklen Eichenwaldes Rauschen,
Des Stromes Wellgetös zu lauschen.

Die Wolke.

Vorbei iſt der Sturm, das Gewitter zerſtoben,
Was ſchwebſt du allein noch, o Wolke, dort oben!
Verdunkelſt allein noch den blühenden Hag,
Betrübeſt allein den frohlockenden Tag!

Haſt eben erſt grollend den Himmel umhangen,
Das zündende Blitze dir zuckend entſprangen,
Haſt Donner geſchleudert, dich finſter geſenkt,
Die lechzende Erde mit Regen getränkt.

Erfriſcht iſt nun Alles, das Wetter zerſtoben,
Verſchwinde auch du, letzte Wolke dort oben!
Der Wind, der jetzt koſt mit den Blättern am Baum,
Vertreibt dich ſonſt bald aus dem ſonnigen Raum.

Georgia's Hügel ruhn im nächt'gen Schlummer,
Vor mir ſchäumt die Aragua.
Mir iſt ſo trüb und leicht — es ſtrahlt durch meinen Kummer
Dein liebes Bild, Du biſt mir nah,
Du Einzige! es wird mein ſüßer Schmerz
Durch Nichts geſtört, durch Nichts vertrieben —
Auf's Neue liebend glüht und ſchlägt mein Herz:
Weil's ihm unmöglich, nicht zu lieben!

Ich liebte Dich: vielleicht iſt dieſes Feuer
In meinem Herzen noch nicht ganz verglüht,
Doch Deine Ruh iſt mir vor Allem theuer,
Durch nichts betrüben will ich Dein Gemüth.
Ich liebte Dich, ſtumm, hoffnungslos und ſchmerzlich,
In aller Qual, die ſolche Liebe giebt —
Ich liebte Dich ſo wahrhaft und ſo herzlich,
Gott geb', daß Dich ein Andrer je ſo liebt!

Der Antſchar. *)

Im heißen, dürren Wüſtenraum
Vereinſamt auf der weiten Erde
Steht der Antſchar, der Todesbaum,
Ein Wächter finſter von Geberde.

In ihrem Zorn ließ die Natur
Der Wüſte den Antſchar entſprießen,
Und tödtlich-gift'ge Säfte nur
Durch ſeine Adern ſich ergießen.

Aus der verglühten Rinde träuft
Das Gift hervor, bis es erkaltet
Am Abend, tropfenweis gehäuft
Durchſichtig ſich zu Harz geſtaltet.

*) Sprich: Antſchar.

Der Vogel ſcheut dem Baum zu nahn,
Der Tiger ſelbſt, der Wüſtenſtreifer,
Der Samum nur auf ſtürm'ſcher Bahn
Berührt ihn — ſtürmt verheert weiter.

Und wenn ihn eine Wolke näßt
Die ſich verirrt im Wüſtenlande,
Vergiftet ſchnell von dem Geäſt
Verliert das Waſſer ſich im Sande.

Der Menſch jedoch mit Herrſchersinn
Schickt andre Menſchen zum Antaſten,
Macht ſich zu ſchrecklichem Gewinn
Des Baumes Gift, das harzig raſte.

Der Sklav bringt auf des Herrn Gebeiß
Das Harz mit den verdorrten Zweigen,
Und einen eiſig kalten Schweiß
Fühlt er aus ſeinem Antlitz ſteigen.

Die Kraft verſagt ihm, er erblaßt,
Und ſterbend brechen ſeine Glieder
Im Zelte auf dem Weidenraſt
Zu des Gebieters Füßen nieder.

Der Häuptling taucht in dieſes Gift
Den Pfeil, und trägt damit Verderben
In fremde Stämme; wen er trifft
Muß martervollen Todes ſterben.

Den Verläumdern Rußlands.

Was lärmt Ihr, Volksredner, in schwindelnder Betörung?
Was sucht und drohet Ihr dem heil'gen Russenland?
Was hat Euch so erregt? des Polenlands Empörung?
Schweigt! Diese Frage löst nicht Euer Unverstand;
Es ist ein alter Streit im slavischen Geschlechte,
Und keines Fremden Blick entscheidet hier das Rechte.
Uralt und vielfach sind die Leiden
Die dieser Hader schon erzeugt;
Schon oft ward ein Volk von den beiden
Durch des Gewitters Sturm gebeugt.

Wer wird im ungleichen Kampfe als Sieger erscheinen?
Neigt sich dem Polen, dem falschen — dem treuen Russen die Wage?
Werden die slavischen Flüsse im russischen Meere sich einen,
Wird es austrocknen? das ist die gewichtige Frage!

O schweigt! Für Euch sind nicht geschrieben
Die blut'gen Tafeln der Geschichte,
Ihr seid dem Streite fremd geblieben
Und unbefähigt zum Gerichte!
Für Euch sind Kremlin, Praga stumm,
Nach neuem Kampf seht Ihr Euch um —
Tollkühnes Wagen ist Euch Lust,
Has gegen uns füllt Eure Brust . . .

Warum? Weil wir auf den Ruinen
Im Flammenmeer von Moskau's Brande,

Uns widerſetzten dem zu dienen,
Der Euch in Knechtſchaft ſchlug und Bande?
Weil wir ihn in den Abgrund zwangen,
Ihn, der die Welt gedrückt mit ſeinem Heere,
Weil wir mit unſerm Blut errangen
Europa's Freiheit, Frieden, Ehre?

In Worten ſeid Ihr ſtark — verſucht es in der That,
Denkt Ihr, von Ismail der alte Feldſoldat
Vermag auf's Neue nicht ſein Bajonnet zu ſchwingen?
Denkt Ihr, des Zaren Wort wird ungehört verklingen?
Iſt's neu für uns mit Europa zu kriegen,
Hat der Ruſſe verlernt zu kämpfen und ſiegen?
Sind unſrer wenig? Oder von Perm bis Tauris Land,
Von Finnlands kalten Felſen bis zum heißen Korosſtrand,
Von wo der Kremlin golden blinkt
Bis wo ſich China's Mauer ſchlingt,
Erhebt ſich Rußland nicht alsbald
Gleich wie ein Stahl- und Eiſenwald?
Drum, eitle Schwätzer, lärmt nicht mehr!
Schickt Eure Söhne zu uns her,
Sie finden Platz im Ruſſenland,
Bei Gräbern, ihnen wohlbekannt.

Das Denkmal.

Ein Denkmal hab' ich mir in meinem Volk gegründet,
Nicht Menschenhand erschuf's, kein Gras bewächst den Pfad —
Doch stolzer ragt es auf als jenes das verkündet
Napoleon'sche Ruhmesthat.

Nein! ganz vergeh' ich nicht: mag auch zu Staube werden
Was der Verwesung Raub, der Leib den man begräbt —
Im Liede lebt mein Geist, so lange noch auf Erden
Auch nur ein einz'ger Dichter lebt.

Durch alles Russenland trägt meinen Ruhm die Muse,
Wo einst mich jeder Stamm in seiner Zunge nennt,
Der stolze Slave mich, der Finne, der Tunguse,
Wie der Kalmyk der Steppe kennt.

Und lange wird mein Volk sich liebend mein erinnern,
Weil ich es oft erfreut durch des Gesanges Macht,
Für alles Gute Sinn erweckt in seinem Innern,
Und den Gefallnen Trost gebracht.

O Muse! folge stets der Stimme deines Gottes,
Fürcht' nicht Beleidigung, nicht auf Belohnung sieh,
In Gleichmuth hör' den Ruf des Ruhmes wie des Spottes,
Und mit den Thoren streite nie!

II.

Volksthümliches.

Lied von dem wahrſagenden Oleg.[1]

Der Rache zu gilt den Chaſaren nun,
  Oleg läßt rüſten und werben:
Ihre Dörfer und Felder, ſchwur er bei Perún,[2]
  Mit Feuer und Schwert zu verderben.
Auf treuem Roſſe, in Panzer und Wehr,
So ritt er in's Feld, hoch voran ſeinem Heer.

Da tritt ihm entgegen aus dunkelem Hain,
  Ein Seher, ein Geiſter-Vertrauter;
Gehorſam Perún, ſeinem Gotte allein,
  Verborgnes und Künft'ges durchſchaut er;
All ſein Leben in Beten und Forſchen zerrann,
Und Oleg tritt alſo den Alten an:

Sag, Sehergreis, Liebling der Götter, ſag:
  Was werd' ich auf Erden erfahren?
Naht bald vielleicht ſchon mein Todestag,
  Zur Freude der frechen Chaſaren?
Sag wahr, ohne Furcht, was das Loos mir beſcheert,
Und ich ſchenke zum Lohn Dir mein Lieblingspferd' —

Ich fürchte die mächtigſten Fürſten nicht
  Und kann ihre Gaben entbehren,
Wahrhaftig und frei meine Zunge ſpricht
  Was in Gunſt mir die Götter gewähren.
Die Zukunft liegt dunkel dem ſpähenden Blick,
Doch zeigt Deine heitere Stirn Dein Geſchick.

Gedenk meines Wortes: Dein Herrscherglanz
Wird ruhmvoll im Kampf sich erneuen;
Du hängst Deinen Schild an das Thor von Byzanz,[3])
Dein Schwert wird die Feinde zerstreuen;
Ueber Land und Meer geht Dein Herrscherthum
Dem Feinde zum Neide, Dir selber zum Ruhm.

Und die tückische Woge des blauen Meers,
Und der Sturm bringt Dir keine Gefahren;
Vor der Schärfe des Dolches, des Pfeiles, des Speers,
Wird Dein gutes Geschick Dich bewahren.
Kein Schleuderwurf dringt durch Dein Panzerhemd,
Und alle Gefahr in der Schlacht bleibt Dir fremd.

Dein Roß wird mit Dir keine Mühe scheu'n,
Folgsam mit Dir stehen und eilen,
Nicht wanken wenn Sturm und Gefahren dräu'n,
Nicht fliehn vor den feindlichen Pfeilen;
Die Kälte, der Schlachtlärm bringt ihm keine Noth,
Und doch einst von diesem Roß hast Du den Tod!

Erst lächelt Oléa — doch es schwindelt sein Kopf,
Verfinstert sich seine Geberde;
Er hält seine Hand an den Sattelknopf
Und schwingt sich herunter vom Pferde.
Und trüb seinem treuen Thier zugewandt
Steht der Fürst und streichelt's mit zitternder Hand.

Wir müssen jetzt scheiden, es wird mir schwer,
So sprach er, ließ fallen die Zügel —
Du treuer Gefährte, ach, nimmermehr
Tritt mein Fuß in den goldenen Bügel —
Lebwohl und gedenk mein! — Dann rief er zum Troß:
Herbei schnell, Ihr Knaben, und nehmt dieses Roß!

Bedeckt es recht warm und behandelt es zart,
  Wählt die beſten Weiden und Ställe,
Und nährt es mit Korn von der beſten Art
  Und tränkt es mit Waſſer der Quelle ...
Die Knappen führten das Roß hinweg
Und gaben ein andres dem Fürſten Oleg. —

Nach Jahren wohl ſchmauſte der Fürſt im Kreis
  Seiner alten Schlachtenkumpane,
Ihre Locken waren ſchon alle weiß,
  Wie Schnee auf dem Haupt der Kurgane; [1])
Sie gedenken vergangener Zeiten des Kriegs,
Gemeinſamer Thaten des Ruhmes und Siegs.

Oleg, der Fürſt, einen Knappen frug:
  Was macht mein Roß, mein gutes,
Geht es ſtolz noch und leicht wie es einſt mich trug,
  Iſt es munter und frohen Muthes?
Und die Antwort ſcholl: Am Hügelshang
Liegt Dein Roß begraben ſchon Jahre lang.

Der mächtige Fürſt ſenkt ſinnend ſein Haupt
  Und denkt: wie ward ich betrogen!
Hätt' ich nimmer dem trügenden Worte geglaubt,
  Alter Seher, Du haſt mich belogen!
Noch heute trüge mein Roß mich vielleicht ...
Er befiehlt, daß man ihm die Gebeine zeigt.

So reitet der Fürſt mit Jger fort
  Und den andern Gäſten des Schloſſes;
Bald ſieht er am Hügel, am Dnjeprbord
  Die edlen Gebeine des Roſſes,
Von Erde beſchmutzt und von Regen naß,
Darüber wogt hohes Reidergras.

Leis tritt auf den Schädel des Pferdes zu
Der Fürst, spricht mit trüber Geberde:
Mein treuer Gefährte, zur ewigen Ruh
Vereint mich dir bald wohl die Erde!
Dich schlägt nun kein Beil und nicht röthet dein Blut
Das Grab, darin einst dein Gebieter ruht —)

Ha! jetzt geht Dein Wort in Erfüllung, Prophet,
Verderben droht mir aus den Knochen! —
Aus dem Roßschädel kommt, wo der Herrscher steht,
Eine Grabesschlange gekrochen,
Wie ein schwarzes Band umschlingt sie sein Bein,
Von dem tödtlichen Biß bebt er laut an zu schrein.

Man feiert des Todten Grabfest lang,
Rings klingen und schäumen Pokale;
Fürst Igor sitzt oben am Hügelshang
Mit Olga, dem holden Gemahle.
Die Krieger gedenken der Zeiten des Kriegs,
Gemeinsamer Thaten des Ruhmes und Siegs.

Anmerkungen des Uebersetzers.

1) Olég (sprich: Óleg) war der Nachfolger und Vetter Rurik's, des Gründers der russischen Monarchie. Er trat die Regierung an im Jahre 879; seinen Zug nach Konstantinopel, auf welchen obiges Lied sich bezieht, begann er im Jahre 907; er starb 913. Der alte russische Chronist Nestor behauptet, auf dem Berge Schtschekowitza am Ufer des Dnjepr Olég's Grab noch gesehen zu haben. Lomonossoff erzählt („Alte Russische Geschichte von dem Ursprunge der Russischen Nation" ꝛc., 2. Theil, 2. Kap.) die Sage von Olég's Tode genau so wie sie noch im Munde des Volkes fortlebt und von Puschkin poetisch gestaltet ist.

2) Perun (spr. Pérún), der Gott des Donners, war die vornehmste Gottheit der alten Slaven. (S. Hanusch, die Wissenschaft des slavischen Mythus ꝛc., Lemberg 1842.)

3) „Olég hing, zum Zeichen des erhaltenen Sieges, seinen Schild an den Thoren von Konstantinopel auf, und trat mit großer Beute die Rückreise nach Rußland zu Wasser an." (Lomonossoff 2. Th. 2. Kap.)

4) Kurgane (spr. Kürgáne): die Grabhügel der alten Slaven, wie man sie noch heute in großer Anzahl in den russischen Steppen findet.

5) Diese Stelle bezieht sich auf die alte slavische Sitte, derzufolge bei dem Kampfspiel, welches zu Ehren eines gestorbenen Helden stattfand, das Streitroß auf dem Grabe seines Herrn erschlagen wurde. Dieses feierliche Spiel, bestehend in Faustkampf und Ringen am Grabe des Verstorbenen, hieß die Trisna (тризна), und die dabei Betheiligten wurden Trisniki genannt.

Märchen vom Fiſcher und dem Fiſche. [1])

Ein Alter mit ſeiner Alten wohnte
Am Ufer des Meeres, des blauen Meers,
In einer alten Erdhütte wohnten
Die beiden ſchon drei und dreißig Jahr.
Der Alte ging auf den Fiſchfang aus,
Derweilen die Alte zu Hauſe ſpann.
Einſt ſenkt' er ſein Netz in's Meer hinab,
Doch als er es aufzog, fand er nur Schlamm.
Zum zweiten Mal ſenkt' er das Netz hinab,
Doch er fand nichts darin als Gras aus dem Meer.
Zum dritten Mal ſenkt' er das Netz hinab,
Und ſiehe, er fing einen goldenen Fiſch,
Einen goldenen Fiſch von ſeltener Art.
Der Fiſch, da er ihn aus dem Netze nahm,
Hub mit Menſchenſtimme zu raunen an:
»Laß Alter, laß mich zurück in's Meer,
Und ich gebe Dir koſtbaren Lohn dafür,
Gebe Alles Dir was Dein Herz begehrt.«
Da erſtaunte der Alte, erſchreckte ſehr;
Wohl ficht er ſchon drei und dreißig Jahr,
Doch nie hat er Fiſche reden gehört.
Und er that wie der goldene Fiſch ihn bat,
Ließ ihn frei, ſagte mit Schmeichelton:
Möge Gott mit Dir ſein, Du goldener Fiſch!
Kehr in Freiheit zurück in das blaue Meer,
Ich begehre von Dir keinen Lohn dafür,
Tauche nieder und ſchwimme nach Herzensluſt! —

Darauf kehrte der Alte zur Alten heim
Und erzählte das große Wunder ihr:
Einen Fiſch fing ich heute in meinem Netz,
Einen goldenen Fiſch von ſeltener Art,
Der zu reden begann wie mit Menſchenmund.
Seine Freiheit um koſtbaren Lohn erbat,
Um heimzukehren in's blaue Meer
Mir Alles verſprach was mein Herz begehrt.
Doch ich wagte nicht ihn um Lohn zu bitten,
Ließ ihn frei zurück in das blaue Meer.

Hub die Alte den Alten zu ſchelten an:
O Du alter Thor, alter Gimpel Du!
Warum wagteſt Du nichts von dem Fiſche zu nehmen?
Hätteſt Du doch nur einen Trog begehrt,
Unſer alte iſt ganz verdorben ſchon.

Ging der Fiſcher zurück zum blauen Meer,
Und er ſieht, leiſe kräuſelt die Fläche ſich.
Und er ſpähet und ruft nach dem goldenen Fiſch.
Schwamm der Fiſch herbei, bub ihn zu fragen an:
Was, Alter, iſt Dein Begehr von mir?
Darauf ſich verbeugend der Alte ſprach:
Erbarme Dich meiner, erzürne nicht!
Meine Alte hat mich geſcholten um Dich,
Und ſie läßt mir daheim keine Ruhe mehr.
Sie begehrt einen neuen Trog in's Haus,
Unſer alte iſt ganz verdorben ſchon!

Gab der goldene Fiſch ihm zur Antwort darauf:
Betrübe Dich nicht, kehre heim mit Gott,
Der Trog ſoll Euch werden nach Eurem Bedarf!

Wieder kehrte der Alte zur Alten heim,
Und der neue Trog war im Hause schon.
Doch noch ärger fing die Alte zu schelten an:
O Du alter Thor, alter Gimpel Du!
Hast Du alter Thor einen Trog begehrt,
Ist solch Geschenk wohl der Mühe werth?
Kehre um zum Fische und grüße ihn,
Erbitte ein hölzernes Haus für uns.

Ging der Fischer aufs Neue zum blauen Meer.
Und siehe, das blaue Meer trübte sich.
Und er spähet und ruft nach dem goldenen Fisch.
Schwamm der Fisch herbei, hub ihn zu fragen an:
Was, Alter, ist Dein Begehr von mir?
Darauf sich verbeugend der Alte sprach:
Erbarme Dich meiner, erzürne nicht!
Meine Alte schilt mich noch ärger aus,
Und sie läßt mir daheim keine Ruhe mehr,
Ein hölzernes Haus wünscht das zänkische Weib.

Gab der goldene Fisch ihm zur Antwort darauf:
Betrübe Dich nicht, kehre heim mit Gott,
Das hölzerne Haus steht bereit für Euch!

Und der Fischer trat seinen Rückweg an:
Von der Erdhütte war keine Spur mehr zu sehn.
Es erhob sich vor ihm ein hölzernes Haus
Mit Schornstein von Ziegeln, weiß übertüncht,
Und mit hoher, eichener Bretterpforte.
Am Fenster sitzt seine Alte schon;
Kaum sieht sie den Mann, so zankt sie ihn aus:
Du Gimpel, Du bist doch ein rechter Thor,
Begehrst so ein hölzernes Bauernhaus!

Kehr' um auf der Stelle und grüße den Fisch:
Ich will keine niedrige Bäuerin sein,
Will wohnen und leben als Edelfrau!

Ging der Fischer zum blauen Meere zurück,
Es wogte und brauste das blaue Meer.
Und er wartet und ruft nach dem goldenen Fisch.
Schwamm der Fisch herbei, bud ihn zu fragen an:
Was, Alter, ist Dein Begehr von mir?
Darauf sich verbeugend der Alte sprach:
Erbarme Dich meiner, erzürne nicht!
Noch schlimmer als früher jetzt tobt meine Frau
Und läßt mir daheim keine Ruhe mehr:
Sie will keine niedrige Bäuerin sein,
Will wohnen und leben als Edelfrau.

Gab der goldene Fisch ihm zur Antwort darauf:
Betrübe Dich nicht, kehre heim mit Gott!

Und es kehrte der Alte zur Alten heim:
Sieht er vor sich ein hohes Säulenhaus.
Auf der Freitreppe steht seine Alte schon
In kostbarer Jacke von Zobelvelz,
Mit seidenem Kopfputze bunt und reich,
Um den Hals eine blitzende Perlenschnur,
An den Fingern goldene Ringe,
Die Füße mit rothen Pantoffeln geschmückt.
Um sie her stehen eifrige Diener,
Und sie schlägt die Diener, zerzaust ihr Haar.
Redet also der Alte die Alte an:
Glück auf, hohe Herrin, gnäd'ge Edelfrau!
Jetzt wird Deine Seele zufrieden sein.
Da erboste die Frau, fuhr ihn heftig an,
Schickt ihn zum Stalle, zu dienen dort.

So war schon die zweite Woche vergangen,
Und das Toben der Alten nahm immer zu.
Auf's Neue schickt sie den Alten zum Fisch.
Geh fort auf der Stelle und grüße den Fisch:
Ich will keine einfache Edelfrau sein,
Will herrschen in Freiheit als Königin!

Da erschreckte der Alte und sprach zu ihr:
Was, hast Du Tollkraut gegessen, Weib?
Ich erbitte für Dich kein Reich vom Fisch,
Es würde Dir selbst nur zum Hohne sein.

Da erzürnte die Alte in ganzem Zorn
Und sie gab ihrem Mann einen Backenstreich:
Was? wagst Du Bauer zu streiten mit mir?
Mit mir, einer vornehmen Edelfrau!
Nimm Rath und Vernunft an, geh' gleich zum Meer,
Ich zwinge Dich wenn Du's nicht willig thust!

Ging der Fischer zum blauen Meere zurück,
Ganz trübe und schwarz ward das blaue Meer.
Und er spähet und ruft nach dem goldnen Fisch,
Schwamm der Fisch herbei, hub ihn zu fragen an:
Was, Alter, ist Dein Begehr von mir?
Darauf sich verbeugend der Alte sprach:
Erbarme Dich meiner, erzürne nicht!
Auf's Neue empört meine Alte sich,
Jetzt will sie schon nicht mehr Edelfrau sein,
Will herrschen in Freiheit als Königin!

Gab der goldene Fisch ihm zur Antwort darauf:
Betrübe Dich nicht, kehre heim mit Gott,
Deine Alte soll herrschen als Königin.

Und der Alte kehrte zur Alten zurück.
Sieht er vor sich prangen ein Königsschloß,
In dem Schlosse sitzt seine Alte schon,
An der Tafel sitzt sie als Königin;
Ihr dienen Bojaren und Hofleute viel,
Die ihr Wein einschenken, übersetzischen.
Dann ißt sie zierlichen Honigkuchen.
Um ihr steht ihre fruchtbare Leibwächterschaar,
Die Streitäxte auf den Schultern tragend.
Als der Alte das sah, erschrack er sehr,
Warf sich hin zu Füßen der Königin:
Gruß und Heil Dir, fruchtbare Königin!
Nun wird endlich Deine Seele zufrieden sein!

Die Alte aber sah ihn gar nicht an,
Winkte blos mit den Augen ihn fortzuschaffen.
Sprangen Hofleute und Bojaren herbei
Und rissen den Alten rücklings fort.
An der Thüre kamen die Wächter herzu,
Hätten bald mit der Streitaxt ihn niedergehauen;
Und draußen das Volk verhöhnte ihn:
Nun, was thust Du nur, alter Teufel, im Schloß?
Laß es Dir für die Zukunft zur Lehre sein
Daß der Esel in seinen Stall gehört!

Geht wieder eine Woche nach der andern hin,
Und der Unmuth der Alten nimmt immer zu:
Sie befiehlt aufs Neue ihren Mann aufzusuchen.
Und man findet ihn bald, führt ihn hin zu ihr.
Redet also die Alte den Alten an:
Gehe hin zum Meere und grüße den Fisch,
Ich will nicht länger hier Königin sein,
Will Herrscherin werden im blauen Meer,

Daß ich wohne auf tiefem Meeresgrund
Und der goldene Fisch mir dienstbar werde
Als Bote, so oft ich ihn senden will.

Der Alte macht keinen Widerspruch,
Gehorcht dem Befehl ohne Schwierigkeit
Und wandert aufs Neue zum blauen Meer.
Ueber'm Meer zieht ein dunkles Gewitter auf,
Hoch hebt sich die Flut und tobt und braust,
Und heult mit dem Sturme in lautem Zorn.
Und der Fischer ruft nach dem goldnen Fisch.
Schwamm der Fisch herbei, bot ihm zu fragen an:
Was, Alter, ist Dein Begehr von mir?
Darauf sich verbeugend der Alte sprach:
Erbarme Dich meiner, erzürne nicht!
Siehe, immermehr plagt mich mein böses Weib,
Jetzt will sie schon nicht mehr Königin sein,
Will Herrscherin werden im blauen Meer,
Daß sie wohne auf tiefem Meeresgrund
Und Du selber ihr dienstbar werdest heran
Als Bote, so oft sie Dich senden will.

Kein Wort sprach diesmal der goldene Fisch,
Mit dem Schwanze schlug er das Wasser leise,
Und verschwand, in die Tiefe des Meeres gleitend.
Vergebens stand lange auf Antwort harrend
Der Alte, dann kehrt er zur Alten heim . . .
Was sieht er! Vor ihm seine Erdhütte liegt,
Auf der Schwelle sitzt seine alte Frau,
Davor liegt der alte, zerschlagene Trog.

Anmerkung des Uebersetzers.

1) Vergleiche das in plattdeutscher Mundart erzählte Märchen: „Von dem Fischer un syner Fru“ in der Sammlung der Gebrüder Grimm. Die Fabel ist hier im Wesentlichen dieselbe, nur etwas mehr in die Länge gezogen und am Schlusse kühner, da die Frau des Fischers, nicht zufrieden damit, König, Kaiser und Papst geworden zu sein, dem lieben Gott selbst an Macht gleich werden will, um die Sonne aufgehn lassen zu können: „Mann, säd se, un stödd em mit dem Ellbagen in de Ribben, waak up, ga hen tom Butt, ik will warden as de lewe Gott. De Mann was noch meist in'n Slaap, awerst he vörschrock sik so, dat he uut dem Bedd full. He meend he hadd sik vörhöörd, un reef sik de Ogen uut un säd: ach, Fru, wat säd'st du? — Mann, säd se, wenn ik nich de Sünn un de Maan kan upgaan laten un mutt dat so ansehn, dat de Sünn un de Maan upgaan, ik kan dat nich uuthollen, un hebb kene geruhige Stünd meer, dat ik se nich sülwst kan upgaan laten. Do seeg se em so recht gräsig an, dat em so'n Schudder äwerleep. Glyk ga hen, ik will warden as de lewe Gott. — Ach, Fru, säd de Mann, un füll vor eer up de Knee, dat kann de Butt nich. Kaiser un Paabst kan he maken, ik bidd dy, sla in dy un blyf Paabst. Da köhm se in de Boshait, de Hoor flögen ehr so wild üm den Kopp, do reet se sik dat Lyfkee up, un geef em eens mit dem Foot un schreed: ik holl dat nich uut un holl dat nich länger uut: wult du hengaan? Do slöopt he sik de Büxen an un leep wech as ansinnig. Buten awer gäng de Storm un bruusde dat he kuum up den Föten staan kunn: de Huser un de Bömer waiden üm, un de Baarge bewden, un de Felsenstücken rullden in de See, un de Himmel wöör ganß pickswart, un dat dunnerd un blitzd, un de See ging in so boge swarte Bülgen as Kirchentöörm un as Baarge, un de hadden ba-

wen alle ene witte Kroon von Schuum up. Do schre he, un kunn syn egen Woord nich hören:

Manntje, Manntje, Timpe Te
Buttje, Buttje in de See,
myne Fru de Ilsebill
Will nich so as ik wol will!

Na, wat will se denn? säd de Butt. „Ach, säd he, se will warden as de lewe Gott." Ga man hen, se sitt all wedder in'n Pißputt. — Door sitten se noch bet up hüüt un düssen Dag.

Märchen

vom Zar Saltan, von seinem Sohne, dem berühmten und mächtigen Ritter Fürst Gwidon, und von der wunderschönen Schwanenprinzessin oder Zarentochter Lebed.

Saßen spät drei junge Mädchen,
Schnurrend ging ihr Spinnerädchen.
Redet eine von den drei'n:
Ach! könnt' ich doch Zarin sein!
Für die ganze weite Welt
Hätt' ich selbst ein Fest bestellt!
Sprach die zweite von den drei'n:
Schwester, könnt' ich Zarin sein;
Aller Welt mit eigner Hand
Webt' ich feine Leinewand!
Sprach die Jüngste von den drei'n:
Käm' ein Zar um mich zu frein,
Schenkt' ich ihm auf seinen Thron
Einen rechten Heldensohn!

Kaum der Wunsch gesprochen ward
Als die Thüre leise knarrt;
Zu den Mädchen zu den drei'n,
Tritt der Zar des Landes ein.
Draußen stand er bei dem Reden,
Hört' die Wünsche einer Jeden,
Doch der Letzten Wunsch vor allen

Hat dem Zaren wohlgefallen:
Gruß Dich Gott, schön Jungfräulein,
Sprach er, — komm, sollst Zarin sein!
Und bis zum September schon
Schenk mir einen Heldensohn!
Aber Ihr, Ihr beiden Andern,
Macht Euch auf mit uns zu wandern,
Bei der Schwester sollt Ihr bleiben,
Was Ihr wünscht, das sollt Ihr treiben:
Eine soll als Köchin leben,
Und die Andre Leinwand weben.

Die drei Mädchen wie sie waren
Gelaten zum Palast dem Zaren,
Gleich am Abend ward die Braut
Ihm als Zarin angetraut.
Zar Saltan*) im Kreis der Gäste
Mit der Zarin saß beim Feste,
Drauf die Ehrengäste schreiten
Und das Hochzeitsbett bereiten
Fein geschnitzt aus Elfenbein
Und man ließ das Paar allein.

Weberin und Köchin einen
Sich, ihr Schicksal zu beweinen;
Und es einen sich die beiden
Ihre Herrin zu beneiden;
Doch das junge Zarenpaar
Machte sein Versprechen wahr:
Eh' die Hochzeitsnacht vergangen
War der Heldensohn empfangen.

*) Sprich: Zártán.

Zu derselben Zeit gab's Krieg.
Zar Saltan sein Roß bestieg,
Bat die Zarin sich zu wahren
Ihm zu Liebe vor Gefahren. —
Und indeß er ferne weilt,
Stark vom Kampf zu Kampfe eilt
Mit den rauhen Kriegsgenossen,
Ist die Kindesfrist verflossen,
Und Gott schenkt ihm einen Sohn,
Ellenlang geboren schon.
Ihren Sprößling pflegt die Zarin
Wie ihr Juwnes pflegt die Aarin:
Einen Boten, einen raschen,
Schickt sie, froh zu überraschen
Ihren Zaren. Doch die beiden
Schwestern, die ihr Glück beneiden,
Mit der Base Babariche
Sinnen sie auf arge Schliche,
Fangen ab den ersten Boten
Den die Zarin selbst entboten,
Senden einen andern fort
Mit der Botschaft Wort für Wort:
»Deine Zarin hat geboren,
Doch Gott weiß was Dir erkoren,
's ist kein Sproß für Deinen Thron,
Keine Tochter und kein Sohn —
's ist nicht Frosch und ist nicht Maus:
Sieht fast wie ein Unthier aus!«

Wie die Botschaft ihm gekommen
Und der Zar den Sinn vernommen,
Ward er zornig, und es brachten
Seine Worte Tod dem Boten.

Doch das Tödten unterblieb
Und der Zar zur Antwort schrieb:
»Schweigt jetzt still von der Geschichte
Bis ich selber seh' und richte.«

Mit der Schrift, auf schnellem Roß,
Kehrt der Bote heim zum Schloß.
Doch der bösen Schwestern Neid
Schuf der Zarin neues Leid:
Mit der Amme Babarike
Sannen sie auf arge Schliche,
Machten erst den Boten trunken
Bis er tief in Schlaf versunken;
Und indeß er arglos schlief,
Nahmen sie des Zaren Brief,
Nähten in sein Brustgewand
Einen Brief von ihrer Hand.
Als der Bote dann erwacht,
Ward die Botschaft überbracht:

»Zar Saltan an die Bojaren:
Was geschehn hab ich erfahren,
Drum die Zarin und ihr Kind
Sollt Ihr beide wie sie sind
Alsofort in's Meer versenken,
Sie im Wasser zu ertränken.«

Trauernd folgten die Bojaren
Dem gefälschten Brief des Zaren,
Drangen zu der Zarin Schmach
Nächtlich in ihr Schlafgemach,
Meldeten mit trübem Blick
Ihr verhängnißvoll Geschick,

Lasen ihr mit lauter Stimme
Was der Zar in seinem Grimme
Anbefohlen. In ein Faß
Wurden ohne Unterlaß
Kind und Mutter eingesteckt,
Und das Faß ward zugedeckt,
Dicht verstopft mit Werg und Theer
Und gerollt in's blaue Meer.

Glänzt der Himmel sternenhelle,
Rauscht im Meer die dunkle Welle.
Wolken ziehn am Himmel schwer,
Und das Faß schwimmt auf dem Meer.
Klagt die Zarin in dem Faß,
Jammert ohne Unterlaß;
Doch ihr Kind wächst wunderbar,
Nicht blos täglich, stündlich gar.
Und indeß die Mutter klagt
Singt das Kind im Faß und sagt:

»Ach du Welle, Meereswelle,
Wie du plätscherst frei und helle,
Keinen Zwang noch Fesseln fühlend,
Bald das Meergestein umspülend,
Bald an's hohe Ufer schlagend,
Mastenhohe Schiffe tragend —
O, erlöst uns unsrer Bande,
Trag' uns hin zum festen Lande!«

Und die Welle hört das Wort,
Trägt das Faß zum Ufer fort,
Läßt es sanft am Ufer nieder,
Gleitet dann zum Meere wieder.

Kind und Mutter sind gerettet,
Sind auf festem Land gebettet.
Aber wer macht jetzt die Zwei
Aus der Haft des Fasses frei?
Schnell hat sich der Sohn erhoben,
Drückt nach unten, drückt nach oben:
»Wär' nur eine Oeffnung möglich!«
Sprach's, und wunderte sich höchlich,
Denn kaum war das Wort gesprochen,
Lag der Deckel schon zerbrochen!
Schnell sind Beide ausgekrochen.

Braust und schäumt das blaue Meer,
Weit dehnt sich das Feld umher;
Steigt vom Feld ein Hügel auf,
Eine Eiche steht darauf.
Denkt der Sohn: ein Abendbrot
Thut uns jetzt vor allem Noth!
Doch wo find' ich Speise? spricht er —
Einen Zweig vom Baume bricht er,
Biegt den Zweig zu einem Bogen,
Hat die Schnur schnell abgezogen
Seinem Kreuz*), mit fester Hand
Sie dem Bogen aufgespannt,
Kleine Zweiglein dann in Eile
Zugespitzt als scharfe Pfeile —
Und er sucht am Dünenhügel
In der Bucht nach Seegeflügel.

Horch! da schlägt ein Klagelaut
An sein Ohr, er späht und schaut:

*) Dem Taufkreuz, welches die Russen an einer Schnur auf der Brust tragen.

Dunkel iſt's — die Wogen thürmen
Sich, rings geht ein Brauſen, Stürmen —
Plötzlich ſieht das Auge freier:
Stößt ein ungeheurer Geier
Hoch aus ſeiner luft'gen Bahn
Auf die Meerflut — und ein Schwan
Sieht das Raubthier auf ſich dringen,
Hebt in Angſt die weißen Schwingen,
Will entfliehen, peitſcht die Wellen,
Doch der Geier naht im ſchnellen
Flug, ſein Opfer anzufallen,
Packt es ſchon mit ſcharfen Krallen —
Von des Zarenſohnes Bogen
Plötzlich kommt ein Pfeil geflogen
In des Geiers Hals — ſein Blut
Färbt mit Purpur rings die Flut —
Und in Todesqual und Grimme
Schreit er wie mit Menſchenſtimme,
Taucht die Flügel in das Meer,
Doch der Schwan ſchwimmt um ihn her,
Unter Schlagen, Stoßen, Beißen,
Sucht er ihn an's Meer zu reißen,
Sicher ihn zu tödten. Drauf
Thut der Schwan den Schnabel auf,
Ruſſiſch und mit Menſchenton
Spricht er zu dem Zarenſohn:

Zarenſohn: mich zu erlöſen
Kamſt Du, von der Macht des Böſen;
Ging verloren auch Dein Pfeil,
Glück wird Dir dafür und Heil!
Kannſt Du jetzt um meinetwillen
Auch nicht Deinen Hunger ſtillen

In drei Nächten und drei Tagen —
Hast nicht Grund darum zu klagen:
Reicher Dank und reicher Lohn
Soll Dir werden, Zarensohn!
Sieh! ich bin nicht was ich scheine,
Bin kein Schwan, bin eine reine
Jungfrau, war im Bann des Böſen,
Bis Du kamſt mich zu erlöſen;
Und der Geier, der als Ziel
Deines ſichern Schuſſes fiel,
War ein Zauberer — doch Du
Brachteſt ihn zur ew'gen Ruh!
Deinem Dienſt will ich mich weihn,
Ueberall Dir nahe ſein,
Was Du wünſcheſt will ich thun,
Doch jetzt geh Dich auszuruhn!

Sprach's der Schwan und war entflohn.
Und die Zarin und ihr Sohn
Schliefen ein mit leerem Magen.
Aber kaum begann's zu tagen
War der Sohn ſchon wieder wach,
Setzt ſich hin und grübelt nach,
Alles ſchien ihm wie ein Traum.
Schweift ſein Blick umher im Raum
Und er ſtaunt: der Raum belebt ſich,
Eine große Stadt erhebt ſich,
Um das weite Häuſermeer
Laufen weiße Mauern her,
Goldne Kuppeln ſieht er blitzen,
Klöſter, Kirchen, Thurmesſpitzen.

Weckt der Sohn die Mutter — o!
Wie wird sie des Anblicks froh!
»Komm und laß der Stadt uns nahn,
Ruft er, Wunder thut mein Schwan.
Und sie gehn mit schnellen Schritten,
Haben kaum das Thor durchschritten,
Hören sie von allen Seiten
Feierliches Glockenläuten;
Mit Gesang auf allen Wegen
Wallt das Volk dem Paar entgegen.
Durch die festgeschmückten Schaaren
Goldne Hofkarossen fahren,
Alles ruft von nah und fern:
Heil, Heil unserm neuen Herrn!
Und man setzt dem Zarensohne
Auf das Haupt die Fürstenkrone,
Tief verneigt sich in der Runde
Alles Volk, und von der Stunde,
Da die Mutter eingewilligt,
Und des Volkes Wahl gebilligt,
Herrscht im Land der Zarensohn,
Und man heißt ihn Fürst Gwidon*).

Webt der Wind vom Meere her,
Treibt ein Schifflein auf dem Meer,
Das die Segel ausgebreitet
Leicht und schnell die Flut durchgleitet.
Plötzlich ruft das Schiffsvolk laut:
Welch ein Wunder: kommt und schaut!
Auf dem alten Inselland
Das sonst wüst und öde stand,

*) Sprich: Gwidön.

Wie durch Zauberspruch von Oben
Hat sich eine Stadt erhoben,
Stolz gebaut mit Thürmen, Zinnen,
Goldne Kuppeln blitzen drinnen —
Horch: Kanonenschuß vom Walle!
Lootsenboot! Zur Fürstenhalle
Läßt der Fürst die Schiffer holen,
Sind als Gäste hinbefohlen;
Essen, trinken nach Behagen.
Fürst Gwidon hebt an zu fragen
Wer sie sind, woher sie kommen,
Wohin sie den Weg genommen,
Was der Reise Zweck und Ziel,
Und noch andrer Fragen viel.

Sprachen sie: mit Pelzwerk-Waaren
Haben wir die Welt durchfahren,
Führten Fuchs und Zobel aus,
Und jetzt kehren wir nach Haus.
Ostwärts führt uns unsre Bahn,
Um heim Inselland Bujan
In das Reich Saltan's zu fahren,
Des berühmten, mächt'gen Zaren.

Sprach der Fürst: ein guter Stern
Führe Euch, Ihr lieben Herrn,
Durch den weiten Ozean
Bis zum mächt'gen Zar Saltan;
Euer Abschied ist mir schmerzlich,
Grüßt von mir den Zaren herzlich!

Schifften sich die Gäste ein,
Ließen Fürst Gwidon allein.

Haupt und Herz von Kummer ſchwer
Wandelt er zum blauen Meer.
Siehe: durch die blauen Wogen
Kommt der weiße Schwan gezogen.

Grüß Dich Gott, mein Fürſt! warum
Wandelſt Du ſo trüb und ſtumm?
Sprich, was iſt Dir angethan?
So den Fürſten frägt der Schwan.

Trüb der Fürſt dem Schwan entgegnet:
Iſt kein Unglück mir begegnet,
Und doch traurig iſt mein Sinn,
Zu dem Vater zieht mich's hin!

Drauf der Schwan: wünſch'ſt Du nichts mehr!
Folg' dem Schiffe über's Meer,
Fliege hin zu Deinem Glücke,
Nimm Geſtalt an einer Mücke!

Und der Schwan bewegt die Schwingen
Daß die Wellen hochaufſpringen,
Ueber's Ufer ſpringen ſie,
Fürſt Gwidon verſchlingen ſie,
Der in's Meer bis über's Ohr kommt
Und als Mücke dann hervorkommt.
Und die Mücke ſchwirrt einher,
Fliegt zum Schiffe über's Meer,
Sucht in einer Spalte dort
Einen ſichern Zufluchtsort.

Luſtig weht und pfeift der Wind
Und das Schifflein fliegt geſchwind,

Fliegt vom Inſelland Bujan
Zu dem Reich des Zar Saltan.
Fern ſchon ſehen ſie den Strand
Und vom Maſtkorb ruft es: Land!
Legt das Schiff im Hafen an.
Der berühmte Zar Saltan
Ruft die Schiffer zu ſich her;
Fliegt die Mücke hinterher,
Fliegt zum Zarenhof zu Gaſte.
Dort im goldenen Palaſte
Sitzt auf goldnem Herrſcherthrone
Zar Saltan mit goldner Krone;
Finſter ſeine Augen blitzen.
Weberin und Köchin ſitzen
Ihm zu Füßen, und als Dritte
Babariche in der Mitte.
Sehen ſcharf auf ſein Geſicht,
Hören eifrig was er ſpricht,
Da der Zar das Wort genommen:
Lieben Gäſte, ſeid willkommen!
Erſt nehmt Platz im Tafelkreiſe,
Euch zu laben nach der Reiſe,
Und nun ſagt, wo kommt Ihr her?
War't Ihr lange auf dem Meer?
Und jenſeits des Meers wie war es,
Sahn Ihr dort viel Wunderbares?

Und der Schiffsherr ſprach zum Zaren:
Haben alle Welt umfahren,
Jenſeits auch der Meeresflut
Iſt es ſchön und lebt ſich's gut;
Doch das größte Wunder ſahn

Wir im blauen Ozean!
Ragte aus den Fluten weiland
Nackt und kahl ein Felseneiland,
Unbewohnbar, steil und leer
Stieg es aus dem blauen Meer,
Nichts wuchs da als eine Eiche —
Jetzt steht eine wunderreiche
Große, schöne Stadt darauf;
Goldne Kuppeln steigen auf
Aus dem weiten Häusermeer,
Gärten liegen rings umher;
Im Palast, auf goldnem Thron
Sitzt der Herrscher, Fürst Gwidon,
Der uns auftrug, als wir gingen,
Seine Grüße Dir zu bringen.

Zar Saltan erstaunte sehr
Ob der Wunderstadt im Meer;
Nach der Insel geht sein Streben.
Sprach er: läßt mich Gott am Leben,
Muß ich Fürst Gwidon noch sehn,
Sammt dem Wunder das geschehn.

Weberin und Köchin sinnen,
Zu verhindern das Beginnen
Zar Saltans; — mit Babariche
Sinnen sie auf arge Schliche.
Eine von dem Schwesterpaar
Spöttisch ruft: Warum nicht gar!
Nachzulaufen solchem Plunder!
Ich weiß ein viel größ'res Wunder.
Frei im grünen Waldesraum
Steht ein rother Tannenbaum,

Und ein Eichhorn ſitzt darunter,
Singt und pfeift und zwitſchert munter,
Und derweil es ſingt, im Takt
Zum Geſange Nüſſe knackt,
Nüſſe, gar nicht zu bezahlen,
Ganz von Golde ſind die Schalen,
Und die Kerne — Edelſteine;
Solch ein Wunder iſt das meine!

Zar Saltan erſtaunte höchlich
Daß ein ſolches Wunder möglich;
Doch die Mücke ärgert ſich,
Giebt der Muhme einen Stich
In das rechte Auge, daß
Sie vom Stuhl ſinkt leichenblaß,
Sich vor Wuth und Schmerzen windet,
Und am rechten Aug' erblindet.
Diener, Vaſe, Schweſtern ſprangen
Auf, das kleine Thier zu fangen:
»Warte Du, wir wollen Dich!«
Doch die Mücke rettet ſich
Schnell durch's Fenſter, und fliegt fort
Ueber's Meer in ihren Hort,
Steigt auf's Neu' als Fürſt Gwidon
In der Meerſtadt auf den Thron.

Und am blauen Meere wieder
Geht er ſpähend auf und nieder,
Siehe! durch die dunklen Wogen
Kommt der weiße Schwan gezogen:

Grüß Dich Gott, mein Fürſt! warum
Wandelſt Du ſo trüb und ſtumm!

Sprich, was iſt Dir angethan?
So den Fürſten frägt der Schwan.

Und der Fürſt zur Antwort ſagt:
Nur ein Wunſch iſt's der mich plagt,
Eines großen Wunders gern
Macht ich mich durch Dich zum Herrn:
Frei im grünen Waldesraum
Steht ein rother Tannenbaum,
Und ein Eichhorn ſitzt darunter
Singt und pfeift und zwitſchert munter,
Und derweil es ſingt, im Takt
Zum Geſange Nüſſe knackt,
Nüſſe, gar nicht zu bezahlen:
Ganz von Golde ſind die Schalen,
Jeder Kern iſt ein Smaragd —
Wenn es wahr iſt was man ſagt.

Drauf der Schwan: Iſt es nichts weiter
Was Dich plagt, mein Fürſt, ſei heiter!
Jene Wundermär iſt richtig,
Doch Dein Gram darob iſt nichtig,
Denn das Wunder kommt von mir
Und in Freuden ſchenk ich's Dir! —

Voll von ſeinem neuen Glück
Kehrt der Fürſt zum Schloß zurück:
Auf des Hofes breitem Raum
Steht ein rother Tannenbaum;
Sieht der Fürſt das Eichhorn ſitzen,
Sieht die goldnen Nüſſe blitzen
Die es knackt, wo aus den Schalen
Herrliche Smaragde ſtrahlen,

Sieht es vor ſich auf zwei Seiten
Gold und Edelſteine breiten,
Hört es dabei zwitſchern, ſingen, —
Und des Eichhorns Lieder klingen
Weit im Garten auf und nieder,
Laut vor allem Volke wieder.

Hoch erſtaunte Fürſt Gwidon
Und er rief im Jubelton:
Dank und Heil Dir, guter Schwan,
Daß Du ſolches mir gethan,
Lohn' es Dir der Himmel reich!
Und er ließ dem Eichhorn gleich
Ein kryſtallnes Haus bereiten,
Stellt davor zu beiden Seiten
Wachen; und ein Schreiber muß
Schriftlich zählen jede Nuß,
Daß des Eichhorns Ruhm und Ehre
Und des Fürſten Schatz ſich mehre.

Weht der Wind vom Meere her,
Treibt ein Schifflein auf dem Meer,
Das die Segel ausgebreitet
Leicht und ſchnell die Flut durchgleitet.
Zu der ſteilen Inſel ſchwimmt es,
Seinen Lauf zum Hafen nimmt es.
Als der Schuß vom Wall erſchallt
Macht das Schiff im Hafen Halt;
Ladet man die Schiffer alle
Gaſtlich ein zur Fürſtenhalle.
Als das reiche Mahl geendet,
Sich der Fürſt zum Schiffsherrn wendet:
Frägt nach Herkunft, Reiſeziel,

Thut noch andrer Fragen viel.
Und er hört zur Antwort ſagen:
Weit hat uns das Meer verſchlagen,
Haben alle Welt durchwandelt,
Hengſte, doniſche, verhandelt;
Jetzt zur Heimkehr iſt es Zeit,
Unſer Weg führt uns noch weit:
Nach dem Inſelland Bujan
In das Reich des Zar Saltan . . .

Sprach der Fürſt: ein guter Stern
Leite Euch, Ihr lieben Herrn,
Durch den weiten Ozean
In das Reich des Zar Saltan; —
Seid Ihr glücklich heimgefahren
Grüßt von mir den mächt'gen Zaren!

Schifften ſich die Gäſte ein,
Ging der Fürſt zum Meer allein:
Siehe, durch die blauen Wogen
Kommt der weiße Schwan gezogen.
Spricht der Fürſt: Mich zieht mein Sinn
Wiederum zur Ferne hin!
Und der Schwan bewegt die Schwingen
Daß die Wellen hochaufſpringen,
Ueber's Ufer ſpringen ſie,
Fürſt Gwidon verſchlingen ſie,
Der in's Meer bis über's Ohr kommt
Und als Fliege dann hervorkommt,
Summend in der Luft ſich wiegt,
Zwiſchen Meer und Himmel fliegt.
Auf dem Schiffe fand er bald
Einen ſichern Aufenthalt.

Luſtig pfeift und webt der Wind,
Und das Schifflein fliegt geſchwind
Nah dem Inſelland Bujan
Nach dem Reich des Zar Saltan;
Fern ſchon ſehen ſie den Strand
Und vom Maſtkorb ruft es: »Land!«
Legt das Schiff im Hafen an.
Der berühmte Zar Saltan
Ruft die Schiffer zu ſich her;
Fliegt die Fliege hinterher
In den Zarenhof zu Gaſte.
Dort im goldenen Palaſte
Sitzt auf goldnem Herrſcherthrone
Zar Saltan mit goldner Krone.
Finſter ſeine Augen blitzen.
Weberin und Köchin ſitzen
Ihm zu Füßen, und als Dritte
Babariche in der Mitte;
Sehen ſcharf auf ſein Geſicht,
Merken eifrig was er ſpricht
Da der Zar das Wort genommen:
Lieben Gäſte, ſeid willkommen!
Erſt nehmt Platz in unſerm Kreiſe,
Euch zu laden nach der Reiſe,
Und nun ſagt, wo kommt Ihr her?
War't Ihr lange auf dem Meer?
Und jenſeits des Meers, wie war es,
Sahn Ihr dort viel Wunderbares?

Und der Schiffsherr ſprach zum Zaren:
Haben alle Welt umfahren,
Jenſeits auch der Meeresflut
Iſt es ſchön und lebt ſich's gut;

Doch das größte Wunder ſahn
Wir im blauen Ozean:
Eine Inſel ſteigt dort auf,
Eine Stadt dehnt ſich darauf,
Stolz gebaut mit Thürmen, Zinnen,
Goldne Kuppeln blitzen drinnen;
Vor dem Schloß auf weitem Raum
Steht ein rother Tannenbaum;
Im kryſtallnen Häuschen drunter
Sitzt ein Eichhorn zahm und munter,
Singt und zwitſchert, und im Takt
Zum Geſange Nüſſe knackt;
Nüſſe, gar nicht zu bezahlen,
Ganz von Golde ſind die Schalen,
Und die Kerne — Edelſteine
Hell von wunderbarem Scheine.
Krieger, Diener halten Wacht
Bei dem Eichhorn Tag und Nacht;
Ein beſondrer Schreiber muß
Schriftlich zählen jede Nuß
Die es knackt, — und von dem Heere
Wird ihm kriegeriſche Ehre.
Aus den Schalen prägt man Geld
Und vertheilt es in der Welt.
Von den Kernen große Haufen
Schickt man aus, ſie zu verkaufen.
Alle Welt, mit Einem Wort,
Lebt in Pracht und Reichthum dort;
Keine Hütte iſt zu ſehen,
Weit und breit Paläſte ſtehen;
In der Burg, auf goldnem Thron
Herrſcht der mächt'ge Fürſt Gwidon,

Der uns auftrug, als wir gingen,
Seine Grüße Dir zu bringen.

Zar Saltan erstaunte sehr
Ob der Wunderstadt im Meer;
Nach der Insel geht sein Streben,
Sprach er: Läßt mich Gott am Leben,
Mach' ich mit Gwidon Bekanntschaft,
Sammt den Wundern seiner Landschaft.

Weberin und Köchin sinnen,
Zu verhindern das Beginnen
Zar Saltan's; — mit Babariche
Sinnen sie auf arge Schliche.
Spricht die Weberin zum Zar:
Nun, was ist da wunderbar,
Daß ein Eichhorn Nüsse nagt,
Ganz von Gold und von Smaragd!
Ob auch wahr sei, was er spricht,
Wunderbares ist es nicht!
Ich will Dir ein Wunder sagen:
Hoch im Meer die Wellen schlagen,
Brausen, zischen, stürmen, toben,
Wälzen schäumend sich nach oben
Auf den nackten, öden Strand,
Ueberschwemmen rings das Land —
Plötzlich, flammend wie Gewitter,
Springen drei und dreißig Ritter
Aus der Flut, in blankem Stahl,
Junge Riesen allzumal
Hochgemuth von stolzer Schöne,
Auserwählte Heldensöhne,
Ein gewalt'ger Reckenchor,

Und es führt sie Tschornomor.*)
Solch ein Wunder läßt sich hören,
Daß es wahr ist, will ich schwören.

Sprach's, und Niemand bei dem Sprechen
Wagte sie zu unterbrechen.
Zar Saltan erstaunte höchlich
Daß ein solches Wunder möglich;
Doch Gwidon empörte sich,
Gab der Muhme einen Stich
In das linke Auge, daß
Sie vom Stuhl sinkt leichenblaß,
Sich vor Wuth und Schmerzen windet
Und am linken Aug' erblindet.
Diener, Base, Schwester sprangen
Auf, das kleine Thier zu fangen:
»Warte nur, wir wollen Dich!«
Doch Gwidon im Flug entwich
Durch das Fenster, und flog fort
Ueber's Meer in seinen Hort.

Und am blauen Meere wieder
Geht er spähend auf und nieder:
Ziehe, durch die dunklen Wogen
Kommt der weiße Schwan gezogen:

Grüß Dich Gott, mein Fürst! warum
Wandelst Du so trüb und stumm?
Sprich, was ist Dir angethan?
So den Fürsten frägt der Schwan.

*) Tschórnomór — ließe sich etwa übersetzen durch Schwarzmeer. Tschornoje More heißt das schwarze Meer.

Und der Fürst zur Antwort sagt:
Höre was mein Herz zernagt,
Eines großen Wunders gern
Macht' ich mich durch Dich zum Herrn!

»Willst Du mir das Wunder sagen?«

Hoch im Meer die Wellen schlagen,
Brausen, zischen, stürmen, toben,
Wälzen schäumend sich nach oben
Auf den nackten, öden Strand,
Ueberschwemmen rings das Land.
Plötzlich, flammend wie Gewitter,
Springen drei und dreißig Ritter
Aus der Flut, in blankem Stahl,
Junge Recken allzumal
Hochgemuth von stolzer Schöne,
Auserwählte Heldensöhne,
Ein gewalt'ger Reckenchor,
Und es führt sie Tschernomor.

Und der Schwan zur Antwort sagt:
Das ist Alles was Dich plagt?
Jene Wundermär ist richtig,
Doch Dein Gram darob ist nichtig,
Denn die Ritter alle sind
Meine Brüder, und geschwind
— Wünsch' ich's — kommen sie geschwommen.
Alle sollen zu Dir kommen!
Magst in Freuden heimwärts gehn,
Bald wirst Du sie bei Dir sehn . . .

Ging der Fürst getröstet wieder
In sein Schloß. Vom Thurme nieder
Schaut er auf das blaue Meer:
Plötzlich wogt es rings umher,
Daß die Wellen hoch sich thürmen,
Ueber's nackte Ufer stürmen.
Siehe, flammend wie Gewitter,
Springen drei und dreißig Ritter
Aus der Flut, in blankem Stahl,
Junge Riesen allzumal;
Paarweis zieht die stolze Schaar.
Glänzend in schneeweißem Haar
Schreitet Tschernomor voran,
Führt sie zu der Stadt hinan.
Und vom Thurm, auf schnellen Füßen,
Seine Gäste zu begrüßen
Eilt Gwidon; und mit Gedränge
Stürzt das Volk heran in Menge.
Also an des Schlosses Thor
Spricht zum Fürsten Tschernomor:

Auf Befehl des Schwans erschienen
Sind wir, Fürst, um Dir zu dienen;
Deine stolze Stadt zu wahren
Und zu schützen vor Gefahren.
Jeden Tag um diese Stunde
Steigen wir vom Meeresgrunde
Künftig auf an dieser Stelle
Und besetzen Deine Wälle;
Drum bald sehen wir uns wieder!
Müssen jetzt zum Meere nieder,
Unsre Wohnung ist im Meer,
Und die Erdenluft drückt schwer,

Drückt uns ſchwer ſo oft wir landen.
Sprach's, und alleſammt verſchwanden.

Weht der Wind vom Meere her,
Treibt ein Schifflein auf dem Meer,
Das die Segel ausgebreitet
Leicht und ſchnell die Flut durchgleitet.
Zu der ſteilen Inſel ſchwimmt es,
Seinen Lauf zum Hafen nimmt es.
Als der Schuß vom Wall erſchallt,
Macht das Schiff im Hafen Halt;
Ladet man die Schiffer alle
Gaſtlich ein zur Fürſtenhalle.
Als das reiche Mahl geendet,
Sich der Fürſt zum Schiffsherrn wendet,
Frägt nach Herkunft, Reiſeziel,
Thut noch andrer Fragen viel.
Und er hört zur Antwort ſagen:
Weit hat uns das Meer verſchlagen,
Haben alle Welt durchwandelt,
Silber, Gold und Stahl verhandelt,
Jetzt zur Heimkehr iſt es Zeit,
Denn uns führt der Weg noch weit
Nach dem Inſelland Bujan
In das Reich des Zar Saltan . . .

Sprach der Fürſt: ein guter Stern
Leite Euch, Ihr lieben Herrn,
Durch den weiten Ozean
Zum berühmten Zar Saltan;
Seid Ihr glücklich heimgefahren
Grüßt von mir den mächt'gen Zaren!

Schifften ſich die Gäſte ein.
Ging der Fürſt zum Meer allein:
Siehe, durch die blauen Wogen
Kommt der weiße Schwan gezogen.
Spricht der Fürſt: mich zieht mein Sinn
Wiederum zur Ferne hin!

Und der Schwan bewegt die Schwingen
Daß die Wellen hochaufſpringen;
Ueber's Ufer ſpringen ſie,
Fürſt Gwidon verſchlingen ſie,
Der in's Meer bis über's Ohr kommt
Und als Wespe dann hervorkommt.
Und die Wespe ſummt und ſtreicht,
Hat das Schifflein bald erreicht,
Sucht in einer Spalte dort
Einen ſichern Zufluchtsort.

Luſtig pfeift und weht der Wind,
Und das Schifflein fliegt geſchwind
Nah dem Inſelland Bujan
Nach dem Reich des Zar Saltan.
Fern ſchon ſehen ſie den Strand,
Und vom Maſtkorb ruft es: »Land!«
Legt das Schiff im Hafen an.
Der berühmte Zar Saltan
Ruft die Schiffer zu ſich her,
Fliegt die Wespe hinterher
In den Zarenhof zu Gaſte.
Dort im goldenen Palaſte
Sitzt auf goldnem Herrſcherthrone
Zar Saltan mit goldner Krone.
Finſter ſeine Augen blitzen.

Weberin und Köchin ſitzen
Ihm zu Füßen, und als Dritte
Babaricke in der Mitte.
Und vieräugig wie ſie waren,
Sehn die Drei auf zum Zaren,
Der alsbald das Wort genommen:
Lieben Gäſte, ſeid willkommen!
Erſt nehmt Platz in unſerm Kreiſe
Euch zu laben nach der Reiſe,
Und nun ſagt, wo kommt Ihr her?
War't Ihr lange auf dem Meer?
Und jenſeits des Meers wie war es,
Saht Ihr dort viel Wunderbares?

Solche Antwort ward dem Zaren:
Haben alle Welt umfahren,
Jenſeits auch der Meeresflut
Iſt es ſchön und lebt ſich's gut,
Doch das größte Wunder ſahn
Wir im blauen Ozean,
Eine Inſel ſteigt dort auf,
Eine Stadt dehnt ſich darauf,
Auf der Inſel — kaum vermag
Ich's zu ſagen — Tag für Tag
Hat ſich dieſes zugetragen:
Hoch im Meer die Wellen ſchlagen,
Brauſen, ziſchen, ſtürmen, toben,
Wälzen ſchäumend ſich nach oben
Auf den nackten, öden Strand,
Ueberſchwemmen rings das Land —
Plötzlich, flammend wie Gewitter,
Springen drei und dreißig Ritter
Aus der Flut, in blankem Stahl,

Junge Riesen allzumal
Hochgemuth von stolzer Schöne,
Auserwählte Heldensöhne,
Ein gewalt'ger Reckenchor,
Und es führt sie Tschernomor.
Täglich zu bestimmter Stunde
Steigen sie vom Meeresgrunde
Auf, die stolze Stadt zu wahren
Und zu schützen vor Gefahren.
Keine Wächterschaar gleicht diesen
Auserkor'nen Heldenriesen.
In der Stadt auf goldnem Thron
Herrscht der mächt'ge Fürst Gwidon,
Der uns auftrug als wir gingen,
Seine Grüße Dir zu bringen.

Zar Saltan mit offnem Munde
Horcht der neuen Wunderkunde,
Nach der Insel geht sein Streben;
Sprach er: läßt mich Gott am Leben,
Mach' ich mit Gwidon Bekanntschaft
Sammt den Wundern seiner Landschaft.

Weberin und Köchin wagen
Dieses Mal kein Wort zu sagen.
Mit verschmitztem Angesicht
Lächelnd Babariche spricht:
Ob es falsch ist oder wahr,
Doch was ist da wunderbar,
Daß in Waffen und in Wehre
Menschen steigen aus dem Meere,
Täglich auf die Insel gehn,
In der Stadt als Wächter stehn!

Beſſer als von ſolchen Helden
Will ich Dir ein Wunder melden:
Fern wohnt hinter'm blauen Meer
Eine Zarin ſchön und hehr,
Wer ſie einmal ſieht, kann nicht
Von ihr wenden das Geſicht,
So voll Glanz iſt ſie und Wonne.
Tags verdunkelt ſie die Sonne,
Und durch ihre Lichtgeberde
Nachts erleuchtet ſie die Erde.
Unter ihres Haares Kranz
Scheint ein Mond in vollem Glanz;
Und auf ihrer weißen Stirn
Blitzt ein ſtrahlendes Geſtirn.
Majeſtätiſch iſt die Frau,
Stolz geht ſie, gleichwie ein Pfau;
Ihre Stimme gleicht dem hellen
Murmeln friſcher Bergesquellen.
Solche Wundermär wie meine
Giebt es ſonſt auf Erden keine!

Sprach's. Man ließ ſie ruhig ſprechen,
Wagt' ſie nicht zu unterbrechen.
Zar Saltan erſtaunte höchlich
Daß ein ſolches Wunder möglich.
Fürſt Gwidon war ungehalten,
Doch es jammert ihn der Alten;
Mit Gebrumm und mit Geſumm
Fliegt er lang um ſie herum,
Fliegt ihr mitten auf die Naſe
Sticht ſie — eine große Blaſe
Steigt der Alten aus der Naſe.
Schrie und tobte Babariche

Nach dem argen Wespenstiche
Mit der Alten Alles schrie:
»Fangt die Wespe, tödtet sie!
Warte Du, wir wollen Dich!«
Doch Gwidon im Flug entwich
Durch das Fenster, und flog fort
Ueber's Meer in seinen Hort.

Und am blauen Meere wieder
Geht er spähend auf und nieder:
Siehe, durch die dunklen Wogen
Kommt der weiße Schwan gezogen:

Grüß Dich Gott, mein Fürst! warum
Wandelst Du so trüb und stumm?
Sprich, was ist Dir angethan?
So den Fürsten frägt der Schwan.

Und der Fürst zur Antwort sagt:
Höre was mein Herz zernagt:
Alle Menschen frei'n, ich sehe
Daß nur ich noch ledig gehe . . .

Sag mir was Dein Herz erstrebt!

— Eine mächt'ge Fürstin lebt,
— Sagt man — hinter'm blauen Meer,
Unvergleichlich schön und hehr!
Wer sie einmal sieht, kann nicht
Von ihr wenden das Gesicht,
So voll Glanz ist sie und Wonne.
Tags verdunkelt sie die Sonne,
Und durch ihre Glanzgeberde

Nachts erleuchtet sie die Erde.
Unter ihres Haares Kranz
Scheint ein Mond in vollem Glanz,
Und auf ihrer weißen Stirn
Blitzt ein strahlendes Gestirn.
Majestätisch ist die Frau,
Stolz geht sie, gleichwie ein Pfau;
Ihre Stimme gleicht dem hellen
Murmeln frischer Bergesquellen.
Alles an ihr wunderbar ist —
Doch, ob es auch wirklich wahr ist?

Also frägt er zitternd, bange;
Es besann der Schwan sich lange
Eh' er dies zur Antwort sprach:
Wahr ist es, doch denke nach
Eh' Du frei'st, was Dir bestimmt,
Daß Dein Herz nicht Schaden nimmt!
Ehestand hat schwere Pflicht,
Eine Gattin kann man nicht
Von der Hand wie Handschuh streifen
Und nach einer andern greifen.
Drum erwäge jetzt vernünftig,
Daß Du nichts bereuest künftig.

Möge Gott mein Zeuge sein
Daß es Zeit für mich zu frei'n,
Sprach der Fürst — schon Rath gepflogen
Hab' ich, Alles wohl erwogen,
Und so stark treibt mich mein Sinn
Zu der schönen Zarin hin:
Sie zu sehn, zu Fuße gerne
Ging ich bis zur weit'sten Ferne!

Seufzt der Schwan tief auf und ſpricht:
Weit zu gehen brauchſt Du nicht,
Sieh, Dein Schickſal iſt Dir nah,
Ich bin ſelbſt die Zarin ja!

Sprach's, und ſchwang ſich aus den Wogen,
Kam zum Ufertand geflogen,
Ließ ſich im Gebüſche nieder,
Und erſchien als Zarin wieder.
Unter ihres Haares Kranz
Schien ein Mond in vollem Glanz,
Und auf ihrer weißen Stirn
Blitzt' ein ſtrahlendes Geſtirn.
Majeſtätiſch war die Frau,
Stolz ging ſie, gleichwie ein Pfau,
Ihre Stimme glich dem hellen
Murmeln friſcher Bergesquellen.

Fürſt Gwidon in Wonne ſchaut
Seine königliche Braut,
Küßt ſie, und mit frohem Sinn
Führt er ſie zur Mutter hin,
Der zu Füßen ſinkt der Sohn,
Spricht in ſiebentlichem Ton:
Mütterchen, der Wunſch mich quälte,
Daß ich mir ein Weib erwählte,
Dieſe hab ich nun geminnt
Mir zum Weib und Dir zum Kind.
Liebend kam ſie mir entgegen,
Und nichts fehlt uns als Dein Segen,
Daß von Mutterhand geſegnet
Was in Liebe ſich begegnet!

Und gerührt die Mutter ſtand,
Nahm ein Heil'genbild zur Hand,
Ein geweihtes, wunderbares,
Hielt es über's Haupt des Paares,
Weinte, ſchluchzte laut vor Freude,
Segnete die Kinder beide.
Blieb das Paar nicht lange ſtehn,
Eilt die Hochzeit zu begehn.
Was in Liebe ſich gefunden
Ward in Liebe bald verbunden.
Fürſt Gwidon erwartet ſchon
Einen Sproß auf ſeinem Thron.

Weht der Wind vom Meere her,
Treibt ein Schifflein auf dem Meer,
Das die Segel ausgebreitet
Leicht und ſchnell die Flut durchgleitet.
Zu der ſteilen Inſel ſchwimmt es,
Seinen Lauf zum Hafen nimmt es.
Als der Schuß vom Wall erſchallt
Macht das Schiff im Hafen Halt.
Ladet man die Schiffer alle
Gaſtlich ein zur Fürſtenhalle.
Als das reiche Mahl geendet,
Sich der Fürſt zum Schiffsherrn wendet,
Frägt nach Herkunft, Reiſeziel,
Thut noch andrer Fragen viel.
Und er hört zur Antwort ſagen:
Weit hat uns das Meer verſchlagen,
Haben alle Welt durchfahren,
Handeln mit verbotnen Waaren.
Jetzt zur Heimkehr iſt es Zeit,
Denn uns führt der Weg noch weit:

Nah dem Inſelland Bujan
In das Reich des Zar Saltan.
Sprach der Fürſt: ein guter Stern
Leite Euch, Ihr lieben Herrn,
Durch den weiten Ozean
Zum berühmten Zar Saltan!
Seid Ihr glücklich heimgefahren
Grüßt von mir den mächt'gen Zaren,
Und erinnert ihn zu kommen
Wie er oft ſich vorgenommen;
Sagt ihm daß ich lang und oft
Schon auf den Beſuch gehofft! —
Schifften ſich die Gäſte ein;
Fürſt Gwidon bleibt nun allein
Mit der Zarin — gebt nicht mehr,
Wie dereinſt, zum blauen Meer.

Luſtig pfeift und webt der Wind,
Und das Schifflein fliegt geſchwind
Nah dem Inſelland Bujan
Nach dem Reich des Zar Saltan.
Fern ſchon ſehen ſie den Strand,
Und vom Maſtkorb ruft es: »Land!«
Kommt das Schiff an's Land geſchwommen,
Und die Schiffer alle kommen
In den Zarenhof zu Gaſte.
Dort im goldenen Palaſte
Sitzt auf goldnem Herrſcherthrone
Zar Saltan mit goldner Krone.
Finſter ſeine Augen blitzen.
Weberin und Köchin ſitzen
Ihm zu Füßen, und als Dritte
Babariche in der Mitte.

Und vieräugig wie sie waren
Sehn die Dreie auf zum Zaren,
Der alsbald das Wort genommen:
Lieben Gäste, seid willkommen!
Erst nehmt Platz in unserm Kreise,
Euch zu laben nach der Reise,
Und nun sagt: wo kommt Ihr her?
War't Ihr lange auf dem Meer?
Und jenseits des Meers wie war es,
Sahn Ihr dort viel Wunderbares?

Solche Antwort ward dem Zaren:
Haben alle Welt umfahren,
Jenseits auch der Meeresflut
Ist es schön und lebt sich's gut,
Doch die größten Wunder sahn
Wir im blauen Ozean:
Eine Insel steigt dort auf,
Eine Stadt dehnt sich darauf,
Stolz gebaut mit Thürmen, Zinnen,
Goldne Kuppeln blitzen drinnen.
Vor dem Schloß auf weitem Raum
Steht ein rother Tannenbaum;
Im krystallnen Häuschen drunter
Sitzt ein Eichhorn zahm und munter,
Singt und zwitschert, und im Takt
Zum Gesange Nüsse knackt,
Nüsse, gar nicht zu bezahlen,
Ganz von Golde sind die Schalen,
Und die Kerne — Edelsteine
Hell von wunderbarem Scheine.
Und das Eichhorn Tag und Nacht
Wird gehütet und bewacht.

Noch von Wundern kann ich ſagen:
Hoch im Meer die Wellen ſchlagen,
Brauſen, ziſchen, ſtürmen, toben,
Wälzen ſchäumend ſich nach oben
Auf den nackten, öden Strand,
Ueberſchwemmen rings das Land —
Plötzlich, flammend wie Gewitter,
Springen drei und dreißig Ritter
Aus der Flut, in blankem Stahl,
Junge Rieſen allzumal
Hochgemuth von ſtolzer Schöne,
Auserwählte Heldenſöhne,
Ein gewalt'ger Reckenchor,
Und es führt ſie Tſchernomor.
Keine Kriegerſchaar gleicht dieſen
Auserkor'nen Heldenrieſen!
Ein Gemahl hat Fürſt Gwidon:
Nimmer ſchmückte Fürſtenthron
Solche Schönheit: man kann nicht
Von ihr wenden das Geſicht,
So voll Glanz iſt ſie und Wonne!
Tags verdunkelt ſie die Sonne,
Und durch ihre Lichtgeberde
Nachts erleuchtet ſie die Erde.
Unter ihres Haares Kranz
Scheint ein Mond in vollem Glanz,
Und auf ihrer weißen Stirn
Blitzt ein ſtrahlendes Geſtirn.
In dem goldenen Palaſte
Lud uns Fürſt Gwidon zu Gaſte
Und befahl uns, als wir gingen,
Seine Grüße Dir zu bringen,
Dich zu mahnen bald zu kommen,

Wie Du oft Dir vorgenommen —
Er erwartet Dich ſchon lange!

Bei dem Wort in ſtarkem Drange
Neu erwacht des Zars Gelüſten —
Eilig läßt er Schiffe rüſten
Nach des Wundereilands Küſten.
Weberin und Köchin ſinnen
Zu verhindern das Beginnen;
Mit der Baſe Babariche
Sinnen ſie auf neue Schliche —
Doch Saltan ergrimmte ſehr:
Bin ich denn nicht Herrſcher mehr!
Haltet Ihr mich für ein Kind?
Rüſtet Euch zur Fahrt geſchwind!
Rief er zornig von Geberde,
Stampfte mit dem Fuß die Erde,
Schlug die Thür zu, eilte fort,
Und man that nach ſeinem Wort.

Sitzt am Fenſter Fürſt Gwidon,
Blickt in Schweigen lange ſchon
Nieder auf das blaue Meer.
Trübt kein Sturm die Fläche mehr,
Kaum daß ſich das Meer bewegt,
Silberſtreifig Falten ſchlägt.
Und es ſpäht der Fürſt und ſieht
Fern dort eine Flotte zieht —
Durch den blauen Ozean
Schwimmt das Schiff des Zar Saltan.
Fürſt Gwidon mit Einem Satze
Springt in Freuden auf vom Platze,
Springt hinunter von den Stufen,

Mutter und Gemahl zu rufen:
Seht des Vaters Schiff, dort ſchwimmt es!
Seinen Weg zum Hafen nimmt es!

Kommt der Stadt die Flotte nah.
Fürſt Gwidon durch's Fernrohr ſah —
Sieht er ſeinen Vater ſtehn
Vom Verdeck durch's Fernrohr ſehn.
Auch das böſe Schweſterpaar
Und die Baſe mit ihm war.
Alle Drei in Staunen ſtehen
Und das fremde Land beſehen.

Plötzlich von Kanonen dröhnt es,
Und von Glockenläuten tönt es:
Fürſt Gwidon kommt ſelbſt gegangen
Um den Zaren zu empfangen
Sammt den Frau'n, die ihn begleiten;
Feierlichen Zuges ſchreiten,
Freudenvollen Angeſichts
Sie zur Stadt — Gwidon ſagt nichts.

Nach dem goldenen Palaſte
Führt er alleſammt zu Gaſte;
Sieh: vor des Palaſtes Gitter
Stehen drei und dreißig Ritter,
Rieſenhaft von Wuchs, verwegen,
Auserkor'ne, ſtolze Degen,
Ein gewalt'ger Reckenchor,
Und es führt ſie Tſchornomor.

Kommt der Zar zum Hofesraum,
Sieht den rothen Tannenbaum,

Und das Eichhorn sitzt darunter,
Singt und pfeift und zwitschert munter,
Und derweil es singt, im Takt
Zum Gesange Nüsse knackt,
Goldne Nüsse, drin die Kerne
Edelsteine; nah und ferne
Liegen auf dem Hof die Schalen
Und von eitel Golde strahlen.

Aber starr die Gäste stehn
Wie sie jetzt die Fürstin sehn!
Unter ihres Haares Kranz
Scheint ein Mond in vollem Glanz,
Und auf ihrer weißen Stirn
Blitzt ein strahlendes Gestirn,
Stolz geht sie, gleichwie ein Pfau,
Führt am Arme eine Frau ...

Ist es Wahrheit, ist es Wahn!
Ruft in Staunen Zar Saltan,
Als er seine Zarin sieht,
Die er schluchzend an sich zieht,
Sie in seine Arme preßt
Und mit Freudethränen näßt.
Nun erkannt' er auch Gwidon,
Herzte, küßte seinen Sohn,
Und das schöne Weib nicht minder.
Fröhlich führten ihn die Kinder
Nun zu Tische in den Saal —
Hei, gab das ein frohes Mahl!
Doch die bösen Schwestern schlichen
Sich hinweg mit Babarichen,
Suchten schnell sich zu verstecken,

Kaum noch kann man sie entdecken.
Und nun beichteten die Dreie
Ihre Unthat nach der Reihe;
Doch weil Jede Reue zeigte,
Sich des Zaren Herz erweichte,
So vergnügt war er beim Schmause,
Schickt sie alle drei nach Hause ...

Schön war Alles wie im Traum,
Und zur Nacht gelang es kaum
Zar Saltan in's Bett zu tragen,
So beschwert war Geist und Magen
Von dem kreisenden Pokal.
Ich war selbst bei diesem Mahl,
Habe nicht den Mund verschlossen,
Speise, Bier und Meth genossen,
Allem tapfer zugesetzt,
Und den Schnurrbart kaum benetzt.

Märchen

von der todten Zarentochter und den sieben Rittern.

Von der Zarin nahm der Zar
Abschied; lang die Reise war.
Und die Zarin klagte sehr,
Harrt des Zaren Wiederkehr,
Sitzt am Fenster früh und spät
Und hinaus in's Weite spät;
Schmerzt vom Sehn ihr das Gesicht,
Und der Zar kommt immer nicht!
Bricht der Winter schon herein,
Stürmend fängt es an zu schnein,
Schnee hüllt Wald und Felder ein.
Schon neun Monde sind dahin,
Und in wehmutvollem Sinn
Sitzt die Zarin, früh und spät
Nach des Gatten Heimkehr späht.
Weihnachtsabend bricht herein,
Schenkt ihr Gott ein Töchterlein.
Kaum war ihr dies Glück beschert,
Als ihr Gatte wiederkehrt;
Früh am Morgen war er da —
Und als ihn die Zarin sah,
Außer sich ganz vor Entzücken
Eilt sie ihn an's Herz zu drücken;

Doch zu ſtark war die Erregung,
Ihre freudige Bewegung
Schuf der Kranken Weh und Noth,
Schon am Mittag war ſie todt.

War der Zar voll Gram und Pein,
Und wie konnt' es anders ſein?
Wie ein Traum entſchwand ein Jahr,
Da auf's Neue freit der Zar;
Und die Frau die er erkoren
War zur Zarin wie geboren,
Weiß, von ſtolzem Gliederbau,
Eine ſchöne, kluge Frau;
Doch voll Hochmuth nebenbei,
Auch von Eiferſucht nicht frei,
Eigenwillig, eigenſinnig,
Aber wirklich ſchön und minnig.
Nichts ward ihr in's Eheleben
Als ein Spiegel mitgegeben,
Klein, doch eine ſeltne Habe,
Denn ihm wurde Redegabe;
Reden konnt' er, ruſſiſch gar,
Wie ein Menſch, — und immer wahr.
Sah ſie nach dem Spiegel hin
War die Zarin froh von Sinn,
Er war ihr zum Troſt und Spiel,
Nichts war ſonſt was ihr gefiel.
Rief ſie, lieber Spiegel ſage
Treu mir Antwort auf die Frage:
Ziemt mir nicht der Schönheit Preis?
Bin ich nicht ſo friſch und weiß,
Hold und lieblich von Geberden,
Daß kein Weib mir gleicht auf Erden?

Gab der Spiegel Antwort gleich:
Ja, Du bist so anmuthreich,
Hold und lieblich von Geberden,
Daß kein Weib Dir gleicht auf Erden!

Und mit strahlendem Gesicht
Hört sie was der Spiegel spricht,
Läßt der Freude freien Lauf,
Zieht die weißen Schultern auf,
Hat bald hier, bald da zu lüften,
Stemmt die Arme in die Hüften,
Dreht und biegt sich, blinzt und nickt,
Stolzen Auges um sich blickt,
Vor den Spiegel stellt sie sich,
Selber sehr gefällt sie sich.

Doch das Töchterlein des Zaren
Wurde größer mit den Jahren,
Wuchs zu wunderbarer Blüthe,
Zart von Herzen und Gemüthe
War sie, blendend von Gesicht,
Schön're Jungfrau sah man nicht.
Zündend war des Auges Gefunkel,
Haar und Brauen fein und dunkel.

Wie Prinz Jelißéi sie schaut,
Hält er um sie an als Braut.
Willigt gern der Vater ein,
Kommt der Prinz um sie zu frei'n.
Man beschenkte sie au's Beste:
Hundertvierzig Prunkpaläste,
Sieben Städte groß und reich
Gab der Zar als Mitgift gleich.

Schon versammeln sich die Gäste
Im Palast zum Hochzeitsfeste.
Doch die schöne Zarin kleidet
Sich noch an, im Spiegel weidet
Sie das stolze Angesicht,
Und auf's Neu' die Zarin spricht:
Spiegel, lieber Spiegel sage
Treu mir Antwort auf die Frage:
Ziemt mir nicht der Schönheit Preis?
Bin ich nicht so frisch und weiß,
Hold und lieblich von Geberden,
Daß kein Weib mir gleicht auf Erden? —
Und was sagt der Spiegel wieder?

Schön geformt sind Deine Glieder,
Frisch und weiß ist Dein Gesicht,
Doch die Schönste bist Du nicht,
Denn das schöne Zarenkind,
Das der Prinz als Gattin minnt,
Ist so lieblich von Geberden
Daß kein Weib ihr gleicht auf Erden.

Wie die Zarin da erbittert
Aufspringt und vor Ingrimm zittert!
Tobend ihren Arm bewegt,
Zornig nach dem Spiegel schlägt:
Mit den Füßchen auf die Erde
Stampft sie, ruft in Zorngeberde:

O Du schlechtes Spiegelglas!
Mir zum Hohne sagst Du das;
Ich soll ihrer Schönheit weichen?
Wie kann sie sich mir vergleichen!

Warte nur, ich will ihr lehren
Sich so stolz herauszukehren!
Zu verwundern ist es nicht
Daß so schneeweiß ihr Gesicht,
Sah die Mutter immer nur
Aus auf die beschneite Flur;
Doch soll darum gleich ihr Kind
Schöner sein als ich? O, blind
Mußt Du sein mir das zu sagen!
Brauchst den Blick nur aufzuschlagen:
Wer, in meines Zaren Reichen
Mag sich mir an Schönheit gleichen?
Wer, rings auf der weiten Erde
Ist so lieblich von Geberde?

Gab der Spiegel Antwort gleich:
Schön bist Du und anmuthreich,
Doch die Zarentochter ist
Schöner als Du selber bist!

Nie ward ihr so großes Leid.
Voll von Eifersucht und Neid
Warf sie, grimmig von Geberde,
Ihren Spiegel auf die Erde.
Rief Tschernawka *), ihre Zofe,
Durch das Fenster her vom Hofe,
Gab Befehl, das Zarenkind
In den dichsten Wald geschwind
Fortzuführen, festzubinden
Wo kein Rettungsweg zu finden.
Leben soll sie dort im Raume
An dem dichsten Fichtenbaume

*) Sprich: Tschernawka.

Zerfleischet mit den Armen,
Bis sich Wölfe ihr erbarmen.

Hätte selbst der Teufel Muth
Einem Weib in ihrer Wuth
Den Vernunft zu reden? Bald
Kam Fischermanka in den Wald
Mit dem schönen Zaunkinde,
Schickt sich an daß sie es binde.
Und das Zaunkind erschricht,
Jammernd auf zur Zofe blickt,
Fleht mit ausgestreckten Armen
Sie um Mitleid und Erbarmen:
Gott, was ist denn mein Verschulden,
Daß ich solches soll erdulden?
Rette mich, laß mich am Leben,
Reichen Lohn will ich Dir geben
Künftig wenn ich Zarin werde!
Rief sie flehender Geberde.

Und die Zofe hört ihr Flehen,
Kann erzürnt nicht widerstehen,
Denn sie liebt die schöne Maid,
Spricht: ich thue Dir kein Leid,
Mög' der Himmel mit Dir sein!
Ließ sie, kam zu Haus allein.
Und die Zarin frägt geschwind:
Nun, wo ist das schöne Kind?

Spricht die Zofe: dort im Wald
Steht sie festgebunden, bald
Wird sie dort ihr Leid vergessen,
Werden sie die Wölfe fressen. —

Kam die Mär zu Aller Ohren
Daß das Zarenkind verloren!
Schmerzgebeugt ob solcher Kunde
Ward der Zar. Zur selben Stunde
Jelißei bereitet sich,
Betet erst inbrünstiglich,
Eilt von Sehnsucht fortgetrieben
Auszuspähn nach seiner Lieben.

Die Prinzessin kummerschwer
Irrt im Walde hin und her;
Dunkel schon den Wald umfloß,
Plötzlich steigt ein großes Schloß
Vor ihr auf. Es kommt ein Hund
Auf sie zu, umkriecht sie rund,
Schnüffelt, wedelt, bellt und springt;
Und die Zarentochter dringt
In den Hofraum mit dem Hunde —
Tiefes Schweigen in der Runde.
Und sie faßt sich Muth und steigt
Auf die Treppe; bald erreicht
Sie im Schloße ein Gemach;
Giebt dem Druck die Klinke nach,
Leise knarrt's — bei hellem Schimmer
Tritt sie in ein großes Zimmer,
Rings von Bänken eingehegt
Und mit Teppichen belegt.
Heil'genbilder an der Wand,
Und ein eichner Tisch befand
Sich darunter, um den tiefen
Ofen bunte Fliesen liefen.
Alles zeigte deutlich ihr:
Gute Menschen wohnen hier

Und man wird ſie gut empfangen.
Doch, ſo weit ſie auch gegangen
Ringsum, Niemand iſt zu ſehn!
Müde von dem vielen Gehn
Zündet ſie ein Wachslicht an,
Heizt den großen Ofen dann,
Macht im Schloſſe Alles rein,
Setzt ſich hin — und ſchlummert ein.

Mittag naht', vom Hof herauf
Schallt' ein Lärm, ſie wachte auf.
Sieben Ritter auf einmal
Stolz mit Schnurrbart und in Stahl
Treten ein. Der Aelt'ſte ſpricht:
Seht nur! täuſcht mich mein Geſicht?
Alles glänzt ſo ſchmuck und rein,
Jemand muß im Hauſe ſein
Der uns Alles ſchön bereitet!

Und der Ritter ſpähend ſchreitet
Durch das Zimmer: Tritt hervor!
Schallt mein Rufen an Dein Ohr,
Wiſſe es iſt gutgemeint,
Tritt hervor, ſei unſer Freund!
Biſt Du alt ſchon von Geberden
Sollſt Du unſer Oheim werden —
Biſt Du jung noch auf den Füßen
Laß als Bruder Dich begrüßen —
Biſt Du eine alte Frau:
Iſt Dein Haar in Ehren grau,
Wollen wir Dich Mutter heißen,
Dich zu ehren uns befleißen —
Doch biſt Du ein Jungfräulein
Sollſt Du unſre Schweſter ſein! —

Und das Zarenkind in Zittern
Naht, verbeugt sich vor den Rittern,
Und, schamroth von Angesicht,
Manches zur Entschuld'gung spricht,
Daß am Abend ungebeten
Sie zum Schlosse eingetreten.
Und die Ritter alsofort
Merkten an der Jungfrau Wort
Daß sie Zarentochter sei,
Holen Kuchen, Wein herbei,
Laden sie zum Sitzen ein —
Doch sie dankte für den Wein,
Und vom Kuchen den es gab,
Brach sie nur ein Stückchen ab.
Gar zu müde war sie, hätte
Gern ein Stübchen und ein Bette.
Noch bei hellem Tagesschimmer
Führte man sie in ein Zimmer
Oben, ließ sie dort allein,
Und bald schlummerte sie ein.

Tag auf Tag also entschwand,
Und das Zarenkind befand
Sich noch immer wohlgemuth
In der sieben Ritter Huth.
In der Frühe stets von Haus
Zieht die sieben Brüder aus,
Streifen auf verschiednen Wegen
Wilde Enten zu erlegen,
Oder Elstern aufzujagen,
Oder Köpfe abzuschlagen
Von Tataren und Tscherkessen.
Und das Zarenkind indessen

Weilt im Waldesſchloß allein,
Läßt ſich's angelegen ſein
Einer Hausfrau gleich zu ſchalten,
Alles ordnend zu erhalten.
Friedlich in Eintracht Alles ſteht,
Ob auch täglich Jeder geht
Einzeln ſeines Wegs zu wandern.
So flieht ein Tag nach dem andern,
Bis die Brüder alle ſieben
Sich in's Zartenkind verlieben.
Einſtmals, ſchon beim Frührothſchimmer
Traten Alle in ihr Zimmer.
Hebt der Aelt'ſte an zu reden:
Holde Maid, Du kennſt nun Jeden
Von uns, weißt daß alle Sieben
Dich wie eine Schweſter lieben.
Jeder würde glücklich ſein
Dich als Ehgemahl zu frei'n;
Doch das geht nicht, drum geſtehe:
Welchen wünſchteſt Du zur Ehe
Von uns Sieben? Einen wähle,
Und auf alle Andern zähle
Wie auf treue Brüder immer —
Nun was trübt ſich ſo der Schimmer
Deiner Augen? Mürriſch neigſt
Du das Köpfchen, ſchmollſt und ſchweigſt?
Iſt Dir Keiner zu Gefallen,
Liebſt nicht Einen von uns Allen?

Ach, Ihr Brüder, meine Lieben,
Schweſterlich Euch alle lieben
Lieb' ich — ſo die Jungfrau ſpricht —
Doch Euch freien kann ich nicht.

Strafe Gott mich wenn ich lüge,
Euch durch falſches Wort betrüge:
Meinem Herzen werth und traut
Seid Ihr — doch ich bin ſchon Braut!
Alle ſeid ihr hochgemuth,
Weiſe, edel, ſtolz und gut,
Alle ſeid Ihr gleich vernünftig,
Aber ich gehöre künftig
Einem Andern: lange ſchon
Minnt um mich der Königsſohn
Jeliſſei mit ſtarker Minne,
Und auch ich in treuem Sinne
Habe mich mit Herz und Leben,
Mich ihm ganz dahin gegeben!

Standen alle Brüder ſtumm,
Kratzten ſich am Ohr herum.
„Fragen iſt nicht ſünd'gen — ſpricht
Drauf der Aelt'ſte — zürne nicht,
Gutgemeint war unſer Wort,
Schweigen wir davon hinfort!

Sprach die Jungfrau: lieben Herrn,
Euch zu zürnen ſei mir fern!
Laßt auch mich Verzeihung hoffen
Daß ich meine Minne offen
Euch bekannt . . .
Und alle ſieben
Brüder grüßten ſie und blieben
Freundlich wie ſie immer waren
Mit dem holden Kind des Zaren.

Doch die Zarin hat indeſſen
Nicht das Zarenkind vergeſſen.

Jeder Tag in Ihrem Innern
Weckt ein neidiſches Erinnern.
Lange Zeit in ihrem Haß
Geht ſie nicht zum Spiegelglas.
Doch ſie kann nicht widerſtehen
Auf die Dauer, muß ſich ſehen,
Macht ein freundliches Geſicht,
Spiegelt ſich im Glas und ſpricht:
Gruß Dir, lieber Spiegel! ſage
Treu mir Antwort auf die Frage:
Ziemt mir nicht der Schönheit Preis?
Bin ich nicht ſo friſch und weiß,
Hold und lieblich von Geberden,
Daß kein Weib mir gleicht auf Erden?

Gab der Spiegel Antwort gleich:
Schön biſt Du und anmuthreich,
Doch wo ſich ein Schloß erhebt
Tief im Eichenwalde, lebt
Ohne Ruhm zu dieſer Friſt
Eine die noch ſchöner iſt;
Schön're Jungfrau ſah man nie'
Sieben Ritter hüten ſie!

Stürzt die Zarin zornesvoll
Auf Tſchernawka, ruft in Groll
Wie haſt Du mit falſchem Sinn
Mich betrogen! und worin! —
Und Tſchernawka voller Schrecken
Eilt ihr Alles zu entdecken.
Drauf die grimme Zarin dicht
Ihr mit martervollem Tod,
Tödtet ſie nicht ſelbſt geſchwind
Das verhaßte Zarenkind

Eines Tags das Zarenkind
Sitzt am Fenſter ſpät und ſpinnt,
Dreht das Spinnrad ſchnurrend, harrt
Ihrer Brüder Gegenwart.
Plötzlich bellt's im Hofe laut,
Springt ſie auf und ſpäht und ſchaut:
Eine arme Frau treibt dort
Mit dem Stock den Hofhund fort.
Ruft das Zarenkind ihr zu:
Warte nur, gleich ſchaff' ich Ruh,
Werde ſelbſt den Hund verjagen,
Speiſe Dir hinuntertragen!

Und die Alte ſpricht zu ihr:
Schöne Jungfrau, Dank ſei Dir!
Sieh, wie das verwünſchte Thier
Wüthig bellt und beißt nach mir,
Hat mich blutig ſchon gebiſſen,
Hätte mich beinah zerriſſen!

Und das ſchöne Zarenkind
Eilt mit Brot hinab, geſchwind
Es der armen Frau zu bringen —
Doch der Hund hebt an zu ſpringen
Wie ſie nie geſehn — ein Bellen,
Heulen, daß die Ohren gellen,
Sucht gewaltſam von der Alten
Seine Herrin fernzuhalten —
Kaum naht ſich die Alte ihr:
Stürzt, gleichwie ein wildes Thier,
Auf ſie los der Hund in Wuth,
Hat gewiß ſchlecht ausgeruht!
Fang! die Jungfrau wirft das Brot,

Und die Alte fängt's mit Netz:
Segne Gott Dich für die Gabe,
Nimm zum Dank was ich hier habe!
Sprach's und einen Apfel zog
Sie hervor, der Apfel flog . . .
Sucht der Hund ihn zu erwischen,
Springt empor und beult dazwischen.
Doch das Zarenkind gewandt
Fängt den Apfel mit der Hand.
Wie er friſch und mürde war,
Rings verklebt mit Golde gar!

Nochmals dankend rief die Alte:
Daß der Himmel Dich erhalte
Wie Du biſt, ſo ſchön und rein!
Iß den Apfel, denke mein . . .

Alſo ſprach ſie, mit der Hand
Winkt' ſie grüßend und verſchwand . . .

Und hinauf die Treppenſtufen
Eilt die Jungfrau. Ungerufen
Folgt der Hund ihr, ſpringt und bellt
Nach dem Apfel den ſie hält,
Kann den Apfel nicht erreichen;
Sieht der Hund mit ſchmerzensreichen
Blicken ihr in's Angeſicht,
Und ſein flehend Auge ſpricht:
— Denn der Zunge fehlt das Wort —
Laß den Apfel, wirf ihn fort!

Nun, was haſt Du? — ſagt ſie ſchmeichelnd,
Ihn mit zarten Händchen ſtreichelnd:

Komm, Sakolka, lege Dich,
Ruh Dich aus und pflege Dich!

Eilt die Jungfrau in ihr Zimmer,
Schließt die Thüre leis, wie immer,
Setzt an's Fenster sich und harrt
Ihrer Brüder Gegenwart.
Doch vom Apfel in der Hand
Wird kein Auge abgewandt:
Wie er saftig, roßig, mürbe,
Schade, wenn der so verdürbe!
Gerne äß' ich ihn so frisch,
Doch, ich warte bis zu Tisch!
Also spricht sie, legt ihn nieder.
Doch in Eile hat sie wieder
Ihren Apfel aufgehoben,
Will doch wenigstens erproben
Wie er schmeckt; riecht erst daran,
Führt ihn an die Lippen dann,
Beißt ein Stückchen ab und schluckt . . .
Plötzlich wird ihr Auge zuckt,
Fiebernd zittern alle Glieder,
Ihre Arme sinken nieder
Und der Apfel fällt zur Erde.
Geisterähnlich von Geberde,
Des Bewußtseins ganz beraubt
Stürzt sie selbst hin, lehnt ihr Haupt
An den Tisch, der an der Wand
Bei den Heil'genbildern stand . . .

Bald darauf aus blut'gem Strauß
Kehrt die Brüderschaar nach Haus.
Bellend kommt auf ihren Wegen

Ihnen ſchon der Hund entgegen,
Unter kläglichem Gewimmer
Führt er ſie hinauf in's Zimmer.
In des Hundes Wimmern, Keuchen,
Sehen ſie ein ſchlechtes Zeichen —
Treten ein, und ſtaunend ſehen,
Was hier Gräßliches geſchehen
Und der Hund laut bellend ſpringt
Auf die Frucht, die er verſchlingt,
Und ſich winſelnd ſtreckt: es trifft
Tödtend ſelber ihn das Gift.
Ach, das treue Thier! es mußte
Daß der Apfel tödten mußte!
Doch die Brüder alle ſieben
Tiefgebeugten Hauptes blieben
Trauernd bei der Schweſter ſtehn.
Schön im Tod noch anzuſehn
War ſie. Nach inbrünſt'gem Beten
Leis die Brüder zu ihr treten,
Legen ihr ein Grabkleid an
Wollen ſie begraben dann,
Doch beſchließen anders wieder —
Denn ſo friſch ſind ihre Glieder
Anzuſehn und ihre Wangen,
Als ob Schlummer ſie umfangen.
Nur der Athem iſt vergangen.
Und drei Tage ſo verſtrichen,
Doch ſie war und blieb verblichen.

Nach der Todtenfeier bara
Man den Leib in einem Sarg
Von Kryſtall. Um Mitternacht
Ward die Leiche fortgebracht

In's Gebirg. Die sieben Ritter
Zogen um den Sarg ein Gitter,
Drin sechs runde Säulen standen;
Fest an diese Säulen banden
Sie den Sarg mit Eisenketten,
Als ob sie gefürchtet hätten
Daß man sie noch rauben könnte,
Ihr die letzte Ruh nicht gönnte.
Eh' sie von der Leiche schieden,
Sprach der Aelt'ste: Ruh' in Frieden!
Schnell, als Opfer böser Leute
Wurdest Du des Todes Beute,
Lebst im Himmel jetzt als Engel
Ohne Fehl' und ohne Mängel;
Und als irdisches Vermächtniß
Wahren treu wir das Gedächtniß
Deiner Schönheit; ihre Blüthen
Suchten wir für den zu hüten,
Den Du liebend selbst erkoren,
Doch er blieb für Dich verloren —
Keinem hast Du Dich im Leben,
Nur dem Grab ganz hingegeben. —

An dem Tag der Zarin war es
Als ob etwas Wunderbares
Vorgefallen; heimlich geht sie
Hin zum Spiegel, fragend steht sie:
Spiegel, lieber Spiegel, sage
Treu mir Antwort auf die Frage:
Ziemt mir nicht der Schönheit Preis?
Bin ich nicht so frisch und weiß,
Hold und lieblich von Geberden,
Daß kein Weib mir gleicht auf Erden?

Gab der Spiegel Antwort gleich:
Ja, Du bist so anmuthreich,
Schön und lieblich von Geberden,
Daß kein Weib Dir gleicht auf Erden! —

Jelišéi in seinem Schmerz
Sucht indessen allerwärts
Seine Braut, doch ach! vergebens,
Denn kein Ende seines Strebens
Zeigt sich ihm. Auf seine Fragen
Kann ihm Niemand Antwort sagen.
Löst sein Schmerz sich auf in Thränen,
Und gar viele Menschen wähnen
Ihn im Wahnsinn: wenn er spricht
Lacht ihm Einer in's Gesicht,
Zeigt den Rücken ihm der Andre.
Ob er alle Welt durchwandre,
Die Verlorne sieht er nicht!
Endlich auf zum Sonnenlicht
Hat er seinen Blick erhoben,
Spricht: Du schöne Sonne oben,
Aller Welt mit warmem Schein
Leuchtest Du Jahraus, Jahrein,
Auf und ab am Himmel ziehst Du,
Und auf Erden Alles siehst Du,
Hör' mich, helle Sonne, sage
Wahr mir Antwort auf die Frage:
Sahst Du meine Auserkorne,
Die Prinzessin, die Verlorne?
Eine Jungfrau, von Geberden
Schön, wie keine sonst auf Erden.

Und die rothe Sonne spricht:
Die Verlorne sah ich nicht;

Ob ſie lebt und wo ſie wohnt,
Weiß ich nicht. Vielleicht der Mond
Kann, mein Nachbar, Kunde geben,
Ob ſie wirklich noch am Leben.

Jelißéi in ſchwerem Gram
Harrte bis der Abend kam.
Und kaum war der Mond erſchienen
Fragt' er ihn mit bangen Mienen:
Lieber Mond, aus tiefſtem Dunkel
Hebt ſich ſtrahlend Dein Gefunkel,
Rund und voll iſt Dein Geſicht,
Silbern Deiner Augen Licht;
Und in ſtrahlendem Gewimmel
Schaun die Sterne rings am Himmel
Liebend auf Dich hin! O ſage
Wahr mir Antwort auf die Frage:
Sahſt Du nicht, die ich erkoren,
Meine Braut die ſich verloren?

Und der Mond zur Antwort ſpricht:
Die Verlorne ſah ich nicht,
Weiß nicht, ob ſie nah, ob ferne,
Denn ich hüte nur die Sterne;
Und auf Erden viel geſchieht,
Was mein ſtrahlend Aug' nicht ſieht!

Jelißéi laut weint und klagt.
Und der Mond auf's Neue ſagt:
Warte, weiß vielleicht der Wind
Von dem ſchönen Zarenkind;
Tröſte Dich, auf Deine Fragen
Wird er gern Dir Antwort ſagen!

Jelißäi auf ſeinen Wegen
Eilt dem Winde ſchnell entgegen,
Ruft ihm zu: O mächt'ger Wind,
Unſichtbaren Laufs geſchwind
Wandelſt Du einher auf Erden!
Wolken treibſt Du gleichwie Heerden
Vor dir her; bei Deinem Stürmen
Muß das blaue Meer ſich thürmen;
Fürchteſt rings im Raume Reihen,
Biſt nur dienſtbar Gott, dem Einen.
Sahſt Du nicht, o mächt'ger Wind,
In der Welt ein Zarenkind,
Das ich mir zur Braut erkoren
Und in Trauern dann verloren?

So der Wind zur Antwort ſprach:
Sieh, dort hinter jenem Bach,
Murmelnd geht ſein Schlangenlauf,
Steigen hohe Berge auf.
In den Bergen gähnt ein Schlund;
Auf des Schlundes finſterm Grund
Zwiſchen Säulen hingeſtellt
Ein Kryſtallſarg ſteht; ihn hält
Ringsum eine Eiſenkette.
Nirgends nah der wüſten Stätte
Wohnt ein Menſch — kein Auge ſchaut
Auf das Grabmal Deiner Braut.

Sprach's der Wind und weiter weht.
Jelißäi laut ſchluchzend geht
In's Gebirg zur wüſten Stätte,
Um in ihrem Todesbette
Noch einmal — zum letzten Male!

Seine Braut zu ſehn. Vom Thale
In die Berge kommt er bald.
Gähnt vor ihm ein Felſenſpalt,
Oeffnet ihm den Weg zum Schlunde
Wo auf tiefem, finſtern Grunde
Der Kryſtallſarg ſteht; dort ruht
Seine Braut in Gottes Hutb.
Jeliſſei that einen Schlag
Daß der Sarg zerbrochen lag.
Und er ſteht und ſtaunend ſchaut
Seine todtgeglaubte Braut
Plötzlich neuerwacht zum Leben
Aus dem Sarge ſich erheben.
Und ſie ſtreckt' ſich, ſchluchzte tief,
Rieb die Augen ſich und rief:
Gott, was ich geſchlafen habe!
Dann entſtieg ſie ihrem Grabe —
Himmel! ... er griff ihre Hände,
Ihrer Freude war kein Ende.
Beide weinten laut vor Glück ...
Jeliſſei führt ſie zurück
An das Tageslicht, in's Freie.
Scherzten, herzten ſich die Zweie,
Waren ganzer Wonne voll.
Und mit Blitzesſchnelle ſchell
Das Gerücht in allen Landen,
Daß das Zarenkind erſtanden!

Weilt im Haus die Zarin müßig,
Und des Nichtsthuns überdrüßig
Sitzt ſie vor dem Spiegel nieder,
Scherzt mit ihm und frägt ihn wieder:
Spiegel, lieber Spiegel, ſage

Treu mir Antwort auf die Frage:
Ziemt mir nicht der Schönheit Preis?
Bin ich nicht so frisch und weiß,
Hold und lieblich von Geberden,
Daß kein Weib mir gleicht auf Erden?

Und der Spiegel zu ihr spricht:
Schön bist Du von Angesicht;
Doch die Zarentochter ist
Schöner als Du selber bist —
Ist so lieblich von Geberden,
Daß kein Weib ihr gleicht auf Erden!

Tobend, zornig von Geberde
Sprang die Zarin auf, zur Erde
Schmettert sie das Spiegelglas,
Stürzt zur Thüre leichenblaß —
Plötzlich kommt auf ihren Wegen
Ihr das Zarenkind entgegen.
Da versagten ihr die Glieder,
Todt vor Schrecken schlug sie nieder.
Hochzeit hielt das junge Paar
Als sie kaum begraben war;
Mit der jungen, schönen Braut
Ward Prinz Jelißei getraut;
Nie, seit Erd und Himmel stehn,
Sah man solch ein Fest begehn!
Ich war selbst bei diesem Feste,
Habe, wie die andern Gäste,
Allem tapfer zugesetzt,
Und den Schnurrbart kaum benetzt.

Anmerkung des Uebersetzers.

Auf den gleichen Ursprung dieses Märchens mit unserm „Schneewittchen“ brauche ich den deutschen Leser wohl nicht erst aufmerksam zu machen.

III.

Balladen.

Budrys*) und seine Söhne.

Hatte Budrys drei Sprossen,
Drei wack're Genossen,
Wie er selbst, von litthauischem Blute;
Und er rief: nun bereitet
Die Rosse, und reitet,
Nehmt Waffen mit, scharfe und gute.

Stark in Zahl und in Wehre
Ziehn aus Wilna drei Heere,
Dabei ist für Euch Kriegsruhm zu holen:
Olgerd kämpft mit den Preußen,
Und Kestutt**) mit den Reußen,
Aber Pas rückt aus gegen die Polen.

Ihr seid jung noch an Jahren,
Und im Kampf wohlerfahren,
(Schenken Litthauens Götter Euch Segen!)
Ich selbst mag nicht mehr reiten,
Sende Euch nun zum Streiten,
Ihr seid Drei, und Ihr zieht auf drei Wegen!

*) Sprich: Büdrüs.

**) Sprich: Keßütt.

Guter Lohn wird Euch Allen:
Einer nimmt nach Gefallen
In Groß-Nowgorod ruſſiſche Beute —
Dort nur Sammet und Seide
Tragen Frauen zum Kleide,
Reichen Schmucks prangen Häuſer und Leute.

Daß in Preußen der Zweite
Reiche Beute erſtreite,
Sich mit Gold und mit Silber beſchwere;
Viel dort giebt es im Lande,
Dazu gute Gewande,
Und Bernſtein — dem Sand gleich am Meere.

Iſt mit Pas für den Dritten
— Sind die Polen beſtritten —
Auch nicht Gold viel und Silber zu holen,
Wo der Stahl nur im Schwunge —
Doch ich wette, der Junge
Bringt ſich eine Frau mit aus Polen.

Keine Fürſtin auf Erden
Iſt ſo ſchön von Geberden
Wie die polniſchen Mädchen. Geſichter
Wie Milch und wie Roſen,
Und den Schelmen, den loſen,
Brennen Augen im Kopfe, wie Lichter.

Als ich jung noch an Jahren
Bin ich auch einſt gefahren
Nach Polen, ein Weib mir zu holen —
Jetzt zum Grabe ſchon lenk' ich
Die Schritte, doch denk' ich
Noch immer in Liebe an Polen!

Und vom Hauſe fort reiten
Die drei Söhne zum Streiten.
Schon erwartet ſeit Jahren und Tagen
Sie der Alte vergebens;
Keine Spur ihres Lebens —
Denkt Budryß: ſie ſind wohl erſchlagen!

Weißer Schnee flockt hernieder,
Kehrt der erſte Sohn wieder,
Birgt etwas im Mantel verſtohlen.
Frägt Budryß voll Jubel:
Sind das ſilberne Rubel? —
Nein, Vater, ein Weibchen aus Polen!

Weißer Schnee flockt hernieder,
Kehrt der zweite Sohn wieder,
Birgt etwas im Mantel verſtohlen.
Bernſtein und Gewande
Aus preußiſchem Lande?
Nein, Vater, ein Weibchen aus Polen!

Weißer Schnee flockt hernieder,
Kehrt der dritte Sohn wieder,
Hält etwas im Mantel verborgen —
Und Budryß verſtummte,
Doch wie er auch brummte,
Mußt' er dreifache Hochzeit beſorgen.

Der schwarze Shawl.

Mein Aug', wie im Wahnsinn, blickt starr auf den Shawl,
Am eisigen Herzen nagt bittere Qual.

Jung war ich an Jahren, leichtgläubig mein Sinn,
Da gab einer Griechin ich glühend mich hin.

Schön war sie und minnig, stolz nannt' ich sie mein;
Doch bald brach der Tag meines Unglücks herein.

Einst saß ich mit Gästen im fröhlichen Kreis,
Da naht sich ein Jude und flüstert mir leis:

Du schwelgst hier mit fröhlichen Gästen vergnügt,
Derweil Deine Griechin Dich treulos betrügt.

Ich fluchte dem Juden, doch gab ich ihm Geld,
Und schnell ward mein treuester Sklave bestellt.

Wir flogen auf muthigen Rossen dahin,
Und jegliches Mitleid entwich meinem Sinn.

Kaum daß ich die Schwelle der Griechin erschaut,
Da trübt sich mein Auge, ich zittre, mir graut . . .

Ich schleiche zum Zimmer des Mädchens allein,
Da saß sie mit ihrem Armenier zu Zwei'n.

Von selbst hob mein Arm sich zu wuchtigem Hieb,
Noch küßte der Schurke das buhlende Lieb.

Mit Füßen zertrat ich den leblosen Leib;
Starr sah ich noch lang' auf das treulose Weib.

Ich denk' ihrer Thränen, ich hör' ihren Schmerz . . .
Doch todt ist die Griechin, und todt ist mein Herz!

Ich riß von dem zuckenden Haupt ihr den Shawl,
Und wischte dann schweigend das Blut von dem Stahl.

Die Leichen der Beiden: im Dunkel der Nacht
Mein Sklave hat sie heimlich zur Donau gebracht.

Seitdem küß' ich funkelnde Augen nicht mehr,
Seitdem drücken lästige Nächte mich schwer.

Mein Aug', wie im Wahnsinn, blickt starr auf den Shawl,
Am eisigen Herzen nagt bittere Qual.

Der Ertrunkene.

Hin zum Haus die Kinder sprangen,
Vater! ein ertrunkner Mann
Hat im Netze sich gefangen! —
Doch der Vater fuhr sie an:
Wollt Ihr schweigen, böse Jungen!
Seid Ihr Tölpel nicht gescheit?
Ich will Eure lauten Zungen
Zähmen, daß Ihr stille seid!

Einen todten Menschen finden!
Kommt der Richter mir in's Haus,
Heißt es sich herauszuwinden . . .
Doch, gieb den Kaftan heraus
Alte! ich muß nun schon gehen . . .
In der That: am Stromesrand
Ist der todte Mann zu sehen,
Liegt im Netz, im Ufersand.

Ganz entstellt ist des Ertrunknen
Leiche, schwarz, geschwollen schon.
Barg sie eines Schuldversunknen
Seele, die der Welt entflohn?
Ist's ein Kaufmann, hier erschlagen
Und von Räuberhand ertränkt?
Ist's ein Fischer, umgeschlagen
Mit dem Nachen, hier versenkt?

Doch was kümmert das den Bauer?
Der erst spähend um sich sieht
Ob auch Niemand auf der Lauer —
Aus dem Netz die Leiche zieht:
Und vom steilen Ufer nieder
Stößt er sie zum Strom hinab;
Dort nun schwimmend sucht sie wieder
Wie zuvor ein christlich Grab.

Treibt im starken Flutendrange
Wie lebendig hin und her.
Schaut nach ihr der Bauer lange,
Geht dann heim gedankenschwer.
Kinder! — rief er — seid Ihr schweigsam,
Kriegt Ihr einen neuen Rock;
Aber schwatzt Ihr! . . . und vergleichsam
Zeigt er nach dem dicken Stock.

In der Nacht, mit Sturmesschauern
Schwoll die Flut im Wellgebraus;
In der Hütte unsres Bauern
Flackernd ging das Nachtlicht aus.
Weib und Kinder ruhn im Bette,
Doch der böse Bauer lag
Ruhlos auf der Lagerstätte:
Horch! am Fenster dröhnt ein Schlag.

»Wer da?« — Bauer! aufgemacht hier! —
Und der Bauer zornig blickt:
»Kain, was treibst Du zur Nacht hier?
Hat der Teufel Dich geschickt?
Dunkel ist's an dieser Stätte
Und kein Platz für Dich im Haus!«

Rief er bang, doch aus dem Bette
Sprang er, ſah zum Fenſter aus.

Steht im Mondlicht nackt und kläglich
Der Ertrunkne; hohl, vertieft
Starrt das Auge unbeweglich,
Und der Bart von Waſſer triefft.
Seine Arme hängen nieder
Leblos, wie gehau'n aus Stein,
In die aufgeknöpften Glieder
Niſteten ſich Krebſe ein.

Kalt durchrieſelt es den Bauern,
Und er ſchlägt das Fenſter zu,
Ruft in wilden Fieberſchauern:
Fort, Geſpenſt, laß mich in Ruh' —
Aber taub ſind die Geſpenſter
Stund'gem Ruf, bis früh am Tag
An der Pforte und am Fenſter
Pocht es dröhnend Schlag auf Schlag.

Geht im Volke eine Sage,
Daß der Bauer, qualbedrängt,
Jährlich am beſtimmten Tage
Seinen todten Gaſt empfängt.
Stürmt es, brauſt es dann am Orte —
Geiſterhaft, bis früh am Tag
An dem Fenſter, an der Pforte
Pocht es dröhnend Schlag auf Schlag.

Die böſen Geiſter

Ziehn die Wolken ſchwer und dunkel,
Flockt der Schnee und ſtürmt's mit Macht,
Birgt ſich Mond- und Sternenfunkel,
Trübt der Himmel, trübt die Nacht.
In dem Schnee iſt kein Geleiſe;
Klimmt das Glöckchen: bim — bim — bim.
Schaurig iſt's auf nächt'ger Reiſe,
Wenn man ſelbſt nicht weiß: wohin?

Vermärts, Kutſcher! ... »Gerne fuhr' ich,
Doch den Pferden wird's zu ſchwer,
Und vor Schneegeſtöber ſpür' ich
Selbſt kein Licht im Auge mehr!
Hat der Teufel ſich verſchworen
Gegen uns, führt uns im Kreis;
Haben uns im Schnee verloren,
Daß ich keinen Ausweg weiß!'

Sieh, dort, gräßlich von Geberde
Schielt er, ziſcht, zieht keine Ruh,
Speit nach mir — die ſcheuen Pferde
Rückert er dem Abgrund zu.
Wie ein Pfahl mir gegenüber
Taucht' er eben auf und ſtand,
Dann als Funken mir vorüber
Blitzt' er ziſchend und verſchwand.«

Ziehn die Wolken ſchwer und dunkel,
Flockt der Schnee und ſtürmt's mit Macht,

Birgt sich Mond- und Sternenfunkel,
Trüb der Himmel, trüb die Nacht.
Plötzlich starr die Pferde stehen,
Und das Glöckchen klingt nicht mehr —
Was ist dort im Feld zu sehen?
Stutzen Wölfe auf uns her?

Heult es, stürmt es, zieht es, dunkelt's
Immer mehr; das Dreigespann
Schnaubt, und bäumt sich. — Sieh, dort funkelt's
Wie zwei Augen, schleicht heran!
Aufgeschreckt die Pferde stieben,
Klingt das Glöckchen: din — din — din . . .
Fern seh' ich die Geister ziehen
Ueber's weiße Schneefeld hin!

Scheint der Mond. In wilden Weisen
Tobtes, zwerghaft wie sie sind,
Auf und ab die Geister kreisen,
Flattern gleich im Herbstwind.
Hu! das ist ein schaurig Klingen!
Doch, wer mag den Sinn verstehn?
Ob sie Hochzeitreigen schlingen,
Ob ein Todtenfest begehn?

Ziehn die Wolken schwer und dunkel,
Flockt der Schnee und stürmt's mit Macht,
Birgt sich Mond- und Sternenfunkel,
Trüb der Himmel, trüb die Nacht.
Fliehn, in größern Schwärmen immer,
Weitenwärts der Geister Reih'n,
Ihr Geheul und ihr Gewimmer
Zittert mir durch Mark und Bein . . .

Der Husar

Er striegelte sein gutes Thier
Und brummte mehr als sich's gebührte:
„O du vermaledeit Quartier,
Wohin der böse Geist mich führte!

Hier hält man sparsam unsre Reih'n,
Gleichwie im türkischen Gefechte —
Den Schnaps darf nicht die Rede sein,
Kohlsuppe giebt es, aber schlechte.

Wie eine wilde Bestie sieht
Der Hausherr hässig auf Dich immer,
Und sie! kein Flehn, kein Drehen zieht
Das Weib herver aus ihrem Zimmer.

O Kiew, wie gedenk ich Dein!
Da flogen die gebrat'nen Tauben
Uns in den Mund; da gab es Wein
Und Mädchen — nein! 's ist nicht zu glauben!

Ja, ja! von solchem Schelmgesicht
Läßt man sich leicht und gern bethören.
Nur Eins dabei gefällt mir nicht . . .“
— Was denn Husar? sprich, laß uns hören!

Er ſtrich den langen Schnurrbart krumm
Und ſprach: »mußt mich nicht falſch verſtehen
Freund, biſt vielleicht nicht feig, doch dumm,
Doch Unſereins hat was geſehen!

Nun hör': es war am Dnjeprbord
Wo wir uns im Quartier befanden;
Die ſchönſte Wirthin fand ich dort,
Ihr Mann war todt ſchon, wohlverſtanden!

Wir wurden bald bekannt genug,
Und lebten wie ein Paar in Liebe,
Und ziemlich ſtill, wenn ich ſie ſchlug,
Ertrug Marüſchka ihre Hiebe.

Und kam ich Nachts betrunken heim,
Durch ſie ward ich bald wieder nüchtern;
Kurz, zwiſchen uns blieb Nichts geheim
Und ſie war bei mir gar nicht ſchüchtern.

Ich konnte glücklich ſein, bei Gott!
Nichts fehlte mir zum Wohlbehagen.
Doch nein! mir ſelbſt zum Hohn und Spott
Muß plötzlich Eiferſucht mich plagen.

Schon eh' der Hahn kräht, früh am Tag
Kann ſie nicht mehr im Bette bleiben ...
Dacht' ich: was die wohl haben mag!
Wohin mag ſie der Teufel treiben?

Ich ſpähte nach ihr. Einſt zur Nacht —
Die Nacht war dunkler als ein Kerker —
Lag ich, vom Winde aufgewacht,
Im Hofe ſtürmt es immer ſtärker.

Vom Bett erhob Marüschka ſich,
Macht ſich ganz leiſe auf die Sohlen,
Sah nach ob ich auch ſchlief, und ſchlich
Zum Ofen dann, blies an den Kohlen,

Bis eine Kerze angebrannt.
Dann nahm das ſonderbare Weſen
Ein kleines Fläſchchen von der Wand,
Beſtieg beim Ofen einen Beſen,

Und ſplitternackt that ſie drei Schluck
Aus ihrem Fläſchchen, daß es zischte:
Dann durch die Luft mit Einem Ruck
Ritt ſie zum Schornſtein und entwiſchte.

Hm! eine Hexe iſt mein Lieb!
Rief ich, und auf vom Lager ſtand ich,
Und wie ich mir die Augen rieb,
Vor mir das Zauberfläſchchen fand ich.

Ich roch daran, doch eilig ſchwang
Ich's fort von mir, ſo roch es übel,
Und ſieh: hochauf zum Ofen ſprang
Die Ofengabel und der Kübel!

Ein Kater ſchlief dort bei der Bank,
Er roch, und hoch den Rücken zog er —
Brrr! rief ich, gab ihm von dem Trank,
Und — plötzlich auf zum Schornſtein flog er.

Ringsum im Zimmer goß ich drauf
Die Tropfen — überall verſing es:
Tiſch, Topf und Bänke ſprangen auf,
Und Marſch! hinauf zum Schornſtein ging es.

Was Teufel! dacht' ich, dies Gericht
Muß ich doch selbst einmal erproben!
Ich trank, und — glaubt es oder nicht! —
Ward federleicht emporgehoben.

Weiß nicht recht mehr wohin, doch fern
Und hoch flog ich wie auf Gefieder,
Traf auf dem Wege manchen Stern,
Rief: Platz gemacht! ... und stürzte nieder.

Ein Berg lag vor mir: eben braut'
Man Zaubertränke. Geig' und Flöte
Erklang: ein Jude ward getraut
Beim Hexenfest mit einer Kröte.

Ich wollte sprechen, spuckte aus ...
Da kommt Marüschka, ruft verwegen:
»Man frißt Dich hier, pack' Dich nach Haus!«
Ich aber fluchte ihr entgegen:

Was Teufel! Weib, ich soll nach Haus!
Wie sind' ich hin? Willst mich begleiten?
»Hier — rief die Hexe spöttelnd aus —
Kannst auf der Ofengabel reiten!«

Ich, ein geschworener Husar,
Soll auf der Ofengabel reiten?
Weib, hast Du doppelt Haut und Haar?
Hab' ich je Furcht gezeigt im Streiten?

Ein Pferd her! — »Da, so nimm, Du Thor!«
Wahrhaftig kommt ein Pferd geflogen,
Mit hohem Schweif, mit feinem Ohr,
Den Hals gekrümmt gleichwie ein Bogen.

»Sitz auf!« — Ich suche nach dem Zaum,
Doch keiner hing am Halfe nieder.
Wild fliegt das Pferd; ich athme kaum,
Und — bin zu Haus beim Ofen wieder

Ich schaute um mich: Gott sei Dank,
Rings Alles war wie vor dem Reiten —
Doch statt zu Pferd: auf einer Bank
Saß ich — das kommt wohl vor zu Zeiten'-

Er strich den langen Schnurrbart krumm
Und sprach: -mußt mich nicht falsch verstehen
Freund, bist vielleicht nicht feig, doch dumm,
Doch Unsereins hat was gesehen'-

Die beiden Raben.

Durch die Luft ein Rabe krächzt,
Hungermüd nach Labung lechzt;
Frägt er einen andern Raben:
Werden wir heut Speise haben?

Und der andre Rabe spricht:
Heut an Speise fehlt es nicht:
Tod im Feld, am Waldessaume,
Liegt ein Ritter unter'm Baume.

Wer, warum man ihn erſchlug?
Weiß der Falk nur, den er trug,
Weiß des Ritters ſchwarzes Roß nur
Und ſein junges Weib im Schloß nur.

Flog der Falk zum Walde fern,
Blieb das Roß dem Feind des Herrn,
Und die Frau harrt ihres Lieben,
Aber deß nicht, der geblieben ...

Der Wojewode.

Kehrt, entronnen nahem Tode,
Aus der Schlacht der Wojewode.
Herrſcht im Hauſe Nachts umher
Tiefe Stille; und er ſchleicht ſich
In die Kammer ... ha! was zeigt ſich
Seinem Blick: das Bett iſt leer.

Finſtrer als das nächt'ge Grauen
Seine grimmen Augen ſchauen.
Und er zwickt den greiſen Bart,
Streift den Aermelſaum nach oben,
Schließt die Thür, fängt an zu toben
Laut, in ungethümer Art:

»Warum ſind hier keine Hunde,
Keine Diener in der Runde?
Schurke, bring' mir mein Gewehr!
Einen Strick und Sack bereite,
Nimm auch ein Gewehr, begleite
Mich zum Garten, ſchnell komm her!«

Und entlang die Mauer ſchleichen
Herr und Diener; bald erreichen
Sie den Garten, halten an:
Durch's Gebüſch klar unterſcheidet
Man die Panin, weißgekleidet;
Ihr zu Füßen kniet ein Mann.

Spricht er: »Alles iſt zerronnen
Was ich liebend einſt gewonnen,
Du mein höchſtes in der Welt!
Deiner Händchen weiches Drücken,
Deiner Liebesglut Entzücken
Kauft des Wojewoden Geld.

O wie lang um Dich gelitten,
Dich geſucht, um Dich geſtritten
Hab' ich — doch Du täuſchteſt mich!
Er hat nicht um Dich geſtritten,
Nicht geſucht und nicht gelitten:
Seinem Geld ergabſt Du Dich!

Sieh, ich kam im nächt'gen Grauen,
Noch einmal die Glut zu ſchauen
Deines Aug's, Gott anzuflehn
Dich zu ſegnen, zu beglücken —
Nochmals Deine Hand zu drücken,
Und auf immer dann zu gehn!«

Schwimmt ihr Aug' in Thränengüssen,
Er bedeckt mit heißen Küssen
Ihre Knie'. Die andern Zwei
Späh'n durch's Gebüsch von hinten,
Sie bereiten ihre Flinten,
Pressen in den Lauf das Blei.

Leise vorwärts gehn die Beiden:
»Ich kann nichts recht unterscheiden!«
Ruft der Diener, und bleibt nach —
»Ob's von Kälte, ob's vom Wind ist,
Daß mein Auge ganz wie blind ist,
Und mein Arm ganz steif und schwach?«

— Schweig, Du Heidensohn! ich will Dich . . .
Heule später . . . jetzt halt still Dich!
Schütte frisches Pulver zu,
Ziel' auf sie . . . hoch . . . mehr zur Rechten —
Mit ihm will ich selber rechten;
Erst schieß' ich, dann schießest Du.

Wiederhallt ein Schuß im Garten.
Wollte nicht der Diener warten
Auf den Herrn; der Wojewod'
Schreit, stürzt hin . . . Wohl aus Versehen
War des Dieners Schuß geschehen:
Traf die Stirn — der Herr war todt.

IV.

Größere Dichtungen epischer Gattung.

Der Springquell von Bachtschikaraï.

Girei saß, den Blick gesenkt,
Der Bernstein dampft in seinem Munde;
Lautlos den grimmen Chan umdrängt
Der knecht'sche Hof. Weit in der Runde
Herrscht Stille wie zur Zeit des Schlummers.
Die ehrfurchtsvoll den Chan umstehn,
Auf seinem finstern Antlitz sehn
Der Zornes Zeichen und des Kummers.
Da plötzlich winkt er mit der Hand
In Ungeduld — und schnell verschwand
Mit tiefem Gruß der Höflingstroß.

Der Herrscher bleibt allein im Schloß,
Und athmet freier. Aus der Glut
Der Augen, und dem Angesicht,
Dem strengen, jetzt lebend'ger spricht
Was ihm das Herzblut aufgewiegelt —
Wie in bewegter Golfesflut
Ein Sturmgewölk sich wiederspiegelt.
Doch was durchwogt die stolze Brust?
Will er sich frische Lorbeern holen?
Hat er zu neuem Kriege Lust
Mit Rußland — oder gilt's den Polen?
Drückt blut'ge Rache ihn so schwer?
Verschwor sich gegen ihn sein Heer?
Droht ihm des Bergvolks wilde Schaar?
Der schlauen Genueser Tücken?

O nein! der Kriegsruhm, die Gefahr
Vermag ihn nicht mehr zu berücken!
Die Hand iſt müde noch vom Siege,
Und ſein Gelüſten fern dem Kriege.

Ward in des Harems Wolluſtſchranken
Trotz aller Wacht Verrath geſponnen,
Und hat ein Kind erzwungner Wonnen
Sich gar verliebt in einen Franken?

Nein! in Girei's Haremsräumen
Wagt keine Frau zu wünſchen, denken;
Wagt keine nur von Glück zu träumen,
Auf Fremdes ihren Blick zu lenken.
Der Langeweile Ueberdruß
Verzehrt ſie; ihre Schönheit muß
Verborgen allen Menſchen bleiben,
Sorgſam bewacht und eingehegt —
Wie man im Treibhaus hinter Scheiben
Arabiens ſchöne Blumen pflegt ...

Sie ſehn in ſchleichendem Getriebe
Die Tage, Monde, Jahre fliehn:
Und unbemerkbar mit ſich ziehn
Die Zeit der Jugend und der Liebe.
Es gleicht ein Tag dem andern Tage,
Langſam die öden Stunden ſchwinden,
Der Trägheit und des Zwanges Plage
Läßt keine rechte Freude finden.
Wohl oft, im Drange nach Vergnügen
Die jungen Frau'n ſich ſelbſt betrügen:
Bald wechſeln ſie der Kleidung Pracht,

Bald wird geſpielt, geſcherzt, gelacht;
Bald ſchwärmen ſie auf grünen Matten
In mächtiger Platanen Schatten,
Des hohen Springquells plätſchernd Rauſchen,
Des Baches Wellgetös zu lauſchen.
Doch immerfort, auf jedem Schritt
Geht der Eunuch, der finſtre, mit.
Unmöglich iſt's, ihm zu entfliehn,
Sich ſeinem Anblick zu entziehn.
Sein Aug' und Ohr iſt allerwärts
Auf ihrer Spur; ſein ſtumpfes Herz
Und ſein Verſtand iſt nur dem Eban,
Dem Allgebieter unterthan,
Deß Willen er in dieſer Welt
So heilig wie den Koran hält.

Und wie ein lebles Bild erträgt
Er Haß, Verachtung, Spott und Hohn;
Ihn, den kein Wort des Schimpfs erregt,
Rührt auch kein Flehn und Schmeicheln.
Taub iſt ſein Ohr für alle Bitten,
Sein Aug' für alle Thränen blind;
Und liebefremd kennt er die Sitten
Der jungen Evatöchter lange,
Weiß daß ſie ſchlau und liſtig ſind,
Wie in der Freiheit, ſo im Zwange.
Nie hat die Liebe ihn verführt,
Nie hat ein Blick ſein Herz gerührt,
Er kennt das Band nicht der Geſchlechter,
Und traut den Schönen niemals weiter
Als er ſie ſieht — ihr finſtrer Wächter
Und unvermeidlicher Begleiter.

Wenn der Gefangnen junge Schaar
Mit flatternd aufgelöstem Haar
Sich badet in der Sommerschwüle
Bei der Platanen Schattenkühle: —
Rein um die wonniglichen Glieder
Plätschert das Wasser auf und nieder —
Steht der Eunuch am Bachesrand
Den nackten Reizen zugewandt;
Doch alle Schönheit rührt ihn nicht,
Kalt bleibt sein Herz, streng sein Gesicht.

Nachts schleicht er durch die Haremsräume,
Des Argwohns finsterer Geselle
Durchspäht er sorgsam jede Zelle,
Belauscht den Schlaf, belauscht die Träume
Der Odalisken, ob man nicht
Im Traume gar von Liebe spricht
Zu einem Andern als dem Chan.
So schleichend auf dem Teppich geht er
Behutsam seine Späherbahn,
Vor jedem Bette horchend steht er,
Kommt heimlich und geht heimlich fort
Von Thür zu Thür — und Wehe ihr,
Die durch ein unvorsichtig Wort
Verrathen daß ihr Herz nicht hier!

Da kann Giréi sicher sein ...

Und doch, was schuf ihm solche Pein?
Lang schon erlosch ihm sein Tschibuch.*)
Stumm an der Thür steht der Eunuch,

*) Tschibuch oder Tschibuk: die türkische Pfeife.

Der des Gebieters Winken harrt;
Wagt in des Chanes Gegenwart
Zu athmen kaum; ernſt von Geberde
Senkt er den ſtarren Blick zur Erde.

Plötzlich erhebt ſich ſtumm der Chan,
Die Thür wird vor ihm aufgethan
Und führt ihn in die Haremszimmer,
Einſt ſeine höchſte Wonne immer.

Dort, auf weichſeidnen Perſerdecken,
Rings um des Springquells Marmorbecken
Sitzt reichgeſchmückt die Schaar der Frauen,
Des Chans gewärtig: und ſie ſchauen
Mit kindlich-frohem Uebermuth
Wie in des Marmors klarer Flut
Die Fiſchlein ſchwimmen. Hin und wieder
Fällt auf den Grund ein Ringlein nieder,
Daß jedes Fiſchlein aufwärts ſteigt
Bis zu dem plätſchernden Geſchäume.
Es wird Scherbet herumgereicht,
Und Wohlgeruch erfüllt die Räume.
Dann ſingen laut in ſchönen Weiſen
Die Mädchen, Liebesglück zu preiſen.

Tatariſches Lied.

Dem Menſchen wird Erſatz gegeben
Für alles Leid das ihm geſchieht;
Und war auch noch ſo trüb ſein Leben:
Heil dem Zakir, der Mekka ſieht!

Heil dem auch, der im Kampf gefallen
An der berühmten Donauflut!
Im Paradies lohnt ihm vor Allen
Der schönsten Jungfrau Liebesglut.

Doch glücklicher ist der hienieden,
Saréma, in der Haremsnacht
Glutvolle Rose! den der Frieden,
Den Deine Liebe glücklich macht!

Sie singen. Doch der Liebe Stern,
Saréma, warum weilt sie fern?
Bleich, mit verweintem Angesicht,
Hört sie ihr eignes Loblied nicht.
So traurig sah man sie noch nie!
Wie eine stolze Palme, die
Der Sturm gebrochen und entlaubt,
Senkt sie das schöne, junge Haupt.
Nichts, Nichts was ihr noch Glück verspricht:
Giréi liebt Saréma nicht,
Hat sie betrogen!

Doch, wer mag
Georgierin, sich Dir vergleichen?
Dein Aug' glänzt heller als der Tag
Und dunkler als die Nacht; in reichen
Glanzvollen Flechten schlingt Dein Haar
Sich zweimal um die Lilienstirne;
Dein Hals beschämt den Schnee der Firne.
Und wessen Stirne spricht so wahr
Wie Deine, so voll Glut und Kraft
Von der Gewalt der Leidenschaft?

Iſt's möglich daß, wer Dich beſeſſen,
Jemals nach andrer Schönheit trachtet?
Und doch! Girei hat Dich vergeſſen,
All Deine Reize kalt verachtet.
In Einſamkeit und finſtrem Gram
Durchwacht der Chan die öden Nächte,
Zeit in ſein Schloß die Polin kam,
Ein Sproß aus fürſtlichem Geſchlechte.

* * *

In jungfräulicher Pracht erblühte,
Kind noch an Jahren und Gemüthe,
Maria — kurze Zeit zurück
War ſie noch fern im Heimatland
Des greiſen Vaters Stolz und Glück,
Von ihm ſein einz'ger Troſt genannt.
In ſeiner Pflege ward ſie groß,
Ihr Wille war dem Greis Gebot,
Er lebte, ſorgte nur für ſie,
Und wünſchte nichts, als daß ihr Loos,
Von keinem Ungemach bedroht,
Dem heitern Frühlingsmorgen gleiche,
Und ſelbſt ein flücht'ger Kummer nie
In ihre zarte Seele ſchleiche,
Daß ſie das Bild der Jugendjahre
Gleichwie ein freundliches Vermächtniß,
Ihm und ſich ſelber zum Gedächtniß,
Bis in die ſpät'ſte Zeit bewahre.

Schön von Geſtalt, lieb von Geberden,
Schien ſie ein Bild des Glücks auf Erden.

Im dunkelblauen Auge lag es
Glutvoll und klar wie Glanz des Tages.
Und was ihr des Geschickes Gunst
Verlieh an seltner Körperschöne,
Erhöhte sie noch durch die Kunst.
Entlockte zaubervolle Töne
Der Harfe, die beim Festesmahle,
Entzücken weckend rings im Saale,
Erklang im fürstlichen Palaste.

Wohl schon von manchem hohen Gaste
Ward nach Maria's Hand getrachtet,
Und heimlich mancher Jüngling schmachtet
Nach ihrer Gunst in treuer Minne.
Doch fremd bis jetzt blieb ihrem Sinne
Die Liebe. Ihre Zeit verfloß
In traulicher Gespielen Kreise,
Vergnügt, in kindlich-froher Weise,
Auf des geliebten Vaters Schloß.

Und plötzlich ... lange ist's noch nicht —
Ein wilder Schwarm Tataren bricht
Wie eine Flut in's Polenland
Und wogt umher — so schnell verbreitet
Im Felde sich kein Erntebrand.
Verderbend durch die Lande schreitet
Der Krieg, zerstört was blühend ist.
Verwüstet sind in kurzer Frist
Weitum die Dörfer und die Felder,
Verbrannt die alten Eichenwälder.
Das stolze Schloß steht öd' und leer,
Maria wohnt im Schloß nicht mehr.

In der Kapelle wo die Leichen
Des Fürſtenhauſes beigeſetzt,
Sieht man ein neues Grabmal jetzt
Mit Krone und mit Wappenzeichen.
Maria's Vater ruht im Grabe.
Sie ſelbſt weilt fern von Haus und Habe.
Erloſchen iſt des Hauſes Stern,
Das Schloß hat einen neuen Herrn,
Der — ehrlos dem Tatarenchan
Und eigner Raubſucht untertban —
Dem ſchon verödeten Gebiet
Schan'os das letzte Mark entzieht.

Ach! in Girei's Haremsmauern,
Für ſie noch ſchlimmer als das Grab,
Muß jetzt die junge Fürſtin trauern,
Welkt ſie dahin und härmt ſich ab.
Das jammervolle Loos der Armen,
Ihr lauter thränenreicher Kummer,
Weckt ſelbſt dem grimmen Chan Erbarmen,
Ihr Weinen ſtört ihn Nachts im Schlummer.
Er liebt ſie, lindert ihre Haft,
Für ſie hat das Geſetz nicht Kraft
Wonach dem tückiſchen Eunuch
Die Odaliſken untertban.
Ihr darf bei Nacht und Tag nicht nahn
Der finſtre Wächter; ſie wohnt einſam
Im Schloß, nach des Gebieters Spruch,
Hat mit den Andern Nichts gemeinſam.
Allein geht ſie zum Bade hin,
Und nur die alte Dienerin
Tritt hin und wieder zu ihr ein,
Dienſtbar auf jeden Wunſch zu hören.

Mit ihr schläft sie zur Nacht allein
Im seidnen Bett, dem dicht umhangnen,
Und selbst der Chan wagt nicht zu stören
Die heil'ge Ruhe der Gefangnen.

Beim Muttergottesbild im Zimmer,
Das ihr zur Wohnung auserlesen,
Brannte die heil'ge Lampe immer.
Und sah man hier die Fürstin knie'n
In brünstigem Gebet — erschien
Sie wie ein überirdisch Wesen
Entrückt in diese Einsamkeit.
Die Stille weckt in ihrem Innern
Ein schmerzlich-seliges Erinnern
An Vaterhaus und Jugendzeit.
Und während Alle sie beneiden,
Die Auserkorne glücklich wähnen,
Welkt sie dahin in Gram und Leiden,
Schwimmt Tag und Nacht ihr Aug' in Thränen
Doch, mochte man ihr Alles rauben:
In Treue hält sie fest am Glauben,
Läßt von der frommen Zuversicht
Auf Gottes Vaterhülfe nicht.
Und während Alles rings im Kreise
Nach Lust lechzt, wie nach Thau die Blume:
Wird hier in wunderbarer Weise
Ein Winkelchen zum Heiligthume.
So wahrt — ob auch im Weltgewühle
Der Mensch gestrauchelt und gesunken,
Von eitlem Sinnentaumel trunken —
Das Herz doch seine Gottgefühle ...

* * *

Schon dunkelts nächtig überall.
Süß Tauris' üpp'ge Fluren träumen,
Fern aus den duft'gen Lorbeerbäumen
Klingt der Gesang der Nachtigall.
Bleich folgt am wolkenlosen Himmel
Der Mond dem strahlenden Gewimmel
Der Sterne, hüllt mit blassem Schein
Wald, Hügel und Gefilde ein.

Und in der Stadt Bachtschisarai,
An plattgedrückter Häuserreih',
Von einer Thüre zu der andern
Sieht man Tatarenfrauen wandern,
Um nächtlich im vertrauten Kreis
Durch Plaudern sich zu unterhalten.
Ganz eingehüllt in blendend Weiß
Sieht man die luftigen Gestalten
Wie Schatten schnell vorüberschweben.
Der Harem schlummert; im Palast
Ist nirgends eine Spur von Leben.
Schon machte der Eunuch die Runde,
Und schläft jetzt selbst in später Stunde.
Doch hat er keine Ruh noch Rast.
Argwöhnische Gedanken stören
Des Wächters leisen Schlaf, bald glaubt
Er Flüstern um sich her zu hören,
Bald leichter, flücht'ger Tritte Schall.
In Argwohn hebt er dann sein Haupt,
Horcht, schleicht umher, späht überall.
Doch um ihn her herrscht tiefes Schweigen,
Nichts will sich seinem Blicke zeigen,
Und mag er noch so emsig lauschen:
Nichts als des Springquells lieblich Rauschen

Vernimmt er, und den süßen Schall
Der Rosen-treuen Nachtigall.
Noch lange horcht er, sinkt dann wieder
Voll Müdigkeit aufs Lager nieder.

Wie wonnevoll, genußreich sind
Des üpp'gen Morgenlandes Nächte!
Wie süß verfließen und geschwind
Hier dem moslemischen Geschlechte
Die Stunden! Welch ein weiches Träumen
In dieser Haus- und Gartenpracht,
Voll Duft und Zauber unvergleichbar.
Still ist es in des Harems Räumen,
Den heimlichen, bei Tag und Nacht
Dem Blick der Neugier unerreichbar;
Und nur des Mondes mild Gefunkel
Durchbricht das feierliche Dunkel,
Doch Alles rings bei seinem Schein
Hüllt träge Ruh und Wollust ein.

Nur Eine flieht der Schlaf, sie flieht
Kaum athmend auf vom Lager, geht
Zur Thüre, öffnet hastig, schleicht
Fort durch das Dunkel, schnell und leicht ...
Vor ihr in leisem Schlummer streckt
Sich der Eunuch — und Angst unsäglich
Durchzuckt sie, daß ihr Schritt ihn weckt,
Sein hartes Herz ist unbeweglich,
Und oft nur Täuschung seine Ruh ...
Doch schnell entschlossen geht sie zu,
Und wie ein Schatten schwindet sie
Vorüber; bald nun findet sie
Die Thüre die sie sucht. Erst stand

Sie zitternd, zagend auf der Schwelle —
Dann öffnet ſie das Schloß, tritt ein,
Schaut wirren Blickes nach der Wand,
Wo vor dem goldnen Heil'genſchrein
Des ew'gen Lämpchens matte Helle
Das Muttergottesbild beſcheint,
Sie ſieht das Kreuz, das Himmelszeichen
Der Liebe — o Georgierin!
Sag' an warum Dein Auge weint?
Durchzieht Erinnrung Deinen Sinn
Aus Deiner Kindheit freudenreichen
Und beſſern Tagen? . . .

Vor ihr ruht
Die junge Fürſtin. Zart belebte
Des jungfräulichen Schlummers Glut
Die Wangen, und ein Lächeln ſchwebte
Um ihre Lippen, trotz der Spur
Von friſchen Thränen im Geſicht:
So glänzt die Blume auf der Flur
Von Regen feucht, im Mondenlicht.
Ein Engel ſchien ſie von Geberde,
Der niederſchwebte zu der Erde
Zum Troſt dem ſünd'gen Menſchenthume,
Und der in mitleidvollem Kummer
Das Loos beweinte — ſelbſt im Schlummer —
Der längſt geknickten Haremsblume . . .

Was iſt mit Dir, Sarema? ſprich!
Sie beugt zur Schlummernden ſich nieder,
Der Schmerz bezwingt ſie, alle Glieder
Verſagen ihren Dienſt der Armen;
Sie jammert: »O erhöre mich,
Verſchließ Dein Herz nicht, hab' Erbarmen!«

Saréma's schwankende Bewegung,
Ihr Flehen und ihr Stöhnen traf
Das Ohr der Fürstin, die vom Schlaf
Auffuhr in ängstlicher Erregung.
Erschreckt zu ihren Füßen knie'n
Sieht sie die junge Unbekannte,
Und zitternd, scheu sich zu ihr wandte
Maria, sie empor zu ziehn:
»Wer bist Du, und was willst Du hier,
Allein, so spät in nächt'ger Stunde?«
Entklang es fragend ihrem Munde.

Saréma sprach: — Ich kam zu Dir,
Errette mich, durch Dich kann mir
Noch Hülfe werden ... nur durch Dich!
Ach, lange glücklich, ohne Klage,
Sorgloser stets von Tag' zu Tage
Lebt' ich — da über Nacht verblich
Mein Glücksstern ... o erhöre mich!
Sieh, ich verderbe ...

Weit bin ich
Von hier, in fremdem Land geboren,
Früh kam ich fort vom Heimatland,
Doch ging sein Bild mir nicht verloren,
Selbst was nur schnell vorüberschwand
Blieb wie ein heiliges Vermächtniß
Tief eingegraben dem Gedächtniß.
Hoch bis zum Himmel ragende
Gebirge, Wolken-tragende;
Der Gießbach der aus dunkler Schlucht
Zu Thale springt in wilder Flucht;
Die Hügel-angebauten Felder,

Die uralt dichten Eichenwälder:
Das Alles ſteht vor meinem Blick
Noch klar; und klar noch weiß ich auch
Daß andre Sitte, andrer Brauch
Dort war als hier; — doch welch Geſchick
Mich fortgeführt, weiß ich nicht mehr!
Nur vor mir ſeh' ich noch das Meer
Und einen Menſchen hoch am Maſt ...

Furcht, Kummer hab' ich nie gekannt,
Und nur geliebt, noch nicht gehaßt.
In ſorgenloſer Stille ſchwand
Die Zeit mir in des Harems Räumen;
So blüht' ich auf, in ſüßen Träumen
Das Glück erwartend erſter Minne.
Und Alles ging nach meinem Sinne,
Mir wurde das erwünſchte Glück.
Girei kam vom Krieg zurück,
Nach blutigen Eroberungszügen
In Haremsluſt ſich zu vergnügen.
Wir mußten uns dem Chane zeigen.
Wie Alle ängſtlich ſtand auch ich;
Er ſah uns forſchend an in Schweigen,
Da fiel ſein heller Blick auf mich.
Er rief mich zu ſich ...

Seit der Zeit
In ungeſtörter Seligkeit
Hab' ich gelebt — nie heimgeſucht
Von Argwohn und von Eiferſucht.
Er lebte nur von meinem Kuß,
Es ſtörte unſers Glücks Genuß
Kein Mißtraun und kein Ueberdruß.

Marta! da erschienest Du
Vor ihm, und hin war meine Ruh!
Denn seit dem Tage ist's dem Chan
Als hättest Du's ihm angethan.
Grimm auf Verrath sinnt er im Stillen,
Und opfert mich um Deinetwillen.
Auf meinen Vorwurf hört er nicht,
Kalt bleibt sein Herz, kalt sein Gesicht
Bei meinen Thränen, meinem Flehn;
Er flieht mich, mag mich nicht mehr sehn,
Es langweilt ihn mit mir zu sprechen ...

Ich weiß, Du bist an dem Verbrechen
Nicht Schuld, drum hör' mich ruhig an:
Ich kenne meiner Schönheit Macht
Seit ich Girei's Herz gewann;
Es darf in dieser Haremsnacht
Kein andrer Stern sich mir vergleichen,
Maria! Dir nur muß ich weichen!
Doch Du kennst nicht die Flammentriebe
Die mich durchglühen, mich verloren, —
Ich bin zur Leidenschaft geboren,
Drum lasse mir Girei's Liebe!
Warum durch Deine kalte Schöne
Willst Du sein schwaches Herz verführen,
Daß er sich meiner Glut entwöhne?
Nur *mich* vermag sein Kuß zu rühren,
Laß *mir* Girei, er ist *mein*!
Gelobt hat er mit heil'gen Schwüren
Mir treu bis in den Tod zu sein.
Mit unsrer Herzen Liebesflammen
Floß unser ganzes Sein zusammen,
All unser Wünschen, Denken, Streben,

Und ſein Verrath knickt mir das Leben.
Zu Deinen Füßen ſink' ich nieder,
Ich klage Dich nicht an — doch jammernd
In Trübſal Deine Knie umklammernd
Fleh' ich: Gieb mir Girei wieder!
Antworte nicht ... mein iſt er ... doch
Dich liebt er ... Du vermagſt ihn noch
Zurückzuhalten, durch Dein Klagen,
Durch Haß, Verachtung, — Nichts verſchmähe!
Verbanne ihn aus Deiner Nähe
Und zwinge ihn, Dir zu entſagen!

Hier ſchwöre ... (ob auch manches Jahr
Entſchwunden, ſeit ich hier verloren
Den Glauben darin ich geboren,
Und dem Prophéten angehöre:
Doch meiner Mutter Glaube war
Der Deine auch —) bei dieſem ſchwöre
Daß mir Girei angehöre
Wie einſt, — Du weißt ſein Herz zu rühren.
Doch glaub', Maria, wenn ich muß ...
Ich weiß den ſcharfen Dolch zu führen,
Ich bin ein Kind des Kaukaſus! —

Sprach's, und verſchwand. Die Fürſtin wagt
Ihr nicht zu folgen; ſie verſtand
Nicht was Zarema ihr geſagt,
Was die Verſtoßene empfand,
Was ſie in Trübſal zu ihr trieb.
Der unſchuldvollen Jungfrau blieb
Die Sprache wilder Leidenſchaft
Ein Räthſel; doch der bloße Klang
Der Worte macht das Herz ihr bang.

Was hat sie in der Haremshaft
Selbst zu erwarten? Welch Geschick!
Kann sie durch Beten, Thränen, Flehen,
Dem unheilvollen Loos entgehen?
Sie senkt den kummerschweren Blick,
Vertieft in schmerzliche Betrachtung:
Soll sie des Chanes Lüsten fröhnen,
Dem Haremsleben sich gewöhnen,
Ein Opfer werden der Verachtung!
Der Heimat fern, in diesen Mauern
Des Lebens schönste Zeit vertrauern!
O heil'ger Gott: wenn doch der Chan,
Statt ihr in frecher Lust zu nahn,
Sie ganz vergäße, ganz verstieße,
Sie als sein Opfer sterben ließe!
Wie froh begrüßte sie den Tod
Als ihren Retter aus der Noth.
Das Leben bietet ihr nichts mehr,
Die Welt ist für sie wüst und leer,
Verschwunden ist ihr Jugendglück,
Ach, und kein Flehn bringt es zurück!
Schon fühlt sie ihres Endes Nähe,
Und blickt so lächelnd und voll Frieden
Auf's Neu, als ob sie schon hienieden
Den Himmel vor sich offen sähe.
Es zieht sie wie mit Freundeshand
Hinweg von hier ...
Die Zeit verschwand;
Maria ist nicht mehr ... Der Tod
Schnell trocknete der Waise Zähren,
Trug sie hinauf in's Himmelszelt,
Um jene längst ersehnte Welt
Als neuer Engel zu verklären.

Was brach ſo ſchnell die junge Kraft?
War's eine Krankheit — lag zu ſchwer
Auf ihr die hoffnungsloſe Haft?
Genug: Maria iſt nicht mehr!

* * *

Giréi hat nicht Ruh noch Raſt
In dem verödeten Palaſt.
Auf's Neue die Tatarenhorde
Führt er hinweg zu Raub und Morde.
Auf's Neue nach Gefahr und Blut
Lechzt er im wilden Schlachtgewühle;
Doch heimlich nährt ſein Herz die Glut
Wohl andrer, beſſerer Gefühle.
Oft, wenn im blutigen Gefechte
Zum Hieb den Säbel ſchwingt die Rechte,
So bleibt ihm plötzlich unbeweglich
Der Arm, und eine Angſt unſäglich
Erfaßt ihn, wirr blickt er umher,
Und murmelt Worte unverſtändlich,
Erbleicht, ihm zittern alle Glieder
In Fieberfroſt, — gar bin und wieder
Hängt's in den Augen thränenſchwer, —
Der grimme Chan iſt kaum noch kenntlich.

Des Harems wird nicht mehr gedacht,
Wo der Verachtung preisgegeben
Die Odalisken welkend leben
In des Eunuchen ſtrenger Wacht.
Sarema iſt ſchon lange nicht
Mehr unter ihnen: in der Nacht
Die auch Maria in den Hafen

Der Ruhe trieb, ward von den Sklaven
Des Chans Sarema umgebracht.
Streng ging man mit ihr in's Gericht
Ließ sie des Wassertodes sterben,
Warum? Wer weiß es!

Als der Chan
Des blut'gen Werks genug gethan,
Weitum Zerstörung und Verderben
Vom Kaukasus bis in das Herz
Des stillen Russenlands getragen,
Kehrt' er nach Tauris, heimatwärts,
Trüb wie er schied, in Weh und Klagen.
Im Hof, in des Palastes Innern,
Sich an Maria zu erinnern,
Ließ er, von Marmor ausgehauen
Als Denkmal einen Springquell bauen.
Auf des Prophéten Halbmond oben
Ward noch ein Christenkreuz erhoben.
(Ein Zeichen der Unwissenheit
Des Chans war diese Doppelzier.)
Auch eine Inschrift liest man hier,
Noch nicht zernagt vom Zahn der Zeit.
Dahinter aus dem Marmor steigt
Der Quell empor in hellem Schimmer,
Weint seine kalten Thränen immer,
Sein klagend Murmeln niemals schweigt.
So führt die Mutter wohl am Tage
Der Trauer ob des Sohnes Klage,
Des lieben, der im Feld geblieben.
Den jungen Mädchen hier zu Land
Ist noch die Sage wohlbekannt,
Wie sie erzählt die alten Leute.

Das düstre Denkmal wird bis heute
Hier nur »der Thränenquell« genannt.

Dem Norden fern, dem traurigen,
Ein seiner Feste müder Gast,
Besucht' ich einst im Taurien
Den jetzt verödeten Palast
Bachtschisarai's. Ich schritt hier durch
Die stillen Räume, wo vor Zeiten
Der Völker Geisel, der Tatar
Gehaust in dieser Räuberburg,
Und müde von dem blut'gen Streiten
Mit träger Ruhe die Gefahr
Vertauschte, nach den Räuberzügen
In Ueppigkeit sich zu vergnügen;
Und Wollust athmen hier noch immer
Die Gärten wie die öden Zimmer.
Die Mauer glänzt von goldnem Schimmer,
Der Springquell rauscht, und Rosen blühn,
Und saftgeschwellte Trauben glühn
In Fülle von den hohen Ranken,
Die frischen Grüns den Bau umschwanken.

Die Gitter auch, die altersgrauen
Sah ich, dahinter einst die Frauen
Des Chans, in ihrer Schönheit Lenze
Geseufzt beim Spiel der Bernsteinkränze. [1])
Ich sah der Chane Grabesstätte,
Der Mächt'gen letztes Ruhebette:
In Turbanform ein Marmorknauf
Steigt aus den schlanken Säulen auf. [2])

Es war als hätte das Geschick
Hier sich enthüllt vor meinem Blick:
Wo ist des Harems Glanz und Pracht nun?
Und wo der stolzen Chane Macht nun?
Ach, Alles starb, verblich, verscholl!
Doch andrer Bilder war ich voll.
Der Rosen Duft, das Wehn der Bäume
Im Spiel der Winde weich und mild,
Der Quellen klagend Plätschern, hatten
Mich eingelullt in süße Träume —
Ich träumte von vergangnen Zeiten,
Und einer Jungfrau lieblich Bild
Sah ich im Hof, wie einen Schatten
Gespensterhaft verübergleiten.
Weß war dies wundersame Bildniß,
Das mich umschwebt in dieser Wildniß?
Mich stets verfolgte unausweichbar,
Und meinem Arm doch nicht erreichbar!
War es Maria's reiner Geist,
Der hier gebannt am Ort geblieben?
Hat mich Sarema's Bild umkreist,
Von alter Eifersucht getrieben?
Noch immer seh' ich's vor mir schweben,
Dies Himmelsbild voll Erdenleben ...

* * *

Den Musen und dem Frieden treu,
O schöner Salgir!*) bald auf's Neu
Kehr' ich zurück vom kalten Norden
Zu Deinen blumenreichen Borden,

*) Der Salgir ist der Hauptfluß in der Krimm.

Am Wanderstabe sie durchmessend,
Der Liebe und des Ruhms vergessend.
Zu Deinen Bergen kehr' ich wieder,
Von Meer-umrauschten Felsen nieder
An Tauris' Fluren mich zu freu'n,
Vergangne Bilder zu erneu'n.

O schönheitreiches Wunderland!
Wo Alles lebt und glüht und schwillt
Des Segens und der Freude Bild.
Das Wellgeräusch am kühlen Strand,
Die Hügelreih'n, die dunklen Wälder,
Der Strom, die reichen Saatenfelder,
Die Reben, wie Saphire prächtig
Die Thäler schmückend in der Runde —
Das Alles lockt den Wandrer mächtig,
Wenn er in stiller Morgenstunde
Den steilen, hohen Bergpfad reitet,
Und unten, wo das Meer sich breitet,
Die Wasser glänzend grün sich bäumen,
Und mit gewalt'gem Wellenschlag
Den nackten Felsenfuß umschäumen
Des Vorgebirges Aju-Dagh.

Zusätze und Anmerkungen des Uebersetzers.

1) Die Frauen im Orient pflegen sich die Zeit damit zu vertreiben, daß sie mit den Bernstein- oder Rosenkränzen (Tschotki), welche sie gemeiniglich als Armschmuck tragen, spielen, indem sie an der gebundenen Schnur die Perlen langsam auf- und abstreifen.

2) Die Grabdenkmäler bei den Muhamedanern bestehen aus flachen, schlanken, senkrecht aufgestellten Steinen, welche bei Männergräbern durch einen in Stein oder Marmor gehauenen Turban gekrönt sind.

Man hat sich vielfach bemüht um nachzuweisen, daß dieser Dichtung eine historische Thatsache zu Grunde liege. Weiter hat man sich bemüht, den solchergestalt angeblich gewonnenen historischen Kern seiner poetischen Hülle zu entkleiden. Danach fiele die Zeit der Handlung in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, unter die Regierung des vorletzten Tatarenchans Kerim-Giréi *), von welchem erzählt wird, daß er in seinem Palaste zu Bachtschißarai die junge polnische Fürstin Maria Potocka gefangen gehalten habe. Dieses zugegeben, bezweifle ich doch, daß außer der obigen kurzen Notiz, der Puschkin'schen Dichtung etwas Anderes zu Grunde gelegen habe, als eine

*) Sein Nachfolger Sahin (Schahin) Giréi-Chan verlor 1783 die Krimm an Rußland, ging später nach der Türkei und wurde 1787 auf Befehl des Sultans auf der Insel Rhodus hingerichtet.

genaue Kenntniß der Lokalität. Im vorliegenden Falle ist die poetische Wahrheit jedenfalls höher anzuschlagen als die historische, und wer die poetische Wahrheit in der Schilderung nicht vermißt, kann es mit der historischen füglich auf sich beruhen lassen. Puschkin scheint ähnlich gedacht zu haben, als er folgendes, ebenfalls auf den Springquell von Bachtschißarai bezügliche Gedicht schrieb, welches sich unter seinem poetischen Nachlasse befindet:

Lebend'ge Quelle, Liebesquelle!
Zwei Rosen hab' ich Dir gebracht.
O wie das Murmeln Deiner Welle,
Dein klangvoll Weinen mich entzückt!

Mit kühlem Thaue überstreut
Dein Silberstaub die heißen Wangen;
O murm'le, murmle fort wie heut,
Sprich mir von Tagen die vergangen.

O Liebesquelle, Thränenquelle!
Woher in Neugier zu Dir kam ich;
Von Tauris Ruhm sangt Deine Welle,
Doch von Maria Nichts vernahm ich.

Sind selbst in diesen Haremsräumen
Maria und Sarema schon
Aus der Erinnerung entflohn?
Sind sie gar Bilder nur aus Träumen?

Hat sie in einer dunklen Nacht
Unklar als seine Ideale
Des Künstlers Phantasie erdacht
Und ihn gedrängt, daß er sie male?

Auf seine wirklich genaue und wahrheitsgetreue Schilderung des Landes und Ortes der Handlung scheint Puschkin besonderes Gewicht gelegt zu haben, da er seiner Dichtung vergleichsweise andere prosaische Schilderungen folgen läßt, die ich, des interessanten Gegenstandes wegen, hier in der Uebersetzung wiedergebe.

I.

Auszug aus der »Reise durch Taurien (im Jahre 1820) von Murawiew-Apostol«.

Gestern Abend in der Thalschlucht von Bachtschißarai angelangt, fuhr ich, obgleich es schon dämmerte, eiligst durch die lange Straße welche zu dem am Ostende der Stadt liegenden Chan-Sarai (d. i.

Palast des Chanes führt. Die Sonne war schon längst hinter den Bergen verschwunden und die Dämmerung begann dem Dunkel zu weichen, als ich in den ersten Hof des Serai's eintrat. Ich ließ mich jedoch nicht abhalten die Höfe und Gemächer der tauriſchen Alhambra zu durchwandeln, und je weniger deutlich die Gegenſtände zu erkennen waren, deſto lebendiger war das Spiel meiner mit allen Regenbogenfarben orientaliſcher Poeſie erfüllten Phantaſie.

Ich will Dich, mein Freund, jedoch nicht von den Zimmern aus, ſondern wie es ſich gehört, durch das äußere Thor, mittelſt der Brücke welche ſich über den ſchmalen, ſchlammigen Bach Sa-rat-Su ſpannt, in das Innere führen. Du gelangſt durch dieſes Thor in den erſten, ein großes Parallelogramm bildenden Hof, deſſen kleinere, dem Thore gegenüberliegende Seite von Garten-Terraſſen begrenzt wird, während die beiden längeren Seiten links durch eine Moſchee und mehrere Geſindewohnungen, rechts durch den Palaſt ſelbſt eingenommen werden, welcher aus verſchiedenen zuſammenhängenden Gebäuden von ungleicher Höhe beſteht. Zur Rechten führt durch dieſes Gebäude ein gewölbter Thorweg in den innern Hof, wo auf der linken Seite zunächſt eine eiſerne Flügelthür in die Augen fällt, welche mit buntem Zierrath im arabiſchen Geſchmack überladen iſt; darüber prangt der an die Stelle des osmaniſchen Halbmonds getretene doppelköpfige Adler.

Beim Ueberſchreiten dieſer Schwelle gewahrt man in den weiten ſchattigen Hallen einen Marmor-Fußboden und rechts eine breite Freitreppe, welche zu dem oberen Geſchoß des Palaſtes führt. Wir bleiben in der Vorhalle einen Augenblick ſtehen, wo am Fuß der Treppe zwei herrliche Fontänen fortwährend aus der Mauer in weiße Marmorbecken ſpringen, die eine links von der Thüre, die andere der Thüre gerade gegenüber.

Um Nichts zu überſehen, folgen wir dem aus der linken Ecke des Erdgeſchoſſes zu der Hausmoſchee des Chans führenden, breiten Korridor. Ueber dem Eingange zu dieſer Moſchee lieſt man die Inſchrift:

Selamid-Girei-Chan, Sohn Hadſhi-Selim-Girei-Chans. *)

Eine andere Thür führt aus demſelben Korridor in ein großes Zimmer, um deſſen Wände ein Diwan ſich ſpannt, während in der Mitte

*) Selamid Girei-Chan regierte von 1587 bis 1610.

aus weitem Marmorbecken ein Springquell aufſteigt. Dies iſt ein zauberiſcher Zufluchtsort zur Abkühlung in den ſchwülen Stunden wenn die Berge rings um Bachtſchiſarai im Sonnenbrande glühen. Die dritte Thür führt zum Diwan des Chan, d. h. zu dem Gemache wo die Räthe unter des Herrſchers Vorſitz zuſammen kamen. Zu demſelben Gemache führt auch noch ein Eingang von der Vorhalle und von Außen vom großen Hofe her.

Wenn ich Dir nun einen der Säle des oberen Geſchoſſes beſchreibe, ſo kennſt Du auch alle übrigen, welche ſich nur durch mehr oder weniger Wandverzierungen von einander unterſcheiden.

Da die Façade des Palaſtes nicht in gerader Linie gebaut iſt, ſondern mehrere Vorſprünge hat, ſo muß ich zuerſt bemerken, daß die Hauptſäle ihr Licht von drei Seiten erhalten, indem die aus der Façade heraustretenden drei Mauern der Vorſprünge ſämmtlich nur aus Fenſtern beſtehen. Außer dem Haupteingange führt noch eine kleine, faſt unbemerkbare Seitenthür an einer Holzwand, zwiſchen Säulen im arabiſchen Geſchmack, in den Saal. Zwiſchen dieſen Säulen befinden ſich in der dunklen Wand ebenfalls ganz unſcheinbare Schränke. Ueber denſelben (d. h. den Säulen) ſind (in den vornehmſten Sälen) innerhalb und außerhalb des Zimmers Scheibenfenſter angebracht, zwiſchen welchen Zierrathen von Stuckaturarbeit ſtehen, wie z. B. Schalen mit Früchten, Blumen oder Bäumchen, verſchiedenen ausgeſtopften Vögeln u. dal. m. Die Plafonds ſowie die düſtern Wände ſind von Tiſchlerarbeit, und ſehr ſchön, indem das feinſte vergoldete Gitterwerk von Holz auf einem lackirten Grunde von dunkelrother Farbe liegt. Hier ſah ich auch die aus Spanien mir wohlbekannte Eſtera d. h. künſtlich geflochtene Matten von Rohr (eine Art Genista — Ginſter), welche auf dem Fußboden von Ziegeln oder Steinen als Teppiche dienen. Zum Schutz gegen die allzugroße Helle der Sonnenſtrahlen in den von drei Seiten erhellten Zimmern, ſind außer den Vorhängen noch farbige, bunte Scheiben in den Fenſtern angebracht, ein Lieblingsſchmuck der Ritterburgen, den ohne Zweifel die Europäer zur Zeit der Kreuzzüge den Völkern des Orients entlehnt haben. Denkſt Du Dir hiezu nun noch einen Diwan, d. h. Kiſſen mit ſeidenen Ueberzügen, welche an allen Wänden (mit Ausnahme der dunkeln) auf dem Fußboden herumgelegt ſind, ſo kennſt Du die vornehmſten Säle, bis auf drei oder vier, welche für die Kaiſerin Katharina im europäiſchen Geſchmack mit

hohen Sopha's, Lehnsesseln und Tischen möblirt wurden. Diese letztern Geräthe sind für uns Getaufte besonders schätzenswerth, da in allen Gegenden wo der Koran gepredigt wird, die Rechtgläubigen anstatt der Tische niedriger, runder Bänkchen sich bedienen, auf welche ein großes Präsentirbrett gelegt wird, um welches herum man sich mit untergeschlagenen Beinen zum Essen setzt.

Du kannst leicht errathen, daß zur Seite dieses Gebäudes der für Jedermann, mit Ausnahme des Chans, unzugängliche Harem liegt, der mittelst eines Korridors mit dem Palaste in Verbindung steht. Dieser Theil des Gebäudes ist am meisten verfallen. Die verschiedenen kleinen Wohnungen, in welchen einst die Opfer der Liebe, oder besser gesagt: der Liebeswuth, ihrer Freiheit beraubt schmachteten, bieten jetzt mit ihren eingestürzten Plafonds und zerbröckelten Fußböden ein trauriges Bild der Zerstörung. Der Zahn der Zeit hat den Kerker der Schönheit fast vernichtet. An den Gartenrand des Harem stößt auf dem großen Hofe ein hoher, sechseckiger Kiosk* mit Gitterwerk statt der Fenster, hinter welchem, wie man sagt, die Frauen des Chanes den Spielen, den Aufführen der Gesandten, und andern Schauspielen zusahen. Man erzählt auch noch, daß der Chan sich Fasanen gehalten und diese seinen Geliebten von hier aus gezeigt habe, was um so wahrscheinlicher klingt, als er Hahn mit seiner Familie das einzige Bild ist, welches der Muselmann seinen Sklavinnen zur Rechtfertigung der Vielweiberei zeigen kann. Zwischen diesem halb verfallenen Kiosk und dem Gemach von welchem ich sprach, im untern Geschoß mit der Marmorfontäne, liegt ein schöner Blumengarten, wo Rosen und Myrthen wohl einst den tatarischen Anakreon zum Gesang begeistert haben mögen. Doch um mit Dante zu sprechen:

Fama di lor il mondo esser non lassa
Non ragioniam di lor, ma guarda e passa.

Es ist jedoch Zeit, diese Menge die Brust beklemmender Denkmale der Sklaverei zu verlassen und in den Hof zu treten, um in freier Luft wieder Athem zu schöpfen. Dem großen Eingangsthore gegenüber liegen hier am Ende des Hofes, an einen Berg gelehnt, Terrassen in vier Absätzungen, mit Obstbäumen, Weinstöcken an

* Kiosk = türkischer Pavillon.

hohen Spalieren und klar durchsichtigen Quellen, welche von Stufe zu Stufe herabplätschernd, in ein steinernes Bassin sich ergießen. Vielleicht mochten einst die Hofleute des Geschlecht der Girei mit den Herrschern Babylons vergleichend, auch diese Terrassen mit den hängenden Gärten der Semiramis verglichen haben; jetzt aber bietet dieses Wunderwerk der Krimm, wie alle Monumente Tauriens, nur ein Bild der Verwüstung. Mehr als Alles aber ist hier der Verlust des kostbaren Schatzes, des Wassers zu beklagen: denn nicht allein sind schon viele Rohren versteppt, sondern einige Quellen sind sogar völlig verschwunden.

Außerhalb des Hofes, hinter der Moschee liegt der Friedhof der Chane und Sultane des Herrscherhauses der Girei, deren Asche hier unter weißen Marmor-Grabmälern, umgeben von hohen Pappel-, Nuß- und Maulbeerbäumen ruht. Hier liegen Menguli und sein Vater, Gründer des einst so mächtigen Reiches der Krimm. Alle diese Grabmäler sind mit Inschriften bedeckt.

Bevor wir jedoch dieses Thal des ewigen Friedens verlassen, zeige ich Dir noch von hier aus, zur Linken der obersten Garten-Terrasse, einen Hügel, auf welchem ein schönes Gebäude mit runder Kuppel steht: dies ist das Mausoleum einer schönen Georgierin, der Gemahlin des Chanes Kerim-Girei, welche, eine zweite Zaire, durch die Macht ihrer Reize Den beherrschte, dem hier Alles gehorchte. Aber nicht lange! Die Paradiesesblume welkte schon am Morgen ihres Lebens dahin, und der betrübte Kerim errichtete der Geliebten dieses Denkmal, um hier täglich über der Asche der Unvergeßlichen durch Thränen seinen Kummer zu lindern. Auch ich wollte der Schönheit meinen Zoll der Verehrung bringen, doch konnte ich nicht in das Innere des Mausoleums gelangen, die Thür ist für immer verschlossen. Sonderbar ist es, daß alle hiesigen Einwohner steif und fest behaupten, jene Schöne sei keine Georgierin, sondern eine Polin, und zwar eine von Kerim-Girei geraubte Gräfin Potocka gewesen. Soviel ich dies auch bestritt, so wenig konnte ich die Leute davon überzeugen, daß diese Sage nicht die geringste geschichtliche Basis habe, und daß es in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Tataren gewiß nicht leicht gewesen sein könne, eine Polin zu rauben; alle meine Beweise waren fruchtlos, sie blieben dabei: die Schöne sei eine Potocka gewesen. Ich meines Theils kann für das hartnäckige Festhalten dieser Behauptung keinen

andern Grund finden, als die mit Recht herrschende Meinung, daß weibliche Schönheit von jeher ein Erbtheil der Familie Potocka gewesen.

Soweit Murawiew-Apostol. Ich lasse nun noch Puschkin selbst in schlichter Prosa von den Eindrücken reden, welche sein späterer Aufenthalt in der Krimm in ihm erzeugte.

II.

Stellen aus einem Briefe Puschkin's.

Wir setzten zu Schiff von Asien nach Europa*) über. Ich begab mich sogleich nach dem sogenannten Grabmale des Mithridates (den Trümmern eines alten Thurmgebäudes); dort pflückte ich zum Andenken eine Blume, die ich am folgenden Tage unbarmherzig wieder verlor. Die Ruinen des alten Panticapaeum machten keinen größern Eindruck auf meine Phantasie. Ich sah Spuren von Straßen, halbüberwachsene Gräben, alte Backsteine — und das war Alles. Von Theodosia bis Jursuf fuhr ich zu Schiffe. Die ganze Nacht hindurch that ich kein Auge zu. Der Mond schien nicht, aber dafür war es sternenhell; vor mir dehnten sich die südlichen Gebirge aus . . . „Da ist der Tschetirdagh!“ rief mir der Kapitän zu. Ich konnte den Berg nicht unterscheiden, und trug auch kein besonderes Verlangen danach. Vor Sonnenaufgang schlief ich ein wenig ein. Inzwischen hatte das Schiff in der Nähe von Jursuf angelegt. Beim Erwachen sah ich ein bezauberndes Bild vor mir: die Berge erglänzten in buntem Farbenspiel; die flachen Dächer der Tatarenhütten in der Ferne sahen aus wie an den Bergen hängende Bienenkörbe; dazwischen zogen sich regelrecht gepflanzte Reihen von Pappeln wie grüne Säulen hin. Mir zur Rechten erhob sich der gewaltige Aju-Dagh . . . und ringsumher schimmerte der reine, blaue Himmel und das lichte Meer — und ich athmete die Luft und freute mich am Glanze und Dufte des Südens.

In Jursuf führte ich ein wahres Kinderleben, badete mich im Meere und nährte mich von Weintrauben. Ich gewöhnte mich schnell an die Natur des Südens, und lebte und webte darin mit allem Gleichmuthe und aller Sorglosigkeit neapolitanischer Lazzaroni. Mit

*) Das [illegible] von Taman nach Kertsch.

Entzücken hörte ich, wenn ich Nachts aufwachte, das Rauschen des Meeres, und oft gab ich mich stundenlang diesem Genusse hin. Ein paar Schritt von meiner Wohnung fand eine junge Cypresse, ich besuchte dieselbe jeden Morgen, und es war mir zuletzt förmlich als ob mich ein Band der Freundschaft mit ihr verknüpfte. Dies ist Alles was mir von meinem Aufenthalte in Jurjuf im Gedächtniß geblieben.

Ich umsegelte die Südküste der Krimm und die Reise Muraview's rief viele Erinnerungen in mir wach obgleich die Schreckensscenen die sich für ihn an die Felsen von Kikeniß knüpften, keine Spur in meinem Gedächtnisse zurückgelassen haben. Wir überstiegen die Felsenstufen zu Fuß, und mit der Hand an den Schweifen unserer Tatarenpferde haltend. Diese Art vorwärts zu kommen ergötzte mich ungemein, und erschien mir wie ein geheimnißvoller orientalischer Brauch. Als wir den Gebirgsrücken überklommen hatten, war das Erste was mir in die Augen fiel eine Linde, der Baum des Nordens. Mir wurde förmlich melancholisch dabei zu Muthe, als wäre ich plötzlich dem Süden wieder fern gerückt, und doch war ich noch in Taurien und sah rings um mich her Pappeln und Nebengewinde. Das Georgiew'sche Kloster und der steil ins Meer abfallende Felsenvorsprung machten einen tiefen Eindruck auf mich. Dort sah ich auch die sagenberühmten Trümmer des Tempels der Diana. Es schien mir auch hier wieder, daß ich für die mythologischen Ueberlieferungen ein besseres Gedächtniß habe als für die geschichtlichen, da sie neuerdings poetische Früchte in mir erzeugten.

In Bachtschisarai kam ich krank an. Ich hatte schon früher von dem seltsamen Denkmale des verliebten Chanes gehört. N.** hatte es mir in poetischer Weise beschrieben, wobei er das Denkmal den „Thränenquell" nannte. In den Palast eingetreten, sah ich eine verderbene Fontäne; das Wasser träufelt nur noch aus einer alten verrosteten Eisenröhre. Ich durchwandelte den Palast betrübt über die unerhörte Nachlässigkeit mit welcher man fast Alles zerfallen läßt, und über die halbeuropäische Herstellung einiger Gemächer. N. N. führte mich fast gewaltsam die alte Treppe hinab in die verkümmerten Haremsräume und auf den Friedhof der Chane:

„Doch nicht dieses
Erfüllte damals meine Seele,"

Denn mich plagte das Fieber . . .

Das Räuberbruderpaar.

Das sind nicht Schwärme schwarzer Raben
Die sich um Aas versammelt haben:
Es lagert Nachts am Wolgastrande
Beim Feuer eine Räuberbande.
Welch buntes Bild in Unterscheidung
Der Stämme, Sprachen, Züge, Kleidung!
Es bindet diese Raubgesellen —
Aus Hütten, Kerkern, Klosterzellen
Entlaufen — nur ein einzig Streben:
Frei und gesetzlos hier zu leben.
Man sieht vom kriegerischen Don
Den flüchtigen Kosaken hier,
Der öden Steppe wilden Sohn:
Den mißgestalteten Baschkir,
Kalmücken, Juden, schwarzgelockte,
Daneben fuchsgrotbe Zinnen,
Wie wandernde Zigeuner, lockte
Der Trieb zu frevelndem Beginnen
In die Gemeinschaft dieser Horde,
Die sich vom Raube nährt und Morde,
Und nur das Band des Lasters kennt
Das sie von andern Menschen trennt.

Der ist ihr Mann, der im Geleise
Der Schuld durchlaufen alle Grade,
Verstockten Herzens ohne Gnade
Die Wittwe tödtet und die Waise.

Der zu der Kinder Schluchzen lacht,
Erſtorben jedem beſſern Triebe —
Und dem das Morden Freude macht,
Wie in der Jugend uns die Liebe.

Rings iſt es ſtill, des Mondes Schein
Beleuchtet ſie mit bleichem Strahle.
Von Hand zu Hand geht eine Schale
Im Kreis umher mit ſtarkem Wein.
Schon ſchlummern Einige im Kreiſe,
Auf feuchter Erde hingeſtreckt;
Hier ſtöhnt, dort murmelt Einer leiſe,
Durch böſe Träume aufgeſchreckt.
Die Andern im Geſpräche bleiben,
Die nächt'gen Stunden zu vertreiben.
Sie horchen einem jungen Mann
Der neu in ihren Kreis gekommen.
Und wie ſie Alle Platz genommen,
Um ihn, hebt er zu reden an:

»Wir wuchſen auf, ein Brüderpaar,
Zwei unzertrennliche Gefährten,
Doch freudlos unſre Kindheit war.
Von fremder Leute Wohlthun nährten
Wir uns, und lernten früh die Plagen
Des Hungers, der Verachtung tragen.
Wir hatten weder Hof noch Haus,
Man ſtieß uns in die Welt hinaus,
Und früh ſchon bittrer Neid uns quälte
Je mehr wir fühlten was uns fehlte.
So wurden wir in Elend groß,
In ſtetem Darben und Entſagen —
Und wir vermochten unſer Loos

Nicht länger ruhig zu ertragen,
Nun wählten wir zu Bundsgenossen
Den scharfen Stahl, die finstre Nacht —
Der Furcht ward unser Herz verschlossen,
Und des Gewissens nicht gedacht.

O Jugend, Jugend, rasch enteilte!
Was das ein lustig Leben war,
Der Bruder mit dem Bruder theilte
Brod und Verachtung der Gefahr.
Kaum war der Abend angebrochen,
Bei mondenheller Himmelsdecke,
So kamen wir hervorgekrochen
Aus unterirdischem Verstecke —
Im Walde und am Wege bald
Ward uns ein Baum zum Hinterhalt.
Und kam ein reicher Jude spät,
Ein Priester, oder andre Leute,
Gleichviel was unser Aug' erspäht:
Gab es für uns nur gute Beute.

In dunkler Nacht zur Winterszeit
Stand unser Dreigespann bereit;
Wir sangen, pfiffen, und es trug
Uns über's Schneefeld wie im Flug.
Wer hätte nicht gefürchtet so
Uns zu begegnen Nachts im Dunkeln?
Und sahn wir spät ein Licht noch funkeln
In einem Wirthshaus: Holla, ho!
Frau Wirthin! scholl es lauten Schalles.
Wir drangen ein, da gab's Genüsse
Von Trank und Speise! dazu Küsse
Von schönem Mund — umsonst war Alles!

Doch ach! nicht lange dauerte
Die Festeszeit, man lauerte
Uns auf, und fing uns und bezwang uns;
Dieselbe Kette nun umschlang uns
Bei strenger Wacht im feuchten Kerker.
Um fünf Jahr älter, war ich stärker
Auch als mein Bruder; zäh und kräftig
Ertrug ich jegliche Bedrängniß.
Doch ihm versagten im Gefängniß
Die Kräfte, er erkrankte heftig.

Sein Zustand wurde täglich schlimmer,
Und seiner Sinne fast beraubt
Vor Schmerz, legt er sein fiebernd Haupt
Auf meine Schulter; jammernd immer
Und flehend seine Stimme schallt':
»So schwül ist's hier ... ich will zum Wald. —
Bring' Wasser her! mich dürstet sehr's —

Umsonst that ich nach seinem Willen,
Des Armen Durst war nicht zu stillen,
Und er verlangte immer mehr.
Der Schweiß entströmte seiner Stirn;
Die unheilvolle Krankheit brannte
Zerstörend ihm durch Blut und Hirn,
Daß er mich selbst nicht mehr erkannte.
Dann rief er jeden Augenblick
Nach seinem Bruder: »O, enteilst Du
Mir auch jetzt? Bruder, Freund, wo weilst Du?
O komm, Du darfst im Mißgeschick
Mich nicht verlassen, so allein
An diesem Jammerort! Hast Du
Mir nicht genommen meine Ruh?

Du führteſt mich zum Wald hinein
Und lehrteſt mich zuerſt den Mord.
Ich wagte, folgſam Deinem Wort,
In Finſterniß die finſtre That ...
Und jetzt übſt Du an mir Verrath,
Verbirgſt dem Bruder Deine Spur,
Schweifſt frei umher auf freier Flur,
Schwingſt Deinen mächtigen Kiſtén,*)
Nachts reiche Beute zu erwerben,
Derweil Du mich in Gram und Wehn
Verkümmern läſſeſt und verderben! ...

So klagte er. Ein andermal
Zernagt' ihn des Gewiſſens Qual,
Und es umſchwebten ihn im Kreis
Und grauſig mit den Fingern drohten
Die Geiſter der erſchlagnen Todten.
Am häufigſten erſchien ein Greis
Ihm, den er einſt im Wald erſchlagen.
Dann fand er keine Raſt noch Ruh,
Hielt mit der Hand die Augen zu
Und rief in Flehen und in Klagen:
»Bruder, hab' Mitleid mit dem Armen,
Mit ſeinen Thränen hab' Erbarmen —
Verſpotte nicht das greiſe Haar,
Laß ihn, er bringt uns nicht Gefahr!
Glaub mir, es iſt in ſeinen Adern
Schon längſt kein Tropfen warmen Blutes —
Vielleicht thut ſein Gebet uns Gutes,
Kehrt in Verzeihung Gottes Hadern.«

*) Kiſtén — eine große an einem Riemen befeſtigte Bleikugel, die Hauptwaffe ruſſiſcher Straßenräuber.

Ich ſprach ihm Troſt zu, und gewaltſam
Drückt' ich das eig'ne Grauſen nieder.
Es war vergebens: unaufhaltſam
Kehrten die Schreckensbilder wieder.
Bald ſah er einen Tanz von Todten
Die aus den Wäldern ihm erſchienen,
Bald, als ob Häſcher ihn bedrohten,
Sah er ſich um mit bangen Mienen —
Seine Auge blitzte wunderlich,
Die ſtarken Haare ſträubten ſich
Als hätt' es ihn in Furcht und Wehe
Durchbebt vom Wirbel bis zur Zehe.
Bald war es ihm als ob man ihn
Vom Kerker ſchon zum Richtplatz brächte
Viel Volks vor ſeinem Blick erſchien,
Die Knute und die Henkersknechte ...
Dann, ſeiner ſelbſt nicht mehr bewußt,
In Angſt ſank er an meine Bruſt.
So viele Tage, viele Nächte
Lebt' ich mit ihm in Weh und Kummer,
Fand keine Ruhe, keinen Schlummer.

Die Kraft der Jugend überwand
Zuletzt des Bruders Krankheit wieder;
Neu kräftigten ſich ſeine Glieder,
Und jedes Bild des Schreckens ſchwand.
Mit neuem Muth wuchs auch das Streben
Nach unſerm alten freien Leben.
Wir ſehnten aus der Kerkergruft
Uns fort in friſche Waldesluft.
Es ſchien das Loos uns gar zu bitter
Die Sonne nur durch Eiſergitter
Zu ſehn, und nichts als Kettenklirren

Zu hören und der Vögel Schwirren
Und Wächter Schrei'n vor unſerm Kerker.
Der Drang den Banden zu entfliehn
Ward in uns Beiden immer ſtärker.
Einſt mußten wir die Stadt durchziehn,
In Ketten für das Stadtgefängniß
Almoſen ſammeln; uns zur Seite
Schlang ſich ein Strom von tiefer Breite.
Und wir entſprangen der Bedrängniß
Und ſchwimmend ſuchten wir das Weite.

Das Waſſer ſchäumte von den Ketten.
Wir ſuchten uns, wie wir zuſammen
Die Füße rührend weiter ſchwammen,
Fern auf ein Inſelchen zu retten.
Und hinter uns, in lautem Ton
Ruft's: »Haltet ſie, ſie ſind entflohn!«
Zwei Wachen ſchwimmen hinterher,
Doch wir ſind auf dem Trocknen ſchon,
Mit Steinen brechen wir die Ketten,
Entkleiden uns des Zeuges, ſchwer
Vom Waſſer.
Dort ſchon nahn die Wachen. —
Doch voller Hoffnung uns zu retten
Erwarten wir ſie ſtandhaft, machen
Uns kampfbereit — dort Einer ſinkt
Ermattet unter, kommt dann wieder
Hervor, ringt, ſtöhnt, — auf's Neue nieder
Reißt ihn der Strom, und er ertrinkt.

Der Andre hat die Flut durchſchwommen,
Iſt, das Gewehr in ſeiner Hand,
Schon nahe bis zu uns gekommen.

Vergebens rufen wir vom Land:
»Zurück!« Er hört uns nicht, dringt vor,
Da ſichern Wurfs zwei Steine flogen,
Daß er Gewehr und Hirn verlor.
Rings blutig färbten ſich die Wogen,
Und er verſank . .

Wir aber ſprangen
Auf's Neue in den Strom und rangen
Bis wir zum andern Ufer kamen,
Wo wir die Flucht in's Dickicht nahmen.
Man hatte weiter nicht gewagt
Uns nachzuſetzen — aber ach!
Mein armer Bruder war ſo ſchwach
Von Kälte und von Ungemach,
Daß ihm die letzte Kraft verſagt.
Die alte, böſe Krankheit plagt
Den kaum Geneſenen auf's Neue,
Und das Gewiſſen und die Reue
Verfolgen mit Geſpenſterqual
Ihn mehr noch als das Erſtemal.

Stumm ſo drei Tage lag er nieder,
Kein Schlaf ſchloß ſeine Augenlider.
Und ganz verſtört am vierten Tage,
Als ob ihn grimmes Leiden plage,
Erſchien er, rief mich zu ſich her,
In Zittern drückt er meine Hand
Und ſah mich an, ſo kummerſchwer, ...
Tief ſeufzt' er auf ... ſein Geiſt entſchwand.

Auf ſeine Leiche ſtürzt' ich mich;
Drei Tage ſaß ich bei ihm nieder.

Vielleicht, dacht' ich, erwacht er wieder,
Ich saß, und weinte bitterlich.
Dann endlich grub ich ihm ein Grab,
Senkte den kalten Leib hinab,
Und sprach ein sündiges Gebet
An seiner Gruft . . .

Auf's Neue dann
Mein alter Lebenslauf begann.
Doch seit des Bruders Tode geht
Nichts mehr nach Wunsch. Ach! keine Klage
Bringt je die alte Zeit zurück,
Wo wir Gefahr, Leid, Lust und Plage
Durchlebt bei Tag und Nacht gemeinsam.
Mit meinem Bruder starb mein Glück,
Und elend leb' ich jetzt und einsam.
Todt ist mein Herz; das Mitleid wohnt
Nicht mehr in meiner Brust; es schont
Mein Arm zuweilen nur der Alten.
Das greise Haar, der Stirne Falten
Erweichen mich, als wär' es ehrles
Zu morden, wo das Opfer wehrlos.
Noch in dem schrecklichen Gefängniß
Seh' ich den Bruder mit mir wohnen,
Wie er in Ketten und Bedrängniß,
Krank, seiner selbst nicht mehr bewußt,
In Schluchzen sank an meine Brust,
Mich bat, des greisen Haars zu schonen.«

Der Räuber schwieg, und gramvoll wandte
Sein Haupt — er konnte weiter nicht . . .
Ein Strom von bittern Thränen brannte
Auf seinem wilden Angesicht.

Die Andern fielen lachend ein:
Du weinst? Wer wird sich so versenken
In todter Menschen Angedenken?
Wir leben, laßt uns lustig sein!
He! reicht das Glas herum im Kreise!

Das Wort fiel zündend wie ein Funken,
Und wieder ging's in alter Weise,
Es ward geschwatzt, gelärmt, getrunken,
Und Jeder wußte zu berichten
Von wunderbaren Raubgeschichten,
Wie sicher sein Kistén stets traf . . .
Noch schlummert sorglos das Gewissen
Der Räuber: Aus dem Sündenschlaf
Wird es einst fürchterlich gerissen.

Graf Nulin.*)

's iſt Zeit, 's iſt Zeit! das Jagdhorn klingt,
Früh halten ſchon die Jäger heute
Zu Roß; in Ungeduld die Meute
Am langen Koppelriemen ſpringt.
Mit Würde naht der Herr vom Schloß,
Stemmt beide Arme in die Seite
Und muſtert heitern Blicks den Troß,
Sein wohlberitt'nes Jagdgeleite.
Ein enger Jägerrock umzwängt
Den Leib; an bronz'ner Kette hängt
Ein Horn; in ſeinem obern Täſchchen
Birgt er ein Rum-gefülltes Fläſchchen,
Im Gurt ein türkiſch Meſſer ſteckt.

Im Häuschen ſteht, noch nicht ganz munter
Vom Schlaf, mit einem Tuch bedeckt,
Die Frau am Fenſter, ſchaut herunter
Mißmuth'gen Blickes auf den Troß,
Da führt man ihres Gatten Roß
Herbei. Er ſtreichelt's, faßt die Zügel,
Tritt leichten Fußes in den Bügel,
Spricht zu der Frau das Abſchiedswort:
Erwart' mich nicht! — und reitet fort.

*) Sprich: Nuſſin.

In des Septembers letzten Tagen
(Wie wir in schlichter Prosa sagen)
Herrscht auf dem Lande Langeweile.
Die Bäume schütteln ihre Blätter
Von sich; Wind, Schmutz und schlechtes Wetter,
Zur Nachtzeit Schnee und Wolfsgeheule —
Doch das macht erst das rechte Glück
Des Jägers, hinter sich zurück
Läßt er die träge Ruhe, fliegt
Zu Rosse durch das weite Feld,
Und sanft auf jedem Lager liegt
Er, dem der Schlummer niemals fehlt,
Wenn er sein Tagewerk bestellt:
Gejagt, geschimpft, geflucht, erzählt.

Was aber thut die Frau indessen?
Hat eine Hausfrau nichts zu thun?
Sie schafft in Küch' und Keller nun,
Salzt Pilze ein, sieht nach dem Essen,
Und giebt dem Federvieh zu fressen.
Der Herrin wachsam Auge ist
Im Hause gut zu jeder Frist.

Zum Unglück unsre Heldin hatte
(Ach! ich vergaß beinah, die Dame
Euch vorzustellen erst: Ihr Gatte
Rief sie vertraulich kurzweg Katte,
Doch Katharina war ihr Name) —
Zum Unglück hatte unsre Dame
Der Wirthschaft nie sich zugewendet,
Denn ihre Bildung war vollendet
In der hochadligen Pension
Falbala's, eines Emigranten,

Wohin sie, um den »guten Ton«
Zu lernen, ihre Eltern sandten.

Sie saß am Fenster. In der Hand
Hielt sie ein Buch, den vierten Band
Der alten, rührenden Geschichte
Elisa's und Armand's — man nennt es ...
Vielleicht nicht jeder Leser kennt es,
Drum, daß ich ganz genau berichte:
Man nennt es auch »Briefwechsel zweier
Familien«. Jetzt schreibt man freier,
Doch dieser klassische Roman
Stößt nirgends an, ist voll Moral,
Lang, lang, sehr lang, sentimental,
Die Tugend bricht sich siegreich Bahn;
Keine romantische Verirrung,
Kein Witz, kein schlüpfrig Wort, kein Fluch
Bringt die Gemüther in Verwirrung,
Es ist ein sittlich dickes Buch.

Und wirklich las Frau Katharine
Darin mit aufmerksamer Miene;
Doch plötzlich ihre Augen glitten
Vom Buche weg zum Hof hinab,
Wo sich — was das ein Schauspiel gab! —
Ein Böckchen und ein Hofhund stritten;
Die Bauernjugend stand dabei
Und fand den Anblick sehr ergötzlich.
Ein Schwarm von welschen Hühnern plötzlich
Folgt einem Truthahn mit Geschrei,
Drei fette Enten wühlten träge
Im Schlamm; den schmutz'gen Hof durchschritt
Ein Weib und schleppte Wäsche mit,

Sie aufzuhängen im Gehäge.
Das Wetter wurde immer trüber,
Schwarz zog ſich Schneegewölk herüber ...
Da klang ein Teichſelglöckchen fern!

Wie hört man ſolchen Klang ſo gern,
Lebt man allein zu ſolcher Zeit
In öder Landeseinſamkeit.
Wer, der je ſolch ein Leben führte,
Dem ſolcher Klang das Herz nicht rührte!
Kommt nicht vielleicht ein Freund gefahren,
Ein Freund aus unſern Jugendjahren? ...
Mein Gott! da iſt der Wagen ſchon!
Horch, immer näher ſchallt der Ton —
Der Wagen, hinter'm Bergesrück,
Bleibt auf ein Kleines jetzt zurück.

Mit ungeduldig froher Miene
Auf zum Balkon eilt Katharine.
Schon lauter trifft der Klang das Ohr,
Dort rollt der Wagen ſelbſt hervor
Dicht bei der Mühle hinter'm Fluß,
Naht ſich der Brücke ſchon — jetzt muß
Er auf das Schloß zu! Aber nein,
Er biegt links ab dort bei der Mühle!
Mit melancholiſchem Gefühle
Schaut Katharina hinterdrein.
Da plötzlich ſieht ſie — welch ein Glück! —
Der Wagen ſtürzt vom Hügelrück
Den ſchlüpfrig ſchmalen Weg herunter ...
Philipp! Waſſily! vorwärts, munter!
Dort ſtürzt ein Wagen eben, eilt
Dem Herrn zu Hülfe! bittet ihn,

Daß er zum Essen hier verweilt!
Doch, lebt er noch? Geht schnell zu sehn! . . .

Die Herrin spricht's, die Diener gehn,
Den Wagen aus dem Dreck zu ziehn.

Frau Katharina eilt inzwischen
Das Antlitz etwas aufzufrischen,
Die reichen Locken aufzustecken,
Mit einem Shawl sich zu bedecken,
Den Fensterverhang aufzuziehn
Und einen Stuhl herbei zu schieben
Zum Sopha.
Gott, wie lange schien
Der Wagen ihr schon ausgeblieben!
Da endlich, endlich kommt der Wagen,
Doch ganz beschmutzt und halb zerschlagen
Bewegt er langsam sich und schwer.
Der junge Herr hinkt hinterher,
Und sein französischer Lakai
Mit schnarrend näselndem Geschrei
Treibt kalten Bluts die Equipage
Vorwärts, ruft laut: allons, courage!
Jetzt halten sie und treten ein.

Derweil man ein besond'res Zimmer
Dem Fremden anweist, — durch sein Schrei'n
Picard vor allen Andern immer
Sich wichtig macht, — die Flügelthüren
Auffliegen und zusammenschlagen,
Viel Hände sich geschäftig rühren,
Der Fremde eilt, sich umzuziehn:
Darf ich Euch im Vertrauen sagen,

Wer dieſer Herr iſt?

Graf Nulin,
Der jetzt aus fremden Landen kehrt,
Wo er ſein Hab und Gut verzehrt,
(Doch bracht' er's nach der Mode durch;)
Iſt auf dem Weg, in Petersburg
Sich wie ein wildes Thier zu zeigen,
Iſt reich an Weſten und an Fracks
Und Hüten neueſten Geſchmacks;
Hat Modeſachen aufzuzeigen
Von jeder Gattung: Hemdeknöpfchen,
Lorgnetten, Shawls, Pomadetöpfchen,
Schnürleibchen, Fächer, Nadeln, Tücher,
Ganz feine Strümpfe — ſogar Bücher:
Ein ernſtes Werk von Herrn Guizot,
Einen Roman von Walter Scott;
Karrikaturen voller Spott;
Dazu die neueſten bons mots
Vom Hofe zu Paris; Motive
Roſſini's, Paer's und andrer Meiſter,
Von Béranger ein neues Lied, —
Kurzum: in ſeines Koffers Tiefe
Verbirgt ſich ohne Unterſchied
Die Quinteſſenz moderner Geiſter.

Der Tiſch iſt längſt gedeckt; allein,
In Ungeduld die Herrin harrt
Des fremden Gaſtes Gegenwart.
Die Thür geht auf, der Graf tritt ein.
Ganz leicht erhebt ſich Katharine
Vom Sopha, theilnahmvoller Miene
Fragt ſie: Wie geht's, was macht Ihr Bein?
Darauf der Graf: — hat Nichts zu ſagen! —

Das Eſſen wird ſchnell aufgetragen,
Man ſetzt ſich, das Geſpräch hebt an.
Der Graf rückt etwas mehr heran,
Und wie er jetzt beginnt zu plaudern
Von Rußland — ach! ihn faßt ein Schaudern
Beim bloßen Klang des Worts, und höchlich
Staunt er, wie hier zu leben möglich
In dieſer Kälte, dieſem Schnee!
Paris! wie thut das Scheiden weh
Von dir! —

Wie ſteht es dort jetzt aus
Mit dem Theater?

— Traurig, kläglich!
Verödet ſteht das ganze Haus
C'est bien mauvais, ça fait pitié!
Talma iſt taub; ſpielt unerträglich,
Und auch die Mars wird älter täglich —
Aber Potier, le grand Potier!
Bewahrt ſich ſeinen alten Ruhm,
Bleibt groß, wie er zuerſt erſchien. —

Wie ſteht es mit dem Schriftenthum,
Wer wird am meiſten jetzt geleſen?

— Graf d'Arlincourt und Lamartine —

Man ahmt ihr eigenthümlich Weſen
Jetzt auch bei uns nach . . .

— Was Sie ſagen,
So ſchreibt man auch bei uns verſtändlich?
Nun gebe Gott, daß wir uns endlich
Civiliſiren, es iſt Zeit! —

Wie wird die Taille jetzt getragen?

— Tief ausgeſchnitten, tief und weit,
Faſt bis herunter ... bis ... bis da ...
Darf ich wohl ſehn, wie Sie ſich tragen?
Dies Muſter, Bänder, Schleifen, Kragen —
Das kommt der Mode wirklich nah,
Sehr viel, daß Sie das hier ſo trafen! —

Wir halten hier den »Telegraphen!«

— Ach, meine Gnäd'ge, darf ich wagen,
Ein kleines Liedchen vorzutragen
Aus einem prächt'gen Vaudeville? —

Er hebt zu ſingen an, ſie fragt;
Ob er denn nicht mehr eſſen will?
Wie er verneinend »danke« ſagt,
Winkt ſie zum Aufſtehn — er ſchweigt ſtill.

Jetzt ſitzen ſie ſich gegenüber.
Sie ſcheint beſonders gut gelaunt;
Ob ihrer Anmuth ganz erſtaunt
Vergißt der Graf Paris darüber.

Schnell ſchwand der Abend; Graf Nulin
War außer ſich vor Glück; bald lenkte
Sie ſeelenvoll den Blick auf ihn,
Und bald verſchämt zur Erde ſenkte
Ihr Auge ſich.
Mit dumpfem Ton
Schlug's Mitternacht im Hofe ſchon.
Der Diener ſchnarcht im Durchgangszimmer,

Bald ganz erlischt der Kerzen Schimmer,
Des Nachbars Hahn hat längst gekräht,
Der Wächter schlug an's Eisenbrett;
»Nun gute Nacht, es ist schon spät,
Herr Graf, wir müssen nun zu Bett!
Ich wünsche angenehme Ruh!«
So sprechend Katharina stand
Vom Sopha auf.
Doch Graf Rulin
Schon halb verliebt, stürzt auf sie zu,
Küßt zärtlich ihre kleine Hand,
Die, statt sich von ihm abzuziehn,
Die Hand des Grafen drückt, — verzeih
O Himmel! diese Schelmerei
Der jungen, lieblichen Kokette ...

Entkleidet steht sie schon am Bette,
Und neben ihr die Kammerfrau:
Paraſcha; diese Dienerin
Ist ganz nach ihrer Herrin Sinn;
Zu Allem fähig, fein und schlau,
Ersetzt die Waschfrau und den Schneider,
Trägt alle abgelegten Kleider,
Besorgt die Post für Katharine,
Bringt oft den Herrn vom Schloß zum Lachen,
Weiß ihn auch ärgerlich zu machen,
Und lügt mit unverschämter Miene.
Jetzt war der wicht'gen Kammerfrau
Besprech'ner Gegenstand der Graf,
Sie wußte Alles ganz genau,
(Gott weiß woher?) was ihn betraf.
Gelangweilt endlich rief die Herrin:
Hör' auf zu schwatzen jetzt, Du Närrin!

Reich Häubchen mir und Kamisol ...
Deck' mich hübsch zu ... und nun ſchlaf wohl!

* * *

Der Graf Nulin hat auch indeſſen
Sich auszukleiden nicht vergeſſen;
Monsieur Picard zeigt ſich dabei
In ſeinem Amt mit wicht'ger Miene.
Jetzt bringt er eine oder zwei
Cigarren, Becher, Karaffine,
Lichtſcheere, Bronzeleuchter — einen
Roman, der noch nicht aufgeſchnitten
Und einen Wecker.

Graf Nulin
Lag ſchon im Bett. Die Augen glitten
Zerſtreut, nachläſſig über ſeinen
Roman von Walter Scott; es ſchien,
Daß ein Gedanke ihn zerſtreute,
Der ihn bewegte und erfreute.
»Bin ich verliebt: Es ſcheint faſt ... ſoll ich ...
Ich weiß wohl, daß es Fälle giebt ...
Wahrhaftig, doch es wäre drollig!
Ich glaube faſt, daß ſie mich liebt!«

Bei dieſen Worten löſcht der Graf
Sein Licht aus; doch ihn flieht der Schlaf.
Es überkommt ihn eine Schwüle,
Daß er ſich ruhlos dehnt und ſtreckt.
Der Teufel hält ihn wach und weckt
Im Herzen ſündige Gefühle;
Und unſer junge Held gedenkt

Des Blicks, den ſie auf ihn gelenkt,
So ausdrucksvoll und ſo voll Glut.
Leibhaftig ſchwebt ſie ihm jetzt vor,
Ihr Antlitz wie aus Milch und Blut
Scheint ihm voll Liebreiz unbeſchreiblich;
Der Klang der Stimme trifft ſein Ohr,
Die Stimme klingt ihm ſo ächt weiblich.
Des Wuchſes jugendliche Fülle
Sprengt faſt des Kleides leichte Hülle —
Das kleine Füßchen, und daneben
Die Friſche, das geſunde Leben,
Das Ländliche in der Erſcheinung,
Trotz allem Anſtand, allem Schmuck —
Dabei vergißt auch Graf Nulin
(Nein, wirklich nicht!) die gute Meinung,
Die ſie von ihm zu haben ſchien,
Vor Allem nicht den Händedruck.
»Ich bin ein Narr, — ſagt er — ich hätte
Hübſch bleiben ſollen, den Moment
Des Glücks benutzend — doch ich wette,
Die Thür ſteht offen, die uns trennt!«

Sofort nach dieſem Selbſtbeſcheide
Erhebt ſich unſer Held vom Pfuhl,
Wirft einen Schlafrock um von Seide,
Stolpert erſt über einen Stuhl,
Gefaßt auf Alles, ſiegesgewiß,
Tarquinius, der Neue, ſchleicht
Entſchloſſen durch die Finſterniß,
Bis er Lucrezia erreicht.

So ſchleicht wohl ein geziertes Käpchen,
Der Dienerſchaft Verzug im Haus,

Vom Herde liſtig auf den Tatzchen
Zum Fange los auf eine Maus;
Erſt blinzelnd, leicht ſich fortbewegend,
Schweifwedelnd dann ſich niederlegend,
Streckt ſie das Pfötchen, ſpringt, im Nu
Fällt ihr das arme Opfer zu.

Vorſichtig auf dem dunklen Gange
Tappt der verliebte Graf umher,
Und athmet kaum im heft'gen Drange
Der Leidenſchaft, erbebt, wenn er
Ein Knarren hört von ſeinen Tritten,
So kommt er zu der Thür geſchritten,
Dem ſüßen Ziel der nächt'gen Reiſe.
Leis drückt er an dem kleinen Schloß,
Oeffnet die Thüre, leiſe, leiſe,
Und ſchaut umher: der matte Schimmer
Des Lämpchens auf dem Tiſch ergoß
Wie Dämmerlicht ſich durch das Zimmer.
Die Herrin ſchlummert, athmet tief,
Oder that doch, als ob ſie ſchlief.
Er ſieht, ſpäht, tritt zurück, kommt wieder
Und kniet an ihrem Bette nieder.

Sie ... Jetzt in unſrer Heldin Namen
Bitt' ich die Petersburger Damen,
Sich Katharinens Schreck und Kummer
Zu denken, wie ſie aus dem Schlummer
Plötzlich erwacht durch Graf Rulin —
Was thut ſie, wie empfängt ſie ihn?

Mit großen Augen ſtaunte ſie
Ihn an — er blickt zu ihr hinauf,

Läßt ſeiner Zunge freien Lauf
Und ſchildert ihr Gefühle, die
Schon oft beſchrieben ſind. Und kühn
Ergreift er ihre Hand; da glüh'n
In edlem Zorn der Dame Wangen,
All ihre Tugend drängt hervor,
Und voll von Stolz — vielleicht auch Bangen
Giebt ſie ihm einen Schlag auf's Ohr,
Ja, ja, auf's Ohr, und: wie ſie traf!

Verlegen und beſchämt der Graf
Verſchluckt den Schimpf aus ſchöner Hand.
Gott weiß, was ſich noch zugetragen,
Denn er — ſo war ſein Herz in Brand —
Beſchloß, das Aeußerſte zu wagen, —
Doch plötzlich bellt der Hund im Hofe
Und ſtört den feſten Schlaf der Zofe.
Es hört der Graf Paraſcha's Tritte,
Und, ihrer ſpröden Herrin fluchend,
Eilt er beſchämt mit haſt'gem Schritte
Zurück, ſein eignes Bette ſuchend.

Wie die zwei Frauen ſamt dem Grafen
Die Nacht verbracht, ob ſie geſchlafen,
Ob nicht? mögt Ihr Euch ſelber denken,
Ich will Euch die Erzählung ſchenken.

Schweigſam verläßt der Graf ſein Bette
Am Tag, macht langſam Toilette;
Gelangweilt blickt das Aug', das matte.
Mit ſeinen roſ'gen Fingerſpitzen
Nachläſſig ſchlingt er die Kravatte.
Das Haar muß ungebürſtet ſitzen.

Er gähnt, ſcheint heute gar nicht munter,
Woran er denkt? Ich weiß es nicht.
Jetzt ruft man ihn zum Thee hinunter,
Gewaltſam bannt er vom Geſicht
Die ſchamvoll-zornige Geberde
Und geht mit ziemlich heitrer Miene.

Die ſchelmiſche Frau Katharine
Senkt züchtig ihren Blick zur Erde,
Verbeißt in den Korallenlippen
Das Lachen, weiß gut abzuſpringen
Von ihres Gaſtes Tugendklippen,
Und redet von ganz andern Dingen.

Anfangs befand ſich Graf Nulin
Sehr in Verlegenheit; doch ſchien
Er bald ſich wieder zu beleben
Und ſeine Laune ſich zu heben.
Er lächelte ganz unbefangen,
Sein nächt'ger Groll ſchien ganz vergangen.
Ein halbes Stündchen kaum verrann,
Daß ſo die Zwei beiſammen blieben,
Und unſer Held war nah daran
Sich ſchon auf's Neue zu verlieben.

Doch plötzlich hört man draußen ſchrei'n,
Getrapp, Geräuſch, — wer tritt herein?
Gruß Gott! Wie geht es, liebe Gatte?
— Ach Himmel! Graf, da iſt mein Gatte!
Graf Nulin, Lieber! —

Freut mich ſehr!
Welch ſchlechtes Wetter bring' ich mit!

Der Schnee liegt wieder ringsumher.
Graf, eben sah ich dort beim Schmied
Ihren schon bergestellten Wagen.
Rind, hinterm Garten, gar nicht weit,
Gelang es mir, als gute Beute
Noch einen Hasen aufzujagen.
He, Schnaps herbei! Thun Sie Bescheid,
Herr Graf, ich laß ihn weiter kommen.
Sie bleiben hier zum Essen heute!

— Es thut mir wirklich gar zu leid . . .
Ei was, nur hübsch fürlieb genommen
Mit uns, Sie sind uns sehr willkommen,
Uns sehr willkommen, auf mein Wort!

Doch unsern Grafen drängt es fort
Im Zorn, daß Alles fehlgeschlagen.
Man spannt die Pferde vor den Wagen.
Monsieur Picard ist schon beschäftigt,
Des Grafen Mantelsack zu packen,
Und hat schon zweimal sich gekräftigt
Durch ein Glas Wein bei seinem Placken.
Jetzt schließt er zu. Zwei Diener tragen
Den schweren Mantelsack zum Wagen.
Der Graf steigt ein, und fort vom Haus
Rasselt der Wagen in die Ferne.
Damit wär' die Geschichte aus,
Doch füg' ich noch ein Wörtchen gerne
Hinzu.

Kaum war der Wagen fort,
Als unsre Heldin ihrem Mann
Alles erzählte, Wort für Wort,

Wie sie den nächt'gen Sieg gewann.
Die ganze Nachbarschaft erfuhr
Das Abenteuer dieser Nacht;
Doch wer darob zumeist gelacht
Mit ihr?

Ihr kommt nicht auf die Spur.
— Warum nicht? Katharinens Gatte?
O nein, der konnt' es gar nicht fassen;
Er war ganz außer sich und hatte
Nicht übel Lust, vom Hof die Hunde
Noch auf den Grafen loszulassen,
Manch Schimpfwort kam aus seinem Munde;
Den Grafen nannt' er einen kecken
Grünschnabel, einen dummen Gecken.

Ein nachbarlicher Gutsherr machte
Zum bösen Spiele gute Miene,
Ein Mann von drei und zwanzig Jahren,
Er war es, der am meisten lachte
Mit unsrer Heldin Katharine,
Als sie allein selbander waren.

Da kann man doch als etwas Wahres
Mit gutem Fug und Rechte sagen,
Daß Frauentreu in unsern Tagen
Nichts Selt'nes ist, nichts Wunderbares.

Poltawa.

in drei Geſängen.

Widmung.

Dir! — aber wird, was ich geſungen,
Auch bis zu Deinem Ohre wehn?
Was drangvoll meiner Bruſt entklungen,
Wird es Dein ſtrenges Herz verſtehn?
Sprich — oder wird es dieſen Liedern
Wie einſt des Dichters Liebe gehn:
Du hätteſt gar nichts zu erwiedern
Und wollteſt Beide nicht verſtehn?

Geſtehe doch, daß einſtmals gerne
Du meiner Lieder Klang gelauſcht,
Und denke daß, wie Dir jetzt ferne
Mein Leben wechſelvoll verrauſcht:
Das Bild von Deinem Zufluchtsorte,
Seit mich's aus Deiner Nähe trieb,
Die Klänge Deiner Abſchiedsworte
Das Einzige ſind was mir noch lieb.

Erſter Geſang.

An Gütern reich und vielgeprieſen
Iſt Kotſchubéi.[1]) Endloſe Wieſen
Ernähren Heerden edler Roſſe,
Die frei hier weiden, ohne Hüter.
Rings um Poltawa*) hat er Güter
Und Gärten. Und in ſeinem Schloſſe
Iſt alles Reichthums Ueberfluß,
Pelzwerk und Silber, Gold und Sammt,
In Augenſchein wie in Verſchluß.

Doch was ſein Herz zu Stolz entflammt
Und reich macht, iſt kein Ahnengut,
Sind nicht die langgemähnten Roſſe,
Iſt nicht das Gold in ſeinem Schloſſe,
Der krimm'ſchen Horde Kriegstribut; —
Stolz iſt der alte Herr allein
Auf ſein geliebtes Töchterlein.[2])
Und traun! Maria's Schönheitsruhme
Kommt in Poltawa Keine gleich;
Friſch iſt ſie, wie die Frühlingsblume
Im ſchattig-kühlen Waldgeſträuch.
Dem Wuchs von Kiew's Pappeln gleicht
Sie an Geſtalt; ihr Gang iſt leicht
Wie eines Schwanes Schwimmen bald,
Bald wie des Rehes Flucht im Wald.
Die Bruſt iſt weiß wie Schnee der Firn.

*) Sprich: Pöltäwä.

Die Locken Wellen gleich umdunkeln
Die hohe, blendendreine Stirn;
Wie Sterne ihre Augen funkeln,
Die Lippen haben reizenden Schein.
Doch nicht die Schönheit macht's allein,
Des flücht'gen Augenblickes Blume,
Daß Alles von Maria's Ruhme
Hier voll ist: auch Bescheidenheit
Ziert sie, Klugheit und Sittigkeit.
Drum oft aus der Ukräne Lande
Und Rußland kommen würd'ge Freier;
Maria aber flieht den Schleier,
Den bräutlichen, wie Kerkerbande.
Und sieh, der Hetmann selbst vom Land
Läßt werben um Maria's Hand![1])
Er ist ein Greis, schon halb gebeugt
Von Jahren, Sorgen, Kriegsgetriebe, —
Und glutvoll noch einmal erzeugt
Sich in Mazepa's Herz die Liebe.

Ein junges Herz ist bald entglommen,
Doch folgt der Hitze schnell die Kühle,
Die Liebe geht, wie sie gekommen,
Und täglich wechseln die Gefühle.
Wohl nicht so schnell und nicht so leicht
Wird eines Greises Herz erweicht,
Das hart geworden mit den Jahren;
Und nicht so flackernd ist sein Feuer —
Doch weiß es seine Glut zu wahren
Und hält sie bis zum Grabe theuer.
Es stählt sich neu die alte Kraft
Im Feuer solcher Leidenschaft.

s iſt keine junge Gemſe, die
Sich in der Felſenſchlucht verſteckt,
Von eines Adlers Flug erſchreckt:
Es iſt die junge Braut Marie,
Die trüben Blickes wandelt dort
Und harrt auf das Entſcheidungswort.
Jetzt tritt die Mutter hin zu ihr
Ganz aufgeregt, ſie zittert ſchier,
Ergreift der Tochter Hand und ſpricht:
»Schämt ſich der alte Hetmann nicht?
Welch ehrlos frevelndes Beginnen!
Nein, Kind, ſo lang ich lebe, nein!
Dein Pathe iſt nicht recht bei Sinnen!
Statt väterlicher Freund zu ſein,
Denkt er am Abend ſeines Lebens
Daran, mein einzig Kind zu frein.
Der alte Narr, er hofft vergebens!«

Maria zittert; ihr Geſicht
Wird leichenblaß ... ſie trägt es nicht —
Eiskalt durchrieſelt's ihre Glieder,
Ein Schrei — wie leblos ſtürzt ſie nieder.

Bald kommt ſie zur Beſinnung wieder,
Doch ihre Augen ſchließen ſich
Auf's Neu, ſie ſpricht kein Wort. Es bleiben
Die Eltern bei ihr ängſtiglich,
Den Schreck, die Furcht ihr zu vertreiben,
Die jähe Aufregung zu brechen,
Ihr Troſt und Ruhe zuzuſprechen ...

Vergebens. Noch zwei ganze Tage
Vergingen ſo in Weh und Klage,

Nicht Trank noch Speise will ihr munden.
Bleich wie ein Schatten schwankte sie
Umher, und Ruhe fand sie nie.
Am dritten Tag — war sie verschwunden.

Wie und wohin? Wer weiß es? Nur
Ein Fischer hörte Nachts genau
Getrapp, Kosaken, leises Rufen
Wie aus dem Munde einer Frau.
Und Morgens deutlich auf der Flur,
Der thaubedeckten, war die Spur
Erkennbar von acht Pferdehufen.

Nicht nur der erste Flaum der Wangen,
Des blonden Jünglings Lockenprangen:
Das strenge Antlitz auch des Alten,
Das greise Haar, der Stirne Falten
Vermögen Liebesglut zu schüren,
Der jungen Schönheit Herz zu rühren

Zu Ketschubéi die Kunde kam,
Daß seine Tochter Ehr' und Scham
Vergaß, Maseppa anchörte ...
Wie das des Vaters Herz empörte!
Erst zweifelte das Elternpaar,
Doch bald ward ihnen Alles klar
In schreckenvoller Nacktheit; sie
Begriffen jetzt, warum Marie
So spröde gegen Andre war,
Warum ihr Keiner recht gefallen,
Warum sie kalt und stolz bei Allen
Sich zeigte, die um ihre Minne
Geworben und um ihre Hand,

Warum man ſie oft weinend fand,
Wie ſie nur dann von frohem Sinne
War, plötzlich allen Gram vergaß,
Wenn der Entführer bei ihr ſaß.
Wie nur ihr Blick auf ihn gerichtet
Beim frohen Mahl, beim Becherklang;
Und wie ſie nur die Lieder ſang,
Die einſt Maſeppa ſelbſt gedichtet,[4])
Als er noch jung in Armuth lebte,
Des künft'gen Ruhmes unbewußt;
Wie glühend ſtets Maria's Bruſt
Nach kriegeriſchem Schauſpiel ſtrebte:
Wenn zahlreich die Koſakenſchaaren
In Schlachtordnung verſammelt waren,
Und wenn, beim Klange der Fanfaren,
Man alle Fahnen grüßend ſchwenkte,
Sobald die lange Reih' hinab
Der Herrſcher der Ukräne ſprengte
Mit Roßſchweif und mit Feldherrnſtab.
Doch Kotſchubéi hat Macht und Gut
Genug, des Hetmanns Uebermuth
Zu ſtrafen, ſeinen Plan zu ſtören.
Er kann — ſein Anhang iſt hier groß —
Poltawa gegen ihn empören,
Maſeppa's Macht im Lande brechen,
Im eignen Schloß den Todesſtoß
Ihm geben, um die Schmach zu rächen,
Die ſeinem Hauſe angethan ...
Doch in ihm reift ein andrer Plan.

Es war in jenen ſchweren Jahren,
Wo Drangſal ſich auf Drangſal häufte,
Und mit dem Geiſt des großen Zaren

Das junge Rußland wuchs und reifte.
Ein rauher Lehrer ward verliehn
Dem Volk in Kriegeskunst und Ehre,
Manch überraschend blut'ge Lehre
Gab ihm der schwed'sche Paladin.
Doch durch den zähen Widerstand
Erstarkte nur das Russenland,
Wie, wo der wucht'ge Hammer fällt,
Sich Eisen stählt, doch Glas zerschellt.

Der kühne Karl, mit flücht'gem Ruhme
Bedeckt, in sein Verderben rannte,
Wie er sich jetzt nach Moskau wandte,
Der Russen altem Heiligthume.
Stark brach er allen Widerstand,
Die Russen wurden rings verscheucht,
Wie Wirbelwind vom Weg den Sand
Aufwirbelt und die [illegible]zeugt.
Desselben Weges zog der Held,
Den ein noch größ'rer Mann im Feld,
Der »Schicksalsmann« *) in unsern Tagen
Auf seinem Rückzug eingeschlagen.

Schwer lag's auf der Ukräne Volke,
Längst zog dort eine Wetterwolke
In dumpfer Schwüle sich zusammen;
Man wünscht die alte Zeit zurück,
Der bluterkauften Freiheit Glück.
Der Hetmann soll das Volk entflammen
Zum Aufruhr, soll die Ketten brechen
Des Volkes, sich an Rußland rächen.

Das Volk harrt ungeduldig ſchon
Der Hülfe Karls, ſich zu empören;
Schon offen ſcholl des Aufruhrs Ton
Durch's Land; — Maſeppa will Nichts hören;
Treu bleibt er Peter, ſeinem Zaren,
Merkt nicht auf das Geſchrei der Menge,
Sieht nicht die drohenden Gefahren,
Herrſcht ſorglos mit gewohnter Strenge,
Und ſchwelgt wie ſonſt auf Feſtgelagen.

Was iſt dem Hetmann? — hört man fragen —
Der Greis iſt krank und altersſchwach,
Er hat kein Mark mehr in den Knochen,
Das Alter und das Ungemach
Des Kriegs hat ſeine Kraft gebrochen;
Doch warum noch mit ſchwacher Hand
Trägt er den Herrſcherſtab im Land?
Man muß ſich ſeiner Schwachheit ſchämen.
Jetzt müßten wir den Angriff wagen,
Den Krieg ins Herz von Rußland tragen
Und das verhaßte Moskau nehmen!
Ja, wenn der alte Dorosbenko,[9])
Samoilowitſch,[8]) der junge Held,
Paléi[8]) oder Gordejenko[10])
An unſre Sitze ſich geſtellt;
Sie hätten längſt von unſerm Nacken
Das Moskowiterjoch genommen,
Nicht länger brauchten die Koſaken
Auf fremdem Schneefeld umzukommen,[11])
Dem Zaren opfernd Gut und Blut.

So redeten voll Uebermuth
Die Jüngern, drängten laut zum Kriege,

In kühnen Reihen sich vermessend,
Der alten Sklaverei vergessend,
Gleichwie des Ruhms der alten Zeit
Und Bogdan Chmielnizky's[12]) Siege
Im langen, heil'gen Glaubenskrieg.

Doch mit bedächt'gem Schritte wandelt
Der Greis, bedenkt, bevor er handelt,
Das Mögliche klug überlegend,
Auch das Unmögliche erwägend.
Wer wagt es, in den finstern Schlund
Des eisbedeckten Meers zu dringen?
Und wessen Blick mag es gelingen,
In sehn bis auf den Herzensgrund
Heimtück'scher Menschen? Wo verschlossen
In undurchdringlich strenger Haft
Gedanken reifen, gift'ge Sprossen
Der unterdrückten Leidenschaft.
Wer weiß, was heimlich im Gemüth
Des alten Hetmanns wühlt und glüht?
Je schlimmer er's im Innern meint,
Um deste freundlicher erscheint
Er stets von Außen, man vergißt
Bei ihm leicht seine Hinterlist;
Er ist so sorglos, doch nur scheinbar;
Denn sein geheimes Denken ist
Mit seinem Ausdruck nie vereinbar.
Doch ob er selbst in seinem Wesen
So räthselhaft, wie weiß sein Blick
In Andrer Herzen klar zu lesen
All ihr geheimes Sinnen, Denken!
Mit welchem teuflischen Geschick

Weiß er die Geister stets zu lenken.
Im Rath, wie im vertrauten Kreis.
Mit Greisen ein geschwäß'ger Greis,
Belebt vom Wein beim Festgelage,
Spricht er mit so viel Biederkeit
Vom schweren Drucke unsrer Tage
Und lobt die gute, alte Zeit.
Wie er mit dem Bedrängten weint,
Mit dem Betrübten traurig scheint,
Dem Regiment der Russen flucht
Und Allen zu gefallen sucht,
Bei Dummen klug, bei Klugen dumm,
Bei Schwätzern laut, bei Spähern stumm!
Nur Wen'ge sahen bei ihm klar,
Erkannten ihn, ganz wie er war:
Unbeugsam, treulos und gehässig,
Nur in der Rache zuverlässig.
Nie hat der Greis in seinem Leben
Eine Beleidigung vergeben;
Gleichviel, ob seine Rache ehrlos,
Ob der Beleid'ger stark, ob wehrlos.
Es giebt für ihn kein heilig Band
Auf Erden, und kein Vaterland.
Nichts liebt er, als den Eigennutz,
Und unbezähmbar ist sein Trutz.
Des Volkes Freiheit stolz verachtend,
Nach unumschränkter Herrschaft trachtend,
Sinnt er Verrath seit langer Zeit,
Läßt sich das Warten nicht verdrießen
Zu seinem Werk — ist stets bereit,
Volksblut wie Wasser zu vergießen.
Und seine Pläne reichen weit.

Jetzt glaubt' er sich am Ziel der Bahn,
Glaubt, daß des Volkes Stimmung tauge
Zu seinem unheilvollen Plan,
Den er noch Keinem anvertraut; —
Doch hat ihn ein gefährlich Auge,
Ein Feindesauge schon durchschaut.

Nein, frecher Mörder, Missethäter!
— Denkt zähneknirschend Rotschubei —
Wird Dein Palast auch noch verschont,
Wo mein verlor'nes Kind jetzt wohnt,
Doch sicher treff' ich Dich, Verräther!
Der alte Vater rächt sein Weh!
Im Feuer sollst Du nicht verderben,
Und auch kein Säbel des Kosaken
Trennt Dir das falsche Haupt vom Nacken,
Doch Deinem Loos entgehst Du nicht:
Von Henkershänden sollst Du sterben
In Moskau auf dem Blutgericht!

Wenn in der Qual der Todesstunde
Die Hand das greise Haar noch rauft,
Umsonst wirst Du mit frechem Munde
Dich läugnend zu vertheid'gen suchen,
Dem Tage und der Stunde fluchen,
Wo Du mein armes Kind getauft.")
Und auch des Tages froher Feier,
Wo Deinem Wohl mein Trinkspruch galt,
Der Nacht auch, wo Du alter Geier
Mein armes Täubchen roh umkrallt! . . .

Wohl einst als Freunde lebten Beide
Im Felde wie im stillen Haus,

Und tauſchten ihre Herzen aus
Wie Brot und Salz, in Luſt und Leide.
Zuſammen auf den ſtolzen Roſſen
Oft ſprengten ſie zum Waffentanz;
Maſeppa, ſonſt ſo ſehr verſchloſſen,
Vertraute Kotſchubei ſich ganz,
In ſeinem Ehrgeiz, ſeinem Streben,
Einſt eigner Herr im Land zu ſein,
Das Land vom Zaren zu befrei'n, —
Und Kotſchubei war ihm ergeben
Mit Leib und Seele.
Aber ſeit
Der Hetmann ihm ſein Kind entführt,
Des Hauſes Gaſtfreundſchaft entweiht,
Denkt nur an Rache Kotſchubei
Für ſeines Hauſes Schimpf und Weh.
Nichts, Nichts iſt, was ihn fürder rührt,
Er ſelbſt will ſterben — oder rächen
Maſeppa's ſchimpfliches Verbrechen.

Geheimnißvoll ſein Herz verhüllt
Den Racheplan, der ihn erfüllt.
So wartet er in Ungeduld
Bis die Entſcheidungsſtunde ſchlägt,
Bereitet ſelbſt ſich für den Tod.
Maſeppa hat an ſeiner Noth
Nicht mehr als ſeine Tochter Schuld,
Die er ſo liebevoll gehegt.
Doch, er verzeiht dem Kinde gern
Und trägt ihr fürder keinen Haß,
Er läßt ſie in der Hand des Herrn,
Mag ſie Ihm Rede ſtehen, daß
Sie Ihn und Sein Gebot vergeſſen.

Mit Adlerblicken sucht indessen
Jetzt Kotschubéi nach wohlbewährten
Und unbestechlichen Gefährten;
Vertraut den unheilvollen Plan
Auch endlich seiner Gattin an;[14])
Und Weiberrache, Weiberzorn
Wird ihm durch sie ein neuer Sporn,
Den dunklen Plan schnell auszuführen.
Dem Zaren, was er weiß, zu sagen:
Durch Thränen, Vorwurf, Flehen, Klagen
Weiß sie die Glut in ihm zu schüren.
Im Ruhebett, in dunkler Nacht
Beschwört sie ihn mit Dämonsmacht,
Er muß ihr heil'gen Eidschwur thun,
Nicht eh'r zu rasten und zu ruhn,
Bis das Begonnene vollbracht.

Und also war das finstre Thun
Beschlossen in der Finsterniß,
Und Kotschubéi vertraut sich nun
Iskra,[15]) dem treuem Kriegsgenossen —
Der schnell zu Rath und That entschlossen,
Mit ihm scheint der Erfolg gewiß:
Maseppa wird als Hochverräther
Von Kotschubéi verklagt bei Peter.
Doch wer im Lande wird es wagen,
Nur seines Volkes Wohl ermessend,
Die eigene Gefahr vergessend,
Die schlimme Botschaft fortzutragen?
Wohl unter der Kosakenschaar
Poltawa's lebt ein junges Blut,

Deß liebend Herz mit ganzer Glut
Maria treu ergeben war.
Und war er auch verschmäht geblieben
Von ihr, verachtet wie die Andern:
Er ließ nicht nach, sie treu zu lieben!
Einst früh und spät sah man ihn wandern
Beim Strome auf den grünen Matten
In des ukrän'schen Kirschbaums Schatten,
Um sie von ferne nur zu sehn;
Und wenn sie ihm einmal begegnet
Im flüchtigen Vorübergehn,
Hat er den Augenblick gesegnet.
Wohl immer hoffnungslos geblieben
— Er wußt' es — war sein treues Lieben,
Drum strebt' er nicht nach ihrer Minne,
Er hätte nie ihr »Nein« ertragen
In seinem hochgemuthen Sinne;
Freiwillig wollte er entsagen.
Fand er sie in der Freier Kreise
Schlich er von dannen, traurig, leise.
Und als Maseppa sie erkürte
Zu seinem Opfer, sie entführte,
Daß man in der Ukräne Lande
Nur von ihr sprach in Spott und Schande:
Blieb er ihr treu noch immerdar
In Liebe, wie er vorher war.
Doch wenn man, selbst nur aus Versehn,
Vor ihm Maseppa's Namen nannte,
So war's um seine Ruh geschehn,
In Zornesglut sein Auge brannte,
Erbleichend, finster von Geberde,
Senkt er den Feuerblick zur Erde.

Wer mag bei Mond- und Sternenschein
Der späte, flücht'ge Reiter sein?
Weß ist das Roß, den Reiter tragend,
Die Steppe wilden Laufs durchjagend?

Zum Norden geht's in wilder Hast,
Und der Kosak macht nirgends Rast,
In Feldern nicht und Waldgehägen,
Selbst nicht vor Flüssen auf den Wegen.

Wie helles Glas sein Säbel blinkt,
Auf seiner Brust ein Beutel klingt.
Hoch sträubt im Lauf die stolze Mähne
Sein feurig Roß aus der Ukräne.

Der Reiter braucht sein blankes Gold,
Dem scharfen Säbel ist er hold,
Lieb ist sein Renner ihm, sein treuer,
Doch mehr ist ihm die Mütze theuer.

Für seine Mütze allzumal
Läßt er sein Roß und Gold und Stahl —
Er würde sie nur mit dem Leben
Im Todeskampfe von sich geben.

Was giebt der Mütze solch Gewicht?
In ihr verbirgt er den Bericht,
Drin Rotschubéi beim Zaren Peter
Masseppa anklagt als Verräther.

* * *

Der Hetmann ahnt nicht, was geſchieht,
Verfolgt mit Eifer ſeine Pläne
Zum Volksaufruhr in der Ukräne.
Und treu hilft ihm der Jeſuit
Salensky,[15]) der von Karl geſandt,
Daß er Maſeppa einen Thron
Anbiete, ihm zum Dank und Lohn
Für den Verrath an ſeinem Land.
Wie Diebe im geheimen Bunde
Verhandeln ſie zu nächt'ger Stunde
Den Werth und Preis der Miſſethat;
Verhandeln der Vaſallen Eide,
Verhandeln ſelbſt das Haupt des Zaren
Und halten über Alles Rath,
Erwägen Vortheil und Gefahren,
Und ſchon verſtändigen ſich Beide
Auch über die geheimen Zeichen,
Der künft'gen Hetmannsmanifeſte
Und wähnen, bald aus ſeinem Neſte
Des Nordens Adler zu verſcheuchen.

Ein Bettler kommt jetzt zum Palaſt
Und hält beim Hetmann kurze Raſt.
Zum Betteln kam er nicht in's Haus,
Orlik[16]) ſelbſt führt ihn ein und aus

Schon weit verzweigt im Lande ſchien
Und groß von Anhang die Verſchwörung,
Am Donſtrom brachte Bulawin[17])
Rings die Koſaken zur Empörung.
Bald ſieht man auch die Steppenhorden
Sich zu dem Aufruhrheer geſellen.
Die Stämme an des Dnjepr's Borden

Und hinter seinen Wasserfällen [17])
Bedroht man mit dem Joch des Zaren.
Masepa's Blick ist überall,
Schweift aus der Nähe in die Weite,
Und das Geschick ist überall,
Wohin er spähet, auf seiner Seite.
Von Land zu Land gehn seine Boten,
Und täglich wirbt er neue Schaaren;
Auch in Bachtschisarai bedrohten
Auf seinen Antrieb die Tataren
Mit neuem Kriege jetzt den Zaren.

In Otschakoff der Pascha hört, [20])
Der König der in Warschau war, [21])
Im Feld hört Karl, gleichwie der Zar,
Wie sich die Völker rings empört.

Masepa's Thatkraft läßt nicht nach,
Mit Geist entwickelt er den Geist;
Sein böser Wille wird nie schwach,
Und scharfen Blicks sein Auge kreist.
Er bebt vor keinem Hinderniß
Zurück, ist seines Schlags gewiß.

Doch wie entsank dem Greis der Muth
Als das Gewitter sich entlud
Vor seinem Blick! Als die Bojaren [22])
Von Rußland selbst sich an ihn wandten,
An ihn, den Feind des Lands und Zaren,
Ihm Abschrift von den Klagen sandten,
Die gegen ihn gerichtet waren
Von Kotschubéi. Statt harter Strafen
Wie er sie doch verdiente, trafen

Nur Schmeicheleien Maſeppa's Ohren;
Man hält ihn für ein Opfer gar,
Das die Verläumdung ſich erkoren;
Und ſelbſt der kriegsbedrängte Zar,
Der Klage Gründe nicht beachtend,
Auch als Verläumdung ſie betrachtend,
Tröſtet den Judas, und verſpricht
Selbſt am Verläumder ihn zu rächen,
Maſeppa's Feind für ſein Verbrechen
Zu ſtrafen durch ein ſtreng Gericht.

Der Hetmann heuchelt tiefe Wehmuth,
Erhebt zum Zar das Wort in Demuth:
Gott weiß es, wie die Welt es weiß,
Daß er, der altersſchwache Greis
Als Hetmann nun ſeit zwanzig Jahren
In Treu und Ehre ſeinem Zaren
Gedient, der ihn durch Rang und Lob
Und Gnade wunderbar erhob ...

Wie macht der Haß ſo blind und ſchlecht! ...
Iſt es an ihm, dem treuen Knecht,
Dem Grabe nah Verrath zu üben
Und wohlerworbnen Ruhm zu trüben?
Hat er im Zorn nicht Stanislaus
Laut ſeinen Beiſtand abgeſchlagen?[23])
Und ſchlug er nicht die Krone aus,
Beſchämt, die man ihm angetragen
Als Herrſcher im Ukräneland?
Hat er nicht pflichttreu, ohne Säumniß
Dem Zar die Briefe überſandt,
Ihn eingeweiht in das Geheimniß?
Und ließ er jemals ſich bethören

Vom Sultan oder krimm'ſchen Chan?*)
Hat er das Seine nicht gethan
Um ihre Pläne zu zerſtören?
Hat er, trotz ſeinen alten Jahren,
Im Kampfe für den weißen Zaren
Nicht freudig Mühen und Gefahren
Getrotzt, ſein Leben eingeſetzt?
Und böſe Feinde laden jetzt
Die Schande auf ſein greiſes Haupt!
Doch er — er hätt' es nie geglaubt! —
Wer ſind, die ihn zum Opfer wählten,
Das Gift gemiſcht zum Todeskelche?
Iskra und Kotſchubéi! ſie, welche
Noch jüngſt zu ſeinen Freunden zählten! . . .

So mit blutgier'gen Thränen ſpricht
Der Hetmann kalt zum Zaren Peter,
Und ſeiner Kläger Blutgericht
Verlangt der greiſe Hochverräther.*)

O, ſündenharter Böſewicht,
Wen willſt Du zum Schaffotte führen?
Rührt Dich der Tochter Schickſal nicht?
Was mag ſolch Herz von Stein noch rühren!
Mit kaltem Blut in ſeinem Grimme
Betäubt er des Gewiſſens Stimme:
Zu ungleich — ſpricht er — war der Streit,
Darin der Freigeiſt ſich vergriffen
An mir, für mich das Beil geſchliffen . . .
Jetzt halt' ich es für ihn bereit.
Wie blind der Thor in's Unglück läuft!
Was ihm nur Grund zu hoffen gab? . . .
Nein, nein! der Tochter Liebe läuft

Das Haupt des Vaters mir nicht ab.
Die Liebe muß dem Hetmann weichen,
Sonſt fiele unter Henkersſtreichen
Mein eignes Haupt.

Maria, arme
Maria! Zierde von Tſcherkask!
Daß Dein der Himmel ſich erbarme!
Du ahnſt nicht, welche Schlange Du
Gekoſt an Deiner Bruſt. Was trieb
Dich mit geheimnißvoller Kraft
Dem rauhen Sünderherzen zu?
Daß Du Haus, Eltern, Ehre, Ruh
Und Alles, was Dir früher lieb,
Geopfert dieſer Leidenſchaft?
Wem brachſt Du Dich zum Opfer dar?
War dieſe Runzelſtirne, war
Maſeppa's greiſes Lockenhaar,
Der hohlen Augen ſcharfer Blick,
Der Rede gleißneriſches Feuer
Und ſeiner Liebe Trugeſchick
Dir mehr als alles Andre theuer,
Daß Du mehr ſeinem Lügenwort
Als Deiner Mutter Warnung lauſchteſt,
Daß Du den väterlichen Hort
Mit der Verführung Hort vertauſchteſt!

Der Greis, mit ſeinen liſt'gen Blicken
Hat er gewußt, Dich zu umſtricken,
Hat durch ſein Wort Dich hingeriſſen,
Und eingeſchläfert Dein Gewiſſen.
Mit Ehrfurcht richteſt Du den Blick
Auf ihn, liebkoſeſt ihn mit Rührung,
Und preiſeſt glücklich Dein Geſchick,

Verblendet Opfer der Verführung!
Auf Deine Schande stolzer scheinst
Du, als auf Deine Tugend einst,
Und alles Schamgefühl erstickte
In Dir, seit Dich die Sünde knickte . . .

Was fragt Maria nach der Schand?
Was kümmert sie ihr Ruf im Lande,
Wenn er zu ihren Füßen liegt,
Sein Haupt auf ihren Knieen wiegt,
Sein stolzes Haupt! All seine Sorgen,
Wie alle Stürme des Geschicks
Im Hochgenuß des Augenblicks
Vergessend, süß bei ihr geborgen;
Und wenn der Hetmann voll Vertrauen
Sich zu ihr wendet, ihr enthüllt,
Was stürmisch seine Brust erfüllt,
Scheint sie die glücklichste der Frauen.
Der unschuldvollen Jugend Glück,
Verlornes wünscht sie nicht zurück.
Wohl ihrem Blick von Zeit zu Zeit
Ein trübes Bild vorüberzieht
Wie eine Wolke, und zerstört
Die sorgenlose Heiterkeit:
Wenn sie die armen Eltern sieht
In ihrem Harm, sie weinen hört
Um ihr verlornes Kind —
dann heiß
Quillt aus dem Auge ihr die Thräne.
So vorwurfsvoll klingt ihr das Klagen!
O, wüßte sie, was Jeder weiß
Im ganzen Volke der Ukräne!
Ihr wagte man's noch nicht zu sagen.

Zweiter Gesang.

Maseppa saß in finsterm Brüten.
Unheimlich seine Augen glühten.
Liebkosend, tröstend sah Marie
Zu dem geliebten Greis empor,
Umklammert zärtlich seine Knie' —
Umsonst! er leiht ihr heut kein Ohr,
Und Alles was sie thut und spricht
Verscheucht sein finstres Grollen nicht.
Mag sie sich flehend zu ihm neigen
Ihr, was sein Herz bedrängt, zu sagen,
Der Liebe vorwurfsvolles Klagen
Erwiedert er durch kaltes Schweigen,
Senkt finster seinen Blick zur Erde.
Fast athemlos erhebt sie sich,
Verwundert, zornig von Geberde
Spricht sie: »Maseppa, höre mich!
Die ganze Welt hab' ich um Dich
Vergessen, daß in Deiner Liebe
Mein einz'ger Hort im Leben bliebe;
Und Alles hab' ich gern gegeben
Um Dich, und dachte nie zurück
An mein verlornes Jugendglück;
Nie klagt' ich, ward nie ungeduldig,
Doch Deine Liebe ist mein Leben,
Du bist mir Deine Liebe schuldig!
Denk' Deines Eidschwurs in der Stunde
Der Nacht, wo ich mich Dir ergeben,

Mir treu zu ſein in ew'gem Bunde:
Iſt Dein Vertrauen ſchon geſchwächt?

Maſeppa.

Maria, Du biſt ungerecht.
Der Leidenſchaft verderbend Feuer
Reißt Dich zu böſem Argwohn hin,
Trübt und verblendet Deinen Sinn,
Doch glaub' mir, falſch iſt Dein Verdacht,
Du biſt mir mehr denn Alles theuer,
Mehr als mein Ruhm, als alle Macht!

Maria.

Nein, nein! Du biſt nicht mehr zu kennen,
Du täuſcheſt mich: Vor kurzer Zeit
Noch warſt Du nicht von mir zu trennen, —
Jetzt fliehſt Du meine Zärtlichkeit,
Macht meine Nähe Dich verdroſſen,
Und ferne weilſt Du ganze Tage
Von mir, giebſt heimlich Feſtgelage,
Läßt, Gott weiß wen, zu Dir entbieten,
Biſt ganze Nächte eingeſchloſſen,
Bald mit dem Bettler, bald allein,
Bald mit dem fremden Jeſuiten —
Ich aber bin Dir ganz entbehrlich,
Du haſt nicht Zeit Dich mir zu weihn.
Jüngſt — man berichtete mir das —
Bei Tiſche leerteſt Du Dein Glas
Auf einer Dame Wohl, ihr Name
War Dulska; ſage mir jetzt ehrlich
Maſeppa, wer iſt dieſe Dame?

Maſeppa.

Läßt Du von Eiferſucht Dich plagen?
Iſt es an mir betagten Greis
Schmachvolle Feſſeln noch zu tragen,

Der eitlen Schönheit nachzustellen,
Gleich einem Jüngling liebebeiß
Zu seufzen und mich zu verstellen?

Maria.

Sprich ohne Umschweif, grade zu
Gieb Deine Antwort, schlicht und frei!

Masepha.

Wohlan Maria denn, es sei!
Denn theuer ist mir Deine Ruh.
Sieh, lange im geheimen Bunde
Hat uns ein großer Plan beschäftigt,
Der jetzt gereift ist und gekräftigt,
Und bald schlägt die Entscheidungsstunde.
Der Freiheit und des Ruhms beraubt,
Rathlos, zersplittert wie wir waren,
Schon lange beugten wir das Haupt
In Polens Schutz, im Joch des Zaren.
Doch jetzt zu neuem freien Leben
Will die Ukräne sich erheben,
Wie in den alten Ruhmestagen;
Ich werde selbst das Banner tragen
Des Aufruhrs; Alles ist bereit.
Die Könige*) unterhandeln schon
Mit mir; bald, bald, entbrennt der Streit,
Darin ich einen eignen Thron
— Wenn es das Glück will — mir erstreite,
Viel Freunde stehen mir zur Seite
Auf die ich sicher zählen kann:
Die Fürstin Dulska, und mit ihr
Mein Jesuit, der fremde Mann,
Durch welche im Geheimen mir

* Karl XII und Stanislaus I.

Die Könige ihre Botschaft senden,
Sie helfen mir mein Werk vollenden ...
Nun weißt Du was mein Haupt gebeugt,
Bedenklich, traun! war die Enthüllung,
Sind Deine Zweifel jetzt verscheucht?
Verlangst Du noch ein andres Pfand?

Maria.

O Freund! Dein Wunsch geht in Erfüllung.
Bald wirst Du Zar im eignen Land!
Wie schön wird Deinem weißen Haar
Die Krone stehn!

Mazeppa.

Noch droht Gefahr
In Stürmen, Kämpfen, blutig heiß;
Wer weiß, was meine Schritte hemmt?

Maria.

Bei Dir ist alle Furcht mir fremd —
Du bist so mächtig! o, ich weiß,
Dein harrt der Thron.

Mazeppa.

Und wenn der Tod
Durch Henkershand?

Maria.

Auch in den Tod
Geh' ich mit Dir, ganz Dir ergeben
Würd' ich im Tod nicht von Dir weichen,
Ich könnte Dich nicht überleben!
Doch nein: Du trägst der Herrschaft Zeichen!

Mazeppa.

Liebst Du mich wirklich?

Maria.

Welche Frage!

Maſeppa.

Ich frage ernſthaft: liebſt Du mehr
Mich, oder Deinen Vater? ſage!

Maria.

O, ſchweig! Die Antwort wird mir ſchwer,
Und Dein Begehren iſt vermeſſen.
Freund, zürne mir nicht daß ich ſchwanke:
Hab' ich nicht ſtarken Sinns verſucht
Bei Dir die Eltern zu vergeſſen?
Vielleicht (entſetzlicher Gedanke!)
Hat mich mein Vater ſchon verflucht,
Um Deinetwillen! . . .

Maſeppa.

So bin ich
Dir theurer als Dein Vater? ſprich!
Du ſchweigſt?

Maria.

Was willſt Du, daß ich thu'?

Maſeppa.

Antworte mir!

Maria.

Entſcheide Du!

Maſeppa.

Hör' denn, wenn Einer von uns Beiden
Jetzt ſterben müßte, und es hingen
An Dir die Blicke, zu entſcheiden:
Wen würdeſt Du zum Opfer bringen,
Und wen zu Deinem Schützling wählen?

Maria.

Hör' auf, Maſeppa, mich zu quälen!
Verſucher . . .

Maſeppa.

Steh' mir Rede gleich!

Maria.

O laß mich! Du bist todtenbleich!
Zu jedem Opfer ohne Zaudern,
Du weißt es ja, bin ich bereit,
Mein Leben hängt an Deinem Leben,
Doch Deine Rede macht mich schaudern.

Maseppa.

Gedenk, Maria, allezeit
Des Worts das Du mir jetzt gegeben!

Die Nacht ist still, der Himmel rein
In der Ukräne. Sternenschein
Durchbricht mit zitterndem Gefunkel
In mildem Glanz das leichte Dunkel.
Die müde Luft bewegt noch kaum
Das Silberlaub am Lorbeerbaum.

Jetzt über Bjelo-Zerkoff [28]) stand
Der Mond; sein bleiches Licht umfloß
Des üpp'gen Hetmanns altes Schloß
Und rings sein blühend Gartenland.
Und tiefe Stille herrscht umher,
Im Schlosse nur hört man noch Leben.
Am Fenster hinter Eisenstäben,
Dort in dem hohen Thurmgefängniß
Sitzt Kotschubei gedankenschwer,
Gebeugt von Mühsal und Bedrängniß.
Im Kerker sitzt der alte Mann,
Starrt trüben Blicks den Himmel an.

Schon morgen iſt ſein Todestag,
Doch macht das Grab ihn nicht erbeben:
Er ſcheut den Tod nicht, dem das Leben
Hinfort kein Glück mehr bieten mag.
Ihm iſt nur ein erwünſchter Schlummer
Der Tod, ein Troſt für ſchweren Kummer.
Doch was ihn quält? Gerechter Gott!
Zu Füßen eines Schuften ſterben,
Still, ungehört, auf dem Schaffot
Gleichwie ein ſtummes Thier verderben,
Vom Zaren ſelbſt, zu Hohn und Spott,
Dem Feind des Zaren übergeben
Ein hülfloſes Opfer, ohne Wehre, —
Und mit dem Leben auch die Ehre
Zu opfern, und der Freunde Leben
Nach ſich auf das Schaffot zu ziehn,
Zu hören wie am Grabe ihn
Ihr Fluch noch trifft, wenn unterm Beil
Sein eignes Haupt fällt, — und derweil
Hohnlachend ſeine Feinde ſtehen ...
Und Niemand haben um im Sterben
Den Haß, die Rache zu vererben —
Entſetzlich iſt es, ſo ſein Weh
Zu Grabe tragen ...

Kotſchubei

Denkt jetzt an ſein Poltawa wieder,
An Gattin, Freunde, Feſtgelage,
An Glanz und Ruhm vergangner Tage,
An ſeiner Tochter Spiel und Lieder.
Auch an das alte Ahnenſchloß
Denkt er zurück, wo er geboren,
An Alles was er dort genoß,

Geliebt, gelitten — und verloren:
Weil er's freiwillig von ſich warf!
Warum?...

Horch, plötzlich ſchrill und ſcharf
Dröhnt ein Geräuſch in ſeine Ohren:
Im roſt'gen Schloß der Schlüſſel knarrt —
Und Kotſchubéi fährt auf, er harrt
Des Gottesboten Gegenwart.
»Jetzt kommt er, auf dem letzten Pfade,
Dem blutigen, mich zu geleiten,
Mir durch des Heilands Kreuz und Gnade
Troſt und Vergebung zu bereiten;
Er bringt mir Chriſti Fleiſch und Blut,
Daß ich erſtarke und mit Muth
Dem Erdentod entgegenſehe,
Und ein zum ew'gen Leben gehe!«

Zerknirſcht erwartet Kotſchubéi
Daß er vor den Allmächt'gen trete,
Um reuig all ſein Leid und Weh
Ihm zu bekennen im Gebete.
Doch war's kein Prieſter mit dem Bilde
Des Heilands: Orlik war's, der wilde,
Der eintrat...

Kotſchubéi's Geſicht
Ward bei dem Anblick grimm, empört:
Biſt Du es, feiler Böſewicht,
Der meine nächt'ge Ruhe ſtört?
Gönnt mir Maſeppa nicht den Schlaf
Der letzten Nacht? Was willſt Du? Sklav!

Orlik.

Dich im Verhör zu Ende fragen ...

Kotſchubei.

Ich habe Dir Nichts mehr zu ſagen!

Orlik.

Du ſollſt mir Eines noch bekennen,
Eh'r darf ich mich von Dir nicht trennen,
Befiehlt der Hetmann ...

Kotſchubei.

Was denn noch?
Bekannt hab' ich Euch Alles doch
Was Ihr gewollt; war's auch erlogen.
Nun gut: ich habe Euch betrogen,
War hinterliſtig, tückiſch, ſchlecht;
Der Hetmann iſt in ſeinem Recht,
Ein Mann von Ehre und Gewiſſen,
Was will er mehr von mir?

Orlik.

Wir wiſſen
Wie unermeßlich reich Du warſt,
Daß in Dikanka*), Deinem Gut,
Du mehr als einen Schatz verborgen.
Er will, daß Du mir offenbarſt
Wo all Dein Geld und Silber ruht.
Vollzogen wird das Urtheil morgen,
Und dann fällt Deine Gütermaſſe
— Du weißt es — in die Heereskaſſe,
Das iſt Geſetz! Drum jetzt erfülle,
— Ich rath' es — Deine letzte Pflicht,
Und Deiner Schätze Hort enthülle,
Denn Deinem Loos entgehſt Du nicht!

* Der Stammſitz Kotſchubei's.

Kotschubéi.

Es waren — Ihr habt Recht — im Leben
Drei Schätze mir zum Troſt gegeben:
Die Ehre war mein erſter Schatz,
Den raubten mir der Folter Schmerzen, —
Der Zweite — wofür kein Erſatz! —
War meines lieben Kindes Tugend;
Ach! Tag und Nacht mit bangem Herzen
Bewacht' ich ihre keuſche Jugend: —
Maſeppa hat den Schatz geraubt.
Den dritten Schatz will ich bewahren:
Die Rache auf des Mörders Haupt!
Mit ihr will ich zum Himmel fahren,
Will ſie in Gottes Hände legen!

Orlik.

Laß, Greis, den Scherz aus Deinem Munde,
Du ſollteſt in der Todesſtunde
Doch ernſtere Gedanken hegen.
Paßt Spöttelei zu ſolchem Tage?
Ich frage Dich zum letzten Mal,
Willſt Du nicht neue Folterqual,
So gieb mir Antwort auf die Frage:
Wo iſt Dein Geld?

Kotschubéi.

Elender Sklave!
Hör' auf, entweich' aus meiner Nähe!
Wart' noch, bis ich im Grabe ſchlafe,
Dann mit Maſeppa geh' und ſpähe
Durch alle Keller, zählt mein Gut
Mit Räuberhänden, roth von Blut,
Zerſtört die Gärten und das Haus,
Verwüſtet, brennt, räumt Alles aus,
Und nehmt mein Kind mit, ſie entdeckt

Euch wo die Schätze all' verſteckt,
Da mögt Ihr Eure Raubgier ſtillen:
Nur jetzt, in dieſer letzten Stunde
Laßt mich in Ruh, um Gotteswillen!

Orlik.

Sprich! Willſt Du mir den Ort nicht zeigen?
Die Folter ſtraft Dich für Dein Schweigen
Und zwingt das Wort Dir aus dem Munde.
Nun, wird es bald zu Ende ſein
Mit Deinem Trotz? Ich habe Macht
Den Trotz zu brechen — he, herein!
Der Henker kommt . . .[27])

O Schreckensnacht!
Die Folterqual beginnt auf's Neue . . .
Wo aber weilt der Hetmann jetzt?
Der Böſewicht, nagt nicht die Reue
Sein Herz? Wohin ward er gehetzt
Von des Gewiſſens Schlangenbiſſen?

In der Geliebten Schlafgemach,
Die ſchlummernd ruht auf weichem Kiſſen,
Nichts ahnend von des Vaters Schmach:
Dort ſitzt er, ſelbſt des Schlafs beraubt,
Senkt auf die Bruſt das grimme Haupt.
Gedanken ſeinen Geiſt durchwandern,
Die einen finſtrer als die andern:
»Der alte Rotſchubéi muß ſterben,
Nichts rettet ihn von dem Verderben!
Je näher ich dem Ziele bin
Um deſto feſter muß mein Sinn
Und Wille ſein, es zu erreichen,
Und jedes Hinderniß muß weichen.

Der Alte wollte mein Verderben:
Jetzt soll er selbst auf dem Schaffot
Sammt seinem Helfershelfer sterben!«

Maserva's Auge blickt verstört
Jetzt auf das Bett:

»Gerechter Gott,
Wenn sie die Schreckenskunde hört!
Bis jetzt hat sie noch Nichts erfahren,
Doch auch vor ihr läßt ferner lange
Sich das Geheimniß nicht bewahren, —
Und wenn des Vaters Haupt gefallen,
Wird von des Henkerbeiles Klange
Rings die Ukräne wiederhallen,
Und bald dringt aus dem Volksesmunde
Zu ihrem Ohr die Trauerkunde ...
Ja, wer vom Schicksal ausersehn
Zu einem sturmbewegten Leben,
Dem darf kein Weib zur Seite stehn
Zu seinem Kämpfen, seinem Streben!
Wer spannt ein scheues Reh zusammen
Mit einem Pferd vor seinen Wagen?
Ich muß die Thorheit selbst verdammen
Und schwere Strafe dafür tragen.
Was nur das Leben theuer macht
Hat sie zum Opfer mir gebracht,
Mir finsterm Greis, — und was beginn' ich
Zum Dank, auf welches Unheil sinn' ich!«

Und wieder wendet sich der Greis
Marien's stillem Lager zu; —
Wie süß ist doch der Jugend Ruh!
Sie schlummert sanft, sie athmet leis;

Wie lieblich ihre Lippen jetzt
Sich öffnen, ſich die Bruſt bewegt;
Und morgen, morgen ſchon ... entſetzt,
Im tiefſten Innern aufgeregt,
Maſeppa wandte ſeinen Blick,
Als jammerte ihn das Geſchick
Der Armen; auf vom Lager ſteht er,
Hinab zum ſtillen Garten geht er.

Die Nacht iſt ſtill, der Himmel rein
In der Ukräne. Sternenſchein
Durchbricht mit zitterndem Gefunkel
In mildem Glanz das leere Dunkel.
Die müde Luft bewegt noch kaum
Das Silberlaub am Pappelbaum.
Doch ſeltſam trübes Sinnen kreiſt
Unheimlich durch Maſeppa's Geiſt.
Wie Klägeraugen ſehn die Sterne
Hernieder aus der Himmelsferne
Auf ihn voll Hohn. Die langen Reih'n
Der Pappeln ſtehn im Sternenſchein,
Bei ſeinem Nah'n ſich grauſig rüttelnd,
Wie Richter mit den Häuptern ſchüttelnd,
Und heimlich flüſternd unter ſich.
In Angſt Maſeppa weiter ſchlich,
Als müßte er den Anblick fliehn.
Wie ſchwüle Kerkerluft drückt ihn
Die Sommernacht ſo mild und ſchön.

Doch horch! ... ein Schrei ... ein ſchwach Geſtöhn
Schallt her vom Schloß. War's eine Eule
Die aufgeſchreckt im Neſte ſchrie?
War's eines wilden Thiers Geheule?

War's nur ein Traum der Phantaſie?
War's ein Geſtöhn von Folterſchmerz?
Gleichviel, gewaltig packt es ihn;
Wild glüht das aufgeregte Herz,
Die Blicke wie in Wahnſinn wandern —
Und auf den Schrei, der dumpf und bang
Vom Schloſſe herzukommen ſchien,
Antwortet er mit einem andern:
Mit jenem Schrei, der einſt erklang
Wenn er den wuchtigen Säbel ſchwang,
Sein Heer anfeuerte zum Streite,
Und Gamaléja ihm zur Seite,
Sabéla auch und Kotſchubéi,
Ja, dieſer ſelbe Kotſchubéi ...

* * *

Der Morgenröthe Purpurſaum
Umflammt den hellen Himmelsraum,
Beleuchtet Hügel, Thal und Wald,
Den freien Strom, die grüne Flur,
Des Morgens heitrer Lärm erſchallt,
Der Menſch erwacht mit der Natur.

Maria ſchlummert noch im Schimmer
Des Morgens. Doch ihr iſt als höre
Sie, daß man ihren Schlummer ſtöre,
Als öffne leiſe ſich die Thüre
Und Jemand trete in das Zimmer
Der ihre Füße ſanft berühre.
Sie öffnet ihre Augenlieder,
Doch ſchnell ſchließt ſich das Auge wieder,
Als ob der Sonne Glut es blende.
Und lächelnd ſtreckt ſie ihre Hände

Zum Bett hinaus und zärtlich ſpricht:
»Maſeppa, Du! ſo frühe ſchon?«
Doch horch, o Gott! ein andrer Ton
Schlägt an ihr Ohr ... er iſt es nicht ...
Sie fährt vom Lager auf, verſtört:
Gott, meine Mutter! ...

Die Mutter.

Still, halt ein!
Sprich leiſer, daß uns Niemand hört.
Ich kam hierher zur Nacht, allein,
Dich unter Thränen anzuflehn:
Such' ihn zu retten! Dir wird doch
Das harte Herz nicht widerſtehen:
Vielleicht iſt Hülfe möglich noch;
Sieh, das Schaffot ſteht ſchon bereit:
Rette den Vater, noch iſt's Zeit!

Die Tochter (mit Entſetzen).

Was iſt das, Vater, und ... Schaffot!

Die Mutter.

Weißt Du noch nicht? Gerechter Gott,
Lebſt hier doch nicht in einer Wüſte:
Wohnſt im Palaſt des Hetmanns, weißt
Wie ſchwer Dein armer Vater büßte,
Daß er dem Zaren ihn verrieth,
Wie uns mit rachefinſterm Geiſt
Maſeppa in's Verderben zieht.
Ich ſeh's: dem Hetmann opferſt Du
Die Eltern, ſchläfſt in ſanfter Ruh,
Gedenkſt des eignen Vaters nicht,
Derweil man ſchon ſein Urtheil ſpricht,
Und über ſeinem greiſen Haupt
Das Beil ſchon blitzt um ihn zu morden.
O Kind! wer hätte das geglaubt,

Wir ſind einander fremd geworden.
Komm zur Beſinnung, mach Dich auf,
Zum Hetmann eil' in raſchem Lauf,
Wirf Dich zu ſeinen Füßen hin,
Durch Deine Bitten, Deine Zähren
Erweiche ſeinen harten Sinn,
Er wird Dir, was Du flehſt, gewähren.
Sei unſer Engel, hilf uns, eile!
Entreiß des Vaters Haupt dem Beile,
Du rettеſt ihn noch vom Schaffot,
Maſeppa ſchenkt Dir gern ſein Leben:
Haſt Du doch Alles aufgegeben
Um ihn: Dich, Eltern, Ehre, Gott.

Die Tochter.

Wie iſt mir!... Henkerbeil, Schaffot..
Maſeppa... Vater... vor mir ſteht
Die eigne Mutter, weint und fleht,
Die Mutter hier im Schloß? nein, nein!
Ich träume, die Gedanken ſind
Verworren, nein! es kann nicht ſein!

Die Mutter.

Gott ſteh' Dir bei, verlornes Kind!
Nein, nein! kein Traum, kein Wahn bethört
Den Geiſt. — Hat man Dir nicht geſagt
Von Deinem Vater, der empört
Ob ſeiner Tochter Schmach, bei Peter
Den Hetmann offen angeklagt
In Rachegier, als Hochverräther?
Und daß der Zar ihm nicht geglaubt,
Daß man ihn auf die Folter ſpannte
Bis er, der Sinne faſt beraubt,
Zu falſcher Klage ſich bekannte:
Und daß darauf der Zar ſein Leben

In ſeines Feindes Hand gegeben.
Und daß ſein Urtheil ſchon geſprochen,
Der Stab ſchon über ihn gebrochen,
Dein Vater heut im Angeſicht
Des ganzen Heeres ſtirbt, wenn nicht
Ihn des Allmächt'gen Hand noch rettet.
Jetzt liegt er noch im Thurm, gekettet,
Hier dicht im Schloß ... Das Hochgericht
Indeß umdrängen ſchon die Leute
Und warten auf den Tod des Armen.

Die Tochter.

Mein armer Vater! — Gott, ſchon heute, —
Allmächt'ger Himmel, hab' Erbarmen! ...

Und auf ihr Lager ſank die Bleiche,
Bewußtlos, kalt wie eine Leiche.

Koſakenmützen, Lanzen blitzen,
Begrenzen rings den Horizont;
Und Trommeln wirbeln, Reiter jagen,
Die Regimenter machen Front.
In Bangen viele Herzen ſchlagen.
Dem Schweife einer Schlange gleicht
Der volksbewegte Weg. Es ſteigt
Im freien Feld ein Richtplatz auf.
Der Henker ſchreitet froh darauf,
Des Opfers harrend, auf und nieder.
Bald mit dem ſchweren Beile ſpielt er
Und, wie im Scherz ſich prüfend, zielt er,
Bald lacht er laut zum Pöbel nieder,
Der, wie er ſelbſt, entſetzlich munter

Im wüſten Lärm geht Alles unter:
Das Schrei'n der Weiber, Zank, Gelächter.
Da tönt ein Ruf — der Lärm verhallt.
Nur nahes Roßgeſtampf durchſchallt
Die Stille. Und auf ſchwarzem Roß,
Umgeben von der Schaar der Wächter[14])
Und von des Heeres Aelt'ſten, ſprengt
Der mächt'ge Hetmann her vom Schloß ...

Fern auf den Weg von Kiew lenkt
Ein Wagen jetzt dem Richtplatz zu;
Und Alles, mit bewegtem Sinn,
Schaut auf den fernen Wagen hin.
Es ſitzt mit heitrer Unſchuld Ruh
Der alte Kotſchubéi darin,
Verſöhnt mit Gott und mit der Welt,
Stark durch den Glauben; ihm zur Seite
Iskra, der auch dem Tod geweihte
Bewährte Freund, wie er verſöhnt,
Still wie ein Lamm. Der Wagen hält.
Vom Becken ſteigt die Weihrauchwolke,
Und feierlich Gebet ertönt
Im Chore laut, und ſtill im Volke,
Für beider Armen Seelenruh;
Indeß die Märtyrer noch beten
Für ihre Feinde. Muthig treten
Die Beiden auf den Richtplatz zu,
Und Kotſchubéi, ſich kreuz'gend, legt
Sein Haupt jetzt auf den Block. Bewegt
Steht Alles Volk, und Schweigen dumpf
Herrſcht rings umher, — da blinkend fällt
Das Beil, und trennt das Haupt vom Rumpf.
Ein leiſes Ach! tönt durch das Feld.

Schnell iſt auch Jskra's Haupt getroffen,
Das Auge ſtand noch zuckend offen.
Der Raſen ward von Blut benetzt.
Der Henker aber freut ſich jetzt
Ob ſeines Armes ſichrer Stärke;
Er hebt die blut'gen Häupter auf
Und zeigt ſie rings dem Volk darauf,
Wie im Triumph ob ſeinem Werke.
Es war vollbracht. Die Maſſen brachen
Vom Richtplatz auf und heimwärts gingen,
Zerſtreuten ſich ringsum und ſprachen
Gleichgültig ſchon von andern Dingen.
Die Ebne leert ſich nach und nach.
Vom ſtaubumwölkten Wege dort
Sieht man zwei zarte Frauen ziehn,
Bedeckt von Staub, erſchöpft und ſchwach,
Doch raſtlos eilen immerfort
Die beiden Frau'n, — dem Richtplatz ſchien
Ihr Blick in Bangen zugewandt.
»Es iſt zu ſpät!« ruft auf den Wegen
Den Eilenden ein Mann entgegen,
Zeigt nach dem Richtplatz mit der Hand,
Wo das Gerüſt ſchon abgeſchlagen.
Im ſchwarzen, bauſchigen Talare
Kniet dort ein Prieſter. Eine Bahre
Ward von Koſaken fortgetragen,
Den Sarg empfängt der Leichenwagen.

Maſeppa floh den Schreckensort
Allein, voraus dem Reiterheere.
Ein ſchreckliches Gefühl der Leere
Bewegt ihn, quält ihn immerfort.
Und Niemand aus dem Reitertroß

Wagt ihm zu nahn, er ſpricht kein Wort,
Vom wilden Jagen ſchäumt ſein Roß.
Und angelangt in ſeinem Schloß
Frägt er: »Was macht Maria?« — Doch
Verlegen klingt die Antwort immer.
Da wird's dem Hetmann trüber noch
Zu Muth, er eilt nach ihrem Zimmer,
Das ſtille Schlafgemach ſteht leer . . .
Und zitternd in den Garten eilt er,
Sucht rings den großen Teich umher,
Bei jedem Plätzchen ſpähend weilt er —
Doch ob er ſucht auf allen Wegen,
In allen Büſchen und Gehägen,
Ward keine Spur von ihr gefunden,
Maria war und blieb verſchwunden! —
Maſeppa läßt nach allen Seiten
Schnell ſeine treuen Wächter reiten;
Und wie im Sturm brauſt's fort vom Schloß.
Der Reiter ſpäht, es ſchnauft das Roß. —
Nach jeder Richtung bald verſchwunden
Sind ſie, Maria zu erkunden.

Schon ſank der Tag im Weſten nieder,
Und die Verlorne kam nicht wieder.
Wohin ſie floh, wie und warum?
Weiß Niemand. Zähneknirſchend, ſtumm
Maſeppa wandelt. Alles ſchweigt
Und zittert bang wo er ſich zeigt.
Er ſchließt ſich ein in ſein Gemach,
Das Herz voll Gift; ihn flieht der Schlummer
Die lange, trübe Nacht; der Kummer
Ob der Verlornen hält ihn wach.

Vereinzelt kamen in der Frühe
Heim die entſendeten Koſaken.
Die Pferde ſchleppten ſich mit Mühe
Noch vorwärts; Staub und dicker Schaum
Bedeckten Gurte und Schabracken,
Und blutig waren Huf und Zaum.
Die Boten ſuchten in der Runde
Nach der Verlornen überall,
Doch Keiner brachte von ihr Kunde.
Und ihres Daſeins letzte Spur
Verhallte wie ein leerer Schall.
Maria's alte Mutter nahm
In die Verbannung mit ſich nur
Armuth und Elend, Noth und Gram

Dritter Geſang.

Sein tiefer Kummer unterbricht
Maſeppa's kühnes Wagen nicht.
Mit Schwedens ſtolzem Kön'ge bleibt
Der mächt'ge Hetmann der Ukräne
Vereint, den gleicher Ehrgeiz treibt,
Und ſchlau verfolgt er ſeine Pläne.
Indeß, um jeden Feindesblick
Zu täuſchen, thut der alte Mann
Als ging es mit ihm ſchon zu Ende:
Er ſtöhnt, bejammert ſein Geſchick,
Sieht ſeine Aerzte kläglich an,
Ringt in Verzweiflung ſeine Hände,
Und thut ſo elend und ſo ſchwach,
Als ob der Gram, das Ungemach
Des Kriegs, die Glut der Leidenſchaft
Gebrochen ſeine letzte Kraft.
Der gottergebne Sinn des Kranken
Scheint ganz erbaut von dem Gedanken
Aus dieſer ſünd'gen Welt zu ſcheiden.
Doch ſoll das Ende ſeiner Leiden
Ihm nicht unvorbereitet nahn:
Er läßt den Erzbiſchof beſcheiden,
Am Ziele ſeiner Lebensbahn
Die letzte Oelung zu empfahn:
Und durch des Gotteswortverkünders
Geweihte Hand im Ernſte ward
Das Haupt geſalbt des greiſen Sünders.

Die Zeit verging, und Moskau harrt
Vergebens ſeiner fremden Gäſte,
Bereitet heimlich Todtenfeſte
Dem Feind, in alter Gräber Mitte —
Und gleich als wüßt' er um die Pläne:
Urplötzlich wendet Karl die Schritte
Und trägt den Krieg in die Ukräne.[29])

Der Tag bricht an. Und ſchnell erhebt
Maſeppa ſich vom Krankenlager:
Der Greis, ſo hingewelkt und hager,
Scheint durch ein Wunder neu belebt.
Der geſtern ſterbend ſchien, erſcheint
Heut als des Zaren mächt'ger Feind.
Wie ſtolz er jetzt zu Roſſe ſitzt,
Wie grimm ſein ſcharfes Auge blitzt,
Wie er vor ſeinen Reiterhorden
Hinſprengt, und ſchwingt den blanken Stahl!
Er führt ſie nach der Desna[30]) Borden.

Ein andrer Menſch ſcheint er geworden,
Wie jener ſchlaue Kardinal,
Den auch die Altersſchwäche drückte,
Bis die Tiara Roms ihn ſchmückte,
Und ihn das Volk mit einem Mal
Geſund, vergnügt und aufrecht fand.

Schnell flog die Kunde durch das Land.
Dumpf hallt's in der Ukräne wieder.
Schon laut im Volke hört man's reden!
»Wir ſind verrathen an die Schweden,
Den Hetmannsſtab und Buntſchuk[31]) legte
Maſeppa zu Karls Füßen nieder!«

Und ſeine blut'gen Früchte treibt
Jetzt der Verrath, der lang' gepflegte.
Im Lande wogt's von wilden Scharen,
Der Volkskrieg droht ...

Doch wer beſchreibt
Den Ingrimm und die Wuth des Zaren![32])
In allen Landeskirchen bald
Des Hochverräthers Bannfluch ſchallt
Aus Prieſtersmund! Von Henkershand
Wird vor dem Volk ſein Bild verbrannt.
Ein neuer Hetmann wird ernannt
Im Volksrath für den Hochverräther.
Und aus Sibirien ruft Peter
Vom öden Bord des Jeniſſei
Zurück die er dorthin verbannt:
Die Iskra und die Rotſchubei;
Beſchenkt ſie, wie ſie wiederkehren,
Mit neuen Gütern, neuen Ehren;
Vergießt mit ihnen manche Thräne,
Beklagend ihr verlornes Glück.
Und von Sibirien zur Ukräne,
Aus der Verbannung Schmach und Weh
Kehrt noch ein zweiter Held zurück,
Maſeppa's alter Feind: Paléi.[33])
Er ſchließt ſich Peter's Heere an.
Bang zittert der Empörer Rotte,
Der Saporeger Ataman
Mit Tſchetſchell[34]) ſtirbt auf dem Schaffotte.
Und Du, ruhmvoller Paladin!
Der Du von Sieg zu Siege rauſchteſt,
Die Krone mit dem Helm vertauſchteſt:

Auch Dein Stern iſt im Untergehn,
Du haſt Poltawa's Wall geſehn!

Dorthin führt auch der Zar ſein Heer.
Es bricht herein gewitterſchwer.
Im Lager gegenüber nun
Der beiden Fürſten Heere ruhn,
Im Späben auf einander ſchauend.
Alſo, ſtark ſeiner Kraft vertrauend,
Obſchon in manchem Kampf geſchlagen,
Stürzt ſich der Held, berauſcht von Blut,
Auf den erſehnten Feind, in Wuth
Noch den Entſcheidungskampf zu wagen.
Der mächt'ge Karl ergrimmt jetzt, wie er
Den Blick auf Peter's Heerſchaar richtet;
Das iſt die flücht'ge Schaar nicht, die er
Bei Narva in der Schlacht vernichtet!
Wie hat der Zar ſein Heer ergänzt!
Karl ſieht die Regimenter halten,
Sich in geſchloſſ'nen Reih'n entfalten,
In ſichrer Ordnung ſchnell bewegen;
Ein Wald von Bajonetten glänzt
Wie undurchdringlich ihm entgegen.

Doch: morgen ſoll der Angriff ſein!
Tief ſchlummert in den Lagerreih'n
Ringsum das Heldenheer der Schweden,
In einem Zelt nur hört man reden:
»Nein, Orlik, nein, was wir gethan,
War übereilt, ein ſchlechter Plan.
Wir wandeln auf verkehrten Wegen,

Glaub mir's, uns blüht daraus kein Segen!
Ich habe mich — ich seh' es ein —
Geirrt in Karl, mein Ziel verfehlt,
Ein dummes, schlechtes Theil erwählt.
Er mag ein guter Raufbold sein,
Und glücklich zwei, drei Schlachten schlagen,
Ein Abendbrot vom Feind erjagen,[95])
Und lachen wenn die Bomben springen.[96])
Auch mag es ihm so gut gelingen
Wie russischen gemeinen Schützen,
In's Feindeslager Nachts zu schleichen,
Einen Kosaken umzubringen,
Daß selbst die Kugeln ihn erreichen
Wie heut;[97]) — doch wozu kann das nützen?
Wer sich gefällt in solchen Streichen,
Kann das ein Mann um Krieg zu führen
Mit jenem Riesenzaren sein?
Er denkt, läßt er die Trommel rühren,
Marschirt das Schicksal hinterdrein
Gleichwie ein folgsam Regiment.
Er ist ein Hitzkopf, stolz, verblendet,
Der Welt und Menschen noch nicht kennt,
Und blindlings seinem Stern vertraut;
Gott weiß, auf welchen Stern er baut,
Und wie das tolle Spiel noch endet.
Des Zaren jetz'ge Macht bemißt
Er nur nach seinen früh'ren Siegen,
Und wähnt, leichtgläubig wie er ist,
Die Russen müssen unterliegen.
Er läuft die tollen Hörner sich
Noch ab. Doch wirklich schäm' ich mich,
Daß er in meinen alten Tagen
Noch so mit Blindheit mich geschlagen.

Sein Muth, ſein Glück hat mich verblendet,
Wie ein verſchämtes Kind, daß ich
Dem Wagehals mich zugewendet!«

Orlik.

Wart' nur noch wie die Schlacht ſich zeigt;
Und ſiegen wir, ſo iſt es leicht
Das Böſe wieder gut zu machen:
Das ändert ganz den Stand der Sachen.
Dann laſſen ſich auch Mittel finden
Auf's Neu mit Peter anzubinden!

Maſeppa.

Nein, nein, Verſöhnung iſt hienieden
Unmöglich zwiſchen ihm und mir!
Längſt iſt mein Schickſal feſt entſchieden,
Längſt trag' ich ihm geheimen Groll.
Einſtmals bei Aſow aßen wir
Zu Abend mit dem grimmen Zaren;
Die Becher ſchäumten übervoll,
So daß wir recht bei Laune waren
Und manches freie Wort erſcholl.
Da ließ ich auch ein Wörtchen fallen,
Das wohl dem Zaren nicht gefallen.
Die jungen Gäſte wurden blaß.
Es fiel ihm aus der Hand das Glas
In ſeinem Zorn. Er trat heran,
Packt' meinen greiſen Schnurrbart an*)
Und dreht' mir. Ich beherrſchte mich
Nach Außen — aber innerlich
Durchglüht' es mich in wildem Brande;
Ich ſchwur ihm Rache für die Schande.
Und dieſe Rache habe ich
Seitdem genährt mit wahrer Luſt,
Wie eine Mutter an der Bruſt

Den Säugling nährt. Jetzt ist es Zeit.
Der Rächer naht, das Maß ist voll.
Bis an sein Lebensende soll
In seiner Zarenherrlichkeit
Er mein gedenken. Nein, ich schone
Ihn nicht! Zur Strafe ihm gesandt
Werd' ich ein Dorn in seiner Krone!
Jetzt würd' er Städte darum geben,
Ja, einen Theil vom Leben lassen,
Könnt' er nur Einmal noch im Leben,
Wie damals, mit der Riesenhand
Masepa's greisen Schnurrbart fassen.
Noch laß ich nicht die Hoffnung fahren,
Der junge Tag wird offenbaren
Im Kampf, wer stärker von uns Zwei'n.

Und der Verräther seines Zaren
Schloß seine Augen und schlief ein.

* * *

Kaum ist die Sonne neu erwacht,
Und schon entbrennt die wilde Schlacht.
Ein dumpfes Krachen und Getön,
Kanonen donnern von den Höhn.
Der purpurrothe Dampf erhebt
In Wirbelwölkchen sich, und schwebt
Durchsichtig schimmernd himmelan.
Die Regimenter rücken an;
Voraus die leichten Jäger streifen,
Zerstreuen sich vereinzelt zwischen
Dem Buschholz. Wirres Knallen, Zischen,
Kartätschen prasseln, Kugeln pfeifen,

Rings ſtarren kalte Bajonette.
Das ſiegerwöhnte Schwedenheer
Durchbricht der Schanzen Feuerkette.
Das Reitervolk in blanker Wehr
Brauſt wild einher wie Meereswogen.
Sich maſſenhaft durch's Feld erſtreckend
Schnell kommt das Fußvolk nachgezogen,
Durch ſeine mauerfeſten Glieder
Den erſten Reiterangriff deckend.
Jetzt erſt beginnt das rechte Wogen
Der Schlacht. Wohl lange hin und wieder
Das Kriegsglück ſchwankt im wilden Streite;
Doch mehr und mehr auf unſre Seite
Neigt ſich der Sieg. Zu mächtig war
An Heerzahl und Geſchütz der Zar.
Der Feind kämpft ſtandhaft und erbittert;
Doch unſer Feuer läßt nicht nach.
Bald iſt der Vordertrupp zerſplittert.
Zum offnen Widerſtand zu ſchwach
Flieht Roſen in den Engpaß jetzt,
Und ſchon ergiebt ſich Schlippenbach.
Verwirrung herrſcht im Feindesheer.
Hart wird den Schweden zugeſetzt,
Ihr Ruhmesbanner glänzt nicht mehr.
Und ſichtbarlich auf unſern Wegen
Zeigt ſich des Schlachtengottes Segen.
Wild flieht der Feind nach allen Seiten —
Da plötzlich hört man laut und klar
Wie gottbegeiſtert Peter's Stimme:
»Mit Gott an's Werk!« So tritt der Zar
Aus ſeinem Zelte; ihn begleiten
Die Auserwählten ſeiner Schaar.
Sein Auge glänzt von mächt'gem Grimme.

In seiner wilden Majestät
Wie eine Geißel Gottes steht
Der Zar, bewegt sich schnell und frei.
Jetzt führt man ihm sein Roß herbei,
Ein feurig, treues Thier. Wild rollen
Die Augen bei dem unheilvollen
Getös der Feldschlacht, wiehernd bebt es
Und schüttelt sich wie furchtbewegt —
Doch dann schnell wie ein Pfeil entschwebt es,
Stolz auf den Reiter den es trägt.

Schon hebt die Mittagsschwüle an.
Die Schlacht ruht wie der Ackersmann.
Nur noch Kosakenschwärme streifen
Umher, um einzeln anzugreifen.
Die Schlachtmusik verstummt; der wilde
Kanonendonner heult nicht mehr.
Doch plötzlich tönt durch das Gefilde
Ein langgedehnter Freudenschrei:
Der Zar erscheint vor seinem Heer.

In wilder Schlachtenherrlichkeit
Sprengt er die langen Reih'n vorbei,
Durchmißt die Wahlstatt scharfen Blicks.
Ihm folgen als sein Feldgeleit
Verwegne, hochgemuthe Gäste,
Raubvögelchen aus Peter's Neste,
Die treu im Wechsel des Geschicks
Gefährten ihm und Söhne waren,
All seine Sorgen und Gefahren
Getheilt im Rathe wie im Feld:
Bruce, Scheréméticw und Repnin,
Und Bauer auch, der alte Held.

Doch mächtiger denn Alle schien
Der immer bei dem Zaren weilte,
Gleichsam die Herrschaft mit ihm theilte,
Er, den das Glück zum Sohn erkoren,
Als er die Eltern früh verloren.*)

Und vor dem blauen Schwedenheer
Der junge König Karl erschien.
In einer Sänfte trug man ihn.
Am Fuß die Wunde schmerzt ihn sehr.
Verstimmt und bleich war sein Gesicht.
Dem kranken Helden folgen dicht
Des Heeres Führer im Geleite.
Trüb schweift sein Blick jetzt in die Weite,
Wo sich das Lager vor ihm dehnt.
Er sieht des Russenheers Bewegung,
Und diese Schlacht, so lang ersehnt,
Erfüllt ihn wohl mit banger Regung,
Daß er so trüb zu sinnen scheint.
Doch plötzlich zu dem Heer gewendet,
Durch einen Wink der Hand entsendet
Er seine Truppen auf den Feind.

Im Feld stößt bald das Heer des Zaren
Zusammen mit den Schwedenscharen,
Die Erde bebt, es blitzt und kracht,
Laut donnert die Poltawa-Schlacht.
Das Feldgeschütz, die Bajonette
Und Lanzen würgen um die Wette.
Im Feuer, wo gleich Hagelschauern
Die Kugeln prasseln, sind die Glieder
Zerschmettert an lebend'gen Mauern,

*) Fürst Mentschikoff.

Im Flug erſetzt durch andre wieder,
Die auch alsbald am Boden liegen,
Wo Leichen ſich auf Leichen thürmen.
Die leichten Reiterſchwärme fliegen
Wie Wolken über's Feld hin, ſtürmen
Wild auf einander im Gedränge.
Und Kugeln ſchwirren, Säbel klirren
Im mörderiſchen Handgemenge.
Die Bombe wühlt ſich in den Sand
Und platzt, daß vom Zerſtörungsbrand
Rings Roß und Reiter niederbrechen.
Das Fußvolk und die Reiterhorden
Wetteifern wuthentbrannt im Morden.
Ein grimmes Hauen, Schlagen, Stechen;
Die Kugeln praſſeln hageldicht;
Der Schwede wie der Ruſſe ficht
Verzweiflungswild den blut'gen Kampf.
Kanonendonner, Lärm, Geſtampf,
Gewieher, Stöhnen, Trommelſchall,
Und Tod und Hölle überall.

Aus ſichrer Ferne ſehn in Ruh
Die Feldherrn, ſcheinbar ohne Regung,
Dem wilden Schlachtgetümmel zu,
Verfolgen jegliche Bewegung
Der Moskowiter, wie der Schweden,
Und leiſe mit einander reden.
Doch wer iſt dort bei Moskau's Zaren
Der Krieger mit den greiſen Haaren,
Den zwei Koſaken unterſtützen?
Mit des erfahr'nen Helden Blick
Folgt er dem wechſelnden Geſchick
Der Schlacht. Wohl mag ſein gutes Schwert

Im Kampf dem Greise nicht mehr nützen:
Bald schwingt sich nicht mehr auf's Pferd,
Und führt nicht die Kosakenschaaren
Zum Angriff, wie in frühern Jahren.
Das lange Leiden der Verbannung
Hat ihn gebeugt. Doch warum funkeln
Die Augen so in wilder Spannung?
Was mag die hohe Stirn umdunkeln,
Die finster wie die Nacht erscheint;
Was hat den Greis so aufgebracht?
Sah er durch das Gewölk der Schlacht
Maseppa, seinen alten Feind?
Und drückt ihn da wohl doppelt schwer
Sein Alter ohne Kraft und Wehr?

Maseppa sah mit trübem Sinn
Auf das Gewog der Feldschlacht hin.
In seiner Nähe sich befanden
Die Führer all, die mit dem Greise
Zum Schwedenheer gezogen waren,
Verrath geübt am Russenzaren.
Rebellische Kosaken standen,
Verwandte, Freunde rings im Kreise.
Da plötzlich fällt ein Schuß ganz nah,
Und als der Hetmann um sich sah,
Dampft noch in Weinarowskis*) Hand
Die Flinte, die den Schuß entsandt,
Und ein Kosak, ein junges Blut,
Lag von der Kugel hingestreckt;
Indeß sein Roß, ganz schaumbedeckt,
Die Freiheit fühlend, aus der Glut
Des Kampfs entflieht in wilder Hast.
Dem jungen Krieger, der getroffen,

War wohl das Leben längſt zur Laſt;
Doch Einer ſollte vor ihm ſterben:
Er ſchwur, Maſeppa zu verderben,
Das war ſein letztes Ziel und Hoffen.
Den ſcharfen Säbel in der Fauſt
Kam er in Wuth einhergebrauſt,
Und als er nah dem Ziele ſchien,
Traf Woinaröwski's Kugel ihn.
Maſeppa reitet auf ihn zu,
Will mit dem Sterbenden noch ſprechen,
Doch des Koſaken Augen brechen
Schon, ſchließen ſich zur ew'gen Ruh.
Aber ſelbſt noch im Sterben ſcheint
Sein Blick zu drohen Rußlands Feind,
»Maria!« war ſein letztes Wort.
Die Schlacht indeß wogt donnernd fort.
Doch mehr und mehr entſcheidet ſich
Für uns das ſchwankende Geſchick.
Der Zar drang vor, der König wich —
O Tag des Ruhms, o Wonneblick!
Noch einen Stoß ... die Schweden weichen
In wilder Flucht.[10]) Die Reiterei
Drängt hinterher mit Siegsgeſchrei,
Stumpf ſind die Säbel von den Streichen,
Und bald verhallt das wüſte Lärmen.
Die Steppe iſt bedeckt mit Leichen,
Heuſchrecken gleich in ſchwarzen Schwärmen.

* * *

Und Peter, nach dem blut'gen Tage
Hält jetzt ein feſtliches Gelage.
Sein Auge leuchtet ſtolz und klar.

Die Truppen jubeln, wie der Zar
Auch die gefangnen Generale
Bewirthet bei dem frohen Mahle,
Sie überhäuft mit seiner Gunst,
Und sammt den Führern seiner Schaaren,
Die Helden alle beim Pokale
Hoch leben läßt, die in der Kunst
Des Krieges seine Lehrer waren.

Doch, warum fehlt bei unserm Feste
Der erste der geladnen Gäste?
Der unser erster Lehrer war
Im Kampf, uns grausam zügelte,
Bis bei Poltawa ihn der Zar
Selbstmächtig überflügelte.[1])
Warum fehlt Karl in unsern Reih'n,
Wo ist der Heldenfürst geblieben?
Und wo mag jetzt Maseppa sein,
Wohin hat ihn die Furcht getrieben?
Warum entging dem Hochgericht
Der alte greise Bösewicht?

* * *

Der König und der Hetmann reiten,
Vereint durch gleiche Unglücksbande,
Jetzt durch die weiten Steppenlande.
Noch droht Gefahr auf allen Seiten.
Kosakenschwärme folgen dicht
Den Flücht'gen, daß der König nicht
Zeit hat, zu achten seiner Wunde.
Sein scharfer Blick späht in der Runde,
Durchmißt die öde Steppenweite;

Und schnell auf seinem Sternenroß
Jagt er gesenkten Hauptes weiter,
Daß ihm der treuen Diener Troß
Kaum folgen kann; und ihm zur Seite
Bleibt nur Maseppa, sein Begleiter.

Da plötzlich aus der Wüstene:
Rechts taucht ein Schloß vor ihnen auf.
Der Hetmann zittert, jagt vorbei
Und treibt sein Pferd zu raschem Lauf.
Was ist es, das ihn so erschreckte,
Als er das öde Schloß entdeckte?
Was trieb ihn fort von diesem Orte?
Das Haus, der Hof, der Gartenraum,
Jetzt wüst und leer, erkennbar kaum,
Die nach dem Feldweg offne Pforte:
Erwecken sie ein trüb Erinnern
Aus alter Zeit in seinem Innern?
Was blickt Dein Aug' so grabesbohl?
Erkanntest Du Verführer wohl
Dies Haus, dies einst so frohe Haus,
Wo Du in glücklich heiterm Kreise
So manchen Tag in froher Weise
Verlebt bei Festgelag und Schmaus?
Und trieb Dein böser Geist Dich fort,
Der Gastfreundschaft mit Morde lohnte?
Erkanntst Du auch den trauten Ort,
Wo einst der Friedensengel wohnte,
Den Du zum Opfer Dir erkürtest?
Hast Du den Garten auch erkannt,
Wo Du sie heimlich Nachts entführtest? . . .
Du hast's erkannt, Du hast's erkannt! —

Die Nacht verhüllt das Steppenland,
Und an des Dnjeprs Felſenwand
Geſichert vor Verfolgung nun
Der König und der Hetmann ruhn.
Trotz allem Unglück, das ihn traf,
Stört Nichts des jungen Helden Schlummer,
Er denkt nicht an Poltawa mehr.
Den Hetmann aber flieht der Schlaf,
Wach hält ihn unruhvoller Kummer,
Auf ſeinem Herzen liegt es ſchwer;
Und wie er ängſtlich liegt und wacht,
Ruft man ihn plötzlich durch die Nacht.
Er ſpäht umher, horcht unverwandt,
Von wo der Klang zu kommen ſchien;
Da neigt ſich Jemand über ihn,
Und droht entſetzlich mit der Hand.
Er zittert, gleichwie vor dem Beile ...
Wer iſt es, der in nächt'ger Weile
Ihn aufgeſcheucht von ſeinem Lager?
Im Schein des Mondes ſieht er klar:
Ein Weib mit aufgelöſtem Haar,
Gehüllt in Lumpen, bleich und mager,
Tritt ſtarren Blickes auf ihn zu ...
»Iſt es ein Traum? ... Maria ... Du?«

Maria.

Still! Stille! Vater, Mutter ſind
Kaum todt ... wir dürfen ſie nicht ſtören,
Sie könnten, was wir ſprechen, hören ...

Maſeppa.

Maria, armes, armes Kind!
Was iſt mit Dir? Komm zu Dir ... ſprich!

Maria.

Denk Dir nur, Freund, wie lächerlich!

Welch alberne Geschichte sie
Sich hier erzählt, — ich glaubt' es nie!
Gott, wie die Menschen doch verdorben!
Ganz heimlich hat sie mir vertraut,
Mein armer Vater sei gestorben,
Sie ließ sein greises Haupt mich sehn;
Doch, denk Dir nur, wie mir gegraut:
Es war kein Menschenkopf, es war
Ein Wolfskopf! ja, mit Haut und Haar!
Wer kann dem Lästermund entgehn?
Welch schändlicher Betrug! Wie dumm,
Mich so zu quälen! Und warum?
Damit ich diese Nacht Dich nicht
Begleiten soll! . . .
Entsetzt, verstört
Der schreckliche Geliebte hört,
Was so der Wahnsinn aus ihr spricht.
Erbeben macht ihn jedes Wort.
In wirrer Rede spricht sie fort:
Und doch, gar wohl entsinn' ich mich . . .
Ein Zelt, ein Fest und viele Gäste;
Im lauten Jubel drängte sich
Das Volk . . . und Leichen sah ich dort.
Die Mutter führte mich zum Feste.
Du fehltest — warum bliebst Du fort?
Wo warst Du denn? Warum im Graus
Der Nacht läßt Du allein mich wandern?
Es ist schon spät, komm mit nach Haus!
Ach Gott, ich seh, ich irrte mich,
Ich hielt Dich, Greis, für einen Andern!
Mein heißer Kopf verwirrte mich . . .
Du siehst so bös und spöttisch aus,
Geh fort! Dein Anblick ist mir gräßlich,

Laß mich allein! Du biſt ſo häßlich ...
Doch er war ſchön! Sein Auge klar
Voll wunderbarer Liebesglut;
Süß ſeine Rede, und ſein Haar
War weißer als der friſche Schnee ...
An Deinem Haar klebt dickes Blut ...

Spricht's und im Wahnſinn ſeufzt und lacht,
Und ſchneller als ein junges Reh
War ſie verſchwunden in der Nacht.

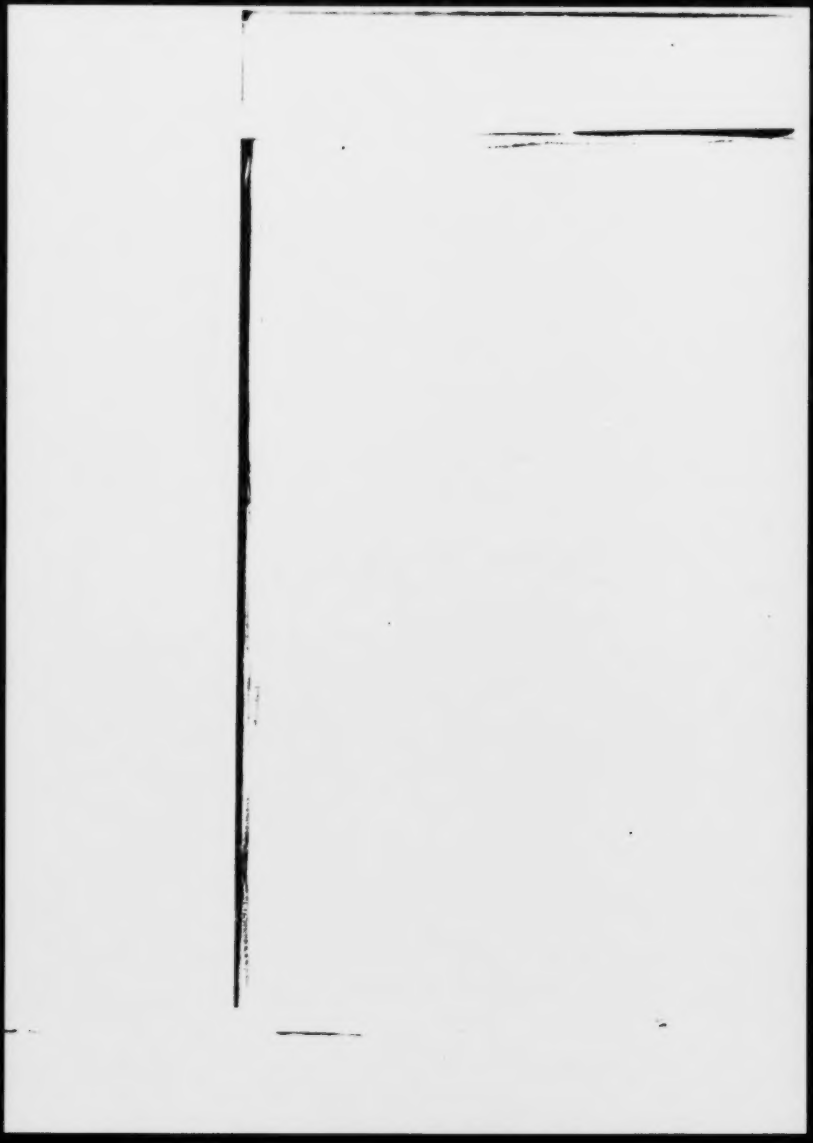
* * *

Die Schatten fliehn. Der Tag bricht an.
Hell flackern Feuer allerſeiten;
Koſaken kauern rings, daran
Ihr Morgeneſſen zu bereiten.
Und an des blauen Dnjeprs Borden
Tränkt man die ſattelfreien Pferde.
Karl wachte auf und von der Erde
Erhob er ſich: »'s iſt Tag geworden!
Holla, Maſeppa, aufgewacht!«
Der Hetmann hat die ganze Nacht
Kein Auge zugethan; ſein Kummer
Verſcheuchte Müdigkeit und Schlummer.
Der Athem fehlt dem alten Mann.
In Schweigen ſattelt er ſein Pferd;
Sprengt mit dem flücht'gen König dann
Davon. Furchtbar ſein Auge blickt,
Wie er von ſeinem Steppenpferd
Den Blick noch einmal rückwärts kehrt,
Den Abſchiedsgruß der Heimat ſchickt.“)

Epilog.

Kaum ein Jahrhundert iſt verfloſſen:
Und dieſe mächt'gen, ſtolzen Helden,
Die Wunder ihrer Zeitgenoſſen,
Was bleibt von ihnen noch zu melden?
Sie ſind verkommen und verdorben,
Und ihr Geſchlecht iſt ausgeſtorben;
Mit ihnen auch die blut'ge Spur
All' ihrer Kämpfe, Sorgen, Siege
Und einſt'ger Herrlichkeit vernichtet.
Der Sieger von Poltawa nur,
Vor dem ihr Ruhmesglanz verblich,
Hat, durch ſie ſelbſt geſchult im Kriege,
In ſeines Volkes Bildung ſich
Ein dauernd Monument errichtet
Im Lande dort, wo auf den Hügeln
Windmühlen rings mit ihren Flügeln
Sich gleichwie friedliche Baſtei'n
Um Benders Mauertrümmer reih'n, —
Und wo um altes Grabgeſchütte,
Das Raſenflächen grün umkleiden,
Gehörnte Büffelheerden weiden:
Sieht man, halb in der Erde Schooß,
Drei Stufen einer alten Hütte,
Bewachſen jetzt mit Gras und Moos,
Die noch von Karl, dem König reden.
Hier ſtand, umringt von wen'gen Schweden,
Der junge übermüth'ge Held,

Und ſchlug die Türken aus dem Feld,
Die angeſtürmt ihn zu befehden, —
Warf nach dem Halbmond ſeinen Degen.
Vergebens wird auf dieſen Wegen
Der Wandrer nach dem Grabe ſuchen
Maſeppa's, den hier längſt die Leute
Vergeſſen haben. Doch bis heute
Hört man ihn einmal noch im Jahre
Vor allem Volke laut verfluchen
Aus Prieſtermund, am Hochaltare. [11])
Man zeigt noch bis zu unſern Tagen
Das Grabmal, wo Maſeppa's Feinde
Iskra und Kotſchubei einſt lagen;
Die beiden Leidensbrüder ruhn
Mit den Gerechten der Gemeinde
Im Schooß der heil'gen Kirche nun. [12])
Und in Dikanka pflanzten Freunde
Den Todten zur Erinn'rung Eichen,
Die heute noch die Enkel mahnen
An die geſühnte Schmach der Ahnen
Von der verlornen, ſchmerzensreichen
Maria aber ſchweigt die Sage.
Verhüllt bis jetzt iſt unſerm Blick
Ihr unglückſeliges Geſchick
Bis zu dem Ende ihrer Tage.
Maria's Name nur erklingt
Vom blinden Sänger hin und wieder,
Wenn er im Dorf Maſeppa's Lieder
Den Töchtern der Ukräne ſingt.



Anmerkungen.

1) Wassily Leontjewitsch Kotschubéi 1765 General-Oberrichter des russischen Reichs, war ein Verfahr der früheren Grafen, jetzigen Fürsten Kotschubéi.

2) Kotschubei hatte mehrere Töchter, deren eine an Maseppa's Neffen Obidowski verheirathet war. Diejenige von welcher hier die Rede ist, hieß eigentlich Matrena.

3) Dies ist geschichtlich. Maseppa streite wirklich um seine Pathe, erhielt aber einen Korb.

4) Die Sage schreibt Maseppa mehrere Lieder zu, welche noch jetzt im Gedächtniß des kleinrussischen Volkes, sowie auch in gedruckten Liederbüchern (u. a. in dem von Maximowitsch) aufbewahrt werden. Ich besitze selbst einige davon in meiner Sammlung kleinrussischer Volkslieder.

5) Roßschweif und Feldherrnstab (Buntschuk und Bulawa) waren die Zeichen der Würde des Hetmanns und wurden vor demselben hergetragen. Die Bulawa war ein metallener, mit Edelsteinen besetzter Stab, an dessen Ende sich eine schwere Kugel befand.

6) Vergl. Lord Byron's „Maseppa".

7) Doroshénko, einer der liedergefeierten Helden des alten kleinrußlands, war ein unversöhnlicher Feind der russischen Herrschaft.

8) Grégor Samoilowitsch, ein Sohn des gleichbenannten Hetmanns, wurde zu Anfang der Regierung Peters des Großen nach Sibirien verbannt.

9) Simeon Paléi, Oberster von Chwostoff, ein berühmter Reiter und Krieger, wurde auf Maseppa's Veranlassung nach Sibirien an den Jenisséi verbannt, kehrte aber, als Maseppa's Verrath offenkundig ward, aus der Verbannung zurück, und wohnte als der Todfeind des alten Hetmanns, der Schlacht von Poltawa bei.

10) Kossja Gordejenko, Ataman der Saporoger Kosaken,

ging zu Karl XII über, wurde aber von den Russen gefangen und (1708) hingerichtet.

11) 20,000 Kosaken wurden aus der Ukräne nach Liefland geschickt.

12) Bogdan Chmielnitzky trug besonders dazu bei, Rußland vom Joche der Tataren zu befreien. Er war es auch, der, gereizt durch die Ungerechtigkeit der Polen, die Ukräne aufwiegelte und dadurch einen blutigen und hartnäckigen Krieg veranlaßte, in welchem über 500,000 Menschen fielen, der aber mit der Befreiung Kleinrußlands von der polnischen Herrschaft endigte. Chmielnitzky (Chmielnicki) starb den 15. August 1657. Vergl. meine „Poetische Ukräne" (Stuttgart bei Cotta 1845), wo ich verschiedene der auf Chmielnitzky bezüglichen Volkslieder mitgetheilt habe.

13) „Wo Du mein armes Kind getauft". Ich habe hier wörtlich aus dem Russischen übersetzt, um die Eigenthümlichkeit der russischen Ausdrucksweise beizubehalten und dabei zugleich auf das verwandtschaftliche Band hinzudeuten, welches die russische Kirche zwischen dem Getauften und dem „Taufenden" knüpft, wie hier der Pathe genannt wird.

14) Maseppa machte in einem Briefe Kotschubéi den Vorwurf, daß er sich von seiner stolzen und hochfahrenden Gattin beherrschen ließe.

15) Iskra, Oberster von Poltawa, Kotschubéi's Gefährte, theilte mit ihm Rath und That.

16) Der Jesuit Zalensky, die Fürstin Dulska und ein bulgarischer Erzbischof waren die Hauptagenten bei Maseppa's Verrath. Der letztere ging öfter, als Bettler verkleidet, von Polen nach der Ukräne, und zurück.

17) Philipp Orlik war der General-Sekretär, Vertraute und geheime Agent Maseppa's. Nach des Letztern Tode (1710) ertheilte ihm Karl XII den leeren Titel eines Hetmanns von Kleinrußland. Später trat er zum Islam über und starb in Bender 1726.

18) Pulawin, ein donischer Führer, wiegelte zu jener Zeit die Kosaken auf.

19) Davon haben die dort hausenden Kosaken ihren Namen Zaporoger (Saporoschzi) d. i. die hinter den Wasserfällen (Wohnenden).

20) Maseppa hatte mit dem Pascha von Otschakoff Unterhandlungen angeknüpft und von demselben das Versprechen seines Beistandes erhalten, sobald die Empörung offen ausbrechen würde.

21) Stanislaus I (Leszinsky) König von Polen.

22) Der Geheimsekretär Schafiroff und Graf Golowkin, Maseppa's Freunde und Beschützer, waren hauptsächlich Schuld daran, daß des Hetmanns Ankläger durch ihn hingerichtet wurden.

23) Im Jahre 1705. Vergl. **Примѣчанія къ Исторіи Малороссіи, Б. Каменскаго.**

24) Bei Gelegenheit des, den Russen mißlungenen Feldzuges in der Krimm, machte der Chan Kasi-Girei Maseppa den Vorschlag sich mit ihm zu verbinden und gemeinschaftlich das russische Heer zu überfallen.

25) Maseppa beklagte sich in seinen Briefen darüber, daß seine Ankläger zu schwach gefoltert würden, und verlangte ihre Hinrichtung, indem er sich mit der, von den sündigen Greisen unschuldig verläumdeten Susanna, den Grafen Golowkin aber mit dem Propheten Daniel verglich!

26) Bjele-Zerkoff, d. i. Weißkirchen, ein Städtchen im Gouvernement Kiew, mit einem großen Schloß und Park, jetzt dem Grafen Branicki gehörig, war früher der Sitz des Hetmanns der Ukräne.

27) Es ist geschichtlich, daß Kotschubei, als er bereits zum Tode verurtheilt war, auf Befehl des Hetmanns noch gefoltert wurde. Aus den Antworten des Unglücklichen geht aber hervor, daß man ihm dabei seine verheimlichten Schätze abforderte.

28) Im Texte steht Serdjuki; so nannte man die berittene Leibwache des ukränischen Hetmanns.

29) Karl XII rückte auf Moskau los. Bei Smolensk angekommen, änderte er jedoch seinen Plan und zog auf Veranlassung Maseppa's nach der Ukräne, in der Hoffnung, daß die Kosaken sich mit ihm verbünden würden.

30) An den Ufern der Desna sollte Maseppa mit Karl XII zusammenstoßen.

31) Puntschuk. Rotzschweif. S. Anm. 5.

32) Die von Peter mit der ihm gewöhnlichen Schnelligkeit und Energie ergriffenen Maßregeln hielten die Ukräne in Gehorsam. Ueber diese Zeit findet man im Tagebuche Peter's Folgendes:

1708 den 7. November wählten die Kosaken auf kaiserlichen Befehl mit freien Stimmen den Obersten von Starodub: Iwan Skoropadski zum Hetmann.

Den 8. November kamen die Erzbischöfe von Kiew, Tschernigoff und Perejaslaff nach Glucheff.

Den 9. November wurde von den hohen Geistlichen der Kirchenfluch über Maseppa ausgesprochen, und eine mit des Hetmans Farben bekleidete und seine Person vorstellende Puppe dem Henker übergeben, der dieselbe an einem Stricke durch die Straßen schleifte und endlich auf dem Markte aufhängte.

Den 10. November wurden in Glucheff Tschetschell und die übrigen Verräther hingerichtet . . .

33) Palei. S. Anm. 9.

34) Tschetschell vertheidigte die Festung Baturin auf das Verzweifeltste gegen den Fürsten Mentschikoff, wurde aber gefangen genommen und hingerichtet.

35) „Ein Abendbrot vom Feind erjagen", wie er in Dresden gethan, wo er (1707) den König August überraschte.

S. Voltaire: Histoire de Charles XII.

36) Man erinnert sich der berühmten Worte des Schwedenkönigs: „Was hat die Bombe mit dem Briefe zu thun, welchen ich Ihnen diktire?"

37) Am Abend vor der Schlacht von Poltawa (7. Juli 1709), als Karl in eigener Person das russische Lager recognoscirte, sprengte er auf einige um ein Feuer kauernde Kosaken los und schoß einen derselben todt. Die Kosaken feuerten 3 Kugeln auf ihn ab und verwundeten ihn so gefährlich am Fuße, daß der König in Gefahr war den Fuß zu verlieren, und er in der Schlacht am folgenden Tage auf einer Tragbahre liegend kommandiren mußte.

38) Als Peter einst bei Tafel gegen Maseppa äußerte, daß man die Kosaken disciplíniren und abhängig machen müsse, entgegnete der Hetmann: daß die Lage der Ukräne und der Geist ihrer Bewohner dies stets verhindern würden, — worauf Peter zornig aufsprang, Maseppa beim Barte ergriff, ihn Verräther nannte und spießen zu lassen drohte.

39) Woinaréwsky war als Kosakenoberst einer der treuesten Anhänger Maseppa's, nach dessen Sturze er in die Verbannung nach Sibirien wandern mußte.

40) Peter verdankt den frühen Sieg hauptsächlich den vortrefflichen Dispositionen und Manövern des Fürsten Mentschikoff. Die ganze Schlacht dauerte nur zwei Stunden.

41) L'Empereur Moscovite, pénétré d'une joie qu'il ne se mettait pas en peine de dissimuler, recevait sur le champ de bataille les prisonniers qu'on lui amenait en foule et demandait à tout moment: où est donc mon frère Charles? . . . . . Alors prenant un verre de vin: à la sante, dit-il, de mes maitres dans l'art de la guerre! — Reuschild lui demanda, qui étaient ceux qu'il honorait d'un si beau titre? Vous, Messieurs, les généraux Suedois, reprit le Czar. Votre Majesté est donc bien ingrat, reprit le comte, d'avoir tant maltraité ses maitres. *(Volt. Hist. de Charles XII.)*

42) Maseppa floh mit Karl XII nach Bender, wo er 1712 starb.

43) In der ersten Fastenwoche wird alljährlich in der russischen Kirche bis heute öffentlich der Fluch über Maseppa und den Räuber Stenka Rasin ausgesprochen.

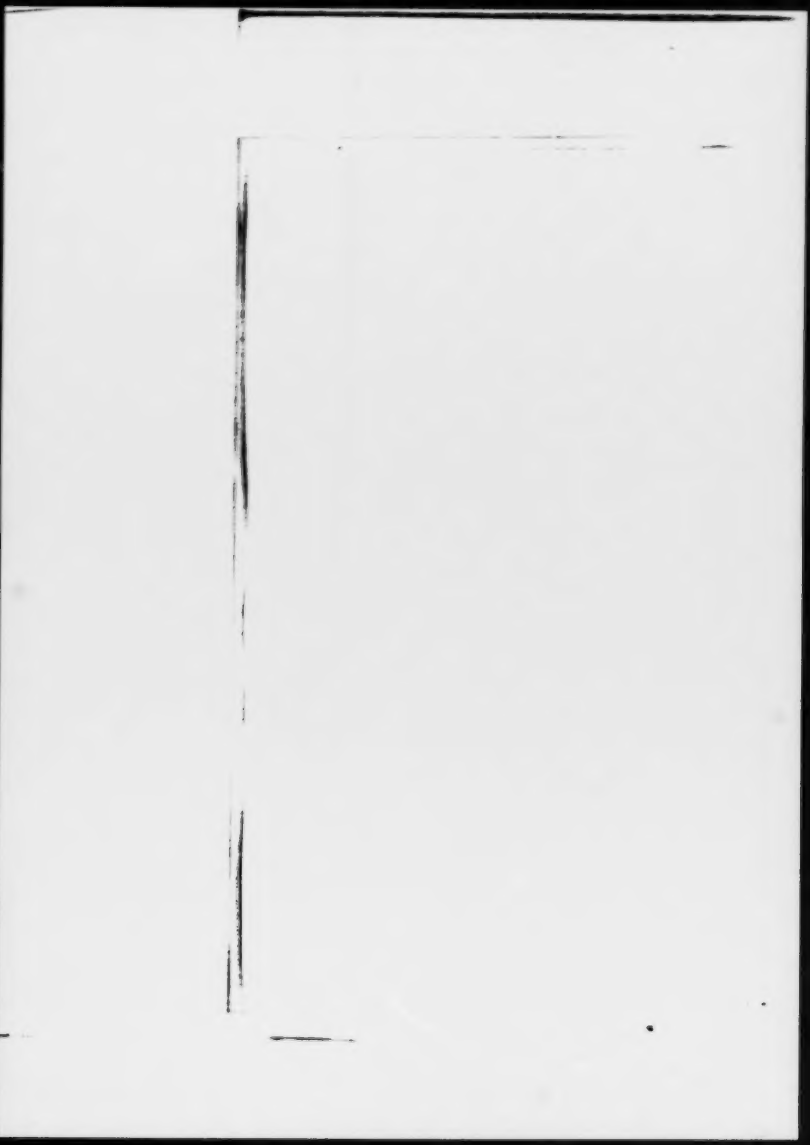
44) Die Leichname Kotschubei's und Iskra's wurden den Verwandten zurückgegeben und im Lawra-Kloster von Petschersk in Kiew beigesetzt, wo eine ehrenvolle Inschrift in kleinrussischer Sprache ihre Ruhestätte bezeichnet.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Friedrich Bodenſtedt's

Geſammelte Schriften.

Fünfter Band.



Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Fünfter Band.

Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

...Bibl.
München

Russische Dichter.

Deutsch von

Friedrich Bodenstedt.

I.

Alexander Puschkin.

Zweiter Band.

Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

A D
BIBL. MIT.
MONAC.

Eugen Onägin.*)

Pour de vanité, il avait encore plus de cette espèce d'orgueil qui fait avouer avec la même indifférence les bonnes comme les mauvaises actions, suite d'un sentiment de supériorité, peut-être imaginaire.

Tiré d'une lettre particulière.

*) Sprich: Onägin.

An Peter Alexandrowitsch Plenew.

Nicht um der ſtolzen Welt zu frönen,
Doch ſtolz auf unſer Freundſchaftsband,
Wollt' ich Dir weih'n in dieſen Tönen
Ein Deiner würdig Unterpfand:
Würdig des Geiſtes, ſo erhaben,
Einfach und reich, — der Phantaſie
Die ihre wunderbaren Gaben
In ſeltner Fülle Dir verlieh,
Selbſtſchöpferiſch ſie zu verwenden;
Doch ſei es drum — mit Freundeshänden
Empfange dieſe bunte Menge
Luſt'ger und trauriger Geſänge,
Bald grübelnd, ideal, phantaſtiſch,
Und bald volksthümlich, derb und plaſtiſch,
Wie ich in ſchlafloſ-nächt'gen Stunden
Und müß'gen Tagen ſie empfunden,
Und flüchtige Begeiſtrung ſie
Verwandelte in Poeſie:
Als Früchte meiner ſchmerzensreichen
Noch jungen und ſchon welken Jahre,
Sind ſie des Herzens Trauerzeichen,
Die Aſche einſt'gen Liebesbrandes —
Dazwiſchen kalte aber wahre
Beobachtungen des Verſtandes.

Erſtes Buch.

Жить торопится и чувствовать спѣшитъ.
К. Вяземскій.

Er übereilt ſein Leben, beſchleunigt ſein Gefühl.
Fürſt Wjaſemsky.

I.

Mein Oheim ging auf Gottes Wegen,
Als seine schwere Krankheit kam;
Er ließ sich ehren, hätscheln, pflegen,
Und das war klug von ihm: man nahm
An ihm ein Beispiel sich zum Heile.
Doch, Himmel! welche Langeweile,
Beim Kranken sitzen Tag und Nacht,
Nicht aufstehn, ob er schläft, ob wacht!
O welch ein schändliches Betrügen:
Jetzt reicht man ihm die Medizin,
Rückt ihm das Kissen, hätschelt ihn,
Erheuchelt Mitleid in den Zügen,
Und seufzt und denkt dabei für sich:
Wann endlich holt der Teufel Dich!«

II.

So, mit der Post hinrollend, dachte
Ein junger Nichtsnutz, den sein Glück
Zum Erben der Familie machte.
Er blieb als letzter Sproß zurück.
Jetzt ohne Umschweif will ich eilen
Das Wichtigste Euch mitzutheilen
(Ljudmila's Freunde und Rußlán's!)[2])
Vom Helden meines Versromans:
Mein Freund Onägin trat in's Leben
Zu Petersburg am Newastrand,

Der Dir, mein Leſer, wohlbekannt,
Vielleicht Dir ſelbſt den Tag gegeben!
Vor Zeiten lebt' ich ſelber dort,
Doch ſchädlich iſt für mich der Nord! [1])

III.

Sein Vater diente treu und ehrlich,
Drum blieb er nicht von Schulden frei,
Er gab drei große Bälle jährlich,
Bis alle Herrlichkeit vorbei.
Das Schickſal war Eugen gewogen:
Erſt ward er von Madame [2]) verzogen,
Dann nahm Monsieur [3]) ihn in die Hut.
Das Kind war wild, doch lieb und gut.
Monsieur l'Abbé war ein Franzoſe,
Er hielt den Knaben ziemlich frei
Und bracht ihm Alles ſpielend bei,
In der Moral ein wenig loſe.
Im Sommergarten mit Eugen
Sah man ihn oft ſpazieren gehn.

IV.

Als für Eugen die Zeit des Schwärmens
Hereinbrach, wo man flennt und klagt,
Voll ſtürm'ſchen Hoffens, ſüßen Härmens:
Ward der Franzoſe fortgejagt.
Nun trat Eugen in's große Leben,
Frei, ganz ſich ſelbſt anheimgegeben,
Nach neu'ſter Mode zugeſtutzt,
Recht wie ein Dandy aufgeputzt.
Er grüßte frei und ungezwungen,
Schrieb, ſprach franzöſiſch elegant,
Tanzte Mazurka leicht, gewandt,

Und war ſehr von ſich ſelbſt durchdrungen —
Was braucht man mehr, daß uns die Welt
Für geiſtreich, liebenswürdig hält?

V.

Mehr oder minder Alle haben
Wir in der Schule uns gezeigt,
Drum iſt's bei uns durch Geiſtesgaben
Zu glänzen, wirklich ziemlich leicht.
Auch ſtimmten bei Eugens Erſcheinung
Viel ſtrenge Richter in der Meinung:
Daß er gelehrt ſei, doch Pedant.
Er war abſonderlich gewandt
Bei Allem ſeinen Geiſt zu zeigen
Mit ungezwungner Leichtigkeit.
Doch wußt' er auch in ernſtem Streit
Mit klugem Kennerblick zu ſchweigen.
Bei Damen allezeit gefiel
Eugen durch ſeiner Witze Spiel.

VI.

Latein iſt nicht mehr Mode heute,
Doch wirklich wußte Freund Eugen
Soviel wie manche andre Leute,
Um eine Inſchrift zu verſtehn,
Etwas von Juvenal zu ſchwätzen,
Ein »Vale« unter'n Brief zu ſetzen;
Auch halb und halb zuweilen fiel
Ihm noch ein Vers ein von Virgil.
Geringe Sorgfalt nur verwandt' er
Von jeher auf Chronologie,
Und ernſte Studien liebt' er nie,
Doch alle Anekdoten kannt' er

Von Romulus bis Nikolaus,
Und kramte sie auch ehrlich aus.

VII.

Die Metrik konnte er nicht leiden,
Ihr Nutzen ward ihm nie recht klar,
Auch wußt' er nicht zu unterscheiden
Was Jambus und Trochäus war;
Verwarf Homer und Theokrit,
Doch schwärmte er für Adam Smith,
Trieb Nationalökonomie,
Wußte genau wodurch und wie
Ein Reich sich hebt, oder, was gleich ist,
Was für das Volk am besten taugt,
Wie es kein Gold und Silber braucht
Wenn es an Rohprodukten reich ist.
Sein Vater, der ihn nicht verstand,
Versetzte all sein Gut und Land.

VIII.

Euch von dem Wissen unsres Helden
Mehr zu berichten, fehlt mir Zeit.
Nur Eins muß ich noch von ihm melden,
Worin er's zur Vortrefflichkeit
Gebracht, was schon seit frühen Tagen
Ihm Leiden, Freuden schuf und Plagen,
Worin sein Eifer nie erschlafft:
Das war die zarte Wissenschaft
Der Liebe, die einst süßen Dranges
Ovid besang, bis er verbannt
Aus seinem schönen Heimatland,
Gleichsam ein Opfer des Gesanges,[1])

Fern in der Moldau [illegible], Steppenchoros
Beſchloß ſein glanzvoll, ſtürmiſch Loos

IX.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

X.

Wie frühe ſchon in der Verführung
Trugvoller Kunſt war er geübt,
Bald voll Verzweiflung, bald voll Rührung,
Hinwelkend, ſchmachtend, froh, betrübt,
Gleichgültig, eiferſüchtig, fügſam,
Stolz, übermüthig und genügſam!
Bald ſaß er ſtumm in trübem Muth,
War bald beredt, voll Schwung und Glut.
Wie er in ſeinen Briefen häufig
Sich gehn ließ, blindlings allezeit
Nur Einer Liebe ganz geweiht!
Selbſt Thränen waren ihm geläufig.
Im Auge wechſelte die Scham
Mit Frechheit, wie es grade kam!

XI.

Wie er ſtets neue Künſte übte!
Durch der Verſtellung wechſelnd Spiel
Die Unſchuld ſchreckte und betrübte,
Dabei durch Witz und Scherz gefiel!
Wie er verbotne Frucht zu zeitigen
Und Vorurtheile zu beſeitigen
Verſtand, und immer mit Geſchick
Der Rührung rechten Augenblick

Zu gegenseitigem Geständniß
Benutzte, bis der Herzensbund
Besiegelt war durch Hand und Mund,
Und ihm zu näherm Einverständniß
Ein heimlich Stelldichein gewährt,
Wo er des Weitern sich erklärt.

XII.

Wie früh schon wußt' er zu erwerben
Erfahrener Koketten Gunst!
Und Nebenbuhler zu verderben
Besaß er eine seltne Kunst.
Wie scharf er oft ein Urtheil fällte,
Und wie geschickt er Netze stellte!
Doch Euch, ehrbaren Gatten, blieb
Er stets in Freundschaft werth und lieb!
Dasselbe ward in gleicher Weise
Von dem verschmitzten Mann geehrt,
Den auch dereinst Faublas belehrt.
Wie von dem herzgekrönten Greise
Der wie mit sich, auch immerdar
Mit Weib und Tisch zufrieden war.

XIII.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

XIV.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

XV.

Zuweilen wenn er noch im Bette
Lag, kamen Briefchen, duftig, fein
Was war's? Ihn luden um die Wette
Auf einmal drei Familien ein:
Hier zum Geburtstag, dort zum Balle.
Was thut Eugen in solchem Falle?
Wo fangt er an? Ganz einerlei!
Er findet Zeit für alle drei.
Inzwischen läßt er sich frisiren,
Fährt in den weiten Morgenrock,
Setzt seinen Hut auf, schwingt den Stock,
Geht auf den Boulevards spazieren
Bis die ersehnte Stunde schlägt
Wo Freund Eugen zu speisen pflegt.

XVI.

Es dunkelt schon: Onägin setzt sich
In einen Schlitten: »Platz da!« ho!
Des Kragens Biberpelz besetzt sich
Mit Silberstaub von Eis und Schnee.
Und zu Talon[7] geht's mit dem raschen
Gespann; dort klirren schon die Flaschen;
Der Stöpsel bis zur Decke fliegt,
Kometwein fließt, und vor ihm liegt
Das blut'ge Rostbeef, — auch die Blutde
Von Frankreichs Küche: Trüffeln giebt
Es hier, wie Alt und Jung sie liebt,
Pasteten von bewährter Güte
Aus Straßburg, Ananas ganz frisch
Und Limburgs Käse ziert den Tisch.

XVII.

So fett sind hier die Kotelette,
Wir trinken noch ein Fläschchen aus!
Doch ruft die Uhr schon zum Ballette,
Eugen muß schnell in's Schauspielhaus,
Als urtheilsscharfer, strenger Lehrer
Und unbeständiger Verehrer
Der Zierden unsrer Bühnenwelt!
Wo Jeder für sein Eintrittsgeld
Das Recht hat, kritisch einzugreifen,
Bald lärmend einen entrechat
Zu loben, bald Kleopatra
Und Phädra lärmend auszupfeifen,
Um durch sein Rufen, Klatschen, Schrein
Doch auch einmal bemerkt zu sein.

XVIII.

O Zauberwelt, der einstmals ihre
Glanzwerke freie Geister liehn:
Von Wisin,[9]) König der Satire,
Und der nachahmende Knäshnin,[11])
Wo mit Semenowa,[12]) der jungen,
Einst Oseroff[13]) die Huldigungen
Des Volks empfing in seltner Gunst;
Wo neu Katenin's[14]) hehre Kunst
In's Leben rief Corneille's Tragödien;
Wo Didelot[15]) den Kram erhielt,
Und man noch oft und gern gespielt
Schachowskoi's[16]) witzige Komödien;
Und wo ich selbst als junger Thor
Die beste Lebenszeit verlor.

XIX.

Wo ſeid Ihr, Göttinnen, geblieben?
Hört meine Klageſtimme jetzt:
Glänzt Ihr wie einſt? Seid Ihr vertrieben,
Durch andre Göttinnen erſetzt?
Werdet Ihr nochmals mir erſcheinen,
Und wirſt auch Du Dich ihnen einen,
Terpſichore? Will das Geſchick
Daß auf der Bühne Euch mein Blick
Vergebens ſucht, trotz der Lorgnette?
Daß kein bekanntes Bild mir mehr
Entgegentritt, und fremd und leer
Mir ſcheint die einſt ſo traute Stätte,
Und gähnend ich in ſtummem Leid
Gedenke der vergangnen Zeit?

XX.

Voll iſt von unten bis nach oben
Das Schauſpielhaus, glanzvoll belebt.
Vom Paradies erſchallt ein Toben
Der Ungeduld; der Vorhang hebt
Sich, und in ihrer luftgen Schöne,
Belebt durch des Orcheſters Töne,
Erſcheint Iſtómina, umringt
Von ihren Nymphen, und ſie ſchwingt
Ueber die Bühne ſich geſchwinde,
Berührt, wie ſie ſich dreht und biegt,
Den Boden kaum, und ſchwebt und fliegt
Gleichwie ein Flaum, entführt vom Winde.
Wie ſie jetzt biegſam ſich bewegt,
Derweil ein Fuß den andern ſchlägt

XXI.

Man klatſcht. Jetzt läßt Eugen ſich ſehen
Mit ſeinem großen Opernglas;
Er ſtößt, tritt im Vorübergehen
Die Leute, ohne Unterlaß
Prüft er, ein nie zufriedner Richter,
Die Toiletten und Geſichter,
Doch Alles mißbehagt ihm ſehr.
Er grüßt die Herren ringsumher,
Blickt auf die Bühne in Zerſtreuung,
Gähnt, wendet ſich gelangweilt um:
»Nein, das Ballet iſt gar zu dumm,
Bedarf der gründlichſten Erneuung!
Es iſt wahrhaftig endlich Zeit,
Selbſt Didelot geht mir zu weit.«

XXII.

Teufel und Amoretten fliegen
Noch hin und her beim Lampenſchein.
Auf ihrer Herrſchaft Pelzen liegen
Im Hausflur ſchnarchend die Lakai'n.
Noch in Parterre und Logen miſchen
Sich Beifallsruf, Geklatſch und Zischen.
Man huſtet, reckt ſich, ſchnupft ſich aus.
Von Licht noch ſtrahlt das ganze Haus.
Die angeſchirrten Pferde ſchauern
Vor Kälte, wiehern, ſchütteln ſich,
Indeß die Kutſcher ärgerlich
Und fluchend bei den Feuern [17]) kauern.
Eugen hat ſich längſt fertiggemacht,
Sich umzukleiden noch zur Nacht.

XXIII.

Wollt Ihr den Blick am Zimmer weiden,
Das unſer junge Modebeld,
Sich an- und aus- und umzukleiden
Nach neueſtem Geſchmack beſtellt?
Was nur in London fabrizirt wird,
Für Talg und Holz uns importirt wird
An Luxuswaaren leicht und ſchwer,
Zu Schiffe über's deutſche Meer,
Und was man von Paris uns ſendet,
Wo der Geſchmack ſich ſtets erneut,
Was nützlich iſt, behagt, ergetzt,
Und nach der neuſten Mode blendet:
Schmückt Wände, Tiſche, Schränke, Oefen
Des achtzehnjähr'gen Philoſophen.

XXIV.

Gold, Porzellan und Bronze blitzen
Auf ſeinen Tiſchen überall;
An Türkenpfeifen Bernſteinſpitzen,
Und Wohlgerüche in Kryſtall.
Krumme und grade Scheeren, Schwämme,
Stahlfeilen, klein und große Kämme,
Zahlloſe Bürſten jeder Art
Für Nägel, Zähne, Kopf und Bart.
Bekanntlich macht' es Rouſſeau ſtutzen [1])
(Dies ſei nur nebenbei geſagt!)
Daß der berühmte Grimm gewagt
Vor ihm die Nägel ſich zu putzen.
Redner für Freiheit und für Recht:
In dieſem Fall ſprachſt Du nicht recht!

XXV.

Man kann gelehrt sein, klug, bewundert,
Und doch auf seine Nägel sehn;
Wozu hartnäckig dem Jahrhundert
Und seiner Mode widerstehn?
Wer in der Welt hat keine Neider,
Die Alles tadeln, selbst die Kleider!
Drum in der Kleidung als Pedant
Der Mode war Eugen bekannt.
Drei volle Stunden oft verrannen
Beim Spiegel, bis er sich gepuzt
Und Alles zierlich zugestutzt;
Doch dann so leicht ging er von dannen
Wie eine Schöne, die maskirt
Als Mann zum Maskenball spazirt.

XXVI.

Jezt konnte (doch ich laß es bleiben,
Es ist ein zu gewagtes Ding,)
Ich der gelehrten Welt beschreiben
Wie Freund Eugen gekleidet ging.
Was unsrer Modewelt geläufig,
Versteht das Volk nicht allzuhäufig,
Und »Pantalons«, »Gilet« und »Frack«
Sind nicht nach russischem Geschmack.
Obgleich ich auch wohl einst gelesen
Im akadem'schen Wörterbuch,
Ist mir's doch immer wie ein Fluch
In diesem Versroman gewesen,
Daß ich — gewiß sehr ungeschickt —
So viel Fremdwörter eingeflickt

XXVII.

Doch möge das, wer Luſt hat, rügen,
Wir wollen lieber unverweilt
Uns nach dem Balle jetzt verfügen,
Wohin Eugen vorausgeeilt.
Vor dunklen Reihen Häuſern ſehen
Wir lange Reihen Wagen ſtehen
Davon ſich der Laternen Licht
Im Schnee wie Regenbogen bricht
Und ein Palaſt in lichtem Schimmer
Erhebt ſich; an den Fenſtern ſchwebt
Manch Kopf vorüber, buntbelebt
Sind ſchon die glanzdurchſtrahlten Zimmer
Viel modiſch aufgeputzte Herrn
Und Damen ſieht man ſelbſt von fern

XXVIII.

Da ſteht mein Held ſchon wie gerufen
Beim Schweizer; — mit bebendem Schritt
Springt er hinauf die Marmorſtufen,
Streicht ſich das Haar zurecht und tritt
Hinein zum Saal. In vollem Glanze
Wogt Alles längſt bei Spiel und Tanze.
Man tanzte die Maſurka ſchon,
Hell klang der Geigen Zauberton.
Der Chevaliers-Gardes Sporen klirrten,
Manch feinbeſchuhtes Füßchen flog,
Das Feuerblicke nach ſich zog,
Die wie bezaubert ſich verwirrten
Und Baß und Geigen übertönen
Das Flüſtern eiferſücht'ger Schönen.

XXIX.

Wie glühend schwärmt' ich einst im Leben
Für Bälle! Keinen bessern Ort
Giebt's, um ein Briefchen abzugeben,
Sich zu erklären, und so fort . . .
Ihr lieben Mütter, werthen Männer,
Ich warne Euch als alter Kenner:
Nehmt vor den Bällen Euch in Acht!
Und Eure Töchter überwacht
Streng, streng, daß ihnen Nichts begegne;
Habt sie im Auge immerfort,
Ihr dürft mir's glauben auf mein Wort,
Sonst, sonst . . . daß Euch der Himmel segne!
Ich schreibe das so ehrlich hin,
Weil ich längst nicht mehr Ballheld bin.

XXX.

Ach, wie viel Zeit in meiner Jugend
Verlor ich durch die Bälle doch!
Und, hielt' ich nicht so streng auf Tugend,
Liebt' ich die Bälle heute noch!
Ich liebe glanzvoll-frohe Feste
Und junge, übermüth'ge Gäste,
Gern seh' ich auch die Damen fein
Geputzt, und Füßchen möglichst klein.
Doch leider giebt's bei uns im Norden
Von hübschen Füßchen kaum drei Paar.
An ein Paar denk ich immerdar,
(Wie stumpf und kalt ich auch geworden,)
Ja, immerdar und allerwärts.
Sie plagen selbst im Traum mein Herz.

XXXI.

Werd' ich euch je, und wann vergessen,
In welcher fernen Wüste nur?
Ach! Füßchen, Füßchen, wo indessen
Weilt ihr, auf welcher Frühlingsflur?
Verwöhnt in morgenländ'scher Weise,
Ließ't ihr in Nordens Schnee und Eise
Von euren Schritten keine Spur.
Ihr wart auf weichem Teppich nur
Gewohnt zu gehn. — Was mir das Leben
Einst werth gemacht: Ruhm, Vaterland,
Ehren, und was ich sonst empfand:
Ich hab' es um euch hingegeben!
Doch all mein Jugendglück verschwand,
Wie eure Spur im Wiesenland.

XXXII.

Dianens Busen, Florens Wangen
Verführten mich, entzückten mich;
Doch Terpsichorens Füße sprangen
Mir tief in's Herz, berückten mich!
Es zuckt durch diese kleinen Füße
Wie wonnige Verheißungsgrüße,
Und ein Verlangen wird erweckt,
Das sich, Gott weiß wie weit, erstreckt ...
Dein Füßchen liebe ich, Elwine!
Gleichviel ob unterm Tischtuch nur,
Oder auf blum'ger Lenzesflur,
Oder im Winter am Kamine;
Am felsigen Meeresufer wie
Im blanken Saale lieb' ich sie

XXXIII.

Ich denk' des Meers kurz vor Gewittern:
O, welchen Neid mir da erweckt
Die stürm'schen Wogen, die in Zittern
Liebkosend ihren Fuß umleckt.
Wie gerne wären jenen Wogen
Die Lippen küssend nachgezogen!
Nein, niemals in der vollsten Kraft
Der jugendheißen Leidenschaft
Erfüllte mich ein solch Verlangen
Nach einem Kuß von schönem Mund,
Nach einem Busen weiß und rund,
Nach jungfräulichen Rosenwangen;
Nein, nie bab' ich von solcher Lust,
Von solchem wilden Drang gewußt!

XXXIV.

Noch andre Zauberbilder zeigen
Sich mir, verwirren den Verstand
Ich helfe ihr auf's Pferd zu steigen,
Ihr Füßchen tritt auf meine Hand —
Wonnig durchbebt es mich, in neuer
Gewalt erwacht das alte Feuer,
Entflammt mein abgekühltes Blut
Dramavoll zu neuer Qual und Glut . . .
Doch schweige nun, geschwätz'ge Leier!
Die stolzen Schönen sind nicht werth
Der Leidenschaft die sie genährt,
Nicht werth des Liedes hoher Feier,
Ihr Wort und ihres Auges Glut
Betrügt uns wie ihr Füßchen thut.

XXXV.

Was macht Eugen? Er geht vom Balle
In's Bett, um endlich auszuruhn.
Schon Petersburg beim Trommelschalle
Erwacht zu neuem Tagwerk nun.
Kaufleute und Hausirer gehen
Vorbei; auf ihren Plätzen stehen
Die Droschken schon; der Milchfrau Schritt
Durchkracht den Schnee auf den sie tritt.
Die Läden glitzern schon und gleißen;
Des Morgens heitrer Lärm erwacht.
Dampf wirbelt auf in blauer Pracht;
Der deutsche Bäcker, mit der weißen
Nachtmütze, schob zum Brodverkauf
Schon oft sein Ladenfenster auf.

XXXVI.

Indeß, vom Balle schlafestrunken,
Den Tag verwechselnd mit der Nacht,
Schlummert, in Träume süß versunken,
Das Kind der Weltlust und der Pracht.
Nach Mittag wird er sich erheben
Und morgen so wie heute leben,
Und so in stetem Taumel geht's
Von einem Tag zum andern stets.
Doch war Eugen, der in der Blüthe
Des Lebens, frei, im Ueberfluß,
So von Genusse zu Genuß
Flog, wahrhaft glücklich im Gemüthe?
Dies Leben stets in Saus und Braus
Füllt es die ganze Seele aus?

XXXVII.

Ach nein! bald war die Luft verflogen,
Das Herz ward ihm so kalt und hohl,
Und selbst die schönen Frauen zogen
Ihn nicht mehr an wie früher wohl.
Verrath und Falschheit drückt ihn nieder,
Die Freunde selbst sind ihm zuwider,
Weil er nicht stets Pasteten speist,
Nicht immer der Champagner kreist,
Und auch Onagen nicht immer witzig
Wenn ihm der Kopf recht gründlich schmerzt ...
Obgleich verwegen und beherzt,
Gut eingeschossen, scharf und bitzig,
Ward ihm selbst das Duell verhakt,
Das ganze Leben ihm zur Last.

XXXVIII.

Was gleichsam als moralscher Wermuth
Onagin zu verbittern schien:
War eine Art moderner Schwermuth,
Im Englischen nennt man sie Spleen.
Sein Leiden schuf ihm große Nöthen,
Doch, Gott sei Dank! sich selbst zu tödten
Hätte Onagin nie gewagt,
Wie sehr das Leben ihn auch plagt.
Gleichwie Childe Harold finster, grämlich
Erschien er, Nichts was ihm gefiel,
Kein zarter Blick, kein Scherz, kein Spiel,
Kein Seufzer, ob noch so vernehmlich
Und unversichtig, rührt ihn mehr,
Die Welt ist für ihn wüst und leer.

XXXIX.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

XL.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

XLI.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

XLII.

Ihr großen Damen nach der Mode,
Euch ist Eugen zuerst entflohn!
Wahr ist's, man langweilt sich zu Tode
In unsrer »Welt von gutem Ton«.
Beginnen auch verschiedne Damen
Jetzt Say und Bentham auszukramen:
Im Allgemeinen immer fand
Ich noch mehr Unschuld als Verstand
Bei ihnen. Und so überschwänglich
Sind sie, so überfromm und zart
Und überirdisch hoher Art,
Fast für die Männer unzugänglich,
So seltsam klug, geziert, geleckt,
Daß mich ihr Anblick scheu erschreckt.

XLIII.

Auch Euch, Ihr leichtgeschürzten Schönen,
Die man noch Abends spät gewahrt
Mit Kaufmanns- und Bojarensöhnen,
Wenn Ihr auf schnellen Droschken fahrt,
Auch Euch verließ Onägin plötzlich,
Dem Lärm und Lust nicht mehr ergötzlich.
Er schloß sich in sein Zimmer ein
Und wollte schreiben, fleißig sein.
Doch sollte Nichts ihm recht gerathen;
Es plagte ihn ein eigner Gram,
Daß Nichts aus seiner Feder kam.
So ward er nicht zum Literaten.
(Ich brauche nicht im schlimmen Sinn
Dies Wort, da ich selbst einer bin.)

XLIV.

Aufs Neu dem Nichtsthun preisgegeben,
Und doch voll Drang sich zu zerstreun,
Erfaßt ihn jetzt ein rühmlich Streben
An fremdem Geist sich zu erfreun.
Und unter Büchern sich verschließt er,
Doch planlos durcheinander liest er;
Hier Langeweile, Unsinn dort,
Trug, Schwulst, Verkehrtheit, und so fort.
Er fand nicht viel, sich zu erbauen,
Hier rühmt man die Vergangenheit,
Und dort das Glück der neuen Zeit —
Er ließ die Bücher wie die Frauen.
Die Sammlung wurde fortgeschafft
Und ganz verhüllt mit schwarzem Taft.

XLV.

Wie er dem Zwang der Welt entwunden
Und aller nicht'gen Eitelkeit,
Ward ich in Freundschaft ihm verbunden.
So liebt' ich ihn zu jener Zeit.
Er war Phantast, und doch natürlich,
Ein Sonderling, doch unwillkürlich,
Voll Witz, der nicht nach Beifall geizt,
Kalt war er, mürrisch — ich gereizt,
Früh ward das Leben uns zum Leide,
Erlosch im Spiel der Leidenschaft
Des Herzens Glut, des Geistes Kraft,
Früh knickte uns die Beshen beide
Des blinden Glückes und der Welt.
Ich war unglücklich wie mein Held.

XLVI.

Wer lebte, dachte, der verachtet
Die Menschen recht von Herzen doch,
Und wer Gefühl hat, den umnachtet
Der Schatten der Erinnrung noch.
Der alte Zauber kehrt nicht wieder,
Der Gram, die Reue drückt ihn nieder,
Die Liebe mischt sich mit dem Haß,
Das Herz wird kalt, doch alles das
Giebt dem Gespräche Kern und Würze.
Anfangs ward mir oft unheimlich
Eugen's Gespräch, bei alledem
Gewöhnt' ich mich daran in Kürze,
An seine Bosheit, seinen Witz,
An seine Zunge scharf und spitz.

XLVII.

Oft wandelten wir so, uns labend
An Bildern der Vergangenheit,
Noch spät am klaren Sommerabend,
Wenn sich der Mond schon lange Zeit
Nicht mehr gespiegelt in den Wogen
Der Newa, die doch glanzvoll zogen.
Wir wurden in Erinnerung
Der alten Liebe wieder jung.
Die stille Nacht ergriff uns mächtig,
Und was uns einst belebt, erfreut,
Ward wunderbar im Geist erneut:
Wie dem Gefangenen, der nächtig
Aus seinem Kerker wohl im Traum
Entschwebt zum grünen Waldesraum.

XLVIII.

Mit jenem Ausdruck kalter Trauer
Der stets Ödsinn eigen blieb,
Stand er an der granit'nen Mauer
Wie sich ein Dichter selbst beschrieb. [*])
Still war es; nur das Rufen schallte
Der nächt'gen Wachen, dazu hallte
Des Dreschkenrasselns dumpfer Ton
Von ferne her aus der Million. [**])
Die Newa ruhte, hin und wieder
Nur schwamm ein Kahn die Flut entlang;
Melodisch tönte Hörnerklang
In unser Ohr, und ferne Lieder.
Wohl schöner Nachts Gesang erklingt,
Wo man Torquato's Stanzen singt.

XLIX.

Dich, Adria! und dich auch, schöne
Brenta! Euch werd' ich endlich sehn;
Beim Klange Eurer Zaubertöne
Wird mich Begeistrung neu durchwehn.
Geheiligt durch des Liedes Feier
Sind sie von Englands stolzer Leier,
Mir so vertraut und nahverwandt!
In Eurem wonniglichen Land,
Mit einer Tochter von Venedig,
Bald stumm, bald schwatzhaft — traut gepaart,
Schwärm' ich auf nächt'ger Gondelfahrt
Mit ihr die süße Sprache red' ich
Petrarka's und der Liebe dann,
Ein glücklicher, ein freier Mann!

L.

Wann, wann schlägt meiner Freiheit Stunde?
's ist Zeit nach meiner trägen Ruh!
Ich schweif' umher am Meeresschlunde,
Ich rufe jedem Segel zu.
Wann werd' ich mich der Haft entschwingen,
Im Sturme mit den Wellen ringen?
Unwiderstehlich zieht es mich
Nach einem heißern Himmelsstrich,
Hinweg von Rußlands kalten Borden
Nach meinem heim'schen Afrika. [24])
In Trauern deiner werd' ich da
Gedenken, nebelgrauer Norden,
Wo ich lang lebte, liebte, litt ...
Mein Herz, ach! nehm' ich nicht mehr mit!

LI.

Onägin war mit mir zur Reise
In fremde Länder schon bereit,
Als uns in unverhoffter Weise
Das Schicksal schied auf lange Zeit:
Sein Vater fand ein plötzlich Ende,
Und gierig streckte jetzt die Hände
Ein ganzes Heer von Gläub'gern aus,
Belagerte Onägin's Haus,
Der, nicht geneigt zum Prozessiren,
Den Gläub'gern Alles überwies
Was ihm sein Vater hinterließ,
Mocht' er auch viel dabei verlieren.
Vielleicht schon ahnt' er in der Noth
Des reichen Oheims nahen Tod.

LII.

Und in der That kam jetzt die Kunde
Vom kranken Oheim an Eugen:
Er wünsche vor der Todesstunde
Den Neffen noch einmal zu sehn.
Flugs war der Neffe auf der Reise,
Als Erbe von dem reichen Greise,
Und gähnte unterwegs schon
Sich vorbereitend auf den Ton
Des Jammers der jetzt anzuschlagen,
(Womit mein Versroman begann,)
Doch kaum kam er im Dorfe an,
Hört er den Oheim schon beklagen,
Dess Leichnam auf der Bahre ruht,
Dem Tod ein irdischer Tribut.

LIII.

Viel Diener drängten ſich und Gäſte
Im Hofe, Freund wie Feind war dort,
Liebhaber ſolcher Trauerfeſte.
Erſt brachten ſie den Todten fort,
Dann aßen, tranken ſie auf's Beſte,
Mit wichtiger Miene ſagten Gäſte
Und Vetern endlich »gute Nacht!«
Als hätten ſie was Rechtes vollbracht.
Onägin fing nun an zu ſchalten
Als Landmann: er, der Nichts verſtand
Von Ordnung, wollte Wald und Land,
Fabriken, Haus und Hof verwalten.
Erfreut daß er doch endlich nun
Fand etwas Nützliches zu thun.

LIV.

Er fühlte in den erſten Tagen
An Bach und Wieſe, Flur und Wald,
Wie an der Einſamkeit Behagen, —
Doch ſchwand der Reiz der Neuheit bald;
Am dritten Tag ſchon ließen Fluren
Und Wald ihm keines Eindrucks Spuren;
Und bald geſtand Eugen ſich frei,
Daß er hier ſehr gelangweilt ſei,
Auch ohne überfeine Sitten,
Prunkſchlöſſer, Verſe, Spiel und Ball.
Der Trübſinn folgte überall
Gleichwie ein Schatten ſeinen Schritten,
Hing wie ein treues Weib ihm an,
Das nicht vom Manne laſſen kann.

LV.

Ich liebe ruhiges Genießen,
Lebend'ger träum' ich allezeit
Und duft'ger meine Lieder sprießen
In ländlich-stiller Einsamkeit.
Gern mag ich so die Zeit vergaukeln,
Im Nachen auf dem See mich schaukeln,
Wo süßes Nichtsthun nur mein Ziel.
Ich lese wenig, schlafe viel,
Und in dem seligen Empfinden
Der Freiheit wach' ich Morgens auf,
Beschließ' ich meines Tages Lauf.
Sah ich nicht so die Zeit entschwinden
Die ich dem Ruhme nicht geweiht:
Die wonnevolle Jugendzeit?

LVI.

Ach, Liebe, Blumen, Landluft, Friede,
In euch mocht' ich mich stets ergehn'
So gern entdeck' ich Unterschiede
Zwischen mir selber und Eugen:
Damit die scharfen Zeitungsrichter
Und klugen Leser nicht den Dichter
Verwechseln mit dem Helden hier,
Das heißt: Onägin nicht mit mir!
Und man nicht spöttisch sagt, daß hier ich
Im Bilde selbst gezeichnet mich,
Wie Byron im Childe Harold sich —
Als wär' es wirklich gar so schwierig
Dem Dichter, daß er im Gedicht
Nicht immer von sich selber spricht!

LVII.

Glaubt nur: die Dichter alle ſchildern
Des Herzens Ideale gern.
Auch mir einſt ſchien in ſchönen Bildern
Der Phantaſie manch lieber Stern,
Den ich mit mir getragen lange,
Und auferſtehn ließ im Geſange.
So ſang ich ſorglos auch einmal
Der Berge Kind, mein Ideal,
Am Salzir die gefangnen Schönen.
Jetzt werd' ich häufig wohl gefragt
Von guten Freunden: »Sprich, was klagt
Auf's Neu aus Deiner Lyra Tönen?
Wer iſt ſie, die Dein Herz erfüllt
Mit dem was Dein Geſang enthüllt?

LVIII.

Welch Zauberblick hat Dich bezwungen,
Auf's Neu verwirrt die Phantaſie?
Wem gelten Deine Huldigungen?«
Beim Himmel: Niemand gelten ſie!
Wohl hab' ich auch in früh'ren Jahren
Der Liebe Wahnſinn ganz erfahren,
Und glücklich muß der Dichter ſein
Der ſolche Gluten, ſolche Pein
Mit ſeinem Lied verſchmilzt, wie weiland
Petrarka! Ew'ger Lorbeer grünt
Wo ſeine Wehmuthstränе fließt
Und wird dem Schmerz ein Troſt und Heiland:
Derweil ich ſtumm und immerdar
Ein Tölpel in der Liebe war.

LIX.

Die Muse kam nach dem Verschwinden
Der Liebe erst. Jetzt ohne Zwang
Such' ich auf's Neue zu verbinden
Gefühl, Gedanken und Gesang.
Befreit von Kummer ist der Dichter,
Malt hübsche Füßchen und Gesichter
Im unvollendeten Gedicht
Sich selbst vergessend fürder nicht.
Bald nehm' ich eine andre Richtung,
(Ob auch der Blick noch trübe scheint:
Mein Auge hat längst ausgeweint,)
Und schreibe eine neue Dichtung
In fünfundzwanzig Büchern dann,
Wozu ich schon den Plan ersann.

LX.

Auch ist der Name schon und Titel
Des Helden im Entwurf des Plans.
Damit nun endet dies Kapitel,
Das erste meines Versromans.
Ich prüfte Alles sorgsam, strenge,
Fand Widersprüche noch in Menge,
Doch ändr' ich daran keine Spur.
Mein Opfer bring' ich der Censur;
Dem journalistischen Verstande
Entzieh' ich auch kein Opfer nicht.
So lebe wohl denn, mein Gedicht,
Und fliege hin zum Newastrande!
Erwecke Ruhm, Haß, Liebe, Neid,
Wie falsche Deutung, Lärm und Streit.

Anmerkungen und Ergänzungen zum Ersten Buche.

1) Ich habe beim Verdeutschen dieses Namens die für eine deutsche Zunge bequemste Aussprache gewählt. Wem es aber besonderes Vergnügen macht den Namen des Helden annäherungsweise russisch auszusprechen, der buchstabire Jéwgénij Onjégin.

2) Rußlan und Ljudmila ist der Name der ersten grösseren Dichtung Puschkin's.

3) Dies schreibt Puschkin aus Bessarabien, wohin er verbannt war.

4) und 5) So bezeichnet man gemeiniglich in Rußland die fremden Erzieher und Erzieherinnen.

6) Vergleiche die Stelle des Ovid, wo der Dichter neben einer „Unvorsichtigkeit" ein „Gedicht" als Veranlassung und Ursache seiner Verbannung angiebt:

Perdiderint quum me duo crimina, carmen et error,
Alterius facti culpa silenda mihi est.
(Ovidii Nasonis Tristium Lib. II. 207.)

7) Bekanntlich ist die Lage des Verbannungsortes Ovid's: Tomi, bis heute noch nicht genau ermittelt. Die Einen verlegen Tomi nach der Moldau, die Andern nach Bulgarien, noch Andere glauben es in Temeswar wiederzufinden. Schaffarik hat sich für Menkalia entschieden, und den neuesten (Zeitungs-) Nachrichten zufolge wäre durch zwei neuerdings (1859) aufgefundene griechische Inschriften das Dorf Alindakios in Bulgarien als Ort des Exils festgestellt.

8) Alle solchergestalt mit Punkten ausgefüllten Stellen sind von der russischen Censur gestrichen.

9) Ein Traiteur in Petersburg.

10) Denis w. Wisin geb. 1745 † 1792, ein beliebter russischer Lustspieldichter, der eigentliche Begründer der russischen Komödie, auch ausgezeichnet als Satiriker. Gleich sein erstes, noch sehr unreifes Stück: „der Brigadier" machte großes Aufsehn in Petersburg und verschaffte ihm die Gunst Katharina's. Sein zweites und bestes Lustspiel ist „Njedorosl". Man erzählt sich, Fürst Potemkin habe nach der ersten Aufführung dieses Stücks ganz begeistert zum Dichter gesagt: „Jetzt stirb, Denis!" Und in der That hat Wisin für das Lustspiel nachher nichts Bedeutendes mehr geleistet.

11) Jakoff Borissowitsch Knäshnin geb. 1742 † 1791. Ein gewandter und geistreicher Nachahmer der französischen Tragiker, übrigens glücklicher im Lustspiele als in der Tragödie. Seine besten Stücke sind: „der Prahler" und „die Sonderlinge". Beide machten zu ihrer Zeit großes Aufsehn, sind aber jetzt so ziemlich verschollen.

12) Semenowa, ausgezeichnete Künstlerin in tragischen Rollen, trat früh von der Bühne ab und vermählte sich mit einem Fürsten Gagarin.

13) Oserоff, einer der bedeutendsten dramatischen Dichter Rußlands (was allerdings im Vergleich mit andern Ländern Europa's nicht viel sagen will), hatte, obgleich seine Tragödien auch von französischem Einflusse nicht frei sind, doch jedenfalls weit mehr ursprüngliches Talent als Knäshnin. Seine Trauerspiele: „Oedipus in Athen", „Fingal", „Dmitrij Donskoj" und „Polyxena" fallen in das erste Jahrzehend unseres Jahrhunderts.

14) Pawel Alexandrowitsch Katenin (geboren 1792), Uebersetzer Corneille'scher Tragödien; als Originaldichter unbedeutend. Er schrieb ein Trauerspiel: „der Tod der Andromache".

15) Didelot — französischer Balletmeister an der Oper in Petersburg.

16) Fürst Alexander Alexandrowitsch Schachowskoi (geb. 1777), ein begabter dramatischer Vielschreiber, der durch sein Vielschreiben seine Begabung so zersplittert und verwüstet hat, daß wenig oder nichts davon auf die Nachwelt kommen wird.

17) Dies bezieht sich auf den russischen Brauch, im Winter vor den Theatern Feuer anzuzünden, woran die Kutscher — welche trotz der grimmigsten Kälte von Anfang bis zu Ende der Vorstellung

auf ihre Herrschaften warten müssen — sich wärmen, und nebenher auf ihre Herrschaften schimpfen.

18) Tout le monde sut qu'il mettait du blanc; et moi, qui n'en croyais rien, je commençai de le croire, non seulement par l'embellissement de son teint et pour avoir trouvé des tasses de blanc sur sa toilette, mais sur ce qu'entrant un matin dans sa chambre, je le trouvai brossant ses ongles avec une petite vergette faite exprès, ouvrage qu'il continua tranquillement devant moi. Je jugeai qu'un homme qui passe deux heures tous les matins à brosser ses ongles, peut bien passer quelques instants à remplir de blanc les creux de sa peau.

Confessions de J.-J. Rousseau.

19) Murawiew in seinem Gedichte:

An die Göttin der Newa.

20) Eine Straße in Petersburg.

21) Puschkin war mütterlicher Seits von afrikanischer Abstammung. S. die Biographie.

22) S. den Springquell von Bachtschisarai.

Zweites Buch.

O rus!
Horaz.

O Russ!
Puschkin.

I.

Das Dorf, das bald zum Ueberdrusse
Eugen ward, war ein trauter Ort.
Ein Freund von ländlichem Genusse
Fand was er wünschen mochte dort.
Vom bergeschützten Schloß am Rande
Des Stromes, sieht man reiche Lande
Im Blüthenschmucke der Natur,
Gehölz, die buntgestreifte Flur;
Auf grünen Triften Heerden grasen;
Rings manches ferne Dorf entdeckt
Der Blick; weithin ein Garten streckt
Sich um das Schloß, mit grünem Rasen,
Sonst wild verwachsen wie ein Wald,
Der düstern Dryas Aufenthalt.

II.

Das alte Schloß mit hohen Zinnen
Wär von behäb'ger Räumlichkeit,
Solid von Außen und von Innen,
Ganz im Geschmack der alten Zeit:
Rings hohe Zimmer, reich behangen;
Im Saale Stofftapeten pranzen
Und Ahnenbilder an der Wand,
Oefen mit buntem Fliesenrand . . .
Das will uns jezt nicht mehr gefallen;

Gott weiß warum? Doch Freund Eugen
Hat sicher nicht darauf gesehn.
Er gähnte in den alten Hallen
Wie im modernsten Prunkgemach;
Sein Ueberdruß ließ nirgends nach.

III.

Er wohnte in demselben Zimmer
Wo vierzig Jahr, bis er erkrankt,
Der Oheim Fliegen fing und immer
Mit seiner Schaffnerin gezankt.
Zwei Schränke standen dort, Tisch, Stühle,
Ein Divan noch mit Federpfühle.
Kein Dintenfleck war rings zu sehn.
In den zwei Schränken fand Eugen
Ein Haushaltsbuch, einen Kalender
Vom Jahre acht, und Flaschen-Reih'n
Voll von Liqueur und Apfelwein.
Der Alte war kein Zeitverschwender,
Und hat kein andres Buch benützt
Seit er sein Haushaltsbuch geführt.

IV.

Allein in seiner Herrschaft Kreise,
Um was zu thun, sich zu zerstreun,
Sucht eifrig jetzt der junge Weise
Die Dorfverfassung zu erneun,
Die Güter weise einzurichten, —
Er mindert seiner Bauern Pflichten,
Die Frohnlast schien ihm gar zu groß.
Die Bauern segneten ihr Loos;
Der nächste Gutsherr aber dachte
(Der mehr auf eignen Vortheil war,)

Die Neuerung sei von Gefahr —
Ein andrer Nachbar spöttisch lachte:
Doch Aller Meinung dahin ging:
Er sei ein schlimmer Sonderling.

V.

Anfangs besuchten sie ihn Alle;
Doch weil er stets sein domsch Roß
Sich durch die Hinterthür vom Stalle
Vorführen ließ, sobald im Schloß
Man einen Wagen rasseln hörte,
Beleidigte sie das und störte
Die junge Freundschaft mit Eugen:
»Hat man je solchen Narr'n gesehn!
Er spricht, als ob er Nichts verstände
Vom guten Ton, blos Ja! und Nein!«)
Trinkt seinen Rothwein so allein,
Küßt keiner Dame hier die Hände —
Der Mensch muß ein Freimaurer sein!«
So stimmten Alle überein.

VI.

Ein andrer Neuling ließ sich nieder
Auf seinen Gütern zu der Zeit,
Und gab den schlimmen Nachbarn wieder
Jetzt Anlaß zur Geschwätzigkeit:
Wladimir Lensky, von Gemüthe
Göttinger Bursch, der in der Blüthe
Der Hoffnung und des Lebens steht,
Verehrer Kant's ist und Poet!
Aus Deutschlands Nebeln kam er wieder
Mit Früchten der Gelehrsamkeit,
Freiheitsideen unsrer Zeit.
Sein Haar hing bis zum Nacken nieder.

Er war schön, wunderlich, voll Schwung
Der Rede und Begeisterung.

VII.

An seinem Herzen und Gemüthe
War von der Welt noch Nichts verderbt,
Beim Kuß der jungen Maid erglühte
Er, wie beim herz'gen Freundeswerk.
Treuherzig war er noch und offen,
Voll lieber Einfalt, warmem Hoffen,
Noch fesselte der Lärm und Glanz
Der Neuheit seine Sinne ganz.
Den Zweifel, der ihm wohl erwachte,
Verscheuchte süßer Träume Spiel
Ihm, der sich unsers Lebens Ziel
Als wundervolles Räthsel dachte,
Worüber er den Kopf sich oft
Zerbrach und Schönes nur gehofft.

VIII.

Er glaubte, eine Seele lebe
Mit ihm geheim in Sympathie,
Die sehnsuchtschmerzlich nach ihm strebe,
Doch sie kennt ihn nicht, noch er sie.
Er glaubte, seine Freunde ließen
Für ihn sich gar in Ketten schließen,
Und wären immerdar bereit
Gegen Verläumdung, Haß und Neid
Mit Gut und Blut ihn zu vertheid'gen.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

IX.

Der süße Drang nach Ruhm bewegte
Ihn früh, wie Mitleid, edle Glut;
In unentweihter Liebe pflegte
Er Alles was nur schön und gut.
Und durch die Welt mit seiner Leier
Zog er in Schiller's, Goethe's Feier,
An dieser Dichterfreunden Tracht
War seine eigne Glut erwacht.
Der Glückliche' selbst im Gewühle
Der kalten Welt schämt' er sich nie
Der keuschen Glut der Poesie,
Sang nur erbakene Gefühle:
Die Träume seiner Jugendzeit,
Die Anmuth edler Einfachheit.

X.

Er sang von Liebe, Glut und Kummer,
Und sein Gesang war mild und rein
Wie einer Unschuld Herz, der Schlummer
Des Säuglings, wie der Mondenschein
Geheimnißvoll die Nacht verklärend,
Und Seufzer weckend, Seufzer nährend.
Er sang der Trennung Weh und Qual,
Den Nebel wie er schwebt im Thal,
Und wie romantisch Rosen sprossen.
Er sang auch von dem fernen Land
Wo friedlich seine Jugend schwand
Und heimlich seine Thränen flossen.
Und wie das Leben welkt so bald,
Sang er, kaum achtzehn Jahre alt!

XI.

Außer Eugen begriff im Kreise
Der Nachbarschaft kein Mensch zur Zeit
Wladimir Lenskij's Art und Weise
Zu leben, der die Lustbarkeit
Der Nachbarn sieh, die stets nur spielten,
Und schwelgten, und sich unterhielten
Von der Verwandtschaft, Ernte, Wein,
Jagdhunden, Pferden, Gasterei'n.
Natürlich kam in Unterhaltung
Von dieser Art kein Ueberfluß
Von Witz, poetischem Erguß,
Gefühl und Weisheit zur Entfaltung.
Nur ihre Frauen zeigten meist
— Wo möglich — noch viel wen'ger Geist.

XII.

Reich, schön, war Lenskij sehr willkommen
In jedem Haus zu jeder Frist.
Ganz schwiegersöhnlich aufgenommen,
Wie das hier ländlich-sittlich ist.
Für den Halbrussen schwärmte jede
Mama; kam er, so war die Rede
Gleich von der trüben Einsamkeit
Und Qual der Junggesellenzeit.
Sein Platz ist bei der Theemaschine,
Wo »Dunja« sich geschäftig zeigt,
Der man jetzt die Guitarre reicht,
Worauf mit jammervoller Miene
Sie anhebt (man verzweifelt schier):
»Komm in mein güld'nes Schloß zu mir'« *)

XIII.

Doch schien es Lensky noch zu frühe
Schon jetzt im's Ehejoch zu gehn;
Inzwischen gab er sich viel Mühe
Bekannt zu werden mit Eugen.
Wohl Stein und Wasser, Eis und Flammen
Paßten im Stoffe mehr zusammen
Als dieses seltne Freundespaar.
Ob des verschiednen Wesens war
Anfangs viel Kälte zwischen Beiden;
Dann ritten sie zusammen aus,
Und eine Freundschaft ward daraus:
Sie waren gar nicht mehr zu scheiden.
So können, ich gesteh' es ein,
Aus »Nichtsthun« Menschen Freunde sein.

XIV.

Doch solche Freundschaft auch ist selten:
Weil unser selbstischen Natur
Die Andern all' als Nullen gelten,
Bestimmt durch *unsern* Zahlwerth nur.
Und wie Napoleon die Köpfe
Aller zweibeinigen Geschöpfe
Nach *seinem* Nutzen und Gebrauch
Nur schätzte — machen wir es auch.
Eugen verdiente wen'ger Tadel
Als Andre; waren ihm zur Last
Die Menschen, meistens auch verhaßt:
Glaubt' er doch noch an Seelenadel,
Und hatte — obgleich selber kühl —
Achtung für Anderer Gefühl.

XV.

Drum hört' und sah er lächelnd immer
Auf seines Freundes Redeschwung,
Auf seines Auges Begeistrungsschimmer
Und auf sein Urtheil, noch so jung!
Gar neu war ihm dies gläub'ge Sprechen,
Er wagt' es nicht zu unterbrechen,
Hielt oft ein kaltes Wort zurück,
Wozu — dacht' er — soll ich das Glück
Des flücht'gen Augenblicks ihm rauben?
Auch ohne mich thut das die Zeit:
Mag er an die Vollkommenheit
Der Welt indeß treuherzig glauben:
Verzeihen wir dem jungen Blut
Den jungen Wahn, die junge Glut!

XVI.

Alles bot Stoff zur Unterhaltung
Und übte ihre Urtheilskraft:
Der Völker Ursprung und Entfaltung,
Die Früchte ernster Wissenschaft,
Das Vorurtheil, der Wahn, die Mode,
Das Leben vor und nach dem Tode,
Die Tugend und die Schlechtigkeit,
Die alte und die neue Zeit.
Lensky las auch begeistert häufig
Fragmente nord'scher Dichtung vor:
Onägin lieh ihm gern sein Ohr, —
So wenig ihm auch sonst geläufig
Und lieb die fremde Weise war,
Horcht' er doch freundlich immerdar.

XVII.

Noch öfter um die Liebe wandte
Sich das Gespräch der jungen Herrn.
Ob auch Eugen nicht mehr entbrannte:
Doch heimlich seufzend sprach er gern
Vom Drange den er einst empfunden ...
O glücklich, wer ihn überwunden!
Noch glücklicher, wer nie gewußt
Von solcher Qual und solcher Lust!
Wer Liebesqual durch Trennung bannte,
Durch Schmähung Haß beseitigt wähnt,
Mit Weib und Freunden traulich gähnt.
Die Qual der Eifersucht nie kannte,
Und nie im trügerischen Spiel
Gewagt was ihm zum Erbe fiel.

XVIII.

Wenn wir zu weiser Ruh gekommen,
Nach langem Kampf in unsrer Brust
Der Leidenschaften Glut verglommen:
Belächeln wir mit Spötterlust
Uns selbst, wie wir uns ihnen beugten,
Die Qualen die sie uns erzeugten.
Doch wenden wir uns gern in Ruh
Den Leidenschaften Andrer zu —
Es ist als ob uns ihr Gebrause
Mit neuer Kraft und Glut durchzieht.
So hört ein alter Invalid,
Vergessen längst in seiner Klause,
Noch gern in thatenloser Ruh
Dem Reden jüng'rer Krieger zu.

XIX.

Doch kann die Jugend Nichts verschweigen,
Und drangvoll ist sie stets bereit
Was ihr das Herz bewegt zu zeigen:
Feindschaft und Liebe, Lust und Leid.
Ein Invalid der Liebe neigte
Eugen sein Ohr der Herzensbeichte
Des Freundes mit erfahrnem Blick,
Und wußte bald um sein Geschick.
Treuherzig und naiv enthüllte
Ihm der Poet, was er erstrebt,
Geliebt, gelitten und gelebt,
Was glühend seine Brust erfüllte:
Geschichten voll Gefühl und Leid,
Für uns längst keine Neuigkeit.

XX.

Er liebte, wie in unsren Jahren
Man nicht mehr liebt, und wie allein
Ein Dichter Liebe mag erfahren,
In solchem Feuer, solcher Pein.
Ein unvergänglich glühend Streben
Erfüllt sein Herz, sein ganzes Leben;
Ein Bild, das sich durch Nichts verwischt,
Und eine Glut die nie erlischt,
Die keine Zeit und Trennung lindert,
Sich keiner fremden Schönheit beugt,
Die selbst die Muse nicht verscheucht,
Der Ernst der Wissenschaft nicht mindert.
So liebte er mit aller Kraft
Glutvoller, reiner Leidenschaft.

XXI.

Schon, als er noch ein Kind war, weilt' er
In Olga's Nähe gar zu gern,
Und ihre Spiele mit ihr theilt' er
So selig! allem Kummer fern.
Es paßten — schien es — die Gemüther
Der Kinder wie der Eltern Güter
Zusammen, und das Pärchen war
Den Vätern schon im Geist ein Paar.
Im heim'schen Waldesheiligthume,
Von Mutteraugen treu bewacht,
Wuchs Olga auf in keuscher Tracht,
Wie eine frische Maienblume
Von Gras und Laub geschützt, verdeckt,
Vor Bien' und Schmetterling versteckt.

XXII.

In des Poeten Brust erweckte
Olga der Liebe ersten Drang,
Und der Gedanke an sie weckte
Der keuschen Leier ersten Klang.
Lebt wohl nun, Spiele! Jetzt nur Träume
Liebt er und düstre Waldesräume!
Er wandelt einsam und allein
Bei Sternennacht und Mondenschein.
O Mond, du nächt'ge Himmelsleuchte,
Bei deren Schein wir selber oft
Spaziert, geseufzt, geweint, gebeßt,
Die Thränen weckte und verscheuchte ...
Jetzt nur Ersatz noch für Laternen
Sehn wir in dir und in den Sternen!

XXIII.

Stets liebreich, sittsam und ergeben,
Stets heiter wie des Frühroths Glanz,
Gemüthlich wie des Dichters Leben,
Und wie ein Kuß voll Süße ganz;
Das blaue Aug', die seidnen Locken,
Der Gang, die Stimme rein wie Glocken,
Der schlanke Wuchs, der Blick so mild . . .
Kurzum Ihr findet Olga's Bild
In neueren Romanen wieder;
Es ist ein Bild voll Lieblichkeit,
Ich liebt' es selbst in früh'rer Zeit,
Jetzt aber ist es mir zuwider!
Drum schildr' ich lieber treu und wahr
Wie Olga's ält're Schwester war.

XXIV.

Die ält're Schwester hieß Tatjane,
Und — irr' ich nicht — klang nie zuvor
Aus einem russischen Romane
Ein solcher Name Euch in's Ohr!
Im Klange ist er ohne Tadel,
Doch zu volksthümlich für den Adel,
Der ihn nur seinen Mägden zieht,
Für sich nur fremde Namen liebt,
Um seinen Ungeschmack zu zeigen
Selbst in der eignen Namenswahl,
(Von Versen red' ich nicht einmal,)
Laßt uns von unsrer Bildung schweigen!
Wir haben ihre Hülle nur,
Von ihrem Kerne keine Spur!

XXV.

Tatjane war in Nichts vergleichſam
Der jüngern Schweſter: nicht ſo friſch
Und nicht ſo ſchön, dabei trüb, ſchweigſam
Und wild, ein wunderlich Gemiſch
Von Glut und Kälte. Selbſt im Kreiſe
Der Ihrigen wie eine Waiſe
Erſchien ſie ſtets, bald fremd und kalt,
Bald ſchüchtern wie ein Reh im Wald.
Als Kind ſchon blieb ſie fern den Spielen
Der Andern, einſam weilte ſie.
Und ſelbſt die Eltern konnten nie
Von ihr ein ſchmeichelnd Wort erzielen,
Sie ſaß am Fenſter tagelang
Schweigſam, in träumeriſchem Hang.

XXVI.

In ihr ſeit frühſter Kindheit drückte
Ein träumeriſcher Ernſt ſich aus,
Mit Bildern ihrer Traumwelt ſchmückte
Sie Einſamkeit und Vaterhaus.
Doch ihre feinen Finger kamen
Nie gerne an den Arbeitsrahmen —
Von Näherei und Stickerei
Blieb ſie am liebſten gänzlich frei.
Die Herrſchſucht zeigt ſich unverhohlen
Bei Mädchen in der Kindheit ſchon,
Wenn in gebieteriſchem Ton
Sie ihren Puppen wiederholen
Was die Mama ſagt, was gefällt,
Geſetz und Brauch iſt in der Welt.

XXVII.

Tatjane ließ die Puppen ferne
Schon mit den ersten Kinderschuh'n,
Zog sie nicht an und sprach nicht gerne
Mit ihnen, wie sonst Kinder thun.
Sie fand am Spielen kein Behagen:
Doch gerne schauerlichen Sagen
Lieh sie ihr Ohr, in Winterszeit
Zur Nacht, wenn's draußen stürmt und schneit. —
Im Sommer, wenn die Spielgenossen
Mit Olga auf der grünen Flur
Beim Fangspiel weilten, sah man nur
Tatjane einsam und verdrossen;
Von fern sah sie in düstrer Ruh
Dem lauten Kindertreiben zu.

XXVIII.

Auf dem Balkon weilt sie schon gerne
Eh' sich der junge Tag erhebt,
Wenn in der bleichen Himmelsferne
Der Sterne lichter Chor entschwebt,
Der Frühwind weht, den Tag verkündend —
Und, rings den Himmelssaum entzündend,
Die Sonne glüht in Frührothspracht. —
Auch in der kalten Winternacht,
Wenn halb umdunkelt in der Runde
Die Erde ruht, und halb erhellt
Vom bleichen Mond am Himmelszelt, —
Erhebt sich zur gewohnten Stunde
Tatjane, im Gemach allein
Sitzt sie und liest beim Lampenschein.

XXIX.

Sie war begeiſtert von Romanen,
Las leidenſchaftlich gern und viel.
Vor Allen früh ſchon Tatjanen
Rouſſeau und Richardſon gefiel,
Deren Romane ſie bewundert.
Ihr Vater, der um ein Jahrhundert
Zurück war — ſonſt von bravem Sinn —
Sah nichts Gefährliches darin,
Er hielt nicht viel vom Bücherwiſſen,
Ein Buch galt ihm als Spielerei,
Drum war es ihm ganz einerlei
Welch Buch in ſeiner Tochter Kiſſen
Sich barg — derweil die Mutter gar
Von Richardſon begeiſtert war.

XXX.

Die Mutter machte ſo viel Weſen
Von dem berühmten Richardſon:
Nicht weil ſie je darin geleſen
Und Lovelace vorzog Grandiſon: *)
Nein, blos weil die Prinzeß Aline,
Ihre moskowiſche Couſine,
Ihr einſt ſo viel davon erzählt.
Damals war ſie noch nicht vermählt
Mit ihrem jetzigen Mann: ſie ſchwärmte
Für einen Gardeoffizier,
Der mehr als ihr Verlobter ihr
Gefiel und Herz und Geiſt erwärmte.
Ihr Grandiſon war ſehr galant,
Ein Spieler, tollkühn und gewandt.

XXXI.

Sie pflegte ſich wie er zu tragen:
Ganz nach der Mode, elegant —
Doch ohne ſie um Rath zu fragen
Gab man ihr eines Andern Hand.
Gleich nach der Hochzeit nahm ihr Gatte
Sie mit auf's Land. Die Arme hatte
Nun Zeit ſich auszuweinen dort.
Erſt wollte ſie ganz wieder fort,
Und die Gewohnheit nur verſöhnte
Sie mit dem Schickſal und dem Mann.
Sie nahm ſich ihres Haushalts an,
Bis ſie ſich nach und nach gewöhnte.
Der Himmel läßt oft für das Glück
»Gewohnheit« [4]) als Erſatz zurück.

XXXII.

Als ſie nun ſo durch die Erweckung
Der Arbeitsluſt beruhigt war,
Ward eine wichtige Entdeckung
Ihr bald zum Quell der Freude gar.
Heimlich gelang's ihr auszuſpüren
Das Regiment im Haus zu führen,
Und Alles ging vortrefflich nun.
Sie überwacht der Leute Thun
In Haus und Feld, rafft die Stirnen, [5])
Führt Buch und Rechnung ganz allein,
Salzt Pilze für den Winter ein,
Schimpft, ſchlägt zuweilen gar die Dirnen,
Sonnabends geht ſie in das Bad,
Und frägt bei Nichts den Mann um Rath.

XXXIII.

Einſt in die Albums zarter Damen
Schrieb ſie mit ihrem Blut ſich ein,
Gab ihren Roſen fremde Namen
Und liſpelte gedehnt und fein;
Trug enganſchließende Corſette,
Und ſprach das »R« wie in »Lancette«
Franzöſiſch aus, mit Naſenton.
Doch alle das iſt lange ſchon
Vergeſſen, wie Prinzeß Aline,
Album, Corſet und Poeſie!
Jetzt denkt ſie an dergleichen nie,
»Achulka« ruft ſie ſtatt »Celine«,
Durch Schlafrock und durch Haube jetzt
Iſt aller einſtige Putz erſetzt.

XXXIV.

Ihr Gatte liebt ſie unausſprechlich,
Miſcht ſich in ihre Wirthſchaft nie,
Glaubt ihr auf's Wort, und geht gemächlich
Im Schlafrock früh und ſpät, wie ſie.
So thun ſich ſorglos Beide gütlich,
Und Abends ſitzen oft gemüthlich
Die Nachbarn zwanglos bis zur Nacht
Bei ihnen, wird erzählt, gelacht,
Geſprochen von den ſchlechten Zeiten
Und Gott weiß noch von was und wem!
Die Zeit vergeht ſo angenehm,
Olga muß dann den Thee bereiten,
Man ſpeiſt zur Nacht, trinkt fleißig aus,
Wird müde, gähnt — und fährt nach Haus.

XXXV.

Alſo genoſſen ſie in Frieden,
Nach Art der guten alten Zeit,
Was ihnen Gott der Herr beſchieden
In ſorgenloſer Thätigkeit.
Sie backen in der Butterwoche *)
(Des Jahrs genährteſter Epoche)
Die Butterkuchen dünn und fett,
Wie ſich's gehört. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
Bedurften wie der Luft des Quaſſes. *)
Bei Tiſche ward nach Stand und Rang
Servirt — ſonſt ging es ohne Zwang.

XXXVI.

So wurden greis und alt die Beiden,
Mit ihrem Loos zufrieden ganz,
Da mußte von der Gattin ſcheiden
Der Mann — ihm blüht ein neuer Kranz —
Er ſtarb kurz vor der Mittagsſtunde,
Von allen Nachbarn in der Runde
Beweint — und herzlich traurig war
Die Wittwe und das Kinderpaar.
Er war ein guter Herr geweſen,
Und wo man ſeinen Staub begrub
Ein einfach Denkmal ſich erhub,
Worauf die Inſchrift noch zu leſen:
»Ein Knecht des Herrn, der Brigadier
Dimitry Larin ſchlummert hier.«

XXXVII.

Wladimir Lensky, als er wieder
Zur Heimat aus der Fremde kam,
Kniet' an des Nachbarn Grabe nieder
Und weint um ihn in wahrem Gram;
Ein Gram, der lange Zeit noch dauert,
„Poor Yorick — ſeufzt er oft und trauert —
Wie gern er auf dem Arm mich hielt
Als Kind, und wie ich gern geſpielt
Mit ſeinem Otſchakoffſchen Orden;
Er hat mir Olga anvertraut —
„Ob wohl mein Aug' den Tag noch ſchaut!“
So ſprach er oft — zu Staub geworden
Iſt nun ſein Leib!“ Und Lensky ſang
Dem Todten einen Grabgeſang.

XXXVIII.

Auch ſeiner Eltern theurer Aſche
Weiht' er ein wehmuthsvolles Lied.
Ach! wie des Lebens Flug, der raſche,
Das Liebſte uns ſo früh entzieht!
Geſchlechter kommen und vergehen,
Ihr Fall macht andre auferſtehen,
Und auch die neue Menſchenſaat
Keimt, reift und welkt nach Gottes Rath.
Wir, die wir jetzt zu Grabe tragen
Der Väter Staub: noch glühen wir
Und wünſchen, ſtreben, hoffen hier —
Doch **unſre** Stunde auch wird ſchlagen!
Die Enkel ſenken in das Grab
Dereinſt auch unſern Staub hinab.

XXXIX.

Drum laßt Euch, Freunde, noch berauschen
Von dieses Lebens flücht'ger Luft!
Seh ich's auch leichten Sinns verrauschen,
Mir seiner Nichtigkeit bewußt
Und aller Täuschung fern auf immer:
So ist doch noch ein Hoffnungsschimmer,
Der mir das Herz bewegt, erhellt —
Ach, ungern schied' ich aus der Welt
Daß jede Spur von mir vernichtet!
Nach Ruhm des Tages streb' ich nicht,
Doch hätt' ich gern durch mein Gedicht
Ein dauernd Denkmal mir errichtet,
Daß man des Dichters nicht vergißt,
Wenn auch sein Staub begraben ist.

XL.

O, rührte ich durch meine Dichtung
Einst einen mir verwandten Geist,
Der meine Lieder der Vernichtung
Mich der Vergessenheit entreißt!
Vielleicht — Gedanke voll Entzücken! —
Wird mich der Zukunft Lorbeer schmücken,
Daß man vor meinem Bilde steht
Und sagt: »Ja, das war ein Poet!«
Euch reich' ich dankbar meine Rechte:
Dir — den mein Lied mit mir verband,
Und Dir — deß liebevolle Hand
Mich wahrt dem kommenden Geschlechte,
Und der des Greises Lorbeerkranz
Fortgrünen läßt in frischem Glanz.

Anmerkungen zum zweiten Buche.

1) Dies bezieht sich auf eine in Rußland übliche Ausdrucksweise, derzufolge man, um recht artig zu sein, jedem Ja und Nein (da und njett) ein „s" anhängen muß (da's und njett's). Dieses Anhängsel (dem französischen Monsieur und Madame entsprechend) ist eine Abkürzung von Sudar und Sudarynja.

2) Aus dem „Donauweibchen" oder, wie die Russen es nennen: Dnjeprweibchen (Dnjeprofskaja Russalka).

3) Lovelace und Grandison: die Helden der beiden bekanntesten Romane des fruchtbaren und einst so berühmten und beliebten Romanschreibers Richardson († 1761).

4) Si j'avais la folie de croire encore au bonheur, je le chercherais dans l'habitude. *Chateaubriand.*

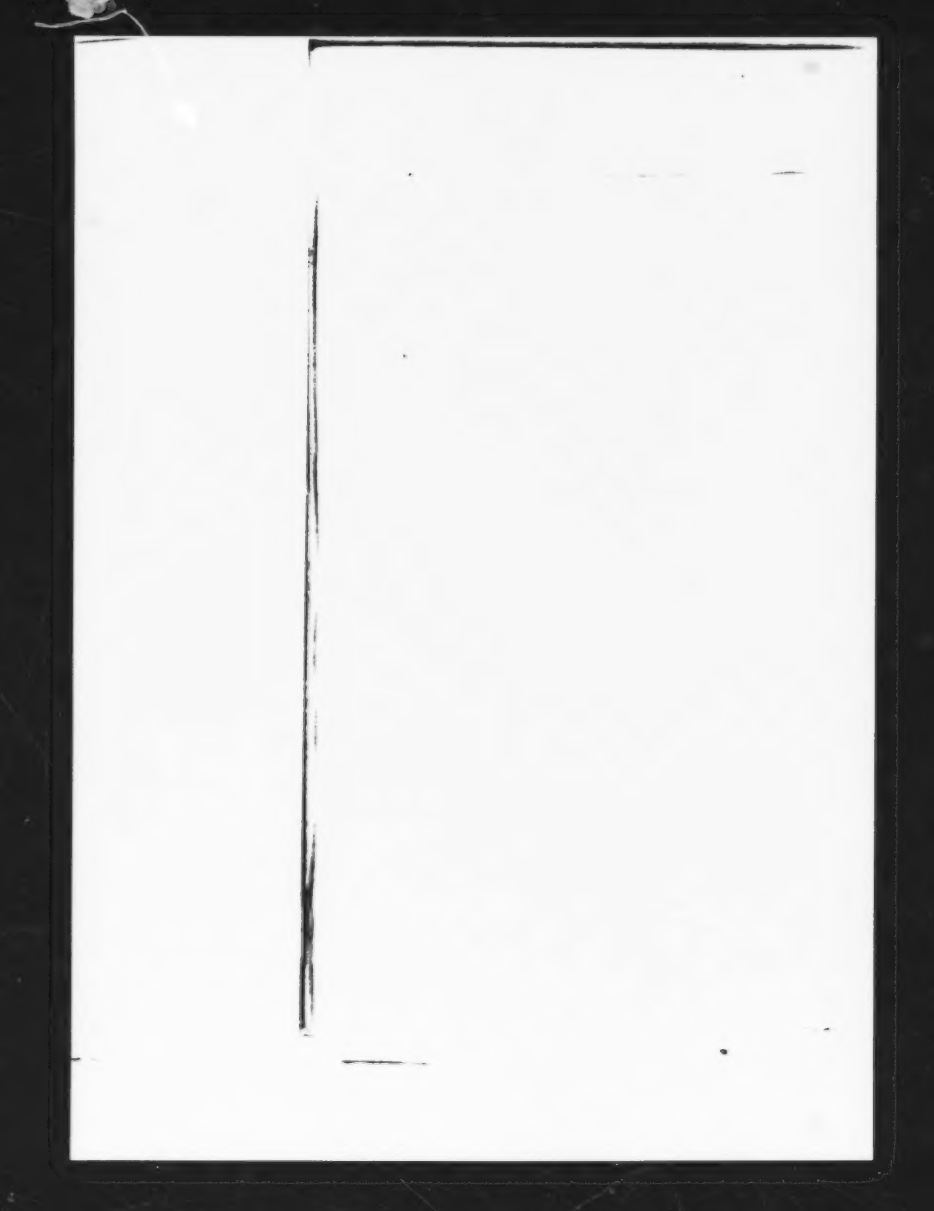
5) Den zu Rekruten bestimmten Leibeignen wird der Vorderkopf geschoren, damit sie bei dem häufig vorkommenden Davonlaufen leichter zu erkennen und zu erwischen sind.

6) Die Butterwoche (Masslenitza) ist der eigentliche russische Carneval, vor Beginn der Fastenzeit im Februar. Die Hauptnahrung des Volks während dieser Woche besteht aus kleinen dünnen in Butter gebackenen Pfannkuchen (blinny), wovon die Russen zur Vorbereitung auf die Fasten unglaubliche Massen vertilgen.

7) Der Quaß, das volksthümlichste Getränk der Russen, wird aus Gerstenmalz, Roggenmehl und Sauerteig bereitet.

Drittes Buch.

Elle était fille, elle était amoureuse.
Malfilâtre.



I.

„Wohin, Du wunderlicher Sänger?“
— Ich muß schnell fort, leb' wohl, Eugen! —
„Nun ja, ich halte Dich nicht länger!
Doch sag': wohin soll's wieder gehn?“
— Zu Larin's! — „Himmel! ist das möglich?
Sag' nur, langweilt es Dich nicht höchlich
Da jeden Abend hinzugehn?“
— Nein, gar nicht! — „Das mag Gott verstehn!
Nun sag' mir ob ich recht gerathen
Was Dich so hin zu Larin's zieht:
Ein Haus wo man gern Gäste sieht
Bei eingemachtem Obst zum Braten,
Und wo die Unterhaltung nie
Abweicht von Regen, Flachs und Vieh?“

II.

— Ich finde diese Lebensweise
Nicht schlecht. — „Doch lästig für den Gast“
— Ich liebe häuslich-stille Kreise,
Die Modewelt ist mir verhaßt . . .
„Du lebst schon wieder in Idyllen,
Freund, höre auf, um Gottes Willen!
Du gehst? das thut mir leid fürwahr!
Doch sag' mir, Lensky, geht es gar
Nicht an, daß ich sie kennen lerne,

Für die Du dichtest, weinst und schwärmst,
In Liebe Dich verzehrst und härmst?«
— Du scherzest? — »Nein, Freund!« — Gott wie gerne
Stell' ich Dich vor! — »Wann?« — Gleich! steig' ein,
Wir werden sehr willkommen sein. —

III.

Die Freunde eilen und erreichen
Das Nachbargut in kurzer Zeit,
Wo man sie mit den läst'gen Bräuchen
Empfängt altmod'scher Gastlichkeit.
Erst reicht man Eingemachtes ihnen
Und bittet sie sich zu bedienen,
Dann wird ein Krug Liker servirt
Aus Preißelbeeren fabrizirt.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

IV.

Zusammen fuhren sie in Eile
Zurück, noch ziemlich frühe war's.
Belauschen wir jetzt eine Weile
Das Zwiegespräch des Freundespaars.
— Eugen, was gähnst Du nur so kläglich? —
»Gewohnheit, Freund, ich thu' es täglich!«
— Doch heute mehr als sonst? — »O nein!«
Die Nacht hüllt Wald und Fluren ein.

»Holla, Andruschka, schneller fahre!
Ich mag dies nächt'ge Fahren nicht —
Lensky! die Larin ist sehr schlicht,
Aber recht hübsch für ihre Jahre,
Doch ihr Likör, wie schlechter Rum
Steigt mir zu Kopfe, macht mich dumm.«

V.

»Sag', welche von dem Schwesterpaare
Tatjane heißt?« — Die, welche dort
Beim Fenster saß mit dunklem Haare,
Sie kam erst spät und sprach kein Wort. —
»Du hast mehr Liebe für die Zweite?«
— Wie so? — »War' ich Poet, ich weihte
Mein Herz der Andern: im Gesicht
Von Olga fehlt die Glut, das Licht.
Es gleicht Van Dyck's Madonnenbilde.
Es ist rund, schön, doch leblos ganz:
Gleichwie des dummen Mondes Glanz
Mit seiner strahlenkalten Milde.«
Lensky antwortete ihm sehr
Gemessen, sprach dann gar nicht mehr.

VI.

Inzwischen ward Eugen's Erscheinung
Bei Larin's sehr bedeutungsschwer
Für alle Nachbarn, deren Meinung
Getheilt war, man rieth hin und her,
Muthmaßte Vieles im Geheimen,
Doch Niemand konnte sich recht reimen
Was wirklich an der Sache war.
Der Eine ließ Onägin gar
Schon mit Tatjane sich verloben.

Doch weil (o wie die Leute klug!)
Die Ringe nicht modern genug,
Ward noch das Hochzeitsfest verschoben.
Doch über Lenskij's Trauung war
Die ganze Nachbarschaft längst klar.

VII.

Tatjane war erst sehr betroffen
Von dem Geschwätz, doch allgemach
Belebte sie ein leises Hoffen,
Sie dachte gern darüber nach,
Fand das Verhältniß ganz natürlich,
Verliebte sich ganz unwillkürlich.
So aus dem Schooß der Erde hebt
Die Saat sich, die der Lenz belebt.
Ein zartes Sehnen und Verlangen
Erfüllte längst die junge Brust,
Daß sie oft selbst nicht recht gewußt,
Warum sie so vor Weh und Bangen
Verkommen wollte und vergehn:
Ihr Herz erwartet ... irgend wen.

VIII.

Er kam; sie sah. »Das ist er!« rief sie.
Der Zauber hatte sich enthüllt.
Und nun bei Nacht und Tage schlief sie
Nicht mehr, war nur von ihm erfüllt.
In dem Gedanken an ihn lebt sie,
Und sein verschöntes Bild umschwebt sie
Untrennbar. Alles Andre jetzt
Stört sie; leicht fühlt sie sich verletzt
Von jedem arg'gen Wort und Gruße
In ihrem träumerischen Hang

Verwünscht sie oft den Müßiggang
Der Gäste, ihre ew'ge Muße,
Ihr frühes Kommen, spätes Gehn —
Mag außer ihm Nichts hören, sehn!

IX.

Mit welchem Eifer, welcher Rührung
Sie jetzt in den Romanen schwärmt,
Die Helden liebt, mit der Verführung
Unschuld'gen Opfern meint, sich härmt.
Wie sich der Phantasie Gestalten
Lebendig ihrem Blick entfalten.
Malek-Adel und de Linar,[1])
Der arme Werther, und sogar
Freund Grandison, der unerreichbar
Darin, daß er uns Schlaf erzeugt —
In jedem Lieblingshelden däucht
Tatjanen etwas ihm vergleichbar,
Der alle das in sich vereint
Was ihr in Andern groß erscheint.

X.

Sich träumend, daß sie selbst erschiene
Als Heldin ihrer Bücherwelt,
Clarissa, Julie, Delphine —
Schwärmt sie umher durch Wald und Feld
Mit den gefährlichen Romanen,
Ihr eignes Fühlen, Träumen, Ahnen
Sucht sie und findet sie darin.
So unbewußt den eignen Sinn
Mit fremden Schwärmerei'n erfüllend,
Schreibt sie — und seufzt dabei recht tief —
Im Geist schon einen langen Brief,

Eugen ihr Glutgefühl enthüllend.
Doch war — das darf ich Euch gestehn —
Kein Grandison mein Freund Eugen.

XI.

Oft malt der Autor seinen Helden
Als Muster der Vollkommenheit,
Voll allem Schönen, was zu melden
Aus alter und aus neuer Zeit:
Mit stolzem Geist und reiner Seele,
Ein Opfer ohne Schuld und Fehle,
Gefühlvoll, schön — doch allerseit
Verfolgt von Andrer Schlechtigkeit.
Sein Herz glüht nur vom reinsten Brande
Der Leidenschaft, mit hohem Muth
Wagt er für Andre Gut und Blut.
Stets zeigt der Schluß im letzten Bande
Dann, wie das Laster unterliegt
Und die verkannte Tugend siegt.

XII.

Wir aber gehn auf sünd'gen Bahnen,
Es schläfert uns bei der Moral;
Das Laster wird selbst in Romanen
Beliebt, erscheint als Ideal.
Britanniens Muse stört nicht minder
Den Schlaf der Eltern wie der Kinder.
Die jüngsten Mädchen schwärmen hier
Abgötterisch für den Vampyr,
Melmoth, den düstern Abenteurer,
Den ew'gen Juden, den Korsar,
Den nebelhaften Jean Sbogar ...[1])
Lord Byron, als Geschmackserneurer,

Umhüllt mit düsterm Romantismus
Den hoffnungslosen Egoismus.

XIII.

Was, Freunde, sind das für Geschichten!
Vielleicht, so Gott will, bere ich
Noch auf in Reim und Vers zu dichten.
Ein neuer Damen fährt in mich.
Ich lasse mich vom Schwung der Lieder
Bis zur bescheidnen Prosa nieder,
Und ein Roman, fromm, keusch und lang
Zeigt meinem heitern Untergang.
Dann werd' ich Euch nicht länger quälen
Mit böser Menschen Schuld und Fluch:
Ich werd' Euch in dem ganzen Buch
Von treuer Liebe nur erzählen,
Geschichten aus der alten Zeit
Und Sitten trauter Häuslichkeit.

XIV.

Getreulich werd' ich wiederholen
Was Oheim und Papa erzählt,
Wie ihre Kinder sich verstohlen
Am Bach die Linke auserwählt
Zum Stelldichein; wie sie sich plagen
Mit Eifersucht, und sich vertragen;
Aufs Neu entzweie ich das Paar,
Und führ' es endlich zum Altar . . .
Erinnern werd' ich mich den süßen,
Glutvollen Worte jener Zeit,
Wo ich, der Liebe ganz geweiht,
Geseufzt zu meiner Huldin Füßen,
In unruhvoller Huldigung.
Jetzt fehlt mir solcher Redeschwung.

XV.

Tatjane, liebliche Tatjane!
Jetzt wein' ich mit Dir in der Noth,
Daß Deinem Schicksal, Deinem Wahne
Gebeut ein modischer Despot!
Dein Wahn und ach! — Dein Glück wird enden,
Doch erst wird Hoffnung Dich verblenden:
Ein dunkler Drang treibt Deinen Sinn
Zu unbekannten Wonnen hin. —
Wirft des Verlangens Giftkelch trunken,
Dein Traumbild lockt Dich fort und fort,
Und überall wird Dir ein Ort
Geheimnißvollen Glückes winken —
Wohin Du flüchten magst: Dein Schritt
Und Herz zieht den Versucher mit.

XVI.

Tatjane leidet jetzt unsäglich,
Sie geht im Garten, klagt und weint,
Und plötzlich senkt sie unbeweglich
Den Blick, der wie gefesselt scheint. —
Sie steht, der Busen wogend bebt sich,
Die Wange purpurroth belebt sich,
Der Athem stockt, es schwimmt ihr vor
Den Augen, säuselt ihr im Ohr . . .
Die Nacht bricht an; in bleicher Schöne
Durchzieht der Mond den Himmelsraum,
Ganz nah vom dichtbelaubten Baum
Erschallen Nachtigalleutöne.
Tatjane findet keine Ruh
Und flüstert ihrer Amme zu:

XVII.

»Ich kann nicht schlafen, welche Schwüle!
Mach's Fenster auf, komm, nimm hier Platz!«
— Was hast Du, Herzchen? — »Angstgefühle,
Erzähl' mir was!« — Ja, lieber Schatz!
Vor Zeiten kannt' ich viele Sagen,
Historien aus alten Tagen
Von bösen Geistern, Mädelein
Und Riesen; doch das hab' ich rein
Vergessen längst ... Ja, ja, das waren
Einst Zeiten! ... Das ist nun vorbei' —
»Erzähl mir nur, was es auch sei'
Von Deinen eignen Jugendjahren,
Wo's doch gewiß gar Vieles giebt
Zu beichten ..... Warst Du nie verliebt?«

XVIII.

— Verliebt? Na, höre auf Tjanette!
Ich und verliebt? Gott sei's geklagt!
Die selige Schwiegermutter hätte
Mich eher aus der Welt gejagt! —
»Wie aber kamst Du denn zur Ehe?«
— Wenn Gott es will daß es geschehe,
Macht sich's von selbst. Mein Iwan war —
Ich zählte selbst erst dreizehn Jahr —
Jünger als ich. Zwei Wochen täglich
Kam eine Werberin in's Haus,
Dann kam ich selbst zum Haus hinaus,
Ich jammerte und weinte kläglich —
Mit Thränen löste man mein Haar [1])
Und mit Gesang ging's zum Altar ...

XIX.

Und in ein fremdes Haus dann brachte
Man mich ... doch Du hörst gar nicht zu' —
»Ach liebes Mütterchen, ich dachte
Was Andres, finde keine Ruh'
Ich möchte weinen jetzt vor Kummer.«
— Kind Du bist krank, daß Dich der Schlummer
So flieht ... o Herr, erbarme Dich'
Was fehlt Dir, Tjane? sag', soll ich
Dich mit geweihtem Wasser sprengen?
Du brennst ... »Ich bin nicht krank, doch hier,
Hier brennt's! ich ... liebe'« — Sei mit ihr,
Gerechter Gott! — Die Thränen hangen
Im Auge ihr, die fromm bewegt
Ein Kreuz mit dürrer Rechte schlägt.

XX.

»Ich liebe'« seufzt Tatjane wieder
Tief aufgeregt der Alten zu.
— Das Fieber schüttelt Deine Glieder' —
»Ich liebe, geh, laß mich in Ruh'« —
Der Mond mit kaltem Strahlenschimmer
Beleuchtet bald Tatjanens Zimmer,
In bleicher Schöne, bald entblößt
Steht sie, die Haare aufgelöst,
Im Auge Thränen. Vor der jungen
Verliebten Heldin an der Wand
Die Alte sitzt, im Nachtgewand,
Den Kopf mit einem Tuch umschlungen;
Und draußen hüllt der Mondenschein
Noch träumend Wald und Fluren ein.

XXI.

Weit trägt ihr Herz die Liebeskranke,
Hinstarrend in den Mondenschein ...
Da plötzlich faßt sie ein Gedanke ...
»Geh Mütterchen, laß mich allein!
Erst rück den Tisch mir etwas hierher,
Bring' Feder, Dinte und Papier her,
Und nur schlaf wohl!« Sie bleibt allein.
Still ist's; sie sitzt im Mondenschein
Und schreibt, das Haupt gestützt, bewußtlos.
Eugen umschwebt sie immerfort,
Der ersten Liebe Unschuldswort
Kann sich urselbst aus ihrer Brust los.
Den Brief jetzt faltend, seufzt sie tief ...
Tatiane, an wen ist der Brief?

XXII.

Schönheiten kannt' ich, unbeweglich
Und unbegreiflich obendrein,
Unnahbar, tugendhaft unsäglich,
Stolz, wie der Winter kalt und rein.
Bewundert hab' ich in der Jugend
Solch angeborne kalte Tugend,
Doch blieb ich stets ihr möglichst weit;
Von ihrer Stirn starrt's allezeit
Mich an, gleich jenen Höllenaugen:
»Laß jede Hoffnung hinter Dir.« [1])
Zu fesseln ist ihr Unglück hier,
Und zu verscheuchen ihr Vergnügen.
Vielleicht sind Euch am Newastrand
Solch kalter Schönen mehr bekannt.

[1]) Vgl. unter X.

XXIII.

Noch andre wunderliche Schönen
Kannt' ich, von feſſelnder Gewalt,
Verſchloſſen allen Schmeichelltönen,
Stolz, ſelbſtrich und für Liebe kalt.
Bei ihnen fand ich — und erſtaunte —
Daß ihr Gemüth, das kaltgelaunte,
Ein liebend Herz erſtarrt, erſchreckt,
Und doch zu neuer Liebe weckt.
Durch irgend eine feine Wendung,
Durch Mitleid, durch den zarten Klang
Der Stimme neue Glut erzwang,
Daß in leichtgläubiger Verblendung
Der Liebende — ob noch ſo oft
Getäuſcht — auf's Neue glüht und hofft.

XXIV.

Wodurch iſt nun Tatjane ſchimmer?
Daß ſie in lieber Herzlichkeit
Nichts ahnt vom trügeriſchen Schimmer
Des Traumes dem ihr Herz geweiht?
In Einfalt nur ſich ſelbſt betrügend,
Des Herzens heißem Drang ſich fügend,
Sich wie ſie iſt ſo ganz auch giebt?
Iſt's eine Sünde, daß ſie liebt,
Daß Wünſche ihre Bruſt beleben
Daß Gott ihr Geiſt und Phantaſie,
Gefühl und Willenskraft verlieh?
Wer wird Tatjanen nicht vergeben
Den Ausbruch einer Leidenſchaft
Die nur ihr ſelber Leiden ſchafft!

XXV.

Kalt von Gefühl, streng von Gedanken
Mag die Kokette richten; — blind
Giebt sich Tatjane ohne Schwanken
Der Liebe hin, gleich wie ein Kind.
Sie denkt nicht: Wenn ich ruhig bliebe
Erhöhte ich den Preis der Liebe,
Und sichrer fing' ich mit der Zeit
Ihn, geb' ich seiner Eitelkeit
Erst durch die Hoffnung Glut und Nahrung
Dann folgt der schweren Zweifel Wucht
Der Reiz entflammter Eifersucht —
Damit gewitzigt durch Erfahrung
Der Herz-gefangne Ritter nicht
Zu leicht die süßen Fesseln bricht.

XXVI.

Um nicht die Ehre zu verletzen
Des Heimatlandes, das mir lieb,
Muß ich den Brief jetzt übersetzen
Tatjanens, die schlecht russisch schrieb.
Die heimischen Journale las sie
Fast gar nicht, und darum besaß sie
Im Schreiben wenig Eleganz
Der Sprache ihres Vaterlands,
Und mußte so französisch schreiben.
Die Liebe unsrer Damen spricht
Und schreibt das Russische noch nicht.
Fern muß die stolze Sprache bleiben
Der Post — bis einst die »große Welt«
Sie für die Prosa würdig hält

XXVII.

Ich weiß, man läßt jetzt russisch lesen
Die Damen, — selbst am Newastrand.
Nun denkt Euch diese zarten Wesen
Den »Gutasünden« *) in der Hand!
Ich frag' Euch Freunde, mögt Ihr richten
Die Schönen, die Ihr in Gedichten
Besungen in der Jugendzeit,
Sie, denen Euer Herz geweiht,
Konnten sie richtig russisch sprechen?
Und mußten sie nicht immerdar,
Wo russisch sprechen nöthig war,
Die Muttersprache radebrechen?
Derweil französisch Jede ganz
Geläufig spricht, mit Eleganz.

XXVIII.

Der Himmel möge mich beschützen,
Daß ich auf Bällen nicht einmal
Schulmeister seh' in Frauenmützen
Und Akademiker im Shawl.
Wie reizend Mündchen, die nicht lachen,
Sind Damen, die nicht Schnitzer machen
Im Russischsprechen, mir verhaßt.
Das kommende Geschlecht erfaßt
Vielleicht in Folge der Ermahnung
Der Presse, ein gelehrter Drang
Nach Reinheit im Gebrauch und Klang
Der Worte, — welche düstre Ahnung!
Ich bleibe ohne Scham und Scheu
Der guten alten Sitte treu!

XXIX.

Die lieben kleinen Schnitzer klingen
Mir so vertraulich allezeit!
Neu fühl' ich's meine Brust durchdringen
Mit Bildern der Vergangenheit.
Ich bin zu schwach zu später Reue,
An Gallizismen stets erfreue
Ich mich wie an der Poesie
Von Bogdanowitsch,*) oder wie
An meinen Jugendsünden ... Brechen
Wir dies Kapitel ab; es blieb
Der Brief uns, den Tatjane schrieb,
Zu übersetzen. Mein Versprechen
Thut mir jetzt leid: die zarte Feder
Darum's liebt heutzutag nicht Jeder!

XXX.

O wärest Du in unsrer Mitte,
Du Sänger der Melancholie
Und Feste†) — wagt' ich eine Bitte:
Daß Deine Hand in Poesie
Umwandelte und Russisch schriebe
Tatjanens Brief glutvoller Liebe,
Den sie in fremder Zunge schrieb ...
Wo weilst Du? komm, komm! mir zu lieb —
Vergebens ist mein Ruf erklungen:
In Finnlands düstern Felsen hast
Du, ein vereinsamt trüber Gast,
Dich längst entwöhnt der Huldigungen!
Hörst meinen Gruß und mein Gedicht,
Siehst meine Thränen um Dich nicht.

XXXI.

Da liegt der Brief des lieben Wesens,
Ich halt' ihn heilig, wahr' ihn treu
Und habe nie genug des Lesens
Daran, durchles' ihn stets aufs Neu.
Wie das so kindlich ungezwungen
Erscheint, und doch von Glut durchdrungen,
Voll lieber Einfalt und voll Schwung!
Wer gab ihr die Begeisterung
Zu diesem Brief? Ihr sollt ihn lesen,
Ob er auch matter, kälter jetzt
Erscheint, wie ich ihn übersetzt:
Ihr ahnt vielleicht wie er gewesen
Mit allem Blüthenstaub der Urschrift —
Hier ist es Kunst- und dort Naturschrift.

Tamanens Brief an Onagin.

Ich schreibe Ihnen — was kann ich
Bei solchem Schritt noch weiter sagen?
Jetzt dürfen Sie — ich weiß es! — mich
Verachten, und ich darf nicht klagen.
Doch, glimmt ein Fünkchen Mitleid blos
In Ihnen, für mein traurig Loos,
So werden Sie mich nicht verlassen!
Erst wollt' ich mein Geheimniß wahren,
Nie hätt' ich den Entschluß zu fassen
Gewagt, mein Herz zu offenbaren —

Sie wußten nicht um meine Schande,
Wenn die geringste Hoffnung mir
Geblieben, Sie zuweilen hier
Bei uns zu sehen auf dem Lande,
Wenn auch nur selten — wöchentlich
Ein Mal nur. Weiter wollte ich
Ja nichts, als Ihren Worten lauschen,
Und selbst ein Wort mit Ihnen tauschen.

Ich hätte dann bei Tag und Nacht
An Sie, den Einzigen, gedacht
Bis mich Ihr Wiedersehn erfreute'
Doch fliehn Sie, sagt man, alle Leute,
Langweilen sich bei Allem hier
Und sind für Andre wie begraben
Im eignen Haus. Was können wir
In häuslich-stiller Einfachheit
Auch für Sie sein? Doch warum haben
Sie uns besucht? Ich hätte nie
An Sie in meiner Einsamkeit
Gedacht, mich nie gequält um Sie...
Vielleicht dereinst mit ernstem Mutd
Hätt' ich des Herzens Ueberflut
Zurückgedrängt in ihre Borden,
Die Leidenschaft stark überwunden —
Ein Andrer hätte sich gefunden,
Und eine treue Gattin wär' ich
Und tugendhafte Mutter worden —
Doch mit Bewußtsein jetzt entbehr' ich.

Ein Andrer'... Nie hätt' ich im Leben
Mich einem Andern hingegeben
Für Dich allein bin ich geboren.

Du bist vom Schicksal mir erkoren!
Mein Leben — mir, bis ich Dich fand,
Zum Ueberdrusse und zur Bürde. —
War mir ein Schicksalsunterpfand
Daß ich Dich einstmals finden würde:
Gott selbst hat Dich zu mir gesandt,
Daß Du mich schützest bis zum Grabe . . .
Wie oftmals schon im Traume habe
Ich Dich gesehn! Ich liebte Dich
Als Du noch unsichtbar für mich;
Schon lange — nein, es war kein Traum! —
Hat mich Dein Zauberblick bezwungen,
Ist Deine Stimme mir erklungen.
Ich kannte Dich, als Du mir kaum
Erschienst — und glühte, bebte schier:
»Das ist er!« sprach mein Herz zu mir.
Nicht wahr, Du warst's den ich gehört,
Der oft im Schlummer mich geehrt,
Der mich umschwebte allerwärts,
Am frühen Tag, in Abendspäte,
Wenn ich den Armen half, wenn ich
Allein in meine Kammer schlich,
Um meiner Seele Glut und Schmerz
Zu bannen, lindern im Gebete?
Sah ich in solchem Augenblicke
Dich nicht die Dunkelheit durchfliegen,
Dich zu mir neigen, an mich schmiegen,
Um mich in meinem Gramgeschicke
Mit Trost und Hoffnung zu erfüllen,
Mir schöne Bilder zu enthüllen
Von Liebesglut und Seligkeit?
Wer bist Du, liebes Wesen? sprich!

Umschwebst Du als ein Engel mich,
Der meinem Schutze sich geweiht?
Oder kamst Du mich zu versuchen?
Soll ich Dich segnen, — Dich verfluchen?
Vielleicht ist Alles dies ein Nichts,
Das Trugbild eines Traumgesichts,
Ein Wahn den ich im Wahnsinn pflege!
Doch — was es immer sei: ich lege
Mein Herz in Deine Hand! Ach Keiner
Ist außer Dir, der mich versteht.
Eugen, erbarme Du Dich meiner.

Ziel- und, ich stehe hier allein,
Hilflos, und weiß nicht aus noch ein.
Ich kann mich selbst nicht mehr verstehn,
Und schweigend muß ich untergehn.
Dir, Dir vertrau' ich mein Geschick,
Sei Du mein Schutz, mein Hort, Eugen!
O komm zu mir, durch einen Blick
Der Hoffnung neu mich aufzurichten
Aus meiner geistigen Umnachtung,
Oder mein Traumbild zu vernichten,
Mich zu bestrafen mit Verachtung!
Ich schließe. Starr vor Scham durchschau' ich
Noch einmal schnell was ich geschrieben;
Doch Ihrer Ehre ganz vertrau' ich —
Sie ist mein einzger Hort geblieben!

XXXII.

Tatjane hält den Brief erſchrocken,
Die roſige Oblate wird
Im beißen Munde wieder trocken.
Sie zittert, ſeufzt, ihr Auge irrt
Umher, der Kopf zum Buſen neigt ſich,
Das Hemdchen gleitet ab, es zeigt ſich
Ihr blendend reiner Nacken halb.
Des Mondes Licht, längſt matt und fahl,
Verliſcht jetzt ganz. Sich weit erſtreckend
Weiß dampfend liegt das Thal, ganz vorn
Glitzert ein Bach, des Hirten Horn
Erſchallt, die Dorfbewohner weckend.
Der Tag bricht an, das Dorf erwacht,
Tatjane hat auf gar nichts Acht.

XXXIII.

Sie ſieht den Tag nicht, noch das Treiben
Der Menſchen, ſinnt, den Kopf gebückt,
Hat ihrem inhaltſchweren Schreiben
Das Siegel noch nicht aufgedrückt.
Da öffnet ſich die Thüre leiſe,
Und bringt den Thee ihr ſchon die greiſe
Philipjewna: — Mein Kind, 's iſt Zeit!
Was ſeh' ich! ſchon ſo früh bereit,
Mein Morgenvögelchen? Wie bange
War ich um Dich! Doch Gott ſei Dank,
Ich ſehe Du biſt nicht mehr krank.
Daß Du die ganze liebe lange
Nacht nicht geſchlafen merkt man nicht,
So friſch und hell iſt Dein Geſicht.

XXXIV.

»Ach Amme, thu' mir eine Liebe!«
— Gern Herzchen, Alles gern für Dich! —
»Denk' ja nicht, daß ich etwas schriebe
Was ... doch Du läßt mich nicht im Stich?«
— Ich bitte Dich um Gotteswillen! —
»So schicke Deinen Sohn im Stillen
Mit diesem Brief zu ... nahebei ...
Zum Nachbarn ... sag' ihm auch, es sei
Mir lieb, wenn er mich gar nicht nenne ...«
— Ich bin so alt schon und so dumm,
In unsrer Gegend hier herum
Sind viele Nachbarn — kaum noch kenne
Ich ihre Namen: sage mir,
An wen ist dieses Briefchen hier? —

XXXV.

»Ach Mütterchen! kannst Du denn gar nicht
Errathen? 's liegt doch nah genug!«
— Kind siehst Du denn mein greises Haar nicht?
Ja, früher war ich flink und klug!
Wenn Deines sel'gen Vaters Wille ...
»Nun bitte, Liebste, schweig jetzt stille
Von Deiner jungen Jahre Geist!
Nimm diesen Brief, der Nachbar heißt
Onägin!« — Gleich will ich's besorgen,
Sei nur nicht bös! Ich gehe gleich,
Ich bin so taub schon; doch wie bleich
Ist Dein Gesicht ... »Sei ohne Sorgen
Um mein Gesicht, folg' meinem Wort
Und schick' den Brief zum Nachbar fort.«

XXXVI.

Zwei Tage, früh schon angekleidet,
Tatjane wartet, bleich vor Gram,
Auf Antwort, — doch wie sie auch leidet
Und wartet: keine Antwort kam!
Doch läßt sich Lensky endlich sehen.
»Was ist mit Ihrem Freund geschehen,
Hat er uns ganz vergessen schon?«
Frägt die Mama mit scharfem Ton.
— Die Post hat ihn heut aufgehalten,
Er kommt noch, er versprach es mir! —
Gab Lensky laut zur Antwort ihr.
Tatjane kann sich kaum noch halten,
Der Busen wogt, die Wange glüht,
So wirr bewegt ist ihr Gemüth.

XXXVII.

Es dämmert, blitzend auf dem Tische
Dampft schon die Theemaschine jetzt
Mit ihrem traulichen Gezische.
Der Theetopf ist schon aufgesetzt,
(Von ächt japan'schem Porzellane,)
Ein Bursche bringt die fette Sahne,
Und Olga gießt den duft'gen Trank
Jetzt in die Tassen. Sehnsuchtskrank
Inzwischen an den Fensterscheiben,
Die sie mit ihrem Hauch bedeckt,
Tatjane sitzt, ihr Händchen streckt
Die feinen Finger aus zu schreiben. —
Auf dem geduld'gen Glase so
Malt sie ein E und dann ein O.

XXXVIII.

Doch trüb von Herzen und Geberde
Ist sie; im Auge Thränen stehn.
Da, horch! ... Getrapp von einem Pferde ...
Ihr Blut erstarrt ... er ist's ... Eugen!
Und schnell vom Fenster sich erhebt sie
Und schneller als ein Schatten schwebt sie
Davon durch Haus- und Hofesraum,
Fliegt, kaum sich umzublicken kann,
Ueber den Weg, der hin zum See führt,
Zum großen Garten geht ihr Lauf,
Nicht Busch noch Brücke hält sie auf;
Dort, wo zum Flußchen die Allee führt,
Auf's kleine Bänkchen hart am Saum
Des Waldes sinkt sie, athmend kaum.

XXXIX.

»Hier muß er sein! — ihr Auge nimmert —
Was er nur denkt ... wenn er gewußt
Daß ich ...« Ein Fünkchen Hoffnung schimmert
Noch durch die wildbewegte Brust.
Sie glüht und bebt, die Blicke gleiten
Umsonst umher nach allen Seiten:
Nichts ist zu hören und zu sehn
Als Mägde, die im Garten stehn
Und Beeren pflücken, dabei singen —
(Wie es der Edelmann befiehlt,
Der durch den Rundgesang erzielt,
Daß sie die Beeren nicht verschlingen.
So geht's die ganze Ernte lang;
O Junkerwitz zu Frohn und Zwang!)

Gesang der Mädchen.

Mädchen, schönen Mädchen Ihr,
Herzenskinder, lieben Schätzchen!
Spielt und singt, Ihr lieben Mädchen,
Freuet Euch, seid herzensfroh!
Stimmt ein Liedchen an im Chore,
Singt ein Liedchen von der Liebe,
Und durch Euren Rundgesang
Lockt die schmucken Burschen her,
Lockt sie her zu unserm Reigen.

Doch wenn uns ein Bürschchen naht,
Springen wir ihm schnell entgegen,
Werfen ihn mit rothen Kirschen,
Himbeern und Johannisbeeren,
Komm den Mägdlein nicht zu nahe
Ihre Spiele zu belauschen,
Ihre Scherze, ihre Lieder,
Ihre süßen Liebeslieder!

XL.

Sie singen, doch Tatjane achtet
Nicht auf der Mädchen Rundgesang,
Die angstvoll nur zu stillen trachtet
Des Herzens ungestümen Drang,
Der Augen Naß, der Wangen Gluthen —
Doch ach! umsonst ist ihr Bemühen:
Die Wange glüht, der Busen bebt
Sich, von der Angst noch mehr belebt
So zappelt mit den bunten Schwingen
Ein armer, zarter Schmetterling,
Den spielend wohl ein Knabe fing, —
So sucht ein Häschen zu entspringen
Im Felde, dem der schnelle Tod
Schon aus des Jägers Flinte droht

XLI

Doch endlich ſteht ſie auf in Bangen
Von ihrer Bank. Sie ſeufzt und geht,
Ist kaum in die Allee gegangen,
Als — dicht Onägin vor ihr ſteht:
Sein Auge blitzt, unter den Schatten
Der Bäume ſcheint er ſelbſt ein Schatten
Geſpenſterhaft; und wie erſtarrt
Steht ſie in ſeiner Gegenwart.
Doch was ſich weiter zugetragen
Beim unverhofften Wiederſehn
Zwiſchen Tatjane und Eugen,
Fehlt heute mir die Kraft zu ſagen.
Ich bin erſchöpft, verlange ſehr
Nach Ruhe — nächſtens hört Ihr mehr!

Anmerkungen zum dritten Buche.

1) Malek-Adel, der Held eines Romans der Mad. Cottin, de Linar der Held eines Romans der Frau v. Krüdener.

2) Jean Sbogar, von Charles Nodier.

3) Dies bezieht sich auf die russische Sitte, derzufolge den Mädchen aus der niedern Volksklasse am Trauungstage die beiden langen Zöpfe, in welchen sie das Haar tragen, aufgewunden und unter ein enganliegendes seidenes Tuch gezwängt werden.

4) Das weltbekannte »lasciate ogni speranza«.

5) Ein unbedeutendes, vielverspottetes und längst wieder zu Grunde gegangenes russisches Journal, welches von einem gewissen Ismaeloff herausgegeben wurde.

6) Hippolit Fedorowitsch Bogdanowitsch (geb. 1743, † 1803), ein frisches, anmuthiges, aber mehr durch glückliche Nachahmung als durch eigne Erfindung glänzendes poetisches Talent. Seine bekannteste Schöpfung ist „Duschenka“ (das Seelchen), ein nach Lafontaine's „Psyche“ geschriebenes, durch leichte Sprache und humoristische Färbung sehr gefälliges Gedicht.

7) Es ist Baratynsky hier gemeint, ein Zeitgenosse Puschkin's und beliebter lyrischer Dichter von großer Originalität. Er verkam in der Verbannung.

Viertes Buch.

La morale est dans la nature des choses.

Necker.

I.

II.

III.

IV.

V.

VI.

VII.

Je wen'ger wir die Frauen lieben,
Je mehr sind sie für uns entbrannt,
Und leichter so in's Netz getrieben
Das der Verführer ausgespannt.
Einst gar als Kunst der Liebe rühmte
Das Laster sich, das unverblümte,
Das liebeleer und kaltbewußt
Genuß gesucht in Sinnenlust.
Mit solchem Ruhme sich zu schmücken
Stand wohl der hehlen Würdigkeit
Der Affen aus der alten Zeit.
Mit rothem Absatz und Perrücken
Erlosch der Lovelace Stern
Der vielgerühmten alten Herrn.

VIII.

Wer kann stets Heuchlerlarven tragen?
Mit Wichtigkeit und Liebeheiß
Stets wiederholt dasselbe sagen
Was alle Welt schon lange weiß,
Dieselbe Antwort stets zu hören
Und Vorurtheile zu zerstören
Die niemals waren, niemals sind
Bei einem dreizehnjähr'gen Kind.
Wer gähnt zuletzt nicht an zu gähnen
Bei all dem Schwören, dem Betrug,
Mit Ringen, Angst und Liebeslug,
Den langen Briefen, ew'gen Thränen?
Dazu die weibliche Verwandtschaft
Und des Gemahls läst'ge Bekanntschaft!

IX.

So denkt Eugen jetzt, der schon frühe
Der Leidenschaften Macht empfand,
Und übersättigt ohne Mühe
Dem tollen Strudel sich entwand.
Sein weichliches Schlaraffenleben
Nahm ihm die Kraft zu ernstem Streben
Gab er sich Einem glühend hin:
Schnell trübt ein Andres seinen Sinn
Zu warten fehlte ihm der Wille,
Und im Erfolg starb der Genuß,
Durch Spott verscheucht er Ueberdruß
Gequält im Lärm, wie in der Stille,
Verlor er so in Traurigkeit
Acht Jahr, des Lebens Blüthezeit

X.

Die Leidenschaft verließ ihn plötzlich,
Statt dessen liebelte er nun,
Ein Korb — war ihm oft ganz ergötzlich,
Verrath — ein Grund um auszuruhn.
Er sucht die Frauen ohne Schwärmen,
Verläßt sie ohne sich zu härmen
Gleichgültig ob geliebt, gehaßt.
Wie wohl zur Whistpartbie ein Gast
Gleichgültig fährt am Winterabend,
Er setzt sich, spielt, und ist es aus
Mit der Parthie, fährt er nach Haus,
Gemüthlich sich am Schlummer labend,
Und weiß noch nicht wenn er erwacht
Wo er sein Spielchen heute macht.

XI.

Tatjanens Brief jedoch erweichte
Onägin's Herz ganz wundersam;
Wie sie sich so vertrauend zeigte
In ihrem Schwärmen, ihrem Gram!
Ihr bleiches Bild erscheint ihm theuer,
Der stille Schmerz, des Auges Feuer
Hat, wie er ihrer jetzt gedenkt,
In süßes Träumen ihn versenkt.
Vielleicht erweckt es alte Triebe
In seiner Brust, doch will er nicht
Mißbrauchen diese Zuversicht
Der ersten, unschuldvollen Liebe.
Doch jetzt laßt uns zum Garten gehn,
Wo Beide vor einander stehn.

XII.

Ein Paar Minuten Beide blieben
Ganz stumm, dann trat Eugen heran
Und sprach: Sie haben mir geschrieben,
Vertraun mir Ihre Liebe an.
In Ihrem Brief liegt vor mir offen
All Ihr geheimstes Wünschen, Hoffen.
Ich ehre diese Offenheit,
Die ein Gefühl, das lange Zeit
In mir erloschen war, erneute;
Doch fern sei mir jetzt Schmeichelei!
Aufrichtig wie Sie selbst und frei
Will ich zu Ihnen sprechen heute,
Erst hören Sie mich ruhig an,
Und fällen selbst mein Urtheil dann!

XIII.

Wenn mich für Häuslichkeit auf Erden
Beſtimmt ein glückliches Geſchick,
Um Gatte, Vater gar zu werden,
Wenn mir nur einen Augenblick
Die Bilder des Familienlebens
Ein Glück erſchienen, werth des Strebens:
Ich hätte — ehrlich ſag' ich's — nie
Ein andres Weib erwählt als Sie!
Ja, glauben Sie mir was ich ſage:
Sie gleichen meinem Ideal!
Nie träf' ich eine andre Wahl,
Mit Ihnen lebt' ich meine Tage
So glücklich — und durch Sie allein —
So glücklich als ich konnte ſein!

XIV.

Doch bin ich nicht zum Glück geboren,
Mein Herz liegt mit ſich ſelbſt im Streit,
Und unnütz wäre und verloren
Für mich all ihre Trefflichkeit.
Ja glauben Sie: der Ehſtand würde
Uns Beiden bald zur Qual und Bürde!
Wie ſehr mein Herz auch glüht und wallt
Für Sie — Gewohnheit macht es kalt.
Sie würden weinen — und ich bliebe
Doch ungerührt von Ihrem Schmerz,
Die Thränen reizten nur mein Herz.
So zeigt im Geiſt ſich mir die Liebe
Des Eheſtandes Roſenzeit: —
Nun denken Sie die Wirklichkeit!

XV.

Die arme Frau in Angst und Wehe
Um ihren Mann, trostlos, allein —
Bei Tag und Nacht — welch' eine Ehe!
Was kann auf Erden schlimmer sein?
Der Mann, den Werth der Gattin kennend,
Und doch sich mürrisch von ihr trennend,
Indem er seinem Schicksal flucht,
Dabei voll kalter Eifersucht
Wie ich! — Sie würden mich nicht lieben!
Sie kannten mich nicht wie ich bin,
Als Sie mit so viel Herz und Sinn
Voll reiner Glut an mich geschrieben.
Kann solch ein Loos voll Weh und Pein
Für Sie bestimmt vom Schicksal sein?

XVI.

Entschwundne Jahre, Träume, Triebe
Sind ewig ohne Wiederkehr, —
Ich liebe Sie mit Bruderliebe
Tatjane — und vielleicht noch mehr!
Gleichwie die Blätter sich zerstreuen
Vom Baum, und sich im Lenz erneuen
So wechselt auch in Mädchenbrust
Das Liebesweh mit Liebeslust.
Das Schicksal will es so. Sie finden
Bald einen bessern Mann als mich,
Doch kennt nicht Jeder Sie wie ich —
Drum lernen Sie sich überwinden!
Die leichte Unerfahrenheit
Führt oft zu schwerem Weh und Leid.

XVII.

So predigte Eugen. Sie hörte
Kaum athmend an, war immerfort
In Thränen, und kein Einwand störte
Von ihr des Moralisten Wort.
Den Arm, den er ihr angetragen,
Nimmt sie stumm an (man pflegt zu sagen
Mechanisch), und den Kopf gesenkt,
An seiner Seite heimwärts lenkt
Sie durch den Garten ihre Schritte.
Zusammen traten ein die Zwei
Und Niemand fand etwas dabei.
Weil auf dem Land die alte Sitte
So gut ihr freies Vorrecht hat,
Wie in der stolzen Mesanaßadt.

XVIII.

Hat nicht Onägin mit Tatjanen
Gehandelt wie ein Ehrenmann?
Ich traf ihn oft auf gleichen Bahnen
In seiner frühsten Jugend an;
Doch, mochte oft sein Thun ihn adeln,
Die Welt fand stets an ihm zu tadeln,
Und Freund wie Feind (die beiden sind
So ziemlich Eines Geistes Kind)
Waren ihm schlechte Tugendstützen.
Jedweder Mensch hat Feinde hier.
Doch, lieber Gott, zunächst hilf mir
Vor meinen Freunden mich zu schützen!
Was mich die Freundschaft schon gekost
Du Himmel weißt's, Dir sei's geklagt.

XIX.

Was nun? Ja so! Ich wollte eben
Bemerken (nur so nebenbei),
Nicht leicht wird's eine Dummheit geben,
Wie fabelhaft sie immer sei,
Und keine Lüge, die ein Bube
In irgend einer Kneipenstube
Erfunden, und die das Geschmeiß
Der Großen zu vergrößern weiß,
Um Euch recht gründlich durchzuhecheln,
Die Euer Freund nicht nacherzählt,
Und mehr hinzufügt, als verhehlt,
Natürlich absichtslos, mit Lächeln —
Denn trotz dem abgeschmackten Zeug,
Wie ... ein Verwandter liebt er Euch'

XX.

Ihr meine zeitigen Bekannten,
Für die ich meine Verse schrieb,
Sagt mir, was machen die Verwandten?
Vielleicht am Ende wär's Euch lieb,
Erklärt' ich Euch den Ausdruck heute:
Verwandte nennt man brave Leute,
Die man nach altem guten Brauch
Hochschätzen muß und lieben auch,
Und denen man zu gratuliren
Gezwungen ist zum Weihnachtsfest,
Damit sie sonst den ganzen Rest
Des Jahrs uns aus dem Blick verlieren.
Sie sind zu Allerlei bereit,
Gott segne ihre Lebenszeit!

XXI.

Doch mehr gilt ächte Mädchenliebe
Als Freundschafts- und Verwandtschaftspflicht.
Bei ihr verliert im Sturmgetriebe
Des Lebens Euer Recht sich nicht.
Zwar Vieles ändert die Erscheinung:
Die Launen der Natur, die Meinung
Der Modewelt; — und ist den Fraun
Denn überhaupt in's Herz zu schaun?
Und fliegt nicht leicht wie Flaum im Winde
Das Herz des Weibes hin und her?
Jetzt liebt Euch Eure Gattin sehr:
Gebt Acht, daß ihre Treu nicht schwinde!
Treibt nicht der Teufel seine Kunst
Mit Weibertreu und Weibergunst?

XXII.

Wen soll man lieben, wem vertrauen?
Wo ist er, der uns nie betrügt,
Auf den wir ohne Argwohn bauen,
Der unserm Herzen ganz genügt,
Uns nie verleumdet und nie schmeichelt,
Uns nie mit Bärenpfoten streichelt,
Kein schläfernder Erzähler ist;
Und blind für unsre Fehler ist?
Ist Dir die Sehnsucht noch geblieben
Nach solchem eitlen Ideal,
So bleibt Dir keine andre Wahl,
Mein Leser: als Dich selbst zu lieben,
Denn außer Dir ist in der Welt
Doch Niemand, der Dir so gefällt.

XXIII.

Was folgte jenem Wiedersehen?
Weh ihr! die Löwina ist nicht schwer.
Tatjanens Gram will nicht vergehen,
Die Arme leidet immer mehr.
Euaen, ihr mehr als vorhin theuer,
Hat unbewußt der Liebe Feuer
Zu neuem Brand in ihr entfacht.
Sie hat nicht Ruh bei Tag und Nacht.
Gebrochen ist des Lebens Blüthe,
Gesundheit, Frische, freier Sinn
Schwand wie ein leerer Schall dahin!
Und drückend lag's auf dem Gemüthe
Wie Sturmgewölk den trüben Tag,
Den kaum entflammten, trüben mag.

XXIV.

Sie schweigt; doch spricht's aus ihren Zügen
Wie alle Lebensfreude floh —
Nichts, nichts vermag sie zu vergnügen,
Ihr armes Herz wird nimmer froh!
Die Nachbarn flüstern schon bedenklich
Die Köpfe schüttelnd: Sie wird kränklich,
Wenn nur bald Jemand um sie freit!
Genug davon! Mir scheint es Zeit,
Jetzt andre Bilder zu entrollen,
Von junger Liebe Lust und Glück.
Tatjane hielt mich so zurück,
Weil — darum müßt Ihr mir nicht grollen,
Daß ich zu lange bei ihr blieb —
Weil sie mir so von Herzen lieb.

XXV.

Wladimir fühlt sich ganz unsäglich
Beglückt in seiner Leidenschaft,
Und Olga's Reize geben täglich
Der Liebe neue Glut und Kraft.
Er weilt in ihrer Nähe immer.
Bald sitzen sie im dunklen Zimmer,
Luſtwandeln bald im Gartenland
Am frühen Tage, Hand in Hand.
Und was geschieht? In seinem Lieben
Voll Glut, doch schamhaft, wagt er kaum
Zu küssen ihres Kleides Saum,
Mit Locken, die sich ihr verschieben
Zu spielen, was er auch nur thut,
Macht ihm ihr Lächeln dazu Muth.

XXVI.

Manch sittlicher Roman zerstreute
Auch Lensky's tugendhafte Braut,
Wo der Verfasser Welt und Leute
Mehr als Chateaubriand durchschaut.
Und Lensky überschlug beim Lesen
Was zu gefährlich für ein Wesen
Wie Olga — und selbst roth vor Scham
Ward er, wenn solche Stelle kam.
Oft sitzen sie zurückgezogen
Beim Schachbrett stumm, und während er,
Ernst überlegend hin und her,
Den Kopf stützt auf den Ellenbogen,
Nimmt's vor, daß er zerstreut — verliebt,
Den Bauer statt des Thurmes schiebt.

XXVII.

Zu Haus beschäftigt er sich wieder
Mit Olga, schreibt ihr Sprüche ein
In's Album, oder zarte Lieder;
Er malt und zeichnet auch sehr fein,
Und schmückt das Album zum Exempel
Mit Täubchen, einem Liebestempel,
Grabstein und Lyra; und im Schwung
Poetischer Begeisterung
Füllt er die leergebliebnen Räume
Beschriebner Blätter bis zum Rand
Mit Versen an von seiner Hand —
Denkmale seiner stillen Träume,
Und Spuren süßer Schwärmerei,
Im Grund ein ew'ges Einerlei.

XXVIII.

Ihr habt wohl selbst schon auf dem Lande
Solch Fräulein-Album angesehn,
Wo vorn und hinten, bis zum Rande
Freundschaft und Liebe sich ergehn.
Die Verse stehen als Vermächtniß
Der Freundschaft hier nach dem Gedächtniß
Verfälscht, verlängert und verkürzt,
Mit Fehlern aller Art gewürzt.
Ganz vorne steht in bunten Tinten
Qu'écrirez-vous sur ces tablettes,'
Darunter: toute à vous, Annette.
Und auf dem letzten Blatt ganz hinten
Steht: »Wer Dich mehr noch liebt als ich,
Der schreibe sich hier hinter mich!«

XXIX.

Nie fehlen Fackeln mit zwei Herzen,
Und »Blumen, die die Freundschaft weiht,«
Viel Reimerei auf Herz und Schmerzen
Und »Liebe bis zur Ewigkeit!«
Vielleicht ein Militair auch kritzelt
Sich ein, der scharf in Reimen witzelt,
Ja, und ich selber, meine Herrn!
Schreibe mich in solch Album gern
Fest überzeugt, daß der Gedanke,
Den anspruchslos die Muse beut,
Auch wirklich anspruchslos erfreut,
Und, daß man sich nicht unnütz zanke
Mit boshaft albernem Gesücht,
Ob in mir Witz ist oder nicht.

XXX.

Doch ihr verwünschten Teufelsdinge,
Aus Eitelkeit zur Schau gestellt,
Ihr Qual moderner Dichterlinge,
Prunkalbums aus der großen Welt,
Die mit Tolstoy's[1]) Bildern prunken
Und Baratynsky's Geistesfunken,
Zur Schau gelegt in Gold und Sammt:
Der Blitz verbrenn' Euch allesammt!
Wenn eine Dame mir mit Lächeln
Ein solches Riesenalbum reicht,
Wie mir der Witz zu Kopfe steigt
Sie recht mit Bosheit durchzuhecheln!
Und doch schreib' ich in solchem Fall
Selbst oft ein zartes Madrigal.

XXXI.

Lensky schreibt keine Madrigalle
Für Olga, denn von Liebe träuft
Sein Herz, weshalb er nicht zum Schalle
Der Reime kalte Witze häuft.
Sein Herzblut fließt durch seine Lieder,
Von Olga tönen alle wieder,
Und darum sind sie immerdar
Wie seine Liebe warm und wahr.
Also schriebst Du auch nie vergebens
Jasykoff!*) sangst was Dein Gemüth
Drangvoll, Gott weiß für wen, durchglüht.
So wird zum Denkmal Deines Lebens
Dein Lied, worin Du offenbarst
Und wie Du bist und wie Du warst!

XXXII. XXXIII.

XXXIV.

Wohl hatte Lensky seiner Lieben
Oft ein begeistertes Gedicht
Voll Ruhm's- und Freiheitsglut geschrieben,
Doch Olga las dergleichen nicht.
Seid Ihr je glücklich je gewesen,
Eurer Geliebten vorzulesen
(In Vers und Reim) wie Ihr sie liebt?
Man sagt, daß es nichts Schön'res giebt!
Wohl mag es wonnevoll erscheinen,
Im süßen, rührenden Gedicht
Vor der Geliebten Angesicht
Sich auszujauchzen, auszuweinen,
Obgleich sie, Blick und Haupt gesenkt,
Vielleicht ... an ganz was Anderes denkt.

XXXV.

Was meine eigne Dichterflamme
Klangvoll geſtaltet für das Ohr,
Leſ' ich nur meiner alten Amme,
Der Freundin meiner Jugend vor.
Oder zuweilen auch erwiſche
Ich einen Nachbar wohl nach Tiſche
Beim Rockſchoß, und erſticke ihn
Mit Oden und mit Elegien.
Oder (und dies iſt wie ich ſage),
Vom ew'gen Dichten ſtumpf und dumm
Fahr' ich auf meinem Teich herum,
Und wilde Enten dort verjage
Ich, die vor meinen Melodien
Im lärmend-raſchem Flug entfliehn.

XXXVI.

. . . . . .

XXXVII.

Wo mag Eugen Onägin bleiben?
Geduld, gleich ſag' ich, wo er blieb,
Und will auch ganz genau beſchreiben
Wie er die Tage ſich vertrieb.
Er lebt jetzt einſam und verborgen,
Um ſechs Uhr ſchon am Sommermorgen
Erhebt er ſich, geht dann zum Fluß
Dicht an des ſteilen Berges Fuß,
Und dieſen Hellespont durchſchwimmt er —
(Er ahmt Gjülnarens Sänger nach)
Trinkt ſeinen Kaffee dann gemach,
Und eine ſchlechte Zeitung nimmt er
Dabei zur Hand, und dann . . . ja dann
Zieht ihn ſein Kammerdiener an.

XXXVIII.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

XXXIX.

Spazieren, tüchtig schlafen, lesen,
Waldschatten, Quellgeräusch, der Fluß,
Und von schwarzäugig-jungen Wesen
Von Zeit zu Zeit ein frischer Kuß,
Ein feurig Roß geschickt bezwungen,
Ein Mittagsmahl, pikant, gelungen,
Ein Fläschchen reinen Wein dazu: —
So führt in Einsamkeit und Ruh
Onägin jetzt sein Heil'genleben.
Fern bleibt die Sorge seinem Sinn,
Er lebt den schönen Sommer hin
Der trägen Ruhe ganz ergeben,
Und seiner Freunde, wie der Stadt
Und ihrer Feste herzlich satt.

XL.

Doch ist im Land, das wir bewohnen,
Der Sommer die Karrikatur
Des Winters nur in wärmern Zonen,
Ein flücht'ger Aufputz der Natur.
Früh fängt der Herbstwind an zu wehen,
Die Sonne läßt sich seltner sehen
Und kürzer wird der Tag, der Wald
Verliert sein schattig Laubdach bald.
Ringsum feuchtkalte Nebel liegen
Und hüllen Wald und Fluren ein;

Zum Süden fort mit lautem Schrei'n
Die Schwärme wilder Gänse fliegen —
Langweilig, traurig wird es da,
Und der November iſt ſchon nah.

XLI.

Wie jetzt die Morgenröthe trauernd
Empor aus kalten Nebeln ſteigt,
Der Wolf mit ſeiner Wölfin, lauernd
Auf Beute, aus dem Dickicht ſchleicht;
Das Roß, die nahen Feinde witternd,
Bäumt ſich und ſchnaubt, vor Furcht erzitternd, —
Der Reitersmann vorſichtig ſchwenkt
Sein Roß und in die Berge lenkt.
Man hört das Horn nicht mehr erklingen
Des Hirten, der die Kühe aus
Dem Dorf treibt, Alles bleibt zu Haus.
Das Spinnrad ſchnurrt, die Mädchen ſingen
Dazu vergnügten Angeſichts —
Der Kienſpan flackert ſtatt des Lichts.

XLII.

Schon blitzt und kracht das Eis im Thale,
Und, glänzender als ein Parket
In modiſch aufgeputztem Saale,
Schimmert des Fluſſes ſchmales Bett,
Auf deſſen Spiegel muntre Haufen
Von Buben lärmend Schlittſchuh laufen.
Auf ihren rothen Pfoten ſchwer
Und plump tappt eine Ente her,
Sie läßt zum Eiſe ſich verlocken
Im Wahne, daß es Waſſer ſei,
Behutſam watſchelt ſie herbei

Und gleitet aus. In luft'gen Flocken
Fällt jetzt der erste Schnee, und weiß
Bedeckt sich weithin Feld und Eis.

XLIII.

Was soll man thun sich zu zerstreuen
In solcher Winter-Wüstenei?
Spazieren? Wer mag sich erfreuen
An diesem kalten Einerlei?
Ausreiten? Wo das Pferd beim Schreiten
Stets in Gefahr schwebt auszugleiten?
So pflanz' Dich in Dein Zimmer hin,
Bei warmem Ofen, Herz und Sinn
An Walter Scott's Romanen labend!
Du willst nicht? Nimm das Haushaltsbuch,
Sieh Alles nach, trink', schimpfe, fluch'!
So schwindet unbemerkt der Abend,
Und morgen geht's wie heut; — wie froh
Verbringst Du Deinen Winter so!

XLIV.

Eugen lebt jetzt, ein Freudenhasser,
Beschaulich — träg, tagaus, tagein;
Nimmt früh ein Bad in eis'gem Wasser,
Sitzt dann den ganzen Tag allein
Und wühlt in Rechnungsbüchern immer.
Zuweilen auch im Billardzimmer
Spielt er für sich allein und stößt
Bis ihn die Mittagszeit erlöst.
Der Tisch trägt heute zwei Gedecke,
Ein lieber Gast kommt zu Eugen —
Er steht am Fenster auszusehn,
Sieh, da biegt Lensky um die Ecke!

Das Dreigespann hält an im Lauf
»Nun tragt die Suppe eilig auf!«

XLV.

Auf unseres Anacreons
Eugen vorheriges Geheiß
Bringt man sogleich für den Poeten
»Clicquot« und »de Meët« in Eis.
Welch' eine Quelle sel'ger Träume
Birgt dieses schneeige Geschäume!
Wie ist sein Duft so angenehm,
Wie gleicht er — Gott weiß allewem!
Einst war Champagner meine Wenne,
Ich schlürfte, als ich junger war,
Oft Witze und Begeistrung gar
Aus seinem frischen Zauberbronne.
Wie manchen Streit, Vers, Witz und Traum
Erweckte mir sein süßer Schaum!

XLVI.

Doch will er mir nicht mehr behagen,
Ich liebt' ihn nur als junger Thor,
Und ziehe jetzt für Geist und Magen
Den friedlichen Bordeaurwein vor.
Beim Aï ist immer mir als hätte
Ich eine launische Kokette
Vor mir, die andre Leute sehr
Verführen mag, doch mich nicht mehr.
Doch du, Bordeaur, bist auch im Kummer
Und Unglück treu' hast allezeit
Bewiesen deine Trefflichkeit.
Du hältst mich wach, lullst mich in Schlummer
Wie ich's bedarf, bald so, bald so. —
Deine Gesundheit, Freund Bordeaur!

XLVII.

Die Glut erlischt, die goldnen Kohlen
Bedecken sich mit Asche kaum,
Und fast unsichtbar, wie verstohlen
Entschwebt der Dampf, so leicht wie Flaum.
Kaum haucht noch Wärme durch das Zimmer,
Indeß der Rauch der Pfeifen immer
Fortzieht durch den Kamin. Doch frisch
Schäumt der Pokal noch auf dem Tisch.
(Wie lieb' ich in der Dämmerstunde
Mit trauten Freunden im Verein
Ein trautes Wort beim Glase Wein,
Zur Zeit so »zwischen Wolf und Hunde.«[1])
Warum das, weiß ich selber nicht.)
Doch jetzt kommt was Onägin spricht:

XLVIII.

»Nun sag' wie's Deinem Engelsköpfchen
Olga, und wie's Tatjanen geht?«
— Erst schenk' mir noch ein frisches Tröpfchen
In's Glas . . . so, so, genug! . . . es steht
Sehr gut mit ihnen; viele Grüße
Von Allen! O, wie meine süße
Olga jetzt schön ist! Diese Brust
Und dieser Nacken! Hör', Du mußt
In diesen Tagen mit mir geben
Zu Larin's; sag' ob sich das schickt:
Zweimal hast Du in's Haus geblickt
Und läßt Dich nun gar nicht mehr sehen . . .
Doch, ich vergaß: sie laden Dich
Zu nächster Woche ein durch mich! —

XLIX.

»Wen? Mich?« — Ja, Dich! zum Namenstage
Tatjanens, nächsten Freitag, Du
Kommst doch bestimmt? Nicht wahr: ich sage
Larin's in Deinem Namen zu? —
»Es giebt bei solchem Namensfeste
Zu viele und verschiedne Gäste.«
— Hier werden ihrer wen'ge sein,
Nur die Verwandten lädt man ein,
Nicht wahr, Du thust mir den Gefallen
Und kommst? — »Ja wohl!« — Hab' tausend Dank
Mein Freund! — rief Lensky, und er trank
Sein Glas aus, ließ ein Hoch erschallen
Auf Olga, und sprach immer mehr
Von ihr, er liebte sie so sehr!

L.

Er ist so froh! Schon in zwei Wochen
Ist seine Zeit der Prüfung um,
Wird ihm der Liebe Lohn versprochen
Im Hochzeitsbettmysterium.
Er denkt nur an das Glück der Ehe —
Und ihre Plage, und ihr Wehe,
Die Qual des ew'gen Einerlei
Fällt ihm selbst nicht im Traume bei.
Ich aber glaube, oder wähne,
(Und mit mir stimmen Viele ein)
Langweilig muß der Ehstand sein
Wie ein Roman von La Fontaine.
Mein armer Lensky, aber Du
Bist wirklich wie gemacht dazu!

LI

Er war geliebt . . . wenigstens glaubte
Er so, — und glücklich muß der sein,
Dem man den Glauben noch nicht raubte
Durch hoffnungslosen Zweifels Pein.
Der sorglos im Genuß versunken
Träumt wie ein Wandrer der betrunken,
Oder (was zarter allerdings')
Wer lebt nach Art des Schmetterlings
Doch Weh dem, der mit Vorsicht handelt,
Stets überlegt, sich nie vergißt,
Nie einer Thorheit fähig ist,
Mißtrauisch seine Wege wandelt —
Den die Erfahrung niederdrückt,
Kein Wahn, kein Traumbild mehr beglückt.

Anmerkungen zum vierten Buche.

1) Graf Tolstoy — gegenwärtig Vicepräsident der Akademie der Künste in Petersburg, hat sich als Künstler besonders einen Namen gemacht durch seine in Medaillenform ausgeführten allegorischen Reliefdarstellungen aus den Freiheitskriegen.

2) Jasykoff — beliebter russischer Dichter aus der Puschkinschen Periode, der bei seinem ersten Auftreten (seine Gedichte erschienen gesammelt in Petersburg 1833) ungewöhnliches Aufsehn erregte. Ueberschwengliche Kritiker und Leser glaubten in Jasykoff den poetischen Messias Rußlands entdeckt zu haben und priesen seine Lieder als das Morgenroth, dem bald der volle Sonnenaufgang seines dichterischen Genius folgen würde. Von den glanzvollen Verheißungen ist aber keine in Erfüllung gegangen.

3) Diese beiden Strophen habe ich ausgelassen, da sie eigentlich weder zum Gedichte gehören, noch für den deutschen Leser verständlich und genießbar sein würden.

4) Diese Strophe, welche in der ersten Ausgabe der Urschrift ausgefallt war, hat Puschkin selbst später gestrichen; und mit Recht.

5) Ich habe hier den russischen Ausdruck beibehalten, der ganz dem französischen „entre chien et loup" entspricht.

Fünftes Buch.

O, bleibe diesen grausen Träumen fremd
Du meine Swätlana

Shukowsky.

Univ
Mic

I.

Von ungewöhnlich langer Dauer
Erschien der Herbst in diesem Jahr:
Dem Froste folgten Regenschauer,
Und Schnee fiel erst im Januar.
Tatjane, die in früher Stunde
Sich schon erhob, sah in der Runde
Vom Fenster aus dem Schlafgemach
Feld, Garten, Hofraum, Zaun und Dach
Mit Schnee bedeckt. Den Berg herunter
Schlang sich ein flimmernd Kleid von Eis,
Die Bäume prangten silberweiß,
Im Hofe hüpften Elstern munter,
Eisblumen an die Scheiben malt
Der Frost, und Alles blitzt und strahlt.

II.

's ist Winter. Statt des Pflugs den Schlitten
Lenkt jetzt der Landmann durch die Flur,
Sein Pferdchen trabt in kurzen Schritten
Und sucht im Schnee sich selbst die Spur.
Und die Kibitka, stürmisch eilt sie
Vorüber, und den Schnee zertheilt sie.
Der Postillon mit rothem Gurt
Um seinen Schafpelz, schmalzt und schmurrt.
Dort läuft ein flinkes Bauerbuchen,
Das seinen Hund im Schlitten führt,

Sich selbst verwandelnd in ein Pferd,
Die Mutter droht ihm aus dem Stübchen,
Er lacht, und trabt umher im Schnee,
Der Frost thut schon sein Händchen weh.

III.

Vielleicht sind solche Bilder widrig
Für Euren hochgewohnten Sinn,
Ihr findet sie gemein und niedrig,
Gar nichts Poetisches darin.
Ein andrer Dichter hat begeistert
Sich dieses Stoffes schon bemeistert,
Dem ersten Schnee, der Winterszeit
Ein klangvoll hohes Lied geweiht [1])
Entzücken wird Euch, was die Dichtung
Von all dem Zauber offenbart
Geheimnißvoller Schlittenfahrt.
Ich streite nicht in dieser Richtung
Mit ihm, dem Meister im Gedicht,
Mit Dir auch, Baratynsky, nicht!

IV.

Tatjane liebte unsern Winter,
Denn Rußin war sie ganz und gar,
(Kam sie auch selbst nicht recht dahinter,
Warum.) Der Glanz des Eises war
Und Schlittenfahrt ihr eine Wonne,
Gleichwie der Glanz der Abendsonne,
Färbt sie den Schnee mit rosa Pracht.
Man feiert die Dreikönigsnacht
Hier noch in alter Rußenweise.
Die jungen Mädchen sagen wahr
Und prophezeien jedes Jahr

Dem gnädigen Fräulein eine Reise
Und einen schmucken Offizier,
(Zum Bräutigam, versteht sich hier).

V.

Tatjane glaubte nach den Sagen
Von Traum- und Kartendeuterei,
Auch aus dem Monde wahrzusagen
Verstand sie; stets war allerlei
Was sie mit Angst und Furcht erfüllte,
Geheimnißvolles ihr enthüllte.
Die Zukunft lag ihr offenbar,
In Allem was sie sah, sie war
Der Kater, wenn er auf dem Herde
Sich knurrend seine Schnauze strich,
Ein Zeichen ihr, daß sicherlich
Bald jemand Fremdes kommen werde.
Und sie erzittert und erschrickt
Wenn sie den Halbmond links erblickt.

VI.

Und sah sie plötzlich Nachts im Dunkeln,
Wenn sie den Blick zum Himmel hob,
Dort eine Sternenschnuppe funkeln
Die niederflog und rasch zerstob:
Eilt sie in Bangen und in Beben,
Dem Stern, sie lang er noch im Schweben,
Des Herzens Wünsche zu vertraun.
Auch überfällt sie stets ein Graun,
Kommt ihr ein schwarzer Mensch entgegen,
Oder wenn sie im Felde weilt,
Ein Hase ihr vorbeieilt,
Da blickt sie ängstlich und verlegen

Ihr banges Herz sagt ahnungsvoll
Daß etwas Böses kommen soll.

VII.

Doch voll geheimer Reize zeigen
Sich solche Schauer ihrem Sinn.
So schuf uns die Natur, wir neigen
Zum Widerspruch uns Alle hin!
Es nahen die »zwölf heil'gen Nächte.« *)
Da werden nun die Schicksalsmächte
Vom jungen Völkchen ausgefragt,
Das leichten Sinns noch Nichts beklagt.
Ob strahlend gleich, doch undurchdringlich
Winkt ihm die Zukunft. Auch der Greis
Wünscht noch und hofft, obwohl er weiß,
Sein Glück entschwand unwiederbringlich;
Doch gilt im Grunde einerlei
Die Prophezeiung für die Zwei.

VIII.

Neugier'gen Blickes sieht Tatjane
Wie das geschmolzne Wachs zerfließt
Und Form nimmt, die nach ihrem Wahne
Viel Wunderbares in sich schließt . . .
Aus einer Schüssel Wasser zieht man
Reih' um den Ring, und daraus sieht man
Das Schicksal. Wie Tatjane sieht
Den Ring, singt man das alte Lied:
»Steinreiche Bauern wohnen dorten
Und scharren Gold und Silber her;
O ruhmesvoll und glücklich sei
Sie, der dies gilt . . .« Doch von den Worten
So schauria klang die Melodie:
Ein Unglück prophezeite sie!

IX.

Kalt iſt die Nacht und klar der Himmel,
Hell glänzt in wunderbarem Schein
Der Sterne ſtrahlendes Gewimmel.
Tatjane eilt zum Hof allein,
Nur leicht umhüllt, hält auf den Wegen
Dem Mond ein Spiegelglas entgegen,
Und auf dem dunkeln Glaſe bricht
Sich bald des Mondes zitternd Licht . . .
Da . . . horch, der Schnee kracht! haſtig trägt ſie
Ihr Fuß davon, ein Mann geht dort,
Sie hält ihn an nur auf ein Wort,
Mit ihrer ſüßen Stimme frägt ſie:
»Wie heißen Sie?« — Ich! Agathon! —
Antwortet er und geht davon.

X.

Tatjane will das Schickſal fragen
Zur Nacht, auf ihrer Amme Rath,
Die zwei Gedecke fortgetragen
Heimlich für ſie in's nahe Bad.*)
Doch plötzlich faßte ſie ein Grauen
Bei dem geſpenſterhaften Hauſen, —
Und ängſtig wird mir ſelbſt dabei,
Drum laſſen wir die Zauberei . . .
Der Schlaf verſcheucht Tatjanens Sorgen,
Sie löſt den Gürtel vom Gewand,
Entkleidet ſich mit eigner Hand,
Hat unterm Kiſſen erſt verborgen
Den Spiegel, und bald ſchläft ſie ein,
Mit ihrem Zauberglas allein.

XI.

Doch wundersame Träume führen
Durch ihren Geist, ihr war als ging
Sie Nachts durch schneebedeckte Fluren,
Wo dichter Nebel sie umfing.
In Bergen wächst der Schnee, dazwischen
Die Wogen eines Gießbachs zischen
Und schlängeln sich an ihr vorbei,
Trüb, wild, vom Zwang des Winters frei,
Und über die empörten Wogen
Sind nur zwei Stangen ausgespannt,
Vom Eis zerfetzt am Uferrand,
Als schwankend schmale Brückenbogen.
Tatjane starrt; des Gießbachs Lauf
Hält ihre Schritte drohend auf.

XII.

Wie über Trennung klagt die Arme
Ueber die Flut, die schwillt und steigt,
Sieht Nonen der sich ihr erbarme,
Vom andern Bord die Hand ihr reicht.
Da — plötzlich spalten sich die Haufen
Des Schnees . . . Wer kommt hervorgelaufen?
Ein Bär, ein zottig, riesig Thier!
Sie schreit vor Furcht, er brüllt, reicht ihr
Die Klaue mit den scharfen Krallen,
Sie bebt, doch nimmt sie in der Not
Die Kralle die der Bär ihr bot,
Kommt ohne Straucheln, ohne Fallen
Zum andern Bord; mit hast'gem Schritt
Läuft sie davon, — der Bär läuft mit

XIII.

Sie sieht vor Bangen kaum zur Seite,
Die Furcht beschleunigt ihren Schritt,
Doch ob sie noch so rüstig schreite:
Der zottige Lakai geht mit,
Scheint gänzlich sich nach ihr zu richten.
Jetzt kommt ein Wald, wo starre Fichten
In düstrer Schönheit stehn, gedrängt,
Der Schnee auf Kron' und Zweigen hängt.
Hoch durch die kahlen Birken, Linden
Und Espen schimmert Sternenlicht —
Der Schnee liegt ringsum hoch und dicht,
Kein Weg und Steg ist mehr zu finden,
Gesträuch und Hügel weit und breit
Sind Nacht- verhüllt und eingeschneit.

XIV.

Tatjane geht, gejolgt vom Bären,
Durch's Holz, sinkt in den lockern Schnee
Tief bis an's Knie, und rings beschweren
Sie Dorn und Strauch, und thun ihr weh.
Bald streift ein Ast sie in der Enge
Des Waldes, zerrt am Ohrgehänge,
Ihr Tuch entfällt ihr und ein Schuh
Vom zarten Fuß, — doch immerzu
Eilt sie, wagt sich nicht umzusehen,
Und schamhaft hebt sie selbst im Lauf
Die Säume ihres Kleids nicht auf,
Sie bebt vor Furcht, und ihr vergehen
Die Kräfte bald, das grimme Thier
Hält immer gleichen Schritt mit ihr.

XV.

Ohnmächtig ist sie hingeschlagen
Ganz athemlos der Bär im Nu
Packt sie und eilt sie fortzutragen,
Bewußtlos läßt sie Alles zu.
Da mitten in den Waldesräumen
Urplötzlich zwischen kahlen Bäumen
Steigt eine alte Hütte auf,
Der Schnee liegt ringsum und darauf.
Das Fenster schimmert, Schrei'n und Lärmen
Erschallt von Innen. »Hier tub' aus,
— Brummt jetzt der Bär — in diesem Haus
Wohnt mein Kumpan, kannst Dich hier wärmen«
So sprechend schleppt er sie hinein
Und läßt sie auf dem Flur allein.

XVI.

Bald kommt sie zu sich, spaht im Kreise
Umher: der Bär ist nicht im Haus,
Doch schallt's und klirrt's in lauter Weise
Von Gläsern, wie beim Leichenschmaus.
Durch eine Spalte fällt ein Schimmer
Von Licht. Tatjane lugt in's Zimmer:
Da sitzt ein grausiges Gemisch
Von Ungeheuern rund am Tisch:
Storch-, Kater-ähnliche Geschöpfe,
Ein Zwerg mit Schwänzchen und Barett,
Ein stolz gespreiztes Hofskelett, —
Mit Ochsenhörnern Hundeköpfe,
Und Hexen auch mit Ziegenbart,
Kurz: Mißgestalten aller Art'

XVII.

Hier Krebſe, die auf Spinnen reiten,
Dort Würmer, die ganz aufrecht gehn,
Windmühlen, die wie Tänzer ſchreiten,
Kniebeugend ihre Flügel drehn.
Auf langem Gänſehalſe zeigt ſich
Ein Menſchenſchädel, dreht und neigt ſich
In rother Mütze. Grauenvoll
Gezisch, Gebeul, Gebell erſcholl,
Und Lachen, Murmeln, Wiehern, Schnauben . .
Doch was Tatjane wohl empfand
Als ſie Onägin jetzt erkannt
In dieſer Ungeheuer Haufen:
Am Tiſche ſitzt er mitten drin,
Schaut heimlich nach der Thüre hin.

XVIII.

Sie lauſchen ängſtlich ſeinen Winken,
Er lächelt — Alle lachen laut,
Er trinkt — und lärmend Alle trinken,
Und ſchweigen wenn er finſter ſchaut.
Er iſt ihr Herr, das ſieht ſie klärlich,
Drum ſcheint's ihr nicht mehr ſo gefährlich
Zur ſie, die Neugier treibt ſie nun
Die Thür ein wenig aufzuthun.
Da pfeift der Wind, der lichter Schimmer
Erliſcht, die Gäſte ſind verwirrt,
Gleichwie Onägin ſelbſt, ihr Wirth —
Er ſpringt vom Sitz auf, geht durch's Zimmer,
Mit grimmem Blick und lautem Schritt
Naht er der Thür — die Andern mit

XIX.

Sie will entfliehn: die Beine brechen
Zusammen und sie kann nicht fort;
Umsonst versucht sie auch zu sprechen,
Ihr auf der Zunge stirbt das Wort.
Die Thür in ungestümer Weise
Bricht auf — Tatjane liegt im Kreise
Der Höllenschaar, und grauenvoll
Gelächter und Getös erschellt.
Und blut'ge Rachen, Rüssel, Zungen,
Schwänze von ungeheurer Art,
Hexengesichter rauh behaart
Und Knochenhände wild verschlungen
Dringen begehrlich auf sie ein,
Und Stimmen rufen: Sie ist mein!

XX.

Mein ist sie! ruft mit Donnerstimme
Onegin, und der Geisterreihn
Zerstiebt, verscheucht von seinem Grimme!
Tatjane bleibt mit ihm allein.
Onegin führt sie sanft bei Seite,
Sucht, daß er einen Sitz bereite
Für sie, — sie folgt ihm unbewußt;
Er lehnt sein Haupt an ihre Brust,
Und — plötzlich Olga kommt geschritten
Mit Lensky, wieder wird es licht,
Doch dreht mit Zaudern und Gesicht
Eugen, als er das Paar inmitten
Der Hütte ungeladen fand ...
Tatjanen schwand fast der Verstand.

XXI.

Ein Streit entbrennt: in seinem Grimme
Onägin zückt den Dolch, ersticht
Den Freund ... Beklagend eine Stimme
Erschallt, und Schatten schweben dicht
Vorüber ... Furchtbar bebte, krachte
Die Hütte; aufgeschreckt erwachte
Tatjane — und das Sonnenlicht
Durch die gefrornen Scheiben bricht
Buntstrahlend im gebrochnen Schimmer.
Und reg'er als der Frührothschein
Des Nordens, Olga fliegt herein
Wie eine Schwalbe in das Zimmer.
»Was, bist Du jetzt erst aufgewacht?
Nun sag', was träumtest Du zur Nacht?«

XXII.

Tatjane, noch im Bette liegend,
Zerstreut, mit ängstlichem Gesicht
Die Blätter eines Buchs durchfliegend,
Hört und bemerkt die Schwester nicht.
Nicht Plato, Shakespeare, Göthe, Dante
Selbst keine Modezeitung spannte
Je unsrer Heldin Phantasie
So auf die Neugierfolter wie
Dies alte Buch, worin der Seher
Martin Zadeka[1], aller Welt
»Der Träume Deutung« aufgestellt,
Als Haupt der weisesten Chaldäer
Aus dieses Buches Zukunftsblick
Erforscht Tatjane ihr Geschick

XXIII.

Sie kaufte dieses Buch der Wunder
Von einem Dorfhausirer, der
Ihr noch viel andern Bücherplunder
Wohlfeil verkaufte nebenher.
Um seiner Last sich zu entladen:
Einen Roman, zwei Petriaden,
Von Marmontel den dritten Band,
Und alte Maren allerhand.
Doch mehr als Märchen und Romane
Ward ihr Martin Sadeka lieb.
Er ward ihr Trostesquell, und blieb
Das Buch der Bücher für Tatjane.
Bei jedem Traum wird er befragt,
Und wörtlich glaubt sie was er sagt.

XXIV.

Doch dies Mal kann sie nicht ergründen
Ob was sie Nachts im Traum gesehn,
Glück oder Unheil mag verkünden:
Vereinzelt alle Wörter stehn
Im alphabetischen Verzeichniß,
Beziehungslos auf ihr Ereigniß.
Sie liest da: Bach, Bär, Brücke, Tann,
Waldhütte — doch das Alles kann
Die dunklen Räthsel ihr nicht lösen.
Ihr Traum war gar zu finstrer Art,
Und was der Traumgeist offenbart
Kam sicher von der Macht des Bösen —
So denkt sie, und das macht sie krank,
Und zählt sie drei, vier Tage lang.

XXV.

Jetzt führt mit ihren Purpurhänden [1])
Aurora über Berg und Hag
Den Tag ein; — mög' er glücklich enden,
Es ist Tatjanens Namenstag!
Schon früh versammeln sich die Gäste;
In Britschken, Schlitten kam zum Feste
Die ganze Nachbarschaft herbei.
Gebell von Hunden und Geschrei
Von Kindern mit und ohne Ammen;
Begrüßen, Küssen und Gelach
Von jungen Damen ... nach und nach
Drängt Alles im Salon zusammen.
Und wieder wird gelärmt, gelacht,
Kratzfuß und Kompliment gemacht.

XXVI.

Erst kam das wunderbar geschmückte
Dickleib'ge Pustjakoff'sche [2]) Paar;
Gwosdin, der arme Bauern drückte
Bis er ein reicher Gutsherr war,
Skatinins, die schon greis von Haaren
Und Eltern vieler Kinder waren,
Dreißig bis dritthalb Jahre alt;
Petuschkoff, der als Dandy galt
In der Provinz, — und Freund Bujanoff,
Der seinen Rock als Frack umschlug,
Und dazu Bauernstiefel trug,
Der dienstentlaßne Hofrath Aljanoff,
Schmarotzer, Witzbold, allezeit
Zu jedem Gaunerstreich bereit

XXVII.

Mit der Familie Chartikoff kam
Auch ein Franzos: Monsieur Triquet,
Der als Erzieher einst nach Pikoff kam.
Ein alter, lustiger Abbé,
Mit Brille und mit Fuchsperrücke
Er hat — Franzos in jedem Stücke —
Tatjanen nach der Melodie
Reveillez-vous, belle endormie!
Ein Lied geweiht, das er vor Jahren
Aus einem Almanach kopirt,
Dort war's »à Nina« adressirt,
Nun ließ er Nina's Namen fahren
Und mit erfindungsreichem Sinn
Schrieb er dafür »Tatjana« hin.

XXVIII.

Doch jetzt kommt aus dem nächsten Städchen
Der Hauptmann von der Garnisen,
Der Abgott aller reifern Mädchen
Und aller Mütter, freudig schen
Hat man von ihm das Wort vernommen
Die Regimentsmusik wird kommen,
Der Oberst schickt sie selbst zum Ball! —
Ein Ball! so jubelt's überall,
Erfüllt die Damen mit Entzücken.
Jetzt geht's zu Tische, Arm in Arm,
Zu langer Reihe wächst der Schwarm,
Die Fräulein zu Tatjanen rücken,
Die Herrn ihr gegenüber — jetzt
Schlägt man das Kreuz, wird sich gesetzt.

XXIX.

Geklirr, Geklapper unterbrechen
Nun, während Jeder ſchluckt und kaut,
Ein paar Minuten lang das Sprechen.
Allmählig wird es wieder laut,
Man hört erzählen, ſtreiten, lachen,
Viel abgeſchmackte Witze machen,
Und Jeder ſpricht und Keiner hört.
Da plötzlich wird der Lärm geſtört —
Die Thür geht auf und Lensky ſchreitet
Herein mit unſerm Freund Eugen —
»Ach, endlich laſſen Sie ſich ſehn!«
So ruft die Hausfrau; man bereitet
Gedecke, ſcharrt und drückt ſich jetzt,
Bis ſich das Freundespaar geſetzt.

XXX.

Grade Tatjanen gegenüber,
Die bleicher als der Mond am Tag
Und ſcheuer als ein Reh, herüber
Kaum ihre Blicke heben mag.
Aus jedem Zuge des Geſichtes
Von ihrer Glut im Innern ſpricht es;
Kaum hört ſie ihrer Freunde Gruß,
Bebt, glüht vom Kopfe bis zum Fuß.
Die Thränen brechen unaufhaltſam
Hervor, ſie iſt der Ohnmacht nah —
Doch, ſtark von Geiſt und Willen, da
Bekämpft ſie ihre Glut gewaltſam,
Sie murmelt ein paar Worte leis,
Und weicht nicht aus der Gäſte Kreis.

XXXI.

Von tragisch-nervenschwachen Scenen
War ein entschiedner Feind Eugen.
Der Ohnmachtfälle, Krämpfe, Thränen
Lange bis zum Ueberdruß gesehn.
Die Laune war ihm schon genommen
Seit er in diesen Kreis gekommen,
Als gar Tatjane ihm erschien
In solchem Zustand, war's um ihn
Geschehn, er schlug die Augen nieder
Und schwur, im höchsten Grad erzürnt,
Demnächst an Lensky sich bestimmt
Zu rächen, darauf gähnt er wieder
Und karikirt nun, still gefaßt,
Im Geist bei Tische jeden Gast.

XXXII.

Zwar nicht allein Tatjane geriet
Sich seinem prüfend scharfen Blick:
Auch die Pastete die man reichte
Passirte jetzt Eugen's Kritik.
(Sie war versalzen, schlecht gerathen.)
Nun bringt man nach dem Wildprethraten
Den deutschen Champagnerwein.
Erklangt Gläser auf, lang, schlank und fein,
Die mich an Deinen Wuchs erinnern
O Zizi! den ich oft besang
In unschuldvollem Jugenddrang —
Du treuer Spiegel meines Innern,
Wie oft in Deiner Gegenwart
War ich berauscht, verwirrt, verzagt!

XXXIII.

Lautknallend fliegt jetzt von der Flasche
Der feuchte Kork, hell schäumt der Wein:
Monsieur Triquet zieht aus der Tasche
Sein Festlied, ihm scheint's Zeit zu sein
Nun endlich seine Kunst zu zeigen:
Und rings am Tisch herrscht tiefes Schweigen
Wie wicht'gen Blickes der Poet
Gewendet zu Tatjanen steht
Und ohrzerreißend singt ... Beim Tosen
Des Beifallklatschens überreicht
Er ihr das Blatt jetzt, sie erbleicht
Vor Angst, und dankt dem Virtuosen;
Bescheiden stößt der große Mann
Nun auf Tatjanens Wohlsein an.

XXXIV.

Dann gratulirt man ihr zum Feste,
Tatjane dankt, — als an Eugen
Die Reihe kam im Kreis der Gäste,
Schien ihm ihr Blick durch's Herz zu gehn.
Er grüßte sie, sich tief verneigend,
Mit seelenvollem Blick, doch schweigend.
Sie scheint beruhigt, neubelebt,
Wie sie das Auge jetzt erhebt ...
War er in Wirklichkeit durchdrungen
Von ihrer Lage? Zeigt er sich
So theilnahmsvoll nur äußerlich?
Genug, er hat ihr Herz bezwungen,
Hat ihr genommen, was sie quält,
Und ihr gegeben, was ihr fehlt.

XXXV.

Stuhlscharrend steht man auf vom Tische,
Und zum Salon, der glanzerhellt,
Drängt sich's in lärmendem Gemische
Gleichwie ein Bienenschwarm in's Feld.
Die Alten nicken nach dem Essen,
(Das ganz erträglich war,) indessen
Die Frauen sich nah zum Kamin,
Die Fräulein in die Ecken ziehn
Und flüstern. In gewohnter Weise
Stehn grüne Tische schon umher,
Der Boston lockt den Spieler her,
Whist, l'Hombre fesseln mehr die Greise —
Drei Spiele, deren Elternpaar
Habaier und Langeweile war.

XXXVI.

Schon acht Mal stand man auf vom Platze,
Acht Robber Whist sind schon gemacht
Mit Eifer und bei hohem Satze,
Da endlich wird der Thee gebracht.
Ich lieb' es, so die Zeit zu messen
Nach Mittag, Thee und Abendessen,
Besonders auf dem Land, wo leicht
Der Magen uns die Stunde zeigt,
Auch sing' ich gern von Trank und Speise,
Von einem ausgesuchten Mahl
Und gutem Weine im Pokal —
Wie mich in seiner hohen Weise
Der göttliche Homer belehrt,
Den drei Jahrtausende verehrt.

XXXVII.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

XXXVIII.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

XXXIX.

Man reicht den Thee, und kaum ist Allen
Servirt, hört man mit Einemmal
Horn, Flöte und Fagott erschallen,
Laut dröhnt es her vom langen Saal.
Gern wird der Theetisch nun verlassen,
Bei Seite schiebt man Rum und Tassen,
Petuschkoff schwebt auf Olga los,
Und der poetische Franzos
Nimmt Fräulein Charlikoff beim Arme,
Die längst schon keinen Mann mehr rührt —
Lenskp Fräulein Tatjanen führt . . .
Die Tänzer sondern sich vom Schwarme
Der Alten, und beim lauten Schall
Der Tanzmusik beginnt der Ball.

XL.

Zu Anfang meines Versromanes
(Seht nur die ersten Blätter durch)
Lag's im Entwurfe meines Planes
Euch einen Ball in Petersburg
Zu malen, doch ich kam in's Schwanken

Bei dem verlockenden Gedanken
An jenes kleine Füßchenpaar,
Das mir so oft gefährlich war!
Drum fand ich's klüger einzulenken
Der Jugend Flatterzeit ist hin
Das reifre Alter treibt den Sinn
Zu reiferm Dichten, ernsterm Denken
Damit dies fünfte Buch ganz frei
Von allen Abschweifungen sei

XLI.

Im Walzer wirbeln nun die Paare
Gleichmäßig, ungestüm vorbei —
Gleichwie der flücht'gen Jugend Jahre
Ein stürmisch tolles Einerlei.
Onägin lächelt, er bereitet
Sich jetzt zur Rache, und er schreitet
Auf Olga zu und fliegt mit ihr
Rund durch den Saal wie rasend schier
Jetzt halten sie, er setzt sie nieder
Ein paar Minuten spricht er leis
Mit ihr, dann in der Tänzer Kreis
Wirft stürmisch sich das Pärchen wieder
Die Gäste staunen rings im Raum
Lensky traut seinen Augen kaum

XLII.

Jetzt hört man die Masurka tönen
Vor Zeiten machte dieser Tanz
Den Saal erbeben, Fenster dröhnen —
Heut ist das Alles anders ganz
Auf glattgebohnten Dielen leise
Hingleiten wir nach Damenweise

Nur fern der Hauptstadt noch bewahrt
Der Tanz die alte kraft'ge Art,
Mit hohem Absatz, Schnurrbart, Sporen —
Da stampft's und springt's und klirrt es noch,
Beugt man sich nicht dem Modejoch
Wie unsre aufgeklärten Thoren.
O Mode, launischer Despot
Du bist Jungrußlands größte Noth

XLIII

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

XLIV

Bujanoff wicht'gen Blickes führte
Eugen die beiden Schwestern vor
Der eilig Olga sich erkürte.
Er flüstert ihr etwas in's Ohr
Nachlässig gleiten sie im Kreise
Umher, und in vertrauter Weise
Drückt er ihr Händchen, — was er spricht
Versteht man nicht, doch ihr Gesicht
Bei seinen Worten roth erglühte
Lensky traut seinen Augen kaum,
Es scheint ihm wie ein wirrer Traum,
Und eifersüchtig von Gemüthe
Lud er — wie die Masurka schon
Vorbei — Olga zum Kotillon

XLV

Sie kann nicht! Lensky staunte höchlich. —
Eugen hat ihr Versprechen schon . . .

Gerechter Himmel! ist das möglich,
Sie konnte . . . welcher Spott und Hohn!
Fängt sie schon an zu kokettiren,
List zu gebrauchen, sich zu zieren!
Sie, die den Windeln kaum entkroch!
O Weiberherz, wie trügst Du doch!
Lenskn steht wie auf heißen Kohlen,
Geht dann ergrimmt zum Saal hinaus,
Verlangt sein Roß und sprengt nach Haus.
Zwei Kugeln und ein Paar Pistolen
Entscheiden bald sein Loos — Eugen
Soll Aug' in Aug' ihm Rede stehn!

Anmerkungen zum fünften Buche.

1) „Dem ersten Schnee, der Winterszeit
Ein Sänger einst sein Lied geweiht, …“

Diese Verse beziehen sich auf einen Freund Puschkin's, den Fürsten Wjäsemsky, der unter dem Titel **Первый Снѣгъ**, „der erste Schnee“, ein in Rußland allbekanntes Gedicht geschrieben.

2) „Es nahen die zwölf heiligen Nächte, …“

Hiemit ist die Zeit von Weihnachten bis zum Feste der heiligen drei Könige — vom 25. Dezember bis zum 6. Januar — gemeint. Die Russen bezeichnen diese Zeit mit dem einfachen Worte **святки** (swjätki). Daß der Aberglaube unter den Russen mehr als unter allen übrigen christlichen Völkern blüht, ist als allgemein bekannt anzunehmen, und jene „zwölf heiligen Nächte“ bilden die eigentliche Wahrsageperiode des Jahres, während welcher in jedem Hause des weiten Zarenreichs mehr oder minder ernsthafte Versuche angestellt werden, vermittelst gegossenen Wachses, geschmolzenen Bleies und dergl. den Schleier der Zukunft zu lüften. Die meisten der im Gedicht geschilderten Züge des Aberglaubens kommen bekanntlich auch noch heutzutage in Deutschland vor, weshalb ich nur denjenigen hier eine Erklärung widme, welche den Russen eigenthümlich sind. Hier steht in erster Reihe das Wahrsagespiel, worauf sich die in unserm Gedichte vorkommenden Verse beziehen:

„Aus einer Schüssel Wasser zieht man
Reih' um den Ring, und daraus sieht man
Das Schicksal, …“

Die Mädchen bilden einen Kreis um den Tisch, welcher die geheimnißvolle, mit einem weißen Tuche verhüllte Schüssel trägt. In die-

Schüssel wird ein goldener oder silberner Ring geworfen, während die Mädchen folgende, aus alter Zeit stammende Verse singen:

„Ruhm dem Gott im Himmel!
Ruhm!
[illegible]
Ruhm!

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Ruhm, Ruhm, Ruhm!"

Dann kommt ein anderes Lied:

„[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]"

Und wieder singt Alles im Chore:

„Ruhm [illegible]
[illegible]
Ruhm!
[illegible]
[illegible]
Ruhm!"

Während nun ein Mädchen nach dem andern den Ring aus der Schüssel zieht, werden auf's Gerathewohl sogenannte podbljudnyja pjesni, d. h. auf das Schüsselspiel bezügliche Lieder aus der alten Zeit gesungen, und der Inhalt oder die Melodie eines jeden Liedes wird in wahrsagerischer Weise in Beziehung gebracht zu dem Schicksale des Mädchens, welches in dem Augenblick den Ring in der Hand hält. Einige der beliebtesten der bei solcher Gelegenheit gesungenen Lieder sind folgende:

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
Ruhm!"

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]"
[illegible]

In einigen Gegenden wird diese Wahrsagerei auch so betrieben, daß jedes der am Tische sitzenden Mädchen einen Ring, oder irgend eine andere Kleinigkeit unter einen Teller legt, [illegible] Das Ziel aller Wünsche ist natürlich fast immer ein Mann. Wollen die Jungfrauen wissen, welche unter ihnen zuerst die Beglückte sein wird, so bilden sie einen Kreis um einen Hahn, jede streut etwas Korn vor sich hin, und [illegible] mit dem Namen ihres Bräutigams übereinstimmt.

Ebenso wird aus der Art und Weise wie das Bild des Mondes sich in einem Spiegelglase zeigt, die Zukunft (d. h. das Bild des „Mannes") im Monde ersehen.

3) „[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]"

Eine Variante des oben behandelten Themas. Tatjana läßt zwei Gedecke ins Bad tragen, eines für sich, und das andere für einen Zukünftigen, [illegible]

4) Die russischen Traumbücher tragen alle — wie Dahl in einer Anmerkung sagt — den Namen „Martin Zadeka" an der Stirn.

5) „[illegible]
[illegible]
[illegible]"

[illegible]

Puschkin, ein Feind alles Schwulstes in der Poesie, parodiert in seinem Verse eine ähnliche, bei Lomonossoff vorkommende Schilderung des Sonnenaufgangs.

6) Es ist wahrscheinlich, daß Puschkin hier, wie die folgenden russischen Namen absichtlich gewählt habe, um ihre Träger mit Einem Worte zu bezeichnen. So läßt sich z. B. Pustjakoff ableiten von pustoi: leer, nichtig; Petuschkoff von petuschok: Hähnchen; Skotinin von skotina: das Vieh.

Sechstes Buch.

Là sotto i giorni nubilosi e brevi
Nasce una gente a cui 'l morir non dole.

Petrarca.

I.

Bemerkend Lensky's Rückmarschweile,
Glaubt jetzt Eugen genug gethan
Zu haben, und der Langeweile
Hängt er auf's Neu zu gähnen an.
Auch Olga gähnt mit Einemmale,
Sie sucht nach Lensky etwas im Saale,
Und der endlose Kotillon
Drückt wie ein schwerer Traum sie schon.
Jetzt schließt er endlich, und man schreitet
Zum Abendessen. Dann zur Nacht
Wird jedem Gast sein Bett gemacht,
Bis in die Mägdezimmer breitet
Der schlafesmüde Schwarm sich aus,
Und nur Onegin fährt nach Haus.

II.

Mit seinem dicken Ehgemahle
Schnarcht im Salon Freund Pustjakoff.
Auf Stühlen ruhn im Speisesaale
Gwosdin, Buyanoff, Petuschkoff,
Und Flianoff, der im Schlaf Gesichter
Schneidet vor Uebelkeit. Der Dichter
Monsieur Triquet liegt ausgestreckt
Am Boden, Wamms und Nachtmütz deckt
Ihm Kopf und Brust. Die jungen Damen
Theilen der Schwestern Schlafgemach.

Tatjane sitzt allein noch wach
Beim Fenster, reibt das Eis vom Rahmen,
Und trüb starrt sie hinaus in's Feld,
Vom falben Mondenschein erhellt.

III.

»Wie er so unverhofft gekommen,
Mich erst so zärtlich angesehn,
Und sich so seltsam dann benommen
Mit Olga — wer kann das verstehn!«
So murmelt leis für sich die Arme,
Und hebt in eifersücht'gem Harme,
Als ob zu ihren Füßen sich
Ein Abgrund öffne, schauerlich,
Und eine Eiseshand sich lege
Auf ihr entflammtes Herz, — sie spricht:
»Er tödtet mich, doch klag' ich nicht;
Er gehe ruhig seine Wege!
Der Tod von ihm ist Seligkeit,
Der mir doch sonst kein Glück verleiht!«

IV.

Doch thut es Noth, daß ich mich spute,
Es ruft uns jetzt ein neuer Held!
Etwa fünf Werst von Lensky's Gute
Bebaut ein Philosoph sein Feld
Und lebt noch heut: — Saretzky heißt er,
Ein Führer lüderlicher Geister
War er vor Zeiten, Spielerheld,
Wirthshaustribun — und was die Welt
(Die große) Schlechtes kennt, das that er,
Jetzt aber lebt er ehrbar, schlicht,
Bebaut sein Gut, thut seine Pflicht

Als lediger Familienvater,
Gilt gar als Mann von Ehre dort:
So schreitet das Jahrhundert fort!

V.

Vor Zeiten auch des Ruhms genoß er
Ganz unerhörter Tapferkeit.
Wahr ist's: aus einer Karte schoß er
Das Aß auf zwanzig Schritte weit!
Auch auf dem Schlachtfeld einst, betrunken
War er von seinem Pferd gesunken,
Und fiel — ein festbar Unterpfand! —
In feindliche Kanonenhand.
Gern rettete er, — ein Gott der Ehre,
Ein neuer Regulus — voll Muth
Der Beute gleich zu seine Hand
Zurück, daß er drei Flaschen leere
An jedem Morgen, auf Credit,
Burgunder wie ihn Beny zieht!

VI.

Am Scherze auch fand er Vergnügen,
Narrte die Narren immerdar,
Verstand die Klugheit zu betrügen
Wie irgendeiner, so offenbar,
Obgleich er auch wohl selbst betrogen
Ward, in sein eignes Netz gezogen,
Und oft vom Streich, den er gezielt,
Die Schmerzenswunde selbst erhielt,
Doch schlau benutzt' er Andrer Fehler,
Und mit Berechnung munter, spitz,
Langweilig bald und bald voll Witz,
War er was man so nennt: Kraftkehler, —

Und junge Freunde nern und schnell
Versammt er zusammen zum — Duell.

VII.

Oder gewinnt sie sich zu vertrauen,
Freundschaft mit ihnen dann zu dein,
Um recht viel Spöttisches zu sagen
Auf ihre Rechnung hinterdrein!
Doch solchen Uebermuthes Tücke
Verschwanden (wie der Traum der Liebe)
Mit Jugendkraft und Jugendglück.
Lenskij — wie ich schon vorhin
Bemerkt — lebt jetzt im Feld und Garten,
Und fühlt als Philosoph sich wohl,
Pflanzt, wie Horaz, selbst seinen Kohl,
Verschmäht auch nicht des Viehs zu warten,
Zieht Gänse auf, — lehrt, wie es geht,
Den Kindern selbst das Alphabet.

VIII.

Onägin, der sein Herz nicht ehrte,
Schätzte doch Urtheil und Verstand
An ihm, weshalb er gern verkehrte
Mit ihm, ihn unterhaltend fand,
Trotz seinen Schelmereien und Launen,
Drum macht' es ihn auch gar nicht staunen,
Als einst Lenskij früh schon
Zu ihm in's Zimmer trat. Der Ton
Nahm nach dem Gruß bald eine Wendung
So feierlich wie früher nie,
Lenskij sprach: »Hier ist für Sie
Von Nachbar Lenskij eine Sendung!«
Sein scharfer Blick Onägin maß,
Der stumm am Fenster stand und las.

IX.

Das war in Wirklichkeit und Wahrheit
Ein kaltes, förmliches Kartel!
Mit aller Höflichkeit und Klarheit
Fordert ihn Lensky zum Duell.
Bald hat Eugen seine Bewegung
Bemeistert, scheinbar ohne Regung
Sagt er ganz kurz: »Zu jeder Zeit
— Erwiedern Sie — bin ich bereit!«
Saretzky stand schnell auf, entfernt sich
Jeder Erklärung. Er muß fort
Nach Haus — es wartet Jemand dort. —
Er greift zum Hute und empfiehlt sich.
Onägin, als er sich allein
Befand, schien sehr verstimmt zu sein.

X.

Wohl hat er Grund, und sein Gewissen
Sagt ihm wie sehr er schuldig war:
Er hat mit Wollen und mit Wissen
Entzweit das junge Liebespaar,
Hat seinem Freunde Schmerz bereitet,
Zu einer Thorheit ihn verleitet,
Die diesem Freund (der achtzehn Jahr
Erst zählte) wohl verzeihlich war,
Und da er Lensky wirklich ehrte
Und liebte, war es seine Pflicht,
Daß er als Mann von Ehre, nicht
Als launischer Geck mit ihm verkehrte —
Spielball des Vorurtheils der Welt,
Die Raufbeldmuth für Ehre hält.

XI.

Er konnte, was er fühlte, sagen,
Statt wie ein wildes Thier zum Streit
Zu stürzen, sich vielleicht vertragen
Mit seinem Freunde; — doch zu weit
— Denkt er — ist schon gediehn die Sache!
Auch mischt ein Duellist vom Fache
Sich ein, der beshaft und beredt
Versöhnungsscenen falsch versteht.
Gewiß, solch widrige Erscheinung
Bestraft man mit Verachtung schon —
Doch dann der Thoren Spott und Hohn,
Die Macht der öffentlichen Meinung!
Als Götzenbild die Ehre steht'
Vor uns, um das die Welt sich dreht.

XII.

Nachbarsche Ungedult verscheuchte
Den Dichter, der sich quält und plagt,
Bis der geschwätzige Nachbar beichte
Und feierlich die Antwort sagt;
Das war ein Jubel ohne Ende!
Erst hatte Lensky Furcht, es fände
Durch irgend eine List Eugen
Gelegenheit ihm zu entgehn.
Verscheucht sind nun des Zweifels Sorgen:
Onagin wird ihm Rede stehn,
Sie werden zu der Mühle gehn
Beim Frühroth schon am nächsten Morgen,
Wo ein Freund auf den andern schießt,
Kopf oder Bein zum Ziel erkiest.

XIII.

Lensky will die Kokette haſſen,
Vor dem Duell nicht zu ihr gehn;
Inzwiſchen kann er doch nicht laſſen
Zuweilen nach der Uhr zu ſehn.
Das ſchöne Wetter zu gewahren,
Und, dann zu Olga hinzufahren!
Er will blos ſehn, wie ſie verwirrt
Erſcheinen werde — doch er irrt.
Auch nicht im mindeſten verlegen
Springt ſie, ſobald ſich Lensky zeigt,
Wie trügeriſche Hoffnung leicht
Schon vor der Hausflur ihm entgegen,
Iſt unbefangen ganz und gar
Und ſtrahlend wie ſie immer war.

XIV.

»Warum verſchwanden Sie ſo frühe
Vom Ball?« fragt ſie vorwurfsvoll,
Doch ſanft. Er faßt ſich nur mit Mühe
Und weiß nicht was er ſagen ſoll.
Bei dieſem Blick ſo ſchuldlos-heiter
Denkt er an Eiferſucht nicht weiter.
Sie liebt ihn noch! Aus ſeinem Sinn
Iſt aller Gram und Argwohn hin,
Wie konnt' er nur zu zweifeln wagen!
Er ſchaut ſie an voll Zärtlichkeit
Und Reue, iſt faſt ſchon bereit
Sich ſelber bei ihr anzuklagen.
Vor Glück fehlt ihm das Wort, er bebt
Und ſtottert, iſt wie neu belebt.

XV.

XVI.

XVII.

Und wieder ward im tiefsten Innern
Lenskv nachdenkend und verzagt,
Olga an gestern zu erinnern
Hätt' er um keinen Preis gewagt.
Er denkt: ich will ihr Retter werden,
Daß des Verführers Truggeberden,
Onägin's Glut und Schmeicheleien
Der Unschuld nicht gefährlich sein;
Sich meiner Liebe Heiligthume
Kein Bösewicht zu nahen wagt,
Und mir kein gift'ger Wurm zernagt
Die kaum erblühte Frühlingsblume.
Mit alledem war nur gemeint:
Ich schieße mich mit meinem Freund!

XVIII.

O, wenn er wüßte, welche Wunde
Er in Tatjanens Herz gebrannt!
Und hätte jetzt die Arme Kunde
Von Allem, wär' es ihr bekannt,
Daß bei der nächsten Tageshelle

Die Freunde um des Grabes Schwelle
Sich stritten: hatte sie vielleicht
Durch Liebe noch ihr Herz erweicht,
Und sie versöhnt. Doch Niemand wußte
Was glühend ihr das Herz zernagt;
Eugen hat nie ein Wort gesagt,
Derweil sie schweigend leiden mußte
Errathen kennt's die Amme nur,
Die aber merkte nicht die Spur.

XIX.

Er wunderlich war Lensky heute,
Bald laut, bald stumm, bald traurig, bald froh —
Als ob ihn etwas sehr zerstreute;
Doch Dichter sind nun einmal so.
Nachdenkend ist er jetzt geworden,
Greift am Klavier ein paar Akkorden,
Sieht fragend dann auf Olga hin:
»Nicht wahr, Herz, wie ich glücklich bin?
Doch es ist spät schon, ich muß gehen!«
Wie war sein Herz so schwer von Gram,
Als er jetzt aufstand, Abschied nahm
Von Olga. »Was ist denn geschehen
Mit Ihnen?« klang ihr fragend Wort —
»Nichts!« sagte Lensky und war fort.

XX.

Zu Hause ward er etwas stiller,
Besah erst die Pistolen, dann
Zog er sich aus, nahm seinen Schiller
Und fing im Bett zu lesen an
Doch hat er keine Ruh zum Lesen,
Verändert ist sein ganzes Wesen,

Und wie verklärt, so strahlend mild
Umschwebt ihn seiner Olga Bild.
Er schließt das Buch, fängt an zu schreiben,
Und schwülstige Liebesphantasien
Durch seine keusche Seele ziehn,
Bis sie in Versen hängen bleiben,
Die liest er laut mit Schwung und Glut,
Wie — wenn benebelt — D..*) thut.

XXI.

Durch Zufall ward sein Lied erhalten,
Ich theil' es mit wie er es schrieb:
„Saat mir, ihr feindlichen Gewalten,
Wo meine goldne Jugend blieb!
Was wird der nächste Tag mir bringen?
Mein Auge, ach! kann nicht durchdringen
Was sich verhüllt im Graun der Nacht,
Doch: Gott hat Alles wohlgemacht!
Werd' ich getroffen von dem Pfeile,
Dem tödtlichen? fliegt er vorbei?
Ich preise Gott, wie es auch sei,
Denn Nacht und Tag sind uns zum Heile ...
Gesegnet sei das Auferstehn
Des Tages, wie sein Untergehn!

XXII.

Derweil der Tag zu neuem Leben
Im Glanz des Frühroths auferwacht,
Wird mich vielleicht — ach! — schon umgeben
Geheimnißvolle Grabesnacht,
Wo der Vergessenheit zum Raube
Mein Name wird sammt meinem Staube!

*) Delwig?

Nur Du, geliebter Engel, weinst
An meinem trüben Grabe einst!
Ja, kommen wirst Du und wirst sagen
Die Liebe seiner Jugendzeit,
Der stürmischen, war mir geweiht,
Mir nur allein! — O, hör' mein Klagen,
Komm, komm zu mir, Du süße Braut,
Vor Gott sind wir ja längst getraut!

XXIII.

So klang sein düftres Reimgebimmel
(Romantisch wird das jetzt genannt,
Obgleich ich selber nie, beim Himmel!
Etwas romantisch darin fand!),
Zuletzt nach allem Gram und Kummer
Bewältigt Lensky doch der Schlummer.
Schon schlafend brummt er noch einmal
Das Modewort: mein Ideal!
Doch kaum daß er sich wohlig streckte,
Als in das stille Zimmer schon
Der Nachbar trat, mit barschem Ton
Ihn aus den süßen Träumen weckte:
Es ist sechs Uhr! wir müssen fort.
Onägin ist gewiß schon dort.

XXIV.

Er irrte sehr; noch ohne Sorgen
Im warmen Bett Onägin lag!
Schon kräht der Hahn dem jungen Morgen
Entgegen, schon wird's heller Tag,
Klar ist die Sonne aufgestiegen,
In ihrem Glanz die Flecken fliegen
Des Schnees leichtwirbelnd hin und her.

Onägin schläft noch tief und schwer.
Doch endlich wacht' er auf und theilte
Den Vorhang, und ward nun gewahr
Wie spät es an der Zeit schon war,
Worauf er seinem Bett enteilte
Und heftig schellte . . . Längst war's Zeit
Sich einzufinden zu dem Streit.

XXV.

Und schnell sein Kammerdiener zeigte
Sich, ein Franzos, Monsieur le Coq,
Der ihm die frische Wäsche reichte,
Pantoffeln auch und Morgenrock.
Eugen heißt ihm sich zu bereiten,
Ihn auf der Ausfahrt zu begleiten
Mit dem Pistolenkasten, dann
Zieht er sich selbst in Eile an.
Der Schlitten wartet schon, sie jagen
Zur Mühle über Stein und Stock,
Sie halten an, Monsieur le Coq
Muß von le Page die Waffen tragen.
Der Kutscher muß in's Feld zurück,
Und warten hinterm Hügelsrück.

XXVI.

Lensky mit wachsendem Gefühle
Der Ungeduld am Damme stand;
Saretzky kritisirt die Mühle
(Als ein Mechaniker vom Land) —
Da kommt Eugen . . . daß man schon warte
Bedauert er . . . Saretzky starrte
Ihn an: »Wo bleibt Ihr Sekundant?«
Er war ein klassischer Pedant,

Und liebte im Duell Methode.
Der Todtschlag stand bei ihm in Gunst,
Doch nur nach regelrechter Kunst
Bracht' er die Menschen gern zu Tode,
Nach altem Recht und altem Brauch —
(Das muß man an ihm loben auch).

XXVII.

„Mein Sekundant ist hier zugegen,
Es ist mein Freund, Monsieur le Coq.
Ich hoffe man hat nichts dagegen
Und sieht dem Mann nicht auf den Rock.
Er ist zwar nicht von Stand und Adel,
Doch ein Bedienter ohne Tadel."
Sarepky biß die Lippen wund,
Eugen that sein Verlangen kund
Nun anzufangen; Lensky nickte,
Sie schritten bis zum Bachesrand,
Indeß Sarepky ferne stand
Und sich in ein Gespräch verstrickte
Mit Freund le Coq: in Schweigen stehn
Die Feinde, ohne aufzusehn.

XXVIII.

Die Feinde? seit wie lange wandeln
Sie denn, durch Durst nach Blut entzweit?
Und theilten sie doch Denken, Handeln,
Tisch und Vertraun so lange Zeit!
Und jetzt? Wie alten Hasers Erben,
Auf gegenseitiges Verderben
Nur sinnen sie, man glaubt es kaum;
's ist wie ein wilder, wüster Traum.
Wär's nicht vernunft'ger von den Beiden,

Einander auszulachen jetzt,
Und eh' die Hand von Blut benetzt,
In alter Freundschaft froh zu scheiden?
Doch fürchtet sich gar wundersam
Moderner Muth vor falscher Scham.

XXIX.

Schon die gezogenen Läufe blitzen,
Die Ladung wird hineingethan,
Gehämmert bis die Kugeln sitzen,
Zum ersten Mal schon knackt der Hahn,
Sie schütten Pulver auf die Pfannen,
Und nun zum zweiten Male spannen
Sie den geschärften Stein . . . Le Coq
Verbarg sich hinter einem Block
In Todesangst. Die Zwei indessen
Werfen die Mäntel jetzt beiseit.
Sarepky mit Genauigkeit
Hat zwei und dreißig Schritt gemessen,
Führt beide Gegner auf den Stand
Und das Pistol blitzt in der Hand.

XXX.

»Nun tretet an!«

Die Gegner schreiten
(Doch keiner zielt) mit kaltem Blut
Gleichmäßig vor von beiden Seiten,
Und jeder so vier Schritte thut,
Vier Schritte die zum Grabe geben!
Zuerst — doch ohne still zu stehen —
Hebt langsam jetzt Eugen den Lauf;
Sie gehen noch fünf Schritt, darauf
Zielt Lensky, nur ein Auge offen,

Das rechte — und im Augenblick
Onägin ſchießt . . . O, Gramgeſchick!
Lensky erbleicht, er ward getroffen,
Die Waffe glitt ihm aus der Hand,
Derweil er ſchwankend, wortlos ſtand.

XXXI.

Er ſtreckt nach dem getroffnen Herzen
Noch einmal zitternd ſeine Hand,
Sein Blick verkündet Tod, nicht Schmerzen,
So fällt er . . . wie vom Bergesrand
Langſam gelöſt vom Sonnenſtrahle
Eine Lawine rollt zu Thale.
Ein kalter Schauer überlief
Eugen, er ſprang hinzu, er rief —
Er kam zu ſpät, es war vergebens!
Die Glut erloſch auf dem Altar,
Im jungen Dichterherzen war
Schon keine Spur mehr warmen Lebens.
Ein Sturm brach dieſe Blume ab,
Grub ihr ein frühes, kaltes Grab.

XXXII.

Starr lag er mit geſchloſſnem Munde,
Und einer Ruhe grauenvoll
Auf ſeiner Stirn, — indeß der Wunde
Sein Herzblut dampfend roth entquoll.
Und dieſes junge Herz, das eben
Noch voll Begeiſtrung war und Leben,
Voll jugendlichem Uebermuth,
Voll Hoffnung, Haß und Liebesglut,
Iſt allem Leben jetzt verſchloſſen —
Gleichwie ein unbewohntes Haus,

Darin nur Schweigen herrscht und Graus.
Die Fensterläden sind geschlossen,
Die Herrin wohnt nicht mehr darin,
Schwand ohne Spur, Gott weiß wohin?

XXXIII.

Wohl scheint es angenehm, zu wecken
Durch Spott des Nachbars tragen Zorn,
Und angenehm auch, zu entdecken
Ihn hochgekrönt mit seinem Horn,
In einem Spiegel sich beschauend
Vor Scham dem eignen Aug' nicht trauend,
Noch besser, wenn er dummen Sinns
Zu seinem Bild sagt: ja, ich bin's!
Vor Allem aber hat man's gerne,
Zeigt er sich als ein »Ehrenmann«,
So daß man auf ihn schießen kann
Aus einer angemess'nen Ferne.
Doch, wenn der Schuß sein Ziel erreicht,
Nimmt man es nicht mehr ganz so leicht.

XXXIV.

Wenn Eure Hand so kalten Blutes
Je einen jungen Freund erschoß,
Weil Euch ein Blick des Uebermuthes,
Ein lautes Wort gereizt, verdroß;
Oder weil er zum Zorn entlodert
Im Rausch, Euch selbst zum Streit gefordert
In jugendlicher Kampfeslust,
Sagt, welch' Gefühl wohl Eure Brust
Bewegt, wenn vor Euch auf der Erde
Der Freund in Todesqual sich streckt,
Die starren Glieder blutbedeckt,
Ein Bild des Jammers von Geberde,

Des nahen Todes sichrer Raub,
Bei Eurem Wehruf stumm und taub.

XXXV.

Auf Lensky starr den Blick gerichtet,
Noch in der Hand das Mordgewehr,
Steht jetzt Onägin wie vernichtet.
Zaretzky sprach: »er lebt nicht mehr!«
— Todt! todt! — Fort schwankt mit bäng'en Schritten
Eugen, vorsichtig auf den Schlitten
Zaretzky hebt die Leiche jetzt.
Doch wie sich in Bewegung setzt
Der Schlitten, pfeilschnell ziehn die Pferde
Von wundersamer Furcht erfaßt,
Sie wittern ihre todte Last,
Und wiehern, stampfen wild die Erde,
Ihr Stahlgebiß wird weiß von Schaum,
Kein Zügel hält sie und kein Zaum.

XXXVI.

Euch schmerzt das Ende des Poeten,
Des Lebensschifflein früh zerschellt,
Des Hoffnungsblumen all' verwehten
Und welkten unreif für die Welt.
Wo blieb dies glühende Verlangen
Nach allem Schönen, — und dies Bangen
Vor allem Schlechten, — wo die Kraft
Des Willens und der Leidenschaft?
Wo blieb die Quelle seines Strebens
Nach Liebe, Freundschaft, Ehre, Ruhm:
Des Herzens junges Heiligthum —
Und ihr, Traumbilder hoh'ren Lebens,
Ihr Schwärmerein voll Harmonie,
Lenzblumen heil'ger Poesie?

XXXVII.

Vielleicht war er zum Heil geboren
Der Welt, vielleicht zu ihrem Ruhm, —
Vielleicht ging uns in ihm verloren
Ein Meister, der im Heiligthum
Der Kunst ein Denkmal ließ, bewundert
Einst von Jahrhundert zu Jahrhundert,
Vielleicht daß ihn sein kühner Flug
Einst zu des Ruhmes Gipfel trug,
Daß er geheimnißvolle Träume
Enthüllt in ewigem Gesang,
Bevor er sich von hinnen schwang
In jene lichten Himmelsräume,
Wohin ihm jetzt der Ruhm der Zeit
Nicht nachtönt in die Ewigkeit.

XXXVIII.

. . . . . .

. . . . . .

XXXIX.

Vielleicht wär's anders auch gekommen.
Er hätte nach der Jugendzeit
Sich abgefühlt, ein Weib genommen,
Dem Haus und Felde sich geweiht,
Und glücklich in der neuen Richtung
Vergessen Schwärmerei und Dichtung;
Gemüthlich schlich er durch die Welt
Im Schlafrock, als Pantoffelheld,
Ein Pedagrist mit vierzig Jahren,
Hätt' er bei Schlaf und Speis' und Trank,
Abwechselnd mager, dick und krank,
So recht was »leben« heißt, erfahren.

Bis sich sein Geist getrennt vom Leib,
Beweint von Aeltern, Kind und Weib.

XL.

Doch was er träumend auch erstrebte,
Und wie er auch das Glück verstand,
Der so poetisch fühlte, lebte,
Ihn traf der Tod aus Freundeshand!
Noch sieht man seine Grabesstätte
Beim Dorfe an des Baches Bette,
Der hier zu Thal rauscht silberklar,
Darüber wächst ein Fichtenpaar,
Ein einfach Denkmal grün umhüllend,
Wo gerne in der Mittagsglut
Der Ackersmann, der müde, ruht,
Und plätschernd ihre Krüge füllend
Die jungen Schnitterinnen stehn,
Die kichernd kommen, kichernd gehn.

XLI.

Und zieht der Frühling in die Lande,
Flicht hier aus Bast sich seine Schuh
Der Hirt, und singt vom Wolgastrande
Ein fröhlich Fischerlied dazu.
Und steigt im langen Reitgewande
(Die hier den Sommer auf dem Lande
Verlebt) die junge Städterin
Auf schnellem Steppenroß dahin.
Steigt sie dort ab und führt am Zügel
Das Roß, schlägt ihren Schleier auf,
Und liest mit flücht'gem Blick darauf
Die Inschrift überm Grabeshügel;
Und eine helle Thräne näßt
Ihr Aug', wie sie das Grab verläßt.

XLII.

Jetzt reitet sie mit trübem Blicke
Zurück im Schritt durch's Feld dahin,
Mit Lensky's traurigem Geschicke
Ist ganz erfüllt ihr Herz und Sinn:
Wie geht es Olga wohl zur Stunde?
— Denkt sie — ob sie an ihrer Wunde
Noch leidet? ob sie schon geheilt?
Und wo jetzt wohl Tatjane weilt?
Welch Schicksal ward Eugen beschieden?
Der Modeschönen Modefeind,
Der Mörder seines Freundes, weint
Er jetzt um ihn? lebt er in Frieden?
Das alles mit Ausführlichkeit
Erzähl' ich Euch zu seiner Zeit.

XLIII.

Doch heute werd' ich nichts mehr melden!
Ein andres Mal — nur heute nicht!
Ihr wißt, ich liebe meinen Helden
Und kenne meine Dichterpflicht;
Doch ließ' ich jetzt bei reifern Jahren
Am liebsten Vers und Reim ganz fahren,
Und schriebe Prosa; schon zu lang'
Trug ich der Jamben Joch und Zwang,
Ich möchte mich des Jochs entled'gen,
Und da ich bei gereifterm Sinn
Auch ernster und vernünft'ger bin,
Euch zwanglos ernste Dinge pred'gen,
Wozu der Reim sich nicht recht paßt,
Der — wie gesagt — mir längst zur Last.

XLIV.

Ein neuer Schmerz hat mich getroffen,
Ein neuer Wunsch hat mich geplagt;
Doch meinem Wunsche fehlt das Hoffen
Derweil Erinnrung mich zernagt.
Wo seid ihr, Träume meiner Jugend?
Jetzt reimt sich leider nichts als »Tugend«
Auf euch, denn meine Tugendzeit
Begann erst nach der Jugendzeit!
So lange sang ich, wie die Kränze
Des Lebensfrühlings schnell verdorrt,
(Verzeiht das abgeschmackte Wort!)
Und sang mich wirklich aus dem Lenze
Des Lebens — leider ist es wahr:
Ich zähle nächstens dreißig Jahr!

XLV.

So nahe — ich muß es selbst bekennen —
Der Mittag meines Lebens mir;
Doch will ich mich in Freundschaft trennen
Du leichte Jugendzeit, von dir!
Dank dir für deine Gaben heute,
Für das, was mich entzückt, erfreute,
Was ich gerast, gelebt, genoß,
Was süß mich quälte und verdroß,
Für Alles Dank! — Nein, nicht vergebens
War ich mit Leib und Seele jung,
Und hab' ich mich mit Glut und Schwung
Gefreut der Freuden dieses Lebens;
Drum ziemt mir's, heitern Sinnes nun
Nach all' dem Festlärm auszuruhn!

XLVI.

Laßt scheidend mich den Blick erheben
Auf jene Stätten, wo ich lang'
Gelebt ein träumerisches Leben
In Leidenschaft und Müßiggang.
Du aber darfst mir nicht entfliehen,
Begeisterung! sollst mit mir ziehen
Und wohnen unter meinem Dach!
Du hältst des Dichters Seele wach,
Und nährst in ihr den Götterfunken
Der Liebe, die sie warm erhält
In dieser kalten, starren Welt,
Im Wahn und Eigennutz versunken —
O bleib mir treu, daß nicht mein Herz
Verstein're wie ein tönend Erz:

XLVII.

In dieser Welt voll Thoren, Laffen,
Verkäuflicher Gerechtigkeit,
In Uniform gesteckter Affen,
Auswürfe jeder Schlechtigkeit,
Spione, frömmelnder Koketten,
Und Sklaven, stolz auf ihre Ketten!
In dieser Welt der Heuchelei,
Des Lugs und Trugs, der Kriecherei,
Verschmitztheit, Rohheit, Alltagsleere,
Klatschsucht, Verläumdung, Unnatur, —
In diesem Tugendgrab, wo nur
Das Laster kommt zu Ruhm und Ehre, —
In diesem Sumpf, in welchem wir
Uns, Freunde, Alle wälzen hier!

Siebentes Buch.

O Moskau, Rußlands Lieblingstochter!
Wo in der Welt ist Deines Gleichen?

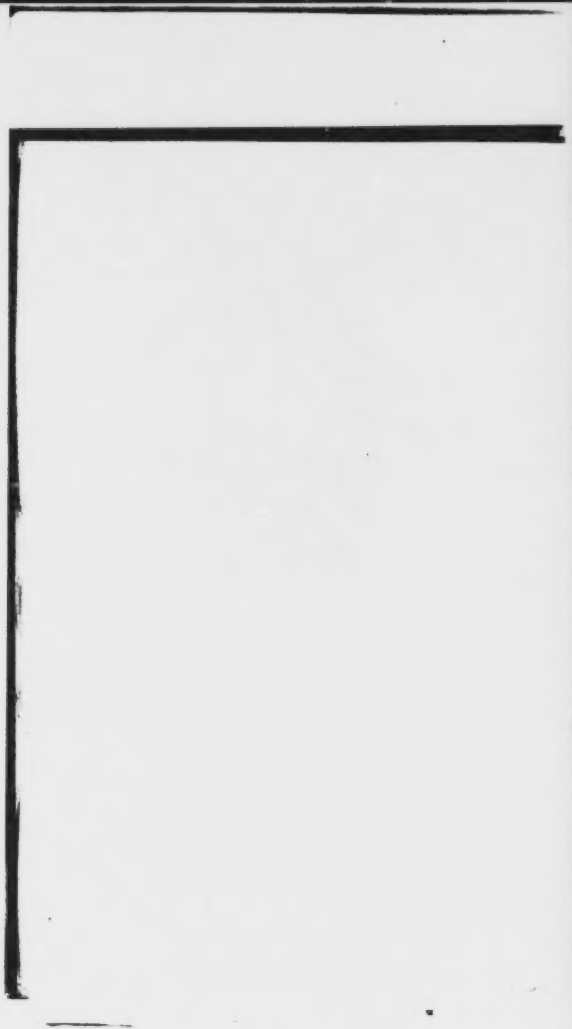
Dmitriew.

Wie soll man nicht sein heim'sches Moskau lieben?

Baratynsky.

Moskau verachten? —
Ja, die große Welt macht blind;
Doch, wo ist's besser?
Da, wo wir nicht sind!

Gribojédoff.



I.

Schon schmilzt, in trüber Flut zerfließend,
Der Schnee im Frühlingssonnenstrahl,
Rings von den Bergen sich ergießend
Durch's überschwemmte Wiesenthal.
Des Jahresmorgens früh Erwachen
Grüßt die Natur mit Lust und Lachen;
Hell glänzt der blaue Himmelsraum,
Die Bäume grünen, wie mit Flaum
Bedeckt, in den noch lichten Wäldern;
Schon schwärmen aus des Stockes Huth
Die Bienen, sammeln Lenztribut.
Lebendig wird es in den Feldern;
Die Heerde blökt, und überall
Nachts flötet schon die Nachtigall.

II.

O Frühlingszeit, du Zeit der Liebe,
Wie stimmst du mich so weh und bang!
Wie weckt dein keimendes Getriebe
In mir so stürmisch heißen Drang!
Mir ist, als müßt' ich schier vergehen
Vor Wehmuth, fühl' ich mich umwehen
Von deinem Hauche lind und lau
Auf grüner, duftgewürzter Au.
Bin ich gefühllos schon auf immer

Für Alles was entzückt, erhebt,
Das Herz erwärmt, verlockt, belebt?
Daß alle Pracht und aller Schimmer
Mich nicht mehr reizt, nicht mehr beglückt,
Mir trüb erscheint, mich langweilt, drückt!

III.

Oder gemahnt des Frühlings Prangen,
Wo Alles neu belebt, belaubt,
Uns an die Freuden die vergangen,
Die Blätter die der Herbst geraubt?
Und drückt uns der Gedanke nieder:
Die Blätter alle sprossen wieder,
Doch Jugendzeit und Jugendglück
Bringt uns kein Frühling mehr zurück!
Vielleicht auch wird in unserm Innern
Ein altes Frühlingsbild erneut,
Das uns wohl einst entzückt, erfreut —
Und uns durchbebt ein süß Erinnern
An ferner Länder Blüthenpracht
Und zauberische Mondennacht . . .

IV.

Wohlauf, Ihr reichen Müßiggänger,
Und Ihr, empfindsam von Gemüth,
Vielliebe Damen! säumt nicht länger:
Der Frühling ruft, es knospt und blüht.
Vergnügungssücht'ge Philosophen,
Verlaßt nun Euren warmen Ofen
Und Euer winterliches Haus:
Der Frühling ruft auf's Land hinaus.
Dies ist die Wonnezeit, die rechte,
Der Arbeit und des Müßiggangs,

Des Schaffens- und Vergnügungsdrangs,
Und der verführerischen Nächte. —
Packwagen, Kutschen, fahrt jetzt vor,
Nehmt eure Last, rollt aus dem Thor!

V.

Auch Du, mein Leser, laß das Lärmen
Der Stadt, — befiehl den Wagen vor!
Du hast genug nun an dem Schwärmen
Des Winters: fort, hinaus vor's Thor!
Komm, komm, des grünen Waldes Rauschen,
Des Baches Wellgetös zu lauschen
Beim Hause, wo in Einsamkeit
Onägin noch die Winterszeit
Verlebt, als Nachbar von Tatjanen,
Der anmuthvollen Träumerin.
Onägin wohnt nicht mehr darin;
Die Zimmer stehen leer; es mahnen
Nur Trauerspuren mannichfalt
An seinen einst'gen Aufenthalt.

VI.

Wir folgen jetzt des Bächleins Spuren,
Wo sich die Berge hochgeballt
Im Halbkreis, und durch grüne Fluren
Die Welle rauscht zum Lindenwald.
Hier hängen Trauerweiden nieder,
Die Nachtigall singt ihre Lieder
Die ganze Nacht; ein Grabesstein
Steht zwischen Fichten trüb, allein;
Und eine Inschrift ist zu lesen
Die kundgiebt: daß in Gottes Hut
Im Grab Wladimir Lensky ruht,

Der ein Poet und Christ gewesen,
Glorreichen Leumund sich erwarb,
Und früh den Tod der Braven starb.

VII.

Vor Zeiten sah man wohl Gewinde
Von Blumen in dem Fichtenbaum,
Die sich im Spiel der Morgenwinde
Bewegten überm Grabesraum.
Bei Mondschein oft zwei junge Damen
Mit frischen Blumenkränzen kamen,
Und küßten sich, und setzten sich
Auf's Grab, und weinten bitterlich.
Doch jetzt . . . vergessen ist die Stätte,
Verwachsen ist der Weg zum Grab,
Kein Kranz hängt mehr vom Baum herab —
Der alte Hirt nur sitzt am Bette
Des Baches noch, flicht seine Schuh
Von Bast, und singt ein Lied dazu.

VIII.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

IX.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

X.

Mein armer Freund! von kurzer Dauer
War Deiner Olga Herzeleid!

Die junge Braut legt ihre Trauer
Bei Seite mit dem ſchwarzen Kleid.
Ein Andrer hat ihr Herz gewonnen,
In Liebe iſt ihr Schmerz zerronnen:
Ein junger, ſtattlicher Ulan
Hat's ihrem Herzen angethan,
Erſetzend was der Tod ihr raubte.
Mit ihm vereint ſchon am Altar
Steht ſie, den Myrthenkranz im Haar,
Verſchämt und mit geſenktem Haupte;
Ihr Auge ſtrahlt vor Freude, und
Ein Lächeln ſpielt um ihren Mund.

XI.

Hat, armer Freund, Dich an den Pforten
Des Jenſeits Olga's That betrübt?
Und lauſchteſt Du noch ihren Worten,
Sahſt den Verrath den ſie geübt?
Sprich, oder iſt im Himmel oben
Dein Blick der Erde ganz enthoben
In ungetrübter Seligkeit?
Ja, ewige Vergeſſenheit
Erwartet uns! An unſerm Grabe
Schweigt Freundſchaft, Liebe, Haß und Neid,
Verläßt uns Erdenglück und Leid, —
Und nur um unſer Gut und Habe
Zankt ſich noch, wenn wir ſcheiden hier,
Der Erben Chor voll Neid und Gier.

XII.

Nicht lange mehr ſoll Olga leben
Im heim'ſchen Kreiſe, — der Ulan
Muß ſich zum Regiment begeben

Mit ihr, der Dienſtpflicht unterthan.
Die Mutter will vor Weh und Leiden
Vergehn, weint bitterlich beim Scheiden.
Trüb, todtenbleich war das Geſicht
Tatjanens, doch ſie weinte nicht,
Und fand auch keine Abſchiedsworte
Als Alles um das junge Paar
Laut klagend ſtand, in Thränen war.
Der Wagen rollte aus der Pforte,
War bald im Feld nicht mehr zu ſehn —
Tatjane blieb noch lange ſtehn.

XIII.

Und lange ſchweift ihr Blick in's Weite,
In's nebelgraue Land hinein
Giebt er dem Wagen das Geleite . . .
Nun iſt Tatjane ganz allein!
Das Schickſal hat ihr fortgetragen
Die Freundin aus der Kindheit Tagen,
Die Schweſter, die ihr Liebling war,
Fort, fort iſt ſie auf immerdar!
Jetzt wie ein Schatten ſchwebt die Arme
Umher, allein mit ihrem Leid;
Sie ſucht des Gartens Einſamkeit —
Ach, nirgends Troſt wird ihrem Harme!
Und ob vor Weh das Herz ihr bricht:
Nie feuchten Thränen ihr Geſicht.

XIV.

Das Haus erſcheint ihr wie ein Kerker
Sie ſehnt ſich fort aus ihrer Haft,
Und für Onägin immer ſtärker
Entflammt die alte Leidenſchaft.

Sie kann nicht von dem Fernen laſſen.
Die Pflicht gebeut wohl, ihn zu haſſen,
Den Mörder ſeines Freundes — doch
Wer denkt heut des Poeten noch?
Wie leichten Rauch ſah man entſchwinden
Sein Angedenken, ſeine Braut
Iſt einem Andern ſchon getraut;
Kaum mögen ſich zwei Herzen finden
Die ſeiner eingedenk; — wozu
Die Trauer noch? er ſchläft in Ruh!

XV.

Am Abend war's; ſchon dreht im Tanze
Das Landvolk ſich; der Käfer ſchwirrt;
Der ſtille Fluß erglüht im Glanze
Der Hirtenfeuer; — einſam irrt,
Verſenkt in ihre Liebesträume,
Durch die vom Mond erhellten Räume
Tatjane, und ſie geht und geht
Bis ſie vor einem Hügel ſteht:
Ein ſtattlich Herrenhaus prangt oben,
Ein Dorf und blühend Gartenland
Läuft thalwärts bis zum Uferrand,
Von Wald und Buſchwerk dicht umwoben.
Tatjane ſteht und ſinnt und ſchaut —
Was klopft ihr Herz ſo ſchnell und laut?

XVI.

Und zweifelnd, ſchwankend ſtand ſie lange:
»Wag' ich's? Es kennt mich Niemand hier —
Er iſt längſt fort — auf flücht'gem Gange
Beſeh' ich Haus und Garten mir!«
Nachdem ſie ſcheu ſich umgeſehen

Schickt sie sich an zum Weitergehen;
Und wie sie zitternd, athmend kaum
Tritt in des Schloßhofs öden Raum,
Bellen die Hunde an den Ketten,
Noch andre stürzen wild herbei —
Doch nahen auf ihr Angstgeschrei
Schnell Bauerjungen, sie zu retten,
Sie dringen auf die Hunde ein,
Verscheuchen sie mit Stock und Stein.

XVII.

»Dürft' ich das Schloß mir wohl besehen?«
Frug sie. Ein Bürschchen war sofort
Bereit zur Schaffnerin zu gehen,
Die selbst gleich auf das erste Wort
Erschien mit ihrem Schlüsselbunde,
Und mit Tatjanen nun die Runde
Durch's öde Haus macht, wo Eugen
So lang gewohnt. Im Saale sehn
Sie auf dem Billard hier vergessen
Ein Queue, und auf dem Divan dort
Lag eine Peitsche. »Hier am Ort
Hat oft der gute Herr gesessen!«
Sagte die alte Schaffnerin,
Und zeigte zum Kamine hin.

XVIII.

»Hier — sprach sie — speiste oft im Winter
Der sel'ge Lensky mit dem Herrn;
Das Kabinet liegt gleich dahinter,
Bitte, bieher! — hier trank er gern
Den Kaffee, las in seinen Heften,
Und unterhielt sich von Geschäften

Mit dem Verwalter . . . So war's auch
Des alten, sel'gen Gutsherrn Brauch,
Der sonst hier wohnte. Sonntags immer
Beschied er mich zu sich herauf,
Dann setzt' er seine Brille auf
Und spielte »Schafskopf« hier im Zimmer
Mit mir. Den deckt das Grab nun zu.
Gott gebe seiner Seele Ruh!«

XIX.

Tatjane schaut im Kabinette
Umher, bewegt von süßer Pein;
Geheiligt scheint ihr diese Stätte,
Geheimen Zaubers voll zu sein.
Das seidne Bett dort in der Nische,
Und hier die Lampe auf dem Tische,
Die Bücherbretter an der Wand,
Der Blick auf's mondenhelle Land,
Lord Byron's Bild im Dämmerlichte,
Und im Gebild von Bronzeguß
Der kriegerische Genius
Mit stirngefurchtem Angesichte,
Gekreuzten Arms, den Kopf gebückt,
Den kleinen Hut tief aufgedrückt.

XX.

Tatjane weilte lange oben,
Die Zeit war gar zu schnell entflohn;
Ein scharfer Wind hat sich erhoben;
Es dunkelt; hinterm Berge schon
Versank der Mond; von Nebelwogen
Sind Garten, Fluß und Wald umzogen.
Tatjane muß schnell fort, schon lang

Ist's Zeit; sie kann des Herzens Drang
Nicht ohne Seufzer sich erwehren,
Und eh' sie fortging aus dem Haus,
Bat sie sich die Erlaubniß aus
Von Zeit zu Zeit zurückzukehren,
Die Büchersammlung von Eugen
Sich recht bei Tage zu besehn.

XXI.

Am Schloßthor von der Alten nahm sie
Nun endlich Abschied, und ging fort.
Doch schon am zweiten Tage kam sie
Zurück an den ihr lieben Ort.
Erst lange stumm im Zimmer saß sie,
Und Alles in der Welt vergaß sie,
Bis endlich ihres Herzens Brand
In heißen Thränen Lindrung fand.
Sie fing in Büchern an zu blättern,
Anfangs nur oberflächlich hin,
Doch bald vertieft sie sich darin —
Was auf Onägin's Bücherbrettern
In bunter Auswahl aufgestellt,
Erschließt ihr eine neue Welt.

XXII.

Wir wissen, daß Eugen seit Jahren
Nicht mehr Geschmack am Lesen fand,
Doch ein'ge Lieblingsdichter waren
Ihm später immer noch zur Hand:
Lord Byron, den er sehr bewundert,
Und Andre, welche das Jahrhundert,
Die Menschen aus der heut'gen Welt
In treuen Farben dargestellt:

Als trockne, wunderliche Christen,
Voll thatenloser Schwärmerei,
Nichtswürdigkeit und Heuchelei —
Als widerliche Egoisten,
Nicht Fisch noch Fleisch, und ohne Kraft
Und Glut selbst in der Leidenschaft.

XXIII.

Gar manches Blatt war eingebogen,
Merkmale zeigten sich daran
Von seiner Hand, — und diese zogen
Tatjanens Blick am meisten an.
Sie sah mit Bangen und mit Zittern
Was seinen Geist so zu verbittern
Vermocht, was ihn gerührt, bewegt,
Zu eignem Denken angeregt.
Mit schnellen Bleistiftzügen hatte
Onägin durch ein kurzes Wort,
Kreuz, Fragezeichen und so fort,
Sich ausgedrückt auf jedem Blatte,
Daß sie ihn gleichsam hörte, sah,
Als wär' er selbst leibhaftig nah.

XXIV.

Und, Gott sei Dank! ein wenig klarer
Scheint ihr Charakter und Gemüth
Des Manns, für den sie so in wahrer,
Unsel'ger Leidenschaft erglüht.
Ist dieser Mensch, so unerklärlich,
So finster und doch so gefährlich,
Ein Engel, oder Dämon gar?
Ist's ein lebend'ger Kommentar
Der Menschenlaunen? in der Hülle

Harold's ein bloßer Moskowit?
Ein schattenhafter Störenfried?
Ein Wörterbuch mit einer Fülle
Moderner Phrasen? ein Genie,
Oder nur eine Parodie?

XXV.

Hat sie das rechte Wort gefunden?
Ward ihr das dunkle Räthsel klar?
Doch sie vergaß, wie schnell die Stunden
Entflohn, daß sie erwartet war
Zu Hause, wo schon lang' indessen
Zwei Nachbarn im Gespräch gesessen
Mit ihrer Mutter, die beginnt:
»Was thun? Tatjane ist kein Kind!
Sie ist die Aeltre von den Beiden,
Längst wär' es Zeit für sie zu frei'n,
Doch sagt sie allen Freiern »nein!«
Kann sich für keinen recht entscheiden;
Stets träumerisch und sinnesschwer
Streift sie allein im Wald umher.«

XXVI.

— Ist sie verliebt? — »In wen nur? Neulich
Petuschkoff warb um ihre Hand,
Doch fand sie ihn kurzweg abscheulich,
Gleichwie Bujánoff; darauf fand
Major Pichtin vom nächsten Städtchen
Sich ein — Gott! war der in das Mädchen
Verliebt! ich dachte schon: das wird!
Doch wieder hatt' ich mich geirrt ...«
— Am klügsten würd' es sein, Sie zögen
Nach Moskau, liebe Nachbarin!

Dort fehlt es nicht ... »Gern zög' ich hin,
Doch viel zu klein iſt mein Vermögen!«
— Nun, einen Winter wird's ſchon gehn,
Sonſt werd' ich gern zu Dienſten ſtehn! —

XXVII.

Die Mutter hörte mit Vergnügen
Den weiſen Plan, — berechnet jetzt
Ihr baares Geld — es wird genügen!
Die Reiſe wurde feſtgeſetzt.
Tatjane hört es mit Entſetzen:
Was? dem Geſpött ſich auszuſetzen
Der großen Welt? Die Einfachheit
Der anſpruchsloſen Ländlichkeit,
Verjährte Tracht und Redeweiſe
Zu zeigen vor den Modeherrn
Und Modedamen Moskau's, fern
Der heim'ſchen Flur, dem trauten Kreiſe,
Der grünen Waldeseinſamkeit,
Der Stätte ihrer Jugendzeit?

XXVIII.

Jetzt mit dem erſten Frührothſtrahle
Erhebt ſie ſich, und wehmuthvoll
Grüßt ſie die Berge und die Thale
Von denen ſie bald ſcheiden ſoll:
»Lebt wohl, ihr ſchattig-trauten Wälder,
Ihr lieben Berge, goldnen Felder,
Du blauer Himmel, grüne Flur,
Leb wohl, du fröhliche Natur!
Ach, meine Freiheit, meinen Frieden,
Mein Liebſtes laß ich hier zurück,
Bald wird mir für mein ſtilles Glück

Ein eitler Glanz und Lärm beschieden —
Bald sucht nach euch umsonst mein Blick.
Ach, warum trennt uns das Geschick?«

XXIX.

Jetzt häufiger und länger streift sie
Einsam umher durch Wald und Flur,
Und mehr als früher noch ergreift sie
Jedwede Schönheit der Natur.
Oft plötzlich bleibt sie stehn, und lange
Spricht sie zum Wald, zum Bergeshange,
Als wären's Freunde alter Zeit.
Doch ach! des Sommers Herrlichkeit
Flieht schnell. Der goldne Herbst kommt wieder,
Und die Natur in seinem Joch
Schmückt sich gleichwie ein Opfer noch.
Schon reißt der Nord die Blätter nieder,
Und heult, und scheucht auf luft'gem Pfad
Die Wolken fort — der Winter naht.

XXX.

Er naht, erstreckt sich durch die Lande,
Streut Flocken auf Gesträuch und Baum,
Schlägt Bach und Strom in Eisesbande
Und überdeckt mit weichem Flaum
— Rings Alles eb'nend — Weg' und Felder;
Weiß schimmern Hügel, Thal und Wälder.
Wir freuen uns der Winterzeit
Und ihrer kalten Herrlichkeit —
Ach, aber mit verweinten Augen
Wandelt Tatjane, wäscht sich nicht
Mit Frühschnee Schultern und Gesicht,
Gebt nicht, den Eisstaub einzusaugen

Wie früher, wenn der Winter kam:
Die Reiſe weckt ihr Weh und Gram.

XXXI.

Geſchäftig rühren ſich die Hände;
Der alte Reiſeſchlitten iſt
Neu ausgebeſſert; ſchon zu Ende
Geht jetzt die anberaumte Friſt.
Auf drei Kibitken packt man Stühle,
Muſttöpfe, Hühnerkörbe, Pfühle,
Kaſſ'rollen, Koffer, Federbett,
Glas, Porzellan und Schüſſelbrett,
Kurz: Hausgeräth von allen Sorten.
Nun fängt das Abſchiednehmen an,
Das ganze Dorf drängt ſich heran,
In Schluchzen, Thränen und in Worten
Beginnt ein lauter Jammerchor —
Drauf führt man achtzehn Kracken vor.

XXXII.

Man ſpannt ſie vor den Herrſchaftswagen.
Das Frühſtück bringt der Koch herein.
Berghoch aus den Kibitken ragen
Die Ballen; Magd und Kutſcher ſchrein.
Schon ſitzt mit wichtiger Geberde
Der bärt'ge Poſtillon zu Pferde.
Das ganze Hofgeſinde kam
Und Abſchied von der Herrſchaft nahm,
Die eben einſtieg. Aus der Pforte
Schon knarrt der lange Zug hinaus.
»So leb' denn wohl, du heim'ſches Haus,
Lebt wohl, ihr trauten, ſtillen Orte!
Werd' ich euch jemals wiederſehn?«
Tatjane will vor Schmerz vergehn . . .

XXXIII.

Wenn wir uns einſt civiliſiren,
Theilnehmen an der Weltkultur,
(Die Philoſophen kalkuliren,
Daß etwa fünf Jahrhundert nur
Noch nöthig ſind zu ſolchem Segen —)
So fahren wir auf beſſern Wegen,
Und ſicher dann wird man Chauſſeen
Sich durch ganz Rußland kreuzen ſehn,
Von Eiſen ſpannen Brückenbogen
Sich über jeden Strom, man hebt
Die Berge ab, man untergräbt
Im kühnen Tunnelbau die Wogen;
»Getaufte« Wirthe ſeh' ich ſchon
Im Geiſt auf jeder Poſtſtation.

XXXIV.

Jetzt ſind die Straßen hier noch kläglich,
Die alten Brücken morſch, nichts nutz,
Und die Stationen unerträglich
Durch Ungeziefer und durch Schmutz.
Kein Wirthshaus ringsz; im kalten Zimmer
Hängt wohl ein Speiſezettel immer,
Doch nur als Täuſchung für's Geſicht,
Denn was darauf ſteht »giebt es nicht.«
Die Dorfkyklopen ſind derweilen
Beſchäftigt, um auf friſcher That
Europa's leichtes Fabrikat
Mit wucht'gem Hammerſchlag zu heilen —
Sie ſegnen bei der Eſſe Brand
Die ſchlechten Wege hier zu Land.

XXXV.

Doch in den Wintermonden ſchweben
Die Schlitten wie im Flug dahin;
Dann ſind die Wege glatt und eben
Wie — Medeverſe ohne Sinn;
Der Kutſcher tollkühn, zäh die Pferde,
Gewachſen jeglicher Beſchwerde —
So fliegt der Meilenpfähle Reih
Dem Blick wie ein Stacket vorbei —
Doch leider mußten Larin's fahren
Mit ihrem eigenen Geſpann,
Da ging's natürlich »langſam an«,
Sie wollten gern das Poſtgeld ſparen;
Und ſchon ſeit ſieben Tagen hat
Tjane die Reiſe herzlich ſatt.

XXXVI.

Doch ſind ſie nah. Schon glühn und blitzen
Aus der weißſtein'gen Mosquaſtadt
Die Kuppeln und die Thurmesſpitzen
Mit goldnen Kreuzen ... O, wie hat
Mein Blick ſich oft an dieſen Reſten
Der alten Zeit, an den Paläſten,
Den Tempeln alt und wunderſam,
Geladt, wenn ich von ferne kam.
Auf meinem düſtern Lebensgange
Wie oft in der Verbannung Nacht,
O Moskau! hab' ich dein gedacht!
Moskau, was liegt im bloßen Klange
Des Namens für den Ruſſen all,
Wie herzergreifend tönt ſein Schall!

XXXVII.

Hier, ernst und schweigend, zwischen Bäumen
Erhebt Petrowskij's Schloß sich schon
Mit seinen ruhmesstolzen Räumen.
Hier wartete Napoleon
Siegtrunken, daß sich Moskau neige
Vor ihm, sich unterwürfig zeige,
Die Schlüssel sende des Kremlin.
Vergebens! Moskau will nicht knie'n
Vor ihm, bereitet keine Feste,
Schickt nicht Geschenke noch Tribut —:
Mit riesiger Zerstörungsglut
Empfängt's die ungebetnen Gäste.
Und sinnend hier der Kaiser stand,
Hinstarrend auf den Moskaubrand.

XXXVIII.

Du Zeuge schnell gefallnen Ruhmes,
Leb' wohl, Petrowskij! Dort schon zeigt
Sich uns das Thor des Heiligthumes
Von Rußland, und der Zug erreicht
Schon der Twerskája lange Zeile.
Vorüber schwinden hier in Eile
Wachthäuser, Straßenjungen, Frau'n,
Paläste, Hütten, Hof und Zaun,
Laternen, Apotheken, Bauern,
Bocharen, Schlitten, Gärtenreib'n,
Moderne Läden groß und klein,
Kosaken, Kirchen, Trödler, Mauern,
Balkons vor hohem Fensterfach,
Manch Dohlenschwarm auf Thurm und Dach.

XXXIX.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

XL.

Alſo zwei volle Stunden zogen
Sie durch die bunte Häuſerwelt, —
In eine enge Gaſſe bogen
Sie endlich ein. Der Schlitten hält.
Sie waren vor das Haus gefahren
Der alten Tante, die ſeit Jahren
Die Schwindſucht hat. Vor ihnen ſtand
Mit einem Strickſtrumpf in der Hand,
Zerrillt, den Tuchkaftan zerriſſen,
Thüröffnend ein Kalmück. Und ſchon
Erſchallt der krächzend hohle Ton
Der Fürſtin her vom Sophakiſſen;
Die alten Damen weinerlich
Begrüßen und umarmen ſich.

XLI.

»Fürſtin, mon ange!« — Pachette! — »Aline!«
— Mein Gott, wer hätte das gedacht!
Auf lange hier? — »Herzenscouſine!«
— Setz' Dich! wie klug Du das gemacht!
Bei Gott, es iſt wie im Romane! —
»Hier iſt mein Töchterchen Tatjane!«
— Komm her mein Herz! mir iſt fürwahr
Als wär's ein Traum . . . iſt es denn wahr! —
»Denkſt noch an Grandiſon, Couſine?«
— An wen? — »An Grandiſon!« — Ach ja!
Am Weihnachtsabend war er da,

Noch ganz die alte Schelmenmiene!
Wohnt hier nicht weit, bei Simeon,
Sein ält'ster Sohn vermählt sich schon. —

XLII.

— Doch später mehr von den Bekannten,
Nicht wahr? Und morgen führen wir
Tatjane ein bei den Verwandten.
Ich leider kann nicht mit! mit mir
Geht es nicht mehr in alter Weise!
Doch Ihr seid müde von der Reise,
Komm, laß uns ausruhn, liebes Herz!
Gott, wie ich schwach bin . . . dieser Schmerz!
Selbst Freude wird mir schwer zu tragen;
Die Brust, die Brust quält mich so sehr,
Ich tauge schon zu gar nichts mehr,
Das geht so in den alten Tagen . . .
O Gott! — erschöpft ganz, hub sie dann
Zu husten und zu weinen an.

XLIII.

Der Kranken Freundlichkeit und Jammer
Bewegt Tatjanens Herz, doch ihr
(Gewöhnt an ihre kleine Kammer,)
Mißfiel das prächt'ge Nachtquartier,
Das Bett mit seidenen Behängen.
Und eh' noch Moskau von den Klängen
Der Morgenglocken auferwacht,
Sitzt sie schon — die die ganze Nacht
Kein Auge schloß — sieht durch die Scheiben
Hin auf den weiten Hofesraum,
Es dämmerte der Morgen kaum —
Doch nicht das altgewohnte Treiben

Erspäht ihr Blick, nicht Wald noch Flur:
Hof, Küche, Stall und Gitter nur.

XLIV.

Zu Tische nun wird zu Verwandten
Tatjane jeden Tag gebracht,
Und nach und nach mit Vettern, Tanten
Und Großmama's bekannt gemacht.
Verwandte die von ferne kommen
Sind immer gastlich aufgenommen
Mit offnem Arm. »Gott, wie das Kind
Gewachsen! Wie viel Jahre sind
Es wohl, daß ich Tatjanen taufte?«
— Daß ich sie auf den Armen hielt? —
— Daß sie auf meinen Knie'n gespielt? —
— Daß ich ihr Honigkuchen kaufte? —
Ein Chor von alten Damen schreit:
»Ja, ja, so schnell vergeht die Zeit!«

XLV.

Doch scheinen sie in nichts verändert,
Sind ganz wie man sie immer sah:
Noch Spitzenhauben, buntbebändert,
Trägt Tante Fürstin Helena;
Noch immer lügt Ljubow Petrówna,
Und Schminke trägt Lukerja Lwówna,
Ein Filz ist Iwan immerdar,
Dumm Simon wie er immer war.
Mit Olga Nikoláwna währt noch
Die alte Liebschaft, und ihr Hund
Lebt noch, ihr Mann ist auch gesund,
Nur etwas alt und taub; er fährt noch
Täglich — was auch für Wetter sei —
Zum Klub, und ißt und trinkt für Zwei.

XLVI.

Die Töchter küssen die Cousine,
Die Moskowitergrazien schaun
Sie an mit Neugier-krit'scher Miene,
Und fassen bald zu ihr Vertraun.
War Manches auch in der Erscheinung
Tatjanens (nach der Damen Meinung)
Kleinstädtisch, fanden sie doch daß
Sie hübsch sei, wenn auch etwas blaß
Und dünn. Sie drücken ihr die Hände
Und fangen Freundschaft mit ihr an,
Umarmen sie, und ordnen dann
Ihr gar die Locken, und am Ende
Erfährt sie, ohne daß sie frägt,
Was Jeglicher das Herz bewegt.

XLVII.

Fremde und eigne Siegsberichte,
Hoffnungen, Träume, Schelmerei'n —
In manche kindliche Geschichte
Schleicht schon Verläumdung sich mit ein.
Und dann in ihrer Neugier quälen
Sie auch Tatjane, zu erzählen
Was ihr im Herzen treibt und glüht —
Doch dies jungfräuliche Gemüth
Wagt sein Geheimniß nicht zu brechen,
Es ist ihr Alles wie ein Traum,
Und sie versteht die Mädchen kaum,
Leichtfertig wie sie sind im Sprechen,
Derweil sie selber nie enthüllt
Was sie mit Lust und Leid erfüllt.

XLVIII.

Wie ſehr war ſie durch Unterhaltung
Sich zu belehren hier bemüht!
Doch kam nichts Kluges zur Entfaltung
In den Salons, nichts was Gemüth
Und Herz befriedigte, erfreute;
Langweilig, ſchwatzhaft ſind die Leute,
Dumm, abgeſchmackt, was man erzählt,
Ja, ſelbſt in der Verläumdung fehlt
Der Witz; in Allem iſt man peinlich
Und kalt von Herzen und Geſicht,
Und geiſtreich ſelbſt durch Zufall nicht.
O große Welt, wie farblos, kleinlich,
Wie ernſthaft flach und hohl du biſt,
Wo Dummheit ſelbſt nicht komiſch iſt!

XLIX.

Gezierte Herrchen vom Archive,
Die Kneiflorgnette im Geſicht,
Bemerken mit gewohnter Tiefe:
Tatjane ſei doch gar zu ſchlicht!
Doch ein noch unbekannter Dichter
Zeigt ſich als urtheilsfein'rer Richter,
Rühmt in Gedichten ohne Zahl
Tatjanen als ſein Ideal.
Ein Andrer ſchätzt es ſich zum Glücke
Wie er ſich mit ihr unterhält,
Daß ihr, was er erzählt, gefällt.
Ein alter Herr ſchiebt die Perrücke
Zurecht, thut ganz belebt, gewitzt,
Wie er an ihrer Seite ſitzt.

I.

Doch keiner von den klugen Leuten
Die Abends sich versammeln vor
Den Brettern die die Welt bedeuten
Bemerkt Tatjanen; sie verlor
Sich in dem glänzenden Gedränge,
Im Lärmen und Gestirr der Menge,
(Wo auch Thalia sich verlor,
Und längst Melpomene dem Chor
Kurzröck'ger Nymphen weichen mußte,)
Tatjanens Anzug und Gesicht
Bemerkt und lorgnettirt man nicht,
Und keine Modedame wußte
Bei ihr von Eifersucht und Neid,
(Das heißt, damals, zu meiner Zeit!)

II.

Sie fährt zur Assemblée, — im Saale
Schon dröhnt Musik und wogt es heiß
Bei tausend Kerzen Glanzgestrahle.
Die Paare wirbeln weit im Kreis,
Der blendend leichte Putz der Damen,
Der Bräute die zum Balle kamen,
All das buntscheckige Gewühl
Betäubt, umnebelt das Gefühl . . .
Dandies die ihre Frechheit zeigen
Und Weste und Lorgnette, und
Den gähnend aufgesperrten Mund,
Husaren dort im Tanzesreigen,
Die nach der Stadt auf Urlaub ziehn,
Lärm machen, fesseln und — entfliehn.

LII.

Die Nacht hat viele goldne Sterne,
In Moskau manche Schönheit blüht.
Im Sternenchor der Himmelsferne
Am herrlichſten der Mond erglüht.
Und, die ich nicht zu nennen wage,
Doch deren Bild ich in mir trage:
Sie ſtrahlt aus allen Frau'n hervor
Wie Mondlicht aus der Sterne Chor;
Wie majeſtätiſch von Geberde
Sie iſt, das Auge glutbelebt,
Und wie ihr Buſen ſanft ſich hebt,
Und wie ſie leichten Tritts die Erde
Berührt, und . . . doch genug, genug
Der Thorheit — werde endlich klug!

LIII.

Lärm, Lachen, Grüßen, Gehn und Kommen,
Galopp, Mazurka, Herzenglanz . . .
In zweier Tanten Schutz genommen
Tatjane, unbeachtet ganz
Sitzt dort am Pfeiler; Alles hört ſie
Und merkt auf Nichts — denn Alles ſtört ſie
Was ſie umgiebt . . . es trägt ihr Sinn
Sie zu der trauten Heimat hin.
Des ſtillen Dörfchens denkt Tatjane,
Ruft Alles im Gedächtniß wach:
Den Wald, die Flur, den Wieſenbach,
Und ihre Bücher und Romane, —
Den Lindengang wo ſie Eugen
Zum Erſtenmal allein geſehn.

LIV.

So hat sie Tanz und Lärm vergessen
Ueber der Heimat stilles Thal . . .
Gespannten Blickes sieht indessen
Auf sie ein ernster General.
Die beiden alten Tanten nicken
Einander zu mit wicht'gen Blicken;
Man zupft Tatjane, flüstert ihr
In's Ohr: »Sieh schnell zur Linken, hier!«
— Warum? was ist denn da zu sehen? —
»Das wird sich zeigen, sieh nur hin!
Jetzt dreht er sich, steht mitten drin,
Zwei Herrn in Uniform noch stehen
Dabei . . . jetzt tritt er aus dem Saal —«
— Wer? jener dicke General? —

LV.

Nun wünschen wir Tatjanen Segen
Zu ihrem Sieg, und langes Glück!
Wir kommen jetzt auf andern Wegen
Zu unserm Helden gleich zurück.
Doch erst hier noch ein Opfer bring' ich:
Den Freund aus meiner Jugend sing' ich,
O Muse! segne mein Gedicht!
Entzieh' mir die Begeistrung nicht,
Ist meines Helden Egoismus
Auch sträflich, und sein Leichtsinn groß!
Den Stein bin ich vom Herzen los —
Zwar spät — hab' ich dem Klassizismus
Doch meine Huldigung gebracht, —
Genug, der Anruf ist gemacht!

Achtes Buch.

Fare thee well, and if for ever,
Still for ever fare thee well.

Byron

I.

In meiner Jugend sel'gen Tagen,
Als ich noch im Lyzeum saß,
An Cicero nie fand Behagen,
Doch gerne Apulejus las:
Erschien in quellbelebten Räumen,
Im Lenze, unter Blüthenbäumen,
Bei Schwanensang in Einsamkeit
Die Muse mir von Zeit zu Zeit —
Schuf oft zu ihrem Heiligthume
Mein Zimmer um, rief an den Tag
Was drangvoll mir im Herzen lag,
Sang von der alten Zeiten Ruhme, —
Was in mir strebte, glühte, rang,
Verwandelte sie in Gesang.

II.

Wohlwollend kam man mir entgegen,
Hob mich durch frühen Ruhm und Preis —
Und, nah dem Grab, gab seinen Segen
Derschäwin*) mir, der Sängergreis.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

III.

Die Leidenſchaft ward im Gewühle
Der Welt allein Geſetz für mich;
Mit Andern theilt' ich die Gefühle
Und meine Muſe führte ich,
Leicht wie ſie war, auf laute Feſte,
In Kreiſe übermüth'ger Gäſte.
Sie ward, wie ſie getobt, gelacht,
Der Schreck der Wächter in der Nacht;
Bachantiſch raſte ſie und lärmte,
Sang, jubelte bei vollem Glas
Begeiſtert und begeiſternd, daß
Die ganze Jugend für ſie ſchwärmte,
Und ich mich ſelbſt voll Stolz gefreut
Des Weihrauchs den man ihr geſtreut.

IV.

Und ich entfloh dem lauten Kreiſe,
Sie folgte mir auf ödem Pfad;
Wie oft in troſtesmilder Weiſe
Hat ſie ſich ſchmeichelnd mir genaht!
Mit mir den Kaukaſus durchzog ſie,
Und oft auf ſchnellem Roſſe flog ſie
Gleichwie Lenore, traut allein
Mit mir durch Nacht und Mondenſchein!
Wie oft auf Tauris' Felſenbängen
Trieb ſie mich fort durch Nacht und Graus,
Mein Ohr zu leih'n dem Meergebraus,

Der Nereiden Sturmgesängen,
Der Brandung Lärm, dem Wellenklang,
Des Schöpfers ew'gem Lobgesang.

V.

Und sie vergaß die Hauptstadt gerne,
Den Lärm und Glanz der großen Welt,
Floh zu der Moldau Steppenferne
Und weilte im Nomadenzelt,
Bei armen, wilden Steppensöhnen,
Wo sie den heimatlichen Tönen
Entfremdet ward, und rauher klang
Die Sprache, wilder der Gesang . . .
Doch plötzlich rings in neuem Lichte
Erscheint mir Alles, und vor mir
In meinem Garten steht sie hier,
Des Grames Spuren im Gesichte,
Ein ländlich Fräulein, in der Hand
Ein Buch, französisch, elegant.

VI.

Heut zeig' ich sie zum ersten Male
Der großen Welt auf einem »Rout«.
Wie eifersüchtig bang im Saale
Mein Aug' auf ihre Reize schaut!
Durch dichte Reih'n Aristokraten,
Modischer Krieger, Diplomaten
Und stolzer Damen schlüpft sie fort;
Nun setzt sie sich, und schaut von dort
Still auf das glänzende Gedränge,
Und lauscht der Stimmen wirrem Chor.
Langsam zur jungen Herrin vor,
Des Hauses, wogt es aus der Menge,

Die Herren ziehen um die Damen
Sich hin, gleichwie um Bilder Rahmen.

VII.

Das oligarchische Gebahren,
Das vornehm-steife Wesen hier,
Und dies Gemisch von Rang und Jahren
Gefällt ihr, so erscheint es mir.
Doch wer, in den belebten Massen,
Steht dort so traurig und verlassen?
Er scheint hier Allen fremd zu sein,
Und mürrisch in den frohen Reih'n
Der Gäste, langweilt er sich höchlich; —
Trägt seine Stirn des Hochmuths Spur?
Des Spleens? des Grams? Wie kam er nur
Hieher? Wer ist er? Wär' es möglich?
Onägin! . . . ist's leibhaftig, ja!
Seit wann ist er nur wieder da?

VIII.

»Ist er der Sonderling noch immer,
Der aufgeblas'ne Menschenfeind?
Ist er verändert? besser? schlimmer?
In welcher Rolle wohl erscheint
Er jetzt? Spielt er den Patrioten,
Kosmopeliten, Don Quijoten,
Tartüffe, Childe-Harold? oder hat
Er gänzlich die Verstellung satt?
Wird er hinfort vernünftig leben
Wie ich und Sie, wie — Jedermann?
Wahrhaftig thät' er wohl daran
Die alte Mode aufzugeben,
Gar Manchem ward sie schon zur Pein!«
— Sie kennen ihn wohl? — »Ja, und — nein!«

IX.

— Warum denn so verächtlich reden
Sie von ihm? Weil wir stets bereit
Zu tadeln Jegliches und Jeden?
Und weil die Unvorsichtigkeit
Von Menschen lebhaft und natürlich,
Die hohle Selbstsucht unwillkürlich
Zum Spotte oder Haß erregt?
Man Andre zu verdammen pflegt
Nach Klatschereien schaal und nichtig?
Weil Dummheit bei der Bosheit wohnt,
Und nicht das Heiligste verschont,
Erscheint sie selbst nur groß und wichtig?
Weil nur die Mittelmäßigkeit
Uns nicht erregt zu Haß und Neid? —

X.

Glücklich wer jung in jungen Tagen,
Glücklich wer mit der Zeit gestählt,
Gelernt des Lebens Ernst zu tragen
Und stets das rechte Theil erwählt,
Sich luft'gen Träumen nie ergeben
Und mit dem Pöbel weiß zu leben:
Mit zwanzig Jahren Raufbold, Fant,
Mit dreißig schon im Ehestand,
Mit funfzig Jahren frei von Schulden —
Dem, was er wünscht und was ihm frommt:
Ruhm, Geld und Rang von selber kommt,
Versteht er nur sich zu gedulden;
Von solchem heißt es immer dann:
Ja, N. N. ist ein braver Mann!

XI.

Doch traurig iſt es, wenn vergebens
Die Jugendzeit vorüberflog,
Wenn wir ſie im Geräuſch des Lebens
Betrogen wie ſie uns betrog, —
Wenn unſer ſchönſtes Träumen, Hoffen
Von der Vernichtung früh getroffen,
Und jeder Wunſch und jeder Traum
Hinwelkte gleichwie Laub am Baum!
Wie traurig, nichts als Feſtgelage
Vor ſich zu ſehn! wie traurig auch,
Erſcheint nur als ein eitler Brauch
Das Leben uns, voll eitler Plage,
Und theilen wir mit dem Gefühl
Um uns nicht Glauben noch Gefühl.

XII.

Weh Dir, wardſt Du zum Gegenſtande
Des lauten Urtheils dieſer Welt,
Das jeder »kluge Mann« im Lande
Für einen Sonderling Dich hält,
Oder für einen Heuchler, Thoren,
Oder dem Teufel gar verſchworen,
Für einen Dämon ſelbſt! . . . Eugen,
(Es iſt jetzt Zeit, nach ihm zu ſehn,)
Nachdem er ſeinen Freund erſchoſſen,
Hat zielles, ſorglos immerdar
Gelebt, bis ſechs und zwanzig Jahr
Ihm ſeines Lebens nun verfloſſen,
In thatenloſem Zeitvertreib,
Noch ohne Amt, Geſchäft und Weib.

XIII.

Er konnte nirgends ruhig weilen,
Stets trieb's ihn weiter (eine Qual,
Die wohl nicht viele mit ihm theilen,
Das heißt: nach eigner, freier Wahl) —
Und so von seines Dörfchens Frieden,
Von Wald und Flur war er geschieden,
Wo immer, drohend mit der Hand,
Der blut'ge Schatten vor ihm stand.
Nun planlos fing er an zu reisen
Und schweifte ohne Zweck und Ziel
Umher, bis ihm auch das mißfiel —
Dann kam er zu den alten Kreisen
Zurück, und fiel mit Einemmal
Vom Schiff in den Gesellschaftssaal.

XIV.

Und plötzlich welch Gedräng im Saale!
Man raunt einander sich in's Ohr . . .
Von einem ernsten Generale
Gefolgt, tritt eine Dame vor,
Bleibt bei der Frau des Hauses stehen.
Liebreizend war sie anzusehen;
Doch was entzückte und gefiel
An ihr, war keiner Künste Spiel,
Wodurch so manche Dame blendet; —
Natürlich, sittsam, ruhig, schlicht
In Kleidung, Haltung und Gesicht,
Dabei in allem doch vollendet,
War sie — darf man es sagen so —
Das echte Bild des »comme il faut«.

XV.

Wie eifrig sich die Damen zeigen,
Wie Alt und Jung sich um sie drängt,
Die Herrn sich tief vor ihr verneigen,
An ihren Augen Alles hängt!
Die jungen Mädchen leiser schritten
In ihrer Nähe, und inmitten
Ihrer Bewunderer stand im Saal —
Stolz auf sein Weib — der General.
Als »Schönheit« war sie nicht zu preisen,
Doch in dem Ausdruck des Gesichts,
Im ganzen Wesen fand man nichts
Von dem, was in den höh'ren Kreisen
Von London's feiner Modewelt
Man insgemein für »vulgar« hält.

XVI.

Ich liebe dieses Wort unendlich.
Zwar übersetzen kann ich's nicht:
Auch wird es schwerlich je verständlich
Bei uns — doch paßt's in mein Gedicht
Vortrefflich . . . Aber dabei kamen
Wir gänzlich ab von unsern Damen.
Ich bitte um Entschuldigung!
Sie, der ich meine Huldigung
Vorhin durch meine Liedestöne
Gebracht, sitzt jetzt zur Seite da
Der nordischen Kleopatra:
Nina Woronsky, deren Schöne,
So rein und blendend sie auch ist,
Man bei der Andern doch vergißt!

XVII.

Eugen stand wie durch Zauberbande
Gefesselt: »Wär' es möglich? . . . Nein!
Wie aus dem fernen Steppenlande
Käm' sie hieher? Sie kann's nicht sein!«
Er sieht durch sein Lorgnon, das immer
Zur Hand war; ein Erinnrungsschimmer
Blitzt in ihm auf — »Sie ist es, ja! . . .
Sag', Fürst, kennst Du die Dame da,
Die mit dem spanischen Gesandten
Sich jetzt so lebhaft unterhält?«
— Nun, die gehört doch in der Welt
Nicht grade zu den Unbekannten!
Komm mit, ich kenne sie genau; —
»Wer ist sie denn?« — Nun, meine Frau! —

XVIII.

»Bist Du vermählt?« — Schon seit zwei Jahren! —
»Mit wem?« — Mit Fräulein Larin! — »Wie,
Tatjane?« — Kennst Du sie? — »Wir waren
Ja Nachbarn!« — Nun, so komm und sieh
Sie näher an, sie wird sich freuen
Deine Bekanntschaft zu erneuen. —
Der Fürst stellt ihr Onägin vor
Als Freund und Vetter; sie verlor,
Trotz großer innerer Bewegung,
Im Aeußern ihre Fassung nicht;
So ruhig, kalt blieb ihr Gesicht,
Daß Nichts ihr Staunen, ihre Regung
Verrieth; und sie begrüßt Eugen
Als hätte sie ihn nie gesehn.

XIX.

Sie zuckt nicht mit den Augenbrauen,
Nicht roth noch bleich wird ihr Geſicht,
Kein Zittern iſt an ihr zu ſchauen,
Sie preßt ſelbſt ihre Lippen nicht.
Wie er den Blick auch auf ſie wandte:
Onägin findet die Bekannte
Der alten Zeit in ihr nicht mehr.
Gern will er ſprechen, aber ſchwer
Fällt ihm das Wort. Drauf ſelber fräat ſie
Nach ſeinen Reiſen, und ſeit wann
Er wieder heimgekommen? Dann
Mit müdem Blick die Augen ſchlägt ſie
Zum Fürſten auf, und läßt Eugen
— Wie ſie verſchwindet — regles ſtehn.

XX.

Iſt dies denn wirklich die Tatjane,
Mit der er heimlich einſt verkehrt,
Und ihr — wie vorne im Romane
Zu leſen — gar Moral gelehrt,
Voll Tugendeifer des Verſtandes,
In ſtiller Einſamkeit des Landes, —
Sie, deren Brief er noch bewahrt,
Worin ihr Herz ſich offenbart,
Glutvoll nach ſeiner Liebe trachtet, —
Dies Mädchen . . . er begreift es nicht,
Es iſt ihm wie ein Traumgeſicht . . .
Dies Mädchen, das er kaum beachtet:
Iſt ſie es ſelbſt, die eben da
So kalt, ſtolz, ruhig auf ihn ſah?

XXI.

Er ſieht die buntbelebten Räume,
Denkt nur an ſie, die er hier traf —
Und ſelige und bange Träume
Durchwogen ſeinen ſpäten Schlaf.
Früh kommt ſchon ein Lakei geſchritten
Mit einem Brief: Fürſt N. läßt bitten
Zum Abend! — Mit bewegtem Sinn
Kritzelt er ſchnell die Antwort hin . . .
„Zu ihr! . . . ich gehe! . . . Was erregt ihn
So ſeltſam, treibt ſein träges Blut,
Das ſonſt ſo kalt, zu ſolcher Glut?
Iſt's Unmuth, Eitelkeit, — bewegt ihn
Verſcherztes Glück zu ſpäter Reu'?
Liebt er am Ende gar auf's Neu'?

XXII.

Onägin zählt auf's Neu' die Stunden,
Und unbegreiflich lange währt
Die Zeit ihm, bis der Tag entſchwunden.
Doch endlich ſchlägt es zehn; er fährt,
Fliegt hin, tritt ein, noch zitternd immer.
Die Fürſtin iſt allein im Zimmer . . .
Ein paar Minuten ſaß er dort
Schon bei ihr, und kaum war ein Wort
Noch aus Onägin's Mund gekommen;
Kaum eine Antwort findet er
Wenn ſie ihn frägt; gedankenſchwer
Starrt er ſie an, zerſtreut, beklommen;
Ihn drückt, ſo ſcheint es, mancherlei —
Doch ſie bleibt ruhig, heiter, frei.

XXIII.

Der Fürst hat endlich durch sein Kommen
Das läst'ge tête-à-tête gestört;
Und mancher Schwank wird jetzt vernommen,
Von manchem Jugendstreich gehört.
Man lacht. Schon drängen sich die Gäste.
Man unterhält sich rings aufs Beste
Mit Anmuth, Leichtigkeit und Witz.
Es wird gespöttelt scharf und spitz,
Selbst in der Fürstin nächstem Kreise.
Auch manches Wort voll Ernst und Sinn
Floß durch die Unterhaltung hin.
In leichter, ungezwungner Weise
Bewegt sich Alles, gänzlich frei
Von Steifheit, Schwulst und Ziererei.

XXIV.

Nur hochgestellte Gäste trafen
Sich hier, der Hauptstadt »große Welt«,
Hohlköpfe, Gecken, Modesklaven,
Die man für unentbehrlich hält.
Auch ältre, zungenscharfe Damen
Mit Rosen in den Haaren kamen.
Die jüngern Fräulein sitzen stumm
Und theilnahmlos im Kreis herum.
Ein paar Gesandte unterhalten
Von Staatsgeschäften sich. Ein Greis,
Der mit Geschmack zu witzeln weiß,
Fein und doch scharf, nach Art der Alten,
Ergeht in muntrer Laune sich —
Hier findet man ihn lächerlich.

XXV.

Dort saß ein mürr'scher Achselzucker,
Durch manches Epigramm bekannt,
Der stets zu süß im Thee den Zucker,
Langweilig die Gesellschaft fand.
Er tadelt alle Herrn und Damen
Die je in seine Nähe kamen,
Brummt über Bücher, Schnee und Frau,
Das Wetter, ob der Himmel blau,
Oder mit Sturmgewölk umzogen.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

XXVI.

N. N., ein Mensch, verächtlich, widrig,
Der jedes Damenalbum schmückt —
Er ist verhaßt bei Hoch und Niedrig,
Obgleich sich Jeder vor ihm bückt. —
Ein Balldiktator steht im Saale
Wie aus dem neuesten Journale
Ein Modekupfer: lang und dumm,
Rothwangig, regungslos und stumm.
Ein Reisender frech und gedrechselt,
Der sich so spreizt und wichtig macht,
Daß Alles heimlich ihn belacht,
Derweil man seitwärts Blicke wechselt,
Woraus unzweifelhaft erhellt
Für welchen Narren man ihn hält.

XXVII.

Onägin denkt nur an Tatjanen;
Nicht an das arme Kind vom Land,
Das er auf frühern Lebensbahnen
Als Spielball seiner Laune fand —
Nein, an die Fürstin unvergleichbar
In Majestät, die unerreichbar
Wie eine Göttin sich ihm zeigt. —
O Menschen, Menschen, alle gleicht
Ihr Eva noch! Ihr folgt dem Flüstern
Der Schlange die im Baume sitzt,
Mißachtet was Ihr schon besitzt,
Seid nach verbotner Frucht nur lüstern,
Als wäre für Euch ohne Dies
Das Paradies kein Paradies!

XXVIII.

Wie wunderbar Tatjanens Wesen
Verändert ist! Wer ahnte heut,
Welch schlichtes Kind sie einst gewesen,
Die hier als Herrscherin gebeut
Mit seriel Hoheit, Stolz und Würde.
Wie leicht und sicher sie die Bürde,
Den Zwang der neuen Stellung trägt!
Und er hat einst ihr Herz bewegt!
An ihn in schlaflos langen Nächten
Hat sie gedacht, für ihn geschwärmt,
Bei Mondschein sich um ihn gehärmt —
In ihm erkannte sie den Rechten,
Mit ihm ein dauernd friedlich Glück
Zu finden . . . er stieß sie zurück!

XXIX.

Wohl beugt sich Jung und Alt auf Erden
Der Liebe, — doch der Jugend nur
Mag stürm'scher Drang zum Segen werden,
Wie Sturmgewölk der Frühlingsflur.
Das Herz geht auf im Maienregen
Der Leidenschaft, ein Blüthensegen
Entfaltet sich, der mit der Zeit
Zu schöner, reifer Frucht gedeiht.
Doch traurig, öde sind die Spuren
Der altersmatten Leidenschaft,
Wenn längst gebrochen unsre Kraft, —
Gleichwie der Sturm im Herbst die Fluren
Zu Sümpfen macht, den Wald entlaubt,
Die Erde ihres Schmucks beraubt.

XXX.

Gewiß, daß jetzt Eugen unsäglich
Tatjanen liebt, die Welt vergißt
Um sie, — ihm qualvoll, unerträglich
Sein hoffnungsleser Zustand ist.
Auf des Verstandes Gründe achtet
Er nicht, denkt nur an sie und trachtet
Nach ihr, der einst Verschmähten, nur,
Folgt wie ein Schatten ihrer Spur,
Beglückt, wird im Vorüberdrängen
Ihm nur ein leiser Händedruck,
Springt er hinzu, der Boa Schmuck,
Den flaumigen, ihr umzuhängen,
Oder hebt er in raschem Lauf
Ihr Schnupftuch nur vom Boden auf.

XXXI.

Doch wie er leide, was er thue
Um ihre Gunst, sie merkt es nicht,
Empfängt ihn mit gewohnter Ruhe,
Und wie mit jedem Andern spricht
Sie auch mit ihm, läßt ihn oft stehen
Und scheint ihn gar zu übersehen.
Bei alledem ganz frei ist sie,
Wie immer, von Koketterie.
Onägin bleicht, wird elend, kränklich,
Es scheint daß es die Schwindsucht sei.
Sie sieht nichts, ihr ist's einerlei.
Sein Zustand wird zuletzt bedenklich,
Man frägt die Aerzte rings um Rath —
Die Aerzte schicken ihn in's Bad.

XXXII.

Doch er will nicht in's Bad, will sterben;
Der Fürstin scheint dies auch ganz recht,
Sie läßt ihn kalten Bluts verderben —
(So ist das weibliche Geschlecht!)
Onägin will doch nicht von ihr lassen,
Wagt noch zu hoffen, Muth zu fassen,
Und schreibt in einem langen Brief
Der Fürstin, was so heiß und tief
Die kranke Seele ihm bewegte,
Haucht seine ganze Glut hinein,
Obgleich er früher insgemein
Sehr wenig Werth auf Briefe legte. —
Doch wie bewußtlos trieb's ihn fort.
Hier ist sein Schreiben Wort für Wort:

Onägin's Brief an Tatjane.

»Ich weiß, mich trifft Ihr ganzer Groll,
Gekränkter Stolz wird Sie erfüllen,
Wag' ich's, vor Ihnen zu enthüllen
Was mir die Brust geheimnißvoll
Beengt! Was will ich auch? Warum
Will ich des Herzens Schleier heben?
Zu welchem Zweck! Vielleicht gar um
Zur Schadenfreude Grund zu geben!

Der uns vereint in schön'rer Zeit,
Der Zufall ließ mich einst entdecken,
Daß ich ein Fünkchen Zärtlichkeit
Vermocht in Ihrer Brust zu wecken!
Ich wagte nicht daran zu glauben,
Mir selbst darüber klar zu werden,
Im Wahn, es dürfe Nichts auf Erden
Mir meine nicht'ge Freiheit rauben.
Zuletzt durch Lenskv's Opfertod
Ward mir die Trennung zum Gebot.
Hinfort hielt mich kein Band zurück.
Von Allem, was mir lieb, geschieden,
Sucht' ich in Freiheit und in Frieden
Ersatz für mein verlornes Glück.
O Gott! es sollte anders sein,
Ein jammervolles Loos ward mein!

Nein, Ihren Spuren nachzueilen,
In Ihrer Nähe stets zu weilen,
An Ihrem Blick mich zu berauschen,
Der süßen Stimme Klang zu lauschen,
Das Lächeln Ihres Munds zu sehn,
Und all den Zauber zu verstehn
Solch blendender Vollkommenheit,
In langer Qual dafür zu büßen,
Hinwelkend so, zu Ihren Füßen
Zu sterben ... das ist Seligkeit!

Mir aber wird sie nicht gewährt,
Ob ich auch Alles dafür wage;
Der Tag, die Stunde ist mir werth,
Und doch vergeud' ich meine Tage
In sorgenvollem Müßiggang.
Ach! ohnehin so schwer und lang
Scheint mir die Zeit. Ich weiß, schon ist
Gemessen meine Lebensfrist;
Doch, um den Tag zu überstehn,
Darf ich nicht hoffnungslos gebeugt sein,
Muß ich am Morgen überzeugt sein
Im Lauf des Tages Sie zu sehn ...

Ich fürchte, Ihren Zorn zu wecken, —
Ihr strenges Auge mag vielleicht
Gemeinen Kunstgriff nur entdecken
Wo ich mich, wie ich bin, gezeigt.
O, könnten Sie die Qualen fühlen
Solch hoffnungslosen Herzensbrandes,
Wo nichts mir bleibt, mein Blut zu kühlen,
Als kalte Gründe des Verstandes!
O, wüßten Sie, welch Fluchgeschick

Es ist, in jedem Augenblick
Vor Drang und Sehnsucht zu vergehen,
Zu Ihren Füßen hinzusinken,
Den Athem Ihres Munds zu trinken,
Und Ihnen Alles zu gestehen
Was qualvoll auf dem Herzen liegt,
Die Lippen an Ihr Knie geschmiegt
Mich auszuklagen, auszuweinen . . .
Und — solche Glut zurückzuhalten,
Vor Ihnen ruhig zu erscheinen,
Mich lächelnd gar zu unterhalten
Mit Ihnen, abgemessen, kühl, —
Das ist ein schreckliches Gefühl!

Doch sei es drum: die Kraft versagt
In mir zu längerm Widerstand;
Es ist geschehn, ich hab's gewagt:
Mein Schicksal liegt in Ihrer Hand!«

XXXIII.

Antwort erfolgt nicht. Wieder schreibt er,
Zwei, drei Mal — doch die Zeit entflieht,
Und immer ohne Antwort bleibt er.
Zufällig in Gesellschaft sieht
Eugen die Fürstin. Doch wie zeigt sie
Sich kalt und stolz! Absichtlich weicht sie
Ihm aus, kein Wort, kein Blick für ihn!
In den gepreßten Lippen schien
Ihr Zorn sich mühsam zu verstecken.
Sein Blick durchbohrt sie — keine Spur
Von Mitleid, von Verwirrung nur,
Von Thränen bei ihr zu entdecken!
Im Spiegel ihres Angesichts
Malt sich der Zorn, und weiter nichts.

XXXIV.

Vielleicht liegt auch die Furcht zu Grunde
Sie gebe ihr Geheimniß preis,
Den Leichtsinn einer schwachen Stunde
Und Alles was Onägin weiß ...
Er hofft nicht mehr! Den Heimweg suchend,
Und seiner eignen Thorheit fluchend,
In die er nun erst recht verfällt,
Entzieht er sich aufs Neu' der Welt.
Eugen im stillen Zimmer wandte
Den Blick zurück in jene Zeit,
Wo auch die Lebensmüdigkeit
Im Lärm der Welt ihn übermannte,
Ihn festhielt, ihn geplagt, gezerrt,
Und lang in's Zimmer ihn gesperrt.

XXXV.

Auf's Neue ohne Auswahl las er,
Herder, Madame de Staël, Rousseau,
Gibbon, — auch Bayle nicht vergaß er
Den Skeptiker, — Chamfort, Tissot,
Auch Fontenelle lag im Gemische
Der Bücher auf dem Lesetische.
Selbst Russisches zuweilen nahm
Er in die Hand, wie's eben kam:
Bald Almanache, bald Journale,
Worin man uns die Weisheit impft,
Und jetzt auf mich so schrecklich schimpft,
Mich oft sogar durch Madrigale
Zu ehren sucht, von nah und fern,
E sempre bene, meine Herrn!

XXXVI.

Doch nur sein Auge ist beim Lesen,
Herz und Gedanken schweifen weit, —
Verändert ist sein ganzes Wesen,
Voll Schwärmerei und Traurigkeit
Und zwischen den gedruckten Zeilen
Bei andern, ungedruckten weilen
Die geist'gen Augen, — damit las
Er, wie er selbstvergessen saß,
Geheimnißvolle alte Sagen,
Drohungen, Träume, sinnlos, wild,
Manch räthselhaftes Schreckensbild,
Wahrsagerei aus alten Tagen,
Geschichten lächerlich und tief,
Und eines jungen Mädchens Brief.

XXXVII.

Und immer neue Bilder springen
Vor seinem wirren Blick empor,
Und geisterhafte Töne klingen
Schrill in sein lärmverwirrtes Ohr.
Im Schnee liegt eines Jünglings Leiche
Vor ihm, wie schlummernd, — um das bleiche
Gesicht spielt hell das Morgenroth,
Und eine Stimme ruft: »todt, todt!«
Bald längst vergess'ne Feinde zeigen
Sich ihm, manch feiger Bösewicht,
Manch trügerisches Frau'ngesicht, —
Bald sieht er einen Tanzesreigen,
Ein ländlich Haus, am Fenster sie,
Die nie vor ihm verschwindet, nie!

XXXVIII.

Durch all die tollen Traumgesichter
Verliert Eugen bald den Verstand,
Wird er nicht selbst noch gar zum Dichter —
Und wirklich, unser Held verstand
Damals durch Kraft des Magnetismus
Den ganzen Versemechanismus
Der vaterländ'schen Poesie;
Auch sah er aus vollkommen wie
Der alte Dichter am Kamine,
Der, als ihm die Begeistrung kam,
Pantoffeln und Journale nahm,
Und beides mit zerstreuter Miene
In des Kamines Gluten schwang,
Derweil er »Idol mio« sang.

XXXIX.

Schon thaut es an der Newa Borden.
Die Tage flohn, der Winter schwand,
Eugen war kein Poet geworden,
Starb nicht, verlor nicht den Verstand.
Er ward vom Frühlingssonnenstrahle
Wie neubelebt. Zum Erstenmale
Floh er sein winterlich Quartier,
Wo er, gleichwie ein Murmelthier,
Sich vor der Außenwelt verborgen.
Die Newa trieb noch Eis im Schlamm
Gethauten Schnees der Schlitten schwamm —
An einem sonnenhellen Morgen
Fuhr so Eugen vom Hause fort
Entlang des breiten Stromes Bord.

XL.

Wohin eilt auf so schwier'gen Bahnen
Der unverbesserliche Thor?
Ihr habt's errathen: zu Tatjanen
Eilt er, schon fährt sein Schlitten vor.
Eugen ist schnell in's Haus gegangen,
Ganz todtenbleich sind seine Wangen.
Das Vorgemach — der Saal — ist leer.
Eugen geht weiter, athmet schwer,
Nie ist er so erregt gewesen . . .
Er öffnet rasch die Thür, tritt ein, —
Da saß die Fürstin bleich, allein,
Beschäftigt einen Brief zu lesen
Stützt sie die Wange auf die Hand,
Derweil ihr Aug' in Thränen stand.

XLI.

Wer hätte nicht im Blick gelesen
Was schmerzvoll ihr das Herz durchbrannt,
Wer nicht das liebe, arme Wesen
Von ehmals jetzt in ihr erkannt!
Onägin, tiefergriffen, jammernd
Stürzt nieder, ihre Knie' umklammernd —
Tatjane zittert, doch sie schweigt,
Und weder Groll noch Staunen zeigt
Ihr Blick. Stumm sieht sie auf ihn nieder,
Begreift was aus ihm flieht und klagt,
Was vorwurfsvoll sein Auge sagt —
Sie ist das schlichte Mädchen wieder,
So träumerisch, hingebend, wahr
Und herzlich, wie sie früher war.

XLII.

Sie bittet ihn nicht, aufzustehen,
Entzieht den heißen Küssen nicht
Die Hände, hört ihn klagen, flehen,
Und kehrt nicht von ihm ihr Gesicht.
Ihr Haupt scheint sinnend sich zu neigen . . .
Ernst weilt sie so in langem Schweigen,
Dann bittet sie ihn aufzustehn:
»Ich will ganz offen sein, Eugen!
Erinnern Sie Sich noch der Stunde
In der Allee, im Gartenland,
Wo zitternd ich vor Ihnen stand,
Bang hing mein Ohr an Ihrem Munde,
Wie ruhig Ihren Lehren ich
Gehorcht? Nun trifft die Reihe mich.

XLIII.

Ich ſtand in meinen Blütdenjahren,
Ich liebte Sie mit ganzer Glut,
Eugen! und was mußt' ich erfahren?
Sie ſtießen mich mit kaltem Blut
Zurück! Wohl gar nicht neu war Ihnen
Solch ländlich-ſchlichtes Herz erſchienen
Wie meines? O, Sie waren hart!
Und heute — Gott! — mein Blut erſtarrt,
Denk' ich des Worts aus Ihrem Munde
Und Ihres kalten Blicks . . . Doch Sie
Klag' ich nicht an: Sie thaten wie
Ein Ehrenmann in jener Stunde,
Sie zeigten Sich mir ehrlich, wahr,
Das dank' ich Ihnen immerdar!

XLIV.

Dort haben Sie mich kalt behandelt,
Weil mich die Welt noch nicht geſchätzt.
Worin bin ich ſeitdem verwandelt?
Warum verfolgen Sie mich jetzt?
Weil ich mit Glanz und äußrer Ehre
Jetzt in der großen Welt verkehre?
Weil mein Gemahl mich reich gemacht,
Weil er verſtümmelt in der Schlacht,
Und mich mit ihm der Hof deswegen
Auszeichnet? . . . Iſt es nicht vielmehr,
Weil in der großen Welt ſich eh'r
Triumphe zu verbreiten pflegen
Zur Schmach der Frau, und Sie das reizt,
Ihr Herz nach ſolchem Ruhme geizt?

XLV.

Ich weine ... Haben Sie Tjanette
Nicht ganz vergessen, ganz verkannt,
Onägin, glauben Sie! ich hätte
Sie lieber wie ich einst Sie fand
Mit Ihrem kalten, stolzen Wesen —
Statt Ihre Briefe jetzt zu lesen
Und Sie in Thränen jetzt zu sehn.
Einst konnten Sie mich doch verstehn,
Und wußten mich zu achten, schonen, —
Doch jetzt ... Beleidigend ist mir
Ihr Kommen, — warum sind Sie hier?
Kann so gemeine Liebe wohnen
(Wie Sie zu meinen Füßen bannt)
Bei solchem Herzen und Verstand?

XLVI.

Was hab ich von dem Lärm und Schimmer
Des großen Lebens Flittergold,
Dem Glanz der aufgeputzten Zimmer,
Dem Beifall den die Welt mir zollt?
Dies nichtige Maskeradenleben,
Wie gerne hätt' ich's hingegeben
Mit allem Pomp und Saus und Braus,
Für unser heimisches, friedlich Haus,
Den Bücherschrank, die stillen Thale,
Den Wald, das wilde Gartenland,
Die Stätte, wo ich bebend stand,
Als ich Sie sah zum Erstenmale! —
Den Friedhof, wo in Gottes Huth
Die alte, treue Amme ruht ...

XLVII.

So nahe schon war ich dem Glücke,
Doch ach! es blieb ein schöner Wahn.
Jetzt abgebrochen ist die Brücke!
Vielleicht, daß ich nicht klug gethan —
Doch konnt' ich meiner Mutter Flehen
Und Thränen nicht mehr widerstehen.
Auch war mir Alles einerlei.
Ich ward vermählt. Es ist vorbei
Mit uns, wir müssen uns jetzt trennen!
Ich weiß, Eugen, Sie sind ein Mann
Von Stolz und Ehre; nun wohlan:
Ich liebe Sie — ich will's bekennen —
Doch hat ein Andrer meine Hand,
Ihm bleib ich treu!« — Sprach's und verschwand.

XLVIII.

Er bleibt wie blitzgetroffen stehen,
Sein Herz verwirrt sich, sein Verstand,
In der Gefühle Sturmeswehen,
Der wilden Qual die er empfand.
Da klirrt's von Sporen — und in's Zimmer
Tritt jetzt der Fürst ein; immer schlimmer
Wird's für Onägin — aber wir
Verlassen unsern Helden hier
In diesem bösen Augenblicke,
Auf immer! Schon zu lange nun
Folgt unser Auge seiner Spur
Und seinem wechselnden Geschicke, —
Begrüßen wir uns beiderseit
Vom Ufer jetzt; burrah, 's ist Zeit!

XLIX.

Ihr meine Leſer, lieben Leute,
Was Ihr auch ſeid, Freund oder Feind,
Laßt uns in Freundſchaft ſcheiden heute!
Und was Ihr auch zu finden meint
In dieſen Strophen leichtgeſchlungen:
Ob ſtürmiſche Erinnerungen,
Erholung, Witz, ſcharf oder ſeicht,
Grammatiſche Verſehn vielleicht,
Lebend'ge Bilder —: Eins nur gebe
Der Himmel, daß Ihr auch darin
Etwas entdeckt für Herz und Sinn,
Und der Journale Streit; erlebe
Ich das, ſo bin ich hocherfreut,
Und ſomit Lebewohl für heut!

L.

Lebwohl, mein ſeltſamer Gefährte;
Auch Du, mein treues Ideal;
Und du, zwar kleine, doch mir werthe
Und ernſte Schöpfung freier Wahl,
Bei denen ich, voll hohen Strebens,
Vergeſſenheit im Sturm des Lebens
Und liebe Unterhaltung fand.
Ach, lange, lange Zeit entſchwand,
Seit mir die liebliche Tatjane
Zuerſt in dunklen Phantaſie'n
Mit unſerm Freund Eugen erſchien,
Und mir der Umriß zum Romane
Noch halbverſchwommen, endlos, leicht,
Im Zauberſpiegel ſich gezeigt.

LI.

Sie, denen ich, längſt vor Erſcheinen
Des Werks, die erſten Strophen bot,
(Wie ſchon Saadi ſprach): die Einen
Sind ferne, und die Andern todt;
Sie ſahn den Schluß nicht vom Romane.
Auch Du, mein Urbild von Tatjane,
Mein Ideal, mein Lebensziel . . .
Das Schickſal nahm mir viel, ja viel!
Heil dem, der früh ſich abgewendet
Vom Lebensfeſt, und klug belehrt
Das Glas nicht bis zum Grunde leert,
Seinen Roman nicht ganz beendet,
Den rechten Augenblick erſehn
Zum Schluß, wie ich mit Freund Eugen.

Anmerkungen zum achten Buche.

1) Bei einem öffentlichen Akte im Lyzeum, wo Puschkin eines seiner eigenen Gedichte vortrug, legte Derschawin segnend die Hand auf den jungen Dichter — eine feierliche Scene, deren Puschkin sich durch sein ganzes Leben mit dankbarer Begeisterung erinnerte.

Anhang.

Fragmente aus Onägin's Reise.

Das letzte Buch von »Eugen Onägin« erschien zuerst besonders, als ein für sich bestehendes, mit folgender Vorrede:

»Die ausgelassenen Strophen haben mehr als einmal zu (sehr gerechten und witzigen) Schmähungen und Spöttereien Anlaß gegeben. Der Autor gesteht offenherzig ein, daß er absichtlich ein ganzes Buch aus seinem Versroman fortgelassen hat, welches die Schilderung der Reise Eugen Onägin's durch Rußland enthielt. Es hing von ihm ab, die Auslassung dieses Buchs durch Ziffern oder Punkte anzudeuten, er hat jedoch, zur Vermeidung allen Aergernisses, vorgezogen: über den letzten Gesang des Werkes achtes Buch — anstatt neuntes Buch — zu schreiben, indem er eine der letzten Strophen davon zum Opfer brachte, wo es heißt:

Neun Bücher hab' ich nun geschrieben,
Nach Ruh verlangt die müde Hand,
Die neunte Woge hat getrieben
Mein Fahrzeug zum ersehnten Land;
Heil euch und Ruhm, ihr neun Kamönen! ꝛc.

P. A. Katénin (den sein herrliches poetisches Talent nicht verhindert auch ein feiner Kritiker zu sein) hat hervorgehoben, daß diese Auslassung vielleicht vortheilhaft für den Leser, aber jedenfalls sehr unvortheilhaft für das Werk selbst sei, da der plötzliche Uebergang Tatjanens, des Fräuleins aus der Provinz, zu der Fürstin Tatjane, der Dame aus der großen Welt, (in Folge jener Auslassung) zu unerwartet und

unmotivirt komme: eine Bemerkung, an welcher man den erfahrenen Künstler erkennt. Wie richtig dieselbe ist, fühlt der Autor des Versromans sehr wohl; trotzdem hat er — aus Gründen, die ihm allein, nicht aber dem Publikum bekannt sind — den oben bezeichneten Gesang fortgelassen. Einige Fragmente daraus wurden später gedruckt; wir lassen dieselben hier folgen, indem wir noch verschiedene neue Strophen hinzufügen.

Eugen Onägin geht von Moskau nach Nishny-Nowgorod.

. . . . . ein bunt Gewog
Jetzt auf dem Weltmarkt von Makarjew
Onägin's Blick vorüberzog.
Hier zum Verkauf steht eine Heerde
Kaum eingefangner Steppenpferde;
Indien schickt Perlen groß und klein,
Europa schickt verfälschten Wein.
Spieltische, Gauner allerseiten.
Manch nachbarlicher Edelmann
Kommt mit gereiften Töchtern an
Und Moden aus vergangnen Zeiten.
Ringsum, wohin das Auge kreist,
Lärm, Lug, Betrug und Krämergeist.

Onägin geht nach Astrachan, und von dort nach dem Kaukasus.

Der Terek heult im steilen Bette;
Der Aar fliegt auf aus seinem Hort;
In seine wald'ge Zufluchtstätte
Flüchtet der Hirsch; am Felshang dort
Kameele ruhn im kühlen Schatten;

Schafheerden weiden auf den Matten
Rings um kalmückisches Gezelt;
Pfeilschnell fliegt ein Tscherkeß durch's Feld.
Des Kaukasus Schneekuppen glänzen
Von fern; frei ist für Mensch und Thier
Der schwere Pfad, — der Krieg zog hier
Natürliche und feste Grenzen.
Am Kur, an der Aragua
Stehn Russenzelte fern und nah.

Dort schon, von Hügelland umgeben,
Sieht man der Wüste ew'ge Wacht:
Den zack'gen Beschtau sich erheben,
Und des Maschúkbergs grüne Pracht,
Aus dessen Fuß in ew'gen Strudeln
Heilkräft'ge warme Quellen sprudeln.
Ein Schwarm von Kranken drängt sich da,
Opfer des Kriegs, des Podagra,
Der Venus und Hämorrhoiden.
Verjüngung sucht im Quell der Greis,
Und die Kokette badet heiß,
Um all die Spuren wegzufieden
Der Wunden, die in langem Streit
Die Zeit ihr schlug, die böse Zeit!
In der Gesellschaft dieser Kranken,
Die doch noch hoffnungsvoll von Sinn,
Onägin, finster von Gedanken,
Blickt auf die heißen Quellen hin
Und denkt: warum bis diese Stunde
Traf meine Brust noch keine Wunde?
Warum bin ich nicht schwach und lahm
Wie dieser Greis? Warum bekam
Ich nicht die Gicht, wie dieser Töchter?

Warum muß ich hier denn allein
Jung, stark und unverwüstlich sein,
Daß Nichts mich anficht ... Gott, gerechter!
Wie lange zieh' ich an dem Joch
Des trostlos schweren Lebens noch?

Onägin geht vom Kaukasus nach Taurien.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Geheiligt durch Erinnerungen,
Bezaubernd bist du, sonnig Land,
Wo einst Dianens Tempel stand —
Und wo Mickiewicz uns gesungen,
Dort auf dem Fels, vom Meer umschäumt,
Von seinem Heimatland geträumt.

Wie lockt dein Bild, dein glanzvoll hehres,
Sieht man's vom Schiff, im Morgenstrahl,
Aufsteigen aus dem Glanz des Meeres,
Wie ich dich sah zum Erstenmal,
In bräutlichem Gewand und Glanze,
Mit deiner Berge grünem Kranze,
Verklärt vom reinsten Himmelsblau!
Schon zeigt sich Dorf und Wald und Au
Dem Blick, die Hütten der Tataren;
O welche Sehnsucht, welche Glut
Durchwogte hier mein heißes Blut!

Doch, laß die alten Träume fahren,
O Muſe, glücklich wer vergißt —
Vergiß auch du, was nicht mehr iſt!

Wie ſchwärmt' ich einſt an dieſen Borden!
Jetzt kälter iſt's im Herzen mir,
Ein andrer Menſch bin ich geworden —
Doch, Jugend, Friede ſei mit dir!
Einſt ſucht' ich einſam wilde Räume,
Den öden Strand, das Meergeſchäume,
Den dunklen Wald, das Felſenthal,
Ein hohes, ſtolzes Ideal,
Und Leiden, wußte ſelbſt nicht welche!
Doch andre Zeiten, andrer Sinn —
Der ſtolze Jugendtraum iſt hin,
Und, leider! meinem Muſenkelche,
Der mich ſo oft berauſcht, erfriſcht,
Hab' ich viel Waſſer beigemiſcht.

Jetzt liebe ich ein trautes Oertchen,
Mit Bergabhängen, ſandig, braun,
Zwei Ebereſchen vor dem Pförtchen
Der Hütte, einen morſchen Zaun,
Dran, Thürmen gleich, Heuſchober ſtehen;
Grau mag ich gern den Himmel ſehen,
Und einen Teich, grün eingehägt,
Der Schwäne oder Enten trägt;
Die Bauern ſeh' ich gern beim Tanze,
Wenn hell die Balalaika klingt
Und Alles halbbetrunken ſpringt;
Und meine Sehnſucht, meine ganze
Iſt eine Frau jetzt, und dazu
Kohlſuppe, grobes Brot und Ruh.

Oft, wie der Himmel wetterwendisch,
Seh' ich im Schmutze nach dem Vieh —
Fi donc! das Bild ist »niederländisch«.
Gehört der Stall zur Poesie?
War ich so in des Lenzes Tagen?
Bachtschissarai! dich will ich fragen,
Ob deines Springbrunns Wellenklang
Mit solchen Bildern mich durchdrang,
Als ich Zarema's Bild inmitten
Der schönen Trümmerwelt erdacht,
Die Rose in der Haremsnacht!
Onägin folgte meinen Schritten
Drei Jahre später, und es blieb
Ihm die Erinnrung an mich lieb.

Ich lebte damals im Gewühle
Der schiffereichen Meeresstadt
Odessa, die viel Sonnenschwüle,
Kaufleute, Staub und Handel hat.
Hier lacht des Südens blauer Himmel,
Zeigt sich ein wechselndes Gewimmel
Von Menschen, Trachten mannigfalt,
Italiens goldne Sprache schallt
In allen Straßen; und Tataren,
Der Spanier, Grieche und Franzos,
Der Sohn vom Lande Pharao's,
Zurückgezogene Korsaren,
Armenier, Slaven, reich und arm
Vereinen sich in buntem Schwarm.

Lumansky hat die Stadt besungen,
Mein guter Freund, — doch scheint mir, daß
Ihm sein Gedicht nicht ganz gelungen:

Er ſah durch das Verſchönrungsglas.
Gereifter als Poet geworden
Schweift er ſtets einſam an den Borden
Des Meers umher, um ſeine Macht
Des Liedes an der Gartenpracht
Der reichen Seeſtadt zu verſchwenden.
Nun giebt es freilich Gärten hier,
Doch ohne ſchatt'ger Bäume Zier,
Denn Steppenland iſt allerenden;
Mit großen Müh'n und Koſten kaum
Zieht man da einen kleinen Baum.

Odeſſa iſt mit Staub geſegnet,
Doch mehr mit Schmutz noch, glaub' ich faſt.
Die Stadt wird, wenn es ſtürmt und regnet,
Zu einem förmlichen Moraſt;
Das dauert fünf, ſechs Wochen jährlich,
Und dann iſt's wirklich hier gefährlich:
Die Straßen ſind ganz überſchwemmt,
Der Stadtverkehr beſchwert, gehemmt,
Im Schlamme über eine Elle
Verſunken alle Häuſer ſtehn,
Kaum kann man noch auf Stelzen gehn,
Das Pferd ſelbſt kann nicht von der Stelle
Nur durch der mächt'gen Thiere Kraft
Wird noch ein Wagen fortgeſchafft.

Geduld! es fehlt hier nicht an Gelde,
Der Hammer klirrt, die Arbeit eilt,
Durch gutes Pflaſter wird in Bälde
Die ſchlamm'ge Wunde zugeheilt.
Doch noch ein Uebelſtand erſcheint hier,
Ein großer Uebelſtand — was meint Ihr?

Daß gutes Waſſer hier gebricht!
Umſonſt kriegt man ſelbſt ſchlechtes nicht.
Dagegen iſt der Wein ſehr billig,
Denn der kommt ohne Zoll herein,
Und bei dem Ueberfluß an Wein
Erträgt man Waſſermangel willig,
Und dann die Sonne, und das Meer,
Geſegnet Land, was braucht man mehr!

Oft, wenn der erſte Frühſchuß krachte,
Und ich von ſeinem Donnerwort
Vergnügt vom kurzen Schlaf erwachte,
Eilt' ich hinaus zum Meeresbord,
Und badend in die Wogen taucht' ich
Erfriſcht, zum ſchwarzen Kaffee raucht' ich
Die lange Türkenpfeife dann,
So ſelig wie ein Muſelmann.
Drauf trieb ich in der Stadt mein Weſen.
In dem Kaffne klirrt es ſchon
Von Taſſen, und auf dem Balkon
Steht der Marqueur mit ſeinem Beſen,
Halbſchläfrig noch; zwei oder drei
Kaufherrn gehn im Geſpräch vorbei.

Und bald mit einer Menſchenmenge
Füllt ſich der Platz, die Meiſten gehn
Hier nach Geſchäften; im Gedränge
Nur wenig Müßiggänger ſtehn.
Zum Hafen eilen viele Leute.
Sind Wind und Wetter günſtig heute?
Lief ein bekanntes Fahrzeug ein?
Iſt die erſehnte Ladung Wein
Schon angekommen? Welche Waaren

Sind in der Quarantäne fest?
Wie steht der Krieg? Was macht die Pest?
Giebt's gar nichts Neues zu erfahren? . . .
So drängt sich's bis zur Mittagszeit
In Neugier und Geschäftigkeit.

Doch wir, wir sorgenlosen Leute
In dieser sorgenvollen Welt,
Erwarten frische Austern heute,
Auf nichts ist unser Sinn gestellt
Als dieses. Sind sie angekommen?
Wie freudig wird das »Ja« vernommen!
Giebt das heut einen Hochgenuß!
Der dienstbefliß'ne Otto muß
Ein Dutzend nach dem andern bringen.
Lärm, Streit, ein guter leichter Wein —
Und keinem von uns fällt es ein,
Wie wir die Meergeburt verschlingen
Und heiter unser Antlitz strahlt:
Wie Otto seine Ziffern malt!

Schon dunkelt's fern am blauen Himmel,
Zur Oper jetzt in raschem Lauf!
Dort nimmt in seiner Töne Himmel
Uns heut Orpheus-Rossini auf,
Der einz'ge Heros im Jahrhundert
Den man nicht tadelt, nur bewundert,
Der neu ist wie er immer war,
Und doch der Alte immerdar.
Urmächtig seine Töne fließen,
Bald rauschend wie ein wilder Fluß,
Bald wie Champagnerschaum ergießen
Sie sich, belebend, frisch und mild —
Doch, Freunde, schickt sich solch ein Bild?

Und wozu führt man die Lorgnette?
Ergötzt man sich blos am Getön
Der Oper? Giebt's nicht auch Ballette?
Ist nicht die Prima Donna schön?
Seht Ihr die eitle Kaufmannsdame
Dort nicht, und ihre wundersame
An Edelsteinen reiche Tracht?
Wie wird ihr dort der Hof gemacht!
Sie hört — doch von der Cavatine
Und dem Gebete hört sie nichts.
In ihrer Nähe lacht's und spricht's —
Ihr Mann, mit schlafestrunkner Miene,
Wacht auf, und will da capo schrein,
Dann gähnt er, duselt wieder ein.

Und das Finale schallt; noch saßen
Nur wenig Hörer in den Reih'n;
Schon lärmend drängt sich's in den Straßen
Bei Sternen- und Laternenschein.
Auch auf dem Heimweg hört man's klingen,
Die muntern Italiener singen
Ein leichtes, tändelndes Motiv,
Wir brüllen das Recitativ.
Es ist schon spät. In nächt'ger Feier
Schlummert die Stadt. Still ist die Nacht,
Wonnig und warm. Der Mond erwacht,
Umzieht mit leichtem Silberschleier
Den Himmel. Alles ruht und träumt,
Das Schwarze Meer nur braust und schäumt.

* * *

So lebt' ich damals in Odessa.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
A. v. Decker

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Sechster Band.

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Sechster Band.

Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Ruſſiſche Dichter.

Deutſch von

Friedrich Bodenſtedt.

II.

Michaïl Lermontoff.

Dritter Band.

Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

„Wir erachten es als einen großen Gewinn für den Anfang der russischen Literatur, daß alle ausgezeichneten Autoren Weltmänner waren. Dieser Umstand hat in die literarischen Arbeiten eine gewisse Eleganz der guten Gesellschaft gebracht, an eine Mäßigkeit in Worten und an edle Bilder gewöhnt, die das Erbtheil derjenigen Menschen sind, welche eine weltliche Erziehung bekommen haben. Diese formelle Gemessenheit beschränkte den Inhalt nicht, sie verlieh ihm im Gegentheile mehr Kraft; das grobe, plumpe, unedle, gemeine Element hat in der russischen Literatur nie ein Bürgerrecht bekommen.“

Herzen.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung 11

Lyrisches.

Die Gaben des Terek 25
Tamara 28
Der Kosakin Wiegenlied 30
Der Gefangene 32
Gebet 33
Dankbarkeit 33
Es quält mich, es dürstet nach 34
Ich bin betrübt um dich 34
O Gott! vor Fliegen uns behüte 35
Sie liebten sich so zärtlich 35
Der Fels 36
Liebesglück 36
Einer Jugendfreundin. Vor meiner Verbannung in den Kaukasus) 37
Wandr' ich in der stillen Nacht allein 38
Einer jungen Georgierin 39
Das verwaiste Blättchen 40
Die Meeresprinzessin 41
Im Frühling, wenn das Eis zerschellt 43
Der Prophet 43
Das Stelldichein 45
Lermontoff's Klagegesang am Grabe Alexander Puschkin's . . . 49
Der Streit 53
Sehnsucht 57

Seite

Denkst du des Tags noch, wo wir beiden 58
Der Dolch 59
Das Schiff 60
Mein Vaterland 60
Duma 62
An A. O. Smirnoff 64
Ein Testament 64
Der Gräfin Rastevtschin 66
Russalka 67
Journalist, Leser und Dichter 69
Einem Kinde 70
Der Palmzweig aus Palästina 81
Verständigung 83
Rechtfertigung 84
Die Nachbarin 85
Hinaus 87
Napoleons Asche in Paris 88
Dem Andenken eines Freundes 92
Trau', jugendlicher Träumer, dir selber nicht zu sehr 96
Die Wolken 99
Der Dichter 100
Gebet 102
Der Nachbar 103

Episches.

Der Tscherlessenknabe 107
Lied von dem Zaren Iwan Wassiljewitsch, von seinem jungen Leibwächter und dem kühnen Kaufherrn Kalaschnikow . . . 127
Die drei Palmen. Eine morgenländische Sage 156
Borodino 159
Die Rentmeisterin 163
Hadshi-Abrek 192
Anmerkungen 211

Einleitung.

Einleitung.

Der fremde Dichter, welchen ich meinen Landsleuten hier in deutſchem Gewande vorführe, glänzte als Mittelſtern des ſchönen Dreigeſtirnes ruſſiſcher Poeſie, das mit Puſchkin aufging und mit Kolzoff erloſch.

Dieſe drei hochbegabten Dichter, welche vereint das Gebiet der Poeſie nach allen Richtungen durchmaßen, — lebten, ſchufen und ſtarben in der erſten Hälfte des heutigen Jahrhunderts. Ihr Leben war ein kurzes, aber inhaltſchweres und vielbewegtes; ihr Schaffen war ein reiches und unvergängliches; ihr Tod ein tragiſcher.

Puſchkin fiel 1837, nach ſeiner Rückkehr aus der Verbannung, 37 Jahr alt, als Opfer einer Intrigue, im Duell.

Lermontoff wurde 1841, in der Verbannung, kaum 30 Jahre alt, ebenfalls in einem Duell, am Kaukaſus, getödtet.

Kolzoff ſtarb 1842, 32 Jahre alt, im Elend, zu Tode gemartert durch ſeine Verwandten und häusliche Sorgen.

Lermontoff empfing ſeine erſten poetiſchen Anregungen von Puſchkin, dem größten und fruchtbarſten Nationaldichter Rußlands, der ſeinerſeits Derſbawin zum poetiſchen Vater hatte, mit welchem das noch kurze Geſchlechtsregiſter der Stammhalter ruſſiſcher Kunſtpoeſie beginnt.

Diese Poesie nimmt, wie das Land selbst, dem sie entsprossen, eine weitverzweigte Mittelstellung zwischen dem Abendlande und Morgenlande ein. Und hierin besteht ihre wesentliche Eigenthümlichkeit. Jede Frucht ihres Baumes trägt Zeugniß, daß dieser Baum zugleich aus Asien und Europa seine Nahrungssäfte gezogen. Die reiche, bildsame und klangvolle russische Sprache ist mit gleichem Glücke zur Trägerin nordischer Kraft, Klarheit und Tiefe, wie südlicher Weichheit und Formenschöne geworden. Der zwanglos eingebürgerten Mannichfaltigkeit der Formen entspricht der, an die Sangesweisen aller Kulturvölker erinnernde Inhalt der besseren Kunstdichtungen des Volkes. Wer aber behaupten wollte, daß diese fremden Elemente der russischen Literatur gewaltsam eingezwängt, gleichsam bei den Haaren herbeigezogen seien, der würde dadurch nichts beweisen als seine eigene Unkenntniß der wirklichen Sachlage. Denn jene Mischung ist nur das naturwüchsige Erzeugniß einer entsprechenden Mischung des Volkes selbst. Und wie hier alle nach und nach eingewanderten oder eroberten fremdartigen Elemente um einen ureinfässigen, nationalen Kern sich festgesetzt haben, so zieht sich auch durch die eingebürgerten poetischen Elemente ein nationaler Faden, das Fremde mit dem Heimischen eng verbindend, und das Verschiedene zur Einheit gestaltend.

Ein nicht gering anzuschlagender Vortheil der russischen Dichter ist die lebendige Wechselwirkung zwischen ihnen und ihrem überaus empfänglichen und dankbaren Publikum, welches in Palast, Kaufhof und Isba ihren Gesängen lauscht. Der ärmste Bauer des Landes hat den Muth eines eigenen Urtheils; er jauchzt auf bei dem was ihn entzückt, und weint bei dem was ihn traurig stimmt, ohne umzuhorchen, was Andere dazu sagen: eine sehr natürliche, aber eben deshalb in civilisirteren Ländern, wo die Unnatur zur Mode geworden, sehr seltene Erscheinung. Diese allgemeine, lebendige Theilnahme zwingt

den Dichter, in allgemein verständlicher, volksthümlicher Sprache zu reden. Daher jene treffenden, immer nabeliegenden Bilder, jene Klarheit des Ausdrucks und jene Einfachheit der Darstellung, welche wir bei den russischen Dichtern selbst da antreffen, wo sie sich in den künstlichsten Formen bewegen.

Jedem, für dergleichen empfänglichen Reisenden, in Rußland wie in allen slavischen Ländern, muß die Meisterschaft auffallen, welche selbst die Bauern hier im Erzählen entwickeln, und die Fülle wirksamer Bilder und Mittel, welche ihnen dabei zu Gebote steht. Mickiewicz führt in seinen »Vorlesungen über slavische Literatur und Zustände (3. Jahrgang, S. 220)« ein besonders charakteristisches Beispiel der Art an. Ein Bauer erzählt den Gästen in der dunkeln Wirthshausstube eine Fabel, in welcher er selbst den Helden spielt. Er ist gegangen, den »wunderbaren Vogel« aufzusuchen, findet aber nur eine Feder, die der Vogel beim Vorüberfliegen verloren, die aber solchen Glanz hat, daß, als der Bauer sie in's Zimmer bringt, dasselbe wie von einer Fackel erleuchtet ist. Hier zündet der Erzähler unversehens eine Hand voll Späne an; diese auflodernde Flamme erschüttert alle Anwesenden und läßt sie den entsprechenden Eindruck lebhaft fühlen.

In einer andern Fabel, in welcher von der krystallenen Burg verzauberter Prinzessinnen die Rede ist, und dem Ritter aufgegeben wird, die seinige herauszufinden — was ihm deshalb unmöglich, weil alle verzauberten Prinzessinnen wie Sterne einander gleichen — öffnet der erzählende Bauer plötzlich das Fenster und zeigt seinen Zuhörern den hinter durchsichtigen Wolken von Sternen funkelnden Winterhimmel, der besser als jede Theaterleinwand eine krystallene Burg veranschaulicht . . .

Die erste Pflanzschule russischer Bildung und Kunst war die Kirche, welche ihre eigene, der Masse des Volkes unverständliche Sprache hatte. Im Gegensatz zu dieser slawonischen, durch ihre Schrift wie durch ihren Wort- und Satzbau im

Griechischen wurzelnden Kirchensprache, wurde die volksthümliche Sprache des Landes zur Trägerin der besonders an lyrischen Erzeugnissen überaus reichen Volkspoesie.

Mit der Versöhnung und wechselseitigen Durchdringung dieser sprachlichen Gegensätze beginnt die Zeit der russischen Kunstpoesie, welche in Fürst Kantemir und Lomonossoff ihre Vorläufer, in Derschawin ihren Begründer, und in Puschkin, dessen ebenbürtiger Nachfolger Lermontoff war, ihren höchsten Ausdruck fand. Ihre Anfänge fallen zusammen mit den Anfängen des russischen Kaiserreichs.

Der älteste Dichter der jungen russischen Literatur, Fürst Kantemir (1744 †), war seines Ursprungs ein Türke, Sohn eines Hospodars der Moldau, der sich unter russische Botmäßigkeit gestellt. Die Satiren, welche Fürst Kantemir hinterlassen, sind von bleibendem Werthe und ein treuer Spiegel der Menschen und Zustände, welche sie geißelten. Sie tragen aber durchaus kein nationales Gepräge, und es webet darin mehr französische als russische Luft, eben weil Kantemir kein Russe war, und lange als Gesandter in Paris lebte, wo er seine Vorbilder suchte. Er hat hier deshalb als Vorläufer, nicht als Vater russischer Poesie seine Stelle gefunden.

Nach ihm kam Lomonossoff (1765 †), ein Mann, zu dem die Russen mit derselben Ehrfurcht aufblicken, wie wir zu einem Leibnitz oder Lessing. Er beherrschte das ganze Gebiet des menschlichen Wissens seiner Zeit. Er war der Vermittler des oben angedeuteten Gegensatzes zwischen Kirche und Volk — der Schöpfer der russischen Schriftsprache, der er sein Gepräge aufdrückte und ihre noch jetzt giltigen Gesetze vorschrieb. Er gab den Russen ihre erste Grammatik und stellte zuerst die Gesetze ihrer Metrik fest. Zu gleicher Zeit war er ein ausgezeichneter Philolog und naturwissenschaftlicher Forscher. Seine Verdienste um die physischen und

mathematiſchen Wiſſenſchaften haben auch in Deutſchland, England und Frankreich gebührende Anerkennung gefunden. Seine nach allen Richtungen fruchtbare poetiſche Thätigkeit mag von den Ruſſen zu hoch angeſchlagen werden: immerhin that er den Beſten ſeiner Zeit darin genug! Er zeichnete den nachwachſenden Dichtern des Landes ihre Bahnen vor und bereitete ihnen die Sprache. Lomonoſſoff wurde geboren in einem Fiſcherdorfe am Weißen Meere. Seine umfaſſende Gelehrſamkeit erwarb er auf deutſchen Univerſitäten, und eben weil ſeine Bildung, Methode und Geiſtesrichtung ganz unter ausländiſchem Einfluſſe ſich entwickelt hatte, ſchlugen ſeine poetiſchen Erzeugniſſe nicht ſo tiefe Wurzeln im Herzen des Volks, als die Werke ſeiner Nachfolger, denen er die Pfade bereitet hatte, und von welchen wir Derſhawin als den Vater der jungen ruſſiſchen Kunſtpoeſie bezeichnet haben, deren letzter und bedeutendſter Vorläufer Lomonoſſoff war.

Mit Derſhawin (1816 †), einem nicht gelehrten, aber reichbegabten Dichter, beginnt die Zeit, wo das aus der Fremde eingeführte Gold und Edelgeſtein ruſſiſches Gepräge erhielt und gleich nationalen Werthſtücken anerkannt — oder ganz ausgeſchieden wurde. Was dem Genius der ruſſiſchen Sprache und Poeſie analog war, eignete er ſich an zu dauerndem Schmucke; das Uebrige ſtieß er zurück.

Dieſer Läuterungsprozeß wurde vollendet von Puſchkin und Lermontoff, unter deren Meiſterhänden die ſchmiegſame Sprache ihre ganze Fülle des Wohllauts, der Kraft und der Schönheit entfaltete . . .

Wir ſind jetzt, nach dieſer rückblickenden Abſchweifung, wieder angelangt am Ausgangspunkt unſerer Betrachtungen, und der wißbegierige Leſer könnte die Frage aufwerfen, ob denn Rußland in dem ganzen, eben flüchtig durchmeſſenen Jahrhundert keine anderen hervorragenden Dichter, als die wenigen obengenannten, erzeugt habe.

Allerdings könnte ich noch eine Reihe von Namen anführen, unter deren Trägern einige den augenblicklich bei uns gefeiertsten Lyrikern des Tages an poetischer Bedeutung mindestens gleichstehen. Aber alle diese Dichter nehmen eine mehr oder weniger isolirte Stellung in der russischen Literatur ein, und die meisten von ihnen unterscheiden sich in nichts Wesentlichem von den neueren lyrischen Dichtern anderer Länder. Ihre Schöpfungen bieten keinen Maßstab für die geistige Bewegung des russischen Volks.

Gewichtige Ausnahmen davon bilden Männer wie Kryloff, Shukowsky und Kolzoff: der erste ein äußerst geistvoller, den besten Dichtern dieser Gattung gleichzustellender, durch und durch russischer Fabeldichter; der zweite ein großer Meister der Sprache, der durch seine vortrefflichen Uebersetzungen Göthe'scher und Schiller'scher Dichtungen, sowie durch eigene bemerkenswerthe Erzeugnisse in Rußland einen ähnlichen Ruf erlangt hat, wie A. W. v. Schlegel in Deutschland. Kolzoff endlich ist ein hochbegabter Volksdichter im edelsten Sinne des Wortes.

Die volksthümlichen Gesänge dieses ächten Barden — den man füglich den russischen Burns nennen könnte — sind wohl zu unterscheiden von den mehr oder weniger im Volkstone gehaltenen Liedern moderner Lyriker, welche weniger getrieben durch eigenen Herzensdrang als durch äußerliche Effekthascherei, in die Saiten der alten Volksharfe griffen, und in deren Liedern der Kenner daher nicht sowohl ein Ausströmen eigener gesunder Empfindung, als vielmehr ein künstliches Verhüllen des Mangels solcher Empfindung entdeckt.

Kolzoff war der Sohn eines Rinderhirten und er sang seine herrlichen Lieder während er mit der Heerde die baumleere, endlose Steppe durchzog. Er war ein ächter Sohn des Volkes und der Natur; Bildung und Gelehrsamkeit haben seine urwüchsigen poetischen Kräfte weder gefördert noch verdorben.

denn sein dürftiger Schulunterricht währte nur bis zu seinem zehnten Lebensjahre. Er hatte keine Anregung als die, welche der Himmel, die Steppe und sein eigenes Herz ihm bot. Seine Lieder werden fortklingen, so lange die russische Sprache lebt . . .

Wenn es in meiner Absicht läge, eine einigermaßen vollständige Abhandlung über russische Literatur zu schreiben, so dürfte ich Namen wie Wjäfemsky, Barjuschkow, Barjätinsky, Wisin, Delwig, Krassoff, Chomäkoff u. A. unter den Lyrikern eben so wenig übergehen, wie die ziemlich lange Reihe der Novelliſten und anderer russischer Schriftsteller von Talent.

Da diese Einleitungszeilen aber nichts anderes bezwecken, als den Leser auf das Verständniß der nachfolgenden Dichtungen vorzubereiten, so lasse ich es bei dem hier über die russische Literatur Gesagten bewenden, um noch ein paar Worte über den Dichter des vorliegenden Bandes selbst hinzuzufügen.

Michaïl Lermontoff, ein Sprößling der hohen russischen Aristokratie, erhielt seinen ersten Unterricht durch Hauslehrer und machte dann, nach Art der meisten jungen Russen von vornehmer Herkunft, seinen Weg durch das Pagenkorps in die Garde. In Folge einer Ode, zu welcher der Tod Puschkins Veranlassung gab, wurde der junge Dichter aus der Garde entfernt und nach dem Kaukasus geschickt, wo er den größten Theil der Zeit, aus welcher die hier übersetzten Dichtungen datiren, in der Verbannung zubrachte, unter Verhältnissen, die sich nicht mit derselben Bequemlichkeit rubriziren lassen, wie die Notizen, womit man sonst gemeiniglich die Biographie hervorragender Dichter zu schmücken pflegt, und worin ausführlich offenbart wird, wo, wie und wann das junge Genie dekliniren und konjugiren gelernt.

Lermontoff, ob er auch vielfaches Unglück im Leben ertragen mußte, hatte den größten Vorzug, dessen ein Dichter sich erfreuen kann: sein Herz wurde nie von gemeiner Sorge um des Leibes Nothdurft zernagt. In der vornehmen Welt

hielt man ihn für blasirt, weil ihre raffinirten Genüsse, die er bis zum Ueberdruß durchgekostet, für ihn nichts Verlockendes mehr hatten. Er liebte es, auf wildem Pferde durch die Steppe zu jagen oder im Schlachtenlärm den Lebensüberdruß zu verscheuchen, der ihn zuweilen beschlich. Tollkühn und ausdauernd, suchte er im Kampfe weder Ruhm noch Auszeichnung, sondern nur Zerstreuung und Aufregung, etwa wie ein Spieler am Pharaotische. Mit ganzer Seele und Leidenschaft aber versenkte er sich in die großartige Gebirgswelt des Kaukasus, die ihn zu seinen herrlichsten Gesängen begeisterte, und die er, bis in die kleinsten Züge, mit einer Wahrheit, Kraft und Treue geschildert hat, wie kein Dichter vor ihm. Seine farbenfrischen Naturschilderungen aus dem Kaukasus würden allein genügen, ihm die Unsterblichkeit zu sichern . . .

Um Lermontoff's Stellung als Dichter in der russischen wie in der Welt-Litteratur richtig zu würdigen, muß man zunächst in's Auge fassen: daß er sich am größten zeigt wo er am volksthümlichsten ist, und daß doch der höchste Ausdruck dieser Volksthümlichkeit (S. das Lied vom Zaren Iwan Wassiljewitsch) nicht des geringsten Kommentars bedarf um überall verstanden zu werden. Es ist dies umsomehr zu bewundern, als die hier geschilderten Sitten und Eigenthümlichkeiten den Nichtrussen ebenso fern liegen wie das vom Dichter gewählte Versmaß, welches erst durch meine Nachbildungsversuche in Deutschland bekannt geworden ist, und in Rußland etwa dieselbe Bedeutung hat wie bei uns die Nibelungenstrophe.

Das Gedicht ist von wahrhaft homerischer Treue, Erhabenheit und Einfachheit, und hat auch in verschiedenen deutschen Hauptstädten, wo es von geschickten Rhetoren vorgetragen wurde, den mächtigsten Eindruck auf die Zuhörer gemacht. Da das Gedicht ein Stück russischer Vergangenheit wiedergiebt und ganz in russischem Boden wurzelt, so mag es

vielleicht manchem Leſer intereſſant ſein, das Urtheil eines berühmten ruſſiſchen Kritikers, Schewyrew, den man in keiner Hinſicht zu den Lobhudlern Lermontoff's rechnen darf, darüber zu hören: »Man kann nicht genug darüber erſtaunen, wie vortrefflich der Dichter es verſtanden hat, alle charakteriſtiſchen Eigenſchaften unſerer alten Volkslieder ſich anzueignen. Nur in ſehr wenigen Verſen ändert er den Volkston. Wenn jemals eine freie Nachbildung den Rang eigener Schöpfung erhalten kann, ſo iſt es ſicher hier der Fall; denn ein der Zeit nach uns weit entrücktes ruſſiſches Gedicht nachahmen, iſt eine weit ſchwerere Aufgabe als einen poetiſchen Zeitgenoſſen nachahmen, deſſen Gedanken in unſerem geiſtigen Sein ſich bewegen. Dazu hat der Inhalt des Gemäldes hiſtoriſche Bedeutung und der Charakter des Leibwächters wie des Kaufmanns iſt rein volksthümlich.«

Lermontoff hat dies mit den großen Dichtern aller Jahrhunderte gemein, daß ſeine Dichtungen die Zeit, in welcher ſie ſich bewegen, auf das Treueſte wiederſpiegeln mit all ihren guten und ſchlechten Eigenthümlichkeiten, ihrer Weisheit und ihrer Thorheit, und daß ſie zugleich beitragen ein gutes Theil dieſer ſchlechten Eigenthümlichkeiten und dieſer Thorheit abzuſtreifen.

Unſer Dichter unterſcheidet ſich von ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen aber dadurch, daß er zuerſt der Naturſchilderung ein breiteres Feld in der Poeſie anwies und daß er auf dieſem Felde bis jetzt unerreicht daſteht.

Er hat in ſeinen Schilderungen die ſchwierige Aufgabe gelöſt, zugleich den Anforderungen des Naturforſchers und des Aeſthetikers gerecht zu werden.

Ob er die Bergrieſen des vielgipfelten Kaukaſus vor uns aufſteigen läßt, daß unſere Blicke ſchwindeln vor den Schneekuppen über uns und den Abgründen unter uns; — ob er den Gießbach aus der Felswand lockt,

„von ſteilen Höhn, wo ſelbſt der Gemſe bang,“

ihn sich krümmen macht »wie gebogenes Glas« in Abgründen verschwindend, neue Zuflüsse sammelnd und »in trüber Flut« wieder hervorrauschend; ob er die Berghütten und Wälder des Daghestan, oder die Blumen malt die auf Georgiens quellendurchrauschten Fluren blühn; ob er die Wolken zeigt die am blauen, endlosen Himmel ziehn, oder den Renner der über die blaue, endlose Steppe fliegt; ob er die heilige Stille des Waldes, oder das wilde Getöse der Schlacht schildert: immer ist er wahr und naturtreu bis in die kleinsten Einzelheiten, unsern Augen liegt Alles farbenbestimmt offenbar und doch weht ein geheimnißvoller poetischer Duft aus allen seinen Gebilden, als ob die Wälder, die Blumen, die Wiesen uns unmittelbar ihren Wohlgeruch entgegenhauchten.

Bekanntlich giebt es zwei anerkannte Uebersetzungsmethoden: die wortgetreue und die frei nachbildende. Auf die nicht zu umgehende Frage, welcher von diesen beiden Methoden ich gefolgt sei, — muß ich ehrlich antworten: keiner von beiden! Vertrauend auf die hohe Ausbildung, den Reichthum und die Biegsamkeit der deutschen Sprache, steckte ich mir das Ziel, die ganze Farbenfrische des Originals wiederzugeben, ohne in den metrischen Vorbildern das Geringste zu ändern, ohne ein Bild oder einen Gedanken zu verwischen, und vor Allem: ohne das Maß des Schönen zu überschreiten.

Es muß demnach, wenn ich meinem Ziele nahe gekommen bin, diese Uebersetzung sich lesen wie ein vollendetes Originalwerk, und zugleich darf kein wesentlicher Zug des Originals darin vermißt werden. Zu erreichen ist solches Ziel, denn die deutsche Sprache ist ein Instrument, dessen Saiten tonkundige Finger alle Weisen zu entlocken vermögen, und wo ihnen Mißtöne entklingen, da trifft die Schuld nicht das Instrument, sondern den Musikanten.

L. G.

Lyrisches.

Die Gaben des Terek.

Schäumt der Terek zwischen steilen
Felsen, wild, in Zornesglühn;
Seine Klagen — Sturmesheulen,
Seine Thränen — Funkensprühn.

Aber stiller zu den Füßen
Des Gebirgs, die Steppe her
Fließt er, und mit Schmeichelgrüßen
Murmelt er zum Kaspimeer:

»Meeresgreis, thu meinen Wogen
Gastlich deine Pforten auf!
Weiten Wegs komm' ich gezogen,
Suche Ruh' nach langem Lauf.
Bin ein Sproß kasbek'schen Thrones,
Großgesäugt an Wolkenbrust,
Ewig gen des Erdensohnes
Fremde Macht voll Kampfeslust.

Brach bei Dariel[1]) viel Steine
Aus der engen Bergschlucht los,
Schwemmte sie, zum Spiel für keine
Kinder, her in meinem Schoß.«

Doch das Meer, am Ufer dorten
Lehnt es wie in Schlafesruh, —
Und auf's Neu', mit Schmeichelworten
Flüstert ihm der Terek zu:

»Sieh', ein Weihgeschenk dir reiche
Ich, deß Blut im Kampfe floß:
Eines jungen Kriegers Leiche,
Der Kabarda Heldensproß!

»Kostbar ist sein Stahlgeschmeide,
Und in goldner Schrift daran
Zieren rings den Saum vom Kleide
Heil'ge Sprüche des Koran.
Zuckten wild die Augenlieder,
Krampfhaft sich die Lippe schloß,
Und von seinem Schnurrbart nieder,
Dick und roth, ein Blutstrom floß.
Klar sein Auge, doch gefährlich,
Alter, tiefer Feindschaft voll.
Von dem Kopf zum Nacken, spärlich,
Schwarzen Haars ein Büschel quoll.«

Doch in seinen Ufern schweigend
Liegt das Meer in kalter Ruh —
Und, auf's Neu' sich zu ihm neigend,
Flüstert ihm der Terek zu:

»Meeresgreis, noch eine Gabe
Biet' ich dir, von seltner Art!
Drum vor allen andern habe
Ich zuletzt sie aufbewahrt.
Einer Bergkosakin Leiche,

Jung, voll Schönheit wunderbar:
Um die Schulter her, die bleiche,
Fließt das lange, blonde Haar.
Wie so trüb die Züge scheinen,
Wie so sanft das Auge ruht!
Von der Bruſt, aus einer kleinen
Wunde, quillt das rothe Blut.
Und von den Kosakensöhnen
Im Greben'schen [2]) Reiterheer,
Um den Tod der jungen Schönen
Klagt selbſt nicht der Eine mehr.«

»Hat ſich auf ſein Roß geſchwungen,
Ritt hinaus durch Nacht und Graus,
Haucht' im Kampf, vom Dolch durchdrungen
Des Tſchetſchen, [3]) ſein Leben aus.«

Und es ſchwieg der Strom, der wilde;
Aber ſchneeweiß angehaucht,
Feucht, ein wunderſam Gebilde
Aus den dunklen Fluten taucht.

Bei dem Blick, gleich Ungewittern
Hebt das Meer die mächt'ge Flut,
Dunkelblaue Augen zittern
In der Leidenſchaften Glut.

Rauſchend hoch vor Luſt und Liebe
Breitet es die Arme aus,
Nimmt den Strom im Wellgetriebe
Gaſtlich auf in ſeinem Haus.

Tamara.*)

In Darijel's Bergſchlucht, wo tiefer
Der Terek herabſtürzt im Sturm,
Stand hoch auf dem Felſen von Schiefer
Ein alter, zerfallener Thurm.

Tamára, die Königin, ſchaltet
Im Thurme, hauſt' ſchrecklich darin —
Schön war ſie, wie Engel, geſtaltet,
Doch böſe, wie Teufel, von Sinn.

Weithin durch das nächtliche Dunkel
Ein Feuer vom Thurme erblinkt,
Und lockend mit hellem Gefunkel
Den Pilger zur Nachtruhe winkt.

Und ſchnell war in Liebe gefangen
Wer der Königin Stimme gehört,
Wild ſchwoll ihm die Bruſt vor Verlangen,
Er war wie bezaubert, bethört.

Bethört lieh dem Klang ihrer Worte
Hirt, Kaufmann und Krieger das Ohr,
Es öffnet am Thurm ſich die Pforte,
Ein ſchwarzer Eunuch tritt hervor.

Geſchmückt wie zu glänzendem Feſte,
Auf üppigem Lager, allein,
Die Königin harrt ihrer Gäſte,
Vor ihr ſtehen Krüge mit Wein . . .

Geflüſter, Gekicher, Geſtöhne,
Ein Preſſen von Mund an Mund —
Gar ſeltſam unheimliche Töne
Die Nacht hindurch gaben ſich kund: —

Als wären viel Männer und Frauen
Verſammelt zur Hochzeit im Haus —
Und faßt ſie beim Jubel ein Grauen:
Es ward ein Begräbniß daraus . . .

Doch plötzlich der ſeltſame Reigen
Der Stimmen im Thurme zerſtob,
Nacht herrſchte darinnen und Schweigen,
Sobald ſich der Morgen erhob.

Da heimlich zum Strom eine Leiche
Trug man aus dem Thurme herbei . . .
Zum Fenſter hoch ſchwebt eine bleiche
Geſtalt her und flüſtert: „Verzeih!“

Und flammten die Augen wie Sonnen,
Und klang jene Stimme ſo ſüß,
Als ob ſie des Wiederſehns Wonnen,
Alle Wonnen der Liebe verhieß . . .

Der Kosakin Wiegenlied.

Schlaf, mein Kindchen, ruhig liege,
Schlaf, mein Kind, schlaf ein!
Still vom Himmel in die Wiege
Scheint der Mond herein.
Märchen dir erzählen thu' ich,
Singe Lieder fein;
Schließ dein Aug, und schlummre ruhig,
Schlaf, mein Kind, schlaf ein!

Brauft der Terek mit Getöse
Trüb vom Fels in's Thal —
Der Tschetschen dort schleicht, der böse,
Wetzt den blanken Stahl.
Ward dein Vater alt im Kriege,
Gott wird mit ihm sein —
Schlaf, mein Liebling, ruhig liege,
Schlaf, mein Kind, schlaf ein!

Auch du selber — einst wird's kommen —
Mußt zum Kampf hinaus;
Wird's Gewehr zur Hand genommen,
Reitest fort von Haus.
Näh' ich selbst mit bunter Seide,
Dir die Decke fein . . .
Schlaf, du meine Augenweide,
Schlaf, mein Kind, schlaf ein!

Wirſt ein Ritter anzuſehen,
Doch Koſak von Herz,
Seh' ich einſt dich von mir gehen,
Winkſt noch heimatwärts . . .
Bleib ich weinend dann im Stübchen
Durch die Nacht allein! . . .
Schlaf, mein Engel, ruhig, Bübchen,
Schlaf, mein Kind, ſchlaf ein!

Dein im Wachen und im Schlummer
Denk' ich früh und ſpät —
Wird kein Troſt mir ſein im Kummer
Als ein fromm Gebet,
Werd' ich denken: wo im Kriege
Mag er jetzt wohl ſein?
Schlaf, noch ſorgles in der Wiege
Liegſt du, Kind ſchlaf ein!

Und ein Heiligenbild erhältſt du
Auf den Weg von mir;
Beteſt du zu Gott, ſo ſtellſt du
Fromm es auf vor dir;
Auch im fremden Land, im Kriege
Denk der Mutter dein . . .
Schlaf, mein Kindchen, ruhig liege,
Schlaf, mein Kind, ſchlaf ein!

Der Gefangene.

Gebt den hellen Tag mir wieder,
Oeffnet meines Kerkers Schloß!
Gebt mir mein schwarzäugig Mädchen,
Und mein schwarzgemähntes Roß!
Werde küssend, voll Verlangen,
Erst die süße Maid umfangen,
Dann auf's wilde Roß mich schmiegen,
Pfeilschnell durch die Steppe fliegen.

Eisern ist die Thür beschlagen,
Hoch des Kerkers Gitterfach —
Ferne weilt sie, der mein Klagen
Gilt, in ihrem Prunkgemach;
Und, des Sattelzeugs entkleidet,
Auf der Flur mein Rappe weidet,
Freut sich, frei umherzuspringen,
Läßt den Schweif im Winde schwingen.

Aber ich, im dumpfen Zimmer
Sitze trostlos und allein
Bei der Lampe mattem Schimmer,
Nackte Wand rings hüllt mich ein.
Durch die Thür nur hör' ich's hallen
Wie gemessner Schritte Schallen —
Draußen macht in später Stunde
Noch der Wächter Nachts die Runde.

Gebet.

In Stunden der Entmuthigung,
Wenn's gar zu trübe geht,
Giebt Troſt mir und Ermuthigung
Ein wunderſüß Gebet.

Sein heilig Wort ſo weihevoll,
So voll von Leben tönt, —
Es fühlt mein Herz ſich reuevoll
Beſeligt und verſöhnt.

Aus meiner Bruſt der Zweifel ſcheu
Wie eine Laſt entweicht —
Ich wein' auf's Neu, ich glaub' auf's Neu,
Mir wird ſo leicht, ſo leicht . . .

Dankbarkeit.

Für Alles, Alles, Vater! dank' ich dir:
Für heiße Thränen, für das Gift des Kuſſes,
Die Qual der Leidenſchaft, des Ueberdruſſes —
Für Alles, was an Glut und Kraft in mir;
Für Lieb' und Haß, die beiden Unglücksſchweſtern,
Der Feinde Rache und der Freunde Läſtern;
Für Hoffnung, Sehnſucht, unerfüllt verflogen,
Für Alles, drum das Leben mich betrogen,
Für jede ſchlechte, jede gute Gabe,
Für jede Freude, jede Täuſchung hier,
Für Alles dank' ich — nur gieb, daß ich dir,
Nicht lange, Vater, mehr zu danken habe!

Es quält mich, es drückt mich.

Es quält mich, es drückt mich, und Keiner iſt, der mich verſteht,
Ich leide und klage vergebens . . .
Und während erfolglos mich ewig Verlangen durchwebt,
Entſchwinden die Jahre, die beſten des Lebens.

Die Liebe? . . ihr flücht'ger Genuß iſt der Mühe nicht werth,
Und ewig zu lieben unmöglich.
Im Herzen wird bald jede Spur des Vergangnen verzehrt,
Und Freude, wie Gram, iſt hier kleinlich und kläglich.

Der Leidenſchaft Toben, ob früh oder ſpäter, entflieht,
Verſtand und Zeit bringt ſie zur Stummheit;
Das Leben iſt, wenn man's bei kaltem Verſtande beſieht,
Eine elende Poſſe, voll Jammer und Dummheit . . .

Ich bin betrübt um Dich.

Ich bin betrübt um dich,
Weil ganz in Liebe dein;
Ich weiß: dein junges Leben,
So blühend und ſo rein,
Wird dem Geflüſter der
Verläumdung nicht entgehn —
Für jeden hellen Tag
Den deine Augen ſehn,
Rächt ſich an dir mit Gram
Und Thränen das Geſchick.
Ich bin betrübt um dich —
Weil ſo vergnügt dein Blick!

O Gott! vor Fliegen uns behüte,
Vor liebescheuen Mädchen, und
Vor allzuzartem Freundschaftsbund —
Vor bösen Zieben mit großem Mund
Und mit romantischem Gemüthe!

Sie liebten sich so zärtlich

Sie liebten sich so zärtlich
Wohl manches liebe Jahr,
Sie litten für einander
Und seufzten immerdar —
Doch mieden sie sich wie Feinde,
An jedem dritten Orte
Kalt waren ihre Mienen,
Kurz waren ihre Worte.
Sie mieden sich und litten
In stolzem Schweigen — kaum
Daß Einem das Bild des Andern
Einmal erschien im Traum.
Da kam der Tod — sie mußten
Sich auch im Tode trennen,
Und konnten in jener Welt
Sich gar nicht wiedererkennen.

Der Fels.

Eine Wolke ließ beim Glanz der Sterne
Nachts an hoher Felsenwand sich nieder,
Als der Morgen anbrach, zog sie wieder
Fröhlich fürbaß in die blaue Ferne.

Doch es blieb die feuchte Spur
Eingefurcht dem alten Felsen;
Einsam schaut er auf die Flur,
Trüb versenkt in tiefes Sinnen,
Und ein Thränenstrom entquillt
Seiner Stirn . . . .

Liebesglück.

Wenn deine Stimme mir
Schmeichelnd und klangvoll tönt,
Hüpft mir das Herz wie
Ein Vöglein im Käfig.

Schaut mich dein Auge an,
Das tiefblau erglühende,
Wie drängt meine Seele
Ihm glühend entgegen!

O welche Seligkeit!
Ich weine vor Freude,
Selig so möcht' ich dich
Drangvoll umschlingen dann.

Einer Jugendfreundin.

(Vor meiner Verbannung in den Kaukasus.

Zum Süden muß ich, von dir scheiden,
In meines Schicksals raschem Flug,
Mit meines müden Herzens Leiden,
Mit meiner Freuden buntem Trug: —
Wirst du auch stets dem fernen Freunde
Ein Schild sein und ein fester Hort,
Vor bösen Zungen seiner Feinde,
Vor der Verläumdung giftgem Wort?

O, sei es!.. Halt in deinem Innern
Die Bilder unsrer Jugend fest,
Daß mich ein seliges Erinnern,
Daß mich die Luft nicht ganz verläßt!
Daß ich in der Verbannung sage:
Es giebt ein Herz, das treu mir blieb
Mein Leiden ehrt und meine Klage,
Aus dem die Welt mich nicht vertrieb!

Wandr' ich in der stillen Nacht alleine,
Durch den Nebel blitzt der Steinweg fern —
Redet Stern zum Stern im hellen Scheine,
Und die Wildniß lauscht dem Wort des Herrn.

Golden schimmernd, hinterm Felsenbange,
Dehnt des Himmels Blau sich endlos weit —
Was ist mir die Brust so schwer, so bange?
Hoff' ich Etwas — thut mir Etwas leid?

Nein! mich lockt nicht mehr der Hoffnung Schimmer,
Und Vergangenes thut mir nicht leid —
Doch ich möchte schlafen gehn auf immer,
Freiheit such' ich und Vergessenheit!

Aber nicht den kalten Schlaf der Truhe,
Nicht die Freiheit, die uns todt begräbt;
Ruhe möcht' ich — doch lebend'ge Ruhe,
Drin noch athmend meine Brust sich hebt.

Unter immergrüner Eichen Fächeln
Möcht' ich ruhen all mein Leben lang —
Vor mir schöner Augen Liebeslächeln,
Und in Schlaf gelullt von Liebesfang.

Einer jungen Georgierin.

O Mädchen, weine nicht ſo viel
Um ihn — die Herzenswunde heile!
Er iſt's nicht werth, der dich zum Spiel
Gekoſt — geliebt aus Langeweile!

Viel ſchöne, junge Männer giebt
Es hier, mit großen, ſchwarzen Augen,
Die mehr als der, den du geliebt, —
Mehr als die Fremden Alle taugen.

Aus fernem, fremden Lande war
Er hergeſchleudert vom Geſchicke —
Ruhm ſucht' er hier und Kriegsgefahr,
Das fand er nicht in deinem Blicke!

Weil dich ſein Gold, ſein Schwur betrog,
Mein Kind, entgingſt du der Gefahr nicht —
Nur deine Küſſe ſchätzt er hoch,
Doch deine Thränen ſchätzt er gar nicht!

Das verwaiſte Blättchen.

Ward einſt ein Blatt von der heimiſchen Eiche geſchlagen,
Ward von dem Sturme zur baumleeren Steppe getragen,
Welkt' es vor Gram und vor Hitze und Kälte geſchwinde,
Trugen es endlich zum Schwarzen Meere die Winde.
Sah es am Meer eine junge Platane aufſteigen,
Säuſelt der Wind durch die Blätter, ſpielt mit den Zweigen,
Wiegten ſich bunt auf den Aeſten auch Vögel und ſangen,
Zu der Meeresprinzeſſin Ruhm ihre Lieder erklangen.
Nahet das wandernde Blättchen dem blühenden Baume,
Flehet um Obdach und Schutz in dem ſchattigen Raume,
Spricht es: »Ich bin das verwaiſte Blatt einer Eiche,
Bin vom Sturme entriſſen der Heimat traubem Bereiche;
Ziellos flog ich umher ſo im endloſen Kummer,
Konnte nicht Obdach finden, nicht Nahrung noch Schlummer.
Bin ſchon verwelkt ganz im rauhen Sturme und Wetter,
Nimm mich auf zu der Zahl deiner ſmaragdenen Blätter!
Will dir's vergelten, erloſeſt du mich meiner Plagen,
Kenne viel Wundergeſchichten, und ſpruchweiſe Sagen . . .«
— »Hebe dich weg!« — ſprach der Baum — »du biſt von den Wettern
Mürbe und welk, gleichſt nicht meinen übrigen Blättern. —
Ob du auch Vieles geſehn: was ſoll ich mit deinem Erzählen!
Muß mich genug mit dem Singſang der Vögel ſchon quälen . . .
Hebe dich weg — bei mir wirſt du umſonſt dich bemühen!
Ich bin der Liebling der Sonne — nur ihr gilt mein Blühen.
Stolz iſt mein Haupt empor zum Himmel gebogen,
Meine Wurzeln waſchen des Meeres dienſtbare Wogen.«

Die Meerespringeſſin.

Der Königsſohn badet den Rappen im Meer,
Klingt es: »O Königsſohn, ſieh auf mich her!«

Das Roß hebt die Augen in funkelnder Glut,
Schwingt ſich in Kreiſen hinweg mit der Flut.

»Willſt du, ſo komm' auf die Nacht zu mir her!
Ich bin die Prinzeſſin!« — ſo klingt's aus dem Meer.

Sieh, da ſchimmert ein Arm hervor aus dem Schaum,
Greift mit der Hand nach dem ſeidenen Zaum.

Sieh, auch ein jugendlich Köpfchen taucht auf,
Haare wie Floſſen, mit Meergras darauf.

Flammen zwei Augen in tiefblauer Glut,
Strahlt wie von Perlen der Hals von der Flut.

Dachte der Königsſohn: »wart', ſchönes Kind!«
Greift mit der Hand nach der Floſſe geſchwind.

War auch das Bitten und Wehklagen groß:
Feſt hielt er, ließ ſeine Beute nicht los —

Schwimmt mit ihr zum Ufer trotz ihrem Geſchrei,
Da ruft er laut ſeine Gefährten herbei:

»Herbei, Ihr Geſellen! kommt alleſammt her:
Seht, was ich gefangen im blauen Meer!«

»Kommt! warum bleibt Ihr ſo bange dort ſtehn!
Habt Ihr wohl je ſolche Schöne geſehn?«

Sah ſich, ſo redend, der Königsſohn um,
Starr ward der Blick, und die Zunge ward ſtumm:

Sah, wie das Wunder des Meeres ſich wand
Mit grünlichem Schweife auf goldenem Sand.

Sah, wie der Schweif matt ſich ringelt und ſtreckt,
Ganz wie bei Schlangen mit Schuppen bedeckt.

Von perlendem Schaume die Stirn überfloß,
Trübe das Aug', wie zum Tode, ſich ſchloß.

Seltſam Gemurmel und Klagen — die Hand
Wühlet und ſcharrt in dem goldenen Sand.

Fort eilt der Königsſohn, finſter, allein,
Eingedenk wird er des Meerkindes ſein!

Im Frühling, wenn das Eis zerſchellt,
Und, wo der Schnee die Erde bleicht,
Schon ſtreckenweiſe auf dem Feld
Sich nackte, ſchwarze Erde zeigt,
Und Wolken in der Luft ſich wiegen,
Verdunkelnd auf den Feldern liegen:
Schleicht in die unruhvolle Bruſt
Sich oft ein trübes Sinnen ein —
Ich ſeh', in neuer Jugendluſt
Erblüht die Welt, — doch ſie allein!
Nur Einmal blühen uns die Wangen,
Dann altern welkend unſre Glieder,
Und das Vergangne bleibt vergangen!
Doch, flieg' ein Engel zu mir nieder,
Und ſpräche tröſtend: laß dein Grämen,
Ich gebe dir die Jugend wieder! —
Ich möchte ſie nicht wiedernehmen,
Erhielt ich mit der Jugend Glück
Auch meiner Jugend Leid zurück!

Der Prophet. [5])

Seit mir vom ewigen Geſchick
Gegeben ward prophetiſch Weſen,
Konnt' ich in jedem Menſchenblick
Das Laſter und die Bosheit leſen

Durch That und Wort der Tugend dann
Wollt' ich die Welt vom Bösen reinigen,
Doch meine Nächsten huben an
Zu zürnen mir und nach zu steinigen.

Ich streute Asche auf mein Haupt,
Entfloh den Städten weit, und hüßte, —
Jetzt leb' ich, alles Guts beraubt,
Gleichwie ein Vogel in der Wüste.

Mir, nach des Ew'gen Rathschluß, dort
Beugt sich die Kreatur der Erde —
Die Sterne horchen meinem Wort
Mit freudestrahlender Geberde.

Doch wenn ich jetzt noch dann und wann
Zur Vaterstadt die Schritte richte,
So hebt der Greis zum Kinde an,
Mit selbstzufriedenem Gesichte:

»Seht: Euch ein Beispiel sei der Thor!
Wie stolz er that mit seiner Kunde,
Und thöricht spiegelt' er uns vor,
Es rede Gott aus seinem Munde!

Seht seine hagere Gestalt,
Sein Antlitz, ganz entstellt von Leiden,
Seht Kinder, wie jetzt Jung und Alt
Ihn voll Verachtung scheun und meiden!«

Das Stelldichein.*)

I.

Schon hinterm Berg, dem blühenden,
Das Abendroth verschwand,
Den Quell nur noch, den glühenden,
Sieht man am Bergesrand;
Und Wohlgerüche steigen rings
Aus Tiflis' Gartenpracht;
Es liegt die Stadt in Schweigen rings,
In Rauch gehüllt und Nacht.
In bösen Träumen winden sich
Die Menschen voller Pein,
Und gute Engel finden sich
Bei guten Kindern ein.

II.

Hoch, wo die alte mächtige
Bergveste drohend steht,
Und über mir die prächtige
Platane Kühlung weht, —
Lieg' ich allein und wiege mich
In Liebesträume ein —
O komm, mein Kind, umschmiege mich,
O komm, ich bin allein!
Ein Stelldichein, ein minniges,
Sagt'st du mir gestern zu:
Dein wart' ich, du herzinniges,
Geliebtes Mädchen du!

III.

Die Brückenlichter funkeln klein
Vom Strome bleich und matt,
Und Thürme stehn in dunkeln Reihn,
Wie Wächter, in der Stadt.
Klar durch das nächtge Grauen geht
Mein Aug', wie eine Schaar
Schneeweißverhüllter Frauen zieht
Vom Bade Paar und Paar.
Ich seh' sie langsam feierlich
Entlang die Straße gehn,
Doch kann ich durch den Schleier dich,
Mein Mädchen, nicht ersehn!

IV.

Dort fern kann ich im Dunkeln sehn
Dein Haus mit plattem Dach,
Draus auch den Lichtschein funkeln sehn
Im Strome, matt und schwach —
Im Epheu grünt's, im rankenden,
Von Oben bis zum Fuß,
Und badet sich im schwankenden
Gewog des Kyrosfluß.
Ich seh' bei deinem Zimmer dicht
Die hohe Pappel stehn,
Doch kann ich gar den Schimmer nicht
Von deinem Lämpchen sehn!

V.

Ich zerre in Verdrossenheit
Am Teppich, drauf ich ruh',
Mein Aug' in Unentschlossenheit
Schweift wartend ab und zu:
Späht nach dem schönen Kinde fern,
Mein Herz wird trüb und schwer . . .
Da blasen kalte Winde fern
Aus Osten feucht einher.
Das Schneegebirg steckt Zahnen aus
Von weißen Nebeln dort —
Hier ziehen Karawanen aus
Der Stadt, nach fernem Ort . . .

VI.

Dort! feuchtet nicht die Wange mehr,
Schmachvolle Thränen, fort!
Nicht lange, glatte Schlange, mehr
Täuscht mich dein falsches Wort!
Der klirrend von der Brücke ritt,
Der stürmische Tatar,
Zu dir, zu meinem Glücke ritt —
Jetzt wird mir Alles klar!
Solch stattliche Geberde hat
Auch sicher goldnen Kern,
Und schöne Perserpferde hat
Dein Vater gar zu gern!

VII.

Die lange Flinte hänge ich
Auf mich und eile fort,
Wo steil in Felsenenge sich
Der Pfad hinabzieht dort —
Wo ich ihn sicher reichen kann
Mit meinem guten Rohr,
Wo er mir nicht entweichen kann,
Tritt er vom Haus hervor.
Umsonst in mir bewegt es sich
So wild — ich seh' ihn nicht,
Und müde ... horch! da regt es sich ...
Du bist es, Bösewicht! ...

Lermontoff's Klagegesang

am Grabe Alexander Puschkin's.[7])

(Beim Tode des Dichters, 1837.)

Mein Zar! ich werfe mich vor Deine Füße,
Um Rache fleh' ich, Rache für den Dichter —
Gieb, daß der Mörder sein Verbrechen büße,
Erhöre mich, sei ein gerechter Richter!
Räche den Dichter, straf' die Schlechtigkeit,
Schleudre den Blitz aus Deiner Zorneswolke,
Ein ewig leuchtend Denkmal allem Volke
Von Deiner sühnenden Gerechtigkeit!

Der Dichter wollte seine Ehre rächen,
Die er durch giftges Wort verletzt geglaubt,
Da traf ihn selbst das Blei, sein Herz zu brechen,
Zu beugen sein gewaltig Haupt,
Das zeugende, gedankenschwere.
O, warum mußt' auch er ein Sklav der Ehre,
Der Weise mit den Thoren sein!
Es spritzt' ihr Gift auf ihn die fremde Schlange,
Nun klagt ein Volk ob seinem Untergange,
Er starb, wie er gelebt — allein . . .

Er starb, noch in der Blüthe seines Lebens, —
Laßt um den Todten Euer Klaggeschrei:
Das Loben, Tadeln, Weinen ist vergebens,
Er hört es nicht, — es ist mit ihm vorbei!

Und ob er recht gethan, ob er gefehlt,
Daß er der falschen Schattenehre Bahn,
Die jedem hohlen Gecken aufgethan,
Zur Sühne der Verläumdung sich erwählt:
Das Schicksal hat die Rechnung abgeschlossen,
Des Dichters Herzblut ist dafür vergossen!

Man griff ihn an wo er am weichsten war,
Griff ihn bei seines Weibes Liebe an
Und machte ihn zu ihrer Ehre Richter. —
Er starb wie er gelebt — ein Mann.
Arm ward das Volk wo es am reichsten war:
Man nahm ihm seinen größten Dichter!

Und manche jetzt frohlocken, daß er fiel,
Und rühmen gar den Mörder, der sein Ziel
So gut getroffen, und im kalten Muthe,
Fest, ohne Zittern, that den Mörderschuß,
Der unser Land geröthet mit dem Blute
Des liederreichen Genius . . .

Ein leeres Herz schlägt stets in gleichen Schlägen;
Was sollte auch des Mörders Herz bewegen?
Ein Abenteurer kam er aus der Ferne,
Er nahm kein Herz mit sich, ließ keins zurück —
Rang sucht' er bei uns, Titel, Ordenssterne,
Denn unverständlich war ihm andres Glück.
Er fand was er gesucht in unsrer Mitte,
Er fand bei uns ein zweites Vaterland —
Sein Dank war: daß er sonst auf jedem Schritte
Was ihm begegnete, verächtlich fand.
Fremd blieb er unsrer Sprache, unsrer Sitte,
Das Volk war ihm ein Gegenstand des Hohnes,
Er suchte keine Gunst als die des Thrones.

Der für die eigne Heimat ohne Herz
Und Liebe, ward nicht anders anderwärts.
Ihm war das Freundesdach kein Heiligthum;
Er mochte zu der Unschuld Thränen lachen,
Des Gatten Herz in Eifersucht entfachen:
Kalt mocht' er auch mit frechen Händen
Ein reiches Dichterleben enden,
Das seines Volkes Stolz und Ruhm.

Weh', daß der Sänger dieser Schlange traute.
Die ihn aus seinem Paradies vertrieb —
Daß er den Teufel nicht durchschaute,
Dem er sich arglos selbst verschrieb!

Er, dem im Leben Keiner mochte gleichen,
Liegt kalt nun, eine Leiche unter Leichen.
Der in so lebenswahren Zügen
Des Menschenherzens Tiefen uns gezeigt,
Wie mochte ihn ein schlechter Geck betrügen,
Dem er vertrauensvoll die Hand gereicht!

Durft' er doch frühe schon den Lorbeerkranz
Nicht von der Dornenkrone trennen,
Und lernte mit der falschen Ehre Glanz
Die ganze Hohlheit dieser Ehre kennen . . .
Was brauchte er sich um die Welt zu kümmern,
Ob sie auch tausendfach ihn angeklagt!
Nun liegt ein Tempel des Gesangs in Trümmern,
Blos weil ein giftger Wurm daran genagt!
Verstummt sind unsers Dichters hohe Lieder,
Und wie er sang, singt nach ihm Keiner wieder.

Mein Zar! ich werfe mich vor Deine Füße,
Um Rache fleh' ich, Rache für den Dichter,

Sieh, daß der Mörder sein Verbrechen büße,
Erhöre mich, sei ein gerechter Richter!

Straf' das Verbrechen, halt' ein streng Gericht,
Dein starker Fuß: die Schlangenbrut zertret' er,
Damit nachwachsende Geschlechter nicht
Wehklagen ob der Frigkeit ihrer Väter —
Und nicht, die unser Heiligstes verletzen,
Sich bergen hinter schützenden Gesetzen!

Leicht mag die Katze eine Nachtigall
Zerfleischen mit der schleichend-scharfen Tatze,
Doch ihrer Stimme wonnevollen Schall
Ersetzt uns nicht das glatte Fell der Katze!

Was kümmert uns das Truggesetz der Ehre,
Was uns der fremden Abenteurer Muth?
Leicht machten sie des Dichters Herzblut fließen,
Doch unausfüllbar bleibt uns diese Leere,
Kein andres Blut ersetzt uns dieses Blut,
Und keine Kunst mag diese Wunde schließen . . .

Es lebt ein ewiger, gerechter Richter,
Der wird, wenn wir die Missethat nicht rächen,
Auf unser Flehn in seinem Zorne sprechen:
Versiegen soll die Quelle Eurer Lieder!
Ihr wußtet nicht zu ehren Euren Dichter,
Zum zweiten Mal send' ich Euch keinen wieder!

Der Streit.

War im Kaukasus ein Streiten,
Daß es weithin scholl —
Der Kasbek und Schatt*) entzweiten
Sich in lautem Groll.

Zum Kasbeke hub der graue
Schattberg warnend an:
„Machte nicht umsonst der schlaue
Mensch dich unterthan!

Rauch'ge Hütten wird er gründen
An der Berge Hang,
Bald in deinen tiefen Schlünden
Schallt des Beiles Klang.

Und die Eisenschaufel schwingend,
In die Brust von Stein
Haut er, Erz und Gold erringend,
Seinen Schreckpfad ein.

Karawanen überwogen
Deine Höhen schon,
Wo nur luftge Wolken zogen,
Wo des Adlers Thron.

*) Schatt: — Elborus.

Raaß du jetzt auch stolz und prächtig,
Bald wird schwer dein Stand,
Hüte dich! die volkreich, mächtig
Treibt das Morgenland!«

— Donner drohn mir nicht Gefahren!
Nahm Kasbek das Wort —
Tief, schon seit achthundert Jahren,
Schläft die Menschheit dort!

Schau: im Schatten seiner Haine
Der Grusin sich streckt,
Daß der Schaum vom süßen Weine
Sein Gewand beleckt.

Wo zum perlenden Kalljane
Hoch der Springquell schäumt,
Auf dem schwellenden Diwane
Träg der Perser träumt.

Hoch von Zions Bergesmauern
Bis zum Meeresstrand,
Dehnt, von Gott verbrannt, in Trauern
Sich ein todtes Land.

Weiter rollt der Nil, der gelbe,
Ewig schattenleer,
Um der Kön'ge Grabgewölbe
Glüh'nde Stufen her.

Und der Beduin, vom Jagen
Müd, im Zelte ruht,
Singt ein Lied aus alten Tagen,
Schaut der Sterne Glut.

Ringsum, zur Linken und zur Rechten,
Liegt es müd und todt —
Von des Morgenlandes Mächten
Droht mir keine Noth! —

»Preis' zu frühe dein Geschick nicht,
Nahm der Schatt das Wort;
Trübt der Osten deinen Blick nicht:
Schaue hin zum Nord!«

Still ist bei dem Wort geworden,
Trübe wird von Zinn
Der Kasbek, — zum fernen Norden
Starrt er schweigend hin;

Starrt in ahnungsbanger Regung,
Starret stumm und lang,
Sieht dort seltsame Bewegung,
Hört Geräusch und Klang:

Von der Donau bis zum Ural
Blitzt es, wogt's einher,
Ueberzieht es Feld und Flur all
Wie ein Völkermeer.

Dränat es bunt aus Staub und Qualme
Sich hervor ans Licht,
Schwanken weiß, wie Steppenhalme,
Federbüsche dicht.

Hinter stürmischen Ulanen
Schaaren Fußvolk ziehn,
Glimmen Lunten, flattern Fahnen,
Rasseln Batterien.

Kriegerische Bataillone
Nahn in dichten Reihn,
Zu dem Knarren der Kanone
Fällt die Trommel ein.

Und ein sturmerprobter Streiter
Führt das Heer ins Feld;
Zürnend mit den Augen dräut der
Greise Kriegsheld.

Massenhaft sich stets ernennend
Zieht's gewitterschwer,
Wie ein Bergstrom lärmend, dräuend
Nach dem Osten her.

Der Kasbek, den Heerbann zählen,
Der unzählbar war,
Wollt' er: — länger nicht verhehlen
Konnt' er die Gefahr.

Sah noch einmal bang, voll Grauen
Seine Berge an,
Zog die Mütze auf die Brauen,
Und schwieg ewig dann.

Sehnsucht.

Mürbe welken meine Glieder
In der feuchten Kerkergruft,
Gebt mein treues Roß mir wieder,
Gebt mir freie, frische Luft!
Mit dem Rosse will ich traben
Ueber Flur und Felsenrück,
Springen über Schlucht und Graben. —
Freiheit, Freiheit will ich haben,
Und ich schenk' euch euer Glück!

Bald, im Traum, frei auf den Wellen
Wieg' ich mich im leichten Boot,
Ueber mir die Segel schwellen,
Unter mir die Tiefe droht;
Welch ein herzerbebend Fühlen,
Frei zu schwimmen durch die Flut,
Wenn im Meer die Stürme wühlen,
Meine heiße Stirne kühlen,
Und des Herzens wilde Glut!

Bald, im Traum, im hohen Schlosse
Wohn' ich schattenkühl im Wald,
Rings von blumigem Gesprosse
Wogt es, blüht es mannigfalt,
In den weißen Marmorhallen
Perlt der Springquell silberrein —
Seh ihn träumend steigen, fallen,
Und sein Plätschern, Murmeln, Schallen,
Weckt mich auf und wiegt mich ein

Laßt mich leben, statt zu träumen,
Streift die Fesseln von mir ab,
Laßt die Zeit mich nicht versäumen
Die mir Gott zur Arbeit gab.
Stark fühl' ich's in mir sich regen,
Doch der Schmerz der Fessel droht
Mir bei jeglichem Bewegen,
Und zum Fluch wird mir der Segen,
Und das Leben mir zum Tod!

Mürbe welken meine Glieder
In der feuchten Kerkergruft,
Gebt mein treues Roß mir wieder,
Gebt mir freie, frische Luft!
Mit dem Rosse will ich traben
Ueber Flur und Felsenrück,
Springen über Schlucht und Graben —
Freiheit, Freiheit will ich haben,
Und ich schenk' euch euer Glück!

Denkst du des Tags noch, wo wir beiden
In später Stunde mußten scheiden?
Der Nachtschuß krachte über's Meer,
Wir drückten schweigend uns die Hände,
Der schöne Tag ging trüb zu Ende,
Und Nebel zogen feucht einher.
Und wie der Schuß fiel, war's als riefe
Ein Echo aus des Meeres Tiefe.

Jetzt wandl' ich oft am Meere einſam,
Und wenn ein Schuß vom Schiffe kracht,
Denk' ich in Schmerz, wie wir gemeinſam
Gewandelt in der Abſchiedsnacht;
Und hör' ich des Geſchützes Knallen
Dumpf aus dem Meere wiederhallen:
So iſt es immer mir als riefe
Der Tod mich in die dunkle Tiefe.

Der Dolch.

Ich lieb es, deinen kalten Glanz zu ſehn,
Mein Dolch, mein Kampfgenoß, mein treuer Diener!
Zum wilden Kampfe ſchuf dich der Tſchetſchen,
Dich ſchmiedete zur Rache der Gruſiner!

Es ſchenkte eine Lilienhand dich mir,
Als mich ihr Arm zum Letztenmal umſchloſſen,
Und — ſtatt des Bluts — zum Erſtenmal auf dir
Um mich geweinte Thränenperlen floſſen.

Ihr ſchwarzes Auge in der Schmerzensflut
Bald trüb ſich ſchloß, bald blendend funkelte:
Gleichwie dein Eiſen bei des Feuers Glut
Bald Blitze warf, bald ſich verdunkelte.

Zum Pfande treuer Liebe weihte mir
Ihr Auge dich, das thränenfeucht verklärte:
Drum liebend ewig treu ſein will ich ihr,
Ja, feſt wie du, mein eiſerner Gefährte!

Das Schiff.

Einſam auf blauer Waſſerwüſte
Ein ſegelweißes Schiff ſich wiegt,
Was trieb es fort von heim'ſcher Küſte,
Daß es zu fremden Landen fliegt?

Ihm ſchnaubt die Flut, der Sturm entgegen,
Bald kracht es vorwärts, bald zurück —
Es ſucht kein Glück auf fremden Wegen,
Ließ in der Heimat auch kein Glück.

Die Waſſer unter ihm ſich thürmen,
Durch Wolken ſieht die Sonne zu,
Es läßt ſich ſchaukeln von den Stürmen,
Als fänd' es in den Stürmen Ruh.

Mein Vaterland.

Wohl hab' ich Liebe für mein Vaterland,
Doch Liebe eigner Art, die zu bemeiſtern
Nicht mehr vermag der prüfende Verſtand.
Für Barbarei kann ich mich nicht begeiſtern,
Nicht in der Jetztzeit, nicht im Alterthum.
Ich liebe nicht den bluterkauften Ruhm.
Ich liebe nicht die ſtolze Zuverſicht
Die ſich auf Bajonette ſtützt — auch nicht
Den Heilgenſchein des Ruhms aus alten Tagen,
Davon die Lieder melden und die Sagen.

Doch ſeh' ich gern, — weiß ſelbſt nicht recht warum —
Der endlos wüſten Steppen kaltes Schweigen,
Wenn welk die Halme ſich zur Erde neigen
Und nichts erſchallt als Zwitſchern und Geſumm.
Gern hör' ich auch der Wälder nächtig Rauſchen,
Mag gern dem Wellgetös der Ströme lauſchen,
Wenn ſie im Frühling eisesfrei umher
Die Lande überſchwemmen wie ein Meer.

Ich lieb' es auch, durch Dorf und Feld zu jagen,
Den Weg zu ſuchen durch das nächt'ge Dunkel,
Wo Keiner Antwort giebt auf meine Fragen
Als ferner Hütten zitterndes Gefunkel.
Den Stoppelbrand der Felder ſeh' ich gerne,
Die weißen Birken an der Flüſſe Borden,
Die Karawanenzüge aus der Ferne
Der wandernden Nomadenhorden.

Mit einer Freude die nicht Alle kennen,
Seh' ich im Herbſt die korngefüllten Tennen,
Das Bauernhaus mit ſtrohbedecktem Dache,
Geſchnitzten Läden vor dem Fenſterfache.
Und Sonntags gern in träumeriſcher Ruh
Seh' ich dem Lärm betrunkner Bauern zu,
Wenn ſtampfend ſie im Tanz die Schritte meſſen,
In Luſt und Lärm der Woche Qual vergeſſen.

Duma.

(Betrachtung.)

In Trauern blick' ich hin auf das Geschlecht von heute,
Wie es die künstlich-frühe Reife büßt,
Früh schon des Zweifels, der Erkenntniß Beute,
In eine Zukunft schaut, die dunkel oder wüst.
Zum Guten wie zum Bösen sind wir träg',
Altkluge Kinder mit des Alters Schwächen,
Kaum aus der Wiege, haben wir schon viel
Von unsrer Väter Weisheit und Gebrechen,
Ermüdet uns das Leben wie ein Weg,
Der endlos-eben fortläuft ohne Ziel —
Ermüdet uns gleich einem fremden Feste,
Dem wir zuschauen, theilnahmslose Gäste:
Wir wollen fremdgereifte Früchte pflücken,
Und ohne Kampf soll uns der Sieg beglücken.

Wir selbst sind gleich der Frucht, die ungereift
Vor ihrer Zeit vom Baume abgestreift,
Und fallend zwischen Blumen hängen bleibt,
Nicht den Geschmack erfreuend, nicht den Blick —
Und kommt die Zeit wo Alles blüht und treibt,
Trifft sie nur der Verwesung früh Geschick.

Verdorrt ist unser Geist von unfruchtbarer Kenntniß,
Feig übertäuben wir in trauriger Verblendniß
Was laut zum Bessern mahnend in uns spricht.
Wo es das Gute gilt, sind wir am trägsten,
Wir haben Heuchlerlarven für den Nächsten,
Und für uns selbst den Muth der Wahrheit nicht!

Wir haben nicht die Kraft der Leidenſchaft,
Und auch nicht der Entſagung Willenskraft.
Feig fürchten wir die Menſchen mehr als Gott,
Und weniger die Sünde, als den Spott.

Kaum nippten wir am Becher des Genuſſes,
Und ſchon iſt unſre junge Kraft verflogen,
Wir haben aller Luſt, aus Furcht des Ueberdruſſes,
Für immer ſchon den beſten Saft entſogen.

Kalt, ungerührt läßt uns das wahrhaft Schöne,
Der Dichtung Träume und der Kunſt Geſtalten,
Und des Geſanges weihevolle Töne
Sind für uns nicht ein Quell der Seligkeit.
Wir ſuchen ängſtlich in uns feſtzuhalten
Die Reſte des Gefühls vergangner Zeit.

Das Gute keimt in unſrer Bruſt vergebens,
Früh ſtreift ſich von uns ab der Blütenſtaub des Lebens;
Wir bergen unſre Gaben nutzlos, ſtill,
Und lieben, haſſen, wie's der Zufall will.
Kalt bleibt die Seele, das Gemüth,
Derweil das Blut in unſern Adern glüht.

Wir lächeln ob der Väter derber Luſt,
Sehn ſpöttelnd in die alte Zeit zurück,
Derweil wir ſelbſt uns keines Ziels bewußt,
Zum Grabe eilen ohne Ruhm und Glück.

So leben, ſterben wir, geräuſchlos, unbewundert,
Und ſpurlos durch die Welt eilt unſer Fuß,
Kein zeugender Gedanke bleibt von uns dem Jahrhundert,
Kein Denkmal eines Genius.

Und unſer Staub wird von der Nachwelt einſt geſchändet
Durch Epitaphe voll gerechten Hohnes,
Der Zornes-Ausdruck des betrognen Sohnes,
Daß ihm der Vater alles Gut verſchwendet.

An A. O. Smirnoff.

Fern habe ich dir immer viel zu ſagen,
Bin ich bei dir, möcht' ich dich immer hören —
Dein ernſtes Schweigen kann ich nicht ertragen,
Und wag' es ſchweigend doch auch nicht zu ſtören.

Was ſoll ich thun? nie wird dein kluges Ohr
Sich meinem ungeſchulten Wort bequemen —
Es käme wirklich mir zum Lachen vor,
Müßt' ich mich nicht darüber ſchämen!

Ein Teſtament.

Ich wollte leben in der Welt,
Bruder, mit dir allein,
Doch wird noch — ſagt man — in der Welt
Nur kurz mein Leben ſein!
Treibt bald nach Haus dich dein Geſchick,
Liegt ſchon mein Leib in Trümmern,
So ſieh ... doch glaub' ich, *mein* Geſchick
Wird Wenige bekümmern.

Wenn aber Jemand — wer's auch ſei! —
Verlangt nach meiner Kunde,

Sag' ihm, mich traf ein tödtlich Blei,
Daß an der schweren Wunde
Ich starb für meinen Zaren,
Was sehr den Tod versüße, —
Daß schlecht die Aerzte waren,
Und ich die Heimat grüße.

Die Eltern sind wohl lange schon
In's feuchte Grab gesenkt,
In Reue fühlt der ferne Sohn
Wie oft er sie gekränkt;
Doch triffst du sie im Leben gar
Noch an auf deinem Wege,
So sprich: wohl oft zum Schreiben war
Der ferne Sohn zu träge.

Bald war er träg', bald mußt' er auch
Hinweg mit den Standarten —
Es war beim Heere niemals Brauch
Auf euren Sohn zu warten —
Doch hat er oft wohl in der Schlacht,
Im Kampfgewühl und Feuer,
Der fernen Eltern treu gedacht,
Er hielt sie lieb und theuer!

Sie hatten eine Nachbarin,
Du denkst wohl ihrer noch —
Und kommt's ihr auch nicht in den Sinn
Nach mir zu fragen — doch
Sag' Alles was du weißt von mir,
Gesteh' ihr's frei und ehrlich —
Entlockt es auch viel Thränen ihr . . .
Es ist nicht sehr gefährlich!

Der Gräfin Rastoptschin.

Ich glaube, Freundin, daß wir Beiden
Sind unter Einem Stern geboren —
Geplagt hat uns dasselbe Leiden,
Dasselbe Träumen uns verloren! . . .
Ich konnte meine Glut nicht dämpfen,
Ward früh dem edlen Ziel entrückt,
Vergaß in unfruchtbaren Kämpfen
Was in der Jugend mich entzückt.
In ew'ger Trennung banger Ahnung
Fürcht' ich, das Herz mir zu befrein,
Fürcht' ich, der trügerischen Mahnung
Des Wiedersehns mein Ohr zu leihn.

So läßt der Zufall wohl zwei Wellen
Im Südwind eine bei der andern
Hinab zum fernen Meere wandern —
Da plötzlich in dem Lauf, dem schnellen,
Streckt sich dem Wellenpaar entgegen
Ein Stein, es trennend auf den Wegen . . .
Und sie, die beide lang gemeinsam
Gewandelt, tragen trüb und einsam
Zum Ufer jetzt ihr kaltes Leid,
Verschwimmen in dem Flutgetriebe
Jetzt ohne Mitleid, ohne Liebe,
Mit ihrer ew'gen Zärtlichkeit,
Mit ihrem Murmeln, ihrem Schäumen,
Und ihres Lebens bunten Träumen.

Ruſſalka.

(Die Waſſermaid.)

Die Waſſermaid ſchwamm auf der tiefblauen Flut
In des Vollmonds ſilberner Glut;
Und es flattert ihr Haar und ſie ſchwingt ſich im Tanz
Daß es ſchimmert in ſchneeigem Glanz.

Und es krümmt ſich der Strom und er bäumt ſich und ſchwillt,
Drin erzittert der Wolken Gebild.
Da ſang die Ruſſalka — es ſcholl ihr Geſang
Das Geſtade, das ſteile, entlang.

Und ſang die Ruſſalka: »auf dämmerndem Grund
Da fühlt ſich mein Herz ſo geſund;
Von goldenen Fiſchlein dort wogt's überall,
Dort ſind Städte von eitel Kryſtall.

Auf ſchwellendem Kiſſen dort ſchlummert im Sand
Ein Krieger aus wildfremdem Land,
Dort ſchläft er, den neidiſchen Wellen zum Raub,
Darüber prangt ſchattiges Laub.

Wir küſſen ihn oft und wir löſen zur Nacht
Des ſeidenen Lockenhaars Pracht.
Wir umſchlingen ihn wild in der Mittagsglut,
Doch kalt iſt des Schlummernden Blut.

Und wie wir ihn küſſen, kalt bleibt er und ſtumm,
Nichts rührt ihn, ich weiß nicht warum —
Er athmet nicht, drück' ich ihn warm an die Bruſt,
Ihn weckt keine liebende Luſt.«

So ſcholl der Geſang der Waſſermaid bang
Die Ufer, die ſteilen, entlang;
Und es krümmt ſich der Strom und wogt und ſchwillt,
Drin zittert der Wolken Bild.

Journalist, Leser und Dichter.

Les poëtes ressemblent aux ours, qui se nourrissent en suçant leur patte.
Diédit.

Zimmer des Dichters mit herabgelassenen Fenstervorhängen. Er sitzt in einem großen Lehnstuhl am Kamin. Den Rücken an den Kamin gelehnt steht vor dem Dichter der Leser mit einer Cigarre in der Hand. Der Journalist tritt ein.

Journalist.

Es freut mich sehr Sie krank zu sehen:
Im Lärm der Welt, im Staub des Lebens
Bestrebt der Dichter sich vergebens
Den gottgebahnten Weg zu gehen.
Schnell wechseln hier dem hast'gen Wandrer
Eindrücke, Bilder mannigfalt —
Er wird der Laune Opfer bald,
Ein Opfer bald der Meinung And'rer.
Er kann in Sorge und in Eile
An Allem nur vorüberstreifen,
Wie mag in ihm, der Kunst zum Heile,
Da eine ächte Schöpfung reifen?
Drum soll er es dem Himmel danken,
Wird er bestraft durch die Verbannung,
Oder begnadigt zum Gefängniß,
Oder läßt ihn der Herr erkranken.
Das Unglück treibt ihn zur Ermannung,
Zum Segen wird ihm die Bedrängniß,
Und neuer Stoff blüht den Gedanken.

In Liedern tönt sich aus sein Kummer,
Es tritt durch Leiden an den Tag
Was sonst vielleicht in ew'gem Schlummer
In seines Herzens Tiefe lag.
Der Dichter gar verliebt sich häufig
In seinen eignen Schmerz und Gram,
Wenn — was er tief gefühlt — geläufig
In Reim und Vers zu Tage kam.
Zur Perle sich krystallisirt
In schöner Fassung des Gedichts
Die Thräne, die sein Gram gebiert,
Und Freude blüht ihm aus dem Leid —
Was haben Sie in letzter Zeit
Für mein Journal geschrieben?

Dichter.

Nichts!

Journalist.

Unmöglich!

Dichter.

Nun, was sollt' ich schreiben?
Es ist der Osten wie der Süden
Besungen längst nach jeder Richtung —
Da kann mein Kiel in Ruhe bleiben.
Man schwärmt jetzt für die Lebensmüden,
Im Leben selbst wie in der Dichtung.
Die Dichter schmäh'n den großen Haufen,
Und rühmen die gewählten Kreise;
Die Wahrheit will man nicht mehr kaufen,
Und wer sie sagt — der sagt sie leise.
Mit hohlen Ruhmesphrasen prahlt man,
Macht Zuckerwaare für den Theetisch,
Schwindsüchtige Gestalten malt man,
Denn Mark und Blut ist nicht poetisch.

Ein Jüngling, der nichts nutz auf Erden,
Beginnt sich lyrisch zu verdimmeln,
Der Liebsten Tugend und Geberden
In süßen Reimen abzubimmeln.
Man staunt, bewundert sein Talent,
Doch ach! bald hat es ausgeflennt,
Und früh beginnt es zu verschimmeln . . .
Für die Gesellschaft taug' ich nicht,
Denn and'rer Art ist mein Gedicht.

Leser.

Verehrter, seien Sie nicht stutzig
Wenn ich ein Wort der Wahrheit sage,
Es gilt mein Wort für viele Leute —
Gar oft schon macht' ich mir wie heute
Die Hand an Ihrem Blatte schmutzig,
Und sehr gerecht ist meine Klage:
Wer nimmt zum Druck für ein Journal
So graues Löschpapier wie Sie?
Druckfehler wimmeln ohne Zahl
Darin — und nun die Poesie:
Welch leeres Zeug kommt da hinein!
Schlecht von Gehalt und von Gestalt,
Das macht nicht warm und macht nicht kalt,
Man schläft bei jeder Seite ein.
Und gar die Prosa: Uebersetzung
Modernen, fremden Unverstandes,
Oder Verhöhnung, Unterschätzung
Der Sitten unsres Heimatlandes.
Denn wo man hier von angestammten
Gebräuchen dichtet und erzählt,
Wird alles Gute stets verhehlt,
Wird Moskau, werden die Beamten
Zum Ziele nur des Spott's erwählt.

Man sucht den Witz in frechem Hohn,
Zeigt solchen Witz in jedem Satze,
Malt, ohne Ansehn der Person,
Jedwedes heim'sche Bild als Fratze.
Und, malte man in wahren Zügen,
Und schriebe Wahrheit statt der Lügen:
Es wäre doch nicht stets am Platze!
Jetzt sieht der Dichter und Erzähler
In uns nur Laster, Schlacken, Fehler!
Mag man auch streng sein im Gerichte,
Nur muß man hübsch die Augen schärfen,
Des Trugs und Luges sich entwinden,
Die fremde Maske von sich werfen,
So wird zum Sinne im Gedichte
Sich auch der rechte Ausdruck finden . . .

Journalist.

Ich sehe mit demselben Blick
Wie Sie auf unser Dichtungswesen —
Belieben Sie nur die Kritik
In meinem letzten Blatt zu lesen!

Leser.

Ich kenne sie. Es ist den Leuten
Da auch kein reiner Wein geschenkt,
Man hört die Glocke darin läuten,
Und sieht den Thurm nicht wo sie hängt.
Sie tadeln hier die falsche Wendung,
Und dort die mangelhafte Endung
Die sich gestattet der Poet;
Sie machen halbverschämte Witze,
Erkünstelte Gedankenblitze,
Feinheiten die kein Mensch versteht —
Doch von der Dichtung Kern und Wesen

Iſt hier mit keinem Wort zu leſen.
Und — mit Erlaubniß, meine Herrn,
Sei es geſagt! — ſo ſind Sie Alle!
Der glatten Schale fehlt der Kern,
Es fehlt der Dinte ſelbſt die Galle.

Journaliſt.

Ich fühle ganz wie wahr Sie reden,
Doch etwas muß ich mich vertheid'gen!
Nicht Jegliches paßt ſich für Jeden,
Und gar zu leicht kann man beleid'gen,
Sagt man die Wahrheit nicht ganz leiſe
Bedenken Sie nur unſre Lage!
Gar zu verſchieden ſind die Kreiſe
Der Leſer — das iſt eine Plage
Es immer Jedem recht zu machen!
Mehr als der Starken ſind die Schwachen,
Mehr als der Weiſen ſind die Thoren —
Was einem Langohr wohlgefällt
Beleidigt gleichwohl fein're Ohren.
Stets wird verſchieden in der Welt
Geſchmack, Verſtand und Bildung ſein, —
Doch gleichen Werthes iſt das Geld,
Und wer das Blatt bezahlt und hält
Spricht gleichen Rechtes mit darein!
Von rechts und links wird man befehdet,
Die Dummheit ſtets am laut'ſten redet,
Weil in des Leſerkreiſes Heerzahl
Die Dummen immer in der Mehrzahl
Da kommt die Klugheit in's Gedränge,
Muß Rückſicht nehmen auf die Menge.
Und, iſt denn unſer Bücherweſen
Beſſer als die Journale heute?

Man schreibt nur für den großen Haufen,
Man liest das Machwerk um zu lesen,
Und doch sieht man auch kluge Leute
Sich solche schlechten Bücher kaufen!
Denn wo ein Buch — was es auch sei! —
Des Ungeschmacks Paradepferd ist,
Da schleppt es Jeder sich herbei,
Denn Jeder will sein Urtheil sagen,
Sei's auch, beim Lesen blos zu klagen
Daß es des Lesens gar nicht werth ist . . .

Leser.

Doch, welche Wonne, welche Labung:
Taucht aus dem reimenden Gelichter
Ein Dichter auf, ein ächter Dichter
Von Gottes Gnade und Begabung
Wie dieser! da ist kein Betrügen,
Der malt in lebenswahren Zügen,
Ist reich an Wissen und Erfahrung,
Geschickt in kunstgerechtem Fügen,
Da paart die Zartheit sich mit Stärke,
Und wird uns jedes seiner Werke
Zu einer Schönheitsoffenbarung!

Journalist.

Ganz richtig! Doch was hilft das Grollen
Wenn diese Herrn nicht schreiben wollen?

Dichter.

Was soll man heutzutage schreiben?
Wohl kommen Tage hin und wieder
Wo unwillkürlich mir die Lieder
Wie Blüthen aus der Seele treiben;

Wo ich aufathme frisch und leicht,
Und alle Drangsal von mir weicht.
Wo Gottes Stimme in mir predigt,
Des Grams, der Sorgen mich entledigt.
Dann sprudeln aus mir Sangesquellen,
Die Reime folgen sich wie Wellen,
Das Eine findet sich zum Andern —
Das ist ein klangvoll Murmeln, Schäumen,
Es treibt in mir voll süßen Dranges,
Und all mein Denken, Sehnen, Träumen,
Seh' ich an mir vorüberwandern
Im klaren Strome des Gesanges. —
Als ob ein Gott in's Leben rief
Was in der Brust verborgen schlief,
Umblühen ihn die Liederranken.
An Worte reih'n sich die Gedanken
Gleichwie die Perlen an der Schnur;
Er ist mit Allem ausgesöhnt
Was ihn gemartert und gepeinigt,
Sieht Seligkeit und Freude nur —
Die Welt erscheint ihm wie verschönt,
Von allem Schmutz und Schlamm gereinigt.
Aus seinem Munde, dem beredten,
Schallt es wie Worte von Propheten,
Die Zukunft liegt dem Auge offen,
Weckt neues Lieben, Glauben, Hoffen.

Doch, liest der Dichter solche Lieder
Bei nüchternem Verstande wieder:
Ist's ihm als müßt' er selbst sich schämen
Ob alledem was er geschrieben —
Es ist ihm nicht mehr werth und theuer
Und ohne Vorwurf, ohne Grämen,

Wirft er den ganzen Kram in's Feuer,
Bis keine Spur davon geblieben.

Und in der That: wenn so in's Wilde
Die Phantasie ganz ungeregelt
Durch blauen Dunst und Nebel segelt:
Sind solche luftige Gebilde,
So ganz verhimmelt und verklärt,
Wohl strenger Kunstgestaltung werth?
Kein fester Maßstab recht bemißt sie,
Die Welt belacht sie und vergißt sie.
Wohl giebt es Nächte, wo in Kummer
Und Gram man sich verzweifelnd windet,
Das müde Aug' umsonst nach Schlummer
Und Ruhe sucht — und keine findet.
Das Auge weint, es bebt und glüht
Das Herz, — man preßt das warme Kissen
An sich mit zitternd schweren Armen,
Und nichts besänftigt das Gemüth,
Da ist nicht Hülfe noch Erbarmen,
Winkt mir kein Stern in Finsternissen!
Mich überfällt ein schaurig Bangen,
Umnebelt mich, hält mich gefangen.
Der Brust entfährt ein schweres Stöhnen,
Die Zunge lallt in wirren Tönen —
Doch plötzlich stimmt das Herz sich milder,
Und durch ein wundersam Geschick
Erscheinen längst vergess'ne Bilder
Aus alter Zeit vor meinem Blick.
In altverführerischer Schöne
Lockt mich der Prachtbau stolzer Glieder,
Mein Ohr vernimmt bekannte Töne,
Was ich verloren kehrt mir wieder —

Dieſelbe Liebe in den Augen,
Dieſelbe Täuſchung in dem Munde —
Noch einmal muß ich Wonne ſaugen
Daraus — wie einſt in ſchöner Stunde!
Auf's Neue glaub ich dieſen Zügen,
Auf's Neue laſſ' ich mich betrügen.
Die alten Wunden brechen auf,
Ich fühl' es in mir brennen, wühlen . . .
Dann ſchreib' ich, laſſe den Gefühlen
Und meiner Feder freien Lauf.
Alſo verſcheuch' ich meine Sorgen,
Begeiſtert zieh' ich an den Tag
Was mir bis dahin lang' verborgen
In meines Herzens Tiefe lag:
Erinnerungen meiner Jugend,
Bilder voll Zartheit und voll Kraft,
Bilder des Laſters und der Tugend,
Der Schwäche und der Leidenſchaft.
Die Streiche all' die mich getroffen
In unſichtbaren, ſchweren Kämpfen,
Die Glut die ich verſucht zu dämpfen —
Mein Glauben, Zweifeln und mein Hoffen.
Was mich erfreute und betrübte,
Mich in Geduld und Leiden übte:
Ich fürchte nicht es auszuſprechen,
Und halte ſelbſt ein ſtreng Gericht —
Ich ſchäme mich ob meiner Schwächen
Und rühme mich des Guten nicht.
Wohl weiß ich, ſchwer iſt ſpät zu heilen
Was früh verdarb am jungen Holz!
Zum Heucheln war ich ſtets zu ſtolz
In meinem Haſſen wie im Lieben —
Zu ſtolz auch, Andern mitzutheilen,

Was ich in solcher Art geschrieben.
Was thut's der Menge Noth zu wissen
Was mir schon früh das Herz zerrissen?
Soll ich mein Herzeleid verkaufen
Zu Spott und Hohn dem großen Haufen?
Daß Haß und Bosheit mich befehden,
Die stets das Heilige entweihen,
Und mein prophetisch-ernstes Reden
Als Trug und Blendwerk laut verschreien,
(Weil sie die Wahrheit nie vertreiben!)
Und sollt' ich gar mit meinen Schriften
Noch guter Kinder Herz vergiften,
Den Frieden frommer Bürger stören,
Die Thörichten noch mehr bethören?
Die Ruhe nehmen der Verblendniß
Und Störung wecken durch Erkenntniß?
Nein! tief verberg' ich was ich weiß,
In meines Herzens Heiligthum,
Und um verbrecherischen Preis
Erkauf ich nimmer Euren Ruhm!

Einem Kinde.

Von meiner Jugendstürme Erinnerung und Trauern,
Voll von geheimer Wonne und von geheimem Schauern,
Wend' ich, du prächtig Kind, den müden Blick zu dir —
O, wüßtest du, mein Kind, wie lieb, wie lieb du mir!

Wie mich Entzücken faßt bei deiner Stimme Klange,
Beim Glühen deines Aug's, beim Lächeln deiner Wange,
Bei deinen goldnen Locken — man sagt — ist's wahr,
mein Kind? —
Du sehest ihr so ähnlich! Die Jahre flob'n geschwind!

Von schweren Leidens Schrift ward ihr Gesicht beschrieben,
Doch unverändert ist in mir ihr Bild geblieben!
Und ihre Feueraugen allnächt'ge Sterne sind
In meinem Traum — doch du, liebst du mich auch, mein Kind?

Macht dich mein Kosen nie, mein Küssen nie erbangen?
Brennt meine Thräne nicht zu heiß auf deinen Wangen?
Und küss' ich nicht zu oft dein liebes Auge dir?
Doch Kind, von meinem Kummer o rede nie zu ihr!

Nein, gar nicht sprich von mir — leicht könnte dein Erzählen
Auf's Neu die Leidende erzürnen oder quälen.
Doch mir vertraue ganz! Wenn sie am Abend spät
Dich führt zum Heil'genbilde, zum kindlichen Gebet,

Dich lehrt das Kreuz zu ſchlagen, die Hände fromm zu falten,
Dich lehrt den Himmel bitten die Lieben zu erhalten
Die eurem Herz befreundet, die eurem Haus verwandt:
Hat ſie nicht einen Namen noch außerdem genannt?

Dir einen fremden Namen, den Herrn dafür zu bitten?
Wohl bleicher wurde ſie als ihr das Wort entglitten —
Vergeſſen magſt du's haben unter den andern all —
Denk' nicht daran! ein Name iſt nur ein leerer Schall . . .

Gott gebe, dieſer Name ſei ewig dir verloren!
Doch tönte ihn das Schickſal dir einſt in Herz und Ohren:
Denk' deiner Kinderzeit — o geh' nicht in's Gericht
Mit ihm, mein Kind! dem Träger des Namens fluche nicht!

Der Palmzweig aus Palästina

Saal, Zweig aus dem gelobten Lande,
Von welchem Stamm bist du gepflückt?
Erblühtest du an Stromesrande,
Hast einen Berg, ein Thal geschmückt?

Hat dich des Jordans Flut umflossen,
Mit reiner Welle dich erquickt —
Bist du dem Libanon entsprossen,
Vom Bergeswind gewiegt, geknickt?

Erklangen alter Lieder Töne,
Erscholl es betend durch den Raum,
Als Solismans verarmte Söhne
Dich pflückten von dem heim'schen Baum?

Und steht die Palme noch im Süden,
Und lockt mit breitem Blätterdaurt
Den Wüstenwanderer, den müden,
Des Schutzes in der Glut beraubt?

Oder ward sie der Trennung Leiden
Verwelkend wie du selbst zum Raub,
Sah sich des Blätterschmucks entkleiden,
Verdorrt im heißen Wüstenstaub?

Sprich, war's ein Pilger der dich pflückte,
Dich hertrug von der heim'schen Flur?
Sprich, ob ihn Gram und Kummer drückte,
Und wahr'st du seiner Thränen Spur?

Sprich, oder war's der beste Streiter
Jehova's im gelobten Land,
Der immer fromm, gerecht und heiter
Vor Gott und vor den Menschen stand?

Ein Sprößling heiliger Gefilde,
Bewahrt durch eine höh're Macht:
So stehst du vor dem goldnen Bilde,
Des Heiligthumes treue Wacht!

Die Bilder all' — der Lampenschimmer —
Das Kreuz, des Glaubens Sinnbild hier . . .
Es weht der Frieden Gottes immer
Um dich und auf und unter dir!

Verſtändigung.

Laß doch den Thoren ihre Meinung,
Laß ſein Geſchwätz dem Unverſtand,
Verhöhnt er unſere Vereinung,
Weil uns nicht eint ein eh'lich Band.

Der Welt Idolen hab' ich nimmer
Gehuldigt und mein Knie gebeugt —
Es hat in mir ihr Trug und Schimmer
Nie Liebe und nie Haß erzeugt.

Wie du, muß ich im Strudel kreiſen
Der Welt — doch bleib' ich allerwärts
Gleichfern den Thoren wie den Weiſen,
Und lebe für mein eignes Herz.

Wir ſchätzen Glück hier und Vergnügen
Nach ihrem rechten Werthe immer,
Und weil wir ſelbſt uns nicht betrügen,
Betrügen uns auch And're nimmer.

Wie ſchnell wir uns im Weltgetriebe
Erkannten, uns vereint zu Zwei'n!
War ohne Freuden unſre Liebe:
Wird ſchmerzlos unſre Trennung ſein.

Rechtfertigung.

Läßt einst, statt hohen Ruhm's Gedächtniß
Dein Freund, vom Tode hingerafft,
Der Welt kein anderes Vermächtniß
Als Nachhall wirrer Leidenschaft, —

Und ruht, erlöst des Erdenlebens
Dies Herz, das solche Glut durchdrang,
Wo so verzweifelt und vergebens
Die Liebe mit dem Hasse rang, —

Wenn dann die Leute von ihm sprechen,
Und du stehst stumm, das Haupt gesenkt,
Weil man verdammt wie ein Verbrechen
Die Liebe die du dem geschenkt:

Der dich geliebt aus Herzensgrunde,
Schuf er dir Kummer auch und Leid:
O denke nicht in jener Stunde
Des todten Freund's mit Bitterkeit!

Uns wird — das sag' dem blöden Haufen —
Ein And'rer richten nach der Zeit,
Und heil'ges Recht ist's, zu erkaufen
Verzeihung durch das Herzeleid.

Die Nachbarin.

Nie zur Freiheit führt mich mein Verhängniß,
Und ein Tag scheint ein Jahr im Gefängniß;
Gar zu hoch ist das Gitter und dicht,
Aus der Thür läßt der Wächter mich nicht.

Ganz verzweifeln hier würd' ich im Kerker,
Hätte nicht nebenan aus dem Erker
Als ich heut in der Frühe erwacht
Mir ein lieblich Gesichtchen gelacht.

Wie wir, ob auch getrennt, uns gefunden,
Durch gemeinsames Schicksal verbunden!
Sie blickte nach mir — ich nach ihr,
Sie wünschte mich dort — ich sie hier.

Früh am Fenster mit spähendem Blicke
Saß ich, trauernd ob meinem Geschicke —
Gegenüber da klirrt es, wird hell,
Hebt am Fenster der Vorhang sich schnell . . .

Sieh: es gleitet das Tuch wie im Winde
Von der Schulter dem lieblichen Kinde —
Sieh: jetzt stützt sie den Kopf auf die Hand,
Und nach mir blickt sie lang' unverwandt.

Doch wie bleich ihre Brust, ihre Wangen!
Sie seufzt — wonach mag sie verlangen?
Sichtbar stürmisch bewegt sich's in ihr,
Und es nagt ihr im Herzen wie mir.

O, nicht klage ob meinem Verhängniß!
Wenn du willst — thut sich auf mein Gefängniß,
Und wie Vöglein des Feldes, so frei,
Ziehn wir dann von dannen, wir Zwei!

Stiehl mir nur die Schlüssel im Hause,
Und die Wächter sey' nieder zum Schmause,
Inzwischen, wenn Alles beschafft,
Vertrau' meiner eigenen Kraft.

Gieb dem Vater recht starke Getränke,
Und zum Zeichen dein Tüchlein mir schwenke —
Doch die Nacht sei recht dunkel und graus
Wenn wir beide entfliehen dem Haus.

Hinaus.

Wild heulen die Donner,
Laut praſſelt der Regen,
Bang' fliehen die Menſchen
Von Aeckern und Wegen —
Sie ſuchen nach Obdach
Im ſchützenden Haus: —
Ich möchte hinaus
Aus dem ſchützenden Haus!

Ich möchte hinaus,
Und lieber verkommen
In Stürmen und Blitzen,
Im Wetter und Graus,
Als länger hier ſitzen
Im ſchützenden Haus —
Ich möchte hinaus!

Napoleons Asche in Paris.

Indessen Frankreich jetzt in Jauchzen und in Freuden
Mit wunem Jubelschrei empfängt den kalten Staub
Des Helden, längst gebrochen in schweren, stummen Leiden,
Der Ketten und Verbannung Raub, —

Indessen alle Welt, wie es der Brauch bienieden,
Laut mit den Wölfen heult und spaten Weihrauch streut,
Und stolz die dumme Menge sich aufbläht selbstzufrieden,
Vergessend die Vergangenheit, —

Fühl ich mein Herz im Busen voll Zorn und Trauer schlagen,
Seh' ich dem Festgepränge und Narrentreiben zu —
Fast mich ein stark Gelüsten dem »großen Volk« zu sagen,
Welch ein erbärmlich Volk bist du!

Erbärmlich, weil du Alles was heilig auf der Erde
Und groß den Menschen ist: Ruhm, Glauben, Genius,
Getreten in den Staub mit kindischer Geberde,
Mit zweifeldummem Spötterfuß.

Die Freiheit hast du in ein Henkerschwert verwandelt,
Den Ruhm hast du erniedrigt zum Spiel der Heuchelei,
Der Väter ächtes Gold um Flittergeld verhandelt,
Dich werth gemacht der Tyrannei.

Du fielst ... und Er erschien mit Seinem strengen Blicke,
An deinem dunklen Himmel ein leuchtendes Gestirn,
Die Völker machten Ihn zum Lenker der Geschicke,
Dein Leben war in Seinem Hirn!

Sein stolzer Purpurmantel verhüllte deine Blöße,
Und die beherrschte Welt sah staunend, stumm und bang
Das schimmernde Gewand des Ruhmes und der Größe
Das Er um deine Glieder schlang.

Er stand allein — kalt, groß, im Kriege wie im Frieden
Der Vater Seiner Heere, der Fama liebster Sohn,
Beim unterwühlten Wien, wie bei den Pyramiden,
In Moskau's Schnee und Flammenlohn.

Was thatet ihr, Franzosen, damals als Er bezwungen
Auf Rußlands Eisgefilden erlag in stolzer Qual?
Ihr schüttelttet die Macht von euch, die Er errungen,
Schlifft insgeheim den Mörderstahl.

Bei seiner letzten Schlachten verweinungsvollen Thaten
Habt ihr in feiger Furcht nicht eures Schimpfs gedacht —
Habt ihr mit Sklavensinn wie Weiber Ihn verrathen,
Ihn anvertraut der Feindesmacht!

Er selber warf in Zürnen von sich die Herrscherkrone
Als Er sich heimatlos und schutzlos bei euch fand;
Doch euch ein Pfand gab Er in Seinem eignen Sohne, —
Ihr gabt den Sohn in Feindesband!

In Ketten ward der Held hinweg von Seinem Heere,
Dem um Ihn weinenden, geführt zu fernem Land;
Dort einsam welkt' Er hin, umrauscht vom blauen Meere,
Auf einsam nackter Felsenwand.

Einsam verzehrt' Er sich in stummem, stolzen Kummer,
In unfruchtbarer Reue Brand —
Schlicht im Soldatenmantel ging er zum ew'gen Schlummer,
Sein Grab grub eine Miethlingshand . . .

Und Jahre flob'n. Und sieh: die wind'gen Thoren kamen
Und schrie'n: »Gebt uns den Staub, den heiligen, zurück!
In das befreite Land, als großer Ernte Samen
Sei er gesä't zu unserm Glück'.«

Ein buntbewimpelt Schiff flog aus, daß es ihn hole.
Er kam, und ward wie einst umjubelt und umdrängt,
Und in ein pomphaft Grab in Frankreichs Metropole
Ward Sein verwester Staub gesenkt.

So ward dem »großen Volk« was es gewollt, beschieden:
Den kurzen Freudenrausch löst schon ein and'rer ab —
Die einst vor Ihm gezittert — sehr mit sich selbst zufrieden
Umtanzen lärmend jetzt Sein Grab.

Doch Trauern faßt mich heute, bedenk ich, daß man nutzlos
Des Todten heil'ge Ruhe gestört mit frecher Hand,
Der so viel lange Jahre verbannt, vereinsamt, schutzlos,
Gewartet bis Er Ruhe fand!

Und wenn der Geist des Feldherrn herabsieht aus der Wolke,
Das neue Grabmal sieht, und hört den Lärm dabei:
Wie mag Er grimmgemuth erzürnen ob dem Volke
Und seiner großen Narrethei!

Erzürnen, daß dies Volk, das Ihn verrathen weiland,
Jetzt Seinen Staub entführt aus stillem Grabes Schooß,
Wo Er zum Wächter hatte auf fernem Felseneiland
Den Ozean — wie Er unüberwindlich, groß!

Dem Andenken eines Freundes.

A. J. O.

[illegible]

I.

Ich kannte ihn, ich war mit ihm verbannt,
Durchzog den Kaukasus mit ihm gemeinsam
In Freundschaft, — dann zurück in's Heimatland
Warf mich mein Schicksal, wo in Trauern einsam
Mir meine lange Prüfungszeit entschwand.
Wir hielten fest — doch sahn wir uns nicht wieder,
Denn eine schwere Krankheit warf ihn nieder
Im Kriegszezelt, und in sein frühes Grab
Sank, ungereift noch, Alles mit hinab
Was traumhaft, hoffnungweckend, ihn umschwebte,
In Leid und Freude ihn begeisterte, belebte!

II.

Sein war ein Herz, geſchaffen für das Glück,
Die Poeſie, die Ruhe . . . doch vergebens!
Die ſtillen Freuden ließ er ſtolz zurück,
Früh ſtürzt' er in das wilde Meer des Lebens,
Verkannt, verhöhnt — vom Schickſal nicht verſöhnt!
Doch in der Wüſte wie im Weltgewühle
Erſtickte Nichts die kindlichen Gefühle
In ſeiner Bruſt, rein blieb er, wie er war,
Sein Wort, ſein Lächeln mild, ſein Auge klar.
Stolz wahrte er den Schatz, der ihm gegeben,
Den Glauben an die Menſchen und an ein and'res Leben!

III.

Doch fern von ſeinen Freunden kam er um
Gott möge deinem Herzen Frieden ſchenken!
In fremdem Lande ruht es ſtill und ſtumm
Gleichwie in meiner Bruſt dein Andenken,
Du meiner Jugend freundlicher Genoß!
Wie viele And're ſchiedeſt du von hinnen
Geräuſchlos, aber feſt, — ein hohes Sinnen
Geheimnißvoll noch deine Stirn umfloß
Als ſich zum ew'gen Schlaf dein Auge ſchloß,
Doch was du ſprachſt beim Abſchied von dem Leben
Verſtand nicht Einer derer, die dich beim Tod umgeben!

IV.

Riefst du dein letztes Wort der Heimat nach,
Galt es dem Freund, den du zurückgelassen?
War's eine Klage, daß so früh dich brach
Der Tod — der letzte Wehruf im Erblassen?
Ach, Niemand weiß was deine Lippe sprach!
Verloren klang dein letztes Wort von hinnen,
Und spurlos für die Welt blieb all dein Sinnen,
Alles was du gedacht, gethan, gelebt —
Wie leichter Dampf im Abendglühn entschwebt:
Er glänzt, wird von den Winden fortgetragen,
Woher? Warum? Wohin? wer wird ihn darum fragen!

V.

Spurlos verschwindet er am Himmel, wie
Die Liebe eines hoffnungslosen Kindes,
Wie der Gedanke, der der Liebe nie
Sich anvertraut, vergeht, ein Spiel des Windes.
Und wer verlangt mehr von der Welt? mag sie
Fremd bleiben Vielem was ihr Gott gegeben,
Was nützt es, ihren Beifall zu erstreben
Und ihres Ruhmes dornenreichen Kranz?
Du dientest nie der Welt um Lohn und Glanz,
Verschmähtest stolz dich ihrem Joch zu neigen,
Liebtest des Meeres Rauschen, der blauen Steppen Schweigen,

VI.

Der dunklen Berge zackenhohe Reih'n . . .
Und jetzt siehst du dein einsam Grab umgeben
In wunderbarem, traulichem Verein
Von Allem was dich je erfreut im Leben:
Der endlos blauen Steppen Wüstenein,
Die hoch der Kaukasus im Gletscherglanze
Strahlend umschlingt mit einem Silberkranze —
Und, wie auf seinem Schild ein Riese ruht,
Lehnt das Gebirg sich träumend an die Flut
Des Schwarzen Meers, den Sagen all zu lauschen,
Die aus den Wogen ihm traumhaft entgegenrauschen.

Trau', jugendlicher Träumer, dir selber nicht zu sehr.

[illegible]
[illegible]
Les marchands de pathos et les faiseurs d'emphase
Et tous les baladins qui dansent sur la phrase.

[illegible]

Trau', jugendlicher Träumer,
dir selber nicht zu sehr,
Flieh' die Begeisterung wie schlimm Erkranken!
Sie ist ein Irrlichtleuchten
des kranken Geist's, nichts mehr,
Der Zorn gefesselter Gedanken!

Ein Zeichen such' des Himmels
vergebens nicht darin,
Sie ist der Kraft, des Blutes Ueberfließen!
In Gram und Sorge lieber
leb' deine Tage hin,
Als diesen Gifttrank zu genießen!

Kommt dir ein Augenblick
wo wunderbar und licht
Ein jungfräulicher Quell des Schönen
Geheimnißvoll aus deiner
längst stummen Seele bricht
In süßen, weihevollen Tönen:

O, horche nicht darauf,
halt' das Gefühl geheim,
Drück' es gewaltſam in dir nieder!
Im kaltgemeſſ'nen Vers,
im abgedroſchnen Reim
Giebt ſolch Empfinden ſich nicht wieder!

Schleicht ſich der Gram zu dir,
hat ſich dem Sturm und Graus
Der Leidenſchaft dein Herz erſchloſſen:
Tritt auf den lauten Markt
der Menſchen nicht hinaus
Mit deinem raſenden Genoſſen!

Erniedrige dich nicht
und beut nicht zum Verkauf
Was du in Gram und Zorn empfunden,
Schließ nicht in Hochmuth vor
dem Blick des Pöbels auf
Den Ausfluß deiner Herzenswunden.

Was nützt es uns zu wiſſen
wie groß, wie klein dein Leid,
Das Lodern deines Herzensbrandes,
Was uns dein thöricht Hoffen
der erſten Jugendzeit,
Das böſe Mitleid des Verſtandes?

Sieh vor dir ſpielend auf
gewohntem Wege nur
Die Menſchen all vorübergehen —
Kaum auf den Feſtgeſichtern
wirſt du der Sorge Spur,
Nie unanſtänd'ge Thränen ſehen!

Und unter diesen Menschen,
sprich, ist wohl Einer nur,
Den Gram und Sorge nie gebeugt hat,
Dem Unglück oder Schuld
nicht auch des Leidens Spur
Schon früh auf seiner Stirn erzeugt hat?

Glaub's: komisch ist dein Grollen
und Weinen dieser Welt,
In künstlichem Gesang erklingend —
Gleichwie ein tragischer,
geschminkter Bühnenheld,
Sein Holzschwert wie zum Kampfe schwingend.

Die Wolken

Wolken am Himmelszelt, ewige Wanderer,
Die über Berg und Thal ohne Ermüden ziehn:
Zieht ihr den Steppenherd, lockt euch ein anderer,
Müßt ihr, verbannt wie ich, mit mir zum Süden ziehn?

Sagt, was verbannt euch: des Schicksals Gerechtigkeit,
Eines Verbrechens Fluch, der unversöhnlich ist?
Heimlicher Neid und Trug, offene Schlechtigkeit,
Heuchelnder Freunde List, wie sie gewöhnlich ist?

Nein! Ihr entflieht nur dem fruchtleeren Lande hier,
Frei seid ihr jeglicher fesselnder Spannung Qual,
Kennt keine Leidenschaft, kennt keine Bande hier,
Kennt keiner Heimat Glück, keiner Verbannung Qual!

Der Dichter.

In bunter, goldner Zier glänzt meines Dolches Stahl,
Die feste Klinge kann nie roſten;
Sie iſt gefeit durch ein geheimnißvolles Mahl.
Die Erbſchaft heißen Kamrys im Oſten.

Er diente ohne Lohn dem Reiter manches Jahr
Im Heimatland wie in der Fremde,
Hat manche Bruſt durchbohrt, ein Retter in Gefahr,
Durchſtoßen manches Panzerhemde.

Er theilte Luſt und Leid dienſtfert'ger als ein Sklav;
Schnell rächt' er jegliches Beleidigen,
Wo ohne goldnen Zierrath ſcharf ſeine Klinge traf,
Galt es zu rächen, zu vertheidigen.

Am Terek ward er des Koſaken Beutetheil,
Der ſeinen Herrn zu Boden fällte;
Drauf unter andern Waffen zum Kaufe lag er feil
In des Armeniers Waarenzelte.

Beraubt der alten Scheide gleichwie der ſtarken Hand
Des Helden, der ihn einſt getragen,
Hängt er als goldnes Spielzeug jetzt ruhmlos an der Wand,
Um keine Wunden mehr zu ſchlagen.

Es nimmt sich keine Hand geschäftig seiner an,
Zu pflegen ihn, zu reinigen —
Niemand liest im Gebet die Aufschrift des Koran,
Zum Ruhm Allah's, des Einigen . . .

* * *

Gleichst du nicht diesem Dolch, markloser Zeitpoet!
Der du ungöttlich niedern Hanges
Um schnödes Gold vertauscht die Macht und Majestät
Des weltbegeisternden Gesanges?

Wie schlugen einst der Sänger klangmächt'ge Worte ein,
Entzündend zu der Glut des Kampfes!
Das Volk bedurfte ihrer wie des Pokals zum Wein,
Wie beim Gebet des Opferdampfes.

Sie schwebten über ihm gleichwie der Geist des Herrn,
Und zum Gebet, gleichwie zum Sturme
Der Schlacht, entflammten sie die Völker nah und fern,
Wie Glockenklang vom hohen Thurme . . .

Die stolze Einfachheit verletzt der Poesie,
Heut will man schales Reimgeklinke,
Wie eine alte Schöne verlangt die Welt, daß sie
Die Runzeln übertüncht mit Schminke!

Verspotteter Prophet! erwachst du noch einmal
Zur Rache in der Zeitumnachtung?
Oder in goldner Scheide verdirbt der blanke Stahl,
Bedeckt vom Roste der Verachtung?

Gebet.

Heut, Mutter Gottes! dir
nah' ich mich weihevoll,
Fromm vor dein heilig Bild
tret' ich in Andacht hin,
Nicht weil ich dankesvoll,
noch weil ich reuevoll,
Nicht um mein Seelenheil,
auch nicht vor Schlachtbeginn.

Nicht mich, den Fremdling im
eigenen Heimatland,
Den nichts mehr hoffenden
und nichts mehr nützenden,
Nein! ein unschuldig Kind
empfehl' ich deiner Hand,
Der in der kalten Welt
die Unschuld schützenden!

Die so des Glückes werth,
sei nie dem Glücke fern,
Treu mög' ihr Liebe und
Freundschaft beschieden sein,
Stets ihr der Bosheit
Verläumdung und Tücke fern,
Heiter die Jugend,
das Alter voll Frieden sein!

Gieb, daß ſie ſterbend nicht
ringen noch leiden muß,
Frei laß ſie jeglicher
Sünden und Mängel ſein:
Daß ſie, wenn einſt ſie von
dieſer Welt ſcheiden muß,
Möge im Himmel dein
ſeligſter Engel ſein!

Der Nachbar.

Wer du auch ſei'ſt, im Unglück mir vereint,
Ich liebe dich wie einen Jugendfreund,
Nachbar, vom Zufall mir gegeben!
Ob auch der Eine nicht den Andern kennt,
Und uns das Schickſal auch auf ewig trennt:
Jetzt durch die Wand — und ſpäter durch das Leben.

Wenn ſpät der Abendröthe letztes Licht
Durch meine hohen Kerkerfenſter bricht
Zum Abſchiedsgruß im Untergehen;
Und auf ſein klirrendes Gewehr gelehnt,
Vor Müdigkeit der alte Wächter gähnt,
Sein greiſes Haupt zum Schlummer neigt im Stehen. —

Drück' ich mich lauſchend an die feuchte Wand,
Und deinen Liedern horch' ich unverwandt,
Und immer will es mir dann ſcheinen,
Wie voll unendlich ſchmerzlicher Gewalt,
Ob leiſe, leiſe auch das Lied erſchallt,
Als ſei dein Singen ein melodiſch Weinen.

Und Liebe, Hoffnung einſt'ger, ſchön'rer Zeit,
Erwacht in mir in alter Seligkeit,
Ich höre längſt verſchollne Kunde —
Von Glutverlangen in mir regt ſich's wild,
Es kocht mein Blut — vom Aug' die Thräne quillt
Gleichwie der Wehmuthklang aus deinem Munde!

Epiſches.

Der Tscherkessenknabe.*)

I.

Vor wenig Jahren noch stand da,
Wo Kura und Araxa
Im Flutgeschäum zusammenfließen,
(Gleichwie zwei Schwestern sich umschließen),
Ein Kloster. Aus den Bergen her
Erschaut noch jetzt der Wanderer
Die Pfeiler der zerfallnen Pforte,
Das Kirchgewölb', die Thürme drauf —
Doch wirbelt nicht am heilgen Orte
Des Opferdampfes Duft mehr auf.
Nicht hört man mehr in Abendstäte
Der frommen Mönche Dankgebete,
Nicht mehr den heilgen Sang der Messen.
Halbtodter Wächter der Ruinen,
Haust einsam jetzt ein Greis in ihnen,
Von Menschen und vom Tod vergessen:
Und fegt den Staub von Grabessteinen,
Aus deren Inschrift wir noch lesen
Von Zeiten des vergangnen Ruhms,
Und, wie ein König einst gewesen,
Der, müde seines Herrscherthums,
Sich Rußland anschloß mit den Seinen.

Und Gottes Segen kam zur Zeit
Auf Grusien! — In Herrlichkeit
Erblüht's im Schatten seiner Hame,
Und fürchtete der Feinde keine,
Denn Freunde schützten stark das Seine.

II.

Her vom Gebirge reist' einmal
Durch Tiflis hin ein General,
Und führt' mit sich ein Kind gefangen,
Das von des Weges Müh'n, des langen,
Erschöpft, dort krank geworden war.
Es zählte, schien's, etwa sechs Jahr.
Wie die Gebirgsgeiß wild und scheu,
Schwach, biegsam, wie ein Rohr dabei
Der Knabe war. In seinem Schmerz
Zeigt er der Väter Geist und Herz.
Kein Wort läßt er dem Mund entweichen
Und ohne Stöhnen, ohne Klagen
Weiß er sein schweres Leid zu tragen.
Und Speise wies er stets durch Zeichen
Zurück — so welkt' er stolz dahin.
Jedoch mit mitleidsvollem Sinn
Nahm sich ein Mönch des Kranken an;
Im Schutz des Klosters sanft gebettet
Ward er durch Freundeskunst gerettet.
Doch, frohen Kinderspielen fremd,
Floh Alle er mit scheuem Sinn,
Irrt' stumm und einsam, schmerzbeklemmt,
Sah seufzend oft gen Osten hin,

Und neue Qual in ihm erwachte
Wenn er des Heimatlands gedachte.
Doch schien's, als ob er an sein Loos,
Wie an der fremden Sprache Töne
Allmählig gerne sich gewöhne.
Er ward getauft, trat in den Schooß
Der Kirche ein, und wollte nun
— Kaum in des Jünglingsalters Blüthe,
Kind noch von Herzen und Gemüthe,
Mit Welt und Menschen unbekannt —
Selbst schon das Mönchsgelübde thun:
Als er urplötzlich einst verschwand
In einer Herbstnacht. Dunkle Wälder
Weithin das Hochgebirg umziehn.
Drei Tage lang durch Wald und Felder,
Jedoch vergebens sucht man ihn.
Zuletzt fand man ihn in den Steppen,
Besinnungslos, auf feuchtem Lager;
Ließ ihn zurück ins Kloster schleppen.
Er war entsetzlich blaß und mager;
Das Auge matt, die Glieder schwach
Von Krankheit, Hunger, Ungemach —
Doch blieb er stumm auf jede Frage.
Man sieht's ihm an: nur wenig Tage
Hat er auf Erden noch zu leben,
Früh welkt er seinem Grab entgegen.
Da nahet ein alter Mönch, den Segen
Der heilgen Kirche ihm zu geben
Daß er ihm Trost und Lindrung schafft.
Stolz hört er ihn, bis er geendet,
Erhebt sich dann mit letzter Kraft
Und spricht alse, zum Mönch gewendet:

III.

»Dank deinem Eifer, frommer Greis!
Ich soll dir beichten was ich weiß?
Wohl gut und tröstlich mag es sein
Das Herz durch Worte zu befrei'n,
Doch Niemand that ich Leids im Leben,
Drum kann, was sich mit mir begeben
Zu wissen, wenig Nutzen tragen —
Und läßt sich, was ich fühle, sagen?
Nur wenig und in Sklaverei
Hab' ich gelebt. Ach! solcher Leben
Hätt' ich gern zwei dahingegeben
Für Eins, doch sturmbewegt und frei. —
Nur Eine wilde Leidenschaft
Hat mich beherrscht, durchglüht, geplagt,
Hat mich verzehrend hingerafft,
Hat wie ein Wurm mein Herz zernagt.
Sie zog im Wachen und in Träumen
Aus dieser Zelle dumpfen Leiden
Mich fort, zu wilden Schlachtenräumen,
Wo Felsen sich in Wolken kleiden,
Wo Menschen frei wie Adler leben.
Und dieser Glut, die mich verzehrt,
Hab' ich noch neue Kraft gegeben,
Durch Thränen sie und Gram genährt,
Will's frei vor Gott und Welt gestehen,
Doch nicht um Gnade zu erflehen.«

IV.

»Oft hört' ich ſagen, Greis, daß du
Mein Leben retteteſt — wozu? . . .
Verwaiſt, von wildem Schmerz gedrückt,
Dem Blättchen gleich, vom Sturm gepflückt,
Mußt' ich in düſtern Kloſtermauern
Die ſchöne Jugendzeit vertrauern —
Mönch durchs Geſchick, doch Kind an Sinn,
Lebt' ich voll Gram mein Leben hin.
Ich konnte Niemand mit dem ſüßen
Und heilgen: »Vater,« »Mutter,« grüßen . .
Ihr wolltet, daß ich mich entwöhnte
Des Worts, das mir ſo heilig tönte —
Doch war ſein Klang mit mir geboren.
Bei Andern ſah ich, die ich kannte,
Haus, Heimat, Freunde und Verwandte:
Und alledas hatt' ich verloren!
Nicht blos der Lieben Angeſicht:
Selbſt ihre Gräber fand ich nicht! —
Nicht leere Thränen zu vergießen,
Hab' ich im Herzen da geſchworen:
Einmal — wenn auch in kurzer Luſt —
Die junge lebensfrohe Bruſt
An eine andre Bruſt zu ſchließen.
Ach, nie ſollt' ich ſolch Glück erwerben!
Mein Traum iſt, wie er kam, vergangen —
In fremdem Land muß ich nun ſterben
Wie ich gelebt, verwaiſt, gefangen.« —

V.

»Mich ſchreckt das Grab nicht: in der Truhe
Der ſtillen, ſagt man, ruhn die Leiden
In ewiger, in kalter Ruhe.
Doch weh thut's, von der Welt zu ſcheiden.
Ich bin jung, jung ... Haſt du gekannt
Der Jugend bunte Träume, Greis?
Und hat dein Herz jung nie gebrannt
So haſſeswild und liebeheiß? ...
Und ſchlug es nicht in ſchnellern Schlägen
Trugſt du dein Aug' der Sonn' entgegen,
Dort von des Eckthurms hohem Erker,
So lange Zeit mein luft'ger Kerker ..
Wo oft des fremden Landes Sohn
Geduckt ſaß tief im Bruch der Mauern,
Der jungen Taube gleich, entflohn,
Erſchreckt von nahen Regenſchauern. —
Wenn dir die ſchöne Welt zur Laſt,
Und du jetzt ſchwach, an Haar ſchon weiß,
Der Wünſche dich entwöhnet haſt:
Was macht's! du haſt gelebt doch, Greis!
Dir war dein Theil doch zugemeſſen,
Magſt du's dir jetzt auch nicht mehr gönnen,
Du haſt doch Etwas zu vergeſſen:
Du lebt'ſt, — auch ich hätt' leben können.«

VI.

»Und willst du wissen was ich sah
In meinen kurzen Freiheitsträumen?
Wald, reiche Fluren fern und nah,
Hügel, gekrönt mit hohen Bäumen.
Ich sah sie windbewegt sich neigen,
Dann wieder hoch die Häupter heben,
Sie winkten mit den grünen Zweigen
In schwankendem Entgegenstreben,
Wie eine Schaar im Tanzesreigen.
Getrennt vom Bergstrom, finstre Gruppen,
Sah ich, gewalt'ger Felsenkuppen.
Und ich verstand ihr inn'res Leben,
Von oben war mir das gegeben.
Hoch strecken sie sich durch die Luft
Einsam einander gegenüber —
Getrennt durch eine tiefe Kluft —
Das will herüber und hinüber:
Doch Tage fliehen, Jahre fliehn —
Sie werden nimmer näher ziehn!
Und ich sah hoher Berge Reih'n,
So schön als ob's ein Traumbild wäre,
Wenn bei des Frühroths goldnem Schein
Sie herrlich dampfen wie Altäre;
Die Häupter streckend himmelauf . . .
Und Wölkchen hinter Wölkchen drauf
Aus ihrem nächt'gen Lager fliehn,
Und schnellen Laufs gen Osten ziehn —
Den weißen Karawanen gleich
Zugvögeln aus entferntem Reich;

Und fernher durch den Nebel steigt
Der alte Kaukasus buntflimmernd,
Im Schnee wie Diamanten schimmernd, —
Und meinem Herzen war so leicht,
Weiß nicht warum. Geheimnißvoll
Im Innern eine Stimme scholl:
Auch ich lebt' einst in jenen Räumen!..
Und ich versank in tiefes Träumen, —
Und hell und heller ward mein Geist
Von Bildern schön'rer Zeit durchkreist.«

VII.

»Das Vaterhaus glaubt' ich zu sehn,
Die Felsenschlucht, wo in der Runde
Zerstreut des Aules Hütten stehn;
Das Wiehern hört' ich ferner Pferde
Die heimwärts zogen mit der Heerde,
Und das Geheul bekannter Hunde.
Ich sah die antlitzbraunen Greise,
Wie sie vor unsres Hauses Schwelle
Bei abendlicher Mondeshelle
Ernst saßen in vertrautem Kreise;
Der reichverzierten Scheiden Flimmern
Der langen Dolche ... wirr und licht
Sah ich, ein buntes Traumgesicht,
Das Alles schnell vorüber schimmern.
Mein Vater — wie im Leben ganz,
Mit seines stolzen Auges Glanz,
Im Panzerhemd erschien er mir,
Mit voller Wehr- und Waffenzier!

Noch ſchwebt er mir lebendig vor,
Des Panzers Klirren trifft mein Ohr . . .
Dann kam mein Schweſterpaar zuſammen
Vorüber meinem Blick gegangen;
Ich ſah die ſüßen Augen flammen,
Mir war's, als hörte ich die Klänge
Der trauten, lieblichen Geſänge,
Die ſie an meiner Wiege ſangen. —
Hin durch die Felsſchlucht brauſend lief
Der Gießbach, doch er war nicht tief,
Und Mittags, auf dem goldnen Sande
Pflegt' ich zu ſpielen dort am Strande . . .
Und forſchend meine Blicke zogen
Den Schwalben nach, die vor dem Regen,
Die Well' mit leiſen Flügelſchlägen
Berührend, über's Waſſer flogen.
Und ich entſann mich wieder klar
Des heim'ſchen Herds, der langen Sagen
Von Menſchen die in frühern Tagen
Gelebt, und was ſich zugetragen
Einſt da die Welt noch ſchöner war.«

VIII.

»Und was ich in der Freiheit that?
Ich lebte — und es wäre mir
Ohn' dieser Tage sel'ge Stunden,
Mein Leben trauriger entschwunden,
Als Greis, dein kraftlos Alter dir.
Schon lange, lange trieb es mich
Hinaus, durch fremdes Land und Feld,
Ein Stück zu sehn der schönen Welt.
Und Nachts (die Nacht war schauerlich!),
Als ein Gewitter euch erschreckt,
Und am Altare hingestreckt,
Ihr betend lagt an heil'ger Stätte —
Entlief ich. O! so gerne hätte
Ich brüderlich den Sturm umschlossen!
Den Wolken folgt' der Blick, den dunkeln,
Die Hand hascht' nach der Blitze Funkeln,
Die zackend durch die Lüfte schossen . . .
Sag', was könnt ihr im Tausch mir geben
In dieser Wiege meiner Schmerzen,
Für jenes kurze Freundschaftsleben
Des Sturmes mit dem stürmschen Herzen?«

IX.

»Und lange lief ich — wohin fliehn?
Ich wußt' es nicht! Kein Sternlein schien,
Ein Licht auf schwerem Pfad zu sein;
Doch athmete die matte Brust
In gieriger, in froher Lust
Der Wälder nächt'ge Frische ein.
Und viele Stunden lief ich, da
Ermattet sanken meine Glieder
Sanft zwischen hohem Rasen nieder;
Ich lauschte — kein Verfolger nah . . .
Es schwieg der Sturm — das bleiche Licht
Zog wie ein langer, breiter Saum
Hin zwischen Erd' und Himmelsraum;
Und fern entdeckte das Gesicht
Gebirgeszacken, hochaufsteigend; —
Und unbeweglich lag ich, schweigend . . .
Der Schakal in der Höhle laut
Fing an wie'n Kind zu schrei'n und weinen;
In schimmernd glatter Schuppenhaut
Wanden sich Schlangen zwischen Steinen:
Doch fühlte drob mein Herz nicht Bangen;
Ich selbst den wilden Thieren glich,
Den Menschen fremd, versteckt' ich mich
Und kroch umher gleichwie die Schlangen.«

X.

»Und unten in der Tiefe Grausen
Hört' ich des Giesbachs Fluten brausen.
Das Wellgetös der Flut, der grimmen,
Erschall wie hundert wilder Stimmen
Geräusch. Mocht' es auch wortlos sein,
Ich konnte ganz das Rauschen deuten:
Ein ew'ges Grollen, ew'ges Streiten
Mit wellentrotzendem Gestein.
Bald schweigt's, und wieder lauter bald
Das Rauschen durch die Stille schallt;
Und laut ertönen frohe Lieder
Der Vögel aus den Lüften nieder;
Der Ost flammt auf — es schweigt das Wetter;
Der Wind rauscht durch die feuchten Blätter;
Aufathmen leis die Blumen, die
Sanft schlummernden, und ich wie sie
Erhob mein Haupt dem Tag entgegen ...
Ich schaut' umher: In bangen Schlägen
Erzitterte mein Herz; ich fand
An eines jähen Abgrunds Rand
Mich liegen; wo im Wellgetöse
Die Fluten schäumend sich ergossen,
Die Stufen in der Felswand liefen;
Doch es betrat sie nur der Böse,
Als aus dem Himmel er gestoßen
Verschwand in unterird'sche Tiefen.«

XI.

Ringsum der Garten Gottes lacht
Und prangt in bunter Farbenpracht;
Es schimmerten die reichen Fluren
Noch von der Himmelstränen Spuren;
Es schlängelten des Weinstocks Ranken
Sich an den Bäumen auf, den schlanken,
Steig auf der Blätter grün Gehänge,
Und auf der vollen Trauben Menge,
Die, gleich kostbarem Ohrgehänge,
Sich üppig dran herunterzog;
Ein Schwarm von scheuen Vögeln flog
Von Zeit zu Zeit hinauf zu ihnen.
Aufs Neu' sank ich zur Erde nieder
Und horchte leis den Stimmen wieder
Die ringsumher zu tönen schienen;
Ein Lispeln durch die Büsche schlich,
So wunderbar und feierlich,
Als ob vom Himmel und der Erde
Geheimes dort verhandelt werde;
Und alle Stimmen der Natur
Vereinten hier sich wie zum Bunde,
Des Menschen fleine Stimme nur
Ertönte nicht in jener Stunde
Im feierlichen Lobgesang. —
Jetzt ist von Allem keine Spur,
Was damals glühend mich durchdrang;
Erzählen möcht' ich gern mein Glück
Und Alles was die Brust durchfreißte,
So gerne ruf' ich mir im Geiste
Den selig schönen Tag zurück.

An jenem frischen Morgen war
Der Himmel über mir so klar,
Man hätte durch die Höh'n, die blauen,
Den Flug der Engel können schauen.
Mit Aug' und Herz verloren blieb
Ich in den Anblick, bis der Strahl
Der Mittagssonne mich vertrieb
Und mich verzehrt' des Durstes Qual. —

XII.

»Und aus der Höh' zum Gießbach dann,
An schwankende Gesträuche fassend,
Von Stein zu Stein mich niederlassend,
Fing ich hinabzuklettern an.
Weg unter'm Fuße rollt zuweilen
Ein Stein hinab, und Staubessäulen
Aufwirbelnd folgten seinem Gang,
Bis ihn die Wogenflut verschlang.
Und ich hing ob dem tiefen Schlund. —
Doch stark ist freie Jugend, und
Der Tod schien mir nicht grauenhaft!
Und als ich nun mit letzter Kraft
Hinabstieg von den steilen Wegen,
Weht' mir die Frische schon entgegen
Der heißersehnten Bergesquelle;
Und lechzend neigt' ich mich zur Welle.
Da — eine Stimme tönt ... Dazwischen
Ein leis Geräusch in den Gebüschen
Von Schritten ... o, wie bebte bang
Und süß mein Herz bei jenem Klang! ..

Und ſpähend ſcharfe Blicke ſandt' ich
Im Kreis umher, und lauſchend ſtand ich:
Und nah und immer näher klang
Der jungen Grußerin Geſang ...
So ſüß, von Leben ſo durchdrungen,
So ungekünſtelt, ungezwungen,
Als ob nur liebe Freundesnamen
Von ihren roſigen Lippen kamen.
's war nur ein einfach kurzes Lied,
Doch tief iſt mir's ins Herz gedrungen,
Und wird mir, wenn der Tag entflieht,
Vom unſichtbaren Geiſt geſungen.«

XIII.

»Auf engem Pfad zum Ufer ſchritt
Die junge Grußerin, ſie trug
Hoch auf dem Kopfe einen Krug.
Doch öfters auf den Steinen glitt
Sie aus im Gehn, und ſelber dann
Ob ihrer Unbehendigkeit
Hub herzlich ſie zu lachen an.
Und leicht ging ſie, die Tſchakra weit
Zurückgeſchlagen: Glühend hatten
Die Sonnenſtrahlen goldnen Schatten
Ob Antlitz ihr und Bruſt gezogen;
Ich ſah den Buſen flammend wogen
Als ob ihn ſüß Verlangen triebe;
Heiß ihre Lipp' und Wange ſchwoll,
Das dunkle Auge war ſo voll
Von den Geheimniſſen der Liebe.

Daß meine Glutgedanken sich
Verwirrten; nur erinn'r' ich mich
Des Krug's Klang, als die Welle sich
Langsam hineingoß, endlich da
Mein flammend wirres Herz sich kühlte
Und ich Bewußtsein wieder fühlte,
Ich sie in weiter Ferne sah.
Oft langsam gleich — doch leicht ging sie,
Schlank unter ihrer Last, gleichwie
Die Pappel, Königin der Auen!
Nicht weit im kühlen Dunkel war
Am Fels ein freundlich Hüttenpaar,
Wie angewachsen dort, zu schauen;
Und von dem Dach der Einen hoch
In Ringeln blauer Rauch aufzog.
Noch jetzt ist mir's, als sähe ich
Aufgehn die Thür und schließen sich . . .
Ich weiß, du kannst den Gram, die Wehen,
Die mich zernagen, nicht verstehen;
Und könntest du's, — es wär' mir leid:
Laß die Erinn'rung jener Zeit,
Greis, in mir und mit mir vergehen.«

XIV.

»Erschlafft von Allem was mich traf,
Erschöpft lag ich im Schatten nieder;
Und ein erquickend süßer Schlaf
Schloß sanft die müden Augenlieder.
Aufs Neu' im Traum erblickte ich
Das Bild der jungen Grüßerin,

Und seltsam süßer Gram beschlich
Das Herz und trübte meinen Sinn ...
Schwer seufzt' ich auf, und — war erwacht.
Und über mir, in voller Pracht,
Stand leuchtend schon der Mond am Himmel,
Und um ihn her das Sterngewimmel.
Zum Hof des Mond's ein Wölkchen eilte,
Das gierig seine Arme theilte,
Als ob es her zum Raube käme.
Rings tiefe Nacht und Schweigen weilte;
Die Berge fern, die schneebedeckten,
In glitzernd silbernem Gebräme
Hochauf die dunklen Kuppen streckten.
In seinen Ufern braust und zischt
Der Gießbach. In der Hütte ferne
Strahlt matt noch eines Lichtes Schimmer,
Doch bald verlischt's im dunklen Zimmer
Nach hellem Flackern: So verlischt
Um Mitternacht das Licht der Sterne!
Ich wollte ... doch es schreckte mich
Hin wo die Hütte stand, zu gehen,
Nur ein Verlangen kannte ich,
Ein Ziel: mein Vaterland zu sehen!
Stark rang' ich mit des Hungers Schmerzen,
Den geraden Weg verfolgend schlich
Ich fürbaß, stumm, mit scheuem Herzen.
Doch bald verlor ich in der Dicke
Des Wald's die Berge aus dem Blicke,
Und im Gehölz verirrt' ich mich.«

XV.

„Ich suchte trotz der Dornen Stechen
Durch das Gesträuch mir Bahn zu brechen.
Es war vergeblich! In der Runde
Ward's grausiger mit jeder Stunde,
Des Urwald's Räume düster grauten,
Und traurig ward mein Herz und schwer;
Durch der Gebüsche Zweige schauten
Millionen schwarze Augen her ...
Ich kletterte auf einen Baum,
Die Sinne fühlt' ich mir vergehen:
Rings bis zum weiten Himmelsraum
War Wald nur, dichter Wald zu sehen.
Und bitter schluchzend stürzt ich nieder,
Eiskalt durchzuckt' es meine Glieder,
Und mit verzweifelter Gebärde
Raft ich am feuchten Schoos der Erde ...
Und heißer, heißer Thränen Flut
Befeuchtete mein Angesicht,
Doch glaub's: in der Verzweiflung Wuth
Wünscht' ich der Menschen Beistand nicht ...
Ich war den Menschen fremd auf immer,
Fremd wie der Steppe wildes Thier ...
Und Greis, beim Höchsten schwör' ich dir,
Daß meiner Brust kein leis Gewimmer,
Kein Laut, kein kurzes Stöhnen nur,
Verrathend meinen Schmerz, entfuhr.“

XVI.

»Seit meiner Kindheit kennst du mich:
Nie ließ zu Thränen mich mein Stolz —
Doch ohne Scham dort weinte ich.
Wer sah mich? Nur das dunkle Holz,
Der Mond, der hoch am Himmel stand!
Von seinen Strahlen übergossen
Lag ich bedeckt mit Moos und Sand,
Von dichter Waldesmau'r umschlossen.
Vor mir dehnt sich ein freier Platz.
Auf einmal schwand ein Schatten schnell
Vorüber, gleich zwei Lichtern hell
Erblitzt' es, und mit Einem Satz'
Aus dem Gebüsche sprang in Hast
Ein wildes Thier, und streckt' die Glieder
Und warf sich auf den Rücken nieder.
Das war der Wildniß ew'ger Gast —
Der mächt'ge Tiger. Gierig nagend
An einem Knochen, knurrt' er laut,
Dann spielend mit dem Schweife schlagend
Hub er das wilde Auge, schaut'
Zum Vollmond auf, — und silberhell
Erschimmerte sein buntes Fell . . .
Zum Kampf bereit brach ich in Hast
Vom Baume einen knor'gen Ast,
Und plötzlich flammt in wilder Glut
Mein Herz, und lechzt nach Kampf und Blut . . .
Jetzt fühl' ich Alter! hätte mich
Zur Freiheit mein Geschick erlesen,
Daß in der Väter Lande ich
Der Helden Letzter nicht gewesen.«

XVII.

»Ich wartete. Im nächt'gen Grauen
Noch er den Feind, und plötzlich scholl
Geheul, so dumpf und klagevoll
Wie Seufzen ... Und mit seinen Klauen
Fing grimmig er im Sande an
Zu wühlen, stellt' sich aufrecht dann
Und leat' sich wieder, und mir dreht'
Sein erster wilder Sprung den Tod ...
Doch ich kam ihm zuvor und schlug —
Der schwere Schlag den ich ihm trug
War schnell und sicher. Wie ein Beil
Zerspaltete mein starker Ast
Die breite Stirn ... und ein Geheul
Erscholl, wie Menschenstöhnen fast;
Dann stürzt' er hin, doch noch einmal,
Obschon in dickem, breitem Strahl'
Das Blut aus seiner Wunde quoll,
Brach los der Kampf, verzweiflungsvoll!«

XVIII.

»Auf meine Bruſt wild warf er ſich:
Doch zweimal drehend, bohrte ich
In ſeines Rachens Schlund mein Waffen ...
Er brüllte furchtbar und begann
Die letzten Kräfte aufzuraffen,
Und wir, — umſchlungen gleich zwei Schlangen,
Und feſter als ein Freundespaar, —
Zuſammen ſtürzten nieder dann,
Doch auf der Erd' im Dunkel rangen
Wir grimmig fort. — Und ich auch war
Furchtbar in jenem Augenblicke,
Dem wilden Wüſtentiger gleich;
Ich glühte, winſelte wie er:
Als ſtammt' ich ſelber aus dem Reich'
Der Tiger und der Wölfe her.
Es ſchien als hätt' ich alle Spur
Der Menſchenſprache lang verloren —
Ein wild Geſchrei der Bruſt entfuhr,
Als wären mir von Kindheit nur
An ſolch' Geheul gewöhnt die Ohren ...
Doch meinem Feinde ſchwand die Kraft,
Er wälzt' ſich wütend hin und her,
Er athmete noch einmal ſchwer,
Umkrallte mich zum letzten Mal ...
Und ſeines ſtarren Auges Strahl
Flammt drohend noch und grauenhaft —
Dann ſchloß es ſich zum ew'gen Schlaf ...
Doch Angeſicht zu Angeſicht
Dem ſtolzen Feind, der Tod ihn traf,
Wie es im Kampf des Streiters Pflicht!«

XIX.

»Auf meiner Bruft kannſt du noch ſchauen
Die tiefen Spuren, wo die Klauen
Des Ungeheuers mich getroffen:
Noch unvernarbt ſind ſie und offen,
Doch bald im feuchten Schooß der Erden
Wird ihnen Kühle, Lind'rung werden;
Der Tod heilt ſie auf ewig dann.
Ich dachte damals nicht daran.
Die letzten Kräfte aufgerafft,
Tief durch des Waldes Dickicht drang ich ...
Umſonſt ach! mit dem Schickſal rang ich:
Es ſpottete des Armen Kraft!«

XX.

»Und aus dem Walde kam ich drauf.
Schon flammt' der junge Morgen auf,
Und ſeiner Strahlen Glanz verſcheuchte
Die Sterne, meines Pfades Leuchte.
Der Wald begann ſich zu beleben,
Fern ſah ich wirbelnd Dampf aufſchweben,
Und zu mir aus dem Thale ſchallte
Ein dumpf Getön mit Windesrauſchen ...
Ich ſetzte mich, fing an zu lauſchen;
Doch ſchwieg der Wind und es verhallte.
Ich ließ umher die Blicke ſchweifen:
Die Gegend ſchien mir ſo bekannt,

Gott! wohin hatt' ich mich gewandt!
Ich konnte lange nicht begreifen
Daß ich zu meinem Kerker kehrte,
Daß ich umsonst so viele Tage
In mir geheime Hoffnung nährte,
Geharrt, gelitten ohne Klage —
Und was der Lohn jetzt alles Strebens?
Daß in der Blüte meines Lebens
Wo ich in Gottes schöner Welt,
Zum Erstenmal ein Freier stand —
Kaum im Gesumm von Wald und Feld
Der Freiheit süßen Rausch erkannt —
Ich jetzt mit mir zu Grabe trage:
Getäuschter Hoffnung bittre Klage,
Den Gram ob meinem Vaterlande,
Und mehr noch: Eures Mitleids Schande! . . .
Den Geist von Zweifeln noch umwallt
Dacht' ich dem Schreckenstraume nach . . .
Doch wieder durch die Stille schallt
Fernher der Glocke lauter Schlag —
Und klar ward Alles mir und helle . . .
O! ich erkannt' ihn auf der Stelle!
Und ohne Thränen lauscht' ich lange,
Und ohne Kraft, dem grausen Klange.
Der eignen Brust schien er entflossen —
Es war, als hätte Jemand mir
Ein Eisen in die Brust gestoßen.
Und traurig dacht' ich da daß mir
Zum trauten Land wo ich geboren
Auf ewig nun die Spur verloren.«

XXI.

»Ja, Greis, mein Loos verdiente ich!
Das Roß der Steppe, hat es sich
Des fremden ungeschickten Herrn
Entbürdet, findet's aus der Fern'
Mit Sicherheit die grade Spur
Zu seines Heimatlandes Flur . . .
Was war ich neben ihm? — Ob voll
Das Herz von Gram und Sehnsucht schwoll —
Nur leere, matte Glut durchkreist' es,
Der Träume Spiel, Krankheit des Geistes.
Das Zeichen meines Kerkers blieb
Auf mir zurück; — so, matt von Trieb,
Auf zwischen feuchten Steinen schießt
Die Kerkerblume; lang' erschließt
Sie ihre jungen Blätter nicht,
Erwartend stets der Sonne Licht —
Da, eine mitleidsvolle Hand
Verpflanzt von dunkler Kerkerwand
Sie in ein freies Rosenbeet;
Und rings von allen Seiten weht
Des Daseins Süßigkeit und Wonne . . .
Was hilft's? Kaum flammt die Morgensonne
So muß versengt von ihrem Glühn
Das Kerkerblümchen schnell verblühn.«

XXII.

»Dem Blümchen gleich, versengte mich
Der unbarmherz'gen Sonne Strahl;
Umsonst zum Schutze steckte ich
Den Kopf in's hohe Gras im Thal:
Gleich einem Dornenkranze schlangen
Die Halme sich, die dürren, langen,
Um meine Stirne. Aus der Spalte
Der weißen Felsen Dampf aufwallte.
Die Welt in schwerem Traume lag.
O, hätte nur der Wachtel Schlag
Getönt, das Schwirren der Libelle,
Das Murmeln klarer Bacheswelle! —
Vorsichtig durch den Rasen glitt
Nur eine Schlange, die, wie eine
Mit goldner Schrift bedeckte Klinge,
Den Sand, den siedenden, durchschnitt.
Es schimmerten im Sonnenscheine
Vom Rücken fettig bunte Ringe;
Drei halbe Ringe bildend, wand
Sie sich, im heißen Sande liegend —
Dann schnell als wäre sie verbrannt,
Aufsprang sie, hin und her sich biegend,
Bis im Gebüsch sie ganz verschwand . . .«

XXIII.

»Und still, vom reinsten Blau umzogen
Erschimmerte der Himmelsbogen.
Vor mir sah ich zwei Berge stehn
Und dunkel durch den Nebel scheinen,
Und hinter'm Rücken her des Einen
Kennt' ich die Klostermauern schn.
Und unten in der Tiefe zogen
Aragua's und Kura's Wogen,
Die blühend frischen Inseln schäumend
Mit silbernem Gebräm' umsäumend;
Die Wurzeln schwankender Gebüsche
Umrauschte ihre Wogenfrische . . .
Noch weit war's bis zum Inselland.
Ich wollte aufsteh'n — doch es schwand
Mir Alles wirr im Kreis herum;
Ich wollte schreien — doch ich fand
Die trockne Zunge starr und stumm;
Und mein Bewußtsein fühlt' ich fliehn,
Und fiebrisch fühlt' ich's mich durchziehn
Wie Wahnsinn vor dem Tod.
Mir schien
Ich läge auf dem feuchten Grunde
In eines tiefen Stromes Schlunde —
Umhüllt von Nacht geheimnißvoll.
Und, löschend meines Durstes Glut,
Die eisigkalte Wasserflut
Frisch murmelnd in die Brust mir quoll . . .
Mir bangte daß mich Schlaf umzog —
So süß war mir's und wonniglich . . .
Und über meinem Haupte hoch
Drängt' Welle wild auf Welle sich,

Und süßer glänzt als Mondenschein
Die Sonne in die Flut herein.
Und hin und wieder durch die Wogen
Der Fische bunte Schaaren zogen,
Zu spielen wo die Strahlen schienen.
Noch denk ich Eines unter ihnen:
Mich hoch umkreisend, hin und wieder
Taucht' er vertraulich zu mir nieder,
Goldschuppig glänzt' des Rückens Haut;
Und immer näher, lieb und traut,
Um mich im Kreise dreht er sich;
Aus seinen grünen Augen quoll
Ein Blick so tief und wehmuthvoll,
Daß stummes Staunen mich beschlich . . .
Und seine Silberstimme raunte
Mir Worte, wunderbar gelaunte.
Er sang zu mir:

»Mein eigen sei,
»Mein Kind, bei mir bleib du:
»Im Wasser ist das Leben frei,
»Und hier ist Kühl' und Ruh.

»Ich rufe meine Schwestern her:
»Und Tanzesreih'n und Scherz
»Klärt deinen Blick so kummerschwer,
»Erfreut dein müdes Herz.

»Schlaf; weich dein Bett bereitet steht,
»Die Decke klar und rein,
»In süßem Traum die Zeit vergeht,
»Die Welle wiegt dich ein!

»Ich liebe dich, du junges Blut,
»Dich mir zu eigen gieb!
»Bist mir wie frische Wasserflut,
»Mir wie mein Leben lieb!«

Und lange, lange lauschte ich;
Mir schien als ob das Flutgezische
In leisem Wellenmurmeln sich
Mit dem Gesang des Fischleins mische.
Da, mein Bewußtsein plötzlich brach.
Von Dunkel schien die Welt umzogen,
Die schönen Bilder all' verflogen:
Es gab des Geistes wildes Wogen
Der Mattigkeit des Körpers nach . . .«

XXIV.

»So fandet ihr mich in den Steppen,
Ließt mich zurück in's Kloster schleppen . . .
Was sonst geschah, ist dir bekannt. —
Ob, was ich sagte, Glauben fand,
Ob nicht, es gilt mir gleich. Nur quält
Mich's, daß mein Leichnam nicht erlesen,
Im Land der Väter zu verwesen —
Daß Alles, was ich dir erzählt,
Wie ich gelitten und gerungen:
Einst, wenn mich Grabesnacht umhüllt
Kein Herz mehr mit Erinnerungen
An meinen dunklen Namen füllt . . .«

XXV.

»Leb wohl ... reich' deine Hand mir, Greis:
Du fühlst, wie meine glühend heiß ...
Und wisse, schon von Kindheit her
Schloß meine Brust dies Feuer ein;
Jetzt findet's keine Nahrung mehr,
Will aus den Banden sich befrei'n,
Um wieder auf zu Dem zu wallen
Der alle seine Kinder liebt,
Und der nach ew'gem Rathschluß Allen
Dort Ruhe oder Leiden giebt ...«

XXVI.

»Wenn meine Pulse ausgeschlagen, —
Und glaub's, du wirst nicht lange warten —
So lasse mich hinübertragen
Auf jenen Platz in unserm Garten,
Wo traulich zwei Akazienbäume
In weißer Blüte sich erheben ...
Es wächst das Gras so dicht daneben,
Es weht die Luft so frisch, voll Duft
Hin durch die hellen Blütenräume,
Es spielt so goldig klar und rein
Das Blättchen dort im Sonnenschein!
Da, Greis, laß meine Ruhstatt sein.
Und in des blauen Tages Strahl
Erquick' ich mich zum letzten Mal,
Von dort seh ich den Kaukasus!

Vielleicht von seinen Höhen her
Schickt, mit den kühlen Winden, er
Mir freundlich seinen Abschiedsgruß . . .
Und eh' ich sterbe, höre ich
Die heimatlichen Klänge wieder,
Dann wird mir sein als neige sich
Ein Freund, ein Bruder zu mir nieder,
Der tröstend seine Hand mir reicht,
Den kalten Schweiß vom Antlitz streicht,
Und raunt mir flüsternd süße Lieder
Vom Heimatland in's Ohr hinein . . .
Mit dem Gedanken sink' ich nieder
Und Niemand fluchend, schlaf ich ein! . . .

Lied von dem Zaren Iwan Wassiljewitsch, von seinem jungen Leibwächter und dem kühnen Kaufherrn Kalaschnikow.

O du grauser Zar, Iwan Wassiljewitsch!
Von dir schufen wir unser hellönend Lied,
Von deinem Lieblingswächter Kiribejewitsch,
Und von dem kühnen Kaufherrn Kalaschnikew; —
Wir schufen es im Tone der alten Zeit,
Wir sangen es zur Gusli, den hellklingenden;
Wohl oft sangen wir's, oft wiederholten wir's,
Zur Lust, zum Ergötzen des rechtgläubigen Volks.
Und der Bojar Matwei Romedanowsky
Bot uns eine Schale voll schäumendem Meth;
Die antlitzweiße Bojarin aber
Bot uns auf einer Schüssel von Silber dar
Ein neues Handtuch, ein mit Seide genähetes.
Sie bewirteten uns drei Tage und Nächte lang,
Und sie hörten unser Lied immer von Neuem an.

I.

Nicht leuchtet am Himmel die rothe Sonne mehr,
Nicht mehr liebelt mit ihr das dunkle Gewölk;
Sieh', beim Gastmahl, mit goldner Krone, sitzt,
Sitzt der grause Zar, Iwan Wassiljewitsch!
Stumm hinter ihm stehen die Stolniki,[2])
Ihm gegenüber die Bojaren und Fürsten all,
Ihm zur Seite steht der Leibwächter Schaar;
Und es schwelgt der Zar zum Ruhme Gottes viel,
Und zu eigener Lust und Ergötzlichkeit.
Gnädig lächelnd befahl der Zar allda
Süßen Wein zu bringen, überseeischen,
Damit zu füllen seinen goldenen Humpen,
Und man reicht den Wein seinen Wächtern dar;
Und alle tranken davon, und sie rühmten den Zar.

Nur Einer von Allen, von der Wächter Schaar,
Ein stürmischer Kämpe, ein kühner Gesell,
Netzte die Lippen im goldnen Humpen nicht;
Schweigend senkt er zu Boden den finstern Blick,
Schweigend senkt er den Kopf auf die breite Brust —
Aber grimme Gedanken schwellen die breite Brust.
Allda runzelt der Zar seine schwarzen Brauen,
Und richtet auf ihn seinen scharfen Blick,
Wie der Habicht herab aus der Wolkenhöh'

Auf die junge blauflügliche Taube schaut. —
Doch der junge Kämpe erhob sein Auge nicht,
Und es murmelt der Zar ein drohend Wort,
Und finster schaut er den Leibwächter an.

»Du unser treuer Diener Kiribejewitsch,
Birgst du schlimme Gedanken in deiner Brust?
Oder beneidest du unsern Fürstenruhm?
Oder erfüllt dich mit Mißmuth der Ehrendienst?
Wenn der Mond aufgeht, freuen die Sterne sich
In seinem Glanz zu wandeln am Himmelszelt;
Aber welcher Stern sich in den Wolken verbirgt,
Der fällt schnell verlöschend zur Erde herab.
Dir mißfällt, wie es scheint, Kiribejewitsch,
Demes Zaren Gelag und Ergötzlichkeit;
Und bist doch vom Geschlechte der Skuratow,
Und erzogen im Hause der Maljutin!«

Also antwortet drauf Kiribejewitsch
Dem grausen Zaren, mit tiefem Gruß:
— »Du unser Herrscher, Iwan Wassiljewitsch!
Zürne ob deines unwürdigen Sklaven nicht.
Dem beißen Herzen taugt nicht der süße Wein,
Er verscheucht meine finstren Gedanken nicht!
Aber hab' ich dich erzürnt — so geschehe dein Wille:
So befiehl mich zu strafen, mir den Kopf abzuhau'n,
Er liegt mir auf den Schultern wie eine schwere Last,
Vor dir bis zur feuchten Erde beugt er sich. — «

Und es sprach zu ihm Zar Iwan Wassiljewitsch:
»Aber was macht dich so trübe, du kühner Gesell?
Ist dir nicht fein genug mehr dein sammt'ner Kaftan?
Deine schmucke Mütze aus Zobelfell?

Fehlt's an Geld dir, ist die Tasche leer?
Oder hat Scharten bekommen dein stählern Schwert?
Oder hat Schaden genommen dein gutes Roß?
Oder trugest du eine Wunde davon
Im Faustkampfe auf dem Moskuastrom?«

Darauf antwortet Kiribejewitsch,
Verneinend schüttelnd sein lockiges Haupt:
»Nicht der Faustkampf hat meinen Kummer erzeugt,
Keine Schuldennoth und kein Mangel an Geld;
Wohlauf ist mein muthiges Steppenpferd,
Und wie helles Glas schimmert mein scharfes Schwert,
Und am Festtage, durch deine Gnade, Zar,
Bin ich nicht schlechter gekleidet als Andere;
Aber höre, vernimm was mich traurig macht:

»Muthig saß ich zu Rosse, auf schnellem Roß,
Ritt zum Moskuastrome, zum Eiseslauf,
Einen seidenen Gürtel um den schmucken Kaftan,
Auf dem Kopfe die Mütze, die sammetne,
Die mit schwarzem Zobel gefütterte.
Vor den Häusern zuneben den Pforten sieh'n
Viel hübsche Mädchen, junge, rothwangige,
Flüstern und schäkern und kichern froh —
Nur Eine von ihnen flustert und schäkert nicht,
In die buntstreifige Fata[1]) verhüllt sie sich . . .

»Im heiligen Rußland, unserm Mütterchen,
Sucht umsonst solche Schöne der spähende Blick:
Wie von Wellen getragen geht sie — einem Schwane gleich,
Und ihr Blick ist so süß — wie ein Taubenblick,
Ihre Stimme so rein — wie Nachtigallsang,
Es glühen ihre Wangen, roth angehaucht,

Wie die Morgenröthe am Gottesbimmel;
In gold'nen Flechten wallt das lange Haar,
Mit bellen Bändern schmuck zusammengeknüpft,
Um den Nacken schlängelt's, um die Schultern her,
Küßt die weiße Brust, die hochschwellende . . .
Sie stammt vom Geschlecht eines Handelsherrn,
Heißt mit Namen Alena Dmitrewna.

»Und seh ich das Weib, bin ich selbst nicht mein,
Taumelnd hängen die Arme, die kräftigen,
Düster werden die Augen, die blitzenden;
Drückend, grausig ist mir's, o rechtgläubiger Zar!
So versiechen zu seh'n meine Kraft, meinen Muth.
Mein schnellfüßiges Steppenroß ekelt mich an,
Dazu die Gewänder, die sammetnen;
Und gleichgiltig ist mir jetzt Silber und Gold,
Mit wem soll ich theilen mein Silber und Gold?
Vor wem soll ich zeigen meinen jungen Muth?
Vor wem mich brüsten mit meinem schmucken Gewand?

»Laß mich fortzieh'n zur Ferne, in's Steppenland,
Dort in Freiheit zu leben nach Kosakenart.
Dort wird bald mein Kopf, der stürmische,
Einer Lanze der Bußurmanen [12]) zum Schmuck,
Und den bösen Tataren zur Beute wird
Mein muthiges Roß, mein scharfes Schwert,
Dazu das Geschirr, das tscherkessische.
Meine weinenden Augen hacken die Geier aus,
Meine feuchten Knochen wäscht der Regen ab,
Und unbegraben liegt mein verkümmerter Staub
Von den Winden getragen nach allen Seiten hin . . .«

Lächelnd sprach darauf Iwan Wassiljewitsch:
»Nun du mein treuer Diener! deinem Ungemach,

Deinem Kummer und Gram schafft sich Hülfe leicht.
Da, nimm meinen Ring mit Rubin geschmückt,
Und diese bernsteingeschlungene Halsschnur nimm.
Erst such' eine kluge, schlaue Freiwerberin,
Und dann schicke das kostbare Hochzeitsgeschenk
Deiner geliebten Alena Dmitrewna zu:
Gefällt es ihr, feierst du Hochzeit bald,
Gefällt es ihr nicht, sei nicht böse darum. -

— O rechtgläubiger Zar, Iwan Wassiljewitsch!
Es hat dich getäuscht dein verschmitzter Sklav,
Hat dir Falsches geredet, nicht die Wahrheit gesagt!
Er hat dir verschwiegen, daß das schöne Weib
In der Kirche Gottes einem Andern getraut,
Getraut mit einem jungen Kaufmann ist sie
Nach unserm Gesetze, dem christlichen — . . .

Sänger, fallt mit ein — stimmt die Gusli rein!
Laßt der Gusli Saiten singend uns begleiten!
Dem guten Bojaren zur Ergötzlichkeit,
Und der artigsweisen Bojarin zum Dank!

II.

Vor seiner Bude ein junger Kaufmann sitzt,
Der stattliche Bursch Stephan Paramonowitsch,[11])
Mit Familiennamen Kalaschnikow;
Seidene Waaren breitet er sorgsam aus,
Mit süßer Rede lockt er die Käufer herbei,
Das gewonnene Geld überzählt er schlau.
Aber kein guter Tag fiel dem Kaufmann zu Theil,
Viele reiche Bojaren gingen vorbei,
Und zu seiner Bude kam keiner heran.

Schon verhallt ist das Geläut, das zur Vesper rief,
Dunkel flammt hinterm Kremlin das Abendroth,
Eilig ziehen die Wolken am Himmel hin, —
Schneegestöber peitschen die Winde herbei;
Nach und nach wird der Kaufhof von Menschen leer.
Und auch Stephan Paramonowitsch schließt
Seine Bude zu mit der eichenen Thür,
Mit einem deutschen Schlosse, einem ächten, daran;
Und sinnend geht er nach Hause und denkt
An seine junge Frau hinterm Moskwastrom.

Und gelangt er zuletzt in sein hohes Haus,
Und es wundert sich Stephan Paramonowitsch,
Nicht begegnet sein Blick seiner jungen Frau,

Ungedeckt noch steht dort der eichene Tisch,
Kaum noch flackert das Licht vor dem Heiligenbild.
Und er ruft seine alte Haushälterin:

»Du sag' an, sag' an, Jeremejewna,
Wohin ist verschwunden, wo hat sich versteckt
In so später Stunde Alena Dmitrewna?
Und haben meine lieben Kinderchen
Schon Thee getrunken, sich müde gespielt,
Und hat man sie schon zu Bette gebracht?«

»— O du mein Herr, Stephan Paramonowitsch!
Gar seltsame Dinge sind heute geschehn:
Ging zur Vesper zu beten Alena Dmitrewna;
Schon ist der Pope zurück mit seiner jungen Frau,
Haben Licht angezündet und essen zur Nacht —
Aber deine junge Frau bis zu dieser Zeit
Ist aus der Kirche noch nicht zurückgekehrt.
Und die Kinderchen sind auch noch nicht schlafen gelegt,
Sind nicht spielen gegangen, weinen immerfort:
Die armen Würmchen wollen ihre Mutter sehn. —«

Und arimme Gedanken umgaben die Stirn
Des jungen Kaufmanns Kalaschnikow:
Und er stellt sich an's Fenster, sieht zur Straße hinaus —
Doch in dunkle Nacht war die Straße gehüllt;
Weißer Schnee steckt herab, wächst zu dicker Schicht,
Und der Fußtritt des Menschen verliert sich darin.

Horch, da schallt's vom Flur als öffne die Thüre sich,
Und er vernimmt leiser flüchtiger Tritte Schall,
Er lauscht, sieht sich um — und beim heiligen Gott!
Sieh da, vor ihm steht zitternd sein junges Weib,

Zitternd und bleich, mit bloßem Haar,
Die goldenen Flechten wild aufgelöst —
Weiße Schneeflocken hängen statt des Schmucks darin:
Die Augen rollen wie im Wahnsinn umher,
Unverständlich fällt von den Lippen das Wort.

„Nun was treibst du dich, Weib, noch so spät umher?
Von welchem Hofe, welchem Markte kommst du,
Daß dein Haar so zerzaust und aufgelöst,
Daß deine Kleider zerknickt, zerrissen ganz?
Bist du zu Gaste gewesen, hast Liebschaft gesucht
Bei einem hübschen reichen Bojarensohn? . . .
Bist du deshalb vor dem heilgen Muttergottesbild
Mir zur Lebensgefährtin angetraut,
Haben wir deshalb die goldenen Ringe gewechselt? . .
Wart' du, in ein finst'res Gemach sperr ich dich,
Mit eisenbeschlagener Eichenthür,
Daß dir Gottes heller Tag verschlossen bleibt
Und du ferner nicht meinen guten Namen entehrst . . .“
Wie Alona Dmitrewna die Worte hört,
Erbangt schier und zittert das liebe Weib,
Gleich einem Herbstblatt am Baum vom Sturm bewegt,
Bittre, bittre Thränen entrollen ihr,
Und zu den Füßen ihres Mannes wirft sie sich.

„O du mein Herr, meine rothe Sonne du!
Hör' mich ruhig an oder tödte mich!
Deine Worte sind mir wie ein scharfes Schwert,
Du reißt mir damit das Herz blutig auf.
Ich fürchte die Marter des Todes nicht,
Auch nicht der Leute böses Geschwätz,
Den Verlust deiner Liebe nur fürchte ich!

»Als ich heim von der Vesper nach Hause ging,
Die krumme einsame Straße entlang,
Da erscholl es plötzlich wie Geklirr hinter mir;
Ich sehe mich um — läuft ein Mann auf mich zu!
Meine zitternden Füße knickten unter mir,
Mit meiner seidenen Fata verhüllt' ich mich.
Und kräftig greift er meine bebende Hand,
Und mit leisem Geflüster sagt er mir:

»›— Was erschrickst du denn so, du mein schönes Kind?
Ich bin kein Mörder, kein nächtlicher Dieb,
Ich bin ein Diener des Zaren, des grausen Zar,
Und ich heiße mit Namen Kiribejewitsch,
Aus dem berühmten Geschlechte Maljutin . . . .

»Da erschrak ich noch ärger als vorhin schon,
Und mein armer Kopf ging wirr im Kreise mir.
Und er fing mich zu küssen, zu kosen an,
Und liebkosend sprach er in Einem fort:

»›— Sag' an, schönes Kind, was du haben willst,
Holdes Täubchen du, mein geliebtes Kind!
Willst du Geld, verlangt dir's nach Perlenschmuck?
Willst du Edelgestein oder blumigen Sammt?
Wie eine Zarin sollst du gekleidet gehn,
Zum Neide, zum Aerger aller anderen Frau'n,
Nur laß mich nicht sündigen Todes sterben:
Lieb' mich mein Kind, liebe und küsse mich,
Wenn auch Einmal nur, zum ersten und letzten Mal! — ‹‹

»Und dann küßt er mich wieder und koste mich,
Noch jetzt fühl' ich brennend die Wangen glühn,
Wie ein Rasender fester umschlang er mich,

Mit ſeinen ruchloſen Küſſen bedeckte er mich . . .
Und aus den Fenſtern rings lugten die Nachbarinnen
Und zeigten verhöhnend mit den Fingern auf uns.

»Wie ich mich ſträubend ſeinen ſtarken Armen entwand
Und in ſtürmiſcher Haſt dem Hauſe zulief,
Blieb in den Händen des Räubers zurück
Mein geſticktes Tuch das du mir geſchenkt,
Und meine buchariſche Fata dazu.
So ward ich beſchimpft, von dem Buben entehrt,
Ich, deine ehrliche treue Frau! —
Und die ſchlimmen Nachbarinnen, die mich geſehn! —
O Gott! ewig bin ich beſchimpft und entehrt!

»O gieb mich nicht, mich, dein treues Weib,
Dem böſen Geſpött, der Verachtung preis!
Wer außer dir iſt, der mir helfen kann?
Auf der weiten Welt ſteh ich als Waiſe allein:
Mein alter Vater liegt längſt im feuchten Grab,
Ihm zur Seite iſt meiner Mutter Grab;
Mein älteſter Bruder, wie du ſelber weißt,
Iſt ſeit lange verſchollen in fremdem Land,
Und mein jüngſter Bruder iſt noch ein kleines Kind,
Bedarf ſelbſt meiner Hülfe und Pflege noch . . .«

Alſo jammerte Alena Dmitrewna,
Und ſie weinte bittere Thränen dabei.

Und es ſchickt darauf Stephan Paramonowitſch
Zu ſeinen beiden jüngern Brüdern hin:
Und die beiden Brüder kamen und grüßten ihn,
Und alſo redeten ihn die beiden an:

»Sprich was ist mit dir, ist dir ein Unglück geschehn?
Daß du zu uns geschickt in so später Stund,
So spät in der stürmischen Mitternacht?«

»— Wohl, lieben Brüder ist mir ein Unglück geschehn,
Mir und meiner ganzen Familie:
Geschändet ist unser ehrliches Haus
Durch einen Diener des Zaren, Kiribejewitsch;
Ein Unglück, das meine Seele nicht trägt,
Das zu schwer auf dem duldenden Herzen liegt.
Wenn man morgen den festlichen Faustkampf hält
Auf der Moskwa, in des Zaren Gegenwart,
Werd' ich kämpfen mit dem Leibwächter Kiribejewitsch
Einen furchtbaren Kampf, auf Leben und Tod.
Und tödtet er mich — so verzagt nicht darob,
Betet zur Jungfrau, der allerheiligsten!
Ihr seid jünger als ich, seid noch frischer an Kraft,
Und weniger Sünden lasten auf Euch,
Der Herr wird Euer Herr, Euer Helfer sein!«

Solches sprachen die Brüder zur Antwort darauf:
»Wohin der Wind weht vom Himmelsgewölb,
Dahin eilen die Wolken, die willigen.
Wenn der blaue Adler zu Gaste ruft
Nach der Wahlstatt zu fliegen, der blutigen,
Zum Festesmahle, zum Leichenfraß,
So folgen alle Jungen des Alten Flug.
Du bist der ältere Bruder, unser zweiter Vater,
Thu' was dir gut dünkt, nach eigener Wahl —
Wir gehorchen dir willig, verlassen dich nicht.«

III.

Ueber der Mosauastadt, der goldköpfigen,
Ueber den Kremlinsmauern, den weißsteinigen,
Hinter fernem Gehölz, blauen Bergen her,
Flammt, die weißen Dächer der Häuser vergoldend,
Und die feuchten, verdüsternden Wolken zertheilend,
Die leuchtende Morgenröthe auf;
Und sie reinigt lächelnd das goldene Haar,
Wascht ihr Antlitz im weißen Schnee,
Einer Schönen gleich, die sich im Spiegel beschaut,
Schaut sie wohlgefällig lächelnd vom Himmel herab
Warum, schönes Frühroth, sprich, bist du erwacht?
Welche Freude, sprich, bist du gekommen zu sehn?

Schon zur Stadt hinaus wandern, schon versammeln sich
Die kühnen Kämpfer der Faust, die Moskowischen,
Auf dem Mosauastrom, auf der Eisesbahn.
Schon nahet der grause, rechtgläubige Zar,
Mit seinen Bojaren und seiner Wächterschaar,
Und er befiehlt eine silberne Kette zu ziehn,
Eine silberne Kette mit Gold geziert.
Und sie umzogen mit der Kette einen freien Platz
Von fünfundzwanzig Saschen [1]) zum Kampfesspiel.
Und hieß darauf Zar Iwan Wassiljewitsch
Mit lauter Stimme zu rufen das Aufgebot:
»Herbei, eilt zum Kampfe, ihr kühnen Gesell'n!
Unsern Vater zu ergötzen, den grausen Zar,
Eilt herbei, tretet ein in den breiten Kreis.

Wer Sieger von Euch wird, den belohnet der Zar,
Dem Besiegten aber wird unser Herrgott verzeih'n!«

Und hervor tritt der kühne Kiribéjewitsch,
Und er neigt sich vor dem Zar bis zum Gürtel tief,
Wirft von den starken Schultern seinen sammtnen Pelz,
Stützt fest in die Seite die rechte Hand,
Rückt mit der andern die schmucke Mütze zurecht,
Und so erwartet er einen Gegner zum Kampf.
Dreimal ergeht zum Kampfe das Aufgebot —
Aber keiner von den Kämpen rührt sich rings,
Alle stehen stumm, Einer stößt den Andern an.

Im Kreise geht der Leibwächter auf und ab,
Und verhöhnt die umstehenden Kämpen laut:
»Nun, was steht ihr so still da, als fürchtet Ihr Euch!
Wagt sich Keiner heran unter meine Faust,
Zum Ergötzen des Zars, des rechtgläubigen?«

Plötzlich theilt sich der Haufen nach beiden Seiten hin,
Und hervortritt Stephan Paramonowitsch,
Der junge Kaufmann, der kühne Gesell,
Mit Familiennamen Kalaschnikow;
Tief verbeugt er sich erst vor dem grausen Zar,
Und dann vor dem weißen Kremlin mit den heiligen Kirchen,
Und zuletzt vor dem versammelten Russenvolk.
Wildes Feuer durchflammt sein Adlerauge,
Mit festem Blick schaut er den Leibwächter an,
Darauf ihm gegenüber kühn stellt er sich,
Zieht die schützenden, dicken Fausthandschuh an,
Zieht die breiten, gewaltigen Schultern auf,
Und glättet schmuck seinen lockigen Bart.

Darauf redet zu ihm Kiribejewitsch:
»Aber sag mir zuvor, du kühner Gesell,
Aus welchem Geschlechte und Stamme bist du,
Und wie mit Namen nennst du dich?
Daß man weiß wem zu bestellen das Todtenamt,
Und daß ich bei Namen kenne, den ich besiegt.«

Und es antwortet Stephan Paramenowitsch:
»Ich heiße mit Namen Stephan Kalaschnikew,
Ich bin geboren von ehrlichem Elternpaar,
Und habe immer nach Gottes Geboten gelebt:
Nie geschändet hab ich meines Nachbarn Weib,
Bin nie auf Raub geschlichen im Dunkel der Nacht,
Habe nie mich versteckt vor dem Tageslicht . . .
Wohl gesprochen hast du ein wahres Wort:
Ueber Einen von uns hält man Todtenamt,
Und nicht später als morgen zur Mittagszeit;
Und Einer von uns wird sich rühmen des Siegs
Mit den kühnen Freunden, beim Festesmahl . . .
Nicht ist's Zeit jetzt zu Scherzen, zu Spott und Hohn,
Ich bin zu dir gekommen, du Heidensohn,
Zu furchtbarem Kampfe auf Leben und Tod!«

Und als Kiribejewitsch die Worte gehört,
Erblaßte sein Antlitz, wurde bleich wie der Schnee,
Seine blitzenden Augen verfinsterten sich,
Es durchrieselt ihn kalt wie ein Eisesbauch,
Auf den offenen Lippen erstarb das Wort.

Schweigend nahen die beiden Kämpfer sich,
Und der furchtbare, ritterliche Kampf hebt an.

Kiribejewitsch erhebt zuerst seine Hand,
Und führt einen Schlag auf Kalaschnikew,

Und trifft ihn tief in der Mitte der Bruſt —
Von dem Schlage erbebte die muthige Bruſt.
Und zurück ſchwankte Stephan Paramonowitſch;
Er trug auf der Bruſt ein metallenes Kreuz,
Mit heiligen Reliquien aus Kiew geſchmückt,
Und es bog ſich das Kreuz, ward tief ins Fleiſch gepreßt,
Und in dickem Strom quoll das Blut dabei.

Und es ſpricht für ſich Stephan Paramonowitſch:
Wen das Unglück trifft, auf den komme es,
Ich werde kämpfen ſo lange im Arme noch Kraft'
Und er ſammelt ſich wieder und bereitet ſich,
Nimmt zuſammen ſeine ganze Kraft,
Und führt mit gewaltiger Wucht einen Schlag
Ueber die linke Schläfe die Schulter hinab.

Und der junge Leibwächter ſtöhnte leis,
Strauchelte, fiel todt zu Boden hin;
Getroffen ſtürzt er hin auf den weißen Schnee,
Wie im Walde ein junger Fichtenbaum
Bei der Wurzel abgehauen zu Boden kracht,
Derweil aus dem Stamme das Harz entquillt.
Wie der Zar das ſah, Iwan Waſſiljewitſch,
Ergrimmte er, ſtampft auf den Boden voll Zorn,
Und grimmig zieht er die finſteren Brau'n,
Befiehlt zu ergreifen den kühnen Geſell'n,
Den jungen Kaufmann Kalaſchnikow,
Ihn zu führen in ſeine Gegenwart.

Und alſo ſprach zu ihm der rechtgläubige Zar:
„Steh mir Rede, antworte wahrhaft mir,
Erſchlug mit Vorſatz, oder durch Zufall, dein Arm
Meinen tapfern Kämpen Kiribejewitſch?“

»Ich will dir ehrlich gestehen, rechtgläubiger Zar:
Aus freiem Vorsatz erschlug ich ihn,
Aber warum und wofür — das sag ich dir nicht,
Das gesteh ich nur Gott, dem Einigen!
Befiehl mich zu tödten — auf dem Richtplatz mir
Den unschuldigen Kopf vom Rumpfe zu hau'n;
Nur verlaß meine armen Kinderchen nicht!
Verlaß nicht mein junges, unschuldiges Weib
Und entzieh meinen Brüdern deine Gnade nicht . . .«

— »Du hast wohl gethan, du kühner Gesell,
Du Kämpfer der Faust, junger Kaufmannssohn,
Daß Du Antwort gegeben nach Wahrheit und Pflicht.
Deinem jungen Weibe und deinen Kindern zahl ich
Aus eigener Kasse ein Jahrgeld aus,
Deinen Brüdern erlaub' ich von diesem Tag
Freien Handel im weiten Russenland,
Ohne Abgaben zu zahlen noch Zollgebühr;
Du selbst aber, junger Kaufmannssohn,
Sollst zum Richtplatz gehn, auf das hohe Schaffot,
Dort zur Ruhe legen deinen stürmischen Kopf.
Ich werde wetzen lassen ein starkes Beil,
Und dem Henker befehlen sein Kleid anzuthun;
Ich werde befehlen die große Glocke zu läuten,
Um allen Moskaubewohnern kund zu thun,
Daß ich auch an dir meine Gnade geübt . . .«

Auf dem Platze wogt es von Volksgedräng,
Die große Glocke läutet in klagendem Schall,
Tönt weithin die traurige Botschaft umher.
Auf dem Richtplatz, auf dem hohen Schaffot,
Im rothen Hemde, mit heller Schürze davor,
Mit dem großen, dem scharfgewetzten Beil

Geht der Henkersknecht fröhlich auf und ab,
Und harrt seines Opfers, des Kaufmannssohns;
Und der junge Kämpe, der Kaufmannssohn
Nimmt Abschied von seinem Brüderpaar:

»Nun Brüder, meine lieben Freunde,
Laßt mich Euch küssen, umarmen zum Letztenmal,
Zur letzten Trennung auf dieser Welt.
Grüßt von mir Alena Dmitrewna,
Helft ihr ihren Kummer zu mäßigen,
Und daß sie meinen Kindern nicht erzähle von mir!

»Grüßt von mir unser theures Elternhaus,
Und alle meine braven Bekannten grüßt,
Und betet in der Kirche Gottes für mich
Für das Heil meiner Seele, der sündigen!«

Und sie tödteten Stephan Paramonowitsch
Eines martervollen, schimpflichen Tod's;
Hoch auf dem Schaffote wälzte sich
Sein blutiges, sein gefallenes Haupt.

Und sie begruben ihn hinterm Mosquastrom
Auf freiem Feld, wo drei Wege gehn:
Nach Tula, nach Rjäsan und Wladimir,
Und aus der feuchten Erde machten sie einen Grabhügel hoch,
Und pflanzten drauf ein Kreuz aus Ahornholz.
Und es heulen und brausen die Winde jetzt
Ueber das öde Grab, das kein Name ziert;
Und viele gute Leute gehen vorbei,
Geht ein Greis vorüber — schlägt er fromm ein Kreuz,
Geht ein Bursch vorüber — blickt er stolz drauf hin,

Geht ein Mädchen vorüber — wird das Auge feucht,
Geht ein Sänger vorüber — singt er ein traurig Lied.

Heida, Sänger, junges Blut!
Singt noch Eins mit frohem Muth,
War der Anfang gut, sei das Ende auch gut!
Und eh' wir das Lied zu Ende geführt
Geben wir Ehre, wem Ehre gebührt.

Unserm freigebigen Bojar sei Ruhm!
Und der antlitzschönen Bojarin sei Ruhm!
Und allem christlichen Volke Ruhm!

Die drei Palmen.

Eine Morgenländische Sage.

Es ſtanden drei mächtige Palmen im Sand,
Im Wüſtenland, im arabiſchen Land.
Und unter den Palmen an ſchattiger Stelle
Sprang murmelnd und friſch eine kühlende Quelle,
Geſchützt durch der mächtigen Palmen Grün
Vor Wüſtenſand und Sonnenglühn.

Wohl lange ſchon ſtanden die Palmen im Sand,
Und noch nie kam ein Pilger aus fremdem Land
Hier Obdach zu ſuchen an ſchattiger Stelle,
Und durſtig zu ſchöpfen vom ſprudelnden Quelle.
Schon lichtet ſich welkend der Palmen Grün,
Wird wärmer die Quelle im Sonnenglühn.

Da ſprachen die Palmen zum Himmel gewandt:
»Was ſtehn wir hier trauernd im Wüſtenſand,
Verblühend, uns ſelber und Anderen nutzlos?
Weitab irrt der Pilger von uns und bleibt ſchutzlos,
Nie hat uns erfreuet ein dankender Blick,
So ungerecht übt ſeine Macht das Geſchick!«

So klagten die Palmen, so murmelt ihr Laub,
Sieh: plötzlich dort wirbelt's von goldenem Staub:
Kommt klingend eine Karawane gezogen,
Wie schaukelnde Nachen auf Meereswogen
Sieht man auf der stäubenden Wüstenbahn
Hoch ein Kameel nach dem andern nahn.

Und zwischen die Höcker der Thiere gesteckt
Manch buntes Gezelt ihre Rücken bedeckt —
Dort sieht man glühende Augen funkeln,
Aus weißem Gewand braune Hände dunkeln —
Zuneben reitet auf schwarzem Roß
Der mag're Araber mit Speer und Geschoß.

Es bäumt sich sein Rappe von Zeit zu Zeit,
Und streckt sich und springt wie ein Tiger weit.
Und flatternd die weißen Gewande wallen
Des Reiters, und faltenreich niederfallen —
Und wie er die Quelle schaut, pfeift er und singt
Vor Freude, und hoch seine Lanze schwingt.

Jetzt hat die Karawane die Palmen erreicht,
Und lärmend und froh Alles niedersteigt.
Nun füllt man die Schläuche und pflegt sich aufs beste.
Lustrauschend begrüßen die Palmen die Gäste:
Nun kühlt euch im Schatten nach brennender Glut,
Nun labt und erquickt euch in sprudelnder Flut! —

Doch Nachts, da der Zug sich gelabt und gepflegt,
Sieh: da wurde die Axt an die Palmen gelegt,
Und die seit Jahrhunderten prangten in Stolz da,
Sie wurden zerhauen gleich niedrigem Holz da,
Die Scheite verwendet zu loderndem Brand,
Und Rinder zerrissen der Palmen Gewand.

Am anderen Tage in früher Zeit
Macht sich die Karawane zum Zuge bereit.
Die Stätte war wüste, nur glimmen und qualmen
Sah man noch das Holz der mächtigen Palmen.
Bald wurden begraben im Wüstensand
Die letzten Reste vom Palmenbrand.

Und heute liegt's wüste und öde umher,
Es flüstert das Laub mit der Quelle nicht mehr,
Umsonst die versiegenden Wasser flehen
Um Schutz den Propheten — nur Staubwolken wehen;
Kein Pilger mehr ruht hier im schützenden Laub,
Nur der Geier zerreißt hier den blutigen Raub . . .

Borodino.

„Sag', Oheim! nicht umsonst in Flammen
Brach unser Moskau einst zusammen
Vor des Franzosen Macht?
Wohl galt es kampfgewalt'ge Leute
Zum Streite um so reiche Beute,
Und nicht umsonst denkt man noch heute
Der Borodino-Schlacht!"

— Ja! Männer gab's in unsern Zeiten,
Gleich stark im Dulden und im Streiten,
Männer von Stahl und Erz —
Nur Wen'ge ließ die Schlacht am Leben,
Und, wär' es nicht um höh'res Streben,
Sie hätten nimmer preisgegeben
Moskau, des Landes Herz!

In Trauern zogen wir von dannen,
Ergrimmt bis wir die Schlacht begannen;
Manch Alter murrt und brummt:
„Was? will man uns schon einquartieren
Zum Winter, statt zu kommandiren
Die Bajonette zu probiren?"
Das Murren bald verstummt!

Weit lag die Wahlstatt ausgebreitet,
Redouten wurden schnell bereitet,
Wall thürmt sich hinter Wall.
Die Arbeit sollte sich belohnen —
Im Frühroth blitzen die Kanonen
Und fern der blauen Wälder Kronen —
Franzosen überall!

Stark hatt' ich mein Geschütz geladen,
Zuviel — dacht' ich — kann hier nicht schaden:
Die Feinde stehen dicht!
Die Kugeln sind von gutem Gusse,
Kommt das Geschütz nur erst zum Schusse,
Sollt ihr erfahren wie der Russe
Für seine Heimat ficht!

Zwei Tage währte schon das Feuern,
Und noch einmal galt's zu erneuern
Den Kampf mit ganzer Macht . . .
Noch war kein Ausgang zu versprechen,
Kurz nur des Kampfes Unterbrechen,
Und auf des Schlachtfeld's blut'ge Flächen
Schwarz senkte sich die Nacht.

Ich lag bei der Laffette nieder.
Wir hörten fernher hin und wieder
Geräusch vom Feindesheer.
Wir lagen still in freier Stätte,
Die Einen schnarchten um die Wette,
Die schliffen ihre Bajonette,
Die putzten ihr Gewehr.

Doch kaum erglänzt das Frühroth wieder
Da lärmend bilden ſich die Glieder,
Der Oberſt ſprengt vorbei —
Wir hören ſeinen Ruf erſchallen —
Das war ein Held! ein Vater Allen,
Ach! früh war's ihm beſtimmt zu fallen,
Ihn traf ein tödlich Blei!

Er ſprach, und hell ſein Auge flammte:
»Es gilt die Stadt, die angeſtammte,
Moskau, des Landes Macht —
Für Moskau ſtehen oder fallen!«
Laut ließen wir den Schwur erſchallen,
Gehalten ward der Schwur von Allen
Bis ausgetobt die Schlacht.

Das war ein Tag! Schwarz durch den Dampf her
Wie Donnerwolken zog's im Kampf her
Auf die Redouten los.
Dragoner, hoch mit Pferdeſchweifen,
Ulanen, buntgeſcheckte Streifen
Auf ihren Fähnlein — Alle greifen
Uns an mit wucht'gem Stoß.

Wild wogt's herüber und hinüber,
Wie Schatten ſchwebten uns vorüber
Die Fahnen, — durch den Dampf
Erblitzt es roth, Kartätſchen ziſchen,
Ein Knattern, Klirren ſchallt dazwiſchen,
Mit Haufen blut'ger Leichen miſchen
Die Kugeln ſich im Kampf.

Kund ward dem fränkischen Geschlechte
Wie Russen stehen im Gefechte,
Was unser Faustkampf heißt!
Wie unsre Brust — die Erde dröhnte,
Ein tausendfältig Donnern tönte,
Der Reiter mit dem Rosse stöhnte,
Tod und Verderben kreist.

Es dämmerte. Wir standen fertig
Und waren neuen Kampfs gewärtig
Beim nächsten Morgenroth —
Doch nach und nach verstummt das Knallen,
Zum Rückzug alle Trommeln schallen . . .
Wir aber zählten die gefallen,
Verwundet oder todt . . .

Ja! Männer gab's zu unsern Zeiten,
Stark im Gehorchen und im Streiten,
Männer von Stahl und Erz!
Nur Wen'ge ließ die Schlacht am Leben,
Und, wär' es nicht um höh'res Streben,
Sie hätten nimmer preisgegeben
Moskau, des Landes Herz! —

Die Rentmeisterin.

I.

T...w ist eine Stadt, die ehmals
Beim Zar in schlechtem Ansehn stand,
Doch ist sie jetzt so treu, wie jemals
Die allertreuste Stadt im Land. —
Drei Straßen, grade wie Kasernen
Hat sie, und Pflaster und Laternen.
Wirthshäuser auch sind zwei darin,
Genannt nach Moskau und Berlin.
Vier Schilderhäuser noch erwähnen
Muß ich, als eine Zier der Stadt —
Des Ortes Polizeiwacht hat
Hier Zeit zum Schnarchen und zum Gähnen.
Die Stadt ist hübsch, und in der Huth
Der Polizei ist sie auch gut.

II.

Doch ach! es herrscht hier Langeweile
Noch mehr als an der Newa Strand;
Die Klatschsucht schießt mit gift'gem Pfeile,
Die Dummheit klatscht mit dicker Hand;

Der Affe spielt den Eleganten;
Selbst von steifleinenen Pedanten
Ist Ueberfluß — und vor Klavier
Und Singsang schützt kein Mittel hier.
Und Damen — wahre Blumenstengel
Von Tugend — giebt's ein ganzes Schock
Dianen hier im Unterrock.
Sie selbst sind ohne Fehl' und Mängel,
Denn scharf von Zunge und Gesicht
Gehn sie mit Andern ins Gericht.

III.

Ein Wort hat wie ein Blitz entzündet
Die Stadt, daß man sie kaum noch kennt:
Die frohe Nachricht ist verkündet
Daß ein Ulanenregiment
Zum Winter kommt. Gott sei uns gnädig!
Der Oberst ist gewiß noch ledig,
Und der Brigadegeneral
Giebt sicher Bälle ohne Zahl!
Die steifste Mutter wird beweglich,
Gott! welche Aussicht für ihr Kind!...
Und nur die dummen Männer sind
Vor Geiz und Sorgen unerträglich —
Dem Neid, der Eifersucht ein Dorn
Im Aug' ist Uniform und Sporn.

IV.

Einſtmals, es war am frühen Morgen,
Kaum flammte auf der junge Tag,
In ihren Betten noch verborgen
Die Welt der »höh'ren Kreiſe« lag,
Der goldne Knauf der Kathedrale
Erſchimmerte im Morgenſtrahle:
Ward es in T...w's Straßen laut,
Und wie das Auge abwärts ſchaut:
Den Oberſt mit den Adjutanten
Voran, ziehn die Ulanen ein,
Zu ſechs und ſechs, in langen Reihn.
Ganz ſchläfrig ſahn die Muſikanten
Auf ihren Pferden aus — doch ſchön
Klang ihres Reitermarſchs Getön.

V.

Und bei dem Wiehern, der Bewegung,
Dem Roßhufſchall und dem Geklirr,
Schlägt manches Herz in laut'rer Regung,
Und manches Mädchenaug' blickt wirr.
Vom Lager ſpringt der Fuß, der flinke,
»Gott, wie du ſchläfrig biſt, Kathinke!
Pantoffeln her und Morgenrock!
Iwan! der Kerl liegt wie ein Block —
Schnell, öffne doch die Fenſterläden!«
Ganz angelaufen iſt das Glas,
Hier fehlt noch dies, da fehlt noch das,
Ein Lärmen, Durcheinanderreden..
Doch endlich klar das Auge ſieht
Den Zug, wie er vorüberzieht.

VI.

Welch Anblick! »Sieh nur, Katherine,
Den da!« — Wen, den Major? — »Ach nein,
Den rechts da mit der stolzen Miene,
Er scheint nur ein Kornet zu sein,
Doch, wie er herrlich sitzt zu Pferde!
Er grüßt so freundlich von Geberde
Herauf — den hab' ich schon gesehn
Im Traume neulich!« Lange stehn
Die Mädchen, sehen in Gedanken
Mit manchem lauten O! und Ach!
Dem langen Reiterzuge nach.
Im Wind die Federbüsche schwanken.
Es laufen unter Lärm und Schrein
Barfüß'ge Buben hinterdrein.

VII.

Dem Wirthshaus beigenannt »Moskowskoi«,
Wo der Ulanen Hauptquartier,
Wohnt gegenüber Herr Bobkowsky,
Rentmeister der Regierung hier.
Er thut im alten Haus sich gütlich,
Das nicht geschmackvoll, doch gemüthlich
Erbaut: auf einem Säulenpaar
Ruht ein Balkon wie ein Altar.
Vier rund beschnitt'ne Birkenbäume
Stehn vorne, auf dem morschen Dach
Wächst Moos, doch jedes Fensterfach
Zeugt von der Pracht der innern Räume,
Rouleaux, Gardinen reich und dick,
Begegnen hier der Neugier Blick.

VIII.

Unheimlich sah mit großer Glatze
Und falschem Blick der Hausherr aus,
Doch, Dank dem öffentlichen Schatze.
Nie fehlt' es ihm an Geld im Haus.
Das Rechnen war ihm sehr geläufig,
Er spielte gern und spielte häufig
Im Karten, wo der alte Mann
Bei hohem Einsatz meist gewann.
Und kam es vor daß er zuweilen
Auch eine Kleinigkeit verlor,
So schrieb er sich das hinter's Ohr,
Und suchte den Verlust zu heilen
Durch Kassengelder, gern ertränkt
Er auch im Wein was ihn gekränkt.

IX.

Die Arbeit scheute wie Gefahr er,
Doch seinen Rath holt Jeder hoch.
Der Schrecken aller Mütter war er,
Und ihrer Söhnlein Pädagog.
Durch welsche Hühner, Eier, Butter,
Von mancher zartbesorgten Mutter
Ward er als Pädagog geehrt,
Und seines Vorraths Schatz vermehrt.
Der Arzt, Kreishauptmann und der Richter
Besuchten ihn zu Tisch und Spiel —
Bei Tische spaßte er so viel
Und schnitt so komische Gesichter,
Daß seine junge Frau für ihn
Erröthend sich zu schämen schien.

X.

Vergessen hätt' ich fast, zu melden,
Daß ihm auch eine Frau beschert,
Und diese Hälfte unsres Helden
War wirklich allen Preises werth.
Er schätzte sie auch hoch im Preise
Und ehrte sie auf seine Weise,
Nicht, daß er für sie aus Paris
Kleider und Hüte kommen ließ!
Doch sucht' er sie zu unterrichten
Zu seufzen, ängeln mit Geschick,
Um weg vom Kartentisch den Blick
Der Spielenden auf sie zu richten.
So sicher zog der schlaue Greis
Stets seinen Vortheil aus dem Kreis.

XI.

Und wirklich lockend von Geberde
Awdotja Nikolawna war!
Ihr Fuß berührte kaum die Erde,
So leicht ging sie. Der Busen gar!
So hoch, so voll, und weiß wie Zucker,
Ein Zauberanblick selbst für Mucker!
Durch ihre feine Lilienhaut
Sichtbarlich jede Ader blaut —
Sie schien zur Leidenschaft geboren,
Der Zauber ihres Augenlichts:
Ein Türkis war dagegen Nichts,
Und wer sie sah, der war verloren.
Es flammt' aus ihrem Angesicht
Ein lebend Stückchen Himmelslicht.

XII.

Dies feine Näschen, diese Lippen:
Ein aufgerolltes Rosenblatt —
Und diese Zähne: Perlenklippen
Wo man das Scheitern gerne hat.
Ein wenig schnarrte sie mit Feinheit,
Sprach nie das R in ganzer Reinheit,
Ein Fehler der bei ihr nicht stört:
Ach, gar zu gerne Jeder hört
Die glockenreinen, süßen Töne!
Doch: wie kommt sie zu diesem Mann?
Wie der nur solch ein Weib gewann?
Nicht ganz wie sie, doch auch voll Schöne,
Asdotja's jüng're Schwester war —
Ein selten lieblich Schwesterpaar!

XIII.

Die Schwester — wie es in Romanen
Stets mehr als Eine Heldin giebt —
Hat sich in einen der Ulanen
Mit ganzer Leidenschaft verliebt.
Pflichtschuldig weiht sie ohne Säumniß
Asdotja ein in ihr Geheimniß ...
Ich weiß nicht, ob ihr je belauscht
Wenn solch ein Pärchen Worte tauscht
Wie sie von diesen Lippen glitten?
Der Zufall ließ mich Horcher sein
Wie sie, die sich gealaubt allein,
Verhandelten von unsern Sitten ...
Ich war erstaunt, ich war empört,
Doch sag' ich nicht was ich gehört!

XIV.

Es schien, des Städtchens strenge Tugend
(Wovon vorhin die Rede war)
Kam bei der jungfräulichen Jugend
Jetzt leicht und öfter in Gefahr.
Doch hier ist nicht der Ort, darüber
Schon jetzt zu sprechen ... Gegenüber
Arbetja's Fenster, im Quartier
Lag ein Ulanenoffizier.
Rittmeister war er, doch im Range
So jugendlich wie ein Kornet.
Dem edlen Antlitz gar zu nett
Der Schnurrbart steht, der schwarze, lange,
So kühn blitzt seines Auges Strahl,
Er war ein wahres Ideal!

XV.

Sein Erbteil väterlichen Geldes
Schwand ihm schon als Kornet dahin.
Seitdem, den Vögeln gleich des Feldes,
Lebt er von gottgegebnem Sinn.
Er legt sich schlafen ohne Sorgen
Wo er zu essen findet morgen.
Er schweift im weiten Russenland
Umher, bald als Kourier gesandt,
Bald auch um Pferde aufzukaufen,
Auf jahrelangem Urlaub bald,
Mit Abenteuern mannigfalt.
Und — glaubt man ihm — ist er im Raufen,
Sei's in der Feldschlacht, im Duell,
Ein ganz verwegener Gesell.

XVI.

Immer mit großem Glücke spielt er,
Doch muß ich euch erzählen, wie:
Was er gewonnen, das behielt er,
Was er verlor, bezahlt er nie ...
Er scherzt und witzelt im Gefechte,
Und ist so tapfer, daß die Rechte
Nicht weiß, was seine Linke thut.
Grausam vergießt er Feinde Blut,
Faßt seine Feinde gleich beim Schopfe
Und lacht dabei. Einst in der Glut
Des Kampfs schoß er voll Uebermuth
Selbst einem Freunde nach dem Kopfe
Doch auch zu Zeiten weich und lind
Ist unser Wüthrich wie ein Kind.

XVII.

Nie sah man ihn verwirrt, verlegen:
In Allem sicher was er that
War er, ging nie auf fremden Wegen,
Und bahnte selbst sich seinen Pfad.
Er kniete, seufzte nicht vor Damen,
Ging, ohne Phrasen auszukramen,
Gerades Weges los aufs Ziel,
Wenn Eine ihm nach Wunsch artet.
Ein Ausbund aller losen Geister,
Für Unglück und Gefahren blind,
Und glücklich drum, wie Wenige sind:
So war mein Freund, der Stabsrittmeister
Garin, als ich im Dienst noch war
Mit ihm — das sind jetzt wohl fünf Jahr ...

XVIII.

Bald durch die Wirthin zu erfahren
Wußt' er von Allem in der Stadt:
Wo heirathsluſt'ge Mädchen waren,
Wieviel Vermögen Jede hat.
Sie mußte ihm von Klatſchgeſchichten
Und von Intriguen zu berichten;
Freiwerber wurden ihm genannt,
Freiwerberinnen auch bekannt.
Doch, was die Wirthin auch erzählte:
Am meiſten rührte ſeinen Sinn
Das Bild der jungen Nachbarin.
»Wie die nur ſolchen Glatzkopf wählte!
Iſt dieſer alte Sünder werth,
Daß ihm ein ſolches Weib beſchert!«

XIX.

Er ſetzt an's Fenſter ſich, bekleidet
Mit ſeinem ſeidnen Archeluk,
Dampft, während er das Auge weidet,
Aus ſeinem türkiſchen Tſchibuk.
Das Käppchen auf den ſchwarzen Haaren
Mit goldnem Quaſte, ward vor Jahren
Von einer Maid im Moldauland
Für ihn geſtickt mit ſchöner Hand . . .
Am Fenſter, wie ich ſagte, ſaß er,
Spähte mit aufmerkſamem Sinn
Nach ſeiner ſchönen Nachbarin,
Und Alles über ſie vergaß er,
So ſchön erſchien ihm ihr Geſicht . . .
Horch! öffnet ſich das Fenſter nicht?

XX.

Noch ſchwieg des Tages Lärm und Treiben,
Und in den Straßen lag's wie todt.
Es ſpiegelt an den Fenſterſcheiben
Sich glüh das junge Morgenroth.
Doch die Rentmeiſterin, was mag ſie
Wohl haben, daß ſo früh am Tag ſie
Sich ſchon vom Lager aufgemacht?
Flieh ſie der Schlummer in der Nacht? . . .
Die Linke ſtützt den Kopf; die Rechte
Hält einen Strumpf; ſie ſeufzte ſchwer,
Doch kam das nicht vom Strumpfe her!
Es kommt beim weiblichen Geſchlechte
Wohl vor, daß man ein Strickzeug ſchwenkt,
Und doch an ganz was And'res denkt.

XXI.

Erſt hoch zum blauen Himmel ſchweifen
Aſſetja's Blicke, langſam dann
Herab bis auf die Erde ſtreifen.
Dort gegenüber ſitzt ein Mann,
Doch nicht in Uniform gekleidet,
Der ſich an ihrem Anblick weidet,
Sie prüfend muſtert wie zum Spott —
O, welch ein Hohn, gerechter Gott!
Die Uniform ſchnell anzuziehen,
Rittmeiſter! auf zum Angriff — ach!
Es ſchließt ſich ſchon das Fenſterfach,
Das ſchöne Bildniß iſt verflogen! . . .
Er nimmt es nicht ſo ſchwer — er lacht
Und denkt: der Anfang iſt gemacht!

XXII.

Zwei Tage war sie nicht zu sehen —
Schmollt sie vielleicht noch innerlich?
Er hat Geduld, er läßt sie gehen.
Am dritten Tage zeigt sie sich,
Blickt auf zum Himmel, läßt sich wieder
Mit ihrem Strumpf am Fenster nieder —
Und wie geschmückt erscheint sie heut!
Er ist darüber sehr erfreut,
Und meint er habe Grund zu hoffen.
Doch zieht er schnell sich an, geht aus,
Kommt erst den nächsten Tag nach Haus —
Sie ist darüber sehr betroffen.
Jetzt zeigt er — fällt es ihm auch schwer —
Sich ihr drei Tage gar nicht mehr.

XXIII.

Es ging mit dieses Paars Geschicke
Wie es gewöhnlich pflegt zu gehn:
Ob stumm auch, lernten sie durch Blicke
Einander deutlich bald verstehn.
O Liebessprache, wunderbare
Dolmetscherin der Jugendjahre!
Wohl ohne dich zu kennen giebt
Es keinen Menschen der geliebt.
Wen hast du nicht durch deine Zeichen
Im Leben — wenn auch Einmal nur —
Geleitet zu des Glückes Spur:
Wen ließest du nicht schon entweichen
Dem Neid, der Mißgunst, der Gefahr,
Wenn keine andre Hülfe war!

XXIV.

Zwei Wochen sind noch kaum entschwunden,
Und Garin weiß schon ganz genau
Die Essenszeit, die Schlafesstunden
Und wann spazieren geht die Frau.
Geht sie zur Kirche um zu beten,
Versehlt er nicht mit einzutreten.
So trüb und kalt blickt sein Gesicht
Beschienen von dem Kerzenlicht —
Doch, ist sein Blick in sie versunken:
Erscheint er umgewandelt ganz,
Strahlen in wunderbarem Glanz
Die Augen, sprühen zündend Funken.
Bald folgt er ihr, bald weicht er aus,
Kurzum: man wird nicht klug daraus!

XXV.

Doch soviel fühlt sie klar: er liebt sie,
Sein Schicksal liegt in ihrer Hand.
Soll sie ihn wieder lieben — giebt sie
Ein Zeichen ihm, ein Unterpfand?
Will sie die Flamme in ihm schüren?
Genügt es ihr ihn blos zu rühren?
Er ist — das sieht sie ihm gleich an —
Ein ehrlicher und lieber Mann,
Dem es kein bloßer Zeitvertreib ist
Zu folgen ihr auf Tritt und Schritt,
Denn wo sie geht, da geht er mit.
Er weiß, daß sie des Alten Weib ist,
Daß er bei ihr nichts hoffen kann:
Und doch liebt sie der gute Mann!

XXVI.

Die Zeit verging. Ihn will's gemahnen
Als sei zur Lösung Zeit, — er spricht:
»Es seufzt der Held stumm in Romanen,
Doch ein Romanheld bin ich nicht!«
Nicht lange seufzt Herr Garin schweigend;
Früh Morgens einst, sich tief verneigend,
Bringt ein Lakai ihm einen Brief
Der ihn ins Haus der Schönen rief.
»Mein Herr empfiehlt sich Euer Gnaden
Und hat, da er der Zeit beraubt
Selbst vorzukommen, sich erlaubt
Durch diesen Brief Sie einzuladen
Zu Tisch und Tanz — man speist um drei.«
— Ich komme! — sprach er zum Lakai.

XXVII.

Und pünktlich kam der Held zum Feste.
Es war ihr Weizenfest, und viel
Sind eingeladen Standesgäste
Vom Militair und vom Civil.
Ließ der Brigadegeneral auch
Lang auf sich warten, gähnt beim Mahl auch
Und schläft zuletzt trotz Spiel und Tanz:
's war doch ein Fest voll Prunk und Glanz!
Prachtvolle Vasen, Riesentorten,
Für Damen Naschwerk allerlei,
Die schönsten Blumen auch dabei;
Und für die Herrn die feinsten Sorten
Kostbarer Weine im Buffett —
Kurz: Alles reichlich, gut und nett.

XXVIII.

Der Hausherr führt die Generalin
Zu Tisch — die Andern hinterdrein,
Nur daß Gemahl stets von Gemahlin
Getrennt, sonst geht's in bunten Reihn.
Trompeten schmettern vom Balkone,
Es klappern, klirren zu dem Tone
Die Teller, Messer, Gabeln auch . . .
Ich lobe mir den alten Brauch:
Musik bei Tisch und Lust im Herzen,
Und gute Weine im Pokal;
Da kann man unbemerkt einmal
Mit einer schmucken Dame scherzen.
Doch heute wird der Brauch belacht
Der Alten, die es so gemacht.

XXIX.

Die alte Sitte der Bojaren
Ist mit der alten Zeit entflohn —
Nur bei Ulanen und Husaren
Schallt noch der Feldtrompete Ton
Bei jedem fröhlichen Gelage . . .
Ach, gern gedenk' ich jener Tage,
Wo ich in Freundeskreisen saß
Und jubelte und trank und aß
Bei schmetterndem Trompetenklange!
Daß es die Sonne Wunder nahm
Wenn früh sie uns zu wecken kam
Wohl bei der Wacht am Bergeshange,
Und fand uns noch auf feuchtem Gras
Mit Sang und Klang bei vollem Glas!

XXX.

Der schönen Wirthin saß zur Linken
Freund Garin, kräuselt mit der Hand
Den Schnurrbart — seine Augen blinken
Nach ihren Augen unverwandt.
Und plötzlich — Gott weiß wie es zuging! —
Als ob ein Stich durch ihren Schuh ging
War ihr's — sie bückte sich nach vorn:
Es war des Herrn Rittmeisters Sporn . . .
Wie ungeschickt! Mit Angstgeberde
Zieht er die dummen Füße fort
Und stammelt manch entschuld'gend Wort.
Sie blickt verlegen auf die Erde —
Als ein galanter Offizier
Viel schöne Dinge sagt er ihr.

XXXI.

Jemehr bei ihm des Herzens Bande
Sich lösen — hält sie sich zurück,
Wie ein unschuldig Kind vom Lande
Spricht sie von reiner Freundschaft Glück.
O Weiber, wer kann nacherzählen
Wie ihr versteht die Kunst zu quälen!
Die Unschuld auch vom Lande kann
Die Kunst — trifft sie den rechten Mann.
Doch nur bei schnabelstumpfen Schwänen,
Bei Männern, die nicht kalt noch warm,
Erzieht ihr euch so ohne Harm:
Wer Zähne hat, beißt mit den Zähnen.
Ein Weib, schön, lebhaft, achtzehn Jahr:
Die Freundschaft kennt man auf ein Haar!

XXXII.

Bemerkt hab' ich in diesen Jahren
Wie manche Tugend aus der Stadt
Jetzt Hang zu lauter wunderbaren
Und mystischen Geschichten hat.
Behüt' euch Gott vor solchen Frauen!
Es überkommt mich schon ein Grauen
Wenn ich nur denke, daß ein Weib,
Umschling' ich glühend ihren Leib,
Plötzlich beginnt zu demonstriren,
Daß zwei mal drei noch mehr als sechs —
Daß diese Erde blos ein Klecks
Des Himmels, um uns zu beschmieren,
Und daß, wer unnütz in der Zeit,
Sich nützlich macht in Ewigkeit.

XXXIII.

Den Ball will ich euch nicht beschreiben,
Ist er auch der Beschreibung werth.
Wir wollen beim Ulanen bleiben
Und bei dem Glück das ihm beschert.
Asdotja war noch nicht sehr mystisch —
Derweil die Alten sich am Whisttisch
Ergötzten, brach sich der Ulan
Im Herzen seiner Schönen Bahn.
Er drehte sich mit ihr im Tanze,
(Die nicht von seiner Seite weicht:
Es tanzt sich mit ihm gar zu leicht!)
Sonnt sich in ihrer Augen Glanze,
Und macht als kluger Offizier
In ihrem Herzen bald Quartier.

XXXIV.

Von der Musik, dem Sporenklirren
Und Tanzen dröhnt das ganze Haus.
Die Nacht hindurch so bei dem wirren
Gelage ging's in Saus und Braus.
Am andern Tag — es war kaum Achte,
Als sie sich auf vom Lager machte —
Bei ihrer ew'gen Stickerei
Saß sie am Fenster, seufzt dabei ...
Der Mann ist früh schon ausgegangen
An seine Arbeit — und sie sann
Ich weiß nicht was — da klopft es an —
Sie ruft den Diener — Sporen klangen —
Der Diener kam nicht, doch dafür
Ein andrer Gast tritt ein zur Thür.

XXXV.

Ihr habt natürlich ohne Mühe
Errathen wer der frühe Gast.
Ein Herrnbesuch so in der Frühe —
Ich weiß nicht, ob sich das recht paßt!
Garin war früher so geduldig ...
Doch sie natürlich ist nicht schuldig:
Er trat ja — was kann sie dafür? —
Unangemeldet ein zur Thür.
Asdotja ist auch ganz verlegen
Und weiß nicht was sie dazu sagt,
Daß er so mir nichts, dir nichts wagt
Hereinzukommen! Ihr entgegen
Tritt er, voll Schwermuth im Gesicht
Dreht er den Schnurrbart, seufzt und spricht:

XXXVI.

»Ihr zürnend Auge giebt mir Kunde
Ich kam zu ungeleg'ner Zeit —
Ach, wüßten Sie, wie eine Stunde
Der Liebe wächst zur Ewigkeit!
Nicht löschen kann ich meine Flammen,
Magst Du verzeihen, magst verdammen:
Ich stelle mich in Deine Huth,
Ich liebe Dich mit ganzer Glut!
Zu Deinen Füßen sink' ich nieder.
Im Zauber Deines Angesichts
Seh' ich nichts weiter, fürchte nichts —
Ich liebe Dich, o lieb' mich wieder!
O sprich, gieb mir ein Liebespfand,
Sonst tödt' ich mich mit eigner Hand!«

XXXVII.

Sein Auge blickt so trüb' und dunkel,
Gebrochen scheint all seine Kraft —
Dann strahlt es wieder im Gefunkel
Und Feuer wilder Leidenschaft.
Sie aber steht, von Furcht betroffen,
Bleich wie der Tod. Er wagt zu hoffen
Aus ihrer Mienen wirrem Spiel
Daß er jetzt nahe seinem Ziel —
Doch ach! sein letzter Hoffnungsschimmer
Fliebt, wie mit zornigem Gesicht
Sie auffährt und entrüstet spricht:
»Verwegner, fort aus meinem Zimmer!
Fort, lassen Sie mich hier allein,
Sonst werd' ich laut nach Hülfe schrein!«

XXXVIII.

Er sieht sie an: da ist kein Zweifel,
Das Auge blitzt, die Wange glüht —
Denkt er für sich: hol' dich der Teufel
Mit deinem launischen Gemüth! —
Doch viel zu stolz, erfolglos wieder
Zu gehn ist er — kniet vor ihr nieder,
Spricht ihr von seiner Glut und Qual . . .
Da knarrt die Thür: der Herr Gemahl
Tritt ein — »O Gott!« — ruft sie gebrochen;
Er schaut sie an mit finsterm Blick,
Garin entweicht — o Mißgeschick!
Doch hält er nicht, was er versprochen,
Schießt sich nicht todt — er steckt zu Haus
Ein Pfeifchen an und zieht sich aus.

XXXIX.

Sieh, ein Lakai mit hast'gen Schritten
Bringt einen Brief; — er liest, staunt, lacht:
Der Herr Rentmeister läßt ihn bitten
Zu einer Partie Whist zur Nacht!
Es ist sein Namenstag, — zum Feste
Sind noch gebeten andre Gäste . . .
Seltsam durchwogt es seinen Sinn —
Bleibt er zu Hause, geht er hin?
Vielleicht ist gar Betrug im Spiele!
Doch wirklich sind die Fenster all
Erleuchtet Abends wie zum Ball —
Er geht, denn Gäste kommen viele.
Doch besser — denkt er — ist es wohl
Zur Vorsicht nehm' ich ein Pistol!

XL.

Und im Salon tritt ihm entgegen
Zuerst die Herrin selbst vom Haus —
Sie seufzt, errötbet, ganz verlegen
Sieht sie bei seinem Anblick aus.
Was zwischen ihnen früh geschehen
Bleibt unberührt; sie thun als sehen
Sie sich zum Erstenmal; er spricht
Vom Wetter blos, sie unterbricht
Ihn durch ein kurzes Ja und Nein blos.
An ihrer Seite weiter geht
Er eilig, tritt ins Kabinet —
Wir werfen einen Blick hinein blos,
Um, da wir bald am Schlusse nun,
Für uns ein wenig auszuruhn.

XLI.

In unruhvollem Stürmen, Hetzen,
Ist mir die Jugend schnell entflohn;
Den ewigen Naturgesetzen
Sprach ich in meiner Thorheit Hohn.
Ich fühle tief wie sehr ich schuldig,
Und lerne nimmer doch geduldig
Mein Loos zu tragen, in der Haft
Zu zähmen meine Leidenschaft.
Gleichwie ein Adler, der gefangen,
Sieht er hinaus auf Berg und Thal
Sich nicht mehr freut am Sonnenstrahl.
Er läßt die starken Flügel hangen,
Nimmt nicht den Fraß den man ihm bot
Im Käfig — quält sich selbst zu Tod' . . .

XLII.

Und soll ich nie dich wiederfinden
Du meiner Liebe Sturmeszeit,
Wo all mein Denken und Empfinden
Nur Wonne war und Seligkeit?
Vielleicht des Käfigs Eisenstäben
Mag sich der Adler noch entheben —
Vielleicht ein Schicksal wundersam
Führt ihn zurück von wo er kam,
Und über Thäler, Wälder, Hügel,
Bis wo der Schnee die Berge bleicht
Und ihm der Heimat Felsen zeigt,
Trägt neugekräftigt ihn sein Flügel,
Und wieder wird er was er war:
Ein freier, königlicher Aar!

XLIII.

Wohl schmacht' ich jetzt noch an der Kette . . .
Doch weg mit meinem dummen Gram!
Herr Garin war im Kabinette,
Und sieh: der Hausherr selber kam
Entgegen ihm mit Händedrücken,
Und that als strahlt' er vor Entzücken,
Bot ihm ein Glas Champagner an. —
„O Judas!" dachte der Ulan.

Schon unruhvoll die Blicke wandern
Beim Spiel, den grünen Tisch entlang;
Der Hausherr selber hält die Bank
Heut zur Bequemlichkeit der Andern.
Herr Garin sah sich starr und stumm
Im laut bewegten Kreise um.

XLIV.

Derweil der Wirth mit wicht'gern Sachen
Beschäftigt und für And'res blind,
Erlaubt mir euch bekannt zu machen
Mit Herren die im Kreise sind.
Zuerst den Rath hier vom Gerichte
Seht mit dem gierigen Gesichte;
Gerechtigkeit und Seelenheil
Sind ihm für blanke Rubel feil ...
Und dann vom Orte den Kreishauptmann:
Im Schnitte seines Riesenfracks
Und Riesenhalstuchs — des Geschmacks
Verhöhnung hier zu sehen glaubt man —
Er hat die längsten Finger im Land,
'ne Stimme wie Kastratdiskant.

XLV.

Halb nach modernem Schnitt vernobelt
Lebt hier den neuen Metrophan,
So ungeschult wie ungebebelt,
Doch sonst ein trefflicher Kumpan
Am Spieltisch für den Herrn des Hauses,
Denn er begnügt sich mit des Schmauses
Genüssen, läßt beim Spiele still
Ihn pointiren wie er will,
Mag er gewinnen, mag verlieren ...
Noch waren — doch ihr habt genug
An diesen schon! Wozu im Buch
Unnütz die Blätter noch beschmieren
Mit der Beschreibung dieser Herrn?
Ich bleibe gern dem Schmutze fern ...

XLVI.

Das Unglück, seine Opfer suchend,
Am Spieltisch ging im Kreise um —
Dieser begrüßt es bleich, laut fluchend,
Der And're in Verzweiflung stumm —
Doch von Champagner überrannen
Die Gläser Derer die gewannen;
Sie stoßen an, es schäumt und klirrt.
Stumm, finster steht am Tisch der Wirth,

Verzweiflung ſpricht aus ſeinen Mienen,
Angſtſchweiß bricht von der Stirne aus:
Verloren hat er Hof und Haus!
Als ſei der Böſe ihm erſchienen
Und habe mißgeführt die Hand,
War's ihm, wie er dumpf brütend ſtand.

XLVII.

Verloren hat er Pferde, Wagen,
(Das ſchönſte Fuhrwerk in der Stadt;)
Den Schmuck, den ſeine Frau getragen,
Kurz — Alles, Alles was er hat!
So warf er ſich in dumpfem Brüten
In ſeinen Stuhl — die Augen glühten
Unheimlich, und der Kerzen Licht
Zeigt todtenbleich ſein Angeſicht.
Schon kämpft die Sonne mit den Sternen,
Und mancher von den Spielern meint
Der Tag ſei ſolcher Spiele Feind,
Und es ſei Zeit ſich zu entfernen —
Da fährt der Hausherr auf verſtört,
Und bittet, daß man ihn noch hört:

XLVIII.

»Noch einen Satz! mit Euch von hinnen
Will ich als Bettler aus der Thür,
Oder mein Gut zurückgewinnen:
Ich setze meine Frau dafür!«
O Niedertracht! o Schimpf und Schande!
Wie konnte solch ein Mensch im Lande
Alt werden hier in Rang und Amt!
So rufen zürnend allesammt.
Kaltblütig nur der Stabsrittmeister
Naht sich dem Hausherrn: »Gut! es gilt,
Mir ist es gleich, ob man mich schilt.
Laßt sehen wer im Spiele Meister,
Eins aber bitt' ich: kein Betrug!
Sonst . . .« und er brummte einen Fluch.

XLIX.

Die Andern stehen wie befangen
Bei dieser Wendung des Geschicks,
Ihr Staunen malt sich auf den Wangen,
Im starren Ausdruck ihres Blicks.
Garin steht rubig, schnurrbartdrehend
Dem Alten in die Augen sehend,

Dem rechts und links ein flackernd Licht
Die Glatze und das Angeſicht
Des groben, dicken Kopfs beleuchtet.
Zu beiden Seiten ſpärlich fällt
Ihm weißes Haar herab, — er hält
Zwei Spiele Karten, — noch befeuchtet
Vom Schweiß iſt ſein Geſicht. Verſtört
Im Lehnſtuhl ſitzt die Frau und hört ...

I.

Den Ausdruck will ich euch nicht malen
In ihren Zügen, ihrem Blick.
Es ſprach aus ihr von bitt'ren Qualen,
Von grenzenloſem Fluchgeſchick.
Wohl lange wohnt' in ihr das Trauern,
Doch brach es jetzt in Sturmesſchauern
Hervor, daß, wer ſie weinen ſah,
Wohl ſelber war dem Weinen nah.
Doch wer darf heut noch Mitleid fühlen
Der in der großen Welt gelebt,
Und ihres Beifalls ſich beſtrebt —
Man mag in Vergamenten wühlen,
Beweinen die Vergangenheit,
Doch unſre Zeit — welch ſchöne Zeit!

LI.

Das Klingen dauerte nicht lange,
Verzweifelt spielte der Ulan,
Dem Alten glühte Aug und Wange,
Sein Glück steht wieder — er gewann ...
Doch seine Frau, den Kopf tief neigend
Steht auf vom Armstuhl, langsam, schweigend
Tritt sie zum grünen Tisch heran,
Und Alle sehn die Bleiche an
Erwartungsbang was kommen werde
Sie aber tritt in düsterer Ruh
Hart auf den fahlen Sünder zu,
Zieht mit verächtlicher Geberde
Den Trauring sich vom Finger dann,
Wirft ihn vor Gericht ihr ihrem Mann.

LII.

Sie fällt in Ohnmacht. Ihr entgegen
Zerrupft der Ulan, reißt sie hinaus,
Vergessend Rechnung, Hut und Degen,
Eilt er im Flug mit ihr nach Haus ...
Den nächsten Tag, die nächsten Wochen
Ward von nichts Anderem gesprochen
Als von dem wunderbaren Spiel ...
Weiß nicht warum, von je gefiel

Bobkowsky sehr dem hohen Adel,
Darum behielt er seinen Platz,
Wie der Rittmeister seinen Schatz,
Wofür er bei den Damen Tadel
Und Fluch, und Neid bei Männern fand.
So sind die Menschen hier zu Land!

LIII.

Und so das Ende der Geschichte . . .
Ihr seht mich an und staunt, und gafft,
Und fragt: Wo bleibt in dem Gedichte
Die Handlung und die Leidenschaft?
Man liebt in Liedern wie in Dramen
Das Blutvergießen — selbst die Damen
Doch schüchtern end' ich zu der Frist
Wo Alles noch am Leben ist.
Ich nehme Rücksicht auf die Nerven
Der Damen, schieße Keinen todt,
Wie es moderner Kunst Gebot,
Am Schluß den Eindruck zu verschärfen —
Vielleicht noch üb' ich diese Kunst
Ein and'res Mal um eure Gunst!

Hadshi Abrek

Stark, reich ist der Aoul Tschemar,
Er zählt an seinen Stamm Tribut,
Hat zur Moschee das Schlachtfeld, — hat
Statt hoher Mauern: Stahl und Muth
In manchem heißen Kampf erblüht,
Sind seine freien Sehne weit
Und breit berühmt im Kaukasus,
Nie hat aus ihrer Hand ein Schuß
Sein Ziel: ein Rußenherz, verfehlt'
Darum acht vor ihnen her im Streit.

Der schwüle Tag neigt sich zu Ende,
Kaum dampfen heiß die Felsenwände,
Kaum wird das Auge noch den Aar,
Der hoch am Himmel schwebt, gewahr
Von Aul' ist Berg und Schlucht umgeben,
Nur im Aoule herrscht noch Leben.
Auf freiem Platz, am Bergesrand,
— Wo aus der steilen Felsenwand
Der Giesbach springt — nach heim'scher Weise
Sieben Männer dichtgedrängt im Kreise,
Und berathen aufmerksam: Was man
Beschließen in dem Rathe werden?
Zieht man auf einen neuen Schlag?
Will Raub brechn an fremden Herden?

Erwartet man ein Russenheer?
Bereitet einen Ueberfall?
Nein, — Mitleid liegt und Kummer schwer
Im Antlitz der Usbene all.
Gehüllt in fremde Tracht, ein Greis,
Ein altersschwacher Lesghier sitzt,
Schnell fließt das Wort aus seinem Munde,
Und hin und wieder rund im Kreis
Sein dunkelfeurig Auge blitzt.
Er sprach, laut hallt' es in der Runde:

»Drei Söhne und drei Töchter gab
Mir Gott auf meine alten Tage;
Doch riß ein Sturm die Zweige ab
Vom Stamm, und von dem schweren Schlage
Getroffen, jetzt in meiner Qual
Steh' ich allein, gleichwie im Thal
Ein kahler Baumstamm. Weh' mir Alten!
Mein Bart ist weißer als die Gletscher,
Doch oft auch unterm Schnee, dem kalten,
Braust eines heißen Quells Geplätscher.
Helft mir, Ihr Reiter von Dshemat!
Erschließt mir Euer Heldenglück —
Wer von Euch kennt Fürst Bey-Bulát?[11])
Wer bringt die Tochter mir zurück? —
Auch meine andern Töchter sind
In die Gefangenschaft gebracht,
Weiß nicht, wohin es sie getrieben!
Dem Vater blieb ein einzig Kind,
Die Söhne fielen in der Schlacht;
Zwei sind in fremdem Land geblieben,
Den Jüngsten traf vor meinem Blick
Des frühen Heldentods Geschick.

Es lächelte sein Aug' beim Sinken,
Als säh' es aus dem Regenbogen,
Der hell am Himmel aufgezogen,
Houri's des Paradieses winken . . .
In eine Wildniß zog ich fort,
Und nahm mein letztes Kind mit mir.
In treuer Huth schlief sie dort,
Und was ich hatte, war in ihr.
Nichts war mir außer ihr geblieben,
Als meine Rüstung, mein Geschoß.
Vom heim'schen Herd war ich vertrieben,
Mein Hab' und Gut war mir genommen —
In einer Höhle, vor dem Troß
Der Feinde, fand ich Unterkommen.
Die Armuth lernt ich bald ertragen,
An Freiheit war ich längst gewöhnt,
Da — was in meinen alten Tagen
Mein Leben noch allein versöhnt —
Nahm mir das Schicksal' — Einst, in Nacht,
Als ich in tiefer Schlafesruh'
Versunken lag, — mein Engel wacht
An meiner Seite, lächelt sacht
Mit grünem Zweig mir Kühlung zu —
Erwach' ich plötzlich — höre rufen
Nach mir — ich spähe, und es schallt
Ein wirr Geräusch in meine Ohren,
Ein Stampfen wie von Rossehufen,
Das in der Ferne scheu verhallt —
Wo ist mein Kind? O Gott, verloren!
Ein Reiter sprengt in wilder Hast
Mit ihr davon, hält sie umfaßt.
Ich fluche, schieße hinterher —
Die Kugel trifft ihr Ziel nicht mehr!

Da ſteh' ich nun, mein Herz will brechen,
Unſähig, meinen Schimpf zu rächen,
Und eitel iſt mein Fluchen, Beten.
Wie eine Schlange die zertreten
Vom Roßhuf — ſchleich' ich alter Mann
In Schmerzen durch's Gebirge, kann
Nicht Ruhe finden Nacht und Tag,
Seit jenem harten Schickſalsſchlag.
Helft mir, Ihr Reiter am Odemar,
Erſchließt mir Euer Heldenglück!
Wer von Euch kennt Fürſt Bey-Bulat?
Wer bringt die Tochter mir zurück?«

— »Ich!« — rief ein junger Krieger laut,
Legt an den breiten Deich die Hand,
Und Alles ſtumm im Kreiſe ſtand,
Und ſtaunend auf den Helden ſchaut.

— »Ich kenne ihn, und helfe Dir!
Niemals beſtieg, Zeit ſeines Lebens,
Hadſhi[*]) ſein gutes Roß vergebens,
Zwei Nächte lang erwart' mich hier:
Doch, fehl' ich zur beſtimmten Stunde,
Erwarte keine weitre Kunde!
Dann, heimwärts ziehend, magſt Du beten
Für meine Seele zum Todtbeten!« —

Schon im Gebirg beginnt's zu tagen.
Fern aus dem dichten Nebel ſchauen
Die Rieſen von Granit; es ragen
Die weißen Häupter auf zum blauen
Gewölb des Himmels. Aus der Schlucht
Die friſchen Morgenwinde bliesen —

Wie weiß und rothe Segel zogen
In ihrem Hauch die Wölkchen, flogen
Empor zum Haupt der Bergesriesen.
Vorsichtig durch die Hohlschlucht reitet
Dort ein Tscherkeß am Felsenhang;
Sein sonst so wilder Renner schreitet
Jetzt langsam, in gemessnem Gang.
Noch morgenfeucht liegt Berg und Au;
Im Glanz des Frühroths blitzt der Thau.
Den Fels entlang am Wege läuft
Zerrissenes Gestrüpp — daneben
Endlos Gewinde wilder Reben,
Die sich beim kleinsten Zug bewegen,
Daß ab und zu ein Silberregen
Auf Roß und Reiter niederträuft.
Der Reiter läßt in Sicherheit
Sorglos die Zügel hängen, schwingt
Die Peitsche durch die Luft und singt
Dazu ein Lied aus alter Zeit,
Das, wie es durch die Lüfte schallt,
Rings von den Felsen wiederhallt.
Jetzt führt ihn eines Kehrwegs Lauf
— Wo an den breiten Räderspuren
Bemerkbar, daß hier Arba's fuhren —
Hoch zu granitnem Fels hinauf,
Den dunkles Strauchwerk dicht umkränzt.
Dort kann er den Aoul schon sehn,
Der tief zu seinen Füßen glänzt
Im hellen Tageslicht. — Heerden gehn
Dort auf der Weide, Staub steigt auf,
Geräusch wird in der Ferne laut.
Und wie der Reiter, einem Aar
Gleich, aus der Höhe niederschaut:

Sieht er vor ſeinen Augen klar
Am Felſenruck, auf hohem Plan
Gebaut, die Wohnung Bey-Vulat's.
Und auf der Schwelle ſitzt im Haus
Einſam die junge Lesbierin,
Späht, wie in unruhvollem Sinn,
Den Weg entlang in's Land hinaus.
Was mag die heiße Wange feuchten?
O ſprich, du ſchöner Stern des Südens,
Wem gilt dein ſehnſuchtsvolles Leuchten?
Hofft du, dein Bruder kehre wieder —
Erwarteſt einen fernen Freund?
Wie mit dem Ausdruck des Ermüdens,
Daß nicht, was du gehofft, erſcheint,
Neigſt du zur Bruſt das Köpfchen nieder,
Es wogt der hohe Buſen heiß,
Von ſüßer Leidenſchaft durchzogen,
Und wie du dich herabgebogen,
Auf's Knie dich ſtützend mit der Hand:
Enthüllt ſich eben das Gewand,
Zeigt einen Nacken, blendend weiß,
Doch röther flammt der Wange Glut,
Es kocht darin des Südens Blut.
Ein wunderbarer Zauber ſchwebt
Um deine Lippen: Alles lebt
Und glüht in zitterndem Verlangen,
Ein Wogen, Gluhen ohne Ende,
Es zittern ſelbſt die kleinen Hände,
Als harr'ſt du Jemand zu umfangen.

Da plötzlich biegt ſie ſich zurück,
Das Auge wird, die Stirne heiter:
Es ſchallt Geſtampf vom Felſenruck,

Staub wirbelt auf, es naht ein Reiter.
»Gewiß, er iſt's!« ruft ſie voll Glück.

Leicht flärt die Hoffnung unſern Blick,
Und leicht auch täuſcht ſie das Geſicht —
Der Reiter naht — o Mißgeſchick!
Ein Fremder iſt's, ſie kennt ihn nicht —
Ein Fremder, der an ihrem Herd
Ein Obdach ſucht; es kann der Reiter
Mit ſeinem müden Thier nicht weiter,
Und Nüſter-ſchnaubend ſteht das Pferd.
Er will ſich aus dem Sattel ſchwingen,
Doch ängſtlich vorher in der Runde
Umher ſein ſpähend Auge kreiſt —
Was mag ihn ſo mit Furcht durchdringen?
Die Bruſt, die unruhvolle, drückt
Ein tiefes Seufzen aus dem Munde —
Gleich wie der Sturm von armen Zweigen
Ein fruhverwelktes Blättchen pflückt.

»Was zögerſt du, vom Pferd zu ſteigen?
Was ſoll's, daß deine Hand es wendet?
Steig' ab vom müden Thier, ruh' aus.
Ein Gaſt, den uns der Zufall ſendet,
Iſt eine Gottesgab' im Haus!
Arm ſcheinſt du, Fremdling — ich bin reich:
Meth bring ich dir und Kumyß[17]) gleich
Doch erſt durch einen Obdachsplatz
Ehre die Wohnung Bey-Bulat's!
Und ziehſt du fort auf deinen Wegen,
So bete für des Hauſes Segen!«

Hadshi-Abrek.

Leila! Gott schütze dich! Du hast
So lieb empfangen deinen Gast,
Drum Segen bringt dem Haus sein Fuß:
Dein Vater schickt dir einen Gruß.

Leila.

Mein Vater? Ach, so lang getrennt
Bin ich von ihm — hat er indessen
Die ferne Tochter nicht vergessen?
Wo lebt er jetzt?

Hadshi-Abrek.

Die Tochter kennt
Den alten Aufenthalt — dort lebt
Er in der alten Weise weiter.

Leila.

Und ist er glücklich, ist er heiter?
O rede!

Hadshi-Abrek.

Wer sich so begräbt
Lebendig — solche Schicksalsschläge
Ertrug — von Haus und Herd vertrieben,
Nicht hat, wo er sein Haupt hinlege
In Sicherheit, dem Nichts geblieben:
Solch Armer wird nicht frohen Sinn's!
Doch, bist du glücklich?

Leila.

Ja, ich bin's!
Hier nicht am Kleinsten mir gebricht's.

Zuv —

Hadschi-Abrek (lese).

O, wehe mir!

Leila.

Was sagst du?

Hadschi-Abrek.

Nichts!

* * *

Stumm an dem Tische sitzt der Gast,
Hat von der Hirse, von dem Met,
Von alledem was vor ihm steht,
Noch Nichts geschmeckt, Nichts angefaßt —
Der Fremdling scheint so wundersam,
Als sei ihm alle Lust entflohn —
Die hohe Stirn trägt Furchen schon,
Zog sie die Zeit, zog sie der Gram?

Die Wirthin will den Gast so gern
Erheitern, der so traurig schien;
Sie holt und schlägt ihr Tamburin,
Hebt an zu tanzen und zu singen,
Die Augen glänzen ihr wie Sterne,
Es schwebt der Fuß, die Hände klingen,
Wie sie sich neigt und schwingt und dreht
In halben Kreisen, auf und nieder —

Der Buſen wogt, durch alle Glieder
Ein wonnevolles Zittern geht —
So ſchwebt ſie vor dem Gaſt, gleichwie
Ein Schmetterling im Sonnenſtrahl.
Dann ſpielend in die Luft wirft ſie
Das Tamburin mit einem Mal,
Und fängt es wieder, läßt es klingen
Und auf den weißen Fingern ſpringen,
Dreht's über'm Kopfe auf der Hand,
Folgt mit den Augen unverwandt —
Zieht dann mit ſeligen Geberden
Stumm auf den Gaſt — der Feuerblick
Des ſchwarzen Auges ſchien zu ſagen:
»O, laß dein Trauern, laß dein Klagen,
Glaub': Seligkeit wie Mißgeſchick,
Iſt nur ein flüchtger Traum auf Erden!«

Hadſhi-Abrek.

Laß, Leila! Tanz und Spielen ſein,
Auf einen Augenblick halt ein
Die wilde Luſt, die dich bewegt —
Sprich: wiſſt du nie von Gram erregt?
Zieht nie des Todes Bild den Sinn
Von deinem heitern Treiben ab?

Leila.

Nein! Was ſoll mir das kalte Grab,
Da ich auf Erden glücklich bin?

Hadſhi-Abrek.

Noch eine Frage: Zieht dich's nimmer
Aus dieſer Berge Nebelgrauen

Zu deiner fernen Heimat hin,
Zum Daghestan, dem himmelblauen?

Leila.

Wozu? Ich liebe diese Höhn,
Der Nebel Grau, der Gletscher Schimmer.
Die Welt ist überall so schön,
Nicht blos im Land wo wir geboren —
Und seine Heimat hat das Herz
In Glück und Liebe allerwärts,
Trägt gern die Fessel, die es bindet
In Liebe — giebt sich gern verloren,
Wo sich's in Liebe wiederfindet.
Dem Vogel gleich, fliegt es hinaus,
Sucht sich ein traulich Plätzchen aus,
Und baut sein Nest, wo's ihm gefällt,
Frei in der schönen Gotteswelt.

Hadshi-Abrek.

Wohl ist die Liebe schön — doch giebt
Sie in der Welt nur wahren Segen,
Wenn man auf allen Lebenswegen
Auch heilig hält was man geliebt!
Nur denen, die ein treu Erinnern
Bewahren an vergang'nes Glück,
Bleibt, wenn die Glut erlosch, im Innern,
Ein segensmilder Trost zurück.
Doch, ziehn die Bilder aus und ein
Bei uns, in wechselvollem Wandern,
Daß Eins verwischt die Spur des Andern:
Wird Eines auch das Andre rächen,
Es wird die Liebe uns zur Pein,
Und der Genuß wird zum Verbrechen!

Es flieht von uns, was uns gefällt,
Was schmeichelnd uns umfangen hält:
Und das Verstoßne kehrt zurück ...
Leila! Um Alles in der Welt
Möcht' ich nicht solch ein falsches Glück!

Leila.

Was ist mit dir? Wie bleich du scheinst!

Hadshi-Abrek.

Hör' mich noch einen Augenblick
Leila! mein Wort ist bald zu Ende:
Ich hatte einen Bruder einst,
Er starb — so wollt' es das Geschick —
Nicht wie ein Held in offner Schlacht:
Er wurde heimlich umgebracht
Durch deines Gatten Mörderhände!
Wie'n wildes Thier, elendiglich,
Am Mörderblei mußt' er verderben,
Den Feind nicht kennend — doch im Sterben
Wälzt' er die Rachesschuld auf mich.
Ich fand den Feind nach langen Jahren,
Von meinem Dolch war er bedroht;
Da dachte ich: was ist der Tod
Für all den Gram, den ich erfahren?
Rächt wohl des Sterbens Augenblick
Das jahrelange Fluchgeschick,
Das ich ertragen? Nein! es giebt
Ein Weh, das härter treffen mag:
Er hat wohl Etwas was er liebt —
Das such' ich, — dann trifft ihn mein Schlag!
Erfüllt ist mein Verlangen endlich,
Gekommen ist der Schicksalstag,

Und meine Rache unabwendlich! . . .
Siehst du die Sonne untergehn?
's ist Zeit! ich seh' den Bruder stehn
In seiner Todesstunde Grimme,
's ist Zeit! ich höre seine Stimme! . . .
Als heut zum Erstenmal mein Blick
Auf deine junge Schönheit fiel,
Als ich dich sah im Tanz und Spiel:
Da jammerte mich dein Geschick,
Und bittern Schmerz hab' ich empfunden —
Doch das Gefühl ist überwunden,
An Rache, Rache denk' ich nur:
WAllah!*) ich halte meinen Schwur! —

Und wie der Schnee der Berge weiß
Ward sie — ihr bebten alle Glieder,
Und jammernd sank sie vor ihm nieder,
Und weinte Thränen, blutig, heiß,
Umschlang in Flehen seine Knie:
»O, nicht so finsterdrohend sieh
Auf mich — laß ab! vernichtend trifft
Mich dieser Anblick, und dein Wort
Geht durch mein Blut wie kaltes Gift.
O, spotte nicht — sinnst du auf Mord?
Kalt, grausam kalt ist dein Gesicht —
O Himmel, wende seine Hand!
Rührt dich der Unschuld Thräne nicht?
Sag', wie in deinem Heimatland
Man weint, um Mitleid zu erwerben. —
Du willst mich tödten — ich soll sterben,
So jung, so glücklich — o halt ein!
Erbarme dich! hat dir das Leben

*) Bei Gott!

Nicht auch einst Liebesglück gegeben,
Und dir das Herz erweicht? Nein! nein!«

Stumm bleibt sein Mund, kalt sein Gesicht —
Das Jammern, Flehen beugt ihn nicht.

»Dich rührt kein Flehn aus meinem Munde,
Dein Aug' ist trocken, kalt dein Blick —
O, laß mich leben! eine Stunde
Nur noch, noch einen Augenblick!«

Die Klinge blitzt — er faßt den Schopf —
Ein Hieb: vom Rumpfe fliegt der Kopf ...

Hadschi hält ihn mit blut'ger Hand,
Wischt mit dem langen Haargeschlinge
Das Blut ab von der breiten Klinge,
Hüllt ihn dann in sein Filzgewand,
Und schwingt sich wieder auf sein Pferd —
Mit seiner leblos-blut'gen Last.
Doch wundersame Furcht erfaßt
Das treue Thier, und sträubend wehrt
Es sich der Bürde, fletscht die Zähne,
Nagt am Gebisse, sträubt die Mähne,
Scharrt wild die Erde mit dem Huf,
Hört wiehernd nicht des Reiters Ruf,
Bäumt sich und will nicht von der Stelle,
Nicht Wort noch Zügel bringt's zur Ruh ...
Dann — ungelenkt, mit Pfeilesschnelle,
Fliegt es davon, den Bergen zu.

Das Abendroth beginnt zu bleichen,
Bald wird es ganz dem Dunkel weichen.

Schon ist es spät; rings von den hohen
Gebirgen dunkle Wolken drohen,
Den letzten Lichtstrahl zu verscheuchen.
Sie führen Stürme mit und Wetter,
Hier ziehn sie frei auf luft'ger Bahn,
Dort ritzen sie sich an Gesträuchen
Wie sie den wald'gen Bergen nahn,
Und streuen Perlen auf die Blätter.
Das Bächlein rauscht in wilder Flucht
Herab vom Fels — Gebüsch umlaubt es —
Draus blitzt es durch die dunkle Schlucht
Wie Augen eines todten Hauptes . . .
Einsamer Reiter! schneller reite!
Hüll' in die Burka dich, die breite.
Was schlottert so dein Fuß im Bügel?
Die Peitsche schwing', halt fest die Zügel!
Kein Berggeist noch, kein wildes Thier
Hat dich bedroht, dir nachgesetzt —
Ist noch zu beten möglich dir:
Nichts stört dich hier — so bete jetzt!

»Spring an, mein Pferd! Was so voll Bangen
Schaust du umher, als ob dir's graut?
Hier glitzert einer Schlange Haut,
Dort flutgewasch'ne Steine hangen . . .
Wie oft schon in des Kampfes Glut
Färbt' ich die Mähne dir mit Blut!
Wie oft, in frühern Unglückstagen,
Hast du mich rettend heimgetragen
Vom Schlachtgewühle, aus den Steppen!
Warum mußt du dich heut mit mir
Wie einer schweren Bürde schleppen?
Streich' aus, mein gutes Thier, streich' aus!

Bald ruhen wir im heim'schen Haus —
Noch mehr mit Russensilber dir
Will ich die Trense dann bekleiden,
Und mit der Heerde sollst du weiden,
Des Sattels frei, in langer Ruh —
Nur heute trab' noch munter zu!
Mich wenig Stunden trägst du kaum,
Und bist schon ganz bedeckt mit Schaum,
Und athmest unter mir so schwer!
Was hindert dich in deinem Lauf?
Das Dunkel weicht, der Mond geht auf,
Strahlt silbern durch den Nebel her,
Versilbert rings das Laub der Bäume,
Und zeigt in seiner Silberglut
Uns ferne schon der Heimath Räume,
Wo der Aoul im Dunkel ruht.
Siehst du! dort schimmern schon, wie Sterne,
Die Hirtenfeuer auf den Weiden!
Mir ist's, als könnt ich aus der Ferne
Schon das Gewieher unterscheiden
Der Heerden von Dshemät — die Pferde
Springen in hellem Lärm herbei,
Doch plötzlich fliehn sie wieder scheu
Zurück, mit wilder Angstgeberde,
Als röchen sie schon aus der Weite,
Daß mit uns das Verderben reite!« . . .

Rings um Dshemat liegt noch die Nacht,
Und tiefe Ruh hüllt Alles ein.
Ein alter Mann allein noch wacht,
Er sitzt am Weg auf feuchtem Stein,
Selbst wie ein Grabstein unbeweglich.
Stumm sieht er in die Nacht hinein,

Den Weg entlang im Felsenthal,
Erwartungsbang — und Schmerz unsäglich
Blickt aus des starren Auges Strahl.

»Wer ist der Reiter, der im Schutte
Verächtlich dort vom Felsen steigt?
Sein Pferd hat, müde schon vom Ritte,
Den langgemähnten Hals geneigt —
Die Burka hat er abgelegt,
Er hält sie in der Hand, und trägt
Sorgsam umhüllt Etwas darin.«
Und denkt der Greis in seinem Sinn:
»Vielleicht von meinem lieben Kind
Geschenke in der Burka sind!«

Schon nahe ist der Reitersmann
Dem Greis. Er hält den Rappen an,
Löst zitternd mit der rechten Hand
Der schwarzen Burka Filzgewand:
Das blut'ge Haupt entrollt ihm leis,
Fällt in den hohen Rasen hin —
Gerechter Gott! es sieht der Greis
Des eignen Kindes Haupt darin!
Und seiner Sinne fast beraubt
Preßt er zum Mund das theure Haupt —
Das blutig-kalte Antlitz löst
Den letzten Laut der ihm gegeben:
In Einem Kusse, Seufzer stößt
Er seine Seele aus, sein Leben . . .
Die Menschen haben und der Schmerz
Genug gequält dies arme Herz!
Und, wie ein lockrer Faden Zwirn,

Riß es mit Einemmal entzwei,
Und unbeweglich auf der Stirn
Lagen die Furchen, kalt wie Blei.
So schnell war ihm der Geist entschwebt,
Daß, was in Sehnsucht ihn belebt,
Und durch die alten Tage trieb,
Im Ausdruck des Gesichtes blieb.

Hadshi-Abiek stand eine Weile
Mit unbeweglicher Geberde . .
Dann in's Gehirg in wilder Eile
Flog er davon mit seinem Pferde.

Ein Jahr war seit der Zeit entschwunden,
Da, zwischen Steinen und Gesträuchen,
Ward in der Felsenschlucht gefunden
Ein paar schon halbverwester Leichen,
Entstellt von Körper und Geberde,
Auf ihrer Stirn der Bosheit Zeichen,
Gegeneinander die Gesichter
Gekehrt, so lagen sie umschlungen
Gestreckten Körpers auf der Erde,
Als hätten sie sich todtgerungen,
Zwei eingefleischte Bösewichter . . .
Es schien den Pilgern, die sie fanden

Und im Gebirge dann begruben,
Wie sie empor die Leichen huben,
(Wohl Täuschung war, was sie empfanden!)
Als ob noch Leben darin rege,
Der Mund sich drohend noch bewege,
Das Auge zuckt' zu wilder That ...

Reich war die Kleidung Beider, — Einer
Der Beiden war Fürst Bey-Bulát,
Den Anderen erkannte Keiner ...

Anmerkungen.

1) Dariel — der schon den Alten unter dem Namen der kaukasischen Pforten bekannte Engpaß in der Gebirgsstraße, welche, dem Laufe des Terek entgegen, von der Festung Wladikawkas — dem eigentlichen Schlüssel des Kaukasus — quer durch die große Kette nach Georgien führt. Der Terek hat seine Quellen am Fuße des Kasbek, im Lande der Osseten, läuft, durch die Schlucht von Dariel brausend, in nördlicher Richtung bis Wladikawkas, schlängelt sich dann nordwestlich und folgt, die große Kabarda von der kleinen Kabarda trennend, bis Jekaterinograd der nach der Steppe führenden Straße. Unsern Jekaterinograd, wo er die Malka aufnimmt, wendet sich der Terek, ein stumpfes Eck bildend, plötzlich nach Osten, trennt die kleine Kabarda und Tschetschnja von dem Mosdok'schen und Kisljar'schen Gebiete, ändert bei der Festung Amir-Hadshi-Jurt, wo sich die Sundsha mit ihm vereint, seinen Lauf nach Nord-Ost, bis er die an der nördlichen Grenze des Kumukenlandes gelegene Kreisstadt Kisljar erreicht, von wo er nach Süd-Ost in mehreren Armen dem Kaspimeere zuströmt. Das Gefäll des Terek — dessen Lauf kaum 400 Werste oder 57 geographische Meilen beträgt — wird auf 10,000' angeschlagen.

2) Im Greben'schen Reiterheer ꝛc. Die Greben'schen Kosaken gelten als die kühnsten Krieger und verwegensten Reiter im russischen Heere und sind an Schönheit der Gestalt den Tscherkessen vergleichbar, deren Töchter sie zu rauben und zu heirathen pflegen. Ihren Namen haben diese Kosaken von dem russischen Worte Greben, d. i. der Kamm, der Bergrücken; es sind damit die am Saum des kaukasischen Gebirges hausenden Kosaken bezeichnet. Die Hauptstanitza der Greben'schen Kosaken ist Tscherwlennaja, am linken Ufer des Terek.

3) Tschetschen — d. i. ein Bewohner der Tschetschnja, eines den Russen feindlich gesinnten, aber theilweise unterworfenen Landes, welches nördlich vom Terek begrenzt, und von der Sundscha in die große und die kleine Tschetschnja getrennt wird.

4) Tamara — oder Thamar: eine alte georgische Königin aus der Blüthezeit des Landes, um deren Namen unter den Völkern des Kaukasus ein ähnlicher romantischer Sagenkreis sich gebildet hat, wie in Persien um den Namen Rustem's, oder bei uns um den Namen Karls des Großen.

5) Der Prophet und

6) Das Stelldichein sind die beiden letzten Gedichte, welche Lermontoff geschrieben hat. Sie wurden, gleich den meisten übrigen, in den „Lyrischen Nachklängen" enthaltenen, während der Jahre 1843—1844 in der russischen Zeitschrift „Vaterländische Blätter" zuerst gedruckt. Die Redaktion der „Vaterländischen Blätter" begleitete die oben bezeichneten Gedichte mit folgender Anmerkung:

„Diese beiden Gedichte Lermontoff's wurden uns durch einen Zufall in die Hände gespielt. Vor seiner letzten Abreise nach dem Kaukasus, im April des Jahres 1841, erhielt Lermontoff von einem seiner Petersburger schriftstellernden Freunde ein Album mit der Aufschrift: „Dem Dichter Lermontoff schenke ich dieses Album unter der Bedingung, daß er mir dasselbe, von seiner eigenen Hand vollgeschrieben, dereinst persönlich zurückgebe." Lermontoff versprach das Eine wie das Andere, verließ Petersburg noch im April — und war am 15. Juli desselben Jahres schon nicht mehr unter den Lebenden! Unter dem Nachlasse des Erschossenen fand man das Album, und durch einen Verwandten des Dichters wurde dasselbe dem Geber zurückerstattet. In dem Album fand man flüchtig mit dem Bleistift hingeworfen, dann verbessert und ergänzt, und endlich mit Dinte in's Reine geschrieben, ein Gedicht in französischer und elf Gedichte in russischer Sprache. (Folgt die Anführung der einzelnen Gedichte, von welchen der Uebersetzer die meisten mitgetheilt hat.) Weiter fand man noch die flüchtig mit dem Bleistift hingeworfenen Anfänge anderer Dichtungen, an deren Vollendung der Dichter durch den Tod verhindert wurde. Wir theilen diese kleinen Bruchstücke hier mit.

1

Im Schatten lag alter Tschinaren*)
Auf der Burka Achmet-Ibrahim.
Es standen in Schweigen Tataren,
Seines Winkes gewärtig, vor ihm.

2

Zu ihnen die Worte sich kehrten,
Als er sprechend die Brauen verzog:
O, glaubt mir, tapfre Gefährten!
Ich halt' Euer Leben hoch . . .

Weiter ist er nicht damit gekommen. Auf derselben Seite befinden sich noch einige undeutlich geschriebene Verse, in welche kein rechter Zusammenhang zu bringen ist. Weiter im Album finden sich noch einige zerstreute Wörter, vielleicht Ueberschriften zu noch nicht fertigen Gedichten: „Der Orient," „Sturm" . . . Ferner einige abgerissene Sätze: „Rußland's Blick ist ganz auf die Zukunft gerichtet. Es acht eine Sage: Jeruslan Lasarewitsch saß zwanzig Jahre einsam und schlief einen festen Schlaf, aber im ein und zwanzigsten Jahre erwachte er aus seinem festen Schlafe, und er stand auf, und als er fürbaß ging, siehe, da begegneten ihm sieben und dreißig Könige und siebenzig Ritter, und er schlug dieselben und setzte sich zum Herrscher über sie." Weiter unten ist mit Bleistift hinzugefügt: „So ist Rußland!"

7) Bekanntlich wurde Puschkin im Duell erschossen. Von den haarsträubenden Einzelheiten welche zu diesem Duell Anlaß gaben, weiß in Rußland Jedermann zu erzählen. Das Wesentliche an der Sache ist in dem Gedichte Lermontoff's hinlänglich klar ausgesprochen und das Uebrige fühle ich mich nicht berufen an die Oeffentlichkeit zu ziehen, zumal erst vor Kurzem, bei Gelegenheit der Sendung des Herrn v. Heeckeren nach Berlin, in den Zeitungen soviel davon aufgetischt wurde, daß ich wenig Neues hinzuzufügen wüßte.

8) Der Tscherkessenknabe. Der Uebersetzer hat sich bei diesem Gedichte eine Aenderung des Titels erlaubt, um den Leser nicht von vornherein durch ein fremdartiges, für eine deutsche Zunge unaussprechliches Wort abzuschrecken. Lermontoff hat sein Gedicht überschrieben **Мцыри** (spr. Mtsiri), ein Wort, welches auch der des Russischen kundige Gelehrte in seinem Wörterbuche vergebens suchen wird, weshalb es einem andern Uebersetzer nicht übel zu nehmen

*) Tschinaren = Platanen.

ist, daß er Mtsiri als einen Eigennamen betrachtet. Das Wort ist georgischen Ursprungs (ბერი) und entspricht etwa der Bedeutung des Wortes Noviz, in klösterlicher Beziehung. Mtsiri heißt, mit andern Worten: ein junger Mensch, der im Kloster lebt, ohne das Mönchsgelübde gethan, oder die priesterliche Weihe empfangen zu haben. Jedenfalls scheint mir „Der Tscherkessenknabe" den Helden des Gedichts besser zu bezeichnen als der ursprüngliche Titel.

9) Stolniki — hießen in früherer Zeit die Würdenträger des zarischen Hofes, welche den Tafeldienst zu versehen hatten. Die Würde eines russischen Stolnik war etwa der eines deutschen Truchseß vergleichbar.

10) Dies bezieht sich auf die alten russischen Kampfspiele, welche an Festtagen im Winter auf dem Eise der Mosqua gehalten wurden. Spuren davon sind bis auf den heutigen Tag bei den unteren Volksklassen übrig geblieben. Bei den reichen Kaufleuten sind an die Stelle der alten Kampfspiele auf der Mosqua, Wettrennen mit Schlitten getreten, wobei ein großer Luxus entfaltet wird.

11) Fata — der alte russische Schleier.

12) Bußurman — gleichbedeutend mit Muselmann, dem türkischen مسلمان. Ueber die Identität beider Wörter ist man einig, nicht so über die Ableitung. Die Einen leiten das Wort Bußurman her von Бесерменъ (Bessermen), wie man die Bewohner von Chiwa zu nennen pflegt, wonach denn die Bezeichnung auf alle moslemitischen Stämme übertragen sein soll. Die Andern halten das Wort für eine einfache Korruption von Muselmann (Mussulman), und zu dieser Ansicht bekennt sich auch der Uebersetzer, dem das Wort beim Studium der alten slavischen Volkslieder, und besonders der Kosakenduma's, in mancherlei Abweichungen der Schreibweise häufig aufgestoßen ist. — S. die „Poetische Ukraine, eine Sammlung kleinrussischer Volkslieder von F. Bodenstedt" (Stuttgart bei Cotta, 1845).

13) Stephan Paramonowitsch — d. h. Stephan, der Sohn des Paramon. Die eigentlichen Familiennamen werden in Rußland nur selten genannt, obgleich großes Gewicht darauf gelegt wird. Bemerkt muß hier werden, daß zu der Zeit, in welcher dieses Gedicht spielt, der Kaufmannsstand die eigentliche Aristokratie in Rußland bildete.

14) Sashén — die russische Elle.

15) Fürſt Bey-Bulát. — Da der Titel Bey oder Beg (dem Sinne nach derſelbe, nur in der Ausſprache bei den verſchiedenen Stämmen verſchieden) ſchon an und für ſich gleichbedeutend iſt mit unſerm Titel Fürſt, ſo könnte es als eine unnütze Wortwiederholung erſcheinen, zu ſagen „Fürſt Bey-Bulat.“ Im vorliegenden Falle iſt jedoch Bey als ein Theil des Eigennamens zu betrachten, da es vor dem Wort Bulat ſteht. Wenn es hingegen hieße Bulat-Bey, ſo wäre eine weitere Hinzufügung des Fürſtentitels überflüſſig.

16) „Niemals beſtieg, Zeit ſeines Lebens,
Hadſhi ſein gutes Roß vergebens“ —

Ich habe hier wörtlich aus dem Ruſſiſchen überſetzt, obgleich ich ſehr wohl weiß, daß es, ſtrenggenommen, unrichtig iſt, Hadſhi als Eigennamen zu gebrauchen, da Hadſhi nichts anders heißt als „der Pilger,“ ein Ehrentitel, den man dem Namen derer vorzuſetzen pflegt, welche eine Pilgerfahrt nach Mekka oder Kerbelah unternommen haben, oder auf einer ſolchen Pilgerfahrt geboren ſind.

17) Kumyß — ein aus Pferdemilch bereitetes, ſowohl unter den kaſpiſchen Steppenborden, wie unter den kaukaſiſchen Bergvölkern ſehr beliebtes Getränk.

Friedrich Bodenſtedt's

Geſammelte Schriften.

Siebenter Band.

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Siebenter Band.

Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ.-Bibl.
München

Ruſſiſche Dichter.

Deutſch von

Friedrich Bodenſtedt.

III.

Michaïl Lermontoff, Kolzoff und Andere.

Vierter Band.

Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Ismaïl-Bey, eine morgenländische Sage, in drei Theilen, von Michail Lermontoff.
- Erster Theil . . . 11
- Zweiter Theil . . . 45
- Dritter Theil . . . 79

Alexei Kolzoff:
- Gebet . . . 117
- Das Grab . . . 118
- Das hohe Geheimniß . . . 119
- Sitz' am Tisch allein . . . 121
- Frage . . . 122
- Der Wald . . . 125
- Lied des Landmanns . . . 128
- Der letzte Kampf . . . 130
- Sag warum, warum . . . 131
- Heißer glühte mein Herz . . . 133

Derschawin's Ode an Gott . . . 137

Lieder von Feth:
- Zwei Rosen . . . 143
- Die Sterne . . . 144
- Ruhige, heilige Nacht . . . 145
- Golden glühn der Berge Gipfel . . . 146
- Flüstern, athemscheues Lauschen . . . 147
- Mitternächt'ge Bilder . . . 148

Aus verschiedenen Dichtern.

Karamsin: Das Lied vom guten Zaren . . . 151

Shukowsky: Nacht . . . 153

Delwig: Sang wohl, sang das Vögelein . . . 154

Dawydoff:
- Der Morgenstern . . . 155
- Abend im Juni . . . 156

Dimitrijew:
- Die Turteltaube und der Wanderer . . . 157
- Leſ' ich im Liede Deine Liebesthränen . . . 158
- Du kommſt den Friedhof zu durchwandern . . . 158

Gräfin Rostoptschin:
- Der fallende Stern . . . 159
- Herbstabend . . . 160

Woßkressenßky: O frage nicht nach meinem Harme . . . 161

Alexéjew: Lied . . . 162

Seite

Suchanoff: Die öde Hütte 163
Großfürstin ***: Frühlingsabend 164
Polowzoff: Trost 165
Grekoff: Scheiden 166
Turgénjew: Die Meise 167
Tjutschew: Die Wetce 168
Fürst Wjäsemsky:
Epigramm 169
Unter das Portrait Alexanders I. 169
Batjuschkoff: Epitaph 170
Kryloff: Dem Andenken einer Freundin 171
Krassoff: Auf das Grab eines Poeten 172
Nachträgliches von A. Puschkin:
Das Blümlein 175
O wenn es wahr ist, daß zur Nacht 176
Nachts 177
Der Gefangene 178
Schlaflos lieg' ich 179
Kleinrussische Volkslieder.
Rauscht es, rauscht's im Eichenwalde 183
Die Winde heulen, es wogt das Gras 185
Zum Marsch zum Abmarsch pfeifen die 186
Braust es, weht es, und der Bäume 188
Eine Hopfenranke im Garten allein 190
Kam aus der Ferne ein Kuckuck geflogen 191
Vor Weh mir Herz und Kopf vergeh'n 192
Zum Riemen zieh' ich 195
Fliegt ein Adler über's Meer hin 197
Weint und klagt Gregors alte Frau 198
Sag', Mädchen, wo werden wir schlafen zur Nacht 199
Hoch zwischen Blumen und Wintergrün 200
Beugen sich die dichten Zweige 202
Mein Mädchen, viel schöne, viel stolze Maid 204
Dunkel ist die Nacht, ich stiege 205
Schwang vom Wald', vom dunklen Walde 206
Hat die Frau den Mann geschlagen 207
Sprach zum Mond die Abendröthe 208
Auf ein Grab setzt der Kosak sich 209
Wie er schön ist, wie er grün ist 210
Schon fällt auf die Steppe das nächtliche Graus 211
Schmied! warum schmiedest du heute nicht 212
Ist dies die Quelle, die mich gelabt und getränkt 213
In der Morgenfrühe 214
Vom Kosaken Baida 217
Paley in Sibirien 219
Anmerkungen 221

Ismaïl Bey.

Eine morgenländische Sage von M. Lermontoff.

In drei Theilen.

Erſter Theil.

Ismaïl Bey.

Aufs Neu der Bruſt, die leblos lang,
Iſt die Begeiſterung erſchienen,
Den Gram, der Leidenſchaft Ruinen,
Mir umzuwandeln in Geſang.
Dem Paradieſesvogel gleich'
Ich, der im fremden Steppenland,
Wohin das Unglück ihn verbannt,
Sich einſam wiegt auf dürrem Zweig —
Hell glänzt ſein himmelblau Gefieder;
Ob Stürme heulen, Schnee die Flur
Bedeckt: ihn ſtört es nicht — und nur
Vom Süden ſingen ſeine Lieder.

I.

Du greiser Kaukasus, ich grüße dich!
In deinem Reich kein fremder Gast bin ich:
Hast mich schon früh, in meiner Jugendzeit,
Gewöhnt an deine Bergeseinsamkeit.
Und oft seitdem durchzogen meine Träume
Mit dir des Ostens sonnenhelle Räume.
O, freies Bergland! rauh bist du, doch schön!
Altären gleich sind deine steilen Höhn,
Wenn Abends fernher Wolken zu dir fliegen,
Bald, blauem Dampf gleich, deine Höhn umschmiegen,
Bald, schwanken Federn gleich, auf dir sich wiegen,
Bald, Schatten gleich, an dir vorüberschweben,
Bald graunvoll, wie Gespenster, sich erheben,
(Die man im Traumgesicht zu sehen meint) —
Und nur der Mond vom blauen Himmel scheint.

II.

Wie liebt' ich, Berge, eure wilde Schöne,
Die kriegerischen Sitten eurer Söhne,
Des Himmels über euch durchsicht'ge Bläue,
Der Stürme graus Gebeul, das immer neue,
Wenn's von den Höhen, aus den Schluchten tief,

Wie eine Stimme zu der andern rief
Gleichwie Ablösungsrufe nächt'ger Wachen.
. . . . . *)
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
Und Abends oft ſah ich am Himmelsdach
Dem Ziehn der regenſchwangern Wolken nach —
Hier: hell umſäumt und roſig angehaucht
Ziehn ſie einher — dort: dunkel, rieſengroß
Steigt's wie ein Zauberſchloß aus ihrem Schoß . . .
Da fährt ein jäher Windſtoß auf, und wild
Zerſtört er, ſchneller als es aufgetaucht,
Das wunderſame, luftige Gebild,
Das, aus der Nacht erzeugt — in Nacht entweicht.
(Gleichwie zerſtörend Kettenklirren bricht
Durch des Gefangnen nächtlich Traumgeſicht,
Das ihm der Heimatfluren Bild gezeigt)
Indeſſen, weißer als die Gletſcher, flieht
Gen Weſten hoch ein Wölkchen nach dem andern. —
Ihr heller, leichtbeſchwingter Reigen zieht
Die Abendröthe mit im luft'gen Wandern,
So leicht, ſo ſorglos ſchweben ſie einher,
Als ob ihr kurzes Sein ein ew'ges wär! . .

*) Alle wie hier mit Punkten ausgefüllten Stellen ſind von der Ruſſiſchen Cenſur geſtrichen.

III.

Wild sind die Stämme jener wilden Schluchten,
. . . . . .
Im Kampf, zum Kampfe, wachsen sie heran,
Kämpfend beginnt das Kind, endet der Mann.
Der »Russe« ist des Kampfes Losungswort,
Die Mutter schreckt damit ihr Kindlein dort;
Verzeihung kennt selbst nicht das Kind, das schwache,
Treu ist die Freundschaft, treuer noch die Rache.
Kein Blut fließt dort, das ungerochen bliebe,
Doch maßlos wie der Haß ist auch die Liebe.

IV.

Graunvoll sind ihre Sagen. Ein Tschetschén,
Den durch's Gebirg ich mir zum Führer wählte,
Ein alter Insaß des Kasbek, erzählte
Mir eine solche Stammesmär' im Gehn.
Er pries die Vorzeit, führte mich des Wegs
Zu dem berühmten Steine Roslam-Begs,
Der hoch den krummen Fußpfad überdeckt,
So schwebend, ohne Stützen hingestreckt,
Als ob die Luft ihn trüge. — Moos und Gras
Umgrünt ihn üppig, und in seinem Schatten,
Gleichwie in einem Tempelheiligthume,
Wächst hoch und lieblich die Erinnrungsblume. —
Sie blüht und duftet, hat nicht Sorge, daß
Der Stein herabstürzt auf die grünen Matten.

Unter dem alten, moosbewachs'nen Stein
Einſtmals ſaß der Tſchetſchen mit mir allein,
Felsgrau umkräuſelte der Bart ſein Kinn,
In ſtillem Sinnen ſchaut' er vor ſich hin . . .
Vielleicht für ſeine Heimat betet er —
Ich fremder Pilger wagte nicht zu ſprechen —
Stumm wie der Greis ragt das Gebirg umher —
Das Schweigen wagt' ich nicht zu unterbrechen.

V.

Bald wild, bald traurig klang, was er erzählt.
Ich hab's zum Inhalt dieſes Lieds gewählt.
Mag es auch ſeltſam Euch im Norden klingen,
Wie ich's gehört, ſo will ich's wiederſingen.
Ich mag es als Geheimniß nicht bewahren
In meiner Bruſt, ich muß es offenbaren.
Nicht um die Gunſt der Menge zu erſtreben
Sing ich mein Lied — denn kein Verlangen hegt
Nach ſolchem Kranz, wer Stolz im Buſen trägt:
Geſang und Liebe ſind des Dichters Leben,
Das ohne dieſe grau und öde ganz,
Wie nächt'ger Himmel ohne Sternenglanz.

VI.

»Wo tief zu Thale, zwischen Kieseln,
Podkumoks reine Wasser rieseln,
Wo hinterm Maschuk[1]) auferstebt
Der Tag, beim Beschtau[2]) untergeht
Unsern den fremden Steppenlanden
Einst blühende Aoule standen,
Durch keinen Streit und Haß entzweit.
In jedem Haus der Wandrer fand
Ein schützend Dach und gastlich Mahl —
Noch frei und glücklich dazumal
War der Tscherkeß im eignen Land.
Berühmt durch ihre Schönheit waren
Des Landes Töchter weit und breit,
Und Greise übten, bocherfahren,
Das Richtamt bei der Jugend Streit.
Von Lust erklang der Barden Sang
Durch's Land: Sie kannten dazumal
Noch nicht der Russen Geld und Stahl!

VII.

Nie ganz treu ist das Glück im Bunde,
Es kommt und geht wie Tag und Stunde.
Einstmals, — schon war der Tag vollbracht,
Dicht sah man rings die Nebel schweben,
Nacht ward's, doch sollte diese Nacht
Den Menschen keine Ruhe geben.
Die Heerden bang die Erde scharrten,
Die hohen schweren Arbas [3]) knarrten,
Die Burka [4]) umgethan, die warme,
Saßen die Männer stumm zu Pferde,
Geschäftig die Pistolen ladend —
Und jede Mutter hielt im Arme
Ihr zitternd Kind, mit Angstgeberde
Sich und ihr Kind in Thränen badend —
Was man nicht mitnahm aus dem Land,
Ward aufgethürmt und dann verbrannt.
Die nächste Morgensonne zeigte
Davon noch Asche, Trümmer nur,
Und als der Wind den Nebel scheuchte,
Den dicken, von der feuchten Flur,
Sah man rings um die Berge her
Nur wüste Häuser, wüstes Land,
Drauf einen Rest von Feuerbrand,
Und frische Räderspur — nichts mehr.

VIII.

Doch was hat diesen Stamm versucht,
Fern aus der Väter Haus zu ziehn,
Und nächtlich, in freiwilger Flucht,
In fremde Wüstenei zu fliehn?
Hat Muhammed ihm vorgeschrieben
Sein Schicksal, und den Stamm vertrieben?
Nein! eine andre Unglücksband
Vertrieb den Stamm aus seinem Land:
Ein fremdes Kriegsheer zog heran,
An Macht und Stärke unermeßlich,
Und machte Alles unterthan
Auf seinem Weg, und hauste gräßlich.

IX.

Und Jahre kommen, Jahre ziehn,
Fünf Jahre schon sah man entfliehn,
Und an dem feindlichen Geschlecht
War noch die Unbill nicht gerächt.
Im Hochland ließ nach langem Lauf
Der flüchtige Tscherkeß sich nieder,
Und baute neue Hütten auf,
(Davon schon lang die Spuren wieder
Verschwunden). Nur an Kampf und Streit
Dachte das Volk zu jener Zeit,
Und Alt und Jung nach Rache dürsten.

Reslam-Beg hatte mit den Fürſten
Und ihren kriegeriſchen Horden
Schon gegen den verhaßten Feind
Zu offnem Kampfe ſich vereint,
Und harrte an des Kuban Borden.

X.

Im Herbſt des Jahrs, in früher Stund,
Zwiſchen dem Eiſenberge *) und
Dem Schlangenberge,*) wo inmitten
Des Krauts, im dicht bewachſ'nen Raum
Der ſchmale Weg bemerkbar kaum,
Ein Reiter kam des Wegs geritten.
Zur Rechten und zur Linken, neben
Dem Weg — und kaum dadurch geſchieden —
Zerborſtne Trümmer ſich erheben,
Wie Reſte hoher Pyramiden.
Und wie die Blicke weiter wandern,
Drängen, einander überſtreckend,
Gewaltge Berge ſich hervor —
Doch ſteigt als König aller andern,
Durch ſeine Höhe faſt erſchreckend,
Der Beſchtau in die Luft empor.
Er ſtrahlt im Glanz des reinſten Blau's,
Und lichte Nebelſtreifen ſchweben
Um ſeine Schultern her, daraus
Fünf weiße Häupter ſich erheben.

XI.

Noch hatte von den Wiesen nicht
Den Thau geküßt das Morgenlicht,
Und aus den schlängelnd wilden Reben,
Die den Granitfels hier umgeben,
Noch Silberregen niederträufte,
Sobald der Reiter daran streifte.
Doch plötzlich seinen kleinen, zähen
Bergrappen hielt der Reiter an,
Und scharf umher zu schaun begann
Als wollt' er Jemand fern erspähen.
Bald lockert er des Pferdes Zügel,
Stellt sich bald aufrecht in den Bügel,
Sein Auge späht, die Glieder zittern
Vor Ingrimm, nichts kann er erwittern ...
Im Zorne springt er ab vom Pferde
Und hält sein Ohr zur feuchten Erde,
Doch mag er noch so emsig lauschen,
Nichts hört er, als der Büsche Rauschen.
Stumm war es, öde ringsumher;
Sein Blick ward trüb, sein Herz ward schwer.
Er fluchte seinem Mißgeschick ...
Gern hätt' er zu der Zeit sein Leben,
Die ganze Welt dahingegeben
Für einer nahen Hütte Dampf,
Für naher Pferde Hufgestampf.

XII.

Wer iſt der Mann? Ein Ruſſe? — Nein!
Ein Waffenrock von fremder Art
Hüllt ſeine ſchlanken Glieder ein,
Und eine Mütze, langbehaart,
Bedeckt den Kopf — im Gürtel trägt
Er, ſchwarz und golden ausgelegt,
Dolch und Piſtolen — an der Seite
Sein Degen hängt, der ſcharfe, breite —
Am Riemen, überm Rücken quer,
Trägt er ſein filzumhüllt Gewehr.
Wehr und Gewand ſind ganz beſtellt
Wie ſich die Bergkoſaken kleiden;
Doch hat kein Andrer ſolch Geſchick,
Und wie er ſich im Sattel hält,
Kann man ihn auf den erſten Blick,
Leicht von Koſaken unterſcheiden:
's iſt kein Koſak — 's iſt ein Tſcherkeß!

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Ein Mann, von Haltung ſtolz und prächtig,
Jung, aber wie ein Greis bedächtig.
Kein Jugenddrang nach Spiel und Luſt
Schwillt dieſe breite Mannesbruſt.
Was will er? wer hat ihn geſandt,
In dieſes unruhvolle Land?

XIII.

Sein Auge kalt verdeckt, was heiß
Und stürmisch seine Brust erfüllt,
Wie wenn das erste dünne Eis
Des Meeres dunkeln Schlund verhüllt
Bis zu den nächsten Sturmesschauern . . .
Furchtbare Leidenschaft versteckt
In dieser jungen Brust sich tief,
(Wie Löwen in der Höhle lauern,
Bis sie ihr Opferthier entdeckt
Und wild erwacht, was scheinbar schlief.)
Schien wie ein Stein sein Herz zu sein:
Der Stahl lockt Funken aus dem Stein!

XIV.

XV.

XVI.

XVII.

Wohin mag der Tscherkeß wohl eilen?
Und sucht er nirgends Ruh und Rast?
Er will nicht rasten, will nicht weilen,
Er reitet fort in stürmscher Hast.

Er treibt sein zähes Roß und schlägt es,
Als ob nur wilde Flucht ihn rette;
Schnell wie der Wind der Steppe, trägt es
Ihn fort — die Nüster schnaubt und schäumt.
Das Auge glänzt im stürmschen Lauf.
Bald steigt die vielgespaltne Kette
Des Hochgebirges vor ihm auf,
Endlos — von Schnee und Grün umsäumt.
Und über alle Berge hoch
Der Elbrus zum Himmel steigt,
Sein Doppelhaupt von Schnee gebleicht.
Der Reiter ruft: »Ein Stündchen noch
Geduld, dann hab' ich ihn erreicht!«

XVIII.

Vor ihm erheben sich die nackten
Felswände, schauerlich, doch schön —
Bald hell und glatt vom Fuß bis Oben,
Bald schwarz, in Formen, raubgezackten,
Seltsam zerklüftet und verschoben,
Bald licht verschwimmend in den Höhn . . .
Schon längst verfloß die erste Stunde,
Noch ist der Reiter nicht am Ziel;
Die Berge schimmern in der Runde
In wechselvollem Farbenspiel.
Vor Zorn der Reiter selbst erbleicht,
Wie ferner stets das Ziel sich zeigt.
Das müde Pferd kann kaum noch weiter;
Nah ist's vor Sonnenuntergang,
Schon bläst der Abendwind dem Reiter
Kalt in's Gesicht — am Bergeshang
Wird's dunkler, nur die Kuppen glimmen
Und roth im Abendroth verschwimmen —
Den Schattberg[1]) kann er mit den beiden
Schneekuppen nicht mehr unterscheiden.

XIX.

Doch unaufhaltsam weiter steigt
Er auf, ob's rund auch schauerlich,
Hat bald der Berge Rand erreicht,
Wo zwischen hohen Kuppen sich
Der Weg verliert, Gestrüpp-durchschlungen —

Und, ob von Schaum bis an die Ohren
Bedeckt, hier athmet wieder leicht
Sein müdes Roß; der Reiter streicht
Das treue Thier — und ganz verloren
In alter Zeit Erinnerungen,
Blickt der Tscherkeß umher im Land,
Aus frührer Zeit ihm wohlbekannt.
Sein Auge wird von Thränen naß,
Und auf ein Kurzes flieht der Haß
Der schwer auf seinem Herzen drückt,
Der Kindheit Zauberbilde weicht er,
Das vor ihm aufsteigt, ihn beglückt —
Sein Auge strahlt, sein Herz wird leichter,
So freundlich schaut er rings darein,
In der Erinnerung verloren,
Als sei er stolz, Tscherkeß zu sein;
Stolz auch, daß ihn dies Land geboren,
Der unbeugsamen Felsen einen —
Und wie die Jugendzeit in reinen
Gebilden ihm vorüber gleitet,
Vergißt er Alles, was das Leben
Ihm Trübes, Schreckliches bereitet,
Vergißt er auch sein dunkles Streben,
Vergißt die Freunde, wie die Feinde,
Ein Herrscher dünkt er sich der Welt,
Die Liebes, Schönes nur enthält.
Er gleicht der jungen, freien Braut,
Die ihren Liebsten wiederschaut,
Und glaubt, daß sie die ganze Welt
Mit ihm in ihren Armen hält.

XX.

Im Glanz der Abendröthe ſtreben
Hochauf die Kuppen ſteil und kahl,
Bergab die grauen Nebel ſchweben
Hinunter in das enge Thal.
Und tiefes Schweigen herrſcht — kein Schall
Ertönt, als Roßhufwiederhall.
Ein feiner Duft zieht durch die Luft;
Die halbverblühten Blumen ſchließen
Die Kelche zu, um nächtge Ruh,
Wenn auch bewußtlos, zu genießen . . .
Schon iſt, bei hellem Sternenſchein
Der Abend ganz hereingebrochen;
Aus tiefzerklüftetem Geſtein
Kommt eine Schlange angekrochen.
Sie ſpielt und hebt ſich — bleibt dann träge
Sich krümmend, liegen auf dem Wege.
Hell glitzert in der Sterne Strahl,
Wie ſich die Schlange krümmt und windet,
Die bunte, glatte Ringelhaut,
Gleichwie die Klinge eines Dolches,
Oder ein Panzerhemd von Stahl,
(Wie nach der Schlacht man oft noch ſolches
Verloren auf der Wahlſtatt findet)
Beim Schein des Mondes angeſchaut.

XXI.

Spät iſt's zur Nacht; der Reitersmann
Thut ſeine breite Burka an.
Dort, wo das Baumgeſtrüppe dicht
Den Weg verſperrt, bäumt ſich das Pferd,
Und ſchnaubt und tobt, und will nicht weiter.
Schnell aus dem Sattel ſpringt der Reiter,
Und wie er ſich zur Seite kehrt,
Sieht er mit ſtaunendem Geſicht
Zu Füßen einen Abgrund gähnen,
Darin ein Gießbach brauſend ſchäumt —
Das war's, warum das Pferd gebäumt
Und bang geſträubt die ſchwarzen Mähnen.
Und zweifelnd ſtand der Reiter lange
Am abgrundtiefen Felſenhange,
Und wußte nicht mehr ein, noch aus —
Da plötzlich, fern im nächtgen Graus
Entdeckt er eines Lichtes Schimmer,
Das, wie er ausſpäht, näher immer
Zu kommen ſcheint — auf's Neue ſchwingt
Er ſich aufs Pferd, und ohne Rub
Treibt er das Thier der Gegend zu,
Woher das Licht ihm flackernd winkt.

XXII.

Bald ſollt' er nun am Ziele ſein
Und finden was er lang geſucht —
Es war kein trügeriſcher Schein,
Der ihn gelockt in jene Schlucht.

Durch einen Hügel halb versteckt,
Zwei weiße Häuschen sieht der Reiter,
Das platte Dach hoch überdeckt
Mit dicken Bündeln Stroh und Kräuter.
Der kalte Herbstwind pfeift und singt,
Spielt mit den Halmen, mit den Stengeln,
Die rings vom Dache niederschlängeln.
Ein breiter Hof das Haus umschlingt.
Der Zaun von Pfählen und von Zweigen
Kunstvoll geflochten und gezimmert,
Schon halb verfallen; tiefes Schweigen
Herrscht ringsumher; im niedern Haus
Mit mattem Schein ein Lichtchen schimmert,
Der Rappe wiehert, stampft die Erde
Und weckt das Wiehern andrer Pferde;
Bald tritt ein Mann zur Thür heraus,
Der Hausherr selbst: »Schickt der Prophet
Noch Gäste in der Nacht so spät?
Wer ist da?« So die Frage schallt.
— »Ein Fremder!« — schell die Antwort bald.
Das Wort genügt, er fragt nicht weiter,
Der heilig noch die alte Sitte,
Die gastliche der Väter, hält . . .
Begrüßend naht der Wirth dem Reiter,
Dem müden, von dem langen Ritte,
Und sorgt, daß Obdach ihm bestellt;
Nimmt das Geschirr vom Pferde ab
Und führt es selbst zum Stall hinab.

XXIII.

Nun heißt der Wirth den Gast willkommen
An seinem Herd, reicht ihm die Hand;
Bald ist ein Feuer angezündet,
Wo Beide traulich Platz genommen.
Der Schmuck im Zimmer an der Wand
Ringsum, dem kund'gen Aug' verkündet
Des Bergsohns Reichthum: Pfeile, Flinten,
Dolche, mit Koranschrift verziert,
Ein weiß Baschlik *) im Winkel hinten,
Und, zwischen Sattelzeug und Burka,
Die Peitsche. — Das Gespräch verliert
Der Beiden sich in alte Zeit,
Sie sprechen von der Herrlichkeit,
Und Freiheit frührer, bessrer Tage,
Und führen ob der Jetztzeit Klage.
Lebendig fließt das Wort vom Munde
Dem Greis und seinem jungen Gast;
Sie achten nicht der späten Stunde,
Sie denken nicht an Rub und Rast.
Des jungen Gastes Worte schlugen
Gewaltig an des Greises Herz,
Bald Schmerz, bald Freude weckend, trugen
Sie ihn gen Osten, heimatwärts.

XXIV.

Er war ein Lesgbier. Früh verbannt
Von Vaterhaus und Heimatland,
Hatt' es ihn weit umhergetrieben
Bis er ein Obdach hier gewann.

Vier Kinder wuchsen ihm heran:
Drei Söhne und ein Töchterlein;
Es ward im Kreise seiner Lieben
Ihm leichter der Verbannung Pein.
Vom Raube lebt sein ganzes Haus:
Sobald der Himmel seine Sterne
Anzündet, ziehen in die Ferne
Auf Beute die drei Söhne aus,
Und Furcht und Graun folgt ihren Schritten.
Sie plündern, nehmen, wo es geht,
So fehlt es nie an Speis' und Trank,
An Hirse, Hafer, Wein und Meth.
Der scharfe Dolch hilft ihnen bitten,
Die Flintenkugel giebt den Dank.
Sie jagen auf geraubten Pferden,
Gefahr ist ihnen lieb und Plage,
Und unbegrenzt ihr Reich auf Erden —
Furcht haben sie nur — vor dem Tage!
»Heut — sprach der Greis — von meinen Lieben
Ist nur der Aeltste heimgeblieben.«
Doch kaum noch hört der Gast den Wirth,
Versteht nicht mehr, was er ihm sagt,
Sein klares Auge blickt verwirrt,
Kaum daß er noch zu athmen wagt,
Er wußte nicht wie ihm geschah,
Denn plötzlich, wie gesandt von Oben,
Stand eine Jungfrau vor ihm da,
Aus Erd- und Himmelsreiz gewoben.

XXV.

Wie eine Peri war sie schön und rein —
Und wer, der sie gesehen, spräche: nein!
Und wer, der solch ein weiblich Wunder sieht,
— Wie es durch unsre ersten Träume zieht,
Wie's einmal nur an uns vorüberflieht —
Wer unterschiede nicht die Himmelsspuren
Im süßen Zauber dieses Augenlichts,
Im selgen Lächeln dieses Angesichts,
Von nichtger Schönheit irdischer Naturen?
Des Weibes Hoheit von des Weibes Roheit!
Und wer auch sagt, entzückt von solchem Weibe:
Ein kaltes Herz in einem schönen Leibe!
Wenn plötzlich strahlend in der Reize Fülle
Die vor ihm steht, die aller Erdenhülle
Er frei geglaubt, und die nur auf der Erde
Erschien, daß sie ein Trost den Menschen werde!
Tritt prüfend er zum Zauberbilde hin:
Erkennt sein Auge leicht die Lesghierin;
Aus ihren Zügen strahlt ihm irdsche Glut,
Durch ihre Wangen flammt des Ostens Blut.
Doch kaum tritt fern sie wieder dem Gesicht,
So traut er seinen eignen Augen nicht,
So weiß er selbst nicht mehr wie ihm geschehn,
Und zweifelt selbst an dem, was er gesehn.

XXVI.

Holdselig, einer Peri gleich,
Voll Erden- und voll Himmelsschöne,
Und lieb — wie wenn in fremdem Reich,
Wo wir die Sprache nicht verstehen,
Uns plötzlich heimatliche Töne,
Dem Ohr so traut, entgegenwehen —
So lieb — wie Duldern im Gefängniß
Wohl auch durch Kummer und Bedrängniß
Das Lied des freien Vögleins klingt,
Das draußen in den Zweigen singt —
So trostmild stand mit heitrer Miene
Die junge Sara am Kamine:
Das Köpfchen halb zur Brust geneigt,
Sonst stolz von Haltung, frei und leicht,
In ihrem Anzug schlichter Art
Geschmack und Einfachheit gepaart.
Ein ergänzliegend Tuch umschlang
Den Kopf, wie zu des Haarschmucks Zwang,
Draus fesselles zwei Locken drangen,
Die dunkel über beide Wangen
Bis auf die weiße Brust sich schlangen ...
Schon ist es Zeit — man sieht's ihr an —
Die dunkeln Haare aufzuschlingen,
Hübsch Ordnung in den Putz zu bringen —
O, man erkennt das Weib daran!

XXVII.

Das Händchen zitterte der Maid,
Als mit der Hast der Schüchternheit
Sie das bescheidne Nachtmahl jetzt
Dem alten Vater vorgesetzt.
Sie lächelte und wollte gehn,
Und blieb doch schwankend wieder stehn,
Als ob sie Scham und Neugier quälte,
Hoch hob sich ihr die junge Brust . . .
Sie hätte gar zu gern gewußt
Was wohl der fremde Mann erzählte.
Doch schwieg er selbst nun, und im Zimmer
Umher, vom Wandschmuck angezogen,
Verlegen seine Blicke flogen.
Sie traf zuletzt des Auges Schimmer,
Und so durchdringend, daß sie fast
Vor seinem tiefen Blick erbangte.
Doch, trotz dem Vater, blieb sie stehn
In stummer Neugier — es verlangte
Sie, mehr zu hören, mehr zu sehn
Von ihrem jungen, fremden Gast.
Doch dieser wurde selbst verlegen,
Und schwerer ward es ihm zu sprechen.
Er schlug die großen Augen nieder
Und hob sie lang zu ihr nicht wieder
Empor — was mag in ihm sich regen?
Durch Lächeln sucht er und durch Scherzen
Seine Verlegenheit zu brechen,
Doch kam dies Lächeln nicht von Herzen!

Sich häufig unterbrechend, ſetzt
Er mühſam ſeine Rede fort,
Und lächelt wieder — und zuletzt
Stockt auf der Zunge ihm das Wort.
Das kalte Lächeln im Geſicht,
Das ſchwer erzwungne, ſteht ihm nicht.
Er ſchweigt — und leid iſt ihr's darum.
Sie ſeufzt — und weiß doch nicht, warum!
Er hatte Anfangs doch ſo traut,
So voll herzinniger Bewegung
In's dunkle Auge ihr geſchaut,
Und ſie erwiederte die Regung,
Und wandte lieb den Blick auf ihn,
Als wollte ſie aus ſeinen Augen
Geheimnißvolle Antwort ſaugen —
Und jetzt? Was iſt mit dem Tſcherkeſſen?
Sein Aug' erwiedert nichts! ihr ſchien
Als hätt' er plötzlich ſie vergeſſen.
War ihm der Blick nicht angenehm?
Iſt Sara's Näh' ihm unbequem?
Verwirrt es ihn ſie anzuſehen?
Genug, genug! zum zweiten Mal
Fragt ſie ihn nicht — ſie muß ſchnell gehen.

XXVIII.

Wer in der Welt sich viel bewegt,
Die Sitte kennt in fremdem Land —
Der Leidenschaften Spuren trägt,
Mit ihrer Sprache auch bekannt; —
Wer früh sich hingerissen fand
In's sogenannte »große Leben,«
Wo er gelernt, mit feiner Hand
Nicht auch sein Herz dahinzugeben:
Dem mag es — wenn er sonst beachtet
Von Damen ist, und leicht gefällt —
Dem mag's auch leicht geschehn, daß er
Die Neigung einer Frau von Welt
Nicht grade als ein Glück betrachtet.
Doch dem Naturkind gegenüber
Ist er der alte Mensch nicht mehr,
Stimmt ihn die Liebe ernster, trüber —
Er schämt sich, fürchtet sich zu scherzen
Mit einem einfach-wilden Herzen,
Und wird der Jungfrau zart Begegnen
Oft kalt, mit Thränen gar entgegnen.
Für sündhaft hält er Küssen, Schmeicheln,
Unmöglich ist es ihm zu heucheln.
Es hat das Herz noch nicht genug
Am Leide, das es mit sich trug
Aus frührer Jahre stürmscher Zeit —
Sich einzubilden macht ihm Leid,
Daß für sein Feuer keine Nahrung . . .

Leicht halten solche Menschen Alles
In ihrer Herzenswelt Erfahrung
Für lauter Zeichen tiefen Falles,
Für lauter Sündenoffenbarung.
Untähig sind sie der Verführung,
Doch leicht zugänglich tiefer Rührung;
Und, ist ihr Herz in vollem Brand,
Voll unbefriedigter Gelüste:
So glauben sie in fremdem Land,
In wilden Bergen, in der Wüste,
In schattger Thäler Einsamkeit,
Am Ort, wo sie die Jugendzeit
Verlebt, den Qualen zu enteilen,
Sich zu befrein, ihr Herz zu heilen.
Umsonst! es schleppt auf jedem Schritt
Sein Weh und seine Fesseln mit.

XXIX.

Verschwunden schon aus dem Gemach
War Sara — lange sah ihr nach
Der fremde Gast, und in sich sprach:
»Bist kaum den Kinderschuhn entgangen
»Und kennst schon Thränen, — und Verlangen
»Ist schon im jungen Busen wach?
»Kraftloses, helles Abendlicht,
»Glüh' auf der dunkeln Wolke nicht:
»Es wird auf ihr dein letztes Funkeln,
»Dein letztes Leuchten selbst verdunkeln.«

XXX.

»Du kennſt mich noch nicht, ſüße Maid!
»Dem wilden Kampf, der Männerſchlacht,
»Und nicht der Liebe ſtiller Macht
»Iſt vom Geſchick mein Herz geweiht.
»Ich könnte wohl mit ganzer Glut
»Dich lieben — doch in höhrer Hut
»Stehſt du — und ich ... ich muß dich laſſen.
»Darf dieſe blutbeſprengte Hand
»Dein reines, zartes Händchen faſſen?
»Dich dieſer Arm umſchlingen, und
»In dir die Glut der Liebe ſchüren?
»Und darf mein fluchgewohnter Mund
»Je deiner Roſenlippen Rand
»Entheiligend im Kuß berühren?«

. . . . . .

XXXI.

Schon bricht der Morgen an — 's ist Zeit!
Vom Schlaf erwachte der Tscherkeß
Und machte sich zum Weg bereit.
Sein greiser Gastfreund unterdeß
Blies auf dem Herd die Flamme an,
Bereitete von Hirse dann
Den Morgenimbiß — sagt ihm auch
Wo er die besten Wege reitet.
Zur morschen Schwelle dann geleitet
Er ihn nach seinem alten Brauch . . .
Zerstreut, nachdenkend stand am Thor
Der Gast, den Blick voll Traurigkeit;
Er dachte an die junge Maid —
Doch: Wer führt ihm den Rappen vor?

XXXII.

Schau! Sara ſelbſt führt ihm das Pferd
Vom Stall her, ſchüchtern und verlegen,
Und richtet dann, zu ihm gekehrt,
Die leiſen Worte ihm entgegen:
»Hier iſt dein Roß, — ſteig in den Bügel!
Ich habe Sattelzeug und Zügel
Mit eigner Hand ihm angethan.
Die Arbeit hat mich nicht beläſtigt,
Dergleichen iſt nicht neu für mich.
Die ſchwarze Burka habe ich
Dir überm Sattel her befeſtigt.
Sieh nur das Thier, wie ſchimmern dran
Die Silberſchuppen vom Kuban!
Sieh, lieber Fremder, nichts gebricht!
Ein prächtig Pferd! das ſcheut gewiß
Im Lauf vor Fels und Schluchten nicht.
Welch' ſtolze Haltung, welch' Gebiß!
Ob auch aus fremdem Lande ſtammt
Dein Pferd, aus ſeinen Augen flammt
Doch eine wilde, ſtolze Glut!
Sein Rücken iſt ſo glatt und rein,
Wie in dem Bergſtrom kaum ein Stein
Geglättet von der ſtarken Flut.
Dem kleinſten Wink gehorcht es flink.
Ich hab's geſtreichelt, ihm geſchmeichelt,
Daß es dich treu und ſicher trage
Durch Berge und durch Steppenland,
Dich ſchütze vor der Feinde Hand,
Vor Dolchesſtich und Unglücksſchlage.«

XXXIII.

Droht Sturm und Wetter: ſchneller ſchmiegt
Der Reiter ſich aufs Pferd und fliegt
Einher in ungeſtümer Haſt.
Wer weiß, o junger, fremder Gaſt!
Wer weiß, es kommt vielleicht ein Tag,
Wo dir im Innern leis Erinnern
An uns, an mich erſtehen mag!
Und denkſt du mein in froher Zeit,
Beim Klang und Lärm der Feſtgelage:
Verſcheuche die Erinnrung weit
Von deinem Blick, wie eine Plage!
Doch wenn dein Herz voll Traurigkeit,
Der Schlaf dich flieht — dein Auge weint,
Und dann mein Bild vor dir erſcheint:
So halt es feſt — o hör' mein Flehn! —
So laß es tröſtend vor dir ſtehn,
Und denk dabei: auf Wiederſehn!

XXXIV.

»Wohl klein iſt unſer Aufenthalt,
Doch ſicher vor des Feinds Gewalt.
Nie ſind wir hier durch Feindesſtücke
Beraubt, bedroht, geängſtigt worden —
Was ſollten auch die Ruſſenhorden
Uns nehmen? Unſre Kleidungsſtücke?
Ein halb Dutz Pferde? ... Traue mir,
O Fremdling! ſage mir, wohin
In ſolcher Haſt dich treibt dein Sinn?
Was ſuchſt du fern? O, bleibe hier!
Bleib hier im Kreiſe meiner Lieben.
Ich ſeh dir's an, o fremder Mann,
Du biſt ein Flüchtling, biſt vertrieben
Vom heimſchen Herd und heimſchen Glück,
Wie ſo viel andere Tſcherkeſſen,
Haſt deine Sprache gar vergeſſen —
Was treibt dich in dein Land zurück?
Was iſt's, das dort dein Herz noch hofft?
Wohl predigt uns der Vater oft,
Daß wir uns willig, ohne Grollen,
— Iſt's an der Zeit — mit Herz und Hand
Dem Vaterlande opfern ſollen,
Dem Vaterland, das uns geraubt!
Doch *da* nur iſt *mein* Vaterland,
Wo man mich liebt, wo man mir glaubt!«

XXXV.

Noch liegt der Nebel rings umher,
Der Bergespfad iſt ſo beſchwerlich,
Die Morgenkälte dir gefährlich.
O, einen Tag noch bleibe hier,
Nur eine Stunde noch, nicht mehr!
Ein einzig Stündchen bleib bei mir.
Ich will dein Pferd abſchirren, pflegen
Mit Trank und Korn, — laß ſich's noch legen.
Du aber ſetz dich her zu mir,
Stütz deinen Kopf auf meine Hand —
Es iſt ſo traut, ſo lauſchig hier!
Noch einmal laß an deinem Munde
Mich hängen — horchen unverwandt —
O, halt das Glück mir nicht zurück!
Sprich, oder willſt die ſchwere Stunde
Des Scheidens mir noch mehr verbittern? — —
Und Sara ſtand in Angſt und Zittern,
Und harrt, daß er auf ihre Frage
Ein Wörtchen nur zur Antwort ſage —
Wird er den Wunſch ihr nicht erfüllen?
Vergeblich wartet ſie: er ſchweigt.
Sie kann ihr Wehe nicht verhüllen:
Ihr Auge wird von Thränen feucht.
Doch ach! er bricht ſein Schweigen nicht —
Schon ſchwingt er ſich auf's Roß, bereit
Davonzujagen — doch dann dreht
Er plötzlich ſeinen Rappen wieder,
Neigt freundlich ſich zu Sara nieder,
Zu lindern ihre Traurigkeit,
Ihr zu gewähren was ſie fleht.

XXXVI.

„ — Du mußt mich nicht ſo grauſam wähnen,
Sara! was willſt du von mir — Thränen?
Mein Aug' war viel von Thränen feucht,
Aus Neid hat ſie die Welt verſcheucht.
Doch paßt ſolch dunkles Loos wie meines,
Nicht für ein liebend Herz, wie deines!
Allein als Sklav, als Herrſcher ſtehn
Will ich — allein auch untergehn . . .
Was mir das Leben Liebes bot
Hab ich als Opfer dargebracht —
Mein Hauch iſt aller Freude Tod,
Und Schonung nicht in meiner Macht . . .
Wohl keinen ganz geringen Mann,
(Laß ich als ſolchen auch mich an)
Siehſt du — Sara! du ſiehſt in mir
Den Bruder Roslam-Beg's vor dir!
Mein Glück gab ich dahin als Opfer, frei . . .
O klage nicht darum, verzeih, verzeih! —“

XXXVII.

Sprach's, winkte mit der Hand, und ferner schon
Scholl, kaum vernehmbar, Roßhufwiederhall —
Und starr und stumm horcht sie dem fernen Schall.
Ihr Geist, Gefühl, Bewußtsein war entflohn,
Als ob mit jenem dumpfen Roßhufschalle
Ihr Herz, all ihrer Zukunft Glück verhalle.
O Sara, Sara! denke sein nicht mehr!
Zurück aus deinen schönen Träumen wandre —
Dein Auge ist so voll, dein Herz so leer,
Ein Augenblick dir schwerer als der andre.
O nähre nicht den Schmerz, laß ihn vergehn! . .
Den ganzen Tag blickt sie hinaus in's Land
Wo ihrer Liebe heller Stern verschwand —
Und in der lichten Abendwolken Ziehn,
Allüberall glaubt sie sein Bild zu sehn.
Und Nachts im Schlaf bei jedlichem Geräusche
Schnell springt sie zitternd auf, erwartet ihn,
Und späht, bis sie gewahrt, daß sie sich täusche . . .
So sieht man wohl ein Meteor aufflammen,
Es scheint zu nahn und — bricht in Nichts zusammen. —

Zweiter Theil.

I.

In trüber Flut brauſt der Argun durch's Land,
Des Winters Feſſeln ſind ihm unbekannt,
Nie unter Eiſesdruck ward er gebeugt,
Denn ſelbſt von Eis und Schnee ward er gezeugt,
Der keck aus ſeinen Silberwindeln ſprang
Auf ſteilen Höhn, wo ſelbſt der Gemſe bang.
Ein derb Naturkind, treibt er ſeine Flut
In kindlich frohem, lautem Uebermuth —
Bald rauſcht er hüpfend zwiſchen hohem Gras,
Bald krümmt er ſich, und wie gebognes Glas
Durchſichtig, in den Abgrund ſtürzt er, bis
Er ganz verſchwunden in der Finſterniß.
Hier über'm Schlund, wohin ſein wilder Lauf
Treibt, girrend fliegt ein Schwarm von Tauben auf.
Und aus den ſtrauchbewachſ'nen Wänden drängen
Steinblöcke ſich hervor, und drohend hängen,
Erwartend, daß das Flutgetös verhalle, —
Um in das Flußbett dann zu ſtürzen alle,
Die Fluten zu begraben in dem Falle.
Vergebens warten ſie — die Woge ruht nicht,
Und aller Steine Sturz begräbt die Flut nicht:
Wird ein Weg ihm verſperrt: zu einem andern
Bricht der Argun ſich Bahn, fürbaß zu wandern.

II.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

III.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

IV.

Reslam-Beg hatte einſtmals einen Bruder,
Davon man jetzt noch ſingt und um ihn trauert.
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Nicht unter ſeidner Perſerdecken Pracht
Ward Ismaïl geboren — um ihn wacht'
Kein weiblich Weſen in der dunklen Nacht,
Einlullend ihn mit kindestrautem Klang.
Der Stürme Heulen war ſein Wiegenſang.
Als er zum Erſtenmal den Blick erhob,
Ein Ungewitter ihm entgegenſchnob.
In dunkler Höhle feuchter Lagerſtatt,
Wohin ſein Vater ſich mit ihm gerettet
Vor ſeinem Mörder-Bruder Bey-Bulät,
Ward Ismaïl als zartes Kind gebettet.
Und wieder ein Verfolgter war er, da
Zum Erſtenmal das Licht er wieder ſah.

V.

Von früh an hielt er sich für überflüssig
In dieser Welt — des Lebens überdrüssig
War er, und — ob noch rein von Herz und Händen —
Hub er sein Leben an, wie's Viele enden:
Durch ein Verbrechen. Fremd der Mutterliebe
Fand er als Kind kein Herz sich anzuschmiegen,
Blieb unerschlossen jedem zarten Triebe;
Ließ sich von kühlen Abendwinden wiegen:
Nachts war der Mond sein einz'ger Spielgenoß.
So zwischen Erd' und Himmel ward er groß.
Bedürfniß, Sorge war ihm unbekannt.
Er war gewohnt im rauhen Bergesland
Zu sehn, wie unter ihm die Wolken zogen,
Und über sich den blauen Himmelsbogen.
Und seine jugendlichen Spiele theilten
Die Adler nur, die oben mit ihm weilten.
Es war sein Herz voll starker Leidenschaft,
Voll wilder Glut und starker Willenskraft.
Des Südens Stürme brachen sich darin,
Erschütterten und stählten seinen Sinn ...
Vom Vater ward Ismaïl, jung an Jahren
Noch, in das ferne Türkenland gesandt:
Seitdem hat man nichts mehr von ihm erfahren.

VI.

Durch Berge vor der Sonne Strahl
Geschützt, dehnt sich ein blühend Thal —
Drin liegt, am Stromesufer dort,
Inmitten hochbewachs'ner Räume
Ein wirthlicher Tscherkessenort.
Die Häuser stehn in bunter Reihe
(Jedwedes Haus für sich allein)
Im Schatten alter Mispelbäume.*)
Zur Sommerzeit, in Mittagsglut,
Wenn's vom Kamine wirbelnd dampft,
Die Kinderschaar voll Uebermuth
Im Spiel und Lauf das Gras zerstampft,
Und der Tscherkeß ermüdet ruht,
Derweil geschäftig seine Frau
Das Feuer schürt, den Löffel schwingt,
Auch wohl ein Lied zur Arbeit singt
Von ihrem fernen Heimatgau . . .
Es ziehn durch des Tscherkessen Träume
All seiner Heimat traute Räume;
Dort duftger ist die grüne Au,
In hellern Perlen glänzt der Thau,
Der Himmel ist so rein und blau —
Es spannt sich hoch der Regenbogen
Weit über alle Wolken weg,
Von einem Felsen zu dem andern
Wie eine Brücke hingezogen,
Ein luftger, wunderbarer Steg,
Drauf nur Peris und Dshinnen wandelten . .
Hier hat auch seine junge Hand
Zuerst der Armbrust Schnur gespannt.

VII.

Die Tage flohn. In Luft begann
Der Beiram[10]) Alles umzuwandeln.
Es ließ der Mullah den Koran,
Um froh nach eignem Sinn zu handeln —
Das war ein Jubel, eine Pracht,
Ein Feuermeer die ganze Nacht!
Um die Moſchee, in vollem Glanze,
Und von den Bergen nah und ferne,
Flammt es in lichtem Strahlenkranze,
Wie über Wolken helle Sterne . . .
Die Sterne ſchaun vom Himmel nieder
Und finden ſich auf Erden wieder.
Der Mond allein muß einſam gehn
Auf ſeiner Himmelsbahn, der blauen,
Sieht keinen andern Mond erſtehn,
Mag er auch noch ſo ſchmachtend ſchauen.

VIII.

Das Rennen, Schießen, Tanzen war
Des Festes, lange schon beendet;
Nacht herrschte rings. Im trauten Kreise
Am Feuer standen ernste Greise,
Und um sie her in heimscher Weise
Der jungen, kühnen Männer Schaar,
Dem fremden Sänger zugewendet,
Der auf dem Stein allein dort sitzt.
An seinem Leib kein Waffen blitzt,
Denn Wehr und Waffen braucht er nicht:
Er fürchtet Räuber nicht und Dränger,
Sein einzig Gut ist sein Gedicht.
Ob arm — er leidet keine Noth!
Er hat kein Gold — doch hat er Brod,
Und Stolz hat er — er ist ein Sänger!
Ein Sohn der Steppe, in der Gunst
Des Himmels — reich in seiner Kunst.
Jetzt hebt er an: es zittern schon,
Von seiner Hand berührt, die Saiten;
Wild, einfach, in lebend'gem Ton,
Singt er ein Lied aus alten Zeiten:

IX.

Tscherkessisches Lied.

»Aus der Bergmaid Augenpracht
Strahlt bestirnte Mitternacht; —
Schön ist's hier sich zu beweiben,
Aber besser frei zu bleiben!
Freie nicht, du kühner Bursch!
Nimm zum Weib dein Schwert —
Für das Brautgeld, kühner Bursch,
Kaufe dir ein Pferd!

»Wer sich in der Ehe quält,
Hat ein schlechtes Theil erwählt:
Wahret ängstlich seines Leibes,
Denn es jammert ihn des Weibes!
Freie nicht, du kühner Bursch!
Nimm zum Weib dein Schwert —
Für das Brautgeld, kühner Bursch,
Kaufe dir ein Pferd!

»Wie so treu das Pferd von Sinn,
Fliegt mit uns durch Dick und Dünn,
Trägt in Lust und Leid uns gerne,
Macht zur Nähe uns die Ferne!
Freie nicht, du kühner Bursch!
Nimm zum Weib dein Schwert —
Für das Brautgeld, kühner Bursch,
Kaufe dir ein Pferd!«

X.

Woher der Lärm? Wer sind die Beiden?
Stumm sieht man schnell den Kreis sich scheiden —
Der Fürst des Stammes tritt heran,
Führt mit sich einen fremden Mann,
Und drei Usdène [1]) folgen dicht.
»Allah ist groß und sein Prophet!
(Ruft er mit strahlendem Gesicht) —
Ruhm, Preis und Dank ihm im Gebet!
Den Bruder, den ich längst gebettet
Im Grab geglaubt, im fremden Land,
Hat Allah mir mit starker Hand
Bewahrt, ihn heimgeführt, gerettet!
Kennt ihr Ismaïl?« . . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

XI.

Laut wiederhallt' es in der Runde,
Kein Ende war des Lustgeschrei's,
Es freut sich Alt und Jung der Kunde
Der Wiederkehr Ismail-Bey's.
Alle umdrängen ihn, laut preisend
Des Wiedersehens froh Geschick;
Die Weiber, mit gerührtem Blick
Halten die Kinder hoch empor,
Hin auf den neuen Fürsten weisend.

Doch, wo iſt, der ſonſt Allen theuer,
Des Volkes Abgott, Roslam-Beg?
Der Freiheit Säule — weiter weg
Vergeſſen ſteht er dort am Feuer.
Nachdenkend, finſter von Geberde,
Senkt er den ſcharfen Blick zur Erde.
Wie lang iſt's her, daß er allein
Des Volkes Blicke auf ſich zog,
Ihm jedes Herz entgegenflog,
Die Mutter ihn den Kindern wies
Und ſtaunend ſeine Thaten pries?
War Alles dies nur Trug und Schein?
Und muß jetzt Alles anders ſein?
Wer hat die Volksgunſt ihm genommen?
Ismaïl! — weil er einſt verſchwand,
Darauf im Dienſt des Feindes ſtand,
Und plötzlich nun zurückgekommen . . .
Und Roslam-Beg, der geſtern noch
Des Volkes einz'ger Abgott ſchien,
Heut hat man ganz vergeſſen ihn.
»Die Menge ſtellt das Neue hoch
In ihrer Dummheit, aber bald
Wird auch der Eifer wieder kalt!«
So murmelt er leis vor ſich hin.
Doch wenn ein Menſch von böſem Sinn
Einmal im Leben Neid gefühlt,
Kann er dem Eindruck nicht entfliehn,
Und wie zum Hohne foltert's ihn,
Bis er des Herzens Glut gefühlt.

XII.

Krieg! ... grauses Wort, der Welt bekannt,
Seit Bruderblut durch Bruderhand
Unschuldig floß vor dem Altar ...
Weit durch den öden Kaukasus
Erscholl es laut rings wie zum Gruß:
Krieg! Krieg! — schon nah ist die Gefahr,
Und weckt des Herzens schlimmste Flammen.
Froh rottet Alles sich zusammen
Zu Schlacht und Tod — im stillen Ort,
Wo eben noch der Festgesang
Erscholl — klirrt's jetzt von Waffenklang.
Es schweigt des Sängers Spiel und Wort,
Zum wilden Kampf zieht Alles fort.
»Seht, wie die Herzen muthig schlagen
Zur Freiheit und zur Ehre That;
So war es ganz in unsern Tagen,
Da uns geführt Achmet-Bulat!«
So flüstern unter sich die Alten,
Wie sie mit stolzem Lächeln stehn,
Des Stammes Heerbann sich gestalten,
Die jungen Streiter ziehen sehn.
's ist Zeit! Und manches Herz wird schwer,

. . . . . .

XIII.

Der Winter ſchwand. Schon heller ziehn
Die Wölkchen fern am Himmelsbogen,
Liebäugelnd im Vorüberfliehn
Tiefunten mit des Stromes Wogen.
Der Strom, in ſeiner ſtolzen Schnelle
Sich ſchlängelnd unter lautem Toben,
Erwiedert nicht den Gruß von oben,
Wälzt ſchäumend weiter Well' auf Welle.
An beiden Ufern weit entlang
Sich dunkle, hohe Berge ſtrecken —
Durch Höhe und durch ſteilen Hang
Zugleich ein Zauber und ein Schrecken.
Dort muß die Fichte einſam trauern,
Mit rothen Wurzeln, langen, nackten,
Gekettet an die rauhgezackten,
Zerklüftetſteilen Bergesmauern.
Warum ſie trüb? Woher das Trauern?
Sie muß dort einſam und allein
Auf ihren ſtolzen Höhen ſein!
So mag es einem mächtigen
Beherrſcher großer Reiche gehn,
Auf ſeinem Thron, dem prächtigen,
Den Schmeichler, kriechende, umſtehn.
Er trauert, weil er ſeines Gleichen
Nicht hat in ſeinen weiten Reichen ...

XIV.

Die Krieger hatten durch Verhaue
Den Weg vom Thal zum Aul gehemmt;
Geſtein und Holz ward durch die graue
Flut des Argun mit fortgeſchwemmt.
»Geduld, ihr liſt'gen Feinde! bald
Wird Euch zum Grab der Hinterhalt!«
So ruft's in der Tſcherkeſſen Reihn;
Doch mächtig bricht der Feind herein,
Schon fernher durch den Nebel blitzen
Zahlloſer Bajonette Spitzen.
Und Roslam-Beg beruft den Rath
Und redet zu entſchloßner That:
»Sobald die Nacht hereingebrochen
Stürzen wir auf den Feind zumal,
Jäh, wie der Waſſerfall ins Thal —
Den Ruſſenſchaaren zum Verderben,
Sie ſollen ſtarr vor Schrecken ſterben.
Es ſollen ihre mürben Knochen
Zernagt von Wölfen und von Raben,
Verfaulen offen, unbegraben!
Dann mögen wir, wenn Alles warm
Vom Blut — zum Schein von Frieden ſprechen,
Um insgeheim mit unſerm Arm
Durch Blut die lange Schmach zu rächen!«

XV.

Und Alle waren einig drob;
Nur Ismaïl im Widerſpruch
Lärmend vom Platze ſich erhob,
Und zürnend an den Degen ſchlug.
Im Kreiſe die Usdéne ſaßen
Und ſcharf ihn mit den Augen maßen.
Doch Ismaïl, verächtlich ſchien
Er alle Blicke, die auf ihn
Sich wendeten, zurückzuweiſen.
Sich ſtützend auf ſein klirrend Eiſen
Hub er alſo zum Bruder an:
»Ich bin kein nächtger Räubersmann!
Ich lieb es mich an Blut zu weiden;
Doch, wenn mein Feind am Boden liegt,
Soll er mich ſehen, unterſcheiden
Die ſtarke Hand, die ihn beſiegt!
Ich kenne unſers Feindes Macht,
Ich haſſe ihn wie du, — ja, mehr!
Doch mach' ich nie die dunkle Nacht
Zum Mantel meiner Fürſtenehr!
Verſchieden iſt der Ruhm der Schlacht,
Der Glanz der hehren Kriegesflamme,
Von Blutſchuld in dem eignen Stamme!«
Stumm hörten, was der Fürſt geſprochen,
Wie Roslam-Beg ſo die Usdéne —
Es bat ihn Keiner unterbrochen.
Er ging — und ſtumm noch ſaßen Jene.

XVI.

Furchtbar erhebst du, Berg Scheitan![12])
Dich aus der Oede himmelan.
Der böse Geist, — so geht die Sage —
Schuf dich, gewaltger Bergesriese!
In seinem Zorn an jenem Tage,
Da Gott ihn aus dem Paradiese
Verstieß. Hier zwischen Erd' und Himmel
Wollt' er, wenn auch nur auf ein Kurzes,
Sich dem Gedächtniß seines Sturzes
Entziehn, fern von der Welt Gewimmel.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Mit dunklen Tannen rauh umkleidet,
Durch seine Schwärze unterscheidet
Er sich von seinen Berggenossen.
Ein gelber Fußpfad kriecht hinauf,
Entstanden, wo im jähen Lauf
Bittre Verzweiflungsthränen flossen.
Kein Strauch, Gras, Moos, gedeiht darauf.
Durch Schluchten, Wälder, kreuz und quer
Führt er, Gott weiß wohin, woher.
Tief zwischen Sträuchen, hohen, schwanken,
Dran Hopfen rings und Epheu ranken,
Halb schlummernd ruht ein Edelhirsch.
Und plötzlich hört er's fernher rauschen,
Spitzt seine Ohren um zu lauschen,
Hört Hundsgebell, das Nahn der Hirsch . .
Schon näher kommt der Feind herbei —
Langsam erhebt der Hirsch sich jetzt
Mit dem vielzackigen Geweih,

Schüttelt den Thau vom mächtigen Rücken
Athmet noch einmal voll und frei,
Und dann mit Einem Sprunge setzt
Er in's Gehölz, wo Sträuche dicht
Ihn der Verfolgung bald entrücken.
Ob Schlünde drohn, der Schleddorn sticht:
Er jagt vorbei und achtet's nicht.
Jetzt ist er plötzlich angelangt
Vor dem verhängnißvollen Wege,
Und — ob auch nichts ringsum sich rege —
Er prallt zurück und scheut und bangt;
Gebannt von unsichtbarer Hand.
Doch, der Verfolgung Noth verschwand —
Er eilt nicht weiter, streckt die Glieder
Zur Ruhe in den Rasen nieder. —

XVII.

Wer hat am Scheitansberg zur Nacht
Das große Wachtfeu'r angefacht?
Laut prasselt und knistert der helle Brand,
Weit leuchtet die Glut hinaus in's Land.
Beleuchtet von der Flamme Schein
Liegt Ismaïl allein und wach,
Das Haupt gestützt auf einen Stein.
Die Stammgenossen wollten ihm nach,
Doch wagten's nicht — er blieb allein.

XVIII.

Das alſo hat die Heimat ihm bereitet!
Erfüllt ſind ſeine Träume, heimgeleitet
Ward er zu ſeines Paradieſes Flur,
Wo noch ſo jung und üppig die Natur.
Aber die Menſchen! was bekümmern die
Sich um Natur? Noch kaum hat der Verbannte
Den langvermißten Bruder grüßen können,
Und ſchon mit Neid, Verläumdung quälen ſie,
Verfolgen ihn, als ob ſie's ihm nicht gönnen,
Daß ihn das Schickſal glücklich heimwärts ſandte.
Ein zärtlich Wiederſehn, der Freunde Grüßen,
Die Rückkehr zu der Heimat Paradieſe,
Wofür ein Andrer ſeinen Schöpfer prieſe,
Muß er wie eine ſchwere Sünde büßen.
's giebt ſolche Menſchen, denen alle reinen
Genüſſe ſtets zu trüben Leiden werden,
Und die vom Schickſal auserkoren ſcheinen
Zum Spielball ſeiner Launen hier auf Erden.
Es wirft ſie unter uns, und läßt ſie ſteigen
Und fallen, bloß um ſeine Macht zu zeigen.
So warf ein König einen Diamant
In's Meer einſt — doch in ſeiner Schickſalsſtunde
Geheimnißvoll kam aus dem Meeresſchlunde
Der ſtolze Stein zurück in ſeine Hand.
Für Schickſalskinder iſt kein Platz hienieden,
Kein ſtäter Hort, kein dauernd Glück beſchieden.
Sie glänzen, — doch verwiſcht ſich ihre Spur
Dem Blitz gleich, der aus dunklen Wolken fuhr.
Oft wecken ſie des Volkes Staunen — doch
Viel öfter Haſſen und Verdammen noch;
Weil ſie im Meer des Unglücks gute Schwimmer,

Nie nach der Andern Rath und Hülfe fragen,
Und ſich auf eigne Kraft verlaſſend, immer
In Böſ' und Gutem Alle überragen,
Auf ſtolzer Stirn der Herrſchaft Zeichen tragen.

XIX.

»Leichtſinniger! warum ſchlugſt du die Bitten
Der Schönheit und der Liebe in den Wind?
Warum, nachdem ſo Vieles du gelitten
Vom Schickſal, und ſo lang damit geſtritten,
Erſchrickſt du jetzt davor gleichwie ein Kind?
Leicht war bei Sara die Vergeſſenheit
All deines Ungemachs vergangner Zeit,
All deſſen, was dein glühend Herz je büßte.
Du konnteſt bei dem Engel in der Wüſte
Vergeſſen alle Schmerzen, alle Leute;
Du konnteſt lieben — wollteſt nicht — und heute
Taucht vor dir aus der Neider wüſtem Hauf
Dein Bild des Glücks lebendig wieder auf:
Siehſt Sara vor dir, hängſt an ihrem Munde,
Sprichſt, hörſt und ſchwelgſt in wonnigem Verlangen,
Erſchöpfeſt dich in Küſſen und Umfangen,
Und leerſt der Wonne Becher bis zum Grunde.
Wie lang iſt's her, ſeit du ihr Bild, das ſchöne,
In Wahrheit ſahſt? Daß ihre ſüßen Töne
Vernahmſt — Entzücken ſogſt aus ihren Zügen?
Haſt du nicht ſelbſt dich um dein Glück betrogen?
Ach, kaum iſt dieſer ſüße Traum verflogen,
Und ſo lebendig kehrt das Bild zurück,
Daß dir das Herz erſchrickt vor deinem Glück,
Aus Furcht, es könnte wieder dich betrügen!«

So murmelte beim Feuer Ismaïl —
Da hört' er's plötzlich knallen, Schüsse fallen
In Menge, daß die Berge wiederhallen —
Und aufgescheucht aus seinen Traumgedanken
Späht er umher — doch ward es wieder still.
Er sprach: »es war das Traumbild eines Kranken!«

XX.

Erschöpft von seiner Sinne Kampf
Und wilder Aufregung, sank wieder
Der müde Fürst zur Erde nieder.
Das Feuer knistert, und der Dampf
Aufwirbelnd in der Luft verlor sich.
Ismaïl starrt — was sieht er vor sich!
Sieh', ein Gespenst am Feuer stand,
Ein Grab-entstieg'ner Kriegesmann
Lehnt auf sein Schwert sich mit der Hand,
. . . . . .
Hohl waren seine Züge, blaß . .
Ismaïl wollte fragen, was
So spät zur Nacht ihn aus dem Grabe
Verscheucht, hiehergetrieben habe?
Wie roth die Flammen vor ihm brennen,
Zeigt auf dem Antlitz des Tscherkessen
Sich ein so finstrer, stolzer Trutz,
Daß Ismaïl kaum zu erkennen,
Deß Augen scharf den Fremdling messen.
— Was willst du von mir? — fragt er ihn.
»Gewähr' mir Gastfreundschaft und Schutz!
Ich mußte vor den Feinden fliehn,
Hab' im Gebirge mich verirrt,

Und noth thut's, daß mir Hülfe wird.
Erſchlagen liegen meine Mannen,
Es fiel durch feindliches Geſchoß
Auch unter mir mein treues Roß —
Hülflos, allein floh ich von dannen.
Du kannſt mir helfen! fürchte nicht:
Von Fleiſch und Blut iſt mein Geſicht,
Die Bruſt voll Kampfluſt — auf dich baut ſie,
Und deiner Kraft und Ehre traut ſie!«

»— Fremdling, mit Recht bauſt du auf mich!
Komm, ſetz' dich zu mir, wärme dich. —«

XXI.

Klar und voll Ruhe war die Nacht,
Die Sterne glänzten in hellſter Pracht,
Und hinter Wolken ſchlief das Licht
Des Monds — die Menſchen ſchliefen nicht.
Es ſaßen neben den knifternden Flammen
Die beiden Feinde friedlich beiſammen,
Schweigſam, mit offenem Geſicht.
Ismaïl lange unverwandt
Sah prüfend auf dem Fremdling hin,
Die Züge ſchienen ſo bekannt
Aus alter Zeit her ſeinem Sinn.
Iſt dieſes plötzliche Erinnern,
Das hell erwacht in ſeinem Innern,
Wahr — oder iſt's ein Spiel des Böſen?
Er muß die dunklen Zweifel löſen,
Und ſchnell beginnt er ihn zu fragen
In ſeiner Ungeduld: — »du biſt

Noch jung, gewohnt nach Ruhm zu jagen,
Die haß'ge Jugend leicht vergißt,
Daß bei dem rohen, großen Haufen
Durch blut'ge That Ruhm zu erkaufen
Kein würdiges Beginnen iſt.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Sprich ohne Furcht zu mir, ſag', was
Treibt dich gen uns zu Kampf und Haß?
Was that dies Volk dir, ſteh mir Rede,
Daß du ihm nahſt in blut'ger Fehde?«

XXII.

»Du irrſt, Tſcherkeß!« der Fremdling ſpricht
Mit freundlich lächelndem Geſicht:
»Glaub mir, ich liebe ganz wie Ihr
Die waldbedeckten Berge hier,
Des wilden Waſſerfalls Geplätſcher,
Das wunderbare Glühn der Gletſcher
Beim Morgen- und beim Abendroth.
Und Eurem Volk auch bin ich gut;
Nur Einem dieſes Volkes bin
Ich gram und feind mit ganzer Wuth,
Den Einen haß' ich bis zum Tod!
Tſcherkeß von Stamm, doch nicht von Sinn
Iſt er, mit dir in nichts vergleichbar —

Doch, iſt er meinem Arm erreichbar,
So findet Einer hier ſein Grab
Von uns, Ismaïl oder ich!
Ein heil'ger Eidſchwur bindet mich.
Was ziehſt du ſo vom Kopf herab
Die Mütze über's dunkle Auge?
Dein tiefes Schweigen ſoll mir zeigen
Daß dir mein Blutgelüſt nicht tauge —
Hör' mich nur aus, es wird dich rühren,
Du ſelbſt wirſt meine Rache ſchüren!«

XXIII.

»Du weißt gewiß, daß viele Jahr'
Im Dienſt Ismaïl bei uns ſtand.
Doch immer unzufrieden war
Er, faſelte vom Heimatland ...
Ganz in der Weiſe des Tſcherkeſſen
War er im Kampf, beim Feſtesſſen
Der Erſte ſtets. Zu ſeines dunkeln
Schwarzüberſäumten Auges Funkeln,
Geſellte ſich des Oſtens braune
Und glatte Haut, geſchmeid'ges Weſen,
Die Weiberherzen zu entflammen.
Die Frauen, Mädchen allzuſammen
Waren ein Spielzeug ſeiner Laune:
Als Opfer fiel, die er erleſen.
Er hielt es nicht für ein Verbrechen,
Er fühlte weder Scham noch Reue
Ein ſchwaches Weiberherz zu brechen,
Des Landes Sitte zu verletzen,
Und Hohn zu ſprechen den Geſetzen.

Und täglich sündigt' er aufs Neue.
Kalt blieb sein Herz und ohne Rührung
Bei allen Opfern der Verführung,
Die Liebe war ihm eitler Tand,
Ein Zeitvertreib ihm das Vergehen,
Und keine mocht' ihm widerstehen
Der allerschönsten Frau im Land.«

XXIV.

»Tscherkeß! manch schönes Mädchen mag
In euren freien Bergen blühn,
Es mag ihr Antlitz wie der Tag,
Wie Sternennacht ihr Auge glühn:
Doch mögen ihre Glutenblicke,
Ihr feiner Bau, die Haut wie Sammt,
Das Haar, das lang im anmuthreichen
Geflechte fällt — sich nicht vergleichen
Der Schönheit, welche mich entflammt
Zu unglückseligem Geschicke!
Tscherkeß! du hast wohl nie geliebt,
Kennst nicht der Sinne süßen Rausch,
Der Liebe und der Küsse Tausch,
Der Wonne nimmt und Wonne giebt
Nie hat ein blendend Angesicht
Dich in sein Lockennetz gezogen,
Du kennst der Liebe Schwüre nicht,
Und bist von ihnen nie betrogen,
Wie ich es bin durch mein Geschick!
Buntschimmernd wie ein Regenbogen
Baut es zum Glücke mir die Brücke,

Verlockend zeigt' es meinem Blick
Des Glückes höchſte Höhen — und
Stürzt dann mich in den tiefſten Schlund
Des Unglücks. Eine Braut war mein:
Kein Mädchen mochte ſchöner ſein
Und unſchuldsvoller von Geberde;
In meines Glückes Uebermaß,
In ihrem Himmelsblick vergaß
Ich, daß kein Himmel auf der Erde!
Da ſchlug die ſchwere Unglücksſtunde,
Die Quelle jahrelanger Leiden —
Von neuem Krieg erſcholl die Kunde,
Ich mußte fort — wir mußten ſcheiden.
Furchtbar umflort' es meinen Geiſt —
O, nimmer werd' ich jene Stunde,
Wie jenen Unglücksſchlag vergeſſen!
Du kannſt ſolch Unglück nicht ermeſſen,
Tſcherkeß! du weißt nicht, was es heißt,
Wenn liebend ſich zwei Herzen trennen —
Kannſt, wenn du nichts von Liebe weißt,
Auch nicht den Schmerz der Trennung kennen!«

XXV.

»Ein unglückselger Zufall mußte
Ismaïl bald nach unserm Scheiden
In meines Mädchens Nähe führen.
Schnell flammt' er auf für sie, und wußte
Auch schnell ihr junges Herz zu rühren,
Zu fesseln durch Verführungsbande.
So kos'ten, liebelten die Beiden —
Derweilen ich im fremden Lande
Tod suchte oder Ruhm im Kriege:
Kämpft' Ismaïl um andre Siege.
Wie er's verstand, durch List und Heucheln,
Durch Thränen, Flehen, ihre Gunst
Und ihr Vertrauen zu erschmeicheln!
Durch der Verführung ganze Kunst
Sie abzulocken vom Geleise
Der Tugend, in die Zauberkreise
Der Leidenschaft sie zu verstricken;
Mit sanften und mit wilden Blicken
Der Sinne Lust in ihr zu schüren,
Des Herzens ganze Glut zu wecken;
Bald sie durch Zärtlichkeit zu rühren,
Bald sie durch Drohung zu erschrecken.
Er wußte, daß sie meine Braut war,
Und doch . . . . . .
Sie fiel, ein Opfer seiner Lust,
Sie sank an seine Mörderbrust
Von ganzer Leidenschaft getrieben,
Sie wußte nichts als lieben, lieben . .«

XXVI.

»So lange er um sie gekämpft,
War sie sein Alles — aber bald
Nachdem er seinen Raub umkrallt,
War sein Gelüsten auch gedämpft.
Gesättigt war der wilde Brand
Der Leidenschaft, die ihn verzehrte;
Sein Opfer, die mit ihm den Becher
Der Freude bis zur Neige leerte,
Die er bethört, verführt, geliebt:
Treulos verließ er sie und kehrte
Leichtsinnig heim in's Vaterland,
Vergessend, daß es einen Rächer
Im Himmel und auf Erden giebt.
Erreichen wird ihn meine Hand,
Mein Rächeschwert ihn niederstrecken,
Sei's im Gebirg, im Steppenland,
Mag er sich wo er will verstecken,
Mag sich verkleiden, anders nennen;
Kann ihn mein Auge nicht erkennen,
So wird mein Herz den Feind entdecken!«

XXVII.

»Tscherkeß! ich seh, dein Herz begreift,
Daß ich gerechte Rache suche;
Wie grimm dein dunkles Auge schweift,
Die Lippen öffnen sich zum Fluche!
Du würdest schaudern, könnt' ich Alles
Erzählen von der Unglücksstunde,
Von jener Schreckensstunde, da
Ich tief im Elend ihres Falles
Das holde Wesen wiedersah.
Doch stirbt das Wort mir auf dem Munde,
Versuch' ich's, die Verzweiflungsqualen,
Das wilde Elend dir zu malen
Der Unglückseligen, die ganz
Im Irrsinn jetzt die Zeit verbringt,
Bald laut in wirrer Freude singt,
Bald stumm sich schwingt in wildem Tanz,
Bald Tage lang am Fenster weilt,
Die Straßen mit dem Blick durchmißt,
Zu späh'n, wo Ismail ist,
Ob er nicht wieder zu ihr eilt.
Ach! selbst im Wahnsinn nicht vergißt
Sie sein, der treulos sie verlassen,
Der dieses wunderschöne Weib
Kalt hingemordet, Seel' und Leib —
Zerknickt der Jungfrau Blüthenkranz,
Gebrochen ihres Auges Glanz . . .«

Und lange noch der Fremdling ſpricht
Von Glück, von Liebe und Verrath,
Von Rache für die Miſſethat,
Doch hörte Ismaïl ihn nicht.
Sein Antlitz barg durch kalten Schein
Des Herzens unruhvolle Regung,
Um ſeine innere Bewegung
Wußt', außer ihm, nur Gott allein.
Den Blick zum Himmel ſtolz erhoben,
(Hofft er auch keinen Troſt von Oben)
Gewaltſam kämpft' er hin und wieder
Was ihm die Bruſt bewegte, nieder.
So lag er auf der feuchten Erde
Stumm wie ſie ſelbſt, kalt von Geberde.

XXVIII.

Habt ihr gesehen, wie zum stillen Thal,
Wo Leichen, der Verwesung Opfer, liegen,
In gier'gem, wildem Triebe auf einmal
Zum Fraße Raben, Geier, Adler fliegen?
So giebt's im Leben kurze Augenblicke,
Wo, wie Raubvögel, alle Höllenplagen
Sich auf uns stürzen, unser Herz zernagen,
Zu einer Ewigkeit von Mißgeschicke
Uns die Minute machen. Leicht zerbricht
Die Lilie bei des Wirbelwindes Wehen;
So mögen auch die schwachen Seelen nicht
Dem Andrang solcher Plagen widerstehen.
Bei Menschen stark von Herz und Geist zumal,
Wird solche Plage zur Prometheusqual,
Davon die Spuren nie verwischt die Zeit;
's giebt Alles hier — nur nicht Vergessenheit!

XXIX.

Der Tag bricht an. Schon golden blitzen
Der Schneegebirge zack'ge Spitzen.
Es ſchweben in des Frühroths Strahle
Die dichten Nebel tief zu Thale,
Und an des Scheitanberges Rand
Im Glanz des jungen Tags erblaßt
Das nächt'ge Feuer. Schweigend ſtand
Und mit vorſichtiger Geberde
(Als wäre todeskrank ſein Gaſt)
Der Fürſt auf von der feuchten Erde.
Bleich war ſein Antlitz, wild, verſtört,
Es ſchien, als graute dem Tſcherkeſſen
Vor dem, was er zur Nacht gehört,
Das war ein ſchreckliches Erinnern!
Gewaltig kämpft's in ſeinem Innern:
Er wollte gar zu gern vergeſſen
Die Schreckensworte, die ihn trafen,
Einbilden ſich, daß er geſchlafen,
Daß Alles nur ein Traumbild war ...
Er rieb die Stirn ſich mit der Hand,
Doch ob er taſtend ſtand und ſann:
Der Gram, der eiſerne Tyrann,
In ſeiner Bruſt, bewies ihm klar,
Daß Alles wirklich, Alles wahr,
Was er geſehn, gehört, empfand ...

XXX.

Ismaïl winkt zum Aufbruch, will
Durchaus den jungen Gast geleiten,
Der folgt erstaunten Blickes still
Dem stummen Führer, und sie schreiten
Fürbaß auf wildverschlungnen Wegen.
Und Alles schreckt sie rings im Wald,
Das Vöglein, das vom Busch aufstiegt,
Der Fuchs, der ängstlich sich verkriecht
In seinen sichern Aufenthalt.
Ismaïl-Bey wie sein Begleiter
In Vorsicht hält die Hand am Degen,
Und eilig ziehn die Beiden weiter,
Bergab, auf ungebahnten Wegen.
Sie springen ohne umzusehn,
Klafft irgendwo ein Felsenspalt,
Und keinem Mund ein Wort entschallt.
Auf einem Hügel endlich stehn
Sie Beide still, in düsterm Schweigen.
Von dort beherrscht der Blick ein Thal,
Wo, schimmernd in der Sonne Strahl,
Sich weithin Kriegszelte zeigen,
Gleichwie ein großer Kranichschwarm.
Ismaïl nimmt des Fremden Arm,
Zeigt mit der Hand hinaus in's Land,
Und spricht dann, stolz zu ihm gewandt:

XXXI.

» — Leb' wohl! Gefahrlos magſt von hier
Zu euren Zelten du gelangen.
Doch höre mich, und glaube mir:
Es iſt ein eiteles Verlangen
In Blut den Kummer wegzuſpülen!
Du würdeſt nach der blut'gen That
Nicht Ruhe, ſondern Reue fühlen!
Glaub's: dein Beginnen iſt nicht gut.
Ein Weh wie deines heilt kein Rath
Der Freunde — noch des Feindes Blut.
All' deine Mühe iſt vergebens,
Umſonſt ſuchſt du im fremden Land
Für das verlorne Glück des Lebens
Erſatz — es iſt ein eitel Hoffen.
Den Feind trifft nimmer deine Hand,
Den ſchon des Schickſals Hand getroffen,
Das auf ſein Opfer nicht Verzicht
Den Händen ird'ſcher Richter thut.
Doch wer dem Schickſal widerſteht,
Im Kampf mit ihm nicht untergeht:
Der fürchtet auch die Menſchen nicht,
Unbeugſam iſt ſein ſtarker Muth.
Du kennſt Ismaïl ſchlecht — ſchau her:
Ich ſelbſt bin es, der vor dir ſteht!«

Und ſtolzen Blickes wandte er
Sich weg, harrt nicht auf Antwort mehr,
Und blitzſchnell im Gebirg verſchwand,
Derweil der Fremde ſtarrend ſtand,
Sprachlos mit ſtaunender Geberde —
Wie angewurzelt an die Erde.

XXXII.

Am Scheitansberge ſaß indeſſen
Bewaffnet eine Schaar Tſcherkeſſen
Im Kreiſe um die Lagerfeuer.
Vom Troß Ismails war die Schaar,
Der aller Krieger Liebling war,
Und ihnen über Alles theuer.
Sie folgten ihm zu Ruhm und Tod;
's galt ihnen gleich, wenn er gebot!
Sie waren in der Brüder Streite
Geblieben auf Ismails Seite;
Sie kannten nicht des Streites Grund,
Doch folgten ſie Ismail — und
Sie hätten ihn in jedem Falle
— Ob Recht, ob Unrecht — treu vertheidigt,
Denn ſein Verſtand war ihr Verſtand.
Es hatte Reslam-Beg ſie Alle
In ihrem Führer mitbeleidigt!
(So ſind die Leute hier zu Land.)

XXXIII.

Sie rauchen ſorglos bei der Wacht
Des Fürſten harrend, ihre Pfeifen:
»Ismail kommt, ſobald die Nacht
Entflohn, die Feinde anzugreifen.
Gewaltig und verderbenſchwer,
Ein Adler, fliegt er vor uns her!
Es fällt ſein Blick gleich Ungewittern
Auf unſrer Feinde Heer, daß Jene

In Angſt und Furcht vor ihm erzittern,
Wie Roslam-Beg und die Usdéne!«
So ſchwoll aus ſeiner Mannen Kreiſe
Das ſchlichte Lied in ſchlichter Weiſe.

XXXIV.

Dem Kreiſe fern, am Bergesrand,
Den kummerſchweren Blick nach oben
Zum liebetrauten Mond erhoben,
Der bald im Morgenglühn verſchwand,
Ein ſchöngebauter Jüngling ſtand:
Eine Menſchenblume zu ſchön und zart,
Daß ſchon des Todes Hand ſie knicke ...
Er wartet auch auf Ismaïl,
Doch nicht wie Jene ſorglos, ſtill:
Er fürchtet ſeine Gegenwart,
Und wünſcht ſie doch — aus ſeinem Blicke
Sprach ſeines Herzens tiefer Gram.
Was mocht' es ſein warum er kam?
Er kam bei Ismaïl zu weilen,
Im Kampf mit ihm ſich zu verbinden,
Sein Kriegsgeſchick mit ihm zu theilen,
Ruhm oder Tod mit ihm zu finden ...
Iſt's dieſer weißen Hand Geſchick
Roth von Koſakenblut zu rauchen?
Soll dieſer kindesfromme Blick
Sich in des Schlachtfelds Gräuel tauchen?
Was hat er hier die ganze Nacht
Mit ſeinem Aug', dem liebesmilden,

Allein inmitten dieſer wilden
Schaar Bergtſcherkeſſen zugebracht?
Ob er auch Scheu hat, es zu ſagen,
Man ſieht's ihm an, braucht kaum zu fragen! . . .
Jemehr noch jung und unerfahren
Das Herz, je keuſcher das Gemüth,
Strebt es geheimnißvoll zu wahren,
Was in ihm zehrt, was in ihm glüht.
Auch Selim, wie vor giftgen Schlangen,
Barg vor der Neugier Späherblick
Des jungen Herzens Mißgeſchick,
Sein Leiden, Hoffen und Verlangen.

Dritter Theil.

I.

II.

Es brennen die Aoule rings im Land,
Der Himmel wiederflammt den Schreckensbrand.
Zerſtreut, geſchlagen fliehn die heimiſchen Krieger
In wilder Unordnung; der Feind blieb Sieger.
Wie wilde Thiere hauſ't er, ohne Schonung,
Zum neuen Schlachtfeld wird die ſtille Wohnung.
Was nicht in Brand ſteht, wird von Blut gerötbet,
Der ſchwache Greis fällt unterm Bajonette,
Man ſchont der Mutter nicht im Wochenbette,
Und in der Wiege wird das Kind getödtet.
Der blut'ge Mörder frech umſchlingt den Leib
Der zarten Jungfrau, koſ't das junge Weib —
Doch iſt das Weib hier nicht wie anderwärts,
Im zarten Leibe wohnt ein ſtarkes Herz!
Den Kuß zu rächen wird der Dolch gezückt,
Dem Küſſenden ins gier'ge Herz gedrückt,
Und röchelnd ſtürzt er: »Rache Kamerad!«
Dem Racheworte folgt die Rachethat —
Todt ſtürzt das Weib — bald ſteht das Haus in Flammen,
Des Stammes Gut und Freiheit bricht zuſammen.

III.

Roslam-Beg hat ſich, trotz der Niederlage,
Auf's Neu in einem fernen Ort befeſtigt,
Bereitet ſich zu einem neuen Schlage,
Den er in Hinterliſt vollführen will;
Jetzt wird er nicht vom Bruder mehr beläſtigt
In ſeinen Plänen . . . Wo ſteckt Ismaïl?
Der kämpft noch im Gebirge mit den Seinen,
Täuſcht ſchlau die Feinde durch verſtellte Flucht,
Und wie ſie folgen, ihn zu fangen meinen,
Verlockt er ſie in eine enge Schlucht,
Greift ſie dort an, entläßt lebendig Keinen.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

IV.

Doch Ismaïl ſtrebt in dem Kampfgewühl
Nach Ruhe nicht und Selbſtvergeſſenheit —
Er hat für Ehre, die das Schlachtfeld beut,
Für Ruhm und Heldengröße kein Gefühl —
Zieht nicht für's Vaterland das Racheſchwert —
Er kennt der Ehre und der Worte Werth,
Die man gewußt für Thoren zu entdecken.

Die kaum erloſchne Glut, die ihn verzehrt,
Er will ſie nicht auf's Neu im Herzen wecken —
Der Heimat Felſen, — nicht die Häuſer will
Beſchützen vor dem Feinde Ismaïl.

V.

In Abendnebel hüllt das Feuer
Des Tags ſich, wie in einen Schleier.
Kein Lüftchen weht, kein Wölkchen zieht
Am bleichen Himmel — einen Aar
Nur wird man fernhin noch gewahr,
Wie er zum Felſenneſte flieht.
Und durch die Felſen ſchauerlich
Des Mondes gelber Lichtſtrahl ſtiehlt
In eine wilde Thalſchlucht ſich,
Und mit den nackten Schädeln ſpielt,
Und mit den Knochen, mit den Leichen,
Die ringsum auf dem Raſen liegen;
Und wie die Strahlen ſie beſtreichen,
Scheint's als ob Funken daraus fliegen.
Es wundert ſich der Mond der kalten,
Stumm-unbeweglichen Geſtalten —
Doch ſieh': er läßt ſein falbes Licht
Zwei andre Körper dort erreichen:
Noch Leben haucht aus dem Geſicht,
Doch regles liegen ſie wie Leichen.

VI.

Einer der zwei iſt Jsmaïl!
Es blickt ſein Auge trüb und ſtill,
Doch ungebeugt vom Mißgeſchick.
Er ſah die Sonne untergehn,
Wie wir wohl oftmals mit dem Blick
Noch einen läſtgen Gaſt begleiten,
Den wir gleichgültig ſcheiden ſehn.
Des Panzerhemdes Ringeln decken
Die Schulter ſammt der Bruſt, der breiten,
Ein Helm das Haupt — doch blutge Flecken
Verdunkeln hier und dort den Glanz
Des blanken Stahlgewandes ganz.
Der Kopf des jungen Selim ruht
Auf ſeinen Knie'n — er zog ihm nach,
Er folgt ihm in freiwillger Flucht,
Und birgt ſich in Jsmaïls Huth,
Wie man im Schatten Obdach ſucht. —
Trägt mit ihm alles Ungemach,
Mit ihm Gefahr und Kriegsgeſchick,
Treu, ohne Murren, ohne Klagen —
Und iſt er müde, will verzagen,
Hebt er auf Jsmaïl den Blick:
Und hin iſt Sorge und Beſchwerde,
Und heiter wird er von Geberde.

VII.

Er ſchläft; es deckt ſein Augenlicht
Die Wimper zu, die ſeidne, lange,
So mädchenhaft iſt ſein Geſicht,
So feingeröthet ſeine Wange!
Doch auf des Panzers Stahlgefüge
Liegt er ſo hart. In Mitleid ſieht
Der Krieger auf die feinen Züge,
Und Trübſinn ſeinen Geiſt durchzieht: —
So fällt ein klarer Tropfen Thau
Aus ſeiner Himmelsheimat Blau
Auf ein verwelkend Blatt hernieder,
Strahlt alle Himmelsſchönheit wieder,
Wie eine Perle licht und rein —
Und ſüß Vergeſſen lullt ihn ein,
Daß bald das Blatt, ihn ſelber mit,
Die Sichel trifft, das Roß zertritt!

VIII.

Er athmet mit halboffnem Mund
Die Abendluft, die friſche, kühle;
Er ſchläft — doch ſeiner Bruſt Gefühle
Thun ſich in leiſen Worten kund.
Es iſt als ſpräche er im Traum
Mit Jemand — und erſtaunt und ſtill
Mit offnem Ohr lauſcht Ismaïl,
Wagt, wie er horcht, zu athmen kaum . . .
Vielleicht im Traum thut Selims Mund
Der jungen Bruſt Geheimniß kund.

»Du konnt'ſt vergeſſen?« klang das Wort,
»Ich will dein ganzes Herz ja nicht,
Will nur ein freundliches Geſicht,
Vergieb! ich kann nicht von ihm fort!«

»Vergeben, wem?« — fragt Ismaïl,
Ein Kurzes wurde Selim ſtill,
Dann fuhr er fort: »Was nützt es, ſich
Zu täuſchen, er verachtet mich!

Was iſt für ihn die arme Maid?
Was Selim? Doch in Ewigkeit
Alſo bleibt zwiſchen uns der Bund —
Warum durch ſeinen theuren Mund
Hat er den Namen mir geweiht?«
— »Wer, ich?« — nahm Ismaïl das Wort.
Doch Selim fuhr im Traume fort:

»O heilger Gott! entſetzlich doch
Iſt eines Vaters Fluch den Kindern!
Entſetzlicher die Thränen noch
Der fluchbeladnen Trennungsſtunde —
Kein Troſt vermag dies Weh zu lindern!« . . .

Noch weiter klang's aus ſeinem Munde,
Doch fehlte der Zuſammenhang.
Bald ſchwieg er ganz, ein Seufzer rang
Sich tief aus ſeiner jungen Bruſt,
Dann blieb er ganz in Schlaf verſunken.
Und auch Ismaïl ſchlafestrunken
Schloß ſeine Augen unbewußt.

IX.

Selim erwachte, ſah ſich ſtumm
Und ängſtlich erſt im Kreiſe um,
Und lächelte, als er gewahr,
Wo dieſe Nacht ſein Lager war:
Daß ihn Ismaïls Knie getragen!
Erröthen zog durch ſein Geſicht,
Er ſchämte ſich, und wagte nicht
Was er im Traum geſehn, zu ſagen.
Als ob das böſe Traumgeſicht
Einfluß geübt auf ſein Geſchick,
Senkt er verlegen ſeinen Blick,
Und ſucht den Fragen auszuweichen,
(Des Kummers unverkennbar Zeichen!)
Kaum mag ſein Auge noch gewaltſam
Die heißen Thränen unterdrücken,
Bald drängen ſie ſich unaufhaltſam
Hervor — ſchnell hat er ſich gewandt,
Scheinbar um Blätter abzupflücken
Von wilden Roſen — mit der Hand
Sucht er, gebückt zum Strauch, inzwiſchen
Die dicken Thränen wegzuwiſchen . . .
Dem Fürſten war es nicht entgangen,
Doch ließ er ihn darob in Ruh,
Er ſchrieb die Glut auf Selims Wangen
Des Augenblicks Erregung zu.
Er ſelbſt hat wohl ſeit lange nicht
Der Liebe ſüßen Schmerz gefühlt?
Ihm Thränenflut die Wange nicht
Gewaſchen und ſein Herz gekühlt?

X.

Ich weiß es nicht . . . Doch nie bemißt er
Nach eignem Herzen fremde Rührung,
Denn häufig schon im Leben ist er,
Wenn er den Künsten der Verführung,
Als seiner unwerth, sich entzogen,
Durch solche Künste selbst betrogen,
Durch Thränenflut bei Herzenskälte.
Die Täuschung, die er selbst vermieden,
Ward ihm durch Andere beschieden,
Daß es ihm manche Lust vergällte.
Er glaubt blos nicht: um seinem Glauben
Nicht noch den letzten Rest zu rauben.
Die nicht'ge Welt verachtet er, darin
Das Leben — nur ein wechselndes Betrügen,
Wo Gram und Freude — nur Gespensterlügen,
Und jegliches Erinnern — Gift dem Sinn;
Das Böse schmeichelnd uns noch mehr erbost,
Der Brust im Guten nur ein flücht'ger Trost,
Und wo die Leidenschaften stets auf's Neue
Uns nichts zum Erbtheil lassen als die Reue . . .

XI.

Selim erhebt ſich und beſteigt
Den Berg, an deſſen Rand er ſchlief . . .
Das Dunkel ſchon dem Morgen weicht,
Der Raſen blizt vom Thaue feucht
Rings um die Schlucht, bis abwärts tief —
Und plözlich tönt ein fern Geſchrei, —
Tſcherkeſſen die zum Kampfe rufen —
Staub wirbelt auf von Roſſeshufen,
Wälzt gelb ſich bis zur Schlucht herbei.
Rings wiederhallt's verwornen Schalles,
Selim hört, ſieht von Oben Alles;
In Angſt zurück zur Thalſchlucht flieht er,
»Sie kommen, dringen ſchon herauf!«
Ruft er, mit ſich den Fürſten zieht er,
Weckt ihn aus ſeiner Ruhe auf.
Und ſieh: ſchon zeigt ſich dort ein Reiter —
Wie aus der Erde aufgeſprungen
Schien er, da er zum Hügel ritt —
Dem erſten Reiter folgt ein zweiter,
Ein ganzer Schwarm kommt angedrungen
Zur Hohlſchlucht in gemeſſnem Schritt.
Es iſt der Schluchtpfad hier ſo ſchmal
Geformt vom Doppelfelſenrück,
Daß ein paar Pferde, auf einmal
Zur dunklen Schlucht hineingetrieben,
Im Drängen beide ſtecken blieben,
Nicht vorwärts könnten, nicht zurück

XII.

Der Schwarm der kühnen Kampfgenossen
Macht vor dem Berge Halt — dort steigen
Sie lärmend von den müden Rossen.
Da naht der Fürst — und Alle schweigen,
Sich des Gebieters Wink zu fügen:
In ihren ausdrucksvollen Zügen
Ist Achtung — keine Furcht zu sehn.
Als freie Männer vor ihm stehn
Die Krieger:

»Nun, was bringt Ihr Neues?«

— »Des Feindes Heer ist aufgestellt
Zum Marsch im Ossajew'schen Feld,

. . . . . .

's sind ihrer viel!« —

Ismaïl spricht:

»Wer von Euch liebt die Freiheit nicht?«
Sie schweigen.

»Laßt die Rosse nun
Ein Kurzes noch vom Ritte ruhn.
Mit Tagesanbruch ziehen wir,
Sei es zum Siege, zum Verderben —
Doch, in des Lebens Blüthe sterben,
So jung . . . nein, Selim, du bleibst hier'«

XIII.

Selim erbleichte bei dem Wort,
Er ſprach mit vorwurfsvollem Blick:
— »Ich kann nicht bleiben, mußt du fort!
Nein, Fürſt! ich theile dein Geſchick,
Ich folge meines Schwurs Gebot:
Mit dir im Leben und im Tod!
Wardſt du es ſelbſt nicht oft gewahr,
Daß Schlachtendonner und Geſchoß
Mich nicht erſchreckt, mich nichts verdroß,
Wenn ich bei dir, Ismail, war!
Wie oft von deiner Stirne ſchon
Hab' ich gewaſchen Staub und Blut —
Als alle deine Freunde flohn:
Hielt ich nicht aus mit frohem Muth?
War dir's nicht wohl in meiner Huth?
Und wußt' ich nicht durch Koſen, Streicheln,
All deinen Kummer wegzuſchmeicheln?
O meine Liebe, bleib mir gut!
O nimm mich, nimm mich mit von dannen!
Du weißt, ich kann den Bogen ſpannen,
Wie Andre — was iſt mir der Tod?
Dir hab ich ganz mich hingegeben,
Dein will ich ſein in Qual und Noth,
Will Schönheit, Glück der Jugend, will
Gern Alles laſſen, Welt und Leben,
Doch laß ich dich nicht, Ismail!«

XIV.

Sprach's. Und der Fürſt ſtand lange ſtumm,
Den Blick zum Himmel aufgewandt,
Dann kehrt er tiefbewegt ſich um,
Drückt warm und kräftig Selim's Hand.
Selim giebt warm den Druck zurück,
Den ihm der Freund als Zeichen bot,
Daß ſie vereint in Leid und Glück,
Daß nichts ſie trenne als der Tod . . .
Lang ſah der Fürſt zur Erde nieder,
Ein Zittern ging durch ſeine Glieder,
Im dunklen Auge glänzt etwas:
Ich hätt' es mögen Thränen nennen —
— In ſolchem Auge Thränennaß? —
Es war nicht deutlich zu erkennen,
Denn bald ſchloß ſich das Auge wieder.

XV.

Am Bergesabhang ſtehn die Roſſe;
Es wurden Feuer angemacht
Am Eingang zu der Schlucht; — Geſchoſſe
Wie Panzer, Köcher, und ein ganzer
Berg Sattelzeug hineingebracht.
Auf Ismaïl blitzt hell der Panzer,
Doch trübe iſt der Fürſt von Sinn,
Iſt krank an Körper und Gemüth.
Und Selim tritt zum Freunde hin:
— »Ich weiß« — ſpricht er »was in dir glüht;

Der Thalſchlucht Nachtluft iſt es, die
Verpeſtend über dich gekommen!
Ein Lied will ich dir ſingen, wie
Ich's in der Heimat oft vernommen,
Wo manche junge Maid es ſingt
Dem Liebſten der zu Felde zieht —
Ein Abſchiedslied, das traurig klingt,
Doch weiß ich gar kein andres Lied.
Es ſang mir bei der Wiege ſchon
Die Mutter in der Kindheit Tagen;
Horch nur, es wird ſein ſanfter Ton
Den Gram von deiner Stirn verjagen,
Und liebe Bilder längſt entflohn,
Der Kindheit Bilder zu dir tragen! —
Selim hub an, und ringsum wiederhallt
Der Fels, wie hellen Ton's das Lied erſchallt.

Das Lied Selim's.

Schimmert die Nacht
So friedlich und heiter —
Doch der Jüngling-Streiter
Muß fort in die Schlacht.
Mit Schwert und Geſchoß er dort ſteht,
Und es ſagt ihm die Maid wie er geht:

»Mußt fort, meine Liebe!
Das Schlachtfeld betreten —
Vergiß nicht zu beten,
Bleib treu dem Propheten,
Doch treuer der Liebe!

»Wird immer belohnt
Wer liebt bis zum Sterben,
Er bleibt von Verderben
Und Unglück verſchont;
Und mag er im Tod auch vergehen:
Was liebt muß ja ewig beſtehen!

»Wer falſch in der Liebe,
Im Kampf nicht beſteht er
Vor feindlichem Hiebe,
Und ruhmlos vergeht er —
Es wäſcht ſeine Wunden kein Regen,
Ihn meidet der Wolf auf den Wegen!«

Schimmert die Nacht
So friedlich und heiter —
Doch der Jüngling-Streiter
Muß fort in die Schlacht! . . .

»Fort mit dem Lied!« ſchrie voller Wuth
Der Fürſt, »du ſollſt mich nicht bethören!
Glaubſt, der Prophet wird auf dich hören?
Im Schlachtfeld, in des Kampfes Glut,
Waſch' ich die Worte weg mit Blut,
Will jede Spur davon zerſtören
In meinem Herzen . . . Auf! 's iſt Zeit,
Ihr Mordgeſellen, auf zum Streit!
Die Pferde vor! macht Euch bereit!
Fort mit dem Liede! — Blut will ich,
Kanonendonner, Panzerraſſeln,
Wehrufen, Schlachtlärm, Kugelpraſſeln! . . .
O ſing' nicht, ſing' nicht! höre mich,

Fühl' meines Herzens wilden Brand!
Biſt nicht zufrieden? Laß ab — laß!
O Himmel, du biſt grauſam, daß
Du ſtrafen willſt durch dieſe Hand!« . . .
So abgebrochen, wild, in Zittern
Stieß er die Worte aus dem Munde —
Sie wiederhallten in der Runde
Wie fernes Donnern bei Gewittern.
Und wie er ſtarr und regios ſtand,
Verzweiflung in den wilden Mienen,
Halb von des Feuers Glut beſchienen,
Den blanken Degen in der Hand:
Erſchien er wie ein böſer Geiſt,
Der plötzlich aus der Grabesnacht
Durch einen Zauberſpruch erwacht.
Sein finſtres Auge ſpähend kreiſt
Umher im fernen Steppenland,
Und furchtbar droht er mit der Hand
Zur Steppe, ohne Unterlaß . . .
Wer iſt es, der ſein Blut ſo kochen
Gemacht, die ſtolze Ruh gebrochen?
Selim bemerkte endlich, daß
Jsmaïl nicht zu ihm geſprochen.
Der Unvorſichtige! er ſchürte
Die Flammen, die hier aufgegangen,
Bedachtlos ſeine Hand berührte
Des Herzens Saiten — und ſie klangen
Und bebten in Jsmaïls Bruſt,
Daß Selim ſelber unbewußt
Des Grundes, ſtand in Angſt und Bangen.

XVI.

Die Reiter ſchwangen ſich zu Pferde,
Gar finſter blickten ihre Mienen,
Matt von des Feuers Glut beſchienen,
Das bald erloſchen auf der Erde.
Und lärmend zog's hinauf den Hügel —
Wie wenn im Feld ein Kranichzug
Am Abend noch zu weitem Flug
Aufwärts erhebt die weißen Flügel. —
Gewieher, Lachen, Lärm, Geſtampf,
Es athmet Alles Glut und Kampf!
Wie Männer in des Geiſtes Kindheit
Stets voll ſind von dem Muth der Blindheit.

XVII.

Der Tag bricht an; in ſeinem flüchtigen
Glanz bricht das Morgenroth hervor,
Entflammt der blauen Wolken Reihn,
Der aufeinander eiferſüchtigen.
Fern durch die enge Hohlſchlucht reitet
Der Fürſt, die Mannen hinterdrein
In langem Zug. Bedächtig ſchreitet
Das Roß an ſchluchtbedrohter Stelle —
Doch durch das Thal mit Windesſchnelle
Fliegt es, und macht in ſeinem Lauf
Den Staub aufwirbeln; dann bergauf
Steigt es und windet ſich im Kreis.
Dort ragt ein Fels wie Schnee ſo weiß,
Daß man in ſeiner hellen Pracht
Ihn weithin ſieht, ſelbſt bei der Nacht . . .

Den bunten Köcher auf dem Rücken,
Trabt Selim leicht auf ſchwarzer Stute;
Mag ihn der Waffen Laſt auch drücken:
Sein Auge glänzt von frohem Muthe . . .
So durch die Luft an ſchwülem Tage
Wohl eine weiße Wolke ſchwebt
Sorglos und leicht auf hohem Pfad;
Und plötzlich, wie mit Zauberſchlage,
Fern ein Gewitter ſich erhebt
Und, wie ein ſchwarzer Flecken, naht —
Doch, ob es immer höher ſteigt,
Und ob's in Blitz und Donner ſpricht
Voll dunklen Zornes — es erreicht
Der weißen Wolke Höhe nicht!

XVIII.

Schon nah ſind ſie dem Feindesheer,
Der Wahlſtatt, der verhängnißvollen.
Wen heute trifft des Schickſals Grollen? —
Horch! Schüſſe fallen . . . immer mehr!
Es wächſt zu lautem Donnerrollen
Das Schießen — ringsum wiederhallen
Die Felſen von dem Lärm und Knallen.
Der Fürſt fährt auf, winkt mit der Hand:
»Vorwärts! mir nach und auf mich ſeht!«
Er ſprach's, und ließ die Zügel fallen.
Nein! ſo gewaltig niemals ſtand
Er in der Schlacht! Voll Majeſtät
War ſeine Rede und Geberde;
Sein Rappe bäumt, ſtampft wild die Erde,

Und Ismail fliegt in den Feind . . .
Ein Engel der Zerstörung scheint
Er wie von Höllenglut getrieben.
Und wer den stolzen Krieger sah
In seinem Flug — wer wäre da,
Sprich Selim! wer zurückgeblieben?

XIX.

Ein Feindestrupp warf sich indessen
In großer Zahl mit ganzer Wuth
Auf einen kleinen Schwarm Tscherkessen,
Der in der Keckheit Uebermuth
Den Feind die ganze Nacht geneckt,
Bis zu der Lagerzelte Wacht
Herangeschlichen, heimlich, sacht,
Dann sicher feuernd hingestreckt
Die Wachen, Alles aufgeschreckt
Und wie im Fluge Kehrt gemacht.
Ergrimmt, daß man ihn so belästigt
Zur Nacht, brach jetzt der Feind heran,
Wo die Tscherkessen sich befestigt,
Und griff sie an mit ganzer Wucht.
Heiß ein Verzweiflungskampf begann.
Hart war die kleine Schaar bedrodt,
Doch hielt die Scham sie ab, durch Flucht,
Sich zu entziehn dem sichern Tod.
Und Schwerter klirren, Kugeln zischen,
Hier fällt ein Hieb, dort trifft ein Blei —
Die Flüche der Gefallnen mischen
Sich mit der Sieger Kampfgeschrei.
Durch graue Wolken Pulverdampf

Flammen die Blitze der Geschosse.
Es stürzt der Reiter mit dem Rosse,
Und wird im Kampfgewühl zertreten.
Zu ungleich ist der wilde Kampf!
Tscherkessen! betet zum Propheten —
Schon wirft der Krieger das Gewehr,
Kein Ausweg, keine Hoffnung mehr!
Doch horch! was pfeift so schrill durch's Thal . . .
Den Kriegern ist der Ton bekannt —
Sie spähn: auf einem Hügel stand
Ismail-Bey im blanken Stahl!

XX.

Nicht lange stand Ismail dort:
Er ließ sein Roß sich nur verschnaufen,
Späht' scharf umher, dann sprengt er fort,
Fort in den dichtsten Feindeshaufen.
Es sprüht der Tod aus seiner Faust,
Wie er auf seinem stolzen Pferd,
Drauf er wie angeschmiedet sitzt,
Hoch durch der Feinde Reihen saust.
Der Rappe schnaubt, der Panzer blitzt,
Gewalt'ge Hiebe führt sein Schwert,
Es trifft zur Rechten und zur Linken,
Und Todesleuchten ist sein Blinken.
Mit Ismail ist das Verderben —
Doch, die im untern Thale stehn,
Die Krieger, können ihn nicht sehn
Und müssen unvertheidigt sterben!
Er wüthet wie ein junger Leu
In seiner Wildheit Majestät —

Und wo er naht, weicht Alles scheu,
Rings knallt es, zischt's: ihn trifft kein Blei,
Mit Ismaïl ist der Prophet!
Die Schützen zielten schlecht auf ihn,
Der Hieb prallt' ab vom blanken Stahl;
Noch unversehrt sein Helmschmuck schien —
Neu hebt sich der Tscherkessen Muth,
Der Kampf entbrennt in neuer Wuth,
Von Blut und Feuer glüht das Thal . . .

XXI.

Weitab vom Schlachtfeld, zwischen dem Gesträuch,
Zuneben Reitgeschirr und Sattelzeug,
Auf feuchter Erde lag ein sterbend Roß,
Der wilden Steppenheerde stolzer Sproß.
Im Todesröcheln wälzt sich's hin und her.
Und vor dem Pferd, mit Blicken trüb und schwer
Stand ein Tscherkeß. Hin ist sein treues Thier!
Gekreuzten Armes stand er, blickte stier
Hin wo der Kampf wogt in des Thales Schoß,
Verfluchen möcht' er grimm sein bittres Loos!
Es war sein Kummer — eines Helden Kummer:
Dem Schlachtfeld fern muß' er allein in stummer
Unthätigkeit und Unruh stehn, indessen
Sich auf der Wahlstatt dort die Krieger messen.
Horch: Roßhufschall — »Wer da?« In wilder Eile,
Schweißtriefend ganz, kommt Selim angesprengt,
(Noch ungespannt am Roß die Armbrust hängt,
Im Köcher fehlt noch keiner seiner Pfeile.)

XXII.

— »Wo iſt der Fürſt?« — ruft er — »ich find' ihn nicht,
Wo mag er weilen?« — Und der Andre ſpricht:
»Willſt du ihn ſehn, ſchau dorthin wo der Kampf
Am ſchrecklichſten, am röthlichſten der Dampf,
Der Staub ſo dicht, und das Geheul ſo laut,
Wo Blut in Strömen fließt, der Feind vergebens
Die Flucht ergreift zur Rettung ſeines Lebens,
Verzweifelnd auf des Kampfes Ausgang ſchaut:
Dort iſt er! Wie ein Blitz des Himmels fährt
Er zündend durch die Reihn, und Alle weichen:
Wer widerſteht, fällt unter ſeinen Streichen.
Er ſelbſt bleibt unverſehrt — ſieh, unſer Zeichen
Und Kriegesbanner iſt ſein Helm und Schwert!«

Alſo der Steppenſohn zu Selim ſpricht,
Und Schmeichelei kennt ſolch ein Krieger nicht.

XXIII.

Es ſprengt ein Reitersmann, weiß von Gewand,
Furchtlos einher, den Degen in der Hand;
Man unterſcheidet ihn ſchon aus der Weite,
Kühn durch ſein Beiſpiel treibt er an zum Streite.
Und wie er reitet, forſcht er ab und auf,
Als ob er Jemand dort zu ſuchen ſchien:
Er ſucht Ismail — und er findet ihn —
Zieht ſein Piſtol ſchnell, hält auf ihn den Lauf
Und ſchießt . . . umſonſt: das Blei hat ihn betrogen!
Doch hat vom Schuß der Dampf kaum ſich verzogen,
So ſtürzt Ismail auf den Reitersmann:

»Seh' ich dich wieder!« zürnt er ihm entgegen,
»Beim heil'gen Gott: ich bin nicht Schuld daran!«
Es flammte bei den Worten schon der Degen,
Und von dem Rumpfe flog des Feindes Haupt,
Wie eine reife Frucht vom jungen Baume . . .
Und mähnesträubend bäumt das Pferd und schnaubt,
Und stampft, — die Nüster dampft von weißem Schaume.
Es stürzt der todte Reiter in den Sand,
Zum Leichentuch wird ihm sein weiß Gewand.
Nicht lang ward er von Todesqual getrieben,
Und — Friede sei mit ihm! — im Augenblick
Hat er verlernt zu hassen und zu lieben:
Nicht Jedem wird solch glückliches Geschick!

XXIV.

Und immer heißer wogt der Kampf,
Der Tod sprüht aus Ismail's Faust;
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
Wer Ismail ist kein Erbarmen!
Doch wie? . . . hat ihn das Glück getäuscht?
Ein Knattern, Donnern plötzlich schallt,
Und ringsum dichter Dampf aufwallt.
Getroffen, blutig und zerfleischt,
Dicht vor Ismail's Angesicht
Sein Vordertrupp zu Boden bricht.
Verwundet, röchelnd auf der Erde
Wälzt sich der Reiter sammt dem Pferde . . .

In Zürnen ſeinen Rappen wandte
Der Fürſt, ſtand aufrecht in dem Bügel,
Späht' — und ſtürmt wüthend ganz allein
Dahin, woher das Feuern brannte;
Doch ein Tſcherkeß ſprengt hinterdrein,
Fällt ſeinem Pferde in die Zügel
Und reißt es fort mit ganzer Wucht,
Und führt den Reiter ſammt dem Pferd'
Fort ins Gebirg — vergebens wehrt
Der Fürſt ſich der gezwungnen Flucht.
Selim, voll Ruhe in dem Wirrſal
Der Schlacht, wie er den Fürſten ſieht,
Daß er durch Freundeshülfe flieht
Gerettet aus des Kampfes Irrſal,
Dankt er im Herzen dem Geſchick,
Und folgt dem Freund mit ſicherm Blick.
Doch in Ismail's Herzen nagt
Der Schmerz. Nicht, daß er Scham gefühlt
Ob ſeiner Flucht — der Schlachtgewiegte
Weiß, daß die Furcht in ihm nicht wohnt,
Und And'res iſt's was er beklagt.
Sein junges Leben blieb verſchont
Im Kampf, doch fühlt ſich der Beſiegte
Durch läng'res Leben nicht belohnt!
Ismail wandte ſein Geſicht
Als kenn' er ſeine Freunde nicht . . .

XXV.

Je seltner Glück uns in der Welt
Beschieden, deste süßer stellt
Es sich uns dar im Träumen, Denken.
Es zieht uns fort von hier, den Blick
Zu jener Welt hinaufzulenken —
Und zeigt auch dort uns das Geschick
Sich als Alleingebieterin:
Es treibt uns umsomehr, den Blick
In sein Geheimniß zu versenken.
Wir sehen gern den Himmel offen
Wie man ihn träumt, voll sel'ger Ruh —
Ihm wendet sich des Herzens Hoffen,
Der Brust geheim Verlangen zu.
Und wenn uns Gram und Sorgen drücken,
Verlangt es uns, der Erdenwelt,
Der nichtigen, uns zu entrücken,
Und glückbedürftig aufzuschauen
Zum sternbesä'ten Himmelszelt,
Wo wir uns schöne Welten bauen,
Die wir mit sel'gen Bildern schmücken —
Wo keine Sorge, keine Plage,
Kein Schatten der vergangnen Tage:
Nur eitel Wonne und Entzücken.
Doch liegt der Geist, der zweifelkalte,
Auch oft im Streit mit dem Geschick:
Daß die Vergangenheit dem Blick
— Wünscht er — sich ganz und frisch erhalte . . .
Von dem Gedächtniß seiner Leiden
Und seiner Lust will er nicht scheiden.
Er fürchtet nicht zu unterliegen,
Und wenn er träumt — träumt er von Siegen!

In ſeiner ſelbſtbewußten Kraft,
Die bis zum Grabe nicht erſchlafft,
Stolz alles Fremde von ſich weiſt
Er — thut nur was er ſelber will.
Solch einen unbezähmten Geiſt
Gab die Natur auch Ismaïl!

XXVI.

Er iſt verwundet; doch er ſiebt
Und hört nicht was um ihn geſchiebt.
Es fließt das Blut aus ſeiner Bruſt;
Doch, ſeiner Schmerzen unbewußt,
Wird er durch Strauchwerk und Geſtein
Vom müden Pferde fortgetrieben.
Der treue Selim iſt allein
Nicht hinter ihm zurückgeblieben:
Kaum ſitzt er noch im Sattel — hält
Des Roſſes Mähne, ſtatt der Zügel;
Die Füße ſchlottern ohne Bügel,
Ganz bleich iſt ſein Geſicht, entſtellt.
Die Augen nur, die thränenſchweren,
Noch dann und wann zu dem ſich kehren,
Der ihm ja Alles in der Welt,
Dem er ſein Herz, ſein ganzes Leben
Als freud'ges Opfer hingegeben —
Um den, wenn er ihn meiden müßte,
Er auch vom Leben ſcheiden müßte!
Und ob man ihn für böſe hält:
Was kehrt ſich Liebe an die Welt,

An das Geschwätz von andern Leuten!
Sie will ihr Theil für sich bedeuten;
Auf Erden ist sie starken Muthes,
Der Himmel macht ihr keine Noth —
Sie hat ihr eigenes Gebot
In sich, für Böses und für Gutes.

XXVII.

Still wurde der Verfolger Rufen;
Es schäumt das Roß, dampft aus der Nüster,
Doch, sichertastend mit den Hufen,
Sucht's zwischen Klüften und Gestein,
Durch Schluchten schauerlich und düster,
Den Weg sich selbst, braucht keinen Leiter,
Es findet überall allein
Zurecht, für sich und seinen Reiter.
Zur rechten, aus der Felswand breitet
Sich Strauchwerk, schwarz und lang hervor,
Und streift, wie man vorüberreitet,
Die Kopfbedeckung und das Ohr.
Und hoch, von Felsen unersteigbar
Blickt, dem Geschosse unerreichbar,
Ein Gemsbock auf den Zug herunter . . .
Links — gähnt ein Abgrund, stark umsäumt
Von rothen Steinen, die in bunter
Vielzackiger Gestaltung hängen,
Als wollt' es sie hinunterdrängen
Zur Tiefe, wo der Giesbach schäumt,
Und wie ein Tiger springt und bäumt.

Zwei ſchroffe Höhenzüge trennt
Die Flut — gleichwie ein böſer Geiſt
Wohl zwei Familien hadernd ſcheidet.
Bald glitzert hell die Woge, brennt
Gleichwie von Perlenglanz umkleidet,
Und bald ſmaragden glimmt und gleißt.
Weitab am Horizont, dem blauen,
Die ſtufenförm'gen Berge beben,
Des öden, nackten Höhenzuges,
Den Blick hinauf, wo luft'gen Fluges,
Tief Schatten werfend, Wolken ſchweben,
Und auf die Berge niederſchauen.
Und drängt ſich, wie ſie ziehn und wandern,
Stolz eine Wolke vor der andern,
Daß ſie beim Hin- und Wiederſchweben
So neidiſch auf einander ſchienen,
Als ob des Südens Glut auch ihnen
Des Südens Leidenſchaft gegeben!

XXVIII.

Der Tag ist heiß. Dem Fürsten weicht
Die Kraft, kaum kann er weiter fort.
Schon ist es Mittag; doch es zeigt
Sich Hoffnung; — wo der Rauch aufsteigt,
Dort ist Jsmail's Heimatort!
Und wo die rothen Felsen dort
Von dunklen Sträuchen, wie von Kränzen
Bedeckt, im Strahl der Sonne glänzen,
Dort ist ein Scheideweg — und Spuren
Knarrender Arba-Räder zeigen
Den Weg zu seinen heim'schen Fluren.
Schon sieht er die Moschee; es steigen
Die Dächer rings der Hütten auf
Vor seinem Blick; in wildem Lauf
Schäumt der Argun ihm tief zu Füßen,
Hebt sich und rauscht, wie ihn zu grüßen.
Schon sind die Felsen überstiegen,
Die strauchbedeckten; abwärts biegen
Die Pfade, und in stärkerm Schritt
Trägt ihn sein Rappe — doch da tritt
Er fehl, und wie er strauchelnd wieder
Sich heben will, versagt ihm seine
Gebrochene Kraft, auf dem Gesteine
Stürzt er mit ganzer Schwere nieder.

XXIX.

Der Reiter lag in ſeinem Blut
Gefühllos, regllos auf der Erde,
Die Stirne bleich, des Auges Glut
Gebrochen, traurig die Geberde.
Wie Grabesruh auf ſeinem Munde
Lag's, als ob nahe ſchon die Stunde,
Wo ſeine Augen Schlaf umzieht,
Aus dem er nimmer wird erwachen
Auf Erden, und die Seele flieht,
Um aus dem Körper — Staub zu machen.
Wird nur das Steppengrab, nichts mehr,
Die nichtge Spur ſein, die erzählt
Von Dem, deß Herz ſo lange der
Gedanke an das »Nichts« gequält?
Nein! Nein! — doch ſieh, in tiefem Leide
Selim zu ihm ſich niederſchmiegt,
— Wie eine ſturmgebeugte Weide
Mit ſchwanken Zweigen über einen
Zertrümmerten Altar ſich biegt —
Sorgſam nimmt Selim ihm erſt ſeinen
Helm und den Panzer ab von Stahl,
Umſchlingt ihn feſt mit zartem Arme,
Drückt an des Freundes ſtarre Bruſt
Die eigne Bruſt, die lebenswarme,
Und liegt bald ſelber unbewußt
Der eignen Regung ſeines Buſens.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

XXX.

Selim erhebt ſich, ſchaut ſich um,
Und todt liegt alles rings, und ſtumm.
Nur, wie ſein Auge aufwärts ſieht,
Tief eine Regenwolke zieht,
Schwarz durch die Luft die Flügel breitend,
Kalt wie der Tod herniedergleitend.
Schon droht ſie, ihre dunkle Hülle,
Die inhaltfeuchte, zu erſchließen,
Und ihres Buſens kalte Fülle
Ueber die Wandrer auszugießen.
Und neue Furcht kommt Selim an,
Er drückt ſich an den Freund heran,
Und ruft zur Wolke auf: »Halt ein!
O, hab' Erbarmen, ſchone ſein!
Den ich mehr liebe als mein Leben,
Den man nicht anders lieben kann —
Du kommſt den Freund mir zu verderben:
Zu andern Opfern magſt du ſchweben,
Doch ſchone ſein — laß ihn nicht ſterben!
Giebt's keine größre Schuld, als ſeine,
Und keine größre Qual, als meine?«

XXXI.

Hört auch die dunkle Wolke nicht,
Was kindlich flehend Selim ſpricht:
Sie thut doch was er flehend ſagte,
Sie ſchwebt vorbei . . Als er aufs Neu
Die Augen aufzuheben wagte,
War ſie ſchon weit. Und gleich als ſei
Jsmaïl von der feuchten Kühle,
Die mit der Wolke über ihn
Gekommen — wie er regloſ lag,
Erſtorben jeglichem Gefühle —
Geweckt zu neuem Herzensſchlag,
Holt er tief Athem — und wird wach.
Und zitternd ſtreckt er eine Hand
Aus nach der andern. Ob auch ſchwach
Und elend noch — bald neubelebt
Fühlt er ſich von der Abendluft.
Und wie er ſeinen Blick erhebt,
Allmählig die Umgebung ruft
Klar das Bewußtſein ihm zurück.
Doch wo iſt Selim? wo ſein Freund?
Der letzte der in Leid und Glück
Jhm treu blieb — Himmel! was erſcheint
Vor ſeinem Blick? die Worte brechen
Sich an den ſtarren Lippen — ſprechen
Kann er nicht mehr, er kann nur ſehn!
Und nicht mit Engels- nicht mit Teufelszungen
Ließe ſich ſagen, was ihn da durchdrungen,
Was er geſehn, wie ihm geſchehn!

XXXII.

Selim . . . doch, wer erkennt ihn jetzt noch nicht? —
Der Mütze Pelz deckt nicht mehr ſein Geſicht,
Die Bruſt wogt frei, auf das Beſchmêt[13]) von Seide
Fällt glänzend ſchwarzes, langes Lockenhaar,
— Am ſchönſten iſt das Weib in ſeinem Leide! —
Es ſtarb ihr auf den Lippen das Gebet;
Im Blicke lag ein Ausdruck wunderbar —
O Himmel! Himmel! giebts im Paradieſe
Auch Augen die voll Thränen ſo wie dieſe?
Wo Furcht und Gram ſo ſchön dem Auge ſteht,
In ſeinen Thränenperlen, daß es ſchade
Sie zu verwiſchen — traurig ſie zu laſſen?
Iſt Sara auch, die herrliche, die junge,
Unter den Auserwählten deiner Gnade?
Und ſtammelt dort von Liebe ihre Zunge,
Und weint ſie dort . . . Ich kann dein Schweigen faſſen!
Die Antwort ſelbſt aus Sara's Augen ſpricht,
Aus ihrer unvergleichlichen Geberde:
Ein irdiſches Abbild giebt's im Himmel nicht,
Und keine zweite Sara auf der Erde!

XXXIII.

Ismaïl ſchnell das liebe Bild erkannte,
Das er im Sturm des Herzens und der Schlacht
Vergeſſen. Auf den zarten Wangen brannte
Sein Kuß, und neue Lebensglut erwacht
In ihrem Antlitz — neue Lebensluſt
In ihrem Herzen, als an ſeine Bruſt
Ihr Köpfchen ſie gelehnt; und ſie entflammt
Bei ſeinem Kuß zu niegekannter Regung,
Und der Verſtand vermag nicht die Bewegung
Zu bändigen, die aus dem Herzen ſtammt.
In Glut das Wort von ihren Lippen quoll,
Und alles rings war ihrer Wonne voll . . .
Die Liebe iſt den Menſchen Sünde nur:
Heilig iſt ſie dem Himmel und der Erde!
Es athmet eitel Wolluſt die Natur —
Der Menſch nur kauft ſein Glück mit Angſtgeberde.

Zwei Jahre flohn. Der Krieg tobt fürchterlich
Noch immer fort; vom Raube nähren ſich
Des öden Kaukaſus verarmte Stämme.

. . . . . .

. . . . . .

Es ſchien, die blinde Rache wurde ſtill,
Die zwiſchen Roslam-Beg und Ismaïl
So lang gewüthet, und in Liebe ſchien
Der Haß des Brüderpaares umgekehrt.
Sah man Blut fließen und die Feinde fliehn:

War immer vorn Ismails Hand und Schwert!
Doch warum iſt jetzt Selim, Sara nicht
Beim Fürſten mehr? Wohin hat ſie's getrieben?
Wo iſt die ſchöne Lesghierin geblieben?
Welch Schickſalsſchlag war's, der Verderben trug
In dieſes Herz, das ſo für Liebe ſchlug?
War's durch Verrath, durch Untreu, daß die Beiden,
Die ſo in Eins verſchmolzen, mußten ſcheiden?
Lebt Sara — oder liegt ſie ſchon begraben?
Und deckt der Heimat Erde ſie — und haben
Des Vaters Hände ſie gebracht zur Ruhe?
Ward noch das Wort »Verzeihung« ausgeſprochen,
Daß Elternfluch ihr nicht das Herz gebrochen? —
Und — liegt ſie noch nicht in der kalten Truhe,
Wo mag ihr junges Herz jetzt leiden, klagen?
Wer wagt es, Ismail darum zu fragen!

Einſtmals, zur Stunde wo die Abendſonne
Die Wölkchen glüh umzog mit rothen Streifen,
Saß Ismail verſunken wie im Traum,
Auf einem Hügel, ließ im weiten Raum
Gedankenvoll umher die Blicke ſchweifen.
Es war von frühauf ſeine größte Wonne
Der wilden Berge Bilderpracht zu ſchauen,
Das Abendglühn der Gletſcher, die am blauen
Gewölb des Himmels blendend ringsum zogen —
In dieſer Freude ward er nie betrogen! . .

Vier ſeiner Krieger ſtanden um ihn her,
Und forſchten aus den Blicken trüb und ſchwer,
Was ſo in Aufruhr brachte ſein Gemüth . . .
Doch, wer iſt, der des Meeres dunkle Schlünde,
Und wer auch, der ein Menſchenherz ergründe,
Drin Gram — doch keine Leidenſchaft mehr glüht? . . .
Woran er dachte? Nicht nach Weſten trug
Ihn der Erinnerung Gedankenflug —
Ach! and're, andere Erinnerungen
Sind in Ismaïl's Herzen aufgeſprungen . . .
Was knallt dort laut? . . . Es wirbelt blauer Rauch,
Die Hand war ſicher, und das Auge auch
Des Böſewichts der ſchoß: Ismaïl fiel,
Die mörderiſche Kugel traf ihr Ziel!
Der Schlachtenliebling, blutend lag er da —
Die Stirn war bleich, und trüb das Auge ſah.
Es ſtanden ſeine Freunde rings herum,
Ach! ihrem Ruf blieb er auf ewig ſtumm!
Auf ſeinem Antlitz ſpielt zum letzten Mal
Der glühen Abendröthe letzter Strahl —
Als zuckt' noch Leben aus den kalten Mienen
War's, wie er lag, ganz glührоth überſchienen,
Als ſei, da ſeine Hülle ſich entſeelte,
Der letzte Gramgedanke der ihn quälte,
Im Antlitz feſtgebannt zurückgeblieben,
Indeß vom Leib der Geiſt hinweggetrieben . . .

Der Himmel ſelbſt wird deine Unthat rächen,
Treuloſer Bruder! Sieh, im ganzen Land
Fand ſich kein Miethling dir für dein Verbrechen:
Du that'ſt den Mörderſchuß mit eigner Hand!

Des Fürsten Leiche trugen die Genossen,
Wo rauschend eines Gießbachs Wellen fließen,
Unfern zum Thal. Das Wasser ward sein Grab
Sie nahmen das Gewand der Leiche ab,
Von dem verhängnißvollen Blei durchschossen,
Und ließen Ismail ein Spiel der Wellen.

Alexëi Kolzoff.

Alexei Kolzoff (geb. 1809, † 1842), der russische **Burns**, war der Sohn eines Viehhändlers, der ihn — nach kaum halbjährigem Unterricht im Lesen und Schreiben — in seinem Geschäfte verwendete. Er dichtete seine herrlichen Lieder, während er in der Steppe die Rinderheerden seines Vaters hütete. Sein kurzes Leben war voll Kummer und Sorgen.

Gebet.

Mein Heiland, mein Heiland!
Sieh, rein iſt mein Glaube,
Wie Glut des Gebetes;
Doch, Herr, auch dem Glauben
Iſt dunkel das Grab! . . .
Was beut mir Erſatz einſt
Für Ohren und Augen —
Das glühende Fühlen
Des ſterbenden Herzens?
Was — ohne dies Herz — iſt
Das Leben des Geiſtes? . . .

Auf Kreuz und auf Grab, wie
Auf Himmel und Erde,
Vom Anfang der Schöpfung
Bis zu ihrem Ausgang,
Haſt Du, o Allmächt'ger,
Den Schleier geworfen,
Dein Siegel gedrückt —
Dein ewiges Siegel.
Die Welt mag zertrümmern,
Dein Siegel zerreißt nicht,
Kein Feuer verbrennt es,
Kein Waſſer erweicht's.

Verzeih' mir, mein Heiland,
Daß meinem Gebete
Einfloß eine Thräne:
Sie leuchtet im Dunkeln
Von Liebe zu Dir.

Das Grab.

Wer liegt hier begraben?
Still ist es und einsam,
Ein Kreuz ragt von Schilfrohr,
Ganz frisch ist das Grab.
Und zeigt in der Oede
Sich ringsum kein Pfad?
Weß Leben entfloh hier?
Wer kam hier an's Ziel?
Beging hier ein wilder
Tatar einen Raubmord
Im Dunkel der Nacht,
Beweyte die Erde,
Die russische Erde
Mit dampfendem Blut?

Verlor eine junge
Bewohn'rin der Steppe
Ihr einziges Kind hier?
Sie herzt' es und kost' es,
Und bitterlich weinte
Beim Tod' ihres Lieblings,
Und frei unterm Himmel
Auf offenem Felde,

In Kornblumen-Hülle
Bedeckt sie ihr Kind.

Stürm'sche Winde weben
Klagend über's Grab hin, . . .
Dürre Steppenhalme
Neigen ihre Häupter,
Und das Gypskraut wuchert
Rings am Grab vorüber.
Wie die Winde brausen
Durch die öde Steppe,
Nimmer weckt ihr Klagen
Was im Grabe schlummert!
Nur in Einem Herzen
Auferstehet es lieblich,
Lebt es lieblich fort.

Das hohe Geheimniß.

Wolken tragen Wasser,
Wasser tränkt die Erde,
Früchte zeugt der Boden.
Oben Sterne zahllos,
Unten Leben zahllos,
Dunkel hier, dort helle
Sind der Schöpfung Wunder.

Und in Zweifeln alternd
Ob den hehren Räthseln,
Ein Jahrhundert immer
Rastlos folgt dem andern,
Und die Ewigkeit fragt
Jegliches Jahrhundert:
Womit schloß die Laufbahn?
Antwort giebt ein jedes:
Danach frag' die künft'gen.
Im Gebet zum Himmel
Kühn erhebt der Geist sich:
Deute mir der Schöpfung
Wundervoll Geheimniß!
Und er sendet Antwort
Neu geheimnißvolle,
Neue Schöpfungswunder,
Stürmische und stille,
Den Verstand verwirrend.

Was wird aus dem Weltall,
Wenn die Zeit erfüllt ist? . . .
Brenne heller, Lämpchen
Vor dem Gottesbilde!
Mich erdrückt das Denken,
Das Gebet erhebt mich!

Sitz' am Tisch allein.

Sitz' am Tisch allein
Und ich denke nach
Wie es traurig ist
So allein zu sein!

Liebe in der Brust
Und kein junges Weib —
Keinen treuen Freund
In der weiten Welt;

Schätze nicht, selbst kein
Warmes Winkelchen,
Egge nicht, noch Pflug,
Keinen Ackergaul —

Ach, nichts hinterließ
Mir mein Väterchen,
Außer Armuth und
Rüst'ger Leibeskraft.

Und auch die ist hin,
Ist schon längst geknickt,
Seit mich bitt're Noth
In die Fremde trieb.

Sitz' allein am Tisch
Und ich denke nach,
Wie ich bis zum Grab
Leben muß allein!

Frage.

Wie kannst Du
Der Sonne rufen:
Her' mich, Sonne!
Steh bewegles:
Daß am Himmel
Du nicht wandelst,
Daß auf Erden
Du nicht leuchtest.

Tritt an's Ufer,
Blick' auf's Meer hin:
Wie kannst Du
Das Meer bewegen,
Daß das Wasser
Drin erkalte,
Seine Flut
Zu Eis erstarre.

Giebt's Gewalten
Der Gewalt'gen,
Die den Lauf
Der Weltenkugel
Hemmten, daß sie
Stille stände,
Nicht mehr kreiste!

Univ.-Bibl. Freiburg

Wie kann ich
Auf dieser Welt sein
Voll Bewegung,
Ohne Wünsche?
Was beginn' ich
Voll von sünd'gen
Eintagsgedanken,
Eintagsfühlen?

In die dunkle
Erdenscholle
Hauchte eine
Gottkraft Leben,
Und bewohnt sie
Nun als Herrin.
Von der Wiege
Bis zum Grabe
Hadernd kämpfen
Geist und Erde.

Nicht will Sklavin
Sein die Erde,
Doch nicht frei
Der Bürde wird sie.
Und der Geist
Des Himmels wehrt sich
Der Verwandtschaft
Mit dem Staube.

Lange Zeit ist
Schon verflossen —
Wird noch lange
Zeit verfließen,

Eh' der schwere
Kampf geendet?
Wer bleibt Sieger?
Gott nur weiß es!...

Keiner löst
Der Schöpfung Räthsel,
Keiner lüftet
Ihren Schleier,
Vorzudeuten
Was geschehn soll.

Ewiges Schweigen
Herrscht im Grabe —
Ewige Nacht
Verhüllt die Ferne.
Werd' ich einst
Im tiefen Meere,
Einst im fernen
Himmel leben?
Mich erinnern
Was ich dachte,
Da ich lebte
Auf der Erde?

Oder wird
Mit mir begraben
Mein Erinnern
Und mein Denken?

Was im Tode
Wird mein Schicksal,
Du mein Schöpfer,
Herr des Weltalls?

Der Wald.

Dunkler Wald, warum
Stehſt ſo ſinnend da,
Deine Stirn umwölkt
Vor Bekümmerniß?

Wie Bowä, der Held,
Der bezauberte,
Unbedeckten Haupts
Stand im Kampfgetös:

Stehſt Du da gebeugt,
Und doch kämpfſt Du nicht
Mit dem Sturmgewölk
Das vorüberzieht?

Deinen grünen Helm,
Deinen Blätterſchmuck,
Riß der Sturm Dir ab,
Warf ihn in den Staub.

Warf zu Füßen Dir
Deinen Mantel auch, —
Und Du ſtehſt gebeugt,
Aber kämpfeſt nicht.

Armer Wald, wo blieb
Dein ſo trutzig Wort,
Deine ſtolze Kraft
Und Dein Herrſchermuth?

Ach, vor Zeiten wohl,
In der stillen Nacht
Sang die Nachtigall
Hier ihr klagend Lied!

Ach, vor Zeiten wohl,
Als Du blühend stand'st,
Suchten Freund und Feind
Schutz und Schatten hier'

Ach, vor Zeiten wohl,
Hier am Abend spät
Hielt'st Du mit dem Sturm
Grimmes Zwiegespräch!

Er entfaltet sein
Schwarz Gewölk zum Kampf,
Läßt den kalten Wind
Heulend auf Dich los.

Und Du rufst ihm zu,
Rauschend schallt Dein Wort:
»Kehre um, kehr' um,
Heule anderswo!«

Und er geilt und heult,
Dreht im Wirbel sich —
Deine Brust erbebt,
Kühl durchschauert's Dich.

Doch Du raffst Dich auf
In gewalt'ger Wuth —

Rinasum schaurig schallt's,
Schaurig wiederhallt's.

Und die Windsbraut fährt
Wie die Waldmaid auf,
Und trägt ihr Gewölk
Weithin über's Meer.

Ach, wo blieb, wo blieb
Deine grüne Pracht?
Trauernd stehst Du jetzt,
Ganz in Schwarz gehüllt,

Stumm und menschenscheu.
Nur wenn Stürme nahn,
Ringt ein Klagegestöhn
Aus der Brust sich los.

So, Du dunkler Wald,
Tapfrer Held Bowä!
Rieb Dein Leben sich
Ganz im Kampfe auf.

Da das Sturmgewölk
Dich nicht bändigte,
Unterlagst zuletzt
Du dem schwarzen Herbst.

Mächte feindlich wild
Stürzten los auf Dich,
Da Du wehrlos stand'st
In der Zeit des Schlafs.

Von dem Herrſcherrumpf
Trennten ſie das Haupt —
Keines Sturms bedurft's,
Einem Hauche wich's.

Lied des Landmanns.

Friſch voran, mein Gäulchen!
Wenn das Tagwerk fertig,
Reinigen wir das Eiſen
Von der feuchten Erde.

Glühend ſchon am Himmel
Glänzt die Morgenröthe —
Aus dem dunklen Walde
Steigt die helle Sonne.

Friſch voran, mein Gäulchen!
Bis das Feld gepflügt iſt!
Bin mit Dir, mein Gäulchen,
Herr zugleich und Diener.

Munter, unverdroſſen
Führ' ich Pflug und Egge,
Und das Feld beſä' ich,
Fahre heim die Ernte.

Fröhlich blickt mein Auge
Hin auf Tenn' und Schober,
Rüstig helf' ich dreschen
Und die Schaufel schwingen.

Frisch voran! der Acker
Wird nun bald bestellt sein,
Und die heilige Wiege
Für die Saat bereitet,

Wo sie tränkt und nährt die
Feuchte Mutter Erde;
Grün entsteigt's dem Boden —
Frisch voran, mein Gäulchen!

Grün entsteigt's dem Boden
Und es wächst, treibt Aehren,
Und es reift und thürmt sich
Rings zu goldnen Garben.

Bald blitzt hier die Sichel,
Bald erklingt die Sense;
Süß wird uns die Ruhe
Auf den schweren Garben.

Frisch voran, mein Gäulchen!
Hafer zur Genüge
Geb' ich Dir, und Wasser
Aus der frischen Quelle!

Pflügend, säend bet' ich:
Herr, gieb Deinen Segen!
Laß mein Korn gedeihen,
Meinen einzigen Reichthum!

Der letzte Kampf.

Dunkel war die Welt umbangen,
Stürme heulten, Donner hallt' —
Ueber mich kam Schreck und Bangen
Und mein zitternd Herz ward kalt.

Doch ich scheuchte Schreck und Bangen,
Neugestählt ward Stolz und Muth,
In der Seele blieb Verlangen,
Kraft im Leib, im Herzen Glut.

Wo Verderben — muß auch Heil sein,
Nimmer will ich muthlos schaun,
Möge was da will mein Theil sein,
Auf Dich, Herr, steht mein Vertraun!

Festen Glaubens an Dich leb' ich,
Lasse keinen Zweifel zu,
Festen Glaubens denk' ich, streb' ich
Er giebt Frieden mir und Ruh.

Schicksal, dräu' mit Unglück nimmer,
Nimmer rufe mich zum Streit —
Starken Muths im Glauben immer
Findst Du mich zum Kampf bereit!

In mir wallt mit heißem Triebe
Blut und Kraft die Gott mir gab —
Auf dem Kreuz ist meine Liebe,
Unterm Kreuze ist mein Grab.

Sag' warum, warum.

Sag' warum, warum,
Liebe Sichel du,
Biſt geſchwärzt du ganz
Wie mein Haargeflecht?

Oder färbten dich
In der Leidenszeit
Meine Thränen ſchwarz
Um den Herzensfreund?

In der weißen Flur
Fern am ſtillen Don
Iſt das Steppenkraut
Längſt ſchon abgemäht.

Jeder Schnitter hat
Längſt ſein Weib daheim,
Nur mein heller Falk,
Mein Geliebter, nicht.

Ließ er Haus und Hof,
Liebt er mich nicht mehr,
Kommt er nicht zurück
An mein treues Herz?

Ach, kein Vogel dort
Fliegt zum Himmel auf!
Unheilvolle Mähr
Ward gebracht von ihm.

Nicht umsonst zernagt
Gram die weiße Brust,
Nein, nicht Freude macht
Mir das Auge feucht.

Heißer glühte mein Herz.

Heißer glühte mein Herz
Ihm als Feuer und Tag,
Andern ſchlägt es ſo heiß
Nimmermehr, nimmermehr!

Nur mit ihm ganz allein
Lebt' ich gern in der Welt;
Ihm allein war mein Herz,
Ihm mein Leben geweiht!

Welche Nacht, welcher Mond,
Wenn ich wart' auf den Freund!
Bleich und kalt ſteh ich da
Und es zittert mein Herz.

Sieh, da kommt er und ſingt:
»Nun, wo biſt Du, Herzlieb?«
Und er reicht mir die Hand,
Und er küßt mir den Mund!

Mein Geliebter, halt' ein!
Mit dem Küſſen halt' ein!
Ohne Kuß ſchon bei Dir
Glüht genug mir das Blut,

Ohne Kuß ſchon bei Dir
Färbt die Wange ſich roth,
Und es wogt meine Bruſt
Und es leuchtet mein Aug'
Wie am Himmel die Stern'!

Derfhawin.

Ode an Gott.

Nach Derſchawin*) (geb. 1743, † 1816).

O Du, endlos im Raume waltend,
Urewiger im Lauf der Zeit,
Geſtaltlos dreifach Dich geſtaltend
In offenbarter Göttlichkeit!
Geiſt, überall, alleinig webend,
Ohn' Ort und ohne Anfang lebend,
Stets unerreichbar, unerkannt,
Du, Alles durch Dich ſelbſt erfüllend,
Erhaltend, gründend und umhüllend,
Allmächtiger, von uns Gott genannt!

Ob Menſchengeiſt das Meer ergründe,
Den Sand, der Sterne Glanzgeſtrahl
Ermeſſe und in Zahlen fünde —
An Dich reicht weder Maaß noch Zahl!
Es iſt kein Geiſt, den Du erzeugteſt
Und ſelbſt mit ewigem Licht erleuchteſt,
In Deinen Rathſchluß eingeweiht.
Gedanken, kühn zu Dir erhoben,
Sind ſchnell in Deinem Glanz zerſtoben
Wie ein Moment in Ewigkeit.

*) Dieſes berühmteſte Gedicht des Vaters der modernen ruſſiſchen Poeſie wurde nicht nur in alle europäiſchen Sprachen, ſondern auch in's Chineſiſche und Japaneſiſche überſetzt und mit goldenen Buchſtaben geſchrieben im Palaſte des Kaiſers von China und im Tempel von Jedo aufgehängt.

Du hast des Chaos Sein gestaltet
Aus dunklem Schlund der Ewigkeit;
Du hast die Ewigkeit entfaltet
Aus Dir allein, vor aller Zeit!
Dein Dasein aus Dir selber gründend,
Ureignen Glanz aus Dir entzündend,
Bist Du das Licht, das Licht gebar;
Mit Einem Wort das All bereitend,
Dich mit der Schöpfung neu erweitend,
So warst Du, bist, bleibst immerdar!

Du hast der Wesen Ring umwunden,
Du bist's, der ihn belebt und hält,
Hast End' und Anfang fest verbunden,
Dem Tode Leben zugesellt.
Wie Funken durch die Lüfte sprühen,
So aus Dir neue Sonnen glühen,
Und wie zur hellen Winterzeit
Reifstäubchen glänzend sich erheben
Und wirbelnd blitzen, schimmern, schweben,
So unter Dir die Sterne weit.

Der Sterne Millionen glänzen
In's Unermeßliche hinaus,
Nur Dein Gebot zieht ihnen Gränzen,
Und all: strahlen Leben aus.
Doch diese Glanzgestirne alle,
Die Berge schimmernd wie Krystalle,
Des Meers glutvoller Wogenschlag
Weit in des Aethers Flammenscheine,
Die Welten leuchtend im Vereine,
Sie sind vor Dir wie Nacht vor Tag.

Wie Tropfen in des Meeres Massen
Verliert vor Dir das Weltall sich, —
Doch was ist, das mein Blick zu fassen
Vermag, und was vor Dir bin ich?
Und ob die Zahl der Weltenheere
Millionenfach im Raum sich mehre
Und wachse mit der Flut des Lichts —
Das All wird, könnte man's vereinen,
Mit Dir verglichen kaum erscheinen
Als kleines Pünktchen — ich als Nichts!

Nichts! — aber aus dem ew'gen Brunne
Des Lichts entflammst Du mein Gemüth,
Strahlst in mir wieder, wie die Sonne
Im kleinsten Tröpflein Wasser glüht!
Nichts! — Aber ich empfinde Leben,
Sehnsücht'gen Dranges hohes Streben
Führt mein Gemüth dem Himmel zu;
Dich sucht mein Geist und will Dir nah sein,
Die Seele ahnt und fühlt Dein Dasein,
Denkt: Ich bin — darum bist auch Du!

Du bist! des Weltalls Ordnung kündet,
Das Herz im heil'gen Drange spricht's,
Der forschende Verstand ergründet:
Du bist — und ich bin nicht mehr Nichts!
Ein Theil des großen Ganzen steh' ich
Inmitten Deiner Schöpfung — seh' ich
Mich als Vermittler hingestellt
Der Wesen all' aus Dir geboren,
Bin ich zur Einigung erkoren
Der Körper- und der Geisterwelt.

Ich bin das Band der zwei Naturen
Die sich vereint in Raum und Zeit,
Die Gränze ird'scher Kreaturen,
Der Anfangspunkt der Göttlichkeit.
Wohl muß mein Leib in Staub vermodern,
Doch kann mein Geist den Donner fodern, —
Ein König — Sklav' — Wurm — Gott bin ich!
Doch also wunderbar verschlungen,
Wer sagt mir, woher ich entsprungen,
Kennt' ich doch nicht entstehn durch mich!

Dein, Dein Geschöpf bin ich, Vollender
Der Schöpfung, mich erschuf Dein Wort!
Du Quell des Lebens, Segenspender,
Licht meiner Seele und mein Hort!
Um Deinen Rathschluß zu erfüllen,
Muß ich in Sterblichkeit mich hüllen,
Ob auch mein Wesen todesfrei, —
Ein Raub des Grabes sein auf Erden,
Um einst durch Dich erweckt zu werden,
Daß ich bei Dir unsterblich sei! —

Die Nacht verhüllt Dich mir, es blendet
Mein forschend Aug' Dein Glanz am Tag,
Daß ich zu Deinem Licht gewendet,
Kaum Deinen Schatten zeichnen mag. —
Doch drängt mich's vor Dich hinzutreten,
Lobsingend, Herr, Dich anzubeten,
Dein ist mein ganzes Herz und Sein.
Ich muß den Blick zu Dir erheben
Und im Unendlichen verschweben
Und Thränen heißen Danks Dir weih'n.

Lieder von Leth.

Zwei Rosen.

Schlaf nicht mehr! zwei junge Rosen
Mit dem Frühthau bring ich Dir,
Heller als bei Liebeskosen
Silberthränen glühn sie Dir.

Frischer nach der Wetter Tosen
Glänzt das Laub, ist rein die Luft;
Und die Blumenthränen kosen
Heimlich mit dem Blumenduft!

Die Sterne.

Ich ſtarrte und ſtand unbeweglich,
Den Blick zu den Sternen gewandt,
Da wob zwiſchen mir und den Sternen
Sich hell ein vertrauliches Band.

Ich dachte, weiß nicht was ich dachte,
Fern klang's wie ein ſeliger Chor,
Leis bebten die goldenen Sterne, —
Nun lieb' ich ſie mehr als zuvor!

Ruhige, heilige Nacht

Ruhige, heilige Nacht!
Dämmerig ſcheinet der Mond.
Süß iſt, o Mädchen, Dein Kuß,
Während der ruhigen Nacht.

Freundin, im Dunkel der Nacht
Wie kann ich traurig noch ſein?
Hell wie die Sterne biſt Du
Während der ruhigen Nacht.

Freundin, die Sterne ſind ſchön
Und auch die Trauer iſt ſüß;
Du biſt das Liebſte mir doch
Während der heiligen Nacht.

Golden glühn der Berge Gipfel.

Golden glühn der Berge Gipfel,
Kühlung haucht der Wind;
Träumend wiegen sich die Wipfel, —
Schlaf, mein holdes Kind!

Sangen schon die Nachtigallen,
Wie der Tag entrinnt,
Meine Saiten auch verhallen: —
Schlaf, mein holdes Kind!

Alles schlummert nah und ferne'
Athmet leis und lind,
Hoch vom Himmel grüßen Sterne —
Schlaf, mein holdes Kind!

Flüſtern. athemſcheues Lauſchen.

Flüſtern, athemſcheues Lauſchen,
Nachtigallenſchlag;
Silberglanz, des Bächleins Rauſchen
Träumeriſch im Hag.

Licht der Nacht und nächtlich Dunkel,
Schatten rings umher,
Schöner Augen Glutgefunkel,
Herz, was willſt du mehr?

Aus den Wolken blühen Roſen
Und es glüht im Hag; —
Wolluſtthränen, ſüßes Koſen —
Und der Tag, der Tag!

Mitternachtige Bilder.

Mitternächtige Bilder erſcheinen
Funkeln hell in der ſchaurigen Nacht;
Doch mein Auge, verdüſtert vom Weinen,
Kann nicht faſſen die ſchreckliche Pracht.

Mitternächtige Bilder erſchimmern
Mit Geſtöhn wie ein Kranker im Schlaf,
Und ſie kommen und ſchwinden mit Wimmern,
Doch wer weiß von dem Schmerz der ſie traf?

Mitternächtige Bilder laut brüllen,
Wie der Hölle gepeinigte Brut,
Und die Schrecken des Abgrunds enthüllen
Gleichwie Stürme die Schrecken der Flut.

Aus verschiedenen Dichtern.

Karamſin.

Das Lied vom guten Zaren.

War einmal ein guter Zar,
Hochgemuth und geiſtesklar.
Alle liebten ihn als Vater,
Ehrten ihn als Freund und Rather.

Liebt die Kinder auch der Zar
Sorgend für ſie immerdar.
Und er ſteigt herab vom Throne,
Meidet Prunkgemach und Krone.

Als ein Wandrer reiſt der Held
Forſchend durch die ganze Welt —
Stab und Ranzen ſein Geſchmeide
Und Gefahren ſeine Freude.

Doch warum verließ er Land,
Thronesglanz und Fürſtenſtand?
Und was trieb ihn ſich zu plagen,
Hitz' und Kälte zu ertragen?

Daß er Gutes allerwärts
Sammeln möge, Geist und Herz
Ernst zu läutern durch das Wissen
Und die Kunst war er beflissen,

Um mit seiner Weisheit dann
Zu erleuchten Jedermann,
Seiner Kinder Ruhm zu mehren,
Sie des Lebens Kunst zu lehren.

O du großer Zar und Held,
Erster, erster Fürst der Welt!
Ob Ihr forscht nach allen Winden,
Werdet keinen Zweiten finden.

Shukowsky.

Nacht.

Des Tages letztes Glühn verſchwand
Schon in den purpurfarbnen Wogen,
Schon dunkler wird der Himmelsbogen
Und kühler Schatten deckt das Land.
Die Nacht bricht an in tiefem Schweigen
Und vor der Sterne goldnem Reigen,
Dem Tage wie zum Abſchiedsgruß,
Strahlt glanzvoll hehr der Hesperus.

Himmliſche Nacht, o deck' uns zu
Mit deiner dunklen Zauberhülle,
Uns mit Vergeſſenheit erfülle
Und ſchenk dem müden Herzen Ruh!
Laß uns in deinem Schutz geborgen
Frei ſein von Kummer und von Sorgen,
Lull' uns in Schlummer mild und lind,
Wie eine Mutter thut ihr Kind.

Oelwig.

Lied.

Sang wohl, sang das Vögelein,
Und verstummte.
Ward dem Herzen Freude kund,
Und Vergessen.

Vöglein das so gerne singt,
Warum schweigt es?
Herz, was ist mit dir geschehn,
Daß du traurig?

Ach das Vöglein tödtete
Rauher Schneesturm,
Und das Herz des Burschen brach
Böses Reden.

Wär' das Vöglein gern geflogen
Fort zum Meere,
Wär' der Bursche gern entflohen
In die Wälder.

In dem Meere treibt die Flut,
Doch kein Schneesturm —
Wilde Thiere birgt der Wald,
Doch nicht Menschen.

Dawydoff.

I.

Der Morgenstern.

Heult das Meer und bebt die Wogen —
Und allein auf dunkler Bahn,
Von der wilden Flut umzogen
Machtlos schwimmt mein stolzer Kahn.

Doch ich Glücklicher, ich sehe
Vor mir meinen guten Stern,
Sorglos sing' ich — alles Wehe,
Alles Bangen ist mir fern.

Sternlein, das den Tag verkündet
Goldner als das Morgenroth,
Seh ich dich mit mir verbündet,
Kenn ich keine Erdennoth.

Doch wenn deine Strahlenhelle
Nicht das Sturmgewölk durchbricht,
So verschwindet auf der Stelle
Meine stolze Zuversicht.

II.

Abend im Juni.

Der drückend schwüle Tag hat ausgeglüht,
Der stummen Dämmrung halbdurchsichtiger Schatten gab
Labenden Aufenthalt.
Das Wetterleuchten hinterm Berg verschwand,
Und neuerfrischt vom Abendthau
Die Wiesen rings und Wälder duften;
In ganzer Schönheit schwimmt der Mond in Himmelshöhn,
Und sein geheimnißvoller Glanz nährt süßes Träumen,
Und an den ernsten Lorbeerstrauch gelehnt
Haucht ihren Duft die junge Rose.

Dimitrijew.

I.

Die Turteltaube und der Wanderer.

Wanderer.

Sprich, warum ſitzeſt du dort auf dem Zweig ſo traurig?

Turteltaube.

Um meinen lieben Tauber traur' ich.

Wanderer.

Verließ er untreu dich, daß du jetzt ſo in Noth?

Turteltaube.

Ach nein: Ein Jäger ſchoß ihn todt.

Wanderer.

Unglückliche, auch du fürcht' vor dem Jäger dich!

Turteltaube.

Wozu? Der Gram bald tödtet mich.

II.

Les ich im Liede Deine Liebesthränen,
Und machen sie mich lachen oder gähnen,
So zürnst Du mir und sagst, mir fehlt's an Herz; —
Kann ich dafür, daß lächerlich Dein Schmerz?

III.

Du kommst den Friedhof zu durchwandern,
Das Endziel aller Erdennoth,
Klagst Morgens um den Tod von Andern,
Und Abends bist Du selber todt.

Gräfin Roſtoptſchin.

I.

Der fallende Stern.

Er ſchoß herab — im nächt'gen Grauen
Sah ich, wie er ſich niederſchwang,
Doch fand nicht Zeit ihm zu vertrauen,
Was wünſchend mir das Herz durchdrang.

Ich ſah ihn fallen und entſchweben:
Warum ward ich nicht auch geweiht,
Wie dieſer Stern, zu einem Leben
Der Freiheit und der Schnelligkeit?

Gleichwie der Stern könnt' ich vom Himmel
Mich ſtürzen in die blaue Fern,
Und fliegen durch das Weltgewimmel
Und glanzvoll ſterben wie der Stern.

II.

Herbſtabend.

Weht es, heult es trüb und ſchaurig,
Dunkel iſt die Nacht und kalt —
Und mein Herz, ach, iſt ſo traurig,
Mich erdrückt des Grams Gewalt.

Trauer weckt es mir und Kummer
Herbſtes Nah'n vorauszuſehn,
Trauer auch, ſeh ich im Schlummer
Die Natur bei Sturmeswehn.

Alles auferſteht uns wieder,
Weckt der Frühling die Natur,
Und der Mai bringt Luſt und Lieder,
Und es grünt in Wald und Flur.

Doch wenn unſer Herz verblühte
Früh im Kampf mit dem Geſchick —
Neues Glück und neue Blüthe
Bringt kein Frühling mehr zurück.

Woßkreſſenßky.

Lied.

O frage nicht nach meinem Harme,
Warum der Schlaf mich flieht, frag' nicht,
Warum ſelbſt, wenn ich Dich umarme,
Die Thräne mir ins Auge bricht.

Argwohn und Zweifelſucht gewannen
Nie Herrſchaft über meinen Geiſt,
Und doch kann ich die Furcht nicht bannen,
Daß Dich das Schickſal mir entreißt.

O Du, die ich mein Alles nenne,
Erlöſe mich von meiner Noth,
Fleh auf zu Gott, daß nichts uns trenne,
Im Leben nicht und nicht im Tod.

Ich weiß, Du liebſt mich treu und innig,
Das iſt's, warum mein Herz mich quält —
Denn ſo gewöhnt ans Unglück bin ich,
Daß mir ans Glück der Glaube fehlt.

Alexejew.

Lied.

Im heimiſchen Land ſteht ein friedlicher Hain,
Mit träumendem Lorbeer und ſchwellendem Rain,
Aus dunklem Gezweig ſchallt der Nachtigall Lied,
Und ſchimmernd und plätſchernd die Waldquelle zieht,
Hell funkelt die Sonne auf ſaftigem Grün,
Und üppige Roſen, friſchduftende blühn.
Hoch über der Meerflut in ruhiger Pracht
Der Hain liegt von ſchützenden Bergen bewacht,
Ihm ſchadet kein Sturm und kein Donnergeton,
Es trifft ihn kein Blitzſtrahl aus wolkigen Höhn.
Stets blüht er und prangt er ſo duftig und mild,
Der Frühlingspracht nimmer vergängliches Bild.

Suchanoff.

Die öde Hütte.

Liebe Schwalbe, fliege nicht
Fliege nicht und ſchwing' dich nicht
Auf mein altes Hüttendach!
Ach, zu meiner Hütte ſchon
Längſt verwachſen iſt der Pfad
Dicht mit Unkraut und Geſtrüpp.

Ganz zerfallen iſt das Dach
Und zerbröckelt iſt die Wand
Und die Decke eingeſtürzt.
Denn der Hütte fehlt der Wirth,
Alles liegt hier im Verfall,
Und du findeſt keinen Ort
Um dein Neſtchen dranzubaun.

Großfürstin **.

Frühlingsabend.

Die Erde ruht, und Wolken ſchweben
Vergoldet von dem Abendglühn,
Verſtummt iſt ringsum alles Leben,
Der Thau blitzt auf dem Wieſengrün.

Der Wind ſpielt mit den jungen Blättern,
Die Quelle rieſelt leis durchs Thal;
Still iſt es, wie vor nahen Wettern —
Da donnert's fern und blitzt zumal.

Und tiefe Stille ſenkt ſich nieder
Und Dunkel über Wald und Flur,
Müd hängen alle Zweige nieder,
Schlafloſe Blättchen ſäuſeln nur.

Die Dämmrung weicht der Nacht allmälig, —
O Liebesſtern, wie hell du ſcheinſt!
Dem Herzen wird ſo lind und ſelig
Wie in der frohen Kindheit einſt.

Polowtzoff.

Troſt.

Schlag' nicht wegen kleiner, alltäglicher Plagen
Gleich trüb und verzagt an die ſtürmiſche Bruſt,
Wie ſchlimm auch Dein Schickſal, Du darfſt nicht verzagen,
Aus heutigem Leid wächſt die kommende Luſt.

Des Augenblicks Springflut in ſchimmerndem Steigen
Glänzt häufig von Perlen und Edelgeſtein —
Merk auf, und Dein Genius wird es Dir zeigen,
Greif zu, und das koſtbare Kleinod iſt Dein.

Arbeiten und Beten giebt ächte Brillanten,
Die glänzend erſtehn aus des Augenblicks Flut,
Verbunden mit Liebe ſind dieſe Giganten
Des Glückes und Friedens bewährteſte Hut.

Breckoff.

Scheiden.

Beim Scheiden im Garten wir ſaßen noch lange,
Beredt war die Zunge und feucht war die Wange,
Es bebten und flüſterten ringsum die Bäume,
Und wir träumten mit ihnen ſelige Träume.

So lieblich umſtrahlte des Mondlichts Gefunkel
Dein bleiches Geſicht und Dein lockiges Dunkel,
In jener Minute der Lieb' und des Scheidens
Erlebten wir viel wie des Glücks ſo des Leidens.

Turgénicw.

Die Meiſe.

Wohl im Wald im Blättergolde
Hellen Tons die Meiſe ſingt.
Gruß dir, Sängerin, du holde
Botin, die den Herbſt uns bringt!

Ob ſie droht mit Sturm und Regen
Und den Winter prophezeit,
Haucht doch keine Stimme Segen,
Athmet helle Freudigkeit.

Die mir tief zu Herzen dringen,
Sind die ſüßen Töne nur
Ein bewußtlos leeres Klingen
Der gleichgültigen Natur?

Oder iſt auch dir gegeben,
Wie dem Menſchen, jene Luſt,
Jene Freud' am ſchönen Leben,
Die du ſtrömſt aus voller Bruſt?

Tjutschew.

Die Elende

Warum tief zum Wasser senkst du,
Weidenbaum, dein schwankes Haupt?
Deine Zweige zitternd hängst du,
In die Flut, die flüchtige, drängst du
Gierig, wie man Küsse raubt.

Wie auch zitternd, wie auch bangend
Jedes Blatt sich drängt zur Flut:
In der Sonne Schimmer prangend,
Springt sie fort, vor dir nicht bangend,
Lacht dich aus voll Uebermuth.

Fürſt Wjäſemsky.

I.

Epigramm.

Goldhubers Reichthum wächſt mit jedem Jahre,
Dabei härmt er ſich ab und ſinnt nur, wie er ſpare;
Ein neues Erbtheil wäre ſein Verderben:
Er würde bald vor Hunger ſterben.

II.

Unter das Portrait Alexander I.

Beſcheiden im Triumph und feſt im Sturm und Wetter,
Wie bringt man ſeiner werth ihm Huldigungen dar?
Weltall, beug' dich vor ihm; er war dein Retter!
Rußland, ſei ſtolz auf ihn; er war dein Sohn und Zar!

Batjuschkoff.

Epitaph.

Um meine Grabschrift müht Euch nicht zu sehr,
Schreibt einfach auf mein Grab: er war und ist nicht mehr.

Kryloff.

Dem Andenken einer Freundin.

Wie Morgens Frühlingsthau auf Blumen fällt,
So schimmerte sie kurz in dieser Welt,
Sah lächelnd sich das irdische Treiben an
Und flog zurück zum Himmel dann.

Krassoff.

Auf das Grab eines Poeten.

Er konnte sich nicht verständigen
Mit den Lebendigen,
Drum zu den Todten
Ward er entboten.

Nachträgliches von A. Puschkin.

Die hier folgenden Lieder wurden gleichwie die vorstehenden von Fetis, Turgénjew, Tjutschew und ein paar von Kolzeff auf Veranlassung der Frau Viardot-Garcia übertragen, welche dieselben in Musik gesetzt hat.

Das Blümlein.

Im Buch ein Blümlein ſeh ich liegen,
Vergeſſen, duftlos und verblüht,
Gedanken, wunderſame, fliegen
Mir bei dem Anblick durchs Gemüth.

Wo blühte ſie? wann und wie lange?
Wer pflückte ſie? durch was bewegt?
Im welchem Lenz? an welchem Hange?
Warum ward ſie hieher gelegt?

Als Zeichen holden Wiederfindens,
Als unheilvoller Trennung Mal?
Oder des ſeligen Verſchwindens
Im dunklen Wald, im ſtillen Thal?

Und lebt er noch? lebt ſie noch heute?
Wo weilen ſie zu dieſer Friſt?
Oder ſind ſie des Todes Beute,
Verwelkt wie dieſe Blume iſt?

O wenn es wahr iſt, daß zur Nacht.

O wenn es wahr iſt, daß zur Nacht,
Die in den Schlaf lullt alles Leben
Und nur des Mondlichts bleiche Pracht
Läßt um die Grabesſteine weben —
O wenn es wahr iſt, daß dann leer
Die Gräber ſtehn, die Todten laſſen,
Erwart ich Dich, Dich zu umfaſſen,
Hör', Leila, mich! Komm her!

Erſchein' aus Deinem Schattenreich,
Ganz wie Du warſt vor unſerm Scheiden,
Dem kalten Wintertage gleich,
Das Angeſicht entſtellt von Leiden:
O komm, ein ferner Stern, daher,
O komm, ein Hauch, ein leis Getöne,
Oder in ſchreckenvoller Schöne,
Mir iſt es gleich, komm her!

Ich rufe Leila darum nit,
Des Grabs Geheimniß zu erfahren,
Auch nicht zum Vorwurf gegen die,
Die meiner Liebe Mörder waren,
Auch darum nicht, weil oft mich ſchwer
Die Zweifel anälen — mein! zu ſagen,
Daß treu, wie ſtets mein Herz geſchlagen,
Es jetzt noch ſchlägt. Komm her!

Nachts.

Die Töne, die sich sanft und sehnsuchtsvoll Dir neigen,
Durchdröhnen spät der Nacht geheimnißvolles Schweigen.
Mein Licht glimmt neben mir, der traurige Gesell
Der Nacht! und voll von Dir rauscht hell mein Liederquell,
Von Dir, von Dir allein, mir mehr als Alles theuer.
Vor mir Dein Auge glüht mit liebeshellem Feuer,
Es lächelt freundlich mir und selig klingt's dazu:
Mein Freund, mein süßer Freund, mein Glück, mein All
bist Du!

Der Gefangne.

Ich ſitz' hinterm Gitter im feuchten Gemach,
Ein Adler, ein junger, ſteht aaſend am Fach.
Mein trüber Gefährte, er aaſ't mit Geräuſch,
Er flattert und hackt in das blutige Fleiſch.
Er hackt es und wirft's und zum Fenſter er ſchaut,
Als wär er mit meinen Gedanken vertraut.
Er ruft mir und kreiſcht mir ein mahnendes Wort,
Als wollt' er mir ſagen: »Jetzt fliegen wir fort!
Wir fliegen ins Freie, 's iſt Zeit, ja, 's iſt Zeit,
Dahin, wo die Berge ſich dehnen ſo weit,
Dahin, wo das Meer glänzt in bläulichem Strich,
Dahin, wo nur ſchweben die Lüfte und ich!«

Schlaflos lieg' ich.

Schlaflos lieg' ich, ohne Licht,
Quälend drückt mich Langeweile,
Nur der Uhr einförm'ge Eile
Dumpf die Stille unterbricht.
Durch die Nacht so trüb und düster
Zuckt der Parze leis Geflüster,
Huscht des Lebens scheuer Gang.
Ach, wie währt die Zeit so lang!
Horch, was murmelt da so schaurig?
Wie ein Vorwurf klingt's so traurig!
Warum wird's um's Herz mir bang?
Sprich, gespensterhaftes Wesen!
Rufst zum Guten du, zum Bösen?
Deiner Sprache leises Flehn
Möcht' ich endlich doch verstehn.

Kleinrussische Volkslieder.

1.

Rauscht es, rauscht's im Eichenwalde,
Nebel deckt die grüne Halde;
Mütterchen, den Sohn fortjagend,
Spricht: Geh', sollst mich nicht mehr grämen —
Mögen dich die Türken nehmen!
Mutter, nein! doch selber Pferde
Ich den Türken rauben werde!

Rauscht es, rauscht's im Eichenwalde,
Nebel deckt die grüne Halde;
Mütterchen, den Sohn fortjagend,
Spricht: Geh', sollst mich nicht mehr grämen —
Mögen dich die Herden*) nehmen!
Mutter, nein! mir Schätze schenken
Werden sie und mein gedenken.

Aelt'ste Schwester führt das Pferd ihm,
Trägt die zweite Lanz' und Schwert ihm;
Doch die jüngste fragt den Bruder:
Bruder, wann wirst von den Heeren
Du zur Heimat wiederkehren?

*) Tatarenherden.

Eine Handvoll Erde ſäe,
Schweſterchen, auf einen Stein hin,
Und mit Tagesanbruch gehe
Bei der Morgenröthe Schein hin,
Feuchte' es an mit deinen Thränen —
Fängt die Erde an zu blühen,
Wird dein Bruder heimwärts ziehen!

Rauſcht es, rauſcht's im Eichenwalde,
Nebel deckt die grüne Halde;
Mütterchen, den Sohn rückrufend,
Spricht: Kehr' Sohn, dort droht Gefahr dir,
Komm', ich kämm' dein langes Haar dir!
Mutter, dichte Dornenbüſche
Kämmen's bald und Sturmgeziſche;
Feuchten wird's des Regens Friſche! . . .

2.

Die Winde heulen, es wogt das Gras,
Der arme Kosak liegt todt und blaß,
Auf schwankendem Sträuchlein ruht sein Haupt
Die Augen von grünen Blättern umlaubt.
Ist zur Erde gefallen sein blank Geschoß,
Steht ihm zu Füßen sein schwarzes Roß;
Doch ihm zu Haupte, im hohen Gras,
Ein taubenfarbiger Adler saß.
Und er pflegt den Kosaken, bringt Trost ihm dar,
Hüpft um sein Haupt mit dem Lockenhaar . . .
Und der Kosak spricht dem Adler zu:
Sei, grauer Adler, mein Bruder du!
Und wenn du anfängst, o Bruder Aar,
Mir auszuhacken mein Augenpaar:
Fliege, fliege zu meiner Mutter hin.
Bring' der Mutter, der vor Gram sich verzehrenden,
Kunde vom Sohne, dem nimmer kehrenden;
Aber wisse, Bruder Aar, eh' du zu ihr fliegst,
Was du, wenn sie dich fragt, ihr zur Antwort sprichst:
Sag' der Mutter: Dein Sohn im Dienste stand
Bei dem Chane der Krimm, dem Tatarenland,
Hat durch den Dienst gewonnen eine Königsmaid,
Eine Todtengrube auf fahler Haid'!

3.

Zum Marsch, zum Abmarsch pfeifen die
Kosaken um Mitternacht,
Aus hellem Auge weint Marie,
Sie weint und klagt. —

Nicht weine Marie, nicht klage, mein Kind!
Sei nicht so trüb':
Zu Gott im Himmel bete, mein Kind,
Bet' für dein Lieb!

War die Sonne verschwunden, am Himmel schon
Scheint hell das Mondenlicht;
Giebt die Mutter Geleit dem scheidenden Sohn
Und weint und spricht:

Leb' wohl, mein Herzchen, leb' wohl, mein Kind!
Weil' nicht zu lange beim Heer —
Und wenn vier Wochen verflossen sind,
Zur Heimat kehr'!

O Mutter, gern riß ich mich bald wieder los,
Und käme zurück zu dir;
Doch sieh'! es strauchelt mein schwarzes Roß
Im Thorweg' hier.

O, Gott weiß wann ich heimwärts zieh'
Und euch hier wiederfind';
Doch Mutter, nimm meine Marie auf wie
Dein eigen Kind!

Nimm zu dir mein Mädchen, so tröst' ich mich,
Wir stehen in Gottes Hand —
Wer weiß, ob ich kehr' — vielleicht sterbe ich
Im fremden Land! —

O gern zur Tochter nehm' ich Marie,
Daß du dich nicht betrübst;
Doch wird sie mich auch lieben, sie,
Wie du mich liebst? —

O weine nicht, Mutter, o klage nicht mehr!
Hell' auf den trüben Blick.
Sieh'! es bäumt sich mein Roß, es springt daher,
Ich kehre zurück! — —

4.

Braus't es, weht es, und der Bäume
Gipfel tief sich neigen —
Thut mir's Herz weh und ins Auge
Bitt're Thränen steigen.

Trüb' in endlos bitt'rem Kummer
Meine Tage schwinden —
Nur in heißen Thränen kann ich
Noch Erleicht'rung finden.

Thränen trösten, doch sie bringen
Glück nicht, das verschwunden —
Nie vergißt wer Glück genossen,
Währt's auch nur Sekunden!

Und doch Menschen giebt es, die mein
Schicksal mir beneiden;
Ist der Halm auch glücklich, dorrend
Einsam auf der Haiden?

Ohne Thau und ohne Sonne
Auf der Haid' im Sande . . .
Traurig ohne den Geliebten
Ist's im fremden Lande! —

Ohne ihn hab' ich kein Schickſal,
Scheint die Welt Gefängniß —
Ohne ihn nicht Glück noch Ruhe:
Noth nur und Bedrängniß.

Sprich, wo biſt mein Lieber mit den
Schwarzen Augenbrauen? . . .
Komm', den Kummer, den du ſelber
Mir gemacht, zu ſchauen! . . .

O, zu wem ſoll ich mich wenden?
Wer, der mit mir gern iſt?
Der mich liebt und den ich liebe —
Wenn der Eine fern iſt?

Hätt' ich Flügel, zum Geliebten
Schnell geflogen käm' ich,
Aber hier mein junges Leben
Welk' ich und vergräm' ich.

5.

Eine Hopfenranke im Garten allein
Schlängelt zur Erde sich,
Unter den Menschen ein Mägdelein
Weinete bitterlich.

O grüner, blühender Hopfen, warum
Rankst nicht nach oben zu?
O liebes, junges Mädchen, warum
Fluchst deinem Schicksal du?

Kann die Hopfenranke nach oben blüh'n,
Wenn keine Stütze sie hält?
Kann des Mädchens Auge vor Freude glüh'n,
Wenn ihr Kosak ihr fehlt?

6.

Kam aus der Ferne ein Kuckuck geflogen,
Flog durch Feld und Hain,
War aus seinem Fittig eine Feder gefallen
In die Donau hinein.

O gleich der bunten verlorenen Feder,
Die der Strom fortreißt —
Schwindet mein Leben im fremden Lande
Einsam, verwaist!

Floß mein Leben hin wie auf der Welle
Ein einsam Blatt . . .
Herr! was wahr' ich den Goldring, den Er mir
Gegeben hat! —

7.

Vor Weh' mir Herz und Kopf vergeh'n,
Die Thrän' in's Auge tritt:
Hab meinen Liebsten nicht geseh'n,
Nicht gestern, heute nicht!

Scheint mir, daß ich nicht traurig bin,
Mein Herz nicht kummerschwer,
Doch geh' ich aus dem Hause hin,
So schwank ich hin und her. —

Scheint mir, daß keine Thräne fließt,
Und weine doch so sehr!
Bei fremder Leute Schwarm mich grüßt
Von Ihm kommt Niemand her!

Mein Liebster, mein Herzlieb verblich,
Schwand meine Sonne hin,
Und Nichts kann mich jetzt freu'n, wenn ich
Allein am Fenster bin!

Mein Liebster, meine Sonne blieb,
Des schwarzen Auges Pracht —
Mit wem jetzt plaudre, koſe ich
In stiller, dunkler Nacht?

O immergrüner, ſchlanker Strauch,
Senk' dich herab zu mir!
Herzliebſter mit dem ſchwarzen Aug',
Komm', ſey' dich her zu mir!

O immergrüner, ſchlanker Strauch,
Senk' tiefer dich zu mir!
Herzliebſter mit dem ſchwarzen Aug',
Komm', ſey' dich näher mir!

Er hört nicht meiner Stimme Ton,
Mein Lieb iſt nicht mehr hier!
Verhüllt jetzt Gras und Raute ſchon
Die Spur des Fußes mir.

Das Gras, das hohe, werf' ich fort,
Die Rauten reiß' ich aus:
Vielleicht daß dann mein Liebſter dort
Zurücke kehrt nach Haus.

Nein, nicht zu ſuchen geh' ich mehr
Den der mich ſo betrübt!
Nein, nicht den Einen lieb' ich mehr,
Den ich ſo ſehr geliebt!

Ich ſtreife nicht im Morgenlicht
Beim Schloſſe mehr umher,
Ich treffe meinen Liebſten nicht,
Mein Liebſter iſt nicht mehr!

Ich wandle nicht mehr waldeswärts
Zum Nüſſeſuchen d'rin —
Der Jugend heit'rer Tand und Scherz
Sind längſt für mich dahin!

's iſt traurig mich ſo jung zu ſeh'n,
Wie Reiz und Herz verdorrt . . .
Nichts bleibt mir als zum Strom zu geh'n,
Hinabzuſpringen dort! —

8.

Zum Niemen zieh' ich,
Heida! mein gutes Thier,
Spring', bäum' dich unter mir!
Liebchen, leb' wohl!

Ziehst du zum Niemen fort, läßt du mich hier allein.
Was aber suchst du dort, sag' mir, Herzliebster mein?
Scheint es dir fern von mir, weit an des Niemens Strand,
Schöner als bei uns hier, bei uns im Vaterland?

Ich ziehe hin, wo
Wild es von Rossen stampft —
Heiß aus der Erde dampft
Feindesblut roth!

Willst dich berauschen im Blute, dem heißen?
Willst dich dem Arm' treuer Liebe entreißen?
Hier hast meine Thränen, hier hast du mein Blut!
Nur zieh' nicht von hinnen und bleibe mir gut!

Nicht weine, mein Lieb!
Ist unser Fest vollbracht,
Kehr' aus der heißen Schlacht,
Kehr' ich zu dir!

Nein, nein, mein Geliebter! kehrſt nimmer nach Hauſe!
Es wird dich verſchlingen das Schlachtfeld, das grauſe,
Sieh' es hält den Kopf trauernd zur Erde dein Roß:
Auf dem blutrothen Schlachtfelde findſt du dein Grab!

Wenn der Rabe dir zu
Hoch über'm Fenſter ſchreit,
Zu dir vom Meere weit
Eilt dein Roſak!

Senkt der Gipfel der grünen Platanen ſich nieder,
Wenn der Eichwald flüſtert, und der Kuckuck ruft wieder;
Wenn unter dir wiehernd hoch bäumt ſich dein Roß,
Dann ruh' ich ſchon lange im kühlen Grab! . . .

9.

Fliegt ein Adler über's Meer hin,
Himmelauf zu fliegen ſcheint er.
Grämt ſich der Koſak, der alte,
Seine Jugendzeit beweint er.

Spricht: O meine jungen Jahre!
Sagt, wo ſeid ihr hingezogen?
Seid in Wieſen, ſeid im Felde,
Seid im grünen Wald verflogen?

Ohne Nutzen, ohne Segen,
Schwindet des Koſaken Beute.
Was er geſtern ſchwer errungen,
Leichten Sinn's vertrinkt er's heute.

10.

Weint und klagt Gregors alte Frau
Wie eine Wachtel, eine Wachtel auf öder Au.

Hat die junge Schwester Windröschen*) gepflückt,
Und fragend auf zur Alten blickt:

— Was bedeuten die Blümlein weiß und roth,
Des Kosaken Leben oder seinen Tod? —

»Die Blumen wuchsen, mein Täubchen, im Walde hier,
Das Unglück pflückte sie, das Unglück gab sie dir!«

Kind weine nicht, trockne die Thränen ab:
Du weckst nie unsern Iwan im kalten Grab! —

---

*) Windröschen — im Kleinrussischen von trawa — Anemone patens; die Völker der Ukraine schreiben dieser Blume prophetische Eigenschaften zu, und eben deswegen scheint mir obiges Lied der Beachtung werth. Bekanntlich schossen, nach der Mythologie der Alten, die Anemonen aus den Thränen auf, welche Venus über Adonis weinte.

11.

»Sag', Mädchen, wo werden wir ſchlafen zur Nacht?«
— »Im Schatten dort unterm Tannenbaum,
Der hoch her hinter der Wieſe ragt.« —
»Doch worauf, mein Mädchen, ſchlummern wir ein?«
— »Auf des hohen Raſens ſchwellendem Flaum,
Das wird unſer weiches Bette ſein!« —
»Sag', Mädchen, womit wir uns bedecken?«
— »Uns hüllt der Nacht ſchwarze Decke ein!« —
»Und wer wird am frühen Morgen uns wecken?«
— »Das Gezwitſcher der munteren Vögelein!« —
»Und waschen wir auf beim Tageslicht,
Womit waschen wir Hände uns und Geſicht?«
— »Du wäſchſt mit dem friſchen Morgenthau dich,
Ich mit meinen bittern Thränen mich!« —
— »Doch was zum Frühſtück eſſen wir,
Mein Mädchen! eh' wir uns trennen hier?«
— »Du wirſt dich von des Waldes Beeren
Ich mich von meiner Schande nähren!« —
»Und hernach mein Mädchen, wohin gehen wir?«
— »Geh' zum Teufel, geiler Verführer du!
Ich fliehe den dunklen Wäldern zu!« —

12. *)

Hoch zwiſchen Blumen und Winterzaun,
Die auf dem Gipfel des Berges blühn,
Sitzt eine Wachtel und hellen Tons ſingt ſie. —
Auf, auf! junge Burſchen, wer fängt ſie, wer bringt ſie?

Und es ſpricht der Staroſt: **) Nein, ich trete zurück,
Mein Roß überklimmt nicht den Felſenrück,
Und die Sonne wird längſt untergehn,
Eh' wir auf dem Gipfel des Berges ſtehn! —

Hoch ſitzt die Wachtel und hellen Tons ſingt ſie. —
Wer von euch Burſchen wagt es, wer bringt ſie?

Und es ſpricht der Woit: **) Nein, ich wag' es nicht, u. ſ. w.

Hoch ſitzt die Wachtel und hellen Tons ſingt ſie.
Wer von euch Burſchen wagt es, wer bringt ſie?

Und es ſpricht der Chorundſhi: †) Nein, ich wag' es nicht, u. ſ. w.

*) Ein Hochzeitslied, welches ich nebſt einigen andern Liedern, einer von Venceslaw Zaleski 1833 in Lemberg herausgegebenen Sammlung von galiziſchen Volksliedern in ruſſiſcher und polniſcher Sprache entlehnt habe.

**) Staroſt — Amtmann oder Aelteſter eines Dorfes.

**) Woit — Prevôt.

†) Chorundſhi — Fahnenträger in einem Koſakenregimente.

Hoch ſitzt die Wachtel und hellen Tons ſingt ſie.
Wer von euch Burſchen wagt es, wer bringt ſie?

Da ruft alles Volk in wildem Hauf:
»Der junge Baſil, der ſteigt hinauf!
Der wird auf des Berges Spitze gelangen,
Noch ehe die Sonne untergegangen!
Sein falber Hengſt iſt ſchnell wie der Wind,
Er überſpringt Felſen und Sträuche geſchwind —
Er wird auf den Gipfel des Berges gelangen,
Und Baſil die ſingende Wachtel fangen!«

Die Wachtel dort oben iſt die junge Marie. —
Der brave Reſak ſchaut hin auf ſie —
Und er wirft von ſich ſein blank Geſchoß,
Und er ſpornt ſein Roß, ſein falbes Roß,
Kommt auf dem Gipfel des Berges an —
Bei der Hand nimmt er Maria dann,
Führt ſie ihrem Vater entgegen
Und bittet um ſeinen Segen.

13.

Beugen sich die dichten Zweige
Vor dem Hauch des Windes —
Feld entlang die schwarzen Augen
Späh'n des lieben Kindes.

Beugten sich die dichten Zweige,
Doch nach oben kehren —
Späh'ten lang die schwarzen Augen,
Füllten sich mit Zähren.

Weiden, die ich selbst gepflanzet,
Stehn am Bach und rauschen —
Des Kosak, des Liebsten Stimme
Wirst du nimmer lauschen!

Der Kosak ist fortgeritten
Nach der Desna *) Borden,
Wachs' noch junges Mädchen, bis es
Wieder Frühling worden!

Wuchs wohl, wuchs das junge Mädchen,
Wieder Frühling ward es —
Weinte, weinte heiße Thränen:
Des Kosaken harrt es.

*) Desna — Fluß, welcher sich in den Dnepr ergießt.

O, nicht weint mehr, ſchwarze Augen:
Er wird nie der Meine!
Denn wir ſchwuren Liebe bei des
Mondes falſchem Scheine.

Schmerzen, ſchmerzen meine Augen,
Iſt mein Herz voll Wehe!
Scheint mir wüſt die Erde — nimmer
Ich den Liebſten ſehe! —

14.

Mein Mädchen, viel schöne, viel stolze Maid!
Warum kamst du nicht gestern zur Abendzeit?
»O, wie kann ich, mein Lieber, zu dir gehen,
Wenn mich rings die bösen Menschen umspähen?«
Laß sie schwatzen mein Kind, sich tadelnd geberden;
Es wird kommen die Zeit wo sie ruhig werden.
»Doch bis die Zeit kommt, meine Ehre sie nehmen,
Und muß ich dann lebelang weinen, mich grämen!«
O mein Mädchen, was schaust du so traurig d'rein,
Wie der dunkle Hollunder am Ufer allein!
Solltest fröhlich sein, solltest lächeln und kosen,
Wie zur Zeit der Blumen die duftenden Rosen!
O lieb' Mädchen, werf' ich mein Aug' auf dich hin,
Wie schön du mir scheinst, wie ich stolz auf dich bin!
Dem Fischlein, das ohne Wasser darbt, gleich,
Bin ich ohne dich schmachtend und kummerbleich!
»Und auch ich liebe dich, mein Kosak, meine Freude!
Strafe Gott die bösen Menschen, die uns trennen, uns Beide!«

15.

Dunkel iſt die Nacht, ich fliege
Durch die Nebel, die rings ziehn —
O mein armer Kopf, wo leg' ich
Dich heut Nacht zur Ruhe hin?
Iſt's im Feld, auf nackter Steppe —
Iſt's im grünen Wieſenrain? —
Oder wird's am weichen Buſen
Meines jungen Mädchens ſein?
Das mich toll gemacht, bezaubert
Durch die ſchwarzen Aeugelein! —

16.

Schwang vom Wald', vom dunklen Walde,
Kuckuck sein Gefieder —
Setzt sich in der grünen Halde
Eines Gartens nieder.

Fragt Mariechen ihn, die Kleine:
Sollst mir prophezeien!
Leb' ich lange noch alleine,
Werd' ich balde freien?

Kuckuck hat das Wort gehöret,
Spricht: Kannst fröhlich sein!
Wirst, noch eh' der Abend kehret,
Wirst noch heute freien! —

Daß du sieben Jahr' lang, Kuckuck,
Kein Gehör mehr findest!
Weil du mir, die noch so jung bin,
Nicht die Wahrheit kündest. —

17.

Hat die Frau den Mann geſchlagen,
Iſt der Mann zu klagen geſchritten —
Hört er ſich vom Richter ſagen:
Er ſoll ſelbſt um Verzeihung bitten!
Sitzt die Frau mit gekreuzten Beinen
Hoch auf dem Ofen bequemlich —
Steht der Mann, in der Hand den kleinen
Hut, bei der Thüre dämlich:
»Bitte, verzeih' mir, lieb Weibchen,
Daß du mich geſchlagen, mein Täubchen!
Werd' auch nach dem Markte laufen,
Dir Meth und Bier zum Geſchenke kaufen!«
— Ach vom Meth ſchmerzt mir der Rücken,
Und das Bier macht's Blut verdicken,
Kauf mir lieber Branntewein,
Das wird mir viel geſunder ſein.
Aber hör', noch einen Willen
Sollſt du, Bauer, mir erfüllen:
Vor mir tanzen, eh' du gebeſt,
Sollſt du, tanzen wo du ſtebeſt! —
Ruft erfreut der Bauer da:
»Ei, du meine Liebe!
Sieh', ich tanz', ich tanze ja,
Sei nicht mehr ſo trübe!«

Wundert euch, ihr Herren, nicht,
Wie das Spiel gespielt,
Daß der Mann zum Tanze fliegt,
Wenn die Frau beseelt.
Unsre Zeit ist so verstockt,
Daß — um's kurz zu sagen —
Wem die Prügel aufgebockt,
Der muß die Schuld auch tragen.

18.

Sprach zum Mond die Abendröthe:
»Du mein ewiger Gefährte!
Geh' nicht auf vor mir: vereine
Deinen Glanz mit meinem Glanze,
Erd' und Himmel zu erleuchten,
Zu erfreun das Thier der Steppe,
Und den Wanderer, den müden,
Der zur fernen Hütte kehret
Auszuruhn am heim'schen Herde.«
Sprach Mariechen zum Geliebten:
»O, mein Iwan, mein Verlobter!
Mach' nicht vor mir Haus: zusammen
Wollen wir uns niederlassen,
Und mit Freude füll'n zwei Häuser,
Unsrer beiden Väter Häuser.«

19.

Auf ein Grab setzt der Kosak sich,
Finsterm Sinnen hingegeben,
Und tief seufzt er, seine Blicke
Fern hin zur Ukraine schweben.

Und kein Lüftchen weht — der Sonne
Letzte Strahlen abwärts schweifen;
Oed' ist's ringsum — nur die Donau
Fließt inmitten grüner Streifen.

Spricht also das Grab zum Winde:
»Ruhe Wind, nie mehr zu wehen!
Daß die Blumen nicht verwettern,
Die auf meinem Haupte stehen.«

Der Kosak: »Daß Schilf dich decke!
Mögst du fischlos sein und trübe!
Strom, der mich zur Fremde führte,
Mich getrennt von meinem Liebe!

Denke noch des heim'schen Ufers,
Und des Bergs, der's überragte;
Auf der Brücke scheidend stand ich,
Als mein Vater zu mir sagte:

»»Laß mich nicht — ich bin so alt schon —
Hier allein vor Kummer sterben!
Bleibe! Wirst verwaist sonst selber
Einst in fremdem Land verderben!

Fort trägt dich die wilde Donau:
Wenn dir Unglück und Gefahr dräut,
Kann ich dir die Hand nicht reichen —«
O, mein Vater sprach die Wahrheit!«

20. *)

Wie er schön ist, wie er grün ist
Der Hollunder auf der Wiese:
Doch viel schöner noch und zarter
Ist Maria, die geliebte!
Wenn sie steht vor ihrer Pforte,
Glänzt sie wie die Morgenröthe;
Tritt sie ein zum Flur des Hauses,
Scheint sie gleich dem Abendsterne
Hinterm Wolkenfter verschwindend.
Kehrt sie heim in ihre Wohnung,
Die Kosaken alle stehend
Ziehen ab die Mützen, fragend:
»Bist du nicht des Zaren Tochter?
Bist du eines Königs Kind?«
— Nein, sagt sie, ich bin Maria,
Des Kosaken Iwan Tochter! —

*) Man singt dieses Lied während des Weihnachtsfestes.

21.

Schon fällt auf die Steppe das nächtliche Graus,
Und noch bleibt mir ein langer Weg bis nach Haus.
An dies einſame Bäumchen bind' ich mein Thier,
Ich aber werde ſchlafen auf dem Grabe hier . . .
Doch weher kommt das junge Mägdlein dort?
Sie rührt die Schulter des Koſaken und ſagt ihm dies Wort:
»Steh' auf, mein Koſak! Genug iſt's der Ruh',
Auf dein Roß ſteig', eile dem Lager zu;
In der Stille der Nacht die Tataren nah'n,
Dich und dein müdes Rößlein zu fah'n.
Mit dem Rößlein, dem müden, hat's keine Noth:
Der Koſak kauft ein neues, iſt das alte todt —
Doch wenn dir ein Tatar den Kopf abhieb',
Was würde aus mir, deinem jungen Lieb?«

22.

Schmied! warum schmiedest du heute nicht?
Schon lange ist's Tag!
Warum weckst du deine Leute nicht,
Und bist selbst nicht wach? . . .
O wir wissen was dich plagt!
Deine Tochter ist entbunden
Von einem Knaben zur Nacht,
Ist aus dem Hause verschwunden,
Hat ihn zum Graben gebracht.
Dort im tiefen Wasser hat sie ertränkt das Kind,
Und sie sprach zum siehenden Morgenwind:
»Höre auf zu wehen, du stiller Wind!
Wo bist du, grauser Orkan?
Komm und jage die schwarzen Wolken heran,
Daß die Wege, die zu diesem Graben führen,
Sich im Wasser verlieren!
Daß die Menschen davon keine Spur mehr sehen,
Und nicht mehr Wasser zu schöpfen zum Graben gehen,
Daß sie nicht mein liebes Kind aufwecken,
Daß sie nicht mein trübes Herz erschrecken!«

23.

Iſt dies die Quelle, die mich gelabt und getränkt?
Iſt dies das Mädchen, dem ich mein Herz geſchenkt?
O böſes Geſchick!
Mein Mädchen, mein Glück
Einem Andern gehört!

Iſt der Quell dies, wo badend die Taube ſaß?
Iſt die Maid dies, die ich zum Weib erlas?
O böſes Geſchick! u. ſ. w.

Ja, der Quell iſt derſelbe, doch die treuloſe Maid
Hat mich vergeſſen ſeit langer Zeit!
O böſes Geſchick! u. ſ. w.

Iſt der Quell überſchüttet mit goldenem Sand,
Reicht das Mädchen einem andern Koſaken die Hand.
O böſes Geſchick! u. ſ. w.

Mit Kraut iſt bewachſen zur Quelle der Weg,
Ein andrer Koſak führt mein Mädchen hinweg!
O böſes Geſchick! u. ſ. w.

Es rauſchen die Weiden, die am Bache ſtehn,
Mit der Liebſten die Koſaken zur Kirche gehn.
O böſes Geſchick! u. ſ. w.

Der Eine führt ſie beim Arm, der Andre faßt ſie bei der Hand,
Mit ſchwerem Herzen in der Ferne ein Dritter ſtand.
Stand allein — es war bleich wie die Wand ſein Geſicht,
Er liebte ſo das Mädchen und bekam es nicht! —

24.

In der Morgenfrühe
Durch die Wiese geh' ich,
Den Kosaken seh' ich —
Sonne, heller glühe!
Wiese, duft'ger blühe!
Gras, erneue dich!
Kosak, freie mich!
Willst du mich nicht freien,
Komm als wollt'st du's, zu mir,
Denn die Nachbarn mein
Lassen keine Ruh mir;
Sagen: »Er hat dich betrogen,
Und jetzt kommt er nicht mehr.«
Sagen: »Er hat dich belogen.«
Und das kränkt mich so sehr!
»O mein Kind, mein liebes!
Wohl beim Alten blieb es,
Wäre längst gekommen,
Hätt' dich mitgenommen,
Mit an meinem Arm —
Doch der Vater zürnt,
Sagt du seist zu arm;
Will mir nie verzeihn
Dich so arm zu freien.«

— O du treuloſer Mann,
Wär' ich reicher als du:
So ſtuckt' ich dich an,
Deinen Vater dazu!
Will zur Zauberin gehn,
Von ihr Hülfe erflehn . . .
— Freundin! hör' mich Betrübte:
Mich verläßt den ich liebte! —
Und die Zauberin ſpricht:
»Mädchen, gräme dich nicht!
Sei nicht trüb, meine Traute,
Biſt noch grün wie die Raute;
Laß dem Herzen nicht bang ſein,
Deine Jugend wird lang ſein,
Iſt dir untreu der Eine
Wird ein Andrer der Deine!
Wenn die Rauten beginnen
Zu blühen im Feld,
Kommt, dich zu minnen,
Ein wackerer Held.
Doch der dich verſtoßen,
Wird kein Weib je umſchließen,
Bis dem Mühlſtein, dem bloßen,
Grüne Raden entſprießen.«
Das Mädchen ſofort
Verſtand den Sinn
Vom dunklen Wort
Der Zauberin,
Der wunderſamen,
Nahm Rautenſamen,
Auf den Weg ihn zu legen,
Und ſieh, es fiel Regen,
Und es ſproß das Kraut,

Und Blätter gewann es,
Und das Mädchen ward Braut
Eines schmucken Mannes . . .
Doch dem Mühlstein, dem bloßen,
Keine Raden entsprossen!
Der Kosak ist jetzt alt schon,
Sein Haupthaar ist grau,
Im Herzen ist's kalt schon,
Und er hat noch keine Frau! —

Vom Kosaken Baida.*)

In Bereßetschek der Stadt, der berühmten Stadt,
Trinkt Baida an Meth und Branntwein sich satt;
Und nicht wenig trinkt Baida: in Einem fort
Schwelgt er zwei Tage, zwei Nächte dort.
Schickt der Sultan der Türken Gesandte hin,
Läßt einladen Baida, soll zu ihm ziehn:

»Ich grüße dich, Baida, berühmter Held!
Sei mein treuer Vasall du im Frieden und Feld,
Und sollst die Prinzessin, meine Tochter frein,
Sollst Herr der ganzen Ukraine sein!«

Verflucht, Sultan, ist der Glaube dein,
Und häßlich, Sultan, dein Töchterlein!
Da rief der Sultan die Haiducken zur Stell':
»Auf! fangt diesen Baida und bringt ihn mir schnell!
Ergreift diesen Baida und bindet ihn,
Und hängt ihn bei der Seite an den Baum dort hin!«

*) Baida ist ein in der Geschichte Kleinrußlands ganz unbekannter Name. Einige sind der Meinung, dieses Lied beziehe sich auf den polnischen Fürsten Dimitri Wasyniowiecki, welcher von Stephan IX. Hospodar der Moldau, nach Konstantinopel geschickt, dort unter Soliman II. eines ähnlichen Todes starb.

H. Maximowitsch, dessen Sammlung ich dieses Lied zu verdanken habe, ist der Meinung es beziehe sich dasselbe auf die Begebenheiten des Jahres 1674, und mit dem türkischen Sultan sei Muhamed IV. gemeint.

Und der viel kühne Baida, im Einem fort
Hängt er zwei Tage, zwei Nächte dort.
Und baumelt dort Baida, das ihn verdroß,
Und er ſucht mit den Augen ſein ſchwarzes Roß,
Und hängt dort Baida vom Baume herab,
Und er ſucht mit dem Blick' ſeinen jungen Knapp':

Du mein junger Knappe! auf, eile ſchnell,
Und bring meinen ſtrammen Bogen zur Stell',
Meinen Bogen und meinen Köcher vol',
Meinen Köcher mit ſpitzen Pfeilen voll!
Mein Auge erſpäht drei Tauben von fern,
Davon ſchöß' ich eine für den Sultan gern,
Die zweite ſoll der Sultanin ſein,
Die dritte dem holden Töchterlein!

Und er ſpannt ſeinen Bogen — der erſte Pfeil fliegt,
Und todt der Sultan im Blute liegt;
Trifft der zweite die Schulter der Sultanin,
Fährt der dritte durch's Haupt der Tochter hin.

Und Dank dir Sultan, daß ich gehängt!
Hätteſt wiſſen ſollen wie man Baida fängt.
Hätteſt ihm ſollen den Kopf abſägen,
Seinen Leichnam in tiefe Erde legen,
Mit Geld beſtechen ſeinen treuen Knappen,
Auf die Seite ſchaffen ſeinen Rappen!

Paley *) in Sibirien.

Hoch steigt die Sonne Morgens,
Tief Abends untergeht —
Lebte früh Herr Paley in Freuden,
Traf ihn das Unglück spät!

Hell scheint die Sonne Morgens,
Verdunkelt sich zur Nacht;
Herr Paley, groß und mächtig einst,
Jetzt in Sibirien klagt.

»Und hör' mich, braver Bursch' du,
Komm mit mir, treuer Knapp'!
Komm mit mir um zu beten
Zu Gottes Kapelle hinab!

Ich will inbrünstig beten,
Knien vor dem Heil'genbild;
Ich bin wie ein Greis gemagert,
Und nichts mein Wehe stillt!

*) Paley, Sohn eines einfachen Kosaken, lebte gegen das Ende des XVII. und zu Anfange des XVIII. Jahrhunderts. Er starb den 18. Januar 1710. Es ist dies ohne Zweifel die poetischste Person in der ganzen Geschichte Kleinrußlands. Sein Leben war ein fortwährender Kampf gegen die Polen, Tataren, Türken, Schweden u. s. w. Todfeind von Maseppa, gerieth er zweimal auf Veranlassung desselben in Gefangenschaft. Das erste Mal sperrten ihn die Polen in Magdeburg ein, von wo er mit Hülfe seiner treuen Kosaken wieder entwich; das zweite Mal wurde er nach Sibirien verbannt, jedoch nach dreijährigem Exil von Peter dem Großen zurückgerufen. Es geschah dieses kurz nach dem Verrath Maseppas.

Wie ein Greis bin ich gemagert,
Ich will zum Höchsten flehn
Für meine schuldige Seele;
Mög' er mich gnädig ansehn'.

Und giebt ihm der treue Knappe
Einen Stock in seine Hand,
Und gürtet um seine Lenden
Ein grobes Bußgewand.

Nicht ging allda Herr Paley
Zu frommem Gebete hin —
Er ging sich selbst zu züchtigen,
That's mit zerknirschtem Sinn.

Herr Paley kehrt und setzt sich
Vor seiner Hütte Schwell',
Schlägt der Pandora Saiten
Und singt ein Liedlein hell:

„Unglücklich ist das Leben
In dieser Jammerwelt,
Der stickt sein Kleid mit Golde
Und vergißt was dem Herrn gefällt.

Der Andre darbt in Sibirien
Vergessen und verbannt,
Verwaist wie eine Eiche
Auf weitem, wüstem Land'.

Anmerkungen.

1 u. 2) Beschtau und Maschuk. Den Vorposten der großen Kette des Kaukasus, von der Steppe aus betrachtet, bilden die Berge von Pjätigorsk — ein russisches Wort, gleichbedeutend mit dem tatarischen Besch-tau, korrumpirt von Besch-dagh, d. i. die 5 Berge. Die Schluchten des Beschtau sind die alte Heimat desjenigen Tscherkessenstammes, welchen wir jetzt mit dem Namen der Kabarder bezeichnen. Südwestlich von Georgiewsk, auf dem Wege nach Konstantinogorsk, erheben sich in geringer Entfernung von einander vier dieser waldumkräuselten Berge, deren Kette mit einem hohen Kamme, genannt der Eselsrücken, zusammenhängt, und zwar solchergestalt, daß durch diese Vereinigung eine kesselförmige Oeffnung sich bildet, aus deren Mitte der fünfte und höchste Berg, der Beschtau — wovon der ganze Höhenzug seinen Namen hat — hervorsteigt. Sein Gipfel ist fast fortwährend von Wolken umhüllt und bildet ein steil abfallendes Plateau von so kleinem Umfange, daß kaum zehn Menschen Platz darauf finden würden. Von den übrigen vier Bergen verdient hier nur der Maschuk, oder Matschuka, an dessen Fuße die heißen Schwefelquellen entspringen, besonderer Erwähnung. Der Gebirgsarm, durch welchen der Beschtau mit der großen kaukasischen Kette zusammenhängt, läuft zwischen der Kuma und dem Kuban hindurch, südwestlich immer höher und höher steigend, bis er sich zuletzt mit dem Elborus, dem höchsten aller Berge des Kaukasus, vereint.

3) Arba — oder Araba, bezeichnet hier (zum Unterſchiede von den türkiſchen, eleganten Araba's) ein die rohesten Anfänge des Wagenbaues offenbarendes, unbeholfenes Fuhrwerk, getragen von zwei ſeltſam hohen und breiten Rädern, welche den eigentlichen, meiſt ſehr ſchmalen Wagenkaſten weit überragen. So weit des Ueberſetzers eigene, auf vieles Fahren mit der Araba ſich ſtützende Kunde reicht, werden die Räder dieſes Urwagens niemals geſchmiert, weshalb ſie zu ihrer, immer äußerſt langſamen Fortbewegung auf den ſchlechten Gebirgswegen, meiſt mehrerer Geſpann Ochſen bedürfen. Die Araba, eine wahre Qualmaſchine für ungeduldige Gemüther und feine Ohren, kündet ſich dem Wanderer im Gebirge immer ſchon von Weitem durch das entſetzliche Knarren ihrer tiefeinfurchenden Räder an, weshalb bei der Schilderung eines ſolchen Fuhrwerks das Beiwort „knarrend“ ſo nothwendig dazu gehört, wie das Auge zum Geſichte.

4) Burka — der unter allen kaukaſiſchen Völkern gebräuchliche, kurze, zottige Filzmantel, der mit der rauhen Seite nach Außen getragen wird.

5 u. 6) Eiſenberg und Schlangenberg — zwei zu der Kette des Beſchtau gehörende Berge.

7) Schaitberg — gleichbedeutend mit Elborus. Der Schaitberg, oder Elborus (beide Namen ſind gleich gebräuchlich im Kaukaſus), das kühnſte und herrlichſte Gebilde der vulkaniſchen Kräfte, welche der großen Gebirgskette ihr Daſein gegeben, erhebt ſich ſelbſtändig aus den ihn umlagernden Vorbergen durch ein, gegen 10,000' hohes, von ſeltſam gezackten Felſenmaſſen durchbrochenes und überragtes Längenplateau. Die ſteil abfallenden Felſen bilden eine kraterähnliche Höhlung, aus deren Mitte die beiden koniſch geformten, ewig mit Schnee bedeckten Spitzen des Elborus emporſteigen, deſſen Erhebung über den Meeresſpiegel gegen 16,000' beträgt. Südöſtlich vom Elborus, zuneben der weiter oben beſchriebenen großen Gebirgsſtraße, erhebt ſich der etwa 15,400' hohe Kasbek, welcher gleichſam den Mittelpunkt der Hauptgebirgskette des Kaukaſus bildet.

8) Baſchlik — ein regendichter, warmer Kopfüberzug, in Form dem zum Ueberſchlagen beſtimmten, hintern Obertheile eines Burnus, oder einer Mönchskapuze vergleichbar. Baſchlik iſt ein turko-tatariſches Wort, und würde ſich wörtlich am nächſten über-

ſetzen laſſen durch „Kopfbedeckung,“ wodurch aber für den deutſchen Leſer die Sache nur mangelhaft bezeichnet wäre, denn das Baſchlik wird nicht ſtatt der Mütze, ſondern über der Mütze getragen, und bedeckt zugleich Schultern und Nacken.

9) Im Schatten alter Mispelbäume. Es iſt hier die Aſpenmiſpel — mespilus cotoneaster — gemeint, welche im Kaukaſus in ungewöhnlicher Größe vorkommt. Das Adjektivum [illegible], welches Lermontoff zur Bezeichnung des Baumes angewandt hat, kommt, ſo weit des Ueberſetzers Kenntniß reicht, in keiner ſlaviſchen Sprache vor, und iſt nichts anderes als das hier nur mit ruſſiſchen Buchſtaben geſchriebene turko-tatariſche Wort چنار

10) Beiram — ein unſerm Oſterfeſte vergleichbares Feſt der Moslemin, folgt unmittelbar auf den Ramaſan, oder Faſtenmonat, und währt drei Tage. Der Beiram nimmt ſeinen Anfang, ſobald von den dazu angeſtellten Schriftkundigen der Neumond verkündigt wird. Als bewegliches Feſt hat er das Eigenthümliche, im Verlaufe von 33 Jahren in alle Jahreszeiten und alle Monate des Jahres zu fallen, weil die Türken nach Mondenjahren rechnen.

11) Usdén — tſcherkeſſiſcher Edelmann. Seit Alters haben die Tſcherkeſſen ihre erblichen Standesunterſchiede, welche ſich jedoch mit der Einführung des Islam durch die nivellirenden Satzungen des Koran weſentlich vermiſcht haben. Die waffentragenden Männer (ſo genannt im Gegenſatz zu den Sklaven, welche keine Waffen tragen dürfen), zerfallen in drei Klaſſen: Pſchi (Fürſten), Usdéne oder Work (Edelleute) und Tokav (Freie). Die Sklaven oder Leibeigenen, deren große Maſſe aus Kriegsgefangenen beſteht, ſind lediglich darauf angewieſen, den Acker zu bebauen, das Vieh zu hüten und die Arbeiten des Hauſes und Stalles zu beſorgen. Die Pſchi und Usdéne beſaßen früher große Vorrechte, und ſtanden ungefähr in demſelben Verhältniß zu der übrigen Bevölkerung, wie bei uns die Fürſten und Ritter des Mittelalters. Der Mißbrauch, den ſie mit ihrer Gewalt trieben, veranlaßte, daß man ihnen dieſelbe ganz nahm, und heutzutage unterſcheiden ſie ſich von den Tokav oder Freimännern durch Nichts, als durch ihre angeſtammten Titel. Trotzdem ſind die drei Klaſſen inſofern von einander geſchieden, als ſie ſich durch eheliche Verbindungen nie vermiſchen.

12) Furchtbar erhebst du, Berg Scheitan — Scheitan heißt im Türkischen der Teufel, und ich würde deßhalb einfach „Teufelsberg“ übersetzt haben, wenn die Bezeichnung Berg Scheitan oder Scheitansberg nicht bereits eine in der Geographie angenommene wäre.

13) Beschmét — ein enganliegender, kurzer seidener Halbrock.

Friedrich Bodenſtedt's

Geſammelte Schriften.

Achter Band.

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Achter Band.

Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

William Shakespeare's

Sonette

in Deutscher Nachbildung.

Unsere Sprache kann sich keiner Sonette rühmen, die denen Shakespeare's auch nur annähernd gleichkämen, außer den wenigen — so ernsten, so majestätischen — Ergüssen Milton's.

Alexander Pope.

Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung 13

Erste Abtheilung.

1. Die himmlische Rhetorik Deiner Augen 23
2. Wie oft, wenn Deine zarten Finger springen 24
3. Wenn sich Musik und Poesie verbinden 25
4. Laß Andern ihre Wünsche! Deinen Willen 26
5. Zürnt Deine Seel', ich komme Dir zu nah 27
6. Wie eine Hausfrau sorglich voller Hast 28
7. Wie auf der Bühn' ein ungeübter Held 29
8. 's ist besser schlecht zu sein als schlecht zu scheinen . . 30
9. Cupido, da einst Schlaf ihn überkam 31
10. Einst schlief der kleine Liebesgott, zur Seiten 32
11. Du weißt, Dich liebend trog ich mein Gewissen 33
12. Was machst Du, blinde, närr'sche Lieb' aus mir 34
13. Lieb' ist zu jung, von Schuld und Reu' zu wissen 35
14. Ihr Mund, dies Wunderwerk der Liebe 36
15. Du sagst, Grausame, daß ich Dich nicht liebe 37
16. O welche Macht kann Dir die Allmacht leihn 38
17. In Wahrheit lieb' ich Dich nicht mit den Augen 39
18. Ich fehl' aus Liebe, tugendhaft bist Du 40
19. Wie Brot dem Leben, bist Du den Gedanken 41
20. Mein Lieben gleicht dem Fieber, es beachrt 42
21. Weh' mir, wie meine Augen durch mein Lieben 43
22. Dein Auge gleicht in Nichts dem Sonnenlicht 44
23. Schwarz hielt man nicht für schön im Alterthume 45
24. Ich liebe Deine Augen, die bedauernd 46
25. So launenhaft und herrisch ist Dein Geist 47

	Seite
26. Schwört meine Liebe, sie hält fest am Wahren	48
27. Ich sehe Aug' und Herz sich wild entzwein	49
28. Nun sind verbündet Herz und Aug' in mir	50
29. Mein Auge sitzt, seit wir geschieden sind	51
30. Ob nicht vielleicht mein Geist, gekrönt mit Dir	52
31. Dein Sklav bin ich und darum stets bereit	53
32. Verhüt' es Gott, der Dir zum Dienst mich wählte	54
33. Wie ward zum schaurig öden Winter mir	55
34. Ich war getrennt von Dir im Frühling auch	56
35. So schalt ich früher Veilchen Uebermuth	57
36. Erneu', o süße Liebe, Deine Kraft	58
37. Die tadeln Deiner Jugend Uebermuth	59
38. Wie lieblich und wie süß machst Du die Schande	60
39. Wenn Dir die Laune kommt mich zu verschmähn	61
40. Sag', Du stehst mich um einen dummen Streich	62
41. So hass mich, wenn Du willst; wenn jemals, nun	63
42. Verlang' nicht, daß ich selbst mein Mißgeschick	64
43. Sei klug in Deiner Grausamkeit, daß nicht	65
44. Geübte Wollust ist des Geists Verschwendung	66

Zweite Abtheilung.

45. Verwünscht das Herz, das mir schuf solche Pein	69
46. Ja, ich gestand's: mein Freund ist Dein — und mich	70
47. Mein Herz, in zweier Geister Liebesbann	71
48. Schon manchen Morgen sah ich, stolz wie diesen	72
49. Warum verbießest Du solch' schönen Tag	73
50. Grämt Dich nicht mehr um das was Du gethan	74
51. Nimm, die ich liebte, nimm sie Alle hin	75
52. Die artigen Sünden, denen Deine Tugend	76
53. Daß Du sie hast, ist nicht mein ganzer Schmerz	77
54. Herr meiner Liebe, der zur Treue Du	78
55. Du hast ein Frauengesicht, das die Natur	79
56. Mein Aug' als Maler hat Dein Bild verliebt	80
57. Wenn ich, von Gott und Menschen übersehn	81
58. Wenn ich so sinnend heimlich und allein	82
59. Die mir todt schienen, all' die Herzen wohnen	83
60. Laß mich's gestehn: das Schicksal trennt uns hier	84

Seite

61. Den Tod mir wünsch' ich wenn ich ansehn muß 85
62. Wie könnt' es meiner Muse' an Stoff je fehlen 86
63. O wie kann würdig Deinen Werth ich singen 87
64. Wie sucht' ich sorgsam jede Kleinigkeit 88
65. So bin ich wie der reiche Mann, der still 89
66. Wie mühsam schlepp' ich mich von Ort zu Ort 90
67. So kann ich liebreich mein schwerfällig Thier 91
68. Von Müh'n erschöpft such' ich mein Lager auf 92
69. Wie könnt' ich wieder glücklich jemals werden 93
70. Soll durch Dein Bild, in Nächten voller Kummer 94
71. Am besten seh' ich, schließt mein Auge sich 95
72. Wär' dieses Leibs schwerfälliger Stoff Gedanke 96
73. Die beiden andern, Luft und läuternd Feuer 97
74. Aus welchem Stoffe schuf Dich die Natur 98
75. O wie verzag' ich, wenn ich von Dir singe 99
76. Du bist mit meiner Muse nicht vermählt 100
77. Nie fand ich farblos Dich und darum nie 101
78. Stumm hält sich meine Muse und bescheiden 102
79. War es das stolze Segel seiner Dichtung 103
80. Leb wohl! Du stehst im Preis zu hoch für mich 104
81. Was ist so arm an Neuheit mein Gedicht 105
82. Oft rief ich Dich als meine Muse an 106
83. So lang' ich Dich noch anrief ganz allein 107
84. Wie sich ein altersschwacher Vater freut 108
85. Für jene Zeit — wenn je sie sollte kommen — 109
86. Den äußern Gaben die wir an Dir sehn 110
87. Daß man Dich schmäht, beweist nichts gegen Dich 111
88. Warum in schlechtem Umgang soll er leben 112
89. So ist er uns ein Bild aus bessern Tagen 113
90. So werd' ich leben, glaubend, Du seist treu 114
91. Entweder schreib' ich noch die Grabschrift Dir 115
92. Nicht länger traur' um mich als dumpf der Ton 116
93. Damit man einst Dir nicht mit Fragen droht 117
94. Die Zeit des Jahres kannst Du an mir sehn 118
95. Doch sei zufrieden: wenn mich das Gericht 119
96. Wenn einst, nachdem mich längst der Tod ereilt 120

Seite

Dritte Abtheilung.

97. Von schönsten Wesen wünschen wir Vermehrung 123
98. Einst wird, eh' Du gelebt ein halb Jahrhundert 124
99. Schau in den Spiegel und sag' Deinen Zügen 125
100. Fruchtlose Lieblichkeit, warum verschwenden 126
101. Die Zeit, die Deiner Schönheit Fäden spann 127
102. Drum laß, eh' Winter Deinen Sommer scheucht 128
103. Sieh, wenn im Ost glutvoll das Himmelslicht 129
104. Du, den zu hören selbst Musik, warum 130
105. Ist es die Furcht, daß eine Wittwe weine 131
106. O Schmach! Gesteh', Du kannst nicht Andre lieben 132
107. So schnell Du weilst, in einem Spreß erblühst 133
108. Zähl' ich die Glocke, die die Stunden mißt 134
109. O, daß Du ganz Dein eigen wärst! Doch bist 135
110. Nicht von den Sternen hol' ich meine Kunde 136
111. Bedenk ich, daß nur Augenblicke währt 137
112. Doch warum kehrst Du selbst nicht stärkre Wehr 138
113. Wer glaubt wohl künftig meinem Lied, erfüllt 139
114. Soll ich Dich einem Sommertag vergleichen 140
115. Stumer', gieriger Zeit, des Löwen Klau' — es gähne . . 141
116. Mein Alter glaub ich meinem Spiegel nicht 142
117. Wohl gleicht nicht meine Muse jenem Lied 143
118. O Du, mein holder Freund, der in der Welt 144
119. O wolle nicht mich falsch von Herzen nennen 145
120. Ach, wohl ist's wahr: ich schwärmte hier und dort . . . 146
121. O zürn' der Glücksgöttin! denn sie allein 147
122. Dein liebend Mitgefühl schließt bald die Wunde 148
123. Wer sagt das Meiste? Was kann mehr entfalten 149
124. Seh' ich des Alterthums erhabne Pracht 150
125. Wenn Erz, Stein, Erde, selbst des Weltmeers Flut . . . 151
126. Nicht eigne Furcht, noch das prophetische Ahnen 152
127. Was kann das Hirn durch Dinte offenbaren 153

Vierte Abtheilung.

128. Wo bist Du, Muse, die so lang' vergessen 157
129. Wie bäsest, träge Muse, Du Dein Schweigen 158
130. Verklag mich, daß ich nur mit Dürftigkeit 159

Seite

131. Wie man den Gaumen reizt durch ſcharfe Miſchung . . . 160
132. Wie viel Syrenenthränen trank ich ſchon 161
133. Jetzt freut mich, daß einſt ſpärlich Deine Huld 162
134. Ach, wie ſo arm doch meine Muſe iſt 163
135. Der Eigenliebe Sünde herrſcht in Augen 164
136. Du wirſt der Zeit Verwüſtung nicht entfliehn 165
137. Für mich, Geliebter, wirſt Du niemals alt 166
138. Nennt meine Lieb' nicht Götzendienſt, vergleicht 167
139. Wenn ich in Chroniken der alten Zeit 168
140. Die Tafeln trag' ich, die Du mir gegeben 169
141. Falſch war ich, als ich ſchrieb in frührer Zeit 170
142. Nichts kann den Bund zwei treuer Herzen hindern 171
143. Kein Zeit, nie zeig' ich Dir des Wechſels Launen . . . 172
144. Wär' meine Lieb' ein Kind des Standes blos 173
145. Soll über Dir ein Baldachin ſich breiten 174
146. Stolz ſind die Andern auf Geburt, auf Kunſt 175
147. Doch thu' Dein Aergſtes nur, entflieh! Es bliebe 176
148. Mein Lieben, ſcheinbar ſchwächer, iſt vermehrt 177
149. Wenn's gar nichts Neues giebt, ſchon Alles war 178
150. Wie Wellen, die zum ſteinigen Ufer fluten 179
151. O wieviel mehr die Schönheit uns erfreut 180
152. Kein Marmorbild, kein fürſtlich Monument 181
153. Wer Macht zu ſchaden hat und es nicht thut 182
154. Kern meines ſünd'gen Leibes, arme Seele 183
155. Wie ſchnell die Schönheit flieht, zeigt Dir Dein Spiegel . 184
156. Laß, die geboren unter günſt'gem Stern 185

Anmerkungen zu den Sonetten Shakeſpeare's 187

Schlußwort 193

Vergleichende Ueberſicht der deutſchen und engliſchen Reihenfolge 235

Vergleichende Ueberſicht der engliſchen und deutſchen Reihenfolge 241

Einleitung.

O sahn wir Dich auf's Neue, süßer Schwan
Vom Avon, ziehn auf Deiner stolzen Bahn!
Sahn wir der so Elisabeth erfreute,
Und Jacob, Deinen hohen Flug noch heute
Am Themsestrand! — Doch schon am Himmel dort
Strahlst Du — o Stern der Dichter, strahle fort!

Ben Jonson.

In seinen Dramen erscheint uns Shakespeare so unnahbar hoch, so unheimlich groß, daß wir uns danach kein richtiges Bild noch Gleichnis des Mannes machen können, der nur dem Gott sich hinter seiner Schöpfung verbirgt. In seinen Sonetten aber, die Wordsworth mit Recht den Schlüssel zu seinem Herzen genannt, tritt er uns menschlich nahe, zeigt sich uns im Wechsel trüber und heiterer Stimmungen, in Leidenschaften, Schwächen und Irrungen wie wir. Unsere Ehrfurcht vor ihm wird dadurch nicht vermindert, sie wächst vielmehr noch mit unserer Liebe zu ihm, wenn wir sehen, welch' dunkle und steile Pfade ihn emporführten zu den seinen Höhen der Kunst.

Ist es nicht ergreifend, wenn wir den gewaltigen Mann, der Allem was er berührte unsterbliches Leben gab, selbst klagen hören über die Gebrechen der Sterblichkeit? Wenn wir ihn, der das Denken der Menschen ganz durchschaut und innerlich so hoch darüber steht, doch leiden und äußerlich so tief gedemüthigt sehen durch dieses Denken, daß er sich den Tod wünscht und das Schicksal anklagt, welches ihn zwingen so verachtetem Stande zu leben, der sein eigentliches Wesen entwürdigt, ihm eine fremde Farbe giebt, wie der Hand des Färbers sein Handwerk?

An wen immer diese Sonette gerichtet sein mögen, ob an Geschöpfe der Einbildung oder der Wirklichkeit: der Dichter selbst spricht aus ihnen in seinem eigenen Namen und läßt uns nicht blos in die verborgensten Falten seines Herzens sehen, sondern enthüllt uns auch das letzte Geheimniß seiner Kunst:

„Was ist es denn an Neuheit mein Gedicht,
Statt wechselnd nach der Mode sich zu schmücken?
Warum versuch' ich wie die Andern nicht
Prunkvoll, gepreßt und neu mich auszudrücken?
Warum trägt mein Gedanke immerfort
Ein und dasselbe Kleid, schlicht und gewöhnlich
Daß ich leicht kennbar bin, fast jedes Wort
Auf seinen Ursprung zeigt: auf mich persönlich?
O süße, süße Liebe, immer sing' ich
Nur Dich allein, Du meines Liedes Leben!
Mein Bestes neu in alte Worte bring' ich,
Stets wiedergebend was schon längst gegeben.
Denn wie der Sonne Auf- und Untergang
Alt und doch täglich neu ist mein Gesang."

In solchen und ähnlichen Sonetten offenbart sich der ganze Shakespeare mit seiner erhabenen Einfalt, mit der Macht ächter Schönheit und dem Wohllaut der Wahrheit.

Seine poetischen Vorläufer und Zeitgenossen, Surrey, Watson, Sidney, Daniel, Drayton, Constable, Spenser und Andere haben uns Hunderte von Sonetten hinterlassen, welche an Reichthum der Bilder, Anmuth des Ausdrucks und wechselndem Wohlklang des Rhythmus, kurz: an äußerer Schönheit, den seinigen durchaus nicht nachstehen und doch — mit wenigen Ausnahmen — uns heute kühl anmuthen, ja einen abgestandenen Eindruck machen mit ihrer konventionellen Schäfer- und Götterwelt, ihren zierlichen Ge-

fühlen und melodischen Seufzern, weil wir bald gewahren daß kein warmes Herz darin schlägt, daß keine mächtige Persönlichkeit dahinter steht.

Die Macht und Weihe der Persönlichkeit des Künstlers ist es im letzten Grunde allein, was den Kunstwerken ewiges Leben giebt.

Und die Macht und Weihe seiner Persönlichkeit ist es auch allein, was Shakespeare von seinen Zeitgenossen unterscheidet und allen seinen Werken — jeglichem nach seiner Art — ihr ganz eigenthümliches Gesicht giebt, mit welchem sie in die Welt hinausschauen und Bewunderung wecken werden so lange die Welt besteht.

In seinen Dramen läßt er die Sonne seines Geistes leuchten über Gerechte und Ungerechte, als ob ihm diese so lieb wären wie jene, daß sie wachsen vor unsern Augen und glücklich oder unglücklich werden, je nachdem sie sich selbst ihr Schicksal bereiten. Hier vergessen wir den Dichter über seinen Geschöpfen, vergessen daß er es ist, von dem sie ihr ewiges Dasein empfingen, und nehmen so lebendigen Antheil an ihren Schicksalen, als ob sie uns nächststehende leibhaftige Menschen wären.

In seinen Sonetten aber sehen wir nur den Menschen im Dichter vor uns, und welche bunte Welt er auch unsern Blicken enthüllt: er selbst bleibt immer der Mittelpunkt dieser poetischen Welt und die delphischen Worte welche wir vernehmen, sagt kein Hamlet, kein Lear, kein Prospero: sie tönen aus seinem eigenen Munde.

Und doch erinnern sie uns an alles Bedeutendste in seinen Dramen, bieten uns eine Fülle verwandter Klänge, Gedanken, Betrachtungen und Stimmungen.

Es ist uns, als ob er diese Sonette geschrieben haben müsse bevor oder während er »Romeo und Julie« dichtete, jene während er mit »Hamlet« beschäftigt war, andere während er »Richard III.« oder »König Lear« dichtete; wieder andere

während seine Lustspiele entstanden, von welchen besonders »die Komedie der Irrungen,« »die beiden Veroneser,« »Verlorene Liebesmüh« und »der Kaufmann von Venedig« viele Anklänge bieten. Wir entdecken zwischen ihm und seinen Helden einen geheimnißvollen, innigen Zusammenhang; der Schleier, hinter welchem der große Künstler sich verbarg, ist wenigstens etwas gelüftet und das giebt den Sonetten, die an und für sich schon ächte Perlen sind, einen doppelten Werth und Reiz.

Auch in seinen Dramen sieht uns nun der Dichter nicht mehr so fern; wir sehen daß sie mit seinem Herzblute getränkt sind und daß er, der die menschlichen Leidenschaften mit so erschütternder und erhebender Gewalt zu schildern vermochte, sie selbst erfahren, aber siegreich überwinden mußte, um sie durch die Kunst zu verklären.

Die Sonette bilden eine Perlenschnur, die von den Jünglingsjahren des Dichters sich verschlingt bis in sein reifes Mannesalter und unser einziger Leitfaden ist, wenn wir einen Zusammenhang suchen zwischen den kürzeren, beschränkten Verhältnissen seiner frühesten Jugend und der weltumspannenden Höhe auf welcher er in seinen Tragedien steht.

Der Grund, weshalb diese wundervollen Gedichte, denen sich keine ähnliche Sammlung in irgend einer Sprache auch nur entfernt vergleichen läßt, in Deutschland noch nicht die verdiente Würdigung und Verbreitung gefunden haben, ist wohl hauptsächlich in dem Umstande zu suchen, daß das Verständniß des Textes allerlei Schwierigkeiten bietet, während die vorhandenen Uebersetzungen, im Ganzen genommen, mehr dazu angethan sind die Schönheiten des Originals zu verhüllen, als zu offenbaren.

Dieser Punkt ist ausführlicher erörtert in einer dem Gegenstande besonders gewidmeten Abhandlung, welche als Schlußwort den Sonetten folgt und auf welche ich meine freund-

lichen Leſer verweiſe, deren Geduld ich nicht von vornherein ermüden will durch Ausführungen, die doch erſt nach dem Leſen der Sonette recht zu verſtehen ſind.

Zu bemerken iſt nur noch, daß die Sonette hier in einer neuen Reihenfolge erſcheinen, deren ausführliche Rechtfertigung das Schlußwort enthält und deren Verhältniß zum Urtext in einer vergleichenden Ueberſicht dargelegt iſt.

In dem Schlußworte wird auch die Methode erörtert, welche ich bei dieſer neuen Ueberſetzung befolgt habe und ein durch Beiſpiele belebter Rückblick geworfen auf Shakeſpeare's Vorläufer im Sonett, ſowie auf die eigenthümlichen und mannigfaltigen Freiheiten, welche alle engliſchen Sonettiſter bei der Aneignung der fremden, urſprünglich Petrarka entlehnten Form ſich erlaubten. Es werden endlich darin die verſchiedenen und meiſtens höchſt wunderlichen Urtheile und Meinungen angeführt, welche theils über die Sonette ſelbſt, theils über die geheimnißvollen Perſonen an welche dieſelben gerichtet ſein ſollen, in Umlauf gekommen ſind; kurz: es wird Alles darin erörtert, was zur Sache gehört, aber in dieſer Einleitung nicht am Platze ſein würde. Die ganze Einleitung würde überflüſſig ſein, wenn Shakeſpeare als Lyriker ſchon ſo einheimiſch bei uns wäre wie als Dramatiker. Allein das iſt er noch nicht. Möge dieſe neue, mit liebevoller Hingebung begonnene und ausgeführte Ueberſetzung dazu beitragen, daß er es werde!

Denn alle Bilder und Denkmale, die man dem unſterblichen Genius geweiht hat, geben keine ſo würdige Vorſtellung von ihm wie ſeine eigenen Werke. Darum ſang Milton, ein Fürſt unter den Dichtern, in freier Huldigung ſich beugend vor Shakeſpeare, dem Könige der Dichter, dieſe erhabenen Verſe:

„Wozu braucht meines Shakespeare hehr Gebein
Ein hochgethürmtes Monument von Stein?
Wozu soll sich sein heiliger Staub hienieden
Verbergen unter stolzen Pyramiden?
Du theurer Sohn des Ruhms, sein großer Erbe,
Was brauchst Du Stein daß nicht Dein Name sterbe?
In unserm Geist, der Dich bewundernd nennt,
Schufst Du Dir selbst ein dauernd Monument:
Wir schöpfen aus den Blättern Deiner Werke
Gleichwie aus göttermunde Trost und Stärke:
Du machst durch Deines Geistes hohen Schwung
Uns selbst zu Marmor vor Bewunderung;
Um solche hehre Ruhstatt zu erwerben,
Daß um solch Grabmal Könige möchten sterben."

Erste Abtheilung.

1 — 44.

1.

Die himmliſche Rhetorik Deiner Augen,
Wogegen keine irdiſchen Gründe taugen,
Verführte mich, — darf mich die Welt beſchuldigen
Weil ich ihr treulos ward um Dir zu huldigen?
Die Frauu verſchwer ich und gemeinen Triebe,
Doch da Du Göttin, gilt mein Schwur nicht Dir!
Mein Eid war irdiſch — himmliſch meine Liebe,
Drum Deine Huld ſühnt alle Schuld in mir!
Mein Eid war Hauch, und bloßer Dunſt iſt Hauch.
Du ſchöne Sonne! wenn Dein reines Licht
Den Dunſt verſcheucht, ſo biſt Du ſchuldig auch,
Denn Du brachſt mein Gelübde — ich that's nicht!
Und that ich's: welcher Thor wär' ſo von Sinnen
Es nicht zu thun, ein Eden zu gewinnen.

2.

Wie oft, wenn Deine zarten Finger ſpringen
Ueber das Holz, beglückt durch ihr Berühren,
Daß wunderbare Weiſen ihm entklingen,
Die wohllautvoll mein Ohr und Herz verführen,
Beneid' ich dieſe Taſten, wie ſie nippen
Glückſeligkeit von Deiner Hand geſpendet,
Derweil erröthend meine armen Lippen
Ihr Anrecht ſehn an fühnes Holz verſchwendet.
Gern würden ſie um ſolche Wonnen tauſchen
Mit jeder Taſte, die ſich tanzend bückt:
Wenn lieber Deiner Hand melodiſch Rauſchen
Das todte Holz, als meinen Mund beglückt.
Doch wenn das freche Holz geküßt ſein muß:
Reich' ihm die Hand, die Lippe mir zum Kuß!

3.

Wenn ſich Muſik und Poeſie verbinden
Geſchwiſterlich, in ſüßer Harmonie,
Muß ſich Dein Herz zu meinem Herzen finden:
Du liebſt Muſik, ich liebe Poeſie.
Du liebſt es, Dowland's[2] hehrem Spiel zu lauſchen,
Deß Lautenklang das Herz mit Zauber füllt —
Ich lieb' es, mich an Spenſer zu berauſchen,
Deß Lied die tiefſte Weisheit mir enthüllt.
Du liebſt des Gottes weihevolle Klänge
Die Dich empor zu höhern Sphären tragen —
Ich liebe ſeine himmliſchen Geſänge,
Die, was ich ſelbſt nicht ſagen kann, mir ſagen.
Ein Gott ſchuf beide! Wie ſie ſich verbinden,
Muß ſich Dein Herz zu meinem Herzen finden!

4.

Laß Andern ihre Wünſche! Deinen Willen
Haſt Du, haſt Willen jetzt im Ueberfluß;
Ich aber kann ihn mehr als gründlich ſtillen,
Wenn er ſich auch durch mich noch mehren muß.
Willſt Du nicht meinen Willen in den Deinen
Aufnehmen, der ſo Vielen ſich erſchließt?
Soll Andern nur Dein Stern der Gnade ſcheinen?
O ſag, warum mein Werben Dich verdrießt?
Das waſſerreiche Meer kann doch nicht ſtillen
Den Waſſerdurſt, und ſucht daß es ſich mehre —
So mehr' durch meinen Willen Deinen Willen,
Du Willenreiche — gleich' hierin dem Meere.
Laß Keinen ſterben! Stürmiſch oder ſtill
Flehn Alle nur was ich, der eine Will*).

*) (Will, der abgekürzte Vorname des Dichters, heißt zugleich der Wille. Darauf beruht das Wortſpiel dieſes und des folgenden Sonetts.)

5.

Zürnt Deine Seel', ich komme Dir zu nah,
Schwör' ihr nur dreist daß ich Dein eigner Will sei,
Der, wie sie weiß, am rechten Platze da;
Aus Liebe schwör' und bitte daß sie still sei.
Will wird mit Liebe Deines Herzens Schatz
Bereichern und mit Willen allzumal —
Ist doch für Viele Raum auf großem Platz,
Und Eins zählt nichts in einer großen Zahl.
So ungezählt laß in der Zahl mich stehn,
Wenn nur bemerkt von Dir, die Alle hält —
Sei ich Dir auch ein Nichts — Du wirst bald sehn
Daß in dem Nichts Dir etwas wohlgefällt;
Wenn Dir mein Name nur gefallen will,
So liebst Du mich auch, denn mein Nam' ist Will.

6.

Wie eine Hausfrau ſorglich voller Haſt
Dem Huhn nachläuft, das ſich davon gemacht,
Ihr Kind zu Boden ſetzt und ohne Raſt
Das Huhn verfolgt bis ſie es heimgebracht,
Derweil hell ſchreiend ihr verlaßnes Kind
Sie aufzuhalten ſucht, die unverzagt
Dem Huhn nachläuft, für Andres taub und blind,
Nicht wahrnimmt wie ihr eignes Kindlein klagt: —
So läufſt Du hinter dem was Dir entweicht,
Und ich, Dein Kind, klag um Dich trübgemüth.
O komm zu mir wenn Du Dein Ziel erreicht,
Nun mich, wie eine Mutter, ſei mir gut!
Und meine Klagen um Dich werden ſtill,
Und ſtehen will ich daß Dir werd' Dein Will!

7.

Wie auf der Bühn' ein ungeübter Held
Deß Schüchternheit in seinem Spiel ihn hindert,
Oder ein Thier, von zuviel Wuth geschwellt,
Daß Ueberfluß an Kraft den Muth vermindert:
So ich vergeß' oft, zaghaft wie ich bin,
Zu thun was holder Liebesanstand fodert,
Und meine Liebesglut stirbt scheinbar hin,
Weil sie zu übermächtig in mir lodert.
Darum nimm huldvoll diese Blätter an,
Meiner beredten Brust stumme Propheten,
Sie flehn weit besser als die Lippe kann
Um Liebe — o, daß sie erfolgreich flehten!
Was Liebe schweigend schrieb, lern' es verstehn,
Und laß es durch das Aug' zum Ohr eingehn!

8.

's iſt beſſer ſchlecht zu ſein als ſchlecht zu ſcheinen,
Kann dieſer Schein dem Tadel nicht entgehn,
Ohne doch dem Genuſſe ſich zu einen,
Den wir nicht — doch die Tadler darin ſehn.
Denn warum ſollen falſche Späheraugen
Hohnlächeln über mein verliebtes Blut?"
Sie, die aus eigner Sünde Argwohn ſaugen!
Was ihnen ſchlecht ſcheint, das gilt mir als gut!
Nein, — ich bin der ich bin, und was ſie finden
In mir als Schuld, iſt ihrer Schuld Bericht.
Vielleicht bin ich der Seh'nde, ſie die Blinden,
Nach ihrem Sinn bemißt mein Thun ſich nicht!
Wenn man nicht ihren Satz für Wahrheit hält,
Daß Schlechtigkeit allein herrſcht in der Welt.

9.

Cupido, da einſt Schlaf ihn überkam,
Ließ ſeine Fackel ſinken, welche ſchnell
Ihm eine Nymphe der Diana nahm,
Die tief ſie taucht in einen kühlen Quell.
Allein der Liebesfackel heilige Glut
Ward wunderſam dem Waſſer mitgetheilt,
Das endlos weiterglühend Wunder thut,
Den Schwachen Stärke giebt und Kranke heilt.
An meiner Liebſten Aug' entzündet wieder
Der Gott den Brand, der ſchnell mein Herz erfaßt,
Das Liebesfeuer raſ't durch meine Glieder —
Zum Heilquell eil' ich, ein betrübter Gaſt —
Doch half mir's nicht! Die Bäder, die mir taugen,
Sind Amor's Feuerquell, der Liebſten Augen.

10.

Einst schlief der kleine Liebesgott; zur Seiten
Die Fackel lag, sein Herzensfeuerbrand;
Viel Nymphen, die sich keuschem Leben weihten,
Hüpften herbei. Mit jungfräulicher Hand
Die schönste Nymphe nahm den Brand der Liebe
Der so viel treue Herzen schon verzehrt:
So ward der mächtige Gott glutvoller Triebe
Im Schlaf von einer Jungfrau Hand entwehrt.
Sie löscht den Brand in einer Quelle nah,
Die schnell erglühend ward ein Bad und Bronnen
Für Kranke. Ich auch suchte Heilung da,
Doch hab' ich die Erfahrung nur gewonnen:
Der Liebe Glut erwärmt wohl Wasser bald,
Doch Wasser macht der Liebe Glut nicht kalt.

11.

Du weißt, Dich liebend trog ich mein Gewiſſen,
Doch zwiefach trogſt Du Deins, mir Liebe ſchwörend,
Haſt Dein Gelübde durch die That zerriſſen,
Den neuen Bund in neuem Haß zerſtörend.
Doch darf ich Dich beſchuld'gen um ein paar
Lugſchwüre — ich, der zwanzig ſchon geſchworen?
Denn Nichts an dem was ich Dir ſchwur, iſt wahr,
Der ich den Glauben an Dich längſt verloren.
Denn heil'ge Schwüre that ich, die bezeugten
Du ſeiſt voll Treu, Beſtändigkeit und Wahrheit,
Mich ſelber macht' ich blind, Dich zu erleuchten,
In Finſterniß kehrt ich der Sinne Klarheit,
Denn ich beſchwor, daß Schönheit Deine Züge
Verklüre. Gott verzeihe mir die ſchnöde Lüge!

12.

Was machst Du, blinde, närr'sche Lieb' aus mir,
Daß meine Augen sehn, doch nicht das Rechte;
Sie kennen Schönheit wohl, stehn nah' vor ihr,
Doch statt des Besten wählen sie das Schlechte.
Wenn sie, verlockt von falschen Blicken, kamen
Zu jener Bucht, wohin so Viele drangen,
Warum aus solchen Blicken machst Du Namen
Das Urtheil meines Herzens aufzufangen?
Wie kann das Herz als einzig Gut verehren
Das, was es kennt als aller Welt gemein?
Wie kann das Auge zusehn und nicht wehren
Daß über Wahrheit siege falscher Schein?
In Wahrheit war so Herz und Aug' verblendet,
Daß es dem Schlechtesten sich zugewendet.

13.

Lieb' iſt zu jung, von Schuld und Reu' zu wiſſen,
Und doch: iſt Reue nicht der Liebe Kind?
Drum, ſüßes Herz, red' mir nicht in's Gewiſſen,
Da meine Fehler Dir entſprungen ſind.
Denn wie Du mich verführſt, muß ich verführen
Mein beßres Theil zu ſchnödem Sinnenwahn,
Das Herz dient nur, im Körper noch zu ſchüren
Die Liebesglut — Fleiſch hört kein Warnen an,
Dein Name ruft es zu glorreichem Streite,
Zeigt Dich als Preis. Alle von Stolz geſchwellt
Wird es Dein armer Sklav, der Dir zur Seite
In Deinen Dienſten willig ſteht und fällt.
Drum ſprich nicht von Gewiſſen, wenn ich werbe
Um Deine Gunſt, für die ich leb' und ſterbe.

14.

Ihr Mund, dies Wunderwerk der Liebe,
Haucht' mir in's Ohr das Wort: ich haſſe,
Mir, der ihr weiht all' ſeine Triebe!
Doch da ſie ſieht wie ich erblaſſe,
Kehrt Mitleid in ihr Herz zurück;
Sie ſchmäht die Zunge, die voll Süße
Sonſt nur gewohnt zu ſpenden Glück,
Und lehrt ſie daß ſie anders grüße.
Zum Haſſe wird ein Wort gethan,
Das — wie die Nacht vor hellem Morgen
Zur Hölle von der Himmelsbahn
Entflieht — verſcheucht all' meine Sorgen:
Ich haſſe — doch ſie weckte mich
Zum Leben neu, ſie ſprach: nicht Dich!

15.

Du sagst, Grausame, daß ich Dich nicht liebe,
Und bin doch ganz für Dich, selbst gegen mich!
Vergeßlich nennst Du mich im Weltgetriebe?
Denk' ich, Tyrannin, doch an Nichts als Dich!
Wer haßt Dich wohl, den meinen Freund ich nenne,
Wem zürnest Du, dem ich mich schmeichelnd neige?
Und wenn Dein Zorn mich selbst trifft; o bekenne,
Ob ich mich anders je als reuvoll zeige?
Acht' ich in mir so hoch wohl ein Verdienst,
Daß es zu stolz wär' Dir zum Dienst zu taugen?
Mein Bestes weiht sich huldigend Deinem Dienst,
Befehligt durch das Blinzeln Deiner Augen.
Doch, hasse nur; ich weiß wie Du gesinnt;
Du liebst nur Sehende — und ich bin blind.

16.

O welche Macht kann Dir die Allmacht leihn
Trotz eigner Schwäche mich zu lenken ganz,
Daß ich mein eignes Aug' muß Lügen zeihn
Und schwören Tageslicht sei nicht Sonnenglanz?
Was ist's, das solchen Reiz dem Bösen giebt,
Daß, magst Du noch so schlimme Wege wandern,
Man doch weit mehr all' Deine Sünden liebt
Als Tugend und Vollkommenheit in Andern?
Wer lehrte Dich, die Lieb' in mir zu mehren,
Je mehr ich Ursach finde Dich zu hassen?
Da ich, wovon entsetzt sich Andre kehren
So liebe — stellt'st doch Du mich nicht verlassen!
Wenn Du unwürdig mich zum Lieben triebst,
Bin ich nur würdiger daß Du mich liebst!

17.

Im Wachen lieb ich Dich nicht mit den Augen,
Denn tausend Schleier an Dir haften sie,
Doch sieht mein Herz was ihnen nicht will taugen,
Und kümmert sich um ihren Ausspruch nie.
Auch Deine Stimme kann mein Ohr nicht zwingen,
In keinem Punkt bist Du von Makel rein,
Nicht Zärtlichkeit noch alle Sinne singen
Nach sinnlichem Genuß mit Dir allein.
Doch Witz, Verstand und Sinne allesamt
Entspielen nicht Deinem Dienst mein Herz, das närrische,
Das seine eigne Herrschaft arm verwaltet,
Daß Deine Seele Macht es ganz beherrsche.
Nur Eins kann tröstend meine Schmach versüßen:
Daß, die mich sündigen machte, mich auch macht büßen

18.

Ich fehl' aus Liebe, tugendhaft bist Du
Aus Haß, den meine sündige Liebe nähret:
O nimm mein Thun und stelle Deins dazu,
So findest Du mich nimmer tadelnswerth!
Und wenn — nicht tadelnswerth durch Deinen Mund,
Der seiner Lippen Scharlachschmuck entweiht
So oft als meiner, durch manch falschen Bund
Geplündert fremden Ehbunds Heiligkeit.
Ich liebe so erlaubt Dich wie Du jene
Die Du verbuhlt von ihrer Pflicht entfernest.
Drum säe Mitleid in Dein Herz, Syrene,
Auf daß es wachse und Du Mitleid erntest.
Wenn, was es mir entzieht, Dein Herz begehrt,
Bleib' es, nach eigenem Beispiel, Dir verwehrt.

19.

Wie Brot dem Leben, bist Du den Gedanken,
Wie Wolken die den Boden labend netzen,
Um Deine Ruh' ist in mir Kampf und Schwanken
Wie zwischen Geizigen und ihren Schätzen.
Jetzt fühl' ich im Bewußtsein daß Du mein,
Dann fürcht' ich, daß die Welt Dich mir entrückt:
Bald wär' ich lieber ganz mit Dir allein,
Bald wünsch' ich, Jeder säh' was mich entzückt.
Bald weilt mein Aug', gefärtigt Dich betrachtend,
Und bald um einen Blick von Dir verschmachtend,
Denn Nichts ist meine Lust und mein Begehren
Als was Du mir, Geliebte, kannst gewähren.
So bin ich, Höll' und Himmel wechselnd täglich,
Bald überglücklich, bald elend unsäglich.

20.

Mein Lieben gleicht dem Fieber, es begehrt
Nach dem nur, was vermehrt der Krankheit Trieb,
Nährt ſich von dem nur was ſie ſelber nährt,
Krankhaftem, wechſelndem Gelüſt zu lieb.
Mein Liebesarzt Verſtand ließ mich allein
Im Elend, weil ich ſeinen Rath verſchmäht.
Jetzt ſeh' ich meine eigne Thorheit ein
Und fühle Reu, doch hoffnungslos, zu ſpät.
Ohne Verſtand bin ich unheilbar nun,
Verworren und verdunkelt iſt mein Sinn
Und ebenſo mein Reden, Denken, Thun.
Blind um die Wahrheit irr ich her und hin.
Du, die ich ſchön und ſtrahlend mir gedacht,
Biſt dunkel wie die Hölle, ſchwarz wie Nacht.

21.

Weh mir, wie meine Augen durch mein Lieben
Verwirrt sind, daß ich ihnen nicht kann trauen!
Wenn doch: wo ist mein Urtheil denn geblieben,
Das falsch entscheidet was sie richtig schauen?
Ist schön, was meine falschen Augen ehren,
Wie kann die Welt sie denn der Lüge zeihen?
Ist es nicht schön, so kann uns Liebe lehren
Ihr Auge sei nicht klar wie Andre, — nein!
Wie kann es auch? Wie soll sich's nicht verwirren,
Das sich so trüb geweint und trüb gewacht!
Kein Wunder, daß auch meine Augen irren,
Zieht doch die Sonne selbst nicht in der Nacht.
O schlaue Liebe, blind machst Du durch Thränen,
Daß scharfe Augen makellos Dich wähnen.

22.

Dein Auge gleicht in Nichts dem Sonnenlicht,
Dein Mund ist nicht so roth wie Korallen,
Wenn Schnee als weiß gilt, ist's Dein Busen nicht,
Dein dunkles Haar will Manchem nicht gefallen.
Weit schönre sah ich roth' und weiße Rosen
Als jene, welche Deine Wangen zeigen,
Auch mancher Duft schien in der Winde Kosen
Mir süßer als der Deinem Odem eigen.
Gern hör' ich Deine Stimme, doch gestehn
Muß ich, Musik beut mir noch mehr Genuß.
Ich sah noch niemals eine Göttin gehn,
Doch weiß ich, auf die Erde tritt Dein Fuß.
Und doch, beim Himmel! so schön fand' ich Dich
Als je die Beste, die man schlecht verglich.

23.

Schwarz hielt man nicht für schön im Alterthume,
Und war's auch schön, ward's doch nicht so genannt —
Jetzt rühmt man's als der Schönheit wahre Blume
Und blond wird ganz und gar seitdem verkannt.
Denn seit die Kunst mit der Natur sich mißt
Und Häßliches mit Flitterstaat verschönt,
Bleibt reine Schönheit namenlos, vergißt
Man ihren Dienst, lebt sie entweiht, verhöhnt.
Drum hat mein Mädchen Augen schwarz wie Raben,
Als ob sie Trauer über Andre trügen
Die sich durch fremdes Haar verunziert haben,
Durch falschen Aufputz die Natur betrügen.
Doch solchen Zauber schließt dies Trauern ein,
Daß Jeder sagt, so müsse Schönheit sein.

24.

Ich liebe Deine Augen, die bedauernd
Daß mit Verachtung ſich ſo quält Dein Herz,
Sich ſchwarz umhüllt, gleichſam wie um mich trauernd
Voll holden Mitgefühls ob meinem Schmerz.
Und wahrlich! nicht die Morgenſonn' am Himmel
Schmückt herrlicher des Oſtens graue Wangen,
Noch blinkt der ſchönſte Stern aus dem Gewimmel
Des Sternenheers mit halb ſo ſtolzem Prangen
Wie Deiner Augen dunkle Majeſtät.
O, ſo laß Trauer auch Dein Herz verſchönen
Um mich, da Trauer Dir ſo reizend ſteht,
Laß alle Welt in Mitleid ſich verſehnen!
Dann will ich ſchwören, ſchwarz ſei ſchön allein,
Und was nicht Deine Farbe trägt, gemein!

25.

So launenhaft und herrisch ist Dein Geist,
Als wärst Du eine Schönheit ohne Fehl,
Zwar meinem glühenden Herzen — wie Du weißt —
Bist Du das schönste, theuerste Juwel.
Doch Mancher sagt, der Dein Gesicht gesehn,
Daß es ein Herz nicht allzuleicht bethöre —
Zwar möcht' ich dies als wahr nicht laut gestehn,
Wiewohl ich's heimlich bei mir selber schwöre.
Und daß mein Schwur nicht falsch, bezeuge Dir
Die Flut von Seufzern die mir heiß entrinnt —
Allein denk ich an Dich, so scheint es mir
Daß Deine Augen doch die schönsten sind.
Schwarz ist nur was Du thust, nicht wie Du bist,
Daher kommt's, daß Dein Ruf so dunkel ist.

26.

Schwört meine Liebe, sie hält fest am Wahren,
So glaub' ich's ihr, obwohl ich weiß sie lügt —
Damit sie glaube, jung und unerfahren
Sei ich, ein Neuling, den man leicht betrügt.
So irrig wähnend daß sie jung mich wähne,
Obwohl sie weiß, mein Frühling ist verblüht,
Glaub' ich ihr jedes Wort und jede Thräne,
Und beiderseits verstellt sich das Gemüth.
Doch warum sagt sie mir nicht daß sie treulos,
Und warum sag' ich ihr nicht auch das Wahre?
Ach, Liebe heuchelt gerne scham- und scheulos,
Und zählt, wird sie bezahlt, nicht gern die Jahre.
Sie wird an mir, ich werd' an ihr zum Hehler,
Wir täuschen, schmeichelnd uns, durch unsre Fehler.

27.

Ich sehe Aug und Herz sich wild entzweien
Um Dich, und keines will dem andern weichen:
Mein Herz verlangt Dein Bild für sich allein,
Mein Auge fordert es für sich desgleichen.
Mein Herz giebt vor, Du wohnst in ihm, dem Schrein,
Den kein krystallnes Auge noch gespalten:
Der Gegner sagt: dem könne nicht so sein,
Dein schönes Bild sei ganz in ihm enthalten.
Da als Gerichtshof setzt man die Gedanken
Des Herzens ein, die Frage zu entscheiden,
Die rufen beide Kläger vor die Schranken,
Und sieh, das Urtheil lautet günstig beiden:
Daß Dein auswärtig Theil den Augen bliebe,
Derweil das Herz sich freut der innern Liebe.

28.

Nun sind verbunden Herz und Aug' in mir
Und Eines thut gern was dem Andern frommt.
Wenn sich mein Auge schmachtend sehnt nach Dir,
Oder vor Liebesweh mein Herz verkommt:
So labt das Aug' an Deinem Bild sich fred,
Lädt zum gemalten Fest das Herz auch ein —
Ein andres Mal macht dies es ebenso,
Und liebend schwelgen beide im Verein.
Also erhält Dein Bild wie meine Liebe,
Auch wenn Du fern bist, ewig nah Dich mir,
Denn weiter kannst Du nicht als meine Triebe,
Und ich bin stets mit ihnen, sie mit Dir.
Auch wenn sie schlafen, gleich erwacht die Brust
Vor Deinem Bild zu Aug- und Herzenslust

29.

Mein Auge sitzt, seit wir geschieden sind,
In meinem Geist, und jenes andre dort,
Das mich umherführt, ist zur Hälfte blind,
Scheint sehend — doch in Wahrheit ist es fort.
Denn keine Formen, keinen Widerschein
Von Vogel, Blum' und was sich in ihm drängt,
Nichts bringt sein schnelles Sehn dem Herzen ein,
Denn fest hält seine Sehkraft was sie fängt.
Und was es schaun mag, häßlich oder schön,
Zum Abscheu oder süßesten Vergnügen,
Tag oder Nacht, Meer oder Bergeshöhn,
Taub' oder Kräh' — es formt's nach Deinen Zügen!
So voll von Dir — denn Alles sonst vergeß ich,
Macht mich mein treu Gemüth unzuverlässig.

30.

Ob nicht vielleicht mein Geist, gekrönt mit Dir,
Vom Herrscheraist der Schmeichelschönheit zehrt?
Wie? oder sagt mein Auge Wahrheit mir,
Dem solche Zauberkunst Dein Lieben lehrt,
Daß es das Ungeheuerste und Kleinste
Zu Cherubim gestaltet, Deines Gleichen,
In höchste Schönheit wandelt das Gemeinste,
Wenn seiner Blicke Strahlen es erreichen.
's ist, wie ich sagte, Augenschmeichelei,
Die königlich nährt meinen hohen Sinn.
Wohl weiß mein Auge was ihm lieblich sei
Und reicht den Becher seinem Gaumen hin.
Enthält er Gift, ist's immer besser daß
Zuerst mein Auge schlürft das giftige Naß.

31.

Dein Sklav bin ich und darum stets bereit
Zu Deinem Dienst, was immer Du beliebst,
Für mich ist festbar keine andre Zeit
Als wenn Du mir zum Dienen Anlaß giebst.
Ich schmäh' die Stunde nicht die endlos schleicht,
Verfeh' ich, Theurer, sie mit Ungeduld
Nach Dir; der Schmerz der Trennung wird mir leicht,
Hast Du zum Abschied mich gegrüßt mit Huld.
Nicht folg' ich eifersüchtig Deiner Spur,
Erspähend was Du thust, wohin Du eilst.
Still überdenkt Dein armer Diener nur
Wie glücklich die sein werden wo Du weilst.
Lieb' ist so närrisch treu: was es auch sei
Das Du beginnst, sie hat kein Arg dabei!

32.

Verhüt' es Gott, der Dir zum Dienst mich wählte,
Daß ich im Geist nur folgte Deinem Fuße,
Oder auf Rechenschaft der Stunden zählte,
Die Du mir fern verbringst in seliger Muße.
O laß mich Deines Winks gewärtig leiden!
Frei sollst Du sein und ich will in Geduld
Zur Haft verdammt mich von Dir lassen scheiden,
Nie treffe Dich der Vorwurf einer Schuld!
Sei wo Du willst, Dein Freibrief ist so groß,
Daß Du beliebig Deine Zeit kannst wählen.
Thu' was Du immer magst, Dir ward das Loos
Von selbstbegangner Schuld Dich freizuzählen.
Ob gut, ob schlecht, nicht tadl' ich Deine Wahl
Und harre aus, schafft's mir auch Höllenqual.

33.

Wie ward zum schaurig öden Winter mir
Die Trennungszeit von Dir, mein Glück und Leben!
Welch dunkle Tage liegen hinter mir,
Welch ein Dezemberfrost hat mich umgeben!
Und war's doch Sommer, als ich scheiden mußt!
Dann kam der Herbst, an Segensfülle groß,
Befruchtet von des Frühlings Liebeslust,
Wie nach des Gatten Tod der Wittwe Schoß.
Doch dieser Segensüberfluß schien mir
Nur Waisenhoffnung, vaterlos und bang,
Denn Glück und Sommer wandeln stets mit Dir,
Und wo Du fehlst, schweigt selbst der Vögel Sang.
Und sängen sie, wär' es so bang zu hören,
Daß Bäume, winterscheu, ihr Grün verlören.

34.

Ich war getrennt von Dir im Frühling auch,
Als der April im farbenbunten Drang
Die Welt belebt mit frischem Jugendhauch,
Daß selbst Saturnus mit ihm lacht' und sprang.
Doch nicht der Vögel Sang in Wald und Gründen,
Noch aller Blumen Duft und Farbenspiel
Verlockte mich des Sommers Lob zu künden,
Ich ließ sie ungepflückt auf stolzem Stiel.
Ich staunte ob der Lilien Weiße nicht,
Pries nicht die Glut die in der Rose lebt,
Es schienen Bilder lieblich dem Gesicht,
Doch denen Du als Muster vorgeschwebt
Und immer schien mir's Winter ohne Dich,
Nur wie Dein Schattenspiel ergötzt es mich.

35.

So schalt ich früher Veilchen Uebermuth:
Woher nahmt ihr den Duft der mich entzückt,
Wenn nicht von ihrem Mund? Die Purpurglut
Die prächtig eure sammtnen Wangen schmückt,
Habt ihr zu stark gefärbt in ihrem Blut.
Den Lilien hielt ich Deine Hände vor,
Dem Majoran daß er Dein Haar Dir nahm,
Furchtsam auf Dornen stand der Rosen Chor;
Hier vor Verzweiflung weiß, dort roth vor Scham,
Und eine weiß und roth gemischte wagte
Selbst Deines Mundes Odem Dir zu rauben;
Allein da kam ein Wurm, der sie zernagte
Für ihren Raub — sie mußte daran glauben!
Mehr Blumen sah ich noch, doch in der Zahl
Nicht eine, die nicht Farb' und Duft Dir stahl.

36.

Erneu', o süße Liebe, Deine Kraft,
Sie heißt sonst schwächer als des Hungers Macht,
Der heute, wenn er kaum gestillt, erschlafft,
Doch morgen schon mit schärfstem Reiz erwacht.
Ihm gleiche, Liebe! Ob auch Dein Gesicht
Sich heut gesättigt bis zum Ueberfluß:
Blick' morgen wieder frisch und tödte nicht
Der Liebe Geist durch steten Ueberdruß.
Die trübe Zwischenzeit sei wie das Meer
Dem Brautpaar ist: getrennt gehn Beide täglich
Zum Ufer sehnsuchtsvoll, bis Wiederkehr
Die Liebenden vereint, beglückt unsäglich.
Oder dem trüben Winter gleich' sie, dem
Der Sommer folgt uns dreifach angenehm.

37.

Die tadeln Deiner Jugend Uebermuth,
Den als die Zier der Jugend Andre loben;
Doch Zier wie Fehler: Dir steht Alles gut,
Der Fehler wird durch Dich zum Schmuck erhoben.
Wie man am Finger einer Königin
Als werthvoll das geringste Kleinod achtet,
Nimmt man als gut auch Deine Mängel hin,
Als Wahrheit wird Dein Irrthum selbst betrachtet.
Wie viele Heerden würd' ein Wolf zerstören,
Könnt' er zu einem Lamm sich umgestalten,
Wie viel Bewundrer könntest Du bethören,
Wollt'st Du all Deine Zaubermacht entfalten!
Doch thu' es nicht, denn wie Du gänzlich mein
In Liebe bist, soll es Dein Ruf auch sein!

38.

Wie lieblich und wie süß machst Du die Schande,
Die wie ein Wurm in duftiger Rose steckt
Und Deiner Schönheit Knospenruf befleckt —
Du hüllst die Schuld in wonnige Gewande!
Die Zunge, die wohl Deinen Wandel tadelt,
Wenn sie, leichtfertig deutend, von Dir spricht,
Läßt ohne Lob doch selbst den Tadel nicht,
Weil schon Dein Name bösen Leumund adelt.
O welche Wohnung ward den Fehlern, die
Zu ihrem Aufenthalt Dich auserlesen!
Die reinste Schönheit überschleiert sie
Und tadellos erscheint Dein ganzes Wesen.
Kehr', theures Herz, dies Recht Dir nicht zum Leide,
Mißbrauch macht stumpf die schärfste Messerschneide.

39.

Wenn Dir die Laune kommt mich zu verschmähn
Und mein Verdienst unglimpflich zu verkennen,
Will ich, mich selbst befehdend, zu Dir stehn,
Dich tugendhaft, obgleich Du falsch bist, nennen.
Vollkommen mir bewußt der eignen Schwächen,
Will ich mich offen zeigen wie ich bin,
Und kennst Du meine heimlichen Gebrechen,
Wird Dir, was Du verlierst an mir, Gewinn.
Und mir auch fällt dadurch ein Vortheil zu,
Denn auf Dich lenkend all mein liebend Sinnen,
Muß ich beim Unrecht das ich selbst mir thu'
Zu Deinen Gunsten — doppelt selbst gewinnen.
So bin ich Dein mit jedem Herzensschlage,
Daß ich für Dein Recht alles Unrecht trage.

40.

Sag', Du liebst mich um einen dummen Streich,
Und ich erkläre, daß ich Dich beleidigt,
Sag' daß ich lahm sei, und ich hinke gleich,
Denn gegen Dich wird nichts von mir vertheidigt.
Du kannst mich, Herz, nicht bald so schlecht behandeln,
Um Deiner Liebe Wechsel zu entschuldigen,
Als ich selbst thue; ich will mich verwandeln,
Dir fremd erscheinen, blos um Dir zu huldigen.
Ich will Dir aus dem Weg gehn; nie hinfort
Entschallt Dein süßer Name meinem Munde,
Daß nicht vielleicht ein unvorsichtig Wort
Von unsrer alten Liebe gebe Kunde.
Für Dich zum Selbstbaß werd' ich angetrieben,
Denn wen Du hassest, den darf ich nicht lieben.

41.

So haß' mich, wenn Du willſt; wenn jemals, nun,
Wo mir das Schickſal doch kommt kreuz und quer,
Verein' dem Unglück Dich, mir weh zu thun,
Und komm' nicht mit dem Schaden hinterher.
O wenn mein Herz entflohn iſt dieſen Sorgen,
Komm' nicht im Nachtrab überwundner Noth!
Der Sturmesnacht folg' nicht als Regenmorgen,
Bereite nicht durch Zögern mir den Tod.
Willſt Du mich laſſen, thu' es nicht zuletzt,
Wenn überwunden alle kleinern Schmerzen, —
Im Anlauf komm': von vornherein verſetzt
Das Glück den ſchlimmſten Schlag ſo meinem Herzen.
Und alle Qual, die jetzt mich ängſtigt, ſchweigt,
Wenn drohend Dein Verluſt vor mir ſich zeigt.

42.

Verlang' nicht, daß ich selbst mein Mißgeschick
Beschönige, bei dem Mangel Deiner Gunst;
Verwunde mit dem Mund, nicht mit dem Blick,
Ueb' Kraft an Kraft, nur tödte nicht durch Kunst!
Daß Du mich nicht mehr liebst, sag's unumwunden,
Doch blick' nicht seitwärts wenn ich bei Dir bin.
Wozu die Täuschung? Reicht, mich zu verwunden,
Nicht Deine offne Stärke mehr als hin?
Ich will sie selbst entschuld'gen: kund ist ihr,
Wie feindlich ihre Augen mich bezwingen,
Drum wendet sie die Blicke fort von mir,
Daß sie auf Andre ihre Pfeile schwingen.
Doch, thu es nicht! Sieh', halb bin ich schon todt,
Drum blick' auf mich und ende meine Noth!

43.

Sei klug in Deiner Grausamkeit, daß nicht
Meine Geduld in Ungeduld sich wandelt,
Das Band der Zunge löst und offen spricht
Vor aller Welt wie schlecht Du mich behandelt.
Sag' nur, daß Du mich liebst, ich will Dir's danken,
Werd' ich auch wirklich nicht von Dir geliebt —
Sei wie der Arzt, der hoffnungslosen Kranken
Doch immer Hoffnung auf Genesung giebt.
Denn machst Du mich verzweifeln, werd' ich toll,
Und in der Tollheit könnt' ich Dich verklagen.
Die Welt ist so verdreht und ränkevoll,
Daß tolle Lügen tollem Ohr behagen.
Drum Dich und mich zu hüten, fest blick mir
Ins Auge, gebt Dein Herz auch durch mit Dir.

44.

Geübte Wollust ist des Geists Verschwendung[16]
In wüste Schmach; Wollust ist bis zur That
Meineidig, mörderisch, blutig, voll Verblendung,
Rohheit, Ausschweifung, Grausamkeit, Verrath.
Genossen kaum, verachtet allsogleich,
Sinnlos erjagt, und wenn ihr Ziel errungen
Sinnlos gehaßt, dem gift'gen Köder gleich,
Gelegt um toll zu machen wenn verschlungen.
Toll im Begehren, toll auch im Genuß;
Gehabt, erlangt, verlangend — ohne Zaum;
Im Kosten Glück, gekostet Ueberdruß,
Im Anfang Seligkeit, nachher ein Traum.
Das weiß die Welt, doch Niemand weiß zu meiden
Den Himmelspfad zu solchen Höllenleiden.

Zweite Abtheilung.

45 — 96.

45.

Verwünscht das Herz, das mir schuf solche Pein
Und solche Wunden meinem Freund geschlagen!
Ist's nicht genug zu quälen mich allein,
Soll auch mein Freund noch Sklavenfesseln tragen?
Mir selbst hat mich Dein grausam Aug' entzogen,
Und fester noch hältst Du mein zweites Ich.
Um Ihn, um mich, um Dich bin ich betrogen,
Und diese Qual drückt dreimal dreifach mich.
Schließ ein mein Herz in Deines Busens Erz,
Doch nimm des Freundes Herz für meins zum Pfande,
Wer mich auch hält: sein Wächter sei mein Herz,
Drum knüpfe nicht zu enge meine Bande!
Du thust es doch: denn ich, verwahrt in Dir,
Bin ewig Dein sammt Allem was in mir.

46.

Ja, ich gestand's: mein Freund ist Dein — und mich
Gab ich als Unterpfand in Deine Hand.
O gieb zum Troste mir mein andres Ich,
Den Freund, zurück, so ist verwirkt das Pfand!
Doch Du sagst nein, und er will Freiheit nicht;
Du buhlst um ihn und er ist holdgesinnt,
Aus Freundschaft nur für mich nahm er die Pflicht
Auf sich, die ihn jetzt ganz für Dich gewinnt.
Du läßt das Vorrecht Deiner Schönheit walten,
Habgier'ge, die aus Allem Nutzen zieht!
Wirst an den Freund, der für mich zahlt, Dich halten,
Der mir durch meine eigne Schuld entflieht.
Ihn muß ich opfern — Du hast alle Zwei,
Er zahlt für mich — und ich bin doch nicht frei.

47.

Mein Herz, in zweier Geister Liebesbann,
Schwankt zwischen Glück und Unglück her und hin;
Mein guter Engel ist ein schöner Mann,
Der böse ein Weib, dunkel von Farb' und Sinn.
Und dieses, für die Hölle mich zu werben,
Lockt meinen guten Engel von mir fort;
Zum Teufel meinen Heiligen zu verderben
Umbuhlt sie ihn mit falschem Schmeichelwort.
Ob er schon Teufel ward — ich darf's vermuthen,
Nicht offen eingestehn; doch da die zwei
Entfernt von mir, vereint in vollen Gluten,
Scheint's daß Eins in des Andern Hölle sei.
Nicht eher wird sich ganz mein Zweifel lösen,
Bis ganz mein guter Geist verbrannt vom Bösen.

48.

Schon manchen Morgen sah ich, stolz wie diesen,
Mit Herrscherblick der Berge Häupter grüßen,
Mit goldnem Antlitz küßt er grüne Wiesen,
Vergoldet bleiche Ström' ihm tief zu Füßen.
Doch dann durch niedre Wolken ganz entstellt,
Umschwärzt er seine himmelklare Wange,
Entzieht sein Auge der verlornen Welt
Und eilt in Schmach verhüllt zum Untergange.
So sah ich einst auch meiner Sonne Schein
Glorreich am Morgen meine Stirn beleuchten,
Doch ach! nur eine Stunde war er mein,
Dann kamen Wolken, die den Glanz verscheuchten.
Doch: kann des Himmels Sonne trübe werden,
Darf meine nicht ein Gleiches thun auf Erden?

49.

Warum verbießest Du solch' schönen Tag
Und ließest ohne Mantel mich verreisen,
Da auf dem Weg schon lauernd heimlich lag
Der Wolken Schaar, die trüb Dich jetzt umkreisen?
Genug ist's nicht, die Wolken zu zerstreuen
Und mir das sturmgepeitschte Angesicht
Zu trocknen, — wer kann sich des Balsams freuen,
Der nur die Wunde heilt, den Unglimpf nicht?
Mein Weh verscheuchen kann nicht Deine Scham,
Dein Mitgefühl ersetzt nicht den Verlust,
Die späte Reu' versöhnt nicht meinen Gram
Und lindert kaum den Schmerz in meiner Brust.
Doch diese Perlen die Dein Auge netzen,
Sind reich genug mir Alles zu ersetzen.

50.

Grämʼ Dich nicht mehr um das was Du gethan!
Die Ros' hat Dornen, Schlamm der Quell, — selbſt Mond
Und Sonne trüben ſich auf ihrer Bahn,
Ein ekler Wurm in ſchönſter Knospe wohnt.[15]
Wir fehlen All' und eben hierin ich,
Daß ich im Gleichniß Deinem Fehler huldige,
Und ihn verſchöne, ſelbſt beſtechend mich,
Indem ich mehr Schuld, als Du haſt, entſchuldige.
Denn Deiner Sinnenſchuld dien' ich mit Sinn,
Als Anwalt tritt Dein Feind auf Deine Seite,
Verfolgt rechtskräftig ſich — Dir zum Gewinn.
So treibt mich Lieb' und Haß zu innerm Streite,
Daß ich muß Hehler ſein dem theuren Diebe,
Der mich ſo ſchlimm beraubt trotz meiner Liebe.

51.

Nimm, die ich liebte, nimm ſie Alle hin,
Ja, Alle! Du haſt mehr nicht als ſchon Dein,
Nicht Eine Liebe mehr in wahrem Sinn,
Da Alles längſt Dir zugehört was mein!
Nimmſt Du für meine Liebe nun mein Lieb,
Wohlan! es iſt ein Opfer meiner Liebe;
Doch zürnt' ich, wenn Dein launenhafter Trieb
Selbſtträglich ſuchte was Dir unlieb bliebe.
Verziehn ſoll, holder Dieb, Dein Raub Dir ſein,
Obwohl Du nahmſt mir Armen all mein Gut, —
Und — Liebe weiß es! — Liebestyrannei'n
Sind ſchmerzlicher als offnen Haſſes Wuth!
Muthwill'ge Anmuth, die ſelbſt Böſes kleidet,
Kränk' mich zu Tod — nur daß es uns nicht ſcheidet.

52.

Die artigen Sünden, denen Deine Tugend
Nicht immer, mein vergessend, widersteht,
Wohl stehn sie Deiner Schönheit, Deiner Jugend,
Weil, wo Du gehst, Versuchung mit Dir geht.
Weil sanft Dein Wesen, bist Du zu gewinnen,
Weil schön, bist Du Gefahren ausgesetzt.
Wer, der vom Weib stammt, trotzt des Weibes Minnen
So mürrisch, daß nicht Liebreiz siegt zuletzt?
Und doch, Freund, möcht'st Du meine Warnung hören!
Die Schönheit zügeln und die Jugendlust,
Die Dich in ihrem Taumel so bethören,
Daß Du zwiefältige Treue brechen mußt:
Die Ihre, die Dein Reiz verlockt zu Dir,
Die Meine, weil Du Dich entfernt von mir!

53.

Daß Du ſie haſt, iſt nicht mein ganzer Schmerz,
Obwohl ſie mir, beim Himmel! theuer war.
Doch daß ſie Dich hat, daß Dein Freundesherz
Jetzt ihr gehört — das beugt mich ganz und gar.
Euch Liebesſünder will ich ſo entſchuldigen:
Du liebſt ſie, weil Du weißt daß ſie mir werth —
Und ſie auch läßt nur meinethalb ſich huldigen
Von meinem Freund, der meinethalb ſie ehrt.
Verlier' ich Dich, wird mein Verluſt Gewinn
Für ſie — verlier' ich ſie, iſt Dein das Glück;
Ihr findet Euch; für mich nur ſeid Ihr hin,
Verbündet laßt Ihr mich allein zurück.
Doch ſind wir zwei nicht Eins, Du mein, ich Dein?
Holdſel'ger Traum, dann liebt ſie mich allein!

54.

Herr meiner Liebe, der zur Treue Du
Mich Dir verpflichtet, daß ich ganz Dein eigen,
Dir send' ich die geschriebne Botschaft zu,
Um meine Treu', nicht meinen Witz zu zeigen.
So große Treue, daß mein schlichter Geist
Zu schwach ist, sie mit Worten auszudrücken;
Doch hoff' ich, daß Du so viel Huld mir weihst
Zu kleiden ihre Blöße und zu schmücken —
Bis das Gestirn, das meine Tage lenkt,
Auf mich herabblickt mit huldvollem Strahl
Und meiner nackten Liebe Kleidung schenkt
Mich werth zu zeigen Deiner süßen Wahl.
Dann werd' ich laut mich rühmen ich sei Dein,
Doch bis dahin vor Dir verborgen sein.

55.

Du haſt ein Frauengeſicht, das die Natur
Dir ſelbſt gemalt, Herr-Herrin meiner Liebe![19]
Ein mildes Frauenherz, doch ohne Spur
Von weibiſch-laun'ſchem Wechſel ſeiner Triebe.
Ein helleres Aug' und minder falſch im Rollen,
Den Gegenſtand vergoldend drauf es ſcheint.
Und Mann und Frau muß Dir Bewundrung zollen,
Der Beider Macht und Zauber in ſich eint.
Zum Weib warſt Du zuerſt beſtimmt, doch machte
Dann die Natur, ſelbſt ganz verliebt in Dich,
Den Zuſatz, der mein Hoffen um Dich brachte,
Dir Gaben leihend, nutzlos ganz für mich.
Da ſie Dich ſchmückte für der Frauen Liebe:
Weih' mir Dein Herz und ihnen Deine Triebe.

56.

Mein Aug' als Maler hat Dein Bild verliebt
Schön ausgemalt in meines Herzens Tiefe,
Ein Rahmen ist mein Leib der es umgiebt,
Des besten Malers Kunst ist Perspektive.
Und durch des Malers Kunst kannst Du allein
Den rechten Platz des Bildes kennen lernen,
Das ich bewahrt in meines Herzens Schrein,
Das Licht empfängt von Deinen Augensternen.
So dient Dein Auge mir und meins dem Deinen,
Meins malt Dein Bild, — Deins wird in meiner Brust
Zum Fenster, wo hindurch die Strahlen scheinen
Des Sonnenlichts, die auf Dich sehn mit Lust.
Doch malt das Aug' die Reize des Gesichts
Nur äußerlich — vom Herzen weiß es nichts.

57.

Wenn ich, von Gott und Menschen übersehn,
Mir wie ein Ausgestoßener erscheine,
Und, da der Himmel nicht erhört mein Flehn,
Dem Schicksal fluche und mein Loos beweine:
Wünsch ich an Hoffnungen so reich zu sein
Wie Andre, vielbefreundet, hochgeboren —
In Kunst, in Freiheit Manchem gleich zu sein,
Unfroh bei dem was mir das Glück erkoren.
Zur Selbstverachtung treibt mich fast mein Sorgen,
Doch denk ich Dein, ist aller Gram besiegt —
Der Lerche gleich' ich dann, die früh am Morgen
Helljubelnd auf zum goldnen Himmel fliegt.
So macht Erinnerung an Dein Lieben reich,
Daß ich's nicht hingäb' um ein Königreich.

58.

Wenn ich ſo ſinnend heimlich und allein
Mich ganz in der Vergangenheit ergehe,
Fällt mir gar manches Schwerverlorne ein
Und neu beklag' ich altes Leid und Wehe.
Die Augen, längſt entwöhnt des Weinens, feuchten
Sich an bei todter Freund' Erinnerungen.
Zu ſchnell erloſchne Sterne ſah ich leuchten,
Vernahm manch ſüßen Ton zu früh verklungen.
Dann kann ich leiden um vergangnes Leid,
Längſt ſchon Geduldetes' auf's Neue duld' ich —
Die ganze Summe meiner Traurigkeit
Zahl' ich auf's Neu', als wär' ich ſie noch ſchuldig.
Doch wenn ich dann zu Dir, mein Freund, mich wende,
Erſetzt iſt Alles und mein Leid zu Ende.

59.

Die mir todt schienen, all' die Herzen wohnen
In Deinem Herzen wunderbar vereint,
Drin Lieb' und alles Liebenswerthe thronen,
Und jeder Freund den ich als todt beweint.
Manch fromme Thräne weint' ich bitterlich
An der zu früh gestorbnen Freunde Särgen —
Nun stehn die Todten wieder auf durch Dich,
In Dir sich zu vereinen und zu bergen.
Du bist ein Grab lebendiger Lieb' erbaut,
Prangst mit Trophäen meiner todten Lieben
Die all ihr Theil an mir Dir anvertraut,
Der Vielen Gut ist Dir allein verblieben.
Die einst geliebten Bilder zeigst Du mir,
Sie Alle sind, mein Alles ist in Dir!

60.

Laß mich's gestehn: das Schicksal trennt uns hier,
Ob auch untheilbar unsre Herzen schlagen,
Drum ohne Deine Hülfe, fern von Dir
Will ich den Makel meines Standes tragen.
O daß es einem neidischen Loos gefiel,
Zu scheiden Menschen, die so eng verbunden!
Zwar stört es nicht der Liebe hohes Ziel,
Doch raubt es dem Genusse süße Stunden.
Nicht überall darf ich mich zu Dir kehren,
Weil meine vielbeweinte Schmach mich hindert,
Noch darfst Du so vor aller Welt mich ehren,
Weil sonst sich Deines Namens Ehre mindert.
Drum thu' es nicht — denn wie Du gänzlich mein
In Liebe bist, soll es Dein Ruf auch sein!

61.

Den Tod mir wünsch' ich wenn ich ansehn muß[21]
Wie das Verdienst zum Bettler wird geboren
Und hohles Nichts zu Glück und Ueberfluß,
Und wie der treuste Glaube wird verschworen,
Und goldne Ehre schmückt manch schmachvoll Haupt,
Und jungfräuliche Tugend wird geschändet,
Und wahre Hoheit ihres Lohns beraubt,
Und Kraft an lahmes Regiment verschwendet,
Und Kunst im Zungenbande roher Macht,
Und Wissenschaft durch Schulunsinn entgeistert,
Und schlichte Wahrheit als Einfalt verlacht,
Und wie vom Bösen Gutes wird gemeistert —
Müd' alles dessen, möcht' ich sterben — bliebe
Durch meinen Tod nicht einsam meine Liebe.

62.

Wie könnt' es meiner Muf' an Stoff je fehlen
So lang' Du athmeſt und in meine Lieder
Dein holdes Leben hauchſt, ſie zu beſeelen;
Wer ſänge würdig Deinen Inhalt wieder?
O danke Du Dir ſelbſt, wenn leſenswerth
In Deinen Augen etwas ſcheint an mir!
Wer würde nicht beredt durch Deinen Werth?
Borgt doch die Dichtung ſelbſt ihr Licht von Dir!
Darum die zehnte Muſe ſollſt Du ſein,
Um zehnmal würdiger als die neun, die alten,
Und wer Dich anruft, ſoll Dir Lieder weihn,
Die ewigen Werths voll Deinen Ruhm enthalten.
Gefällt der kritiſchen Welt die ſchlichte Weiſe,
Sei mein die Müh' — Dir ſei's zum Ruhm und Preiſe!

63.

O wie kann würdig Deinen Werth ich ſingen,
Wenn Du der beſte Theil nur biſt von mir?
Kann mir, mich ſelbſt zu leben, Ehre bringen?
Und iſt's nicht Selbſtlob was ich lob' an Dir?
Laß eben darum uns getrennt leben
Und künftig zwiefach unſre Liebe ſein,
Damit ich Dir, Du Einziger, mag geben
Den Ehrenpreis, der Dir gebührt allein.
O Trennung, unerträglich wärſt du — bliebe
Der ſüße Troſt nicht deiner Einſamkeit,
Der zärtlichen Gedanken unſrer Liebe,
Die anmuthvoll betrügen Gram und Zeit.
Aus Einem machſt du Zwei — der Eine bleibt
Um den zu ſingen, den's von hinnen treibt.

64.

Wie sucht' ich sorgsam jede Kleinigkeit,
Als ich verreist, vor Diebeshand zu schützen,
Um, wenn ich heimgekehrt, was lange Zeit
Nutzlos verschlossen lag, auf's Neu' zu nützen!
Doch Du, vor dem mein Reichthum bloßer Tand,
Du meine größte Sorge, höchste Liebe,
In der allein ich Trost und Freude fand:
Du bliebst zur Beute jedem schnöden Diebe!
Ich habe Dich zu hüten nicht gewußt
Als da wo Du nicht bist, — und doch geblieben
Bist Du, ich fühl's, im Schreine meiner Brust,
Wo frei Du ein- und ausziehst nach Belieben.
Und da selbst fürcht' ich, daß man Dich mir raube,
Denn um Dich wird zum Diebe Treu und Glaube![22]

65.

So bin ich wie der reiche Mann, der still
Den Schlüssel führt zu seligem Besitze,
Den er nicht täglich sehn und zählen will,
Nicht abzustumpfen seltner Freude Spitze.
Daher der Feste Würd' und Herrlichkeit,[23]
Weil sie so selten uns das Jahr gewährt,
Sie dünn gesät sind wie am Halsgeschmeid
Und anderm Schmuck Gestein vom höchsten Werth.
So gleicht die Zeit, die Dich bewahrt, dem Schrein,
Den mein Gewand und meine Schätze füllen,
Am Festtag mir ein theurer Schmuck zu sein,
Stolz das verborgne Schöne zu enthüllen.
Gesegnet seist Du, der das Glück mir offen
Hältst, wo Du bist — und wo Du fehlst: das Hoffen.

66.

Wie mühſam ſchleppʼ ich mich von Ort zu Ort,
Wenn meiner Reiſe Ziel, das ſonſt mich triebe
Zu eilen, jetzt mir zuruft immerfort:
»So fern weilſt Du nun ſchon von Deiner Liebe!«
Mein Reitthier kommt nur langſam von der Stelle,
Als trügʼ es mit mir meines Grames Bürde
Und fühlte durch Inſtinkt, daß eine Schnelle
Die mich von Dir entfernt, nicht freuen würde.
Selbſt durch den blutigen Sporn läßt ſich's nicht ſtören,
Womit mein Unmuth dann und wann es ſchlägt,
Als Antwort muß ich traurig Stöhnen hören,
Das tiefer mich als es mein Sporn bewegt,
Denn in's Gedächtniß ruft es mir zurück:
Mein Gram liegt vor mir, hinter mir mein Glück.

67.

So kann ich liebreich mein ſchwerfällig Thier
Entſchuld'gen, daß es nicht eilt gar zu ſehr:
Was nützt mir Eile, geb' ich fort von Dir?
Doch thut ſie noth bei meiner Wiederkehr.
O wie will dann mein Gaul Entſchuld'gung finden,
Wenn ſchnellſte Schnelligkeit nur ſcheint Verzug!
Scharf ſpornt' ich an, ritt ich ſelbſt auf den Winden,
Langſam erſchiene mir beſchwingter Flug.
Dann nimmt's kein Roß mit meiner Sehnſucht auf,
Und ſie nur, die vollkommner Lieb' entſproß,
(Nicht träges Fleiſch) befeuert meinen Lauf,
Und Lieb' um Lieb' entſchuldigt ſo mein Roß:
Langſam hat's mich von Dir hinweggetragen,
Langſam führ's heim — doch ich muß zu Dir ſagen!

68.

Von Müh'n erſchöpft ſuch' ich mein Lager auf,
Die holde Ruhſtatt reiſemüder Glieder,
Doch dann beginnt in meinem Kopf ein Lauf,
Wach wird der Geiſt, ſinkt ſchwach der Leib danieder.
Denn ſehnſuchtsvoll ſucht mein Gedanke Dich
Aus weiter Fern' auf frommer Pilgerfahrt.
Die müden Augenlider öffnen ſich
Und ſehn nur, was der Blinde auch gewahrt.
Nur daß der Seele einbildſame Macht
Dem innern Auge Deinen Schatten beut,
Der wie ein ſtrahlendes Juwel die Nacht
Verſchönert und ihr alt Geſicht erneut:
So daß um Deinethalb am Tag die Ruh
Die Glieder flieht und Nachts den Geiſt dazu.

69.

Wie könnt' ich wieder glücklich jemals werden,
Da mir der Ruhe Wohlthat gänzlich fehlt,
Die Nacht nicht lindern will des Tags Beschwerden,
Tags mich die Nacht und Nachts der Tag mich quält.
Die Beiden, sonst einander feind, vertragen
In flüchtigem Bund sich nur zur Plage mir,
Der Tag durch Müh'n, die Nacht durch Weh und Klagen,
Daß mich mein Müh'n nur mehr entfernt von Dir.
Dem Tage sag' ich, ihm gilt Deine Pracht,
Dein Glanz schmückt ihn, wenn Wolken ihn umdunkeln —
Desgleichen schmeichl' ich auch der schwarzen Nacht:
Du leuchtest ihr wenn keine Sterne funkeln.
Allein der Tag mehrt meine Leiden täglich,
Die Nacht macht sie allnächtlich unerträglich.

70.

Soll durch Dein Bild, in Nächten voller Kummer,
Der Schlaf von meinen müden Augen weichen?
Ist es Dein Wunsch, zu stören meinen Schlummer,
Derweil mich Schatten höhnen, die Dir gleichen?
Ist es Dein Geist, den Du aus weiter Ferne
Mir sendest, daß er spähend mich versucht
Und meine Schuld und Thorheit kennen lerne,
Zum Ziel und Inhalt Deiner Eifersucht?
O nein! So groß ist Deine Liebe nicht!
Treu läßt mich meine eigne Liebe wachen;
Sie ist's, die Nächtens meinen Schlummer bricht,
Um Deinetwill den Wächter stets zu machen:
Weit von Dir lieg' ich um Dich wachend da —
Du wachst wo anders, Andern viel zu nah.

71.

Am besten seh' ich, schließt mein Auge sich,
Denn nichts gefällt ihm von des Tages Pracht;
Allein im Traum, im Schlummer sieht es Dich,
Und nächtlich hell schaut es hell in die Nacht.
Du, dessen Schatten Glanz dem Schatten leiht:
Wie glanzvoll würde man am Tag Dich finden,
Noch mehrend seines Lichtes Herrlichkeit,
Da Du so glanzvoll schon erscheinst dem Blinden.
Wie würd' es meine Augen hoch beglücken
Dich selbst zu schauen am lebendigen Tag,
Da schon Dein bloßer Schatten solch Entzücken
In todter Nacht zu spenden mir vermag!
Der Tag wird mir zur Nacht, seh' ich Dich nicht,
Die Nacht zum Tag, zeigt Dich mein Traumgesicht.

72.

Wär' dieses Leibs schwerfälliger Stoff Gedanke,[24]
So trennte Raum und Zeit Dich nie von mir,
Denn immerdar durchbräch' ich jede Schranke,
Die zwischen uns und eilte hin zu Dir!
Und ständ' ich an des Erdballs fernstem Rande,
Gleichgiltig wär' es mir, denn unumschränkt
Fliegt der Gedanke über Meer und Lande,
Erreicht sein Ziel so schnell er es nur denkt.
Doch der Gedanke beugt mich, daß ich nicht
Stets als Gedanke kann Dir nach mich schwingen,
Denn Meer und Land hält mich in schwerem Bann,
In Jammer muß ich meine Zeit verbringen;
Die trägen Stoffe können, die mich beugen,
In mir nur Schmerz und bittre Thränen zeugen.

73.

Die beiden andern, Luft und läuternd Feuer,
Wo ich auch sei, sind immerfort bei Dir;
Die als Gedanke, dies als Wunsch mir theuer,
Im schnellsten Flug sind sie bald dort, bald hier.
Denn wenn ich meine flüchtigen Elemente
Als Liebesboten nach Dir ausgeschickt,
Das bessre Paar vom schlechtern Paar sich trennte,
Bin ich betrübt zum Tod, von Gram geknickt:
Bis neu die Lebensstoffe sich vereinen
Durch jene Boten, die auf schnellen Schwingen
Von Dir zurückgekehrt vor mir erscheinen
Und frohe Kunde Deines Wohlseins bringen.
Doch kurz nur, wie sie weilen, währt mein Glück,
Um Dich besorgt send' ich sie gleich zurück.

74.

Aus welchem Stoffe schuf Dich die Natur,
Daß Millionen Schatten Dich umschweben?
Hat Jeder sonst doch einen Schatten nur,
Und Du allein kannst Allen Schatten geben.
Malt man Adonis, kann sein Bild noch lange
Mit Dir, dem Urbild, nicht vergleichen sich —
Haucht Kunst ihr Schönstes auf Helenens Wange,
Sieht man in griechischem Gewande Dich!
Rühmt man den Frühling und des Jahres Fülle:
Sie sind die Schatten Deiner Schönheit bald
Und bald zugleich ihr Kern und ihre Hülle:
Wir kennen Dich in jeder Wohlgestalt.
Dir ward ein Theil von jeder äußern Zier,
An Treu' nur gleichst Du Keinem — Keiner Dir!

75.

O wie verzag' ich, wenn ich von Dir singe,
Seit Dich ein größrer Dichtergeist erhob[25]
Auf seiner allgewaltigen Ruhmesschwinge,
Daß ich verstummen muß mit meinem Lob.
Doch da Dein Werth, weit wie der Ocean,
Die stolzesten wie kleinsten Segel trägt,
Wagt auch mein Schifflein Deiner Flut zu nahn,
Obwohl gering der Werth nur den es hegt.
Dein kleinster Beistand sichert meine Bahn,
Derweil er fährt auf Deiner tiefsten Flut, —
Und scheit'r' ich, bin ich nur ein schlechter Kahn,
Doch er von stolzem Bau und reich an Gut.
Drum: sänk' ich, während er zum Hafen triebe:
Was macht' es aus! Mein Tod war meine Liebe.

76.

Du bist mit meiner Muse nicht vermählt,
Drum darf ich Dich der Untreu nicht beschuldigen,
Wenn Du, den Jeder sich zum Preis erwählt,
Dir lieber läß'st durch andere Dichter huldigen.
Du bist so klug wie schön und weißt darum
Daß weit Dein Werth über mein Lob erhaben,
Nun siehst Du Dich nach einem Andern um,
Der würdiger mag preisen Deine Gaben.
Thu' das! Doch glaub' mir, wenn auch Alle sie
Dich überschwänglich lobend sich vereinen,
So schlicht und wahrhaft findest Du doch nie
Dein Bild in ihren Worten als in meinen.
Man braucht nur Schminke wo natürlich Roth
Den Wangen fehlt — bei Dir thut sie nicht noth!

77.

Nie fand ich farblos Dich und darum nie
Konnt' ich zu ſchminken Dich mich überwinden;
Für übertünchtes Lob der Poeſie
Fand, oder glaubt' ich Dich zu groß zu finden.
Darum wie ſchläfrig war ich Dich zu loben,
Damit Du ſelbſt, in Deiner ganzen Größe
Dich zeigen könnteſt, ſtolz das Haupt erhoben,
Im Gegenſatz zu heutiger Dichtung Blöße.
Dies Schweigen machteſt Du zur Sünde mir,
Derweil es meinen höchſten Ruhm mir bot,
Denn Schweigen ſchmälert keinen Reiz an Dir —
Die Leben bringen wollten, bringen Tod.
In einem Deiner Augen lebt mehr Leben,
Als Deine beiden Dichter können geben.

78.

Stumm hält sich meine Muse und bescheiden,
Wenn goldne Federn in ein Prunkgewand
Des Ruhmes Dich mit stolzen Zügen kleiden,
In Schmuck, gewebt von aller Musen Hand.
Gut ist mein Denken wie der Andern Singen.
Gleich einem Sakristane ruf' ich Amen
Bei Hymnen, die zu Deinem Ruhm erklingen,
Verklären sie nur würdig Deinen Namen.
Lobt man Dich, sag' ich: 's ist so, es ist wahr!
Und mehre noch das höchste Lob — allein
Im Geiste blos, deß Liebe immerdar
Vorangeht, denn das Wort folgt hinterdrein.
So ehre denn der Andern Worte Hauch,
Doch meines stummen Denkens Wahrheit auch.

79.

War es das ſtolze Segel ſeiner[26] Dichtung
Das Dein zu theures Selbſt verfolgt zum Siege,
Was mich zu reifen Denkens Selbſtvernichtung
Antrieb, zum Sarge machend ſeine Wiege?
War es ſein Geiſt, von Geiſtern aufgeſchloſſen
Zu überird'ſcher Kunſt, der mich bezwang?
Nein, nicht vor ihm, noch ſeinen Nachtgenoſſen
Die ihm gebolfen, ſtaunte mein Geſang.
Nicht er, noch jener Geiſt, der jede Nacht
Ihm falſche Kunde raunt in's gläubige Ohr,
Hat ſiegreich ſo zum Schweigen mich gebracht,
Daß ich blos deshalb Luſt und Muth verlor.
Doch daß ſein Lied durch Deinen Beifall ſtieg,
Das war's, was mich verſtimmt', warum ich ſchwieg.

80.

Leb wohl! Du ſtehſt im Preis zu hoch für mich,
Und fremd biſt Du dem eignen Werthe nicht.
Frei macht das Vorrecht dieſes Werthes Dich,
Mein Recht an Dir erliſcht, wie Deine Pflicht.
Denn wie beſäß' ich Dich als durch Dein Geben?
Nicht durch Verdienſt ward ſolcher Reichthum mir;
Der Grund ſo holder Gunſt fehlt meinem Leben
Und ſo kehrt das Geſchenk zurück zu Dir.
Du gabſt Dich ſelbſt, fremd Deinem eignen Werth,
Gabſt Dich mir eigen ohne Ueberlegung,
So fällt das Gut, mir unbedacht gewährt,
Zurück an Dich nach reiflicher Erwägung.
Mir war's wie Schmeicheln eines Traumgeſichts:
Im Traum ein König — und erwacht ein Nichts.

81.

Was iſt ſo arm an Neuheit mein Gedicht,
Statt wechſelnd nach der Mode ſich zu ſchmücken?
Warum verſuch' ich's wie die Andern nicht,
Prunkvoll, geſpreizt und neu mich auszudrücken?
Warum trägt mein Gedanke immerfort
Ein und daſſelbe Kleid, ſchlicht und gewöhnlich,
Daß ich leicht kennbar bin, faſt jedes Wort
Auf ſeinen Urſprung zeigt, auf mich perſönlich?
O wiſſe, ſüße Liebe, immer ſing' ich
Von Dir allein, Du meines Liedes Leben!
Mein Beſtes neu in alte Worte bring' ich,
Stets wiedergebend, was ſchon längſt gegeben.
Denn wie der Sonne Auf- und Untergang:
Alt und doch täglich neu iſt mein Geſang.

82.

Oft rief ich Dich als meine Muſe an
Und ſo begeiſternd war mir Deine Gunſt,
Daß nun die Andern thun was ich gethan
Und Dich als Hort betrachten ihrer Kunſt.
Dein Auge lehrte ſelbſt die Stummen ſingen,
Erhob zum Flug Unwiſſenheit und Rohheit,
Gab neu Gefieder der Gelehrten Schwingen,
Verdoppelte der Anmuth Reiz und Hoheit.
Doch ſei mein Lied Dein höchſter Stolz und Ruhm!
Die Andern kannſt Du beſſern und verſchönen
Durch Deinen Reiz, — meins iſt Dein Eigenthum,
Dein eignes Selbſt — Du lebſt in meinen Tönen.
Du biſt all meine Kunſt; Unwiſſenheit
In mir ward durch Dich zu Gelehrſamkeit.

83.

So lang' ich Dich noch anrief ganz allein,
Trug mein Geſang auch Deiner Anmuth Zeichen
Ausſchließlich; doch nun ſtellt Verfall ſich ein
Und meine Muſe muß vor andern weichen.
Ach, wohl verdient ſolch holder Gegenſtand
Wie Du, daß beßre Sänger ihn erheben.
Doch was Dein Dichter je von Dir erfand,
Er nahm es Dir, um Dir's zurückzugeben.
Er leiht Dir Tugend, und von Deinem Werth
Nahm er dies Wort; rühmt Deiner Schönheit Prangen
Das Deine Wang' ihm bot: wie er Dich ehrt,
So war's in Dir lebendig aufgegangen.
Drum dank' mir nicht für meines Liedes Ruhm:
Ich ſchuld' ihn Dir, er iſt Dein Eigenthum.

84.

Wie sich ein altersschwacher Vater freut
An seines Sohnes Jugendkraft und Streben,
So leb' ich — dem sonst nichts das Schicksal beut —
Ganz nur in Deinem hohen Werth und Leben;
Denn ob Geburt, ob Reichthum, Schönheit, Witz,
Gesondert oder allesammt Dich haben
Erkürt zu ihrem königlichen Sitz:
Ich opfre meine Liebe Deinen Gaben,
Und bin nicht länger arm: im Mitgenuß
So überschwenglich reichen Eigenthumes. —
Ich nähre mich von Deinem Ueberfluß
Und sonne mich im Glanze Deines Ruhmes.
Ich wünschte, daß durch jedes Glück verklärt
Dein Leben sei — Heil mir! es ward gewährt!

85

Für jene Zeit — wenn je ſie ſollte kommen —
Wo meiner Fehler Menge Dich verdröſſe,
Und, ganz von Klugheitsrückſicht eingenommen,
Dein Herz die Rechnung ſeiner Liebe ſchlöſſe —
Für jene Zeit, wo Deine Liebe ſich
In Haß verkehrt und Du verüberwandelſt
Kaum mit dem Sonnenauge grüßend mich,
Mich fremd, mit kalter Höflichkeit behandelſt —
Für jene Zeit — möcht' ich ſie nie erleben! —
Kann ich mich, ach! auf meinen Werth nicht ſtützen,
Muß wider mich die eigne Hand erheben,
Dein klares Recht an Deinem Theil zu ſchützen.
Du darfſt rechtskräftig trennen unſern Bund,
Denn mich zu lieben haſt Du keinen Grund.

86.

Den äußern Gaben die wir an Dir sehn,
Fehlt nichts was Menschenwitz verbessern könnte,
Das muß von Herzen jeder Mund gestehn
Als wahres Lob, das selbst Dein Feind Dir gönnte.
Dein Aeuß're wird geschmückt mit äuß'rem Preise;
Allein derselbe Mund, der, was Dein eigen
Dir gab, zerstört dies Lob auf andre Weise,
Noch weiter spähend, als die Augen zeigen.
In Deinen Geist sucht er sich zu versenken,
Mißt Deine Thaten ab nach Deinem Ruhme,
Und haucht dann, sanft von Blicken, rauh im Denken,
Unkrautsgeruch auf Deine schöne Blume.
Weißt Du, warum dem schönen Augenschein
Dein Duft nicht gleicht? Du machst Dich selbst gemein.

87.

Daß man Dich ſchmäht, beweiſt nichts gegen Dich:
Verläumdung liebt das Strahlende zu ſchmähen,
Und durch Verdächtigung hebt Schönheit ſich
Wie Himmelsblau durch einen Flug von Krähen.
Doch biſt Du gut, wird heller Deine Güte
Nur durch Verleumdung ſtrahlen mit der Zeit,
Des Laſters Wurm ſucht gern die ſchönſte Blüthe,
Dein Frühling iſt noch rein und unentweiht.
Der Jugend Nachſtellungen und Gefahren
Entgingſt Du ſiegreich oder unverſehrt.
Doch kann Dich Dein verdienter Ruhm nicht wahren
Vor böſem Neid, der täglich ſich nur mehrt.
Umſtorte nicht Verleumdung Deinen Glanz,
Beherrſchteſt Du der Menſchen Herzen ganz.

88.

Warum in ſchlechtem Umgang ſoll er leben,
Unheiliges durch ſeine Näh' verwöhnend,
Daß ſich Gefallne durch ihn überheben,
Durch ſeinen Umgang ihre Schuld verſchönend?
Warum ſoll Schminke färben andre Wangen,
Nachahmend ſein lebendiges Farbenglühn?
Warum ſoll arme Schönheit trugvoll prangen
Mit Schattenroſen, wo wahrhaft'ge blühn?
Warum ſoll er, nun gänzlich die Natur
Verarmt iſt, bergen ſein lebendig Blut?
Denn ob auch ſtolz auf Viele, lebt ſie nur
Jetzt noch von ihm, er iſt ihr letztes Gut.
Ihn hat ſie reich gemacht, daß wir ermeſſen
An ihm, was ſie in beßrer Zeit beſeſſen.

89.

So iſt er uns ein Bild aus beſſern Tagen,
Da, wie heut Blumen, Schönheit lebt' und ſtarb,
Eh' man ihr Baſtardzeichen noch getragen
Und die lebendige Stirn damit verdarb.
Eh' man der Todten goldne Locken raubte,[27]
Des Grabes Eigenthum, ſie zu beleben
Zum zweitenmal auf einem zweiten Haupte,
Durch todte Schönheit Andern Schmuck zu geben.
In ihm ſehn wir die alte Zeit noch blühn,
Die nur am Wahren mochte ſich erfreun,
Sich keinen Sommer ſchuf aus fremdem Grün,
Nicht Altes raubte, Schönheit zu erneun.
Und ihn als Bild hat die Natur erleſen,
Das zeigt, wie ächte Schönheit einſt geweſen.

90.

So werd' ich leben, glaubend, Du seist treu,
Wie ein betrogner Eh'mann; dem Gesicht
Der Liebe trau'n, ob sich's auch oft erneu',
Das Auge bei mir ist, die Liebe nicht.
Denn da der Haß nie Deinem Auge nabt,
Kann ich darin nicht Deinen Wandel lesen.
In manchem Antlitz spricht sich der Verrath
Des Herzens aus durch mürrisch seltsam Wesen, —
Dir aber gab des Himmels Schöpfersegen,
Daß stets Dein Auge nur von Liebe strahle,
Und — was auch Herz und Sinne mag bewegen —
Nur Huld und Anmuth auf der Stirn sich male.
Es ist wie Eva's Apfel Deine Jugend,
Gleicht Deinem Schein nicht Deine holde Tugend.

91.

Entweder ſchreib' ich noch die Grabſchrift Dir,
Oder Du ſiehſt mich modern in der Erde;
Doch Dein Gedächtniß nimmt kein Tod von hier,
Ob Alles auch von mir vergeſſen werde.
Dein Name ſoll ein ewiges Leben haben,
Rafft mich der Tod auch unbemerkt dahin.
Ich werd' in dunkler Erde Schoß begraben,
Doch Du bleibſt in der Menſchen Aug' und Sinn.
Dir ſetz' ich mein Gedicht als Monument,
Daß Dich noch ungeſchaffne Augen leſen,
Und künftiger Geſchlechter Mund Dich nennt,
Wenn alle Athmer[28] dieſer Zeit verweſen.
Denn meine Lieder geben von Dir Kunde,
So lange Odem weht aus Menſchenmunde.

92.

Nicht länger traur' um mich als dumpf der Ton
Der Glocke, die mein Sterben kündet, schallt
Der Welt zu sagen daß mein Geist entflohn
Und daß bei Würmern nun mein Aufenthalt.
Ja, siehst Du diese Zeilen, denk' nicht mein,
Der sie geschrieben, denn so lieb' ich Dich:
Eh'r möcht' ich ganz von Dir vergessen sein,
Als denken daß Du Dich betrübst um mich.
Wenn einst Dein Blick noch fällt auf dies Gedicht,
Nachdem mein Leib dem Staub zurückgegeben,[37]
So wiederhol' selbst meinen Namen nicht,
Laß Deine Liebe enden wie mein Leben.
Sonst sucht die kluge Welt der Thränen Sinn
Und höhnt Dich um mich, wenn ich nicht mehr bin.

93.

Damit man einſt Dir nicht mit Fragen droht,
Voll Neugier, was Du an mir liebſt, zu kennen,
Vergiß mich, Liebe, ganz nach meinem Tod,
Denn nichts Vollkommnes kannſt Du an mir nennen.
Wenn Du nicht eine tugendhafte Lüge
Erſinnſt, um Ruhm und Preis mir zuzuwenden,
Mehr als die ſtrenge Wahrheit es ertrüge,
Die karg den Todten pflegt ihr Lob zu ſpenden.
O daß mein Name doch begraben bliebe
Mit mir, zu Dein und meinem Glück verſchwände,
Damit man falſch nicht Deine treue Liebe
In ihrem Urtheil über mich erfände!
Denn was ich ſchuf, iſt klein, beſchämt mich blos,
Und lieben darfſt Du nur, was wahrhaft groß.

94.

Die Zeit des Jahres kannſt Du an mir ſehn,
Wo ſpärlich nur von gelbem Laub behangen
Die Zweige zittern vor des Nordwinds Wehn,
Ein Dom, verödet, drin einſt Vögel ſangen.
Du ſiehſt in mir des Tages Dämmerſchein,
Will er im Weſt zum Untergang ſich neigen;
Allmählich hüllt die ſchwarze Nacht ihn ein,
Des Todes Bild, in Finſterniß und Schweigen.
Du ſiehſt in mir des Feuers letzte Brände,
Das auf der Aſche ſeiner Jugend liegt
Wie auf dem Todbett, wo ihm nahe ſein Ende,
Wo es am Stoff, der es ernährt, verſiegt.
Du ſiehſt das und erhöhte Liebe treibt
Dich hin zu Dem, was Dir nicht lange bleibt.

95.

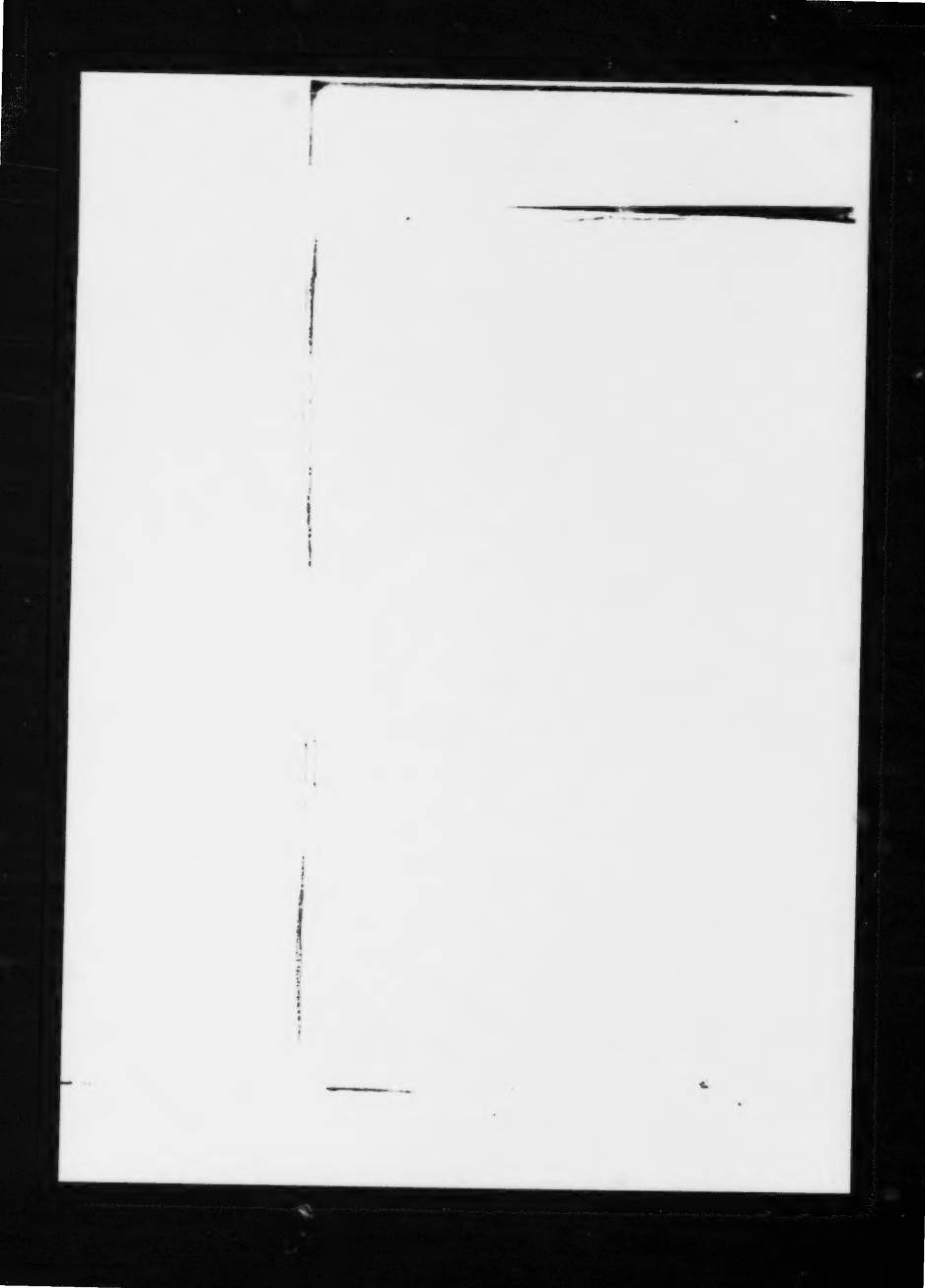
Doch sei zufrieden: wenn mich das Gericht,
Das keine Bürgschaft nimmt, fortruft von hier,
Lebt etwas fort von mir, durch dies Gedicht,
Das ich als Denkmal hinterlasse Dir.
Und wenn Du's lieſest, wird es klar Dir zeigen,
Mein Beſtes sei gewidmet Dir allein.
Der Erde wird mein Staub nur, als ihr eigen,
Der beßre Theil von mir, mein Geiſt, iſt Dein!
Nur meinen Leib verlierſt Du so — ein Nichts,
Der Würmer Fraß, den gern Du ihnen schenkſt,
Das Opfer eines mörderiſchen Wichts,
Zu niedrig, daß Du seiner je gedenkſt.
Des Leibes Werth iſt das, was in ihm lebt,
Und Das bleibt Dein, wenn man ihn selbſt begräbt.

96.

Wenn einſt, nachdem mich längſt der Tod ereilt
Und weiter nichts auf Erden von mir bliebe,
Dein Auge noch auf dieſen Blättern weilt,
Den armen Zeugen meiner reichen Liebe:
Vergleich' ſie mit der Zeiten Beſſerung
Und wahr' ſie, weil ſie meine Liebe ſingen,
Nicht ihres Werthes willen: höh'rer Schwung
Wird beſſern Meiſtern des Geſangs gelingen.
Dann denke liebend: »Wär' mein Freund nicht ſchon
Vor dieſer kunſtgereiſten Zeit geſtorben,
Wohl klänge ſtolzer ſeines Liedes Ton
Und um den höchſten Preis hätt' er geworben;
Doch, da er ſtarb, und beßre Dichter leben,
Soll mich ihr Lied und ſeine Lieb' erheben.« —

Dritte Abtheilung.

97 — 127.



97.

Von schönsten Wesen wünschen wir Vermehrung,[21]
Damit der Schönheit Rose nimmer sterbe,
Und wenn sie hinwelkt in der Zeit Verheerung,
Ein holder Sprößling ihre Schönheit erbe.
Doch Du, nur ganz im eignen Glanze lebend,
Verzehrst Dich, aus Dir selbst Dein Feuer nährend,
Feindlichen Sinns Dir selber widerstrebend,
Beim Ueberfluß das Nöthigste entbehrend.
Du, nun die Welt mit frischem Reize schmückend,
Des holden Frühlings Herold und Verkünder,
Bist, Blüthen in der Knospe unterdrückend,
Und nur im Geiz verschwenderisch, ein Sünder.
Erbarme Dich der Welt, daß nicht zerstört
Wird, durch das Grab und Dich, was ihr gehört!

98.

Einſt wird, eh' Du gelebt ein halb Jahrhundert,
Die reine Stirne tiefe Falten ſchlagen,
Dann Deiner Schönheit Glanz, jetzt ſo bewundert,
Wird werthlos, wie ein Kleid, das abgetragen.
Und müßteſt Du einſt, wenn Du von den Leuten
Gefragt wirſt, wo der Jugend Schönheit blieb,
Auf Deine tiefgeſunknen Augen deuten, —
Es wär' ein ſchlechter Ruhm, Dir ſelbſt nicht lieb.
Doch wie ganz anders kläng' es Dir zum Ruhme,
Erwiedert'ſt Du: In dieſem jungen Blut,
In meinem Kind blüht meiner Schönheit Blume,
In ihm erneut ſich meiner Jugend Glut.
So wirſt Du ſelbſt verjüngt, wenn Du auch alt biſt,
Und ſiehſt Dein Blut erwärmt, wenn Du auch kalt biſt.

99.

Schau in den Spiegel und ſag' Deinen Zügen:
Nun iſt es Zeit, auf's Neue ſie zu prägen;
Thuſt Du es nicht, wirſt Du die Welt betrügen
Und bringſt ein Weib um holden Mutterſegen.
Wo iſt die Jungfrau, die es Dir gern bliebe,
Nicht freudig Mutter würde Deinen Kindern?
Wo der Verblendete, der Eigenliebe
In ſich begräbt, Nachkommenſchaft zu hindern?
Du biſt der Spiegel Deiner Mutter, die
Sich ruft in Dir der Schönheit Lenz zurück;
Und wenn Du alt wirſt, ſollſt Du einſt, wie ſie,
Im Kind erneut ſehn Deiner Jugend Glück.
Doch willſt Du Dein Gedächtniß nicht vererben,
So ſtirb allein, Dein Bild wird mit Dir ſterben.

100.

Fruchtlose Lieblichkeit, warum verschwenden [12]
Sich in Dir selbst die Schätze der Natur?
Sie schenkt nicht, sie verleiht nur ihre Spenden,
Freigebig leiht sie den Freigebigen nur.
So selbstverschwenderisch in Deinen Reizen
Vergeudend, was Dir Liebliches gegeben:
Warum willst Du nur gegen Andre geizen,
Und weißt bei allem Reichthum nicht zu leben?
Gewohnt, Dich mit Dir selbst nur zu befassen,
Wirst Du Dich um Dein süßes Selbst betrügen,
Ruft die Natur Dich einst, uns zu verlassen,
Wie soll ihr Deine Rechenschaft genügen?
Schönheit wird unbenutzt mit Dir begraben,
Die, wenn benutzt, fortblühte uns zu laben.

101.

Die Zeit, die Deiner Schönheit Fäden ſpann,
Darauf entzückt ſich alle Augen richten,
Wird einſtmals Dir erſcheinen als Tyrann,
Die holde Schöpfung unhold ſelbſt vernichten.
Dem Sommer folgt der froſt'ge Winter bald,
Umhüllt mit Schnee die Schönheit und entblättert
Die duft'ge Blume wie den grünen Wald;
Die Säfte ſtocken, Alles ſiebt verwettert.
Dann, bliebe nicht des Sommers Duft zurück,
Gefangen in kriſtallner Mauern Innern,
Hin wäre ſeiner Schönheit Luſt und Glück,
Wir hätten nichts, uns ihrer zu erinnern.
So aber lebt ihr ſüßes Weſen fort
Im Winter, wenn die Hülle auch verdorrt.

102.

Drum laß, eh' Winter Deinen Sommer ſcheucht,
Dein ſüßes Weſen uns in andrer Hülle,
Schmücke die Welt mit Schmuck aus Dir erzeugt,[13]
Daß Schönheit nicht erſtickt in eigner Fülle.
Nicht Sünde iſt es, wenn man Wucher treibt,
Zu mehren ein ſo himmliſch Gut wie Deines.
Wie glücklich, wenn von Dir ein Bild uns bleibt,
Und zehnmal glücklicher, wenn zehn für Eines!
Du ſelbſt wärſt zehnmal glücklicher, ſähſt Du
Zehn Deiner Kinder zehnmal ſich vermehren —
Dann ſprächſt Du: »Tod, wo iſt Dein Stachel? Ruh'
Bringt mir das Grab, mein Bild lebt fort in Ehren.«
Bleib' nicht allein! Du biſt zu ſchön, auf Erden
Des Todes Raub, der Würmer Fraß zu werden.

103.

Sieh, wenn im Oſt glutvoll das Himmelslicht
In ſeines Aufgangs Majeſtät erſchienen,
Wie huldigend jedes irdiſche Geſicht
Aufſchaut zu ihm, mit Blicken ihm zu dienen.
Und hat es dann den ſteilſten Himmelsplan —
Dem Mann im reifen Alter gleich — erklommen,
Noch ſtaunen Alle ſeine Schönheit an,
Folgen dem goldnen Pfad, den es genommen.
Doch wenn es von der höchſten Höhe nieder —
Dem ſchwachen Greis gleich — müde lenkt den Wagen,
Gleich ſenken ſich der Menſchen Blicke wieder,
Die erſt bewundernd zu ihm aufgeſchlagen.
So wird's mit Dir auch, wenn Du alterſt, werden,
Läßt Du von Dir ein Abbild nicht auf Erden!

104.

Du, den zu hören selbst Musik, warum
Stimmt sie Dich trüb? Kämpft Schönes mit dem Schönen?
Warum liebst Du was traurig macht und stumm,
Statt durch das Heitre Trübes zu versöhnen?
Wenn Dich der Klang der eintrachtvoll gesellten,
In süßem Bund vermählten Töne stört,
So ist es nur, weil sie Dich lieblich schelten,
Daß Dein Herz auf der Liebe Ruf nicht hört.
Horch nur, wie eine Saite, süßen Schalles,
Der andern sich vermählt und mit ihr klingt.
Wie glücklich Mutter, Vater, Kind und Alles
Vereint die eine süße Note singt,
Wortlos, vielfach, doch scheinbar Eins nur, spricht's
Und singt: »Wenn Du allein bleibst, bist Du Nichts!«

105.

Iſt es die Furcht, daß eine Wittwe weine
Um Dich, was einſam Dich gebunden hält?
Ach! ſtirbſt Du einſam, weint um Dich als Deine
Verlaßne Gattin einſt die ganze Welt.
Die Welt wird Deine Wittwe ſein und weinen,
Daß ſie von Dir kein Ebenbild erzieht,
Wo jede Wittwe ſonſt in ihren Kleinen
Des Gatten Züge ſtets lebendig ſieht.
Sieh, was ſonſt Leichtſinn in der Welt verſchwendet,
Verändert blos den Platz, der Welt gehört es
Wie vor — derweil das Gut der Schönheit endet,
Denn eigenſinn'ger Nichtgebrauch zerſtört es.
Ein Herz, das ſelbſt ſich ſo verderben mag,
Legt keine Nächſtenliebe an den Tag.“

106.

O Schmach! Gesteh', Du kannst nicht Andre lieben,
Der für Dich selbst aller Voraussicht bar, —
Zu Dir fühlt sich wohl manches Herz getrieben,
Doch daß Du Niemand liebst, ist sonnenklar.
Denn so beseelt Dich mörderischer Haß,
Daß Du nicht schwankst Dich selber zu bedräuen,
Das schöne Haus zerstören möchtest, das
Du glaubend wünschen solltest zu erneuen.
O, ändre Deinen Sinn, wie meine Meinung!
Soll schönre Wohnung Haß als Liebe haben?
Entspricht ganz Deiner freundlichen Erscheinung,
Sei gütig gegen Dich und Deine Gaben!
Schaff' Dir ein zweites Ich aus Lieb' zu mir,
Daß Schönheit fort im Deinen lebt und Dir.

107.

So ſchnell Du welkſt, in einem Sproß erblühſt
Du ganz ſo ſchnell aus dem was Du verlieren,
Und ſiehſt die Jugendkraft die Du verſprühſt,
Selbſt alternd, vor Dir prangen neugeboren.
Dies iſt's, was Weisheit, Schönheit, Wachsthum hält,
Sonſt giebt's nur Alter, Thorheit und Verderben;
Denn dächten wie Du Alle: Zeit und Welt
Müßten in wenig Menſchenaltern ſterben.
Laß Andre, nicht beſtimmt zum Fortblühn hier
Von der Natur, unfruchtbar gehn zum Grabe;
Mehr als den Beſtbegabten gab ſie Dir,
Um reich zu ſpenden von der reichen Gabe.
Der Schönheit Stempel wardſt Du, ihren Segen
Vielfältig und unſterblich auszuprägen.

108.

Zähl' ich die Glocke, die die Stunden mißt
Und seh den hellen Tag in Nacht verderben —
Seh ich des Veilchens kurze Blüthenfrist
Und dunkle Locken, die sich silbern färben —
Erhabne Bäume, deren Blätter starben,
Die erst ein Schattendach der Heerde waren —
Seh ich des Sommers Grün in welken Farben
Weißbärtig wie im Sarg zur Tenne fahren,[11]
Dann kommt mir Deine Schönheit in den Sinn,
Wie sie der Zeit Verwüstung soll bestehn,
So schnell wie andre aufblüht, welkt sie hin,
Muß vor sich selber fliehen und vergehn —
Und nichts bewahrt sie vor der Zeit Verheerung,
Als daß sie Trotz der Zeit beut durch Vermehrung.

109.

O, daß Du ganz Dein eigen wärst! Doch bist
Du's nur so lang Du selber hier wirst leben;
Drum nützen sollt'st Du diese kurze Frist,
Dein holdes Bildniß einem Andern geben:
Dann käme, was Dir Schönes ward verliehen,
Niemals zum Heimfall, würde Tod zur Lüge —
Du bliebst Du selber — müßtest Du auch fliehen —
In einem Sproß, der Deine Formen trüge.
Wer läßt zerfallen ein so schönes Haus,
Das kluge Vorsicht könnte lang erhalten
Zum Schutz vor Kälte, Schnee und Sturmgebraus,
Des Todes und der Elemente Walten?
Daß Du des eignen Vaters würdig seist,
Mach', daß ein Sohn auch Dich einst Vater heißt.[36]

110.

Nicht von den Sternen hol' ich meine Kunde,
Und bin doch Astrolog, nicht um von Tagen
Der Theurung, Pestilenz und Kriegesplagen
Dir zu verkünden mit Prophetenmunde —
Nicht um zu deuten ob die flücht'ge Stunde
Mag Regen oder Sturm im Schoße tragen;
Nicht um der Fürsten Loos vorherzusagen
Aus goldner Zeichenschrift am Himmelsrunde.
Nein, Deine Augen sind die Wundersterne,
Daraus ich diese Seherweisheit lerne:
Daß nur, wenn uns ein Erbe bleibt von Dir,
Wahrheit und Schönheit weiter leben hier.
Sonst sag' ich dies als ganz bestimmt voraus:
Mit Dir stirbt Wahrheit gleichwie Schönheit aus!

III.

Bedenk' ich, daß nur Augenblicke währt
Was zur Vollendung wächst, und nur der Sterne
Geheimer Einfluß recht das Spiel erklärt
Auf dieser Erdenbühne, nah und ferne —
Seh' ich, daß Menschen sich wie Pflanzen nähren,
Wie sie derselbe Himmel hebt und beugt,
Voll Uebermuth die jungen Säfte gähren,
Bis aus der Blüthe das Verderben kreucht:
Dann führt das Bild der irdischen Flüchtigkeit
Dich vor mein Aug' in höchster Jugendpracht,
Bemüht seh' ich die trümmerstrebe Zeit
Zu wandeln Deinen hellen Tag in Nacht —
Und stets im Kampfe mit der Zeit, Dir treu,
Schaff' ich, was ihre Hand Dir nimmt, stets neu.

112.

Doch warum kehrst Du selbst nicht stärkre Wehr'
Gegen die blutige Tyrannin Zeit?
Und schafft durch segensreiche Mittel mehr
Als mein fruchtloses Lied Dir Sicherheit?
Du prangst nun in der Jugend Majestät,
Und gern von Dir lebendige Blumen trüge
Mit keuschem Wunsch manch jungfräuliches Beet,
Weit ähnlicher als blos gemalte Züge.
So blieb' in Lebenslinien jung dies Leben,
Dem nicht mein eigner, noch der Zeiten Stift
Kann in dem Aug' der Menschen Dauer geben
In einer Deines Werthes würdigen Schrift.
Du bleibst nur Dein, wenn Du Dich wegziehst, lebst
Nur, wenn Du bold Dich selbst zu zeichnen strebst!

113.

Wer glaubt wohl künftig meinem Lied, erfüllt
Von Deinem hohen Werth? — Der Himmel zwar
Weiß, nur ein Grab iſt's, drin Du eingehüllt,
Nicht halb zeigt es Dein Bild, wie's lebend war!
Könnt' ich die Schönheit Deiner Augen malen,
Dein Ebenmaß in's Maß des Liedes fügen,
Die Nachwelt ſpräch', es wär' ein eitel Prahlen,
Der Himmel ſtrahlt' aus keinen ird'ſchen Zügen.
So würde man mein zeitvergilbt Gedicht
Verhöhnen wie Geſchwätz von alten Leuten,
Und Deines Werths wahrhaftigen Bericht
Als alter Lieder Schwulſt und Unſinn deuten.
Doch gäb' ein Sproß von Dir Dein Bild uns wieder,
Zweimal lebt'ſt Du: durch ihn und meine Lieder!

114.

Soll ich Dich einem Sommertag vergleichen?
Nein, Du bist lieblicher und frischer weit —
Durch Maienblüthen raube Winde streichen
Und kurz nur währt des Sommers Herrlichkeit.
Zu feurig oft läßt er sein Auge glühen,
Oft auch verhüllt sich seine goldne Spur,
Und seiner Schönheit Fülle muß verblühen
Im nimmerrub'nden Wechsel der Natur.
Nie aber soll Dein ewiger Sommer schwinden,
Die Zeit wird Deiner Schönheit nicht verderblich,
Nie soll des neidischen Todes Blick Dich finden,
Denn fort lebst Du in meinem Lied unsterblich.
So lange Menschen athmen, Augen sehn,
Wirst Du, wie mein Gesang, nicht untergehn.

115.

Stumpf', gierige Zeit, des Löwen Klau' — es gähne
Die Erde und verschling' die eigene Brut,
Dem wilden Tiger raub' die scharfen Zähne,
Verbrenn' den Phönix im uralten Blut.
Schnellfüßige Zeit, Glück oder Unglück bringe
Der weiten Welt, thu' was Du willst mit ihr:
Das Schöne flattert doch auf flüchtiger Schwinge,
Nur einen ärgsten Frevel wehr' ich Dir:
Entstell' die Stirne meines Freundes nicht,
Daß sie der Kiel der Zeiten nicht beschreibe,
Und er mit unentweihtem Angesicht
Der Schönheit Vorbild für die Nachwelt bleibe.
Bedenk', wenn ihn auch Deine Wuth nicht miede,
Lebt er doch ewig jung in meinem Liede!

116.

Mein Alter glaub' ich meinem Spiegel nicht,
So lange Deine Jugend mich noch blendet;
Doch: zeigt mir Furchen einst auch Dein Gesicht,
Dann glaub' ich fest, daß bald mein Leben endet.
Denn alle Schönheit, wie sie lebt in Dir,
Deckt nur mein Herz mit reiner Hülle zu,
Das ganz in Dir so lebt, wie Deins in mir,
Wie könnt' ich denn wohl älter sein als Du?
O darum, Liebe, sei auf Dich so achtsam,
Wie ich für mich nicht, doch für Dich sein werde.
Dein Herz so hütend, wie treu und bedachtsam
Die Amm' ihr Kindlein, daß es nichts gefährde.
Zähl' auf Dein Herz nicht mehr, wenn meines bricht,
Zum Wiedergeben gabst Du Deins mir nicht!

117.

Wohl gleicht nicht meine Muse jenem Lied,
Das an geschminkter Schönheit sich begeistert,
Den Himmel selbst als Schmuck herniederzieht,
Und bildlich alles Schönen sich bemeistert
In Anhäufungen prunkender Vergleiche
Mit Sonn' und Mond, der blühenden Lenzesflur,
Kleinodien aus dem Erd- und Wasserreiche,
Und allen Seltenheiten der Natur.
Wahr wie mein Lieben sei auch mein Gedicht:
Drum glaub' mir, meine Liebe ist so schön,
Den Schönsten gleich — wenn auch so strahlend nicht
Wie jene goldnen Stern' in Himmelshöhn.
Mehr sage wer nach Hörensagen liebt;
Mein Lied rühmt nicht was es nicht käuflich giebt.

118.

O Du, mein holder Freund, der in der Welt
Der Zeiten Sichel und die Sanduhr hält,
Deß blühend Wachsthum Anderer Verderben
Und dessen Leben treuer Herzen Sterben!
Wenn die Natur, die Tod und Leben lenkt,
Dich Vorwärtseilenden stets rückwärts drängt,
Hält sie Dich auf, weil sie die Zeit bethören
Und traurige Minuten will zerstören.
Doch fürchte sie, Du Liebling ihrer Luft;
Aufhalten, nicht verschonen an der Bruft
Darf sie ihr Kleinod. Mag sie's auch verdrießen,
Sie muß Dich opfern und die Rechnung schließen.

119.

O wolle nicht mich falsch von Herzen nennen,
Schien Trennung auch zu wandeln meine Glut:
So leicht könnt' ich mich von mir selber trennen,
Als meiner Seel', die Dir im Busen ruht.
Da ist die Heimat meiner Liebe! Weit
Wohl schweift' ich fort, doch kehrt' ich stets zurück
Zur rechten Zeit, nicht wechselnd mit der Zeit;
Durch Buße neu verdient' ich mir mein Glück.
O halte nicht, und wär' es gleich bedeckt
Mit jeglichem Gebrechen jeden Blutes,
Mein Wesen für so unheilvoll befleckt,
Daß es um Nichts dahingäb' all' Dein Gutes!
Nichts Liebes beut die Welt mir außer Dir,
Du meine Rose, Du mein Alles hier!

120.

Ach, wohl iſt's wahr: ich ſchwärmte hier und dort,
Erſchien der Welt als Narr, ſchnitt in die Seele
Mir ſelber tief, gab Höchſtes wohlfeil fort,
Durch neue Liebe mehrt' ich alte Fehle.
Wahr iſt's, ich ſah die Wahrheit allerwärts
Schief an, fremdthuend — doch, beim Himmel oben!
Der Trug und Wahn verjüngte nur mein Herz
Und ließ mich Dein Gemüth als ächt erproben.
Vorbei iſt Alles nun, bis auf das Eine,
Das ewig bleibt. Nie werd' ich mehr bethört
So alte Freundſchaft prüfen wie die Deine,
Du Liebesgott, dem ganz mein Herz gehört!
Gieb, nach dem Himmel, denn die höchſte Luſt,
Den Willkomm mir an Deiner treuen Bruſt!

121.

O zürn' der Glücksgöttin! denn sie allein
Ist schuld an Allem, was mich Schuldigen beugt.
Sie zwang mich, dienstbar meinem Volk zu sein
In niederm Stand, der niedre Sitten zeugt.
Drum liegt's auf meinem Namen wie ein Brand,
Und des Berufes fremde Farb' entweiht
Mein ganzes Wesen wie des Färbers Hand —
O fühl' dies mit und wünsch', ich wär' erneut!
Als Heilbedürft'ger unterwerf' ich willig
Mich allen stärksten Mitteln und Arznei'n,
Will zur Entsühnung büßen mehr als billig,
Das Bitterste soll mir nicht bitter sein;
Willst Du nur, Freund, mitfühlend bei mir weilen,
Dein Mitgefühl genügt schon, mich zu heilen.

122.

Dein liebend Mitgefühl ſchließt bald die Wunde,
Die pöbelhafter Unglimpf mir geſchlagen;
Was kümmert mich mein Ruf in Andrer Munde,
Ebrſt Du mein Gutes, hilfſt mein Schlimmes tragen!
Du biſt für mich die Welt, und einzig ſtreb' ich
Nach Deinem Lob und freundlichen Gedenken;
Sonſt Niemand lebt für mich, für Niemand leb' ich,
Der meinen eh'rnen Sinn vermag zu lenken.
Drum fort mit Gram und Sorgen! Forthin Alles
Werf' ich in des Vergeſſens tiefſten Schlund,
Denn Lob und Ruhm ſind Worte leeren Schalles
Für mich, aus anderm als aus Deinem Mund.
So mächtig fühl' ich Dich im Herzen leben,
Daß mir die Welt wie todt erſcheint daneben.

123.

Wer ſagt das Meiſte? Was kann mehr entfalten
Dein Lob als dies: daß Du biſt Du allein?
In dieſem Wort iſt all Dein Werth enthalten,
Wonach zu meſſen, wer Dir gleich ſoll ſein.
Als dürftig iſt die Feder zu beklagen,
Der es an Schmuck für ihren Stoff gebricht;
Doch wer von Dir ſchreibt und kann einfach ſagen,
Daß Du biſt Du, der adelt ſein Gedicht.
Laß ihn nur wiedergeben, was Dein eigen,
Nicht ſchlechter als es die Natur erzeugt,
Und ſolch ein Abbild wird er von Dir zeigen,
Daß alle Welt vor ſeinem Werk ſich beugt.
Du ſiehſt der Schönheit Segen: Dir gefällt
Lob, das Dein Lobenswerthes nur entſtellt.

124.

Seh' ich des Alterthums erhabne Pracht
Unter dem Todeshauch der Zeit verwittern,
Den höchsten Thurm der Erde gleich gemacht
Und ewiges Erz vor Menschenmuth erzittern;
Seh' ich den gierigen Ozean am Reich
Der Meeresküsten überflutend zehren,
Das feste Land, an Wasserschätzen reich,
Raub mit Verlust, Verlust mit Raube mehren;
Seh' ich des Daseins Wechselgang und Schranke,
Das Dasein selbst dem Untergang geweiht,
Kommt mir bei den Ruinen der Gedanke:
Auch meine Liebe nimmt mir einst die Zeit.
Solch ein Gedank' ist wie ein Tod; es treibt
Zum Weinen, daß man hat, was doch nicht bleibt.

125.

Wenn Erz, Stein, Erde, ſelbſt des Weltmeers Flut
Nicht widerſteht der Zeit Zerſtörungswerke,
Wie hielte Schönheit Stand vor ſolcher Wuth,
Sie, die nur Blumen ſich vergleicht an Stärke!
Wie könnte ſich des Sommers duft'ger Flor
Vor der Vernichtungswuth der Tage halten,
Vor deren Angriff ſelbſt das Eiſenthor
Zerſpringt und ſich die ſtärkſten Felſen ſpalten.
Furchtbare Vorſtellung! Wie ſoll das Glück,
Der Zeit Juwel, ſich retten vor der Zeit?
Wer hält den Fuß der Eilenden zurück,
Hemmt ihren Raub, wahrt was dem Tod geweiht?
O Niemand! Wird das Wunder nicht gewährt,
Daß ſchwarze Dinte meinen Freund verklärt.

126.

Nicht eigne Furcht, noch das prophet'sche Ahnen
Der weiten Welt, die träumt von künft'ger Zeit,
Vermag mein treues Lieben zu gemahnen,
Daß es ein Opfer der Vergänglichkeit.
Nach seiner Finsterniß glänzt neu der Mond,
Die Augurn spotten ihrer eignen Kunde,
Hoch über'm Zweifel die Gewißheit thront,
Der Frieden mit dem Oelzweig macht die Runde.
Erfrischt am Balsam dieser Zeit hat sich
Mein Herz und ist des Todes Herr geworden,[35]
Denn ihm zum Trotz in meinem Lied leb' ich,
Er triumphirt nur über stumme Horden.
Dir wird's ein Monument, das ruhmesvoll
Manch Königsdenkmal überdauern soll.

127.

Was kann das Hirn durch Dinte offenbaren,
Das ich zu Deinem Ruhm nicht ſchon geſchrieben?
Was könnt' ich neu erſinnen, Du erfahren,
Um Deinen Werth zu ſingen und mein Lieben?
Nichts, holder Freund! Doch wie wir täglich beten,
So wandl' ich ſtets die alten Pfade wieder
Zu Dir, wie oft ich ſie auch ſchon betreten,
Seit ich zuerſt Dir weihte meine Lieder.
So ewige Freundſchaft, friſch im Lied erhalten,
Wägt nicht den Staub und die Gefahr der Zeit,
Hat auf der Stirn nicht Raum für trübe Falten,
Macht ſich zum Sklaven die Vergänglichkeit.
Sie auferſteht in dem was ich gedichtet,
Wenn Zeit und Außenwelt ſie glaubt vernichtet.

Vierte Abtheilung.

128 — 156.

128.

Wo bist Du, Muse, die so lang' vergessen
Die Liebe, die all' Deine Macht Dir gab?
Verdunkelnd Deine Gottgewalt indessen
Sankst Du bis zur Gemeinheit fast herab.
Kehr' um, Vergeßliche! Erobre wieder
Durch süßen Wohllaut die verlorne Zeit,
Dem Ohre sing', das gern hört Deine Lieder,
Verklär' allein, was Kunst und Stoff Dir leiht.
Im holden Antlitz meiner Liebe spüre,
Ob Falten schon die Zeit geschlagen dort —
Und wenn: sei der Vergänglichkeit Satyre,
Verhöhn' sie überall und immerfort!
Eile der Zeit voraus: verklär' mein Lieb,
O Muse! eh' es trifft ihr Sensenhieb.

129.

Wie büßest, träge Muse, Du Dein Schweigen
Von Wahrheit, die durch Schönheit ſich verklärt?
Wahrheit und Schönheit ſind dem Freund zueigen,
Gleichwie Du ſelbſt, denn darin ruht Dein Werth.
Gieb Antwort, Muſe! Sagſt Du nicht vielleicht:
Wahrheit braucht keinen Schmuck um ſchön zu ſein,
Und Schönheit keinen der als wahr ſie zeigt,
Das Beſte iſt das Beſte ganz allein?
So willſt Du ſchweigen, weil ihm Lob nicht noth?
Entſchuld'ge Dich nicht ſo! Du kannſt ihn weit
Erheben über goldnes Grab und Tod,
Daß er noch lebt ein Ruhm der künft'gen Zeit.
So thu', was Deines Amts! Wie wir ihn ſehn,
Soll noch ſein Bild vor ſpäten Enkeln ſtehn.

130.

Verklag' mich, daß ich nur mit Dürftigkeit
Erwiedert Deiner Liebe reiche Gaben,
Mich viel zu flüchtig Deinem Dienſt gereiht,
Dran tauſend Bande mich gefeſſelt haben,
Daß ich bei Andern häufig mich ließ finden,
Dein theures Recht vergeſſend, meine Pflicht,
Daß ich die Segel aufzog allen Winden,
Zu ferner Flucht von Deinem Angeſicht.
Verzeihe Irrthum, Eigenſinn und Launen,
Verdächt'ge mich, wenn die Beweiſe voll;
Nicht' auf mich drohend Deine Augenbraunen,
Doch eyfre nicht mein Leben Deinem Groll.
Denn nur zu prüfen Deine Treu' und Liebe,
Schweift' ich umher im wechſelnden Getriebe.

131.

Wie man den Gaumen reizt durch ſcharfe Miſchung,
Oder wie Manche bittre Tränke nehmen
Zur Reinigung des Magens und Erfriſchung,
Aus Krankheitsſcheu zur Krankheit ſich bequemen:
So nahm auch ich, von Deiner Süße krank,
Die nimmer ſättigt, zu mir bittre Speiſen;
Aus Vorſicht ſchlürft' ich der Geneſung Trank,
Voll Hoffnung, dienlich werd' er ſich erweiſen.
So ſann die Lieb', im ſchlauen Vorgenuß,
Ein Uebel, das nicht war, zu überwinden,
Und der Geſunde, krank durch Ueberfluß
Des Guten, wollt' im Uebel Heilung finden.
Doch dieſe Lehre ward mir klar dabei:
Dem durch Dich Kranken wird zum Gift Arznei!

132.

Wie viel Syrenenthränen trank ich schon,
Aus Kelchen, schwarz wie Hölle, abgezogen!
Wie sprach Gewinn und Furcht mir wechselnd Hohn,
Wie oft ward ich im Hoffen schon betrogen!
Wie frevelte mein Herz in seinem Wahn,
Derweil es überselig sich erschien!
Wie rollte wild mein Aug' aus seiner Bahn
In jenen tollen Fieberphantasien!
O segensvolle Sünde! dies bewährt,
Daß Uebel Beßres immer besser macht,
Und halberloschne Liebe, frischgenährt,
Noch heller flammt als in der ersten Pracht.
So, nun ich heim zu meiner Liebe kam,
Ersetzt das Uebel dreifach, was es nahm.

133.

Jetzt freut mich, daß einſt ſpärlich Deine Huld
Mir ward zu Theil; ſo litt ich dazumal,
Daß ich erliegen mußte meiner Schuld,
Wenn meine Nerven nicht wie Stein und Stahl.
Denn wenn Dich meine Unzunft traf, wie mich
Die Deine, littſt Du Höllenqual indeſſen,
Und ich Tyrann hab' unbedächtiglich
Nicht was ich damals von Dir litt ermeſſen.
O, hätt' ich damals doch recht tief bedacht
In unſrer Qual, wie wahrer Schmerz verwundet,
Wir hätten gleich den Balſam uns gebracht,
Den lindernden, davon das Herz geſundet!
Nun wird die Schuld zum Löſegeld: durch meine
Befrei' ich Dich, wie Du mich durch die Deine.

134.

Ach, wie ſo arm doch meine Muſe iſt,
Obgleich ihr Stoff ſo reich und ſtolz erſcheint,
Daß Du weit mehr gefällſt ſo wie Du biſt,
Als wenn mein Lob ſich Deinem Werth vereint.
O tadle mich ob meiner Schwäche nicht!
Zum Spiegel tritt, der Dir ein Antlitz zeigt,
Deß Schönheit mich beſchämt wie mein Gedicht,
So ſtrahlend, daß die Kunſt davor erbleicht.
Wär's denn nicht Sünde, etwas zu verderben,
Was unberührt in reinſter Anmuth ſtrahlt?
Denn keinen Ruhm kann mein Gedicht erwerben,
Als daß es Dich und Deinen Liebreiz malt.
Und mehr, weit mehr als meinen Liedern eigen
An holdem Reiz, wird Dir Dein Spiegel zeigen.

135.

Der Eigenliebe Sünde herrscht in Augen
Und Herzen mir, kurzum in allen Theilen,
Und wurzelt tief im Innern mir, es taugen
Dagegen keine Mittel sie zu heilen.
Ganz reizend scheint mir mein Gesicht zu sein,
Mein Wuchs und meine Treue ohne Gleichen, —
Und schätz' ich mein Verdienst für mich allein,
Muß alle Welt vor mir die Segel streichen.
Doch zeigt mein Spiegel wie ich wirklich bin,
Gegerbt vom Alter, faltig und zerrieben,
So kehrt von mir entsetzt sich selbst mein Sinn,
Denn Sünde wär' es, so mich selbst zu lieben.
Du bist's — mein andres Selbst — das mich entzückt,
Mit Deinem Jugendreiz mein Alter schmückt.

136.

Du wirst der Zeit Verwüstung nicht entfliehn,
Die mich schon lange traf. Es werden Sorgen
Auf Deine reine Stirne Furchen ziehn,
Dein Blut austrocknen, wenn Dein junger Morgen
Verschwunden in des Alters jäher Nacht,
Und alle Schönheit, deren Herrscherthron
Du jetzt noch schmückst in vollster Blüthenpracht
Des Lenzes, Dir geraubt ist und entflohn.
Für solche Zeit will ich Dir ein Vermächtniß
Gegen die Grausamkeit des Alters geben,
Daß es nicht Deine Schönheit dem Gedächtniß
Entreiße, nimmt es auch Dein eignes Leben:
In diesen schwarzen Zeilen soll sie blühn,
Die Schönheit, ein lebendig Immergrün.

137.

Für mich, Geliebter, wirst Du niemals alt;
Schön, wie mein Auge Dich zuerst erblickt,
Scheinst Du mir noch. Drei Winter haben kalt
Dreimal der Wälder Sommerschmuck geknickt,
Drei schöne Lenze sah ich gelb sich färben,
Dreimal die Blumen des April verglühn
In Juniglut und ihren Duft verderben,
Seit ich zuerst Dich frisch wie heut sah blühn.
Und doch schleicht Schönheit wohl, wie an der Uhr
Der Zeiger, auf und abwärts unbeachtet,
So scheint Dein Reiz mir unverändert nur,
Mein Auge täuscht sich wie es Dich betrachtet;
Drum merkt Euch dies, Ihr, künft'ger Zeiten Söhne:
Eh' Ihr geboren wurdet, starb das Schöne.

138.

Nennt meine Lieb' nicht Götzendienst, vergleicht
Nicht den Geliebten einem Prunkidole,
Weil all mein Preis und Sang zu ihm sich neigt,
Ich stets das Lob des Einzigen wiederhole.
Gut ist er heut und morgen wieder gut,
Ein Wunder von unwandelbarer Treue,
Drum hochbeseligt sing' ich hochgemuth
Beständig den Beständigen auf's Neue.
Schön, gut und wahr, ist meine eins'ge Weise.
Schön, gut und wahr, in lieblicher Verbindung, —
In dieses Dreiklangs einigem Zauberkreise
Erschöpft sich alle Weisheit und Erfindung.
Schön, gut und wahr, — man sieht's wohl oft allein —
In Dir zuerst gewahrt man's im Verein.

139.

Wenn ich in Chroniken der alten Zeit
Gelesen von dem stolzen Ritterthume,
Manch schmucken Herrn, manch adelige Maid
Verherrlicht fand als wahrer Schönheit Blume:
Erschien mir's in den reizevollen Bildern
Von Händen, Füßen, Lippen, Augen, Braun,
Als wollten jene Dichter Schönheit schildern,
Wie wir verklärt in Dir sie heute schaun.
So war ihr Dichten nur ein Prophezein
Von unserer Zeit, vorbildend ahnungsreich;
Sie schauten durch der Zukunft Dämmerschein,
Drum kommt ihr Lob nicht Deiner Schönheit gleich.
Wir selbst erweisen würd'ge Huldigungen
Nur mit den Augen Dir, nicht mit den Zungen.

140.

Die Tafeln trag' ich, die Du mir gegeben,[41]
Im Geiſte Dir zu dauerndem Gedächtniß,
Sie ſollen dies Geſchlecht weit überleben
Als inhaltvolles, ewiges Vermächtniß.
So lange irgend nur Natur und Glück,
Gemüth und Hirn zum Leben mir verbinden,
Und Beides nicht ſein Theil an Dir zurück[42]
Dem Staube giebt, kann nie Dein Bild verſchwinden.
Mich Deiner theuren Liebe zu erinnern
Brauch' ich kein Kerbholz, drum gab ich es fort,
Denn feſter lebt Dein Bild in meinem Innern
Als durch ein äußres Merkmal oder Wort.
Müßt' ich um Dich auf äußre Zeichen achten,
Ich würde als vergeßlich mich verachten.

141.

Falsch war ich, als ich schrieb in frührer Zeit,
Ich liebte Dich mit höchster Glut und Kraft, —
Denn der Verstand sah keine Möglichkeit,
Zu steigern meine Glut und Leidenschaft.
Und doch: da Zeit und Zufall tausendfalt
In Zwecken und Gelübden Aend'rung zeugt,
Der Schönheit wie der Könige Gewalt,
Den stärksten Geist dem Lauf der Dinge beugt —
Durft' ich wohl da, bang' vor der Zeiten Hand,
Nicht sagen: Jetzt lieb' ich am meisten Dich!
Als ich, mich sichernd vor dem Unbestand
Der Zeit, dem Drang des Augenblickes mich?
Lieb' ist ein Kind, das fort und fort gedeiht;
Zu vollem Wachsthum ließ mein Wort ihm Zeit.

142.

Nichts kann den Bund zwei treuer Herzen hindern,
Die wahrhaft gleichgestimmt. Lieb' ist nicht Liebe,
Die Trennung oder Wechsel könnte mindern,
Die nicht unwandelbar im Wandel bliebe.
O nein! Sie ist ein ewig festes Ziel,
Das unerschüttert bleibt in Sturm und Wogen,
Ein Stern für jeder irren Barke Kiel, —
Kein Höhenmaß hat seinen Werth erwogen.
Lieb' ist kein Narr der Zeit, ob Rosenmunde
Und Wangen auch verblühn im Lauf der Zeit —
Sie aber wechselt nicht mit Tag und Stunde,
Ihr Ziel ist endlos, wie die Ewigkeit.
Wenn dies bei mir als Irrthum sich ergiebt,
So schrieb ich nie, hat nie ein Mann geliebt.

143.

Nein, Zeit, nie zeig' ich Dir des Wechſels Launen!
Und Deiner Pyramiden neuer Bau
Iſt mir nicht neu und macht mich nicht erſtaunen,
Prangt nur als Aufputz einer ältern Schau.
Weil unſere Laufbahn kurz, bewundern wir
Als neu, was Du uns vorführſt von dem Alten,
Vergeſſen früh're Kunde, um uns hier
Nach unſern Wünſchen Alles zu geſtalten.
Hohn biet' ich Deinen Thaten und Berichten,
Bewundre nicht was iſt und nicht was war,
Denn trügeriſch im Schaffen wie Vernichten
Biſt Du, in Deiner Haſt höchſt wandelbar.
Ich aber will, trotz Deinem flüchtigen Walten,
Treu ſein — das ſchwör' ich und ich werd' es halten.

144.

Wär' meine Lieb' ein Kind des Standes blos,
Würd' ſie als Glücksbaſtard leicht vaterlos
Und nach der Zeiten Liebe oder Haß
Blum' unter Blumen ſein, Gras unter Gras.
Nein: ſie ſteht feſt, vom Zufall unbedroht!
Der Pomp der Zeiten ſchafft ihr keine Noth,
Sie fällt nicht durch der Knechtſchaft Mißbehagen,
Wozu die Mode ruft in unſern Tagen.
Sie fürchtet nicht die Ketz'rin Politik,
Die feil auf kurze Zeit ſich werben läßt, —
Voll Weisheit ſelbſt beherrſcht ſie ihr Geſchick,
Steht hoch, in Sturm wie Hitze wetterfeſt.
Hiefür ruf' ich die Narr'n der Zeit als Zeugen,
Die ſündig lebend, fromm im Tod ſich beugen.

145.

Soll über Dir ein Baldachin ſich breiten?
Soll ich mit Prangen äußerlich Dir dienen,
Gebäude gründen wie für Ewigkeiten,
Die doch gar bald zerfallen in Ruinen?
Hab' ich nicht in ſo prunkender Gebahrung
Schönheitverehrer Alles opfern ſehn?
Sie tauſchten Süßigkeit für ſchlichte Nahrung,
Und noch im Anſchaun war's um ſie geſchehn!
Nein, Dir im Innern laß mich dienſtbar ſein!
Laß meine arme, aber freie Gabe
Dir blos im Austauſch unſrer Herzen weihn,
Gieb Dich für mich und Alles was ich habe!
Heb' Dich hinweg, Verleumder! wahre Treu'
Trotzt der Verleumdung ohne Furcht und Scheu!

146.

Stolz sind die Andern auf Geburt, auf Kunst,
Auf Reichthum, Leibesstärke und Geberde,
Auf Kleider — ob auch modisch ganz verbunzt —
Gleichwie auf Falken, Hunde, schöne Pferde.
So schafft sich jede Laune ihr Vergnügen,
Das ihr vor allen andern wohlgefällt;
Mir aber kann solch Glücksmaß nicht genügen,
Denn auf ein Höchstes ist mein Sinn gestellt.
Mehr als Geburt, stolzer als Prunkgewande,
Besser als Reichthum, Hunde, Falken, Pferde,
Sind für mich Deiner Liebe süße Bande.
In Dir besitz' ich allen Stolz der Erde:
Unglücklich darin nur, daß Du mein Glück
Kannst nehmen und mich elend lässt zurück.

147.

Doch thu' Dein Aergſtes nur, entflieh! Es bliebe
Mein Glück mir doch zeitlebens zugeſellt:
Mein Leben überlebt nicht Deine Liebe,
Die ganz allein es trägt und nährt und hält.
So kann das Schlimmſte mir nicht ſchrecklich ſein,
Wenn ſchon das Kleinſte gänzlich mich vernichtet;
Ich ſeh': ein beßrer Zuſtand wird einſt mein,
Als der ſich hier nach Deinen Launen richtet.
Du kannſt mich nicht durch Unbeſtand verwunden,
Weil Dein Verrath mein Leben ſelbſt bedroht —
O, welch ein ſelig Loos hab' ich gefunden,
In Deiner Liebe glücklich und im Tod!
Und doch! wo iſt das Glück, dem nichts gebricht?
Du könnteſt falſch ſein und ich merkt' es nicht!

148.

Mein Lieben, ſcheinbar ſchwächer, iſt vermehrt,
Ich barg die Glut, je mehr ſie ſich entzündet;
Denn feil iſt Liebe, deren reichen Werth
Ihr Eigenthümer aller Welt verkündet.
Wohl oft in unſrer Liebe Frühlingszeit
Haucht' ich Dir im Geſang aus meine Seele!
Die Nachtigall ſingt nur, ſo lang' es mai't,[44]
Doch ſtieht der Lenz, ſchweigt ihre Liederkehle.
Nicht weil der Sommer weniger Freuden bringt,
Als da ſie Nachts ließ bang' ihr Lied ertönen,
Nein, weil's jetzt wild aus allen Zweigen klingt,
Und das Gemeine iſt der Tod des Schönen.
Darum wie ſie bin ich zuweilen ſtill,
Weil ich mit Sang Dich nicht betäuben will.

149.

Wenn's gar nichts Neues giebt, schon Alles war
Was ist: wozu denn nach Erfindung jagen?
Wie arg dann täuscht sich unser Hirn fürwahr,
Die Bürde eines zweiten Kinds zu tragen!
O könnt' ich rückwärts schaun die Sonnenwende
Fünfhundert Mal, gehemmt durch keine Schranke!
Daß ich Dein Bild in alten Büchern fände,
Seit sich zuerst in Schrift goß der Gedanke.[1]
Sehn möcht' ich, wie die alte Welt gepriesen
Solch wundervollen Schönheitsbau wie diesen —
Und ob die Menschen besser — schlechter werden,
Oder kein Umschwung Aendrung bringt auf Erden.
Doch nein! ich weiß: kein früheres Jahrhundert
Hat, was sich Dir vergleichen mag, bewundert!

150.

Wie Wellen, die zum steinigen Ufer fluten,
Daß jede, die neu anschwillt, immerdar
Der andern Platz einnimmt, die vor ihr war,
So auf ihr Ziel hin eilen die Minuten.
Nur langsam reift der Mensch heran — dann spalten
Sich seine Tage plötzlich wunderbar,
Die Zeit zerstört was sie an's Licht gebar
Und nichts als Asche läßt sie von den Gluten.
Die Zeit schlägt in die reinste Stirne Falten,
Entstellt die schöne Wahrheit der Natur
Und prägt auf Alles der Vernichtung Spur,
Läßt unbarmherzig ihre Sichel walten:
Allein mein Lied, Dir, Deinem Ruhm geweiht,
Soll nicht vergehn trotz aller Macht der Zeit.

151.

O wieviel mehr die Schönheit uns erfreut,
Wenn sie der Wahrheit reine Glorie schmückt!
Schön ist die Rose, doch noch mehr entzückt
Der süße Wohlgeruch, den sie uns beut. —
Wohl glänzt die wilde Hagerose auch
So farbenreich geschmückt wie ächte Rosen,
Spielt ganz so lieblich in der Winde Kosen,
Wenn sie der Lenz erschließt am dornigen Strauch:
Doch nur ein Schein ist ihre Herrlichkeit,
Sie welkt und stirbt, der Liebe nicht geweiht.
Nicht so die ächte; ob sie auch verdorrt:
Nach ihrem Tode lebt ihr Duft noch fort.
Schönheit und Liebreiz flieht; was wahr und rein
In Dir, soll durch mein Lied unsterblich sein!

152.

Kein Marmorbild, kein fürstlich Monument
Soll diese mächtigen Reime überleben,
Die größern Ruhm und höhern Glanz Dir geben
Als was geformt aus irdischem Element. —
Wenn Kriegsgetös Denkmale niederrennt,
Im Aufruhrsturm die stärksten Mauern beben
Und Einsturz dräun — sollst Du im Liede leben,
Das Stahl nicht tödtet, Feuer nicht verbrennt. —
Durch Tod und feindliche Vergessenheit
Gehst Du hindurch, — bis in die spätste Zeit
Gerühmt von den Geschlechtern, die in's Nichts
Hinsinken, bis zum Tage des Gerichts, —
Bis Gott dann selbst Dich weckt zum Leben wieder,
Lebst Du durch meine Lieb' und meine Lieder.

153.

Wer Macht zu schaden hat und es nicht thut,
Wer die Gewalt hat, doch ihr Wirken hemmt,
Wer, Andre rührend, selbst beherrscht sein Blut,
Kalt wie ein Stein bleibt, der Versuchung fremd:
Der ist des Himmels Liebling, und mit Recht.
Der zeigt den weisen Haushalt der Natur,
Wie sein Gesicht beherrscht er sein Geschlecht,
Die Andern dienen seiner Hoheit nur.
Des Sommers Blume ist des Sommers Zier,
Ob sie auch blüht und welkt für sich allein;
Doch, wenn sich Fäulniß offenbart in ihr,
Wird uns das ärmste Unkraut lieber sein:
Denn nicht so grell verkehrt sich Duft und Wesen
Bei Unkraut, als bei Lilien die verwesen.

154.

Kern meines ſünd'gen Leibes, arme Seele!
Spielball rebell'ſcher Mächte, die Dich kleiden,
Wie trägſt Du's nur, daß Dir das Beſte fehle,
Um Dich an Prunk und Flitterſtaat zu weiden?
Wie magſt Du nur auf dieſes Haus von Staube,
Das Du ſo kurz bewohnſt, ſo viel verſchwenden!
Mußt Du's verlaſſen, wird's zum Erb' und Raube
Den Würmern, — doch, ſoll damit Alles enden?
Drum, Seele, leb' und ſorg' für Dich allein,
Und was Dein Staub verliert, ſollſt Du gewinnen,
Für das Vergängliche tauſch' Ewiges ein,
Sei arm nach Außen, mehr den Reichthum innen.
Du lebſt vom Tod ſo, wie von Menſchen er,
Und wenn der Tod ſtirbt, giebt's kein Sterben mehr.

155.

(Mit einem Album.)

Wie ſchnell die Schönheit flieht, zeigt Dir Dein Spiegel,
Die Sonnenuhr der Stunden raſchen Flug.
Drück auf die Blätter Deines Geiſtes Siegel
Und lehrreich durch Dich ſelbſt wird dir dies Buch.
Die Furchen, die Dein treuer Spiegel zeigt:
An offne Gräber werden ſie Dich mahnen,
Derweil der Zeiger, wie er vorwärts ſchleicht,
Den Drang der Zeit zur Ewigkeit läßt ahnen.
In dieſes weiße Buch ſchreib' Alles nieder,
Was Du vergeſſen kannſt; einſt wird Dich's freuen,
Siehſt Du die fremdgewordnen Kinder wieder,
Des Muttergeiſts Bekanntſchaft zu erneuen.
Du wirſt, recht häufig Dich zu ihnen kehrend,
Dir ſelber nützen, ihren Reichthum mehrend.

156.

Laß, die geboren unter günſt'gem Stern,
Sich ſtolzer Titel rühmen, hoher Ehre,
Derweil ich heimlich, den Triumphen fern,
Durch meine Liebe meine Freude mehre.
Der Hoheit Günſtling ſtrahlt in ſeinem Glanz
Wie in der Sonne Licht die Ringelblume,
Doch ihn beherrſchen Laun' und Zufall ganz:
Ein Zornblick macht ein Ende ſeinem Ruhme.
Der Held, der ſchwererkämpften Lorbeer trug:
Nach tauſend Siegen einmal überwunden,
Iſt wie geſtrichen aus der Ehre Buch,
Sein Thun vergeſſen und ſein Lohn verſchwunden.
Drum glücklich ich — ich lieb' und bin geliebt,
Wo's kein Verdrängen und Vergeſſen giebt.

Anmerkungen

zu den

Sonetten Shakespeare's

Anmerkungen

zu den

Sonetten Shakespeare's.

1. Dieſes Sonett trägt in der Ausgabe von 1640 die Ueberſchrift: Upon her playing the virginals. — Es iſt alſo unter dem „Holz beglückt durch ihr Berühren“ das Taſtbrett eines Spinetts zu verſtehen.

2. John Dowland (auch Doulant geſchrieben), der gefeiertſte Muſiker ſeiner Zeit, war Lautenſpieler der Königin Eliſabeth.

3. Den Anfang dieſes Sonetts überſetzt F. Victor Hugo ſeltſamerweiſe folgendermaßen:

> „Vois comme la femelle inquiete court hors du nid pour rattraper un de ses petits, déjà couvert de plumes, qui a pris son vol, et, déposant le marmot qu'elle tient, s'élance à tire d'ailes à la poursuite de celui qu'elle voudrait arrêter.“

Im Engliſchen heißt es:

> Lo! as a careful housewife runs to catch
> One of her feather'd creatures broke away,
> Sets down her babe, and makes all swift despatch
> In pursuit of the thing she would have stay.

Der franzöſiſche Ueberſetzer verſteht alſo unter housewife eine Henne und unter babe ein Küchlein!

4. Es kommt bei Shakespeare häufig vor, daß er die Welt mit einer Bühne und die Menſchen mit Schauſpielern vergleicht.

Ueberhaupt liebt er es auf die Bühne anzuspielen und ihr seine Bilder zu entlehnen. S. Measure for Measure I. 1. Twelfth Night, III. 4. Merchant of Venice, I. 1. Winter's Tale, V. 1. Macbeth, II. 4. und V. 5. Richard II. V. 2. Henry IV. (2) I. 1. Antony und Cleop. III. 6. Lear IV. 6. etc.

5. Wörtlicher übersetzt lauten die sechs letzten Zeilen:

So sei mein Buch denn meine Redekunst
Und stummer Dolmetsch der bereiten Brust;
Es steht um Lieb' und hofft auf Deine Gunst
Mehr als dem Mund, der mehr gefaßt, bewußt.
O lern' verstehn, was Liebe stumm geschrieben!
Mit Augen muß man hören, will man lieben.

6. Im Text:

For why should others' false adulterate eyes
Give salutation to my sportive blood?

Vgl. King Henry VIII. (Act 2. Sc. 3.):

'Would I had no being
If this salute my blood a jot.

7. Wahrscheinlich sind diese beiden Sonette (9. und 10.), welche einen und denselben Gegenstand in anmuthiger Spielerei behandeln, beim Besuch eines Bades, oder in Erinnerung daran entstanden. Das zweite ist entschieden das bessere.

8. Vergl. Hamlet, III. 2.

9. Der Ton dieses Sonetts erinnert an Romeo und Julie, in der berühmten Abschiedsscene:

I'll say, yon gray is not the morning's eye —

Vergl. auch Sonett 32. ꝛc.

10. Die Bezeichnungen der Gegensätze **schwarz** und **blond** (black and fair) sind im Englischen doppelsinnig, da black zugleich schwarz und häßlich, fair blond und schön bedeutet. S. Love's Labour's lost, IV. 1.

11. Dieses Sonett hat auch im Original eine Zeile zuviel. Man kann sich die erste Zeile als Ueberschrift denken, wonach dann das eigentliche Sonett beginnen würde:

Woher nahmst ihr den Duft, der mich entzückt?

12. Das Bild von Winter und Sommer wiederholt Shakespeare öfter, so auch in Richard III. gleich zu Anfang:

Now is the winter of our discontent
Made glorious summer by this sun of York.

13. Daſſelbe Schlußcouplet kommt unterbelt vor in den Sonetten.

14. Daſſelbe Bild kommt bei Cervantes in Don Quixote vor und lautet, engliſch überſetzt, faſt wörtlich wie bei Shakeſpeare:
So sweet and lovely doth she make the shame, etc.

15. Im Text:
I will acquaintance strangle and look strange.
Regis überſetzt wörtlich:
„Ich will Bekanntſchaft würgen ꝛc.“
Shakeſpeare macht aus to strangle ein Subſtantiv in Antonius und Kleopatra (Act 2. Sc. 3.): the hand that seems to tie their friendship together, will be the very strangler of the same.

16. „Geübte Wolluſt iſt des Geiſt's Verſchwendung
In wüſte Schmach.“
Dies erinnert an Michel Angelo's zweites Sonett:
Voglia sfrenata è 'l senso, e non amore . . .

17. Im Text:
Gilding pale streams with heavenly alchymy.
Aehnlich heißt es im King John (Act 3. Sc. 1.):
To solemnize this day the glorious sun
Stays in his course and plays the alchymist.

18. Schon Regis hat hervorgehoben, wie gern und oft Shakeſpeare das Bild von dem Wurm, oder der Raupe, die in den ſchönſten Blumen wohnt, anwendet (S. Anmerkung 14.). So in den Sonetten 35. und 38., ferner in Lucrezia, Hamlet, dem Sturm ꝛc. Darauf bezieht ſich auch die Pointe in dem Sonette, welches Graf Platen gerichtet an

Shakeſpeare in ſeinen Sonetten.

Du ziehſt bei jedem Loos die beſte Nummer;
Denn wer, wie Du, vermag ſo tief zu dringen
In's tiefſte Herz? Wenn Du beginnſt zu ſingen,
Verſtummen wir als klägliche Verſtummer.

Nicht Mädchenlaunen ſtörten Deinen Schlummer,
Doch ſtets um Freundſchaft ſahn mir warm Dich ringen:
Dein Freund errettet Dich aus Weiberſchlingen,
Und ſeine Schönheit iſt Dein Ruhm und Kummer.
Bis auf die Sorgen, die für ihn Dich nagen,
Erhebſt Du Alles zur Apotheoſe,
Bis auf den Schmerz, den er Dich läßt ertragen!
Wie ſehr Dich kränken mag der Seelenloſe,
Du läſſeſt nie von ihm, und ſiehſt mit Klagen
Den Wurm des Laſters in der ſchönſten Roſe.

19. Im Text:
A woman's face, with nature's own hand painted,
Hast thou, the master-mistress of my passion.
Durch das „Herr-Herrin meiner Liebe" ſoll ausgedrückt werden, daß der Freund die Schönheit des Mannes und Weibes in ſich vereint und den Dichter dadurch zu einer Liebe begeiſtert, wie ſolche nur Kraft und Anmuth im Bunde zu erzeugen vermögen.

20. Vergl. All's well that ends well, I. 1., wo Helene von dem abgereiſten Bertram ſagt:
'T was pretty, though a plague
To see him every hour: to sit and draw
His arched brows, his hawking eye, his curls
In my heart's table.

21. Dieſes Sonett erinnert an Hamlet's berühmten Monolog (Act 3. Sc. 1.) und beſonders an die Stelle:
For who would bear the whips and scorns of time,
The oppressor's wrong, the proud man's contumely,
The pangs of despis'd love, the law's delay,
The insolence of office, and the spurns
That patient merit of the unworthy takes,
When he himself might his quietus make
With a bare bodkin?
Daſſelbe Thema behandelt Sadi in ſeinem Roſengarten (Ueber die Sitten der Könige, XI.).

22. Im Text:
For truth proves thievish for a prize so dear.
Aehnlich in Venus und Adonis:
Rich preys make true men thieves.

23. Aehnlich in Heinrich IV. (1. Theil, Act 3. Sc. 2.):

my state
Seldom but sumptuous, shew'd like a feast
And won by rareness much solemnity.

24. Diesem Sonett schließt das folgende sich an, wobei Shakespeare von der alten Vorstellung der vier Elemente ausgeht. Die Dramen bieten verschiedene Parallelstellen dazu. So heißt es z. B. in Heinrich V. (Act 3. Sc. 7.) vom Pferde des Dauphin:

Le cheval volant, le Pégasus, qui a les narines de feu! — — He is pure air and fire; and the dull elements of earth and water never appear in him.

In Antonius und Kleopatra (Act 5. Sc. 2.) sagt diese:

I am fire and air; my other elements
I give to baser life.

25. Im Text:

O! how I faint when I of you do write,
Knowing a better spirit doth use your name.

Die Kommentatoren haben diesen better spirit abwechselnd auf Daniel, Dranton und Spenser bezogen. Ich schließe mich der Vermuthung Malone's an, nach welcher Spenser gemeint sei. Vergl. Sonett 3., wo unser Dichter seiner Bewunderung für Spenser begeisterten Ausdruck giebt.

26. Vergl. die vorstehende Anmerkung. Durch dieses Sonett geht ein ironischer Ton, indem der Dichter die überirdische Macht, welche seinem bewunderten Nebenbuhler Begeisterung einflößt und geheime Kunde bringt, als einen neckischen Hausgeist oder Kobold bezeichnet.

27. Im Text:

Before the golden tresses of the dead,
The right of sepulchres, were shorn away,
To live a second life on second head,
Ere beauty's dead fleece made another gay.

Bekanntlich hatte die Königin Elisabeth röthliches Haar, und um ihr zu schmeicheln, trug man am Hofe Perrücken von derselben Farbe. Darauf beziehen sich »the golden tresses of the dead.« — Der Dichter wiederholt diese Anspielung in verschiedenen Stücken, wie Love's labour's lost, Timon of

Athens und The Merchant of Venice. Es genüge hier, die betreffende Stelle aus letzterem anzuführen (Act 3. Sc. 2.):

So are those crisped snaky golden locks
Upon supposed fairness, often known
To be the dowry of a second head,
The skull, that bred them in the sepulchre.

Schon die alten Kirchenväter eiferten gegen die falschen Haare, wie Clemens von Alexandrien, Tertullian, der heil. Cyprian, und Andere.

28. Im Text:

When all the breathers of this world are dead.

Aehnlich in As you like it (Act 3. Sc. 2):

I will chide no breather in the world but myself.

29. Im Text:

When I perhaps compounded am with clay.

Aehnlich im zweiten Theil von Heinrich IV. (Act. 4. Sc. 4.):

Only compound me with forgotten dust.

Ebenso in Hamlet, IV. 2.

30. Vergl. As you like il II. 7.

And so from hour to hour we ripe and ripe,
And then from hour to hour we rot and rot,
And thereby hangs a tale.

31. Das in diesem und den folgenden Sonetten behandelte Thema erinnert sehr an „Venus und Adonis", wo ganz ähnliche Stellen vorkommen:

Upon the earth's increase why shouldst thou feed,
Unless the earth with thy increase be fed?
By law of nature thou art bound to breed,
That thine may live, when thou thyself art dead;
And so in spite of death thou dost survive,
In that thy likeness still is left alive.

Vergl. auch All's well that ends well I. 1.

32. Venus und Adonis:

Torches are made to light, jewels to wear,
Dainties to taste, fresh beauty for the use;
Herbs for their smell, and sappy plants to bear;
Things growing to themselves are growth's abuse.

Seeds spring from seeds, and beauty breedeth beauty:
Thou wast begot, to get it is thy duty.

33. Venus und Adonis:

Make use of time, let not advantage slip;
Beauty within itself should not be wasted:
Fair flowers that are not gather'd in their prime,
Rot and consume themselves in little time.

Auch in den Dramen kommen ähnliche Stellen vor, z. B. gleich in der ersten Scene von Romeo und Julie:

O! she is rich in beauty: only poor,
That, when she dies, with beauty dies her store.

Aehnlich sagt Viola in „Was Ihr wollt" (Act 1. Sc. 5.) zu Olivia:

Lady, you are the cruel'st she alive,
If you will lead these graces to the grave
And leave the world no copy.

34. Venus und Adonis:

Be prodigal: the lamp that burns by night,
Dries up his oil to lend the world his light.
What is the body but a swallowing grave,
Seeming to bury that posterity
Which by the rights of time thou needs must have,
If thou destroy them not in dark obscurity?
If so, the world will hold thee in disdain,
Sith in thy pride so fair a hope is slain.

35. Im Text:

Borne on the bier with white and bristly beard.

Aehnlich in Midsummer-Night's Dream (Act 2. Sc. 2.):

and the green corn
Hath rotted ere his youth attain'd a beard.

36. Venus und Adonis:

Thou wast begot, — to get it is thy duty.

37. Dieses Sonett, in welchem Shakespeare — wie so häufig in seinen Dramen, ich erinnere nur an die allbekannten Stellen in Hamlet, Macbeth und dem Sturm — die Welt mit einer Bühne vergleicht und das Leben mit einem flüchtigen Schauspiel, scheint mir eines der merkwürdigsten der ganzen Sammlung zu sein. (Vergl. Anm. 4.)

38. Im Text:

Now, with the drops of this most balmy time
My love looks fresh, and death to me subscribes.

Das Verbum to subscribe im Sinne von: huldigen, sich unterwerfen, kommt auch im König Lear vor:

If you'll subscribe unto your lawful king.

Aehnlich bei Chapman (Monsieur d'Olive, II. 1.).

39. Im Text:

Were it not sinful then, striving to mend,
To mar the subject that before was well.

Aehnlich im König Lear (Act 1. Sc. 4.):

Striving to better, oft we mar what's well.

40. Im Text:

I see their antique pen would have express'd
Even such a beauty as you master now.

To master kommt in demselben Sinne vor in König Heinrich V. (Act 3. Sc. 4.):

Between the promise of his greener days
And those he masters now.

41. Bezieht sich auf sein Notizbuch mit Schreibtäfelchen, das der Dichter zum Geschenk erhalten.

42. Im Text:

Till each to raz'd oblivion yield his part
Of thee, thy record never can be miss'd.

Aehnlich in Measure for Measure (Act 5. Sc. 1.):

O, your desert speaks loud, and I should wrong it,
When it deserves with characters of brass
A forted residence, 'gainst the tooth of time
And razure of oblivion.

43. Im Text:

Love is not love
Which alters when it alteration finds.

Aehnlich im König Lear (Act 1. Sc. 1.)

Love's not love
When it is mingled with regards that stand
Aloof from the entire point.

44. Im Text:

As Philomel in summer's front doth sing,
And stops her pipe in growth of riper days.

Dem eigenthümlichen Ausdruck: in summer's front, kurz vor dem Sommer, oder im Beginn des Sommers, entspricht ein anderer in Winter's tale (Act 4. Sc. 3.):

No shepherdess, but Flora
Peering in April's front.

45. „Seit sich zuerst in Schrift goß der Gedanke."

Im Text:

Since mind at first in character was done.

F. Victor Hugo übersetzt diesen und die drei vorhergehenden Verse:

O! puisse l'histoire, en ramenant mes regards dans le passé, par delà cinq cents courses de soleil, me montrer votre image dans quelque livre ancien, s'il est vrai que votre âme a eu une incarnation première?

und bemerkt dazu:

Nous appelons les méditations du lecteur sur ces vers infiniment curieux où le plus grand poëte du moyen âge développe la théorie des existences antérieures et semble affirmer la continuité du moi humain à travers ces incarnations successives. N'est-il pas étrange de voir revenir ici cette doctrine de la métempsycose partie de l'ancienne Egypte et de la vieille Gaule? Remarquons aussi la conclusion dans laquelle Shakespeare, repoussant l'idée indienne de l'immobilité et l'idée biblique de la décadence, proclame, avec la certitude du génie, le grand principe révolutionnaire du progrès indéfini.

46. Im Text:

Lilies that fester, smell far worse than weeds.

Derselbe Vers kommt in Eduard III., einem alten Drama vor, welches 1596 gedruckt erschien und von Vielen Shakespeare zugeschrieben wurde. Warwick ermahnt seine Tochter, den Huldigungen des Königs zu widerstehen, indem er sagt:

Poison shows worst in a golden cup:
Dark night seems darker by the lightning flash:
Lilies that fester smell far worse than weeds.

47. Im Text heißt es:

Poor soul, the center of my sinful earth,
Fool'd by these rebel powers that thee array.

Dieſes fool'd by iſt eine glückliche Konjektur Malone's. In der alten Quarto werden zu Anfang des zweiten Verſes die letzten Worte des erſten wiederholt, was geradezu Unſinn ergiebt.

Auszug

aus dem

Schlußwort der ersten Auflage,

mit

einigen neuen Zusätzen.

Die neue Ueberſetzung der Sonette Shakeſpeare's, welche ich den deutſchen Freunden des größten Dichters hier biete, wurde ſchon vor langen Jahren begonnen, aber erſt vor Kurzem zu Ende geführt. Beides, Anfang und Ende, entſtand auf rein äußere Veranlaſſung und nichts lag mir urſprünglich ferner als der Gedanke, die ganze, mehr als anderthalb hundert Stücke umfaſſende Sammlung deutſch herauszugeben.

In einer Geſellſchaft, welche einen guten Theil der öffentlichen Meinung in äſthetiſchen Dingen beherrſchte, hörte ich einmal die wunderlichſten und wegwerfendſten Urtheile über Shakeſpeare's Sonette; man nannte ſie zopfig, albern, roh, plump, abgeſchmackt — kurz, man betrachtete ſie als die Flecken der britiſchen Dichterſonne.

Von Jugend auf heimiſch in meinem Shakeſpeare, freilich nur zu poetiſch-erbaulichen, nicht zu kunſtrichterlichen Zwecken, fühlte ich wohl, daß die ganze Geſellſchaft Unrecht hatte, und ſuchte auch meinem Gefühl Ausdruck zu geben. Allein ich war damals noch jung und unbekannt und vermochte mit meiner ſchwachen Stimme gegen die gelehrten Herren und geſchmackvollen Damen nicht aufzukommen. Mißmuthig kam ich nach Hauſe, an meinem Urtheil faſt irre geworden. Doch ich ſchlug die Sonette auf, überſetzte friſchweg eines davon, das ſich, ohne weſentliche Einbuße, glatt und rund wiedergeben ließ, und ſchlief dann ganz beruhigt ein.

Ich glaubte ein ſicheres Mittel gefunden zu haben, die Widerſacher der Sonette eines Beſſern zu belehren, indem ich mit Begeiſterung und Ausdauer eine Anzahl der ſchönſten in's Deutſche übertrug, um ſie der kritiſchen Geſellſchaft vorzuleſen. Das geſchah bei der nächſten Gelegenheit und — ich hatte mich nicht geirrt — der Erfolg war ein durchſchlagender: an die Stelle des Zweifels und des Mißfallens trat ungetheilte Bewunderung. Jeder begriff nun leicht, wie groß die Schönheiten des Urtextes ſein müßten, da ſchon meine Nachbildungen ſolchen Beifall gefunden, und Alle geſtanden mir, die Sonette nur nach dieſer oder jener holperigen Ueberſetzung gekannt und beurtheilt zu haben, obſchon Einige des Engliſchen wohl kundig waren.

Aehnliche Erfahrungen machte ich ſpäter überall in Deutſchland, und als ich dann ſelbſt die vorhandenen Ueberſetzungen zur Hand nahm, fand ich allerdings bald, daß es unmöglich ſei, eine richtige Vorſtellung von der hohen Schönheit des Originals dadurch zu gewinnen.

Man fragt ſich: was iſt der Zweck einer Ueberſetzung in Verſen? Doch wohl kein anderer als dieſer: uns ein, nicht blos dem Inhalt, ſondern auch der Form nach möglichſt treues Abbild des Originals zu geben, ein Abbild, welches dem der fremden Sprache Unkundigen die eigenthümlichen Schönheiten des Originals wenigſtens einigermaßen veranſchaulichen muß, um ſein Daſein zu rechtfertigen. Findet aber das Gegentheil ſtatt, beherrſcht der Ueberſetzer ſeine Mutterſprache ſo wenig, oder fehlt ihm ſo ſehr das Ohr für rhythmiſchen Wohllaut, daß er, über Reime und Verſe ſtolpernd, die Schönheiten ſeines Dichters durch die Form mehr entſtellt als hervorhebt, ſo begreift man überhaupt nicht, was ihn dazu veranlaßt, ſich der metriſchen Form zu bedienen. Denn kein Menſch, und ſei er noch ſo gelehrt, hat die Verpflichtung, ſchlechte Verſe zu machen.

Allerdings weiß manche Ueberſetzung gerade durch ihre Unbeholfenheit ſich einen Schein von Treue zu geben, der Uneingeweihte leicht beſtickt, weil dieſe geneigt ſind, die Wortverrenkungen, Inverſionen, Flickwörter und falſchen Reime für eben ſo viele Beweiſe eines gewiſſenhaften Beſtrebens zu nehmen, dem Originale möglichſt nahe zu kommen. Solches Beſtreben iſt in den meiſten Fällen gewiß auch vorhanden geweſen, aber es hat nicht zum gewünſchten Ziele geführt, denn die Kunſt beſteht nicht darin, daß man die Schwierigkeiten zeigt oder darin ſtecken bleibt, ſondern daß man ſie überwindet und vergeſſen macht.

Es giebt Gedichte, die als der melodiſche Ausdruck einer reinen Stimmung oder poetiſchen Empfindung überhaupt unüberſetzbar ſind. Wir Deutſchen haben viele ſolche Lieder, die uns bezaubern durch ihren Wohlklang, oder weil ſie heilige Erinnerungen wecken, oder verwandte Stimmungen in uns hervorrufen, — die aber, ihres heimiſchen Gewandes entkleidet, fremden Ohren ganz unverſtändlich ſind, wie ich oft genug in fremden Landen erfahren.

Es giebt andere Gedichte, die in vollendeter Form eine Fülle eigenthümlicher Anſchauungen, allgemein verſtändlicher Gefühle, tiefer Gedanken und überraſchend ſchöner Bilder offenbaren; zu dieſen gehören Shakeſpeare's Sonette. Ihr Inhalt iſt bedeutend genug, um auch ohne Hülfe von Vers und Reim ſeines Eindrucks gewiß ſein zu dürfen; ja, ich geſtehe, daß ich F. Victor Hugo's einfache Uebertragung der Sonette in franzöſiſche Proſa mit größerem Genuß geleſen habe als alle mir zu Geſicht gekommenen deutſchen Ueberſetzungen in Vers und Reim, etwa ein Dutzend Sonette von Regis ausgenommen, die ſich vortheilhaft von den übrigen unterſcheiden.

Einen Shakeſpeare zu überſetzen iſt wahrlich keine leichte Aufgabe, und unter allen Werken des großen Dichters bieten eben ſeine Sonette die größten Schwierigkeiten dar. Keinem

Uebersetzer wird es gelingen, sein erhabenes Vorbild ganz zu erreichen, und doch muß das als Ziel jedem vorschweben, obwohl gerade diejenigen, welche dies Ziel am festesten im Auge behalten, auch am besten einsehen werden, wie weit sie dahinter zurückbleiben müssen.

Eine allgemein gültige Uebersetzungsmethode läßt sich nicht feststellen; mehr oder minder wird Jeder, nach dem Maße seiner Einsicht und Begabung, sich seine eigene Methode bilden, welche ihm für die Lösung seiner Aufgabe am geeignetsten scheint. Es kann sich z. B. Jemand die Aufgabe stellen, Shakespeare's Sonette ganz im Tone der Zeit zu übersetzen, in welcher sie entstanden sind, von dem Grundsatze ausgehend, daß nur auf diese Weise eine treue Wiedergabe des Originals zu ermöglichen sei. Das höchste Ziel eines solchen Uebersetzers würde sein, seine Aufgabe so zu lösen, wie etwa Jakob Ayrer sie gelöst haben würde.

Ein solches Ziel habe ich mir nicht gesteckt. Meine Absicht war einfach, die Sonette in die poetische Sprache unserer Zeit zu übersetzen. Die Methode, welche ich dabei verfolgte und nach welcher ich wünsche beurtheilt zu werden, will ich hier offen darlegen.

Ich betrachte die Sonette Shakespeare's, wie alle ächte Poesie, als eine charakteristische Schönheitsoffenbarung, und war daher bemüht, sie als solche auch in der Uebertragung erscheinen zu lassen.

Ich betrachte Shakespeare als den größten Dichter aller Zeiten, aber doch auch zugleich als einen Sohn seiner Zeit, und nicht frei von den Schwächen und Wunderlichkeiten derselben, wovon auch seine Sonette Zeugniß tragen. Der Kern ist überall ein reiner, aber die Schale will uns, nach heutigem Geschmacke, nicht überall anmuthen. Es waren zu Shakespeare's Zeit Ausdrücke üblich, an welchen damals selbst in den erhabensten Dichtungen Niemand Anstoß nahm, welche aber

heutzutage in der Poesie geradezu unstatthaft erscheinen.*) Ich habe solche Ausdrücke, als etwas ganz Unwesentliches, gemildert, wo mir das nöthig schien, d. h. wo sich der Sinn eben so gut durch andere Worte, in einer uns mehr anmuthenden Weise, wiedergeben ließ. Es ist doch genug übrig geblieben, was Shakespeare's Zeit und den Boden, worauf die Sonette gewachsen sind, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zeigt.

Meine Absicht war nicht, ein photographisches Abbild der englischen Sonette zu liefern, sondern sie deutsch nachzudichten, so daß sie auch in dieser neuen Gestalt Kennern wie Laien reinen poetischen Genuß gewähren möchten.

In der Sprache suchte ich mich nach Kräften an mein unerreichbares Vorbild zu halten und alle poetische Phrase, alles Geschraubte, Gespreizte und Pomphafte zu vermeiden. Daß Shakespeare nicht aus bloßem Instinkt, sondern mit überlegenem künstlerischen Bewußtsein sich einer edlen Einfachheit der Sprache befleißigte, drückt er, mit einem Seitenblick auf

*) Z. B. die Stelle in Sonett 3. der englischen Reihenfolge (Nr. 99 der jetzigen deutschen), welche Regis übersetzt:

„Denn welcher Schönen unbestellter Schooß
Verschmäht den Pflug wohl Deiner Feldwirthschaft?"

Hier habe ich mir die Freiheit genommen zu setzen:

„Wo ist die Jungfrau, die es Dir gern bliebe?"

Ich führe diese Stelle hier an, weil sie überhaupt die größte Freiheit bezeichnet, welche ich mir in der Uebertragung des Ganzen erlaubt habe, und weil Regis selbst ein besonderes Gewicht darauf legt, indem er sie noch ein paarmal in den Nachträgen und Anmerkungen hervorhebt, einmal um den Beweis zu führen, daß der Gegenstand des Sonetts ein männlicher sei, und ein anderes Mal, um auf ähnliche Stellen bei Sophokles, Aeschylus und Lukrez hinzuweisen. Man könnte solche Blumenlese nicht blos aus den alten Klassikern, sondern auch aus den orientalischen Dichtern noch vervollständigen. Uebrigens wird jeder Kenner auf den ersten Blick finden, daß Regis hier den Wortlaut des englischen Textes keineswegs treu wiedergegeben hat, sondern Shakespeare darin weit „übershakespearet".

seine Zeitgenossen, in dem Sonett, welches ich schon in der Einleitung hervorgehoben habe, deutlich genug aus:

Was ist so arm an Neuheit mein Gedicht,
Statt wechselnd nach der Mode sich zu schmücken?
Warum versuch' ich wie die Andern nicht
Prunkvoll, gespreizt und neu mich auszudrücken? ꝛc.

Es wurde schon Eingangs bemerkt, daß die Anfänge dieser Uebersetzungen rein aus äußerer Veranlassung entstanden. Aehnlich ging es auch mit den Fortsetzungen. Meine Vorlesungen über Shakespeare führten mich von selbst darauf, den in seinen Dramen unnahbaren Heros in seinen Sonetten zu zeigen, wo er uns bald mit sich aufschwingt zu den erhabensten Betrachtungen über Vergängliches und Ewiges, bald mit uns hellauflachend jubelt und neckischen Muthwillen treibt, immer aber, gleichviel ob in ernster oder heiterer Stimmung, uns menschlich nahe tritt, seine eigene Persönlichkeit offenbart, unverhüllt durch die Larve eines Helden oder Narren.

So übersetzte ich denn einzeln eine Anzahl der schönsten Sonette mit besonderer Sorgfalt, und manche davon wurden im Laufe der letzten sechs Jahre theils im »Frankfurter Museum«, theils in meinen unter dem Titel »Aus der Heimath und Fremde« erschienenen Gedichtsammlungen mitgetheilt. Der Beifall, den sie fanden, ließ mich an Fest- und Feiertagen immer wieder zu der genußreichen Arbeit greifen, bis endlich in Folge wiederholter Aufforderungen die ganze Sammlung in den ersten Monaten dieses Jahres (1861) vollendet wurde.

Ich war Anfangs gewillt, die Sonette alle in die — hauptsächlich durch Rückert und Platen bei uns eingebürgerte — Form Petrarka's zu gießen, welche A. W. Schlegel poetisch folgendermaßen schildert:

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und ſtelle ſie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore ſchweben auf und nieder;

Dann ſchlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechſelnd, jegliches von dreien.
In ſolcher Ordnung, ſolcher Zahl gedeihen
Die zarteſten und ſtolzeſten der Lieder.

Allein ich merkte bald, daß ich mir in unſerer reimarmen Sprache meine Aufgabe dadurch ſehr erſchwerte und zwar unnöthigerweiſe, da ich mir füglich dieſelbe Freiheit nehmen konnte, welche Shakeſpeare ſich ſelbſt nach ſeinem Vorbilde Daniel genommen. So begnügte ich mich denn damit, nur eine kleine Anzahl annähernd in die bei uns übliche ſtrengere Form zu kleiden und den übrigen die freiere Bewegung des Urtextes zu geſtatten, wo der Regel nach die vierzehn Verszeilen, welche ein Sonett bilden, dergeſtalt gegliedert ſind, daß man die zwölf erſten Verſe in drei vierzeilige Strophen (Quatrains) mit gleichmäßig wechſelnden Reimen ſondern kann, worauf denn die zwei letzten Verſe als abſchließendes Reimpaar (Couplet) folgen.

Das Sonett wurde in England zuerſt eingeführt durch Wyat und Graf Surrey (denſelben, der auch das erſte Drama in Blankverſen ſchrieb) und vor Shakeſpeare zur höchſten Vollendung gebracht durch Spenſer, der noch immer als der größte Sonettendichter Englands gefeiert wird, obgleich ich innigſt überzeugt bin, daß Shakeſpeare auch im Sonette die Palme gebührt. Welch treffliches Vorbild er übrigens in Spenſer hatte, mögen hier einige Beiſpiele veranſchaulichen, welche, in der Ueberſetzung der italieniſchen Form ſich nähernd, zugleich zeigen werden, daß Spenſer ſeinem Meiſter Petrarka ebenbürtig zur Seite ſteht.

1.

Glücklich, ihr Blätter, wenn die Lilienhand
Der Hoben, die beherrscht mein ganzes Sein,
Euch hält und schließt euch wie Gefangne ein,
Die vor Dem zittern, der sie überwand.

Glücklich, ihr Zeilen, wenn auf euch gewandt
Des schönen Aug's glutvoller Sonnenschein,
Und ihr die blutige, thränenvolle Pein
Vor ihr enthüllt, die ich durch sie empfand.

Glückliche Reime, die sich baden dürfen
In ihren Reizen und Begeistrung schlürfen
Aus ihren Augen — sucht ihr zu gefallen,

Die meine Sehnsucht ist, mein Glück vor Allen.
Blätter der Liebe, feiert nur die Eine!
Erfreut ihr sie, so kümmert sonst mich Keine.

2.

Schuf so die Kunst sie oder die Natur,
Daß Stolz und Anmuth ganz in ihr vereint,
Und Beides doch getrennt zu walten scheint,
In dieser ganz vollkommnen Kreatur!

Durch ihre zaubervolle Anmuth nur,
Die gänzlich frei von jedem Stolz erscheint,
Reißt sie mich hin — dann naht ihr Stolz als Feind,
Vernichtend aller sündigen Triebe Spur.

Ihr Auge übt so wundersame Kunst:
Mit einem Blicke nimmt sie mir das Leben,
Um's mit dem andern mir zurückzugeben.

Ein Blick verheißt — ein andrer raubt die Gunst:
So lockt und stößt mich ab ihr ganzes Wesen.
Die Kunst hab' ich in Büchern nie gelesen!

3.

Wie herrlich ihr die stolze Haltung steht!
Zum Himmel weist die himmlische Geberde,
Doch senkt ihr sinnend Auge sich zur Erde —
Demuth mischt sich in ihr mit Majestät.

Denn wie ſie blickt zur Erde, drauf ſie geht,
Bedenkt ſie, daß der Tod auch ſie gefährde,
Und was vom Staube kam, zu Staube werde,
Daß auch das Schönſte auf der Welt vergeht.

Doch ſcheint der Stolz die Demuth zu bezwingen;
Sie fühlt, zum Himmel kann ihr Geiſt ſich ſchwingen,
Derweil ihr Fuß den Staub tritt mit Verachtung.

Der ſie verlockt zu irdiſcher Betrachtung.
Doch neige Dich zu mir mit Huldgeberden,
Laß Dich herab: — Du ſollſt erhoben werden!

Ich laſſe hier gleich eines der am meiſten geprieſenen Sonette Petrarka's in gleicher Ueberſetzung folgen, um zu zeigen daß Spenſer hinter ſeinem Vorbilde durchaus nicht zurückſteht.

Was, wenn nicht Liebe, macht mein Herz ſo ſchlagen?
Doch iſt es Liebe, Gott! wie mag ſie ſein?
Wenn gut, warum ſchlickt ſie ſo Herbes ein?
Wenn ſchlecht, woher ſo ſüß ſind ihre Plagen?

Lieb' ich freiwillig — woher Leid und Klagen?
Und unfreiwillig — iſt die Schuld dann mein?
O ſüßes Weh, lebendige Todespein,
Wie kommt's, daß ich gezwungen euch muß tragen?

Und ungezwungen — klagt' ich ohne Grund!
In morſchem Kahn treib' ich auf hohem Meer
Ganz ſteuerlos, ein Spiel der Wind' und Fluten.

So leicht an Wiſſen und im Wahn ſo ſchwer,
Daß, was ich möchte, ſelber mir nicht kund;
Im Sommer bebt' ich, fühl' im Winter Gluten.

Solche Beiſpiele ſind natürlich nur Winke, die den Kenner der italieniſchen und altengliſchen Poeſie zu näheren Vergleichen auffordern, während ſie den Unkundigen wenigſtens einigermaßen orientiren.

Petrarka war die Sonne, deren Strahlen sich hundertfältig brachen in der englischen Poesie der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und der hauptsächlich dadurch, daß er die Poeten aneiferte, den verlockenden Wohllaut seiner Verse und die Feinheit seines Ausdrucks in knapper Form nachzuahmen, veredelnd und läuternd auf die poetische Sprache der Engländer wirkte. Viele — um nicht zu sagen die meisten — dieser Nachahmungen waren entstellt durch rhetorischen Schwulst, Concetti und Wortspiele (Auswüchse, von welchen selbst Shakespeare anfänglich nicht freigeblieben); allein zwischen dem poetischen Unkraut wuchs doch auch manche schöne Blume auf, deren Duft uns heute noch erfreut, wiewohl man eingestehen muß, daß die Mehrzahl der altenglischen Sonette, abgesehen von denen Spenser's und Shakespeare's, für uns heute ungenießbar sind, indem sie eine Uebergangsperiode bezeichnen, welche wir selbst längst durchgemacht haben. Es begegnen sich darin die poetischen Spitzfindigkeiten und Ueberschwenglichkeiten einer alternden und einer erst werdenden Kulturepoche, in welcher die Wiedererweckung des klassischen Alterthums, hier wie überall, den Musenhain mit der ganzen griechischen und römischen Götterwelt bevölkerte. Hand in Hand mit der so entstandenen fremdartigen Nomenklatur und Vorstellungsweise ging die Nachahmung der keuschen Gefühle und der unglücklichen Liebe Petrarka's, woraus sich denn konventionelle Formen entwickelten, die alles gesunde, ursprüngliche Gefühl umkrusteten und erst von Shakespeare, der (ähnlich wie bei uns Goethe) Herz und Natur wieder in ihre Rechte einsetzte, ganz und völlig durchbrochen wurden.

Seine namhaftesten Vorgänger im Sonett waren, außer den schon oben genannten: Watson, Sidney, Drayton, Constable, William Smith, Richard Barnefielde und wahrscheinlich auch Graf Stirling.

In den Sonetten des Grafen Surrey (1757)* finden sich große rhetorische und descriptive Schönheiten. Sie schließen sich in den ersten acht Verszeilen genau der italienischen Form an, dann folgt ein Quatrain in Wechselreimen und endlich die zweizeilige Pointe wie bei Shakespeare, oder vielmehr wie bei allen englischen Sonettisten, denn diese Pointe ist der einzige Punkt, in welchem keiner von dem andern abweicht, Sidney ausgenommen, der meistens mit zwei Terzetten schließt.

Ob man Watson's Sonette (ohne Angabe der Jahreszahl) mit Fug so nennen kann, lasse ich dahin gestellt sein. Sie haben alle vier Zeilen über das vorgeschriebene Maß und gliedern sich in drei sechszeilige Strophen, wovon die vier ersten Zeilen immer in Wechselreimen sind, die dann (fünf und sechs) mit einem Reimpaar schließen. Ihr poetischer Werth ist nicht groß; sie sind allzusehr mit Bildern überladen.

Zierlicher und wohlklingender sind Philip Sidney's Sonette (1591), die sich, gleich denen des Grafen Surrey, möglichst dem Stile und Tone Petrarka's nähern.

Bei Daniel (1592), der in Sprache und Form Shakespeare am nächsten steht, begegnen wir auch schon ähnlichen Prophezeiungen wie bei diesem, über das Fortleben seiner Liebe im Gedicht.

Drayton (1593) ist glatt und korrekt, aber ein schäferlicher Ton läßt kalt. Dasselbe gilt von W. Percy (1594).

Der schwülstige Constable (1594) wird hier nur erwähnt, weil er zu seiner Zeit eines großen, aber unverdienten Rufes genoß.

Richard Barnefielde (1595) nimmt einen kühneren Aufschwung als die anderen, seine Liebe ist nicht geschlechtslos und nähert sich in einigen Stellen entschieden dem Shake-

* Die Zahlen bezeichnen die Jahre, in welchen die Sonette der verschiedenen hier angeführten Dichter im Druck erschienen.

spearesschen Tone, obwohl er sich in der Form von ihm unterscheidet.

Barnabas Barnes (1595) giebt seinen Sonetten durchweg einen erbaulichen und religiösen Inhalt.

William Smith (1596) will seine Chloris nicht vergleichen mit Sternen und Blumen, wie andre Dichter thun, »die wohl gar aus ihrer Liebe einen Goldschmiedsladen machen, angefüllt mit allen möglichen Perlen und Juwelen«. Er findet sie unvergleichlich in ihrer Grausamkeit wie in ihrer Schönheit.

Graf William Alexander Stirling (1604) schwört seiner Aurora bei ihren Sternenaugen und goldnen Locken, bei ihren Korallenlippen und ihrer schneeigen Haut, nie andere als keusche Gelüste zu haben. — — —

Unter den Sonettisten werden auch Robert Greene und Sir Walter Raleigh aufgeführt, ein Umstand, aus dem sich beweisen ließe, daß in England früher der Begriff des Sonetts ein sehr schwankender und vielumfassender war. Denn von den fünf Gedichten, welche in Greene's Werken als Sonette bezeichnet sind, haben zwei je achtzehn Verszeilen (in drei Strophen getheilt, wie bei Watson), zwei je vierundzwanzig und eines gar sechsundkreißig!

In dem ersten wird die Frage aufgeworfen und beantwortet, was eigentlich die Liebe sei; das zweite und dritte besingt die Liebe der Venus zu Adonis; im vierten wird die Geliebte des Dichters mit allen Jahreszeiten verglichen und das fünfte sucht der vielbesungenen Liebesgeschichte von Phillis und Corikon eine neue Wendung abzugewinnen.

Unter den sämmtlichen Gedichten von Sir Walter Raleigh *)

*) Sie sind schwer zu beschaffen, da von der großen prachtvollen Quartausgabe, in welcher sie zum erstenmale vollständig gesammelt erschienen, nur hundert Exemplare abgezogen wurden. Sie trägt den Titel: The Poems of Sir Walter Raleigh: Now first col-

habe ich nur ein einziges Sonett gefunden (A vision upon the Fairy Queen), von welchem man jedoch bis in die neueste Zeit viel Rühmens gemacht hat. Sir Egerton Brydges behauptet sogar, Milton habe es bei seinen Sonetten zum Vorbilde genommen. Ich lasse es daher, in seiner ursprünglichen Form verdeutscht, hier folgen, um die kurze Uebersicht der Vorläufer Shakespeare's damit zu schließen.

Mir träumt', ich sah' das Grab, das Laura barg,
Im Tempel, den einst Vesta's Glut erhellt —
Und als ich spähend hintrat zu dem Sarg,
Der todten Staub lebendigen Ruhms enthält,

Wo reine Lieb' und rein're Tugend wachte:
Sah plötzlich ich die Königin der Feen,
Sah wie ihr Bild Petrarka weinen machte,
Und Lieb' und Tugend sah ich mit ihr gehn.

Am Grab blieb nur Vergessenheit. Da weinte
Der Stein selbst, dem unheimlich das Gewimmel
Der Geister hier Begrabner sich vereinte;

Ihr lautes Wehgeschrei drang bis zum Himmel,
Wo zornesvoll der Geist Homers laut klagte,
Daß solchen Raub die hehre Königin wagte.

Man hat darüber gestritten, ob Shakespeare in seinen Sonetten Spenser oder Daniel sich zum Muster genommen, und höchst gewichtige Stimmen haben sich für diesen entschieden, dem er jedenfalls die Form entlehnt, welche Spenser in ganz anderer eigenthümlicher Weise behandelt, indem er drei Tetrachorden bildet, deren Reime solchergestalt wechseln, daß der letzte Vers des ersten auf den ersten des zweiten reimt und der letzte des zweiten auf den ersten des dritten,

lected. With a biographical and critical introduction: by Sir Egerton Brydges. K. I. printed at the private press of the Priory: by Johnson and Warwick. 1813.

worauf dann — wie bei Shakespeare — ein Reimpaar als Schlußcouplet folgt.

Doch wenn sich Spenser auch durch die Form von Shakespeare unterscheidet, so will mich doch bedünken, daß er ihm geistig näher steht und einen größeren Einfluß auf ihn geübt hat als Daniel. Shakespeare hat in dem Sonette »Wenn sich Musik und Poesie verbinden« offen ausgesprochen, wie hoch er Spenser als Dichter stellt, und auch unter den Sonetten, welche an den geheimnißvollen Freund gerichtet sind, weisen einige deutlich genug auf Spenser hin, obwohl sein Name nicht ausdrücklich genannt ist. Man lese z. B. das Sonett, welches beginnt:

O wie verzag' ich, wenn ich von Dir singe,
Seit Dich ein größrer Dichtergeist erhob
Auf seiner allgewalt'gen Ruhmesschwinge,
Daß ich verstummen muß mit meinem Lob!

Wer kann hier anders gemeint sein als Spenser? Doch scheint mir der Streit über die Frage, ob dieser oder Daniel im Sonett Shakespeare's Vorbild war, ein ziemlich müßiger zu sein, denn es läßt sich sehr leicht nachweisen, daß Shakespeare sich weder auf den einen noch auf den andern beschränkte, sondern alle seine Vorgänger kannte und benutzte. Wer sich die Mühe giebt, genau zu vergleichen, wird bald finden, daß Shakespeare's Sonette nicht nur an Spenser's Amoretti und Daniel's Delia, sondern auch an Constable's Diana und Sidney's Astrophel and Stella, ja sogar an Surrey's Sonette erinnern, daß aber alle diese Anklänge und Aehnlichkeiten durchaus nicht zu ihren Vorzügen gehören, sondern uns nur deshalb interessant sind, weil sie durch Zurückführung auf die Quellen manche Wunderlichkeiten des Ausdrucks erklären. Wie als Dramatiker, so auch als Sonettist, ist Shakespeare nicht groß durch das, was er mit seinen Vorgängern gemein hat, sondern durch das, wodurch er sich von ihnen unterscheidet.

In dem »Verliebten Pilger« erscheint er noch gleich ihnen halbverpuppt in den konventionellen Formen seiner Zeit. Der Unterschied zwischen dieser Gedichtsammlung (in welche sich übrigens auch ein paar nicht von Shakespeare herrührende Gedichte verirrt haben, wie z. B. Marlowe's »Come live with me and be my love«) und seinen der Mehrzahl nach in eine spätere Zeit fallenden Sonetten ist so groß, daß man lange Zeit versucht gewesen ist, ihm die Autorschaft des »Verliebten Pilgers« ganz abzusprechen. Man könnte ihm mit demselben Rechte die Autorschaft seines Titus Andronikus absprechen.

Die Verehrung für seine fast unbegreifliche Größe hat Viele über ihn urtheilen lassen, als ob er ein vom Himmel gefallenes Wunder gewesen wäre, das gar keiner menschlichen Entwickelung bedurft hätte. Und doch hat er eine solche durchgemacht, wie wir Alle, nur daß er es weiter gebracht als alle andern Sterblichen, nicht blos durch sein Genie, sondern auch durch seine ungeheure Arbeitskraft, Lernbegier und Ausdauer, durch sein rastloses Streben nach Vervollkommnung, wofür Inhalt und Umfang seiner Werke vollgiltiges Zeugniß geben.

Sein Genie gab ihm die Schwingen und das Auge des Adlers, aber er vereinte damit den stillen und stätigen Fleiß der Biene, ohne welchen er nicht geworden wäre, was er ist. Seine stufenweisen Fortschritte lassen sich eben so deutlich in seinen kleinen lyrischen Gedichten verfolgen wie in seinen großen dramatischen Schöpfungen, mit welchen sie Hand in Hand gehen und zu welchen sie eine Menge Parallelstellen liefern, wobei freilich immer zu bedauern bleibt, daß sich nichts mit chronologischer und historischer Bestimmtheit aufstellen läßt, da hiezu fast alle Beweismittel fehlen.

Wir wissen, daß der »Verliebte Pilger« zum erstenmale im Jahre 1599 gedruckt wurde (von W. Jaggard), aber ohne

Shakespeare's Zuthun, obwohl unter seinem Namen, den er übrigens mit göttlicher, uns unbegreiflicher Ruhe zu allen möglichen Buchhändlerspekulationen und Schwindeleien mißbrauchen ließ. Zehn Jahre später (1609) erschienen die Sonette im Buchhandel, gedruckt für T. T. (Thomas Thorpe) unter einem Titel, der es allein, abgesehen von allen übrigen Umständen, als gewiß erscheinen läßt, daß Shakespeare mit der Veröffentlichung dieser Sammlung eben so wenig zu thun hatte, wie mit der des »Verliebten Pilger«.

Auf den Titel und was drum und dran hängt werden wir später zurückkommen, hier sollten nur die einzigen chronologischen Anhaltspunkte hervorgehoben und dabei gezeigt werden, wie wenig zuverlässig dieselben sind. Es wird von den Literaturhistorikern stillschweigend angenommen, daß die Entstehung der Shakespeare'schen Sonette schon vor das Jahr 1598 fallen müsse und als einziger Beweis dafür wird eine Stelle aus einem in demselben Jahr gedruckten Büchlein (Palladis Tamia or Wit's Treasury etc.) von Francis Meres angeführt, welche heißt: »Wie man glaubte, daß die Seele des Euphorbus in Pythagoras lebe, so lebt der süße, witzige Geist Ovid's im Honigmunde Shakespeare's, in Venus und Adonis, in Lukrezia, in seinen süßen Sonetten unter seinen vertrauten Freunden.« Was ist damit nun bewiesen? Doch nicht mehr als dieses: Daß im Jahr 1598 unter Shakespeare's näheren Freunden irgend welche Sonette des großen Dichters bekannt und beliebt waren, sei es nun, daß er sie selbst vorgelesen oder in Abschriften mitgetheilt habe. Welche Sonette dies gewesen, ob diejenigen, welche in dem »Verliebten Pilger« enthalten sind und bei Weitem das Schönste dieser Sammlung ausmachen, oder ob diejenigen, welche zehn Jahre später erschienen, wissen wir nicht. Wohl aber wissen wir, oder haben wenigstens der gewöhnlichen Annahme keinen gewichtigen Grund entgegen zu setzen, daß auf

die Empfehlung des vielgeleſenen Meres'ſchen Buches hin im folgenden Jahre der Buchhändler Jaggard den »Verliebten Pilger« unter Shakeſpeare's Namen (obwohl wie ſchon bemerkt ohne Shakeſpeare's Wiſſen) herausgab, nachdem er ſich, Gott weiß auf welche Art, Abſchriften von einzelnen Sonetten und Liedern unſeres Dichters zu verſchaffen gewußt hatte, die er, vermiſcht mit andern, in willkürlicher Reihenfolge zuſammenſtellte und drucken ließ.

Denn daß ſich kein leitender Faden durch das Ganze zieht, wird Jedem auf den erſten Blick einleuchten, und daß fremde Stücke mit auf Shakeſpeare's Rechnung geſetzt wurden, iſt eine erwieſene Thatſache.

Heute würde man ein ſolches Verfahren als Betrug brandmarken; in Shakeſpeare's Tagen nahm man es damit nicht ſo genau, wie hundert ähnliche Beiſpiele beweiſen.

Doch dem ſei wie da wolle: ich glaube durch die einfache Darlegung des Sachverhaltes jedem unbefangenen Leſer klar gemacht zu haben, daß zur Beſtimmung der Zeit des Entſtehens der Shakeſpeare'ſchen Sonette zuverläſſige Anhaltspunkte nicht vorhanden ſind; ferner daß die oben angeführte Stelle aus dem Büchlein von Francis Meres ſich weit ungezwungener auf die Sonette im »Verliebten Pilger« als auf die zehn Jahre ſpäter erſchienene Sammlung beziehen läßt.

Wer dies zugiebt, wird auch nichts einzuwenden haben gegen die Annahme, daß der große hier mitgetheilte Cyklus von Sonetten nicht ſchon im Jahre 1598 abgeſchloſſen vorlag, ſondern daß die ſchönſten und reinſten dieſer Sonette einer ſpäteren Zeit angehören. Erwägt man nun, daß Shakeſpeare weder den »Verliebten Pilger« noch die ſpätere Sammlung ſelbſt herausgab, ſondern daß beide als Buchhändlerſpekulationen erſchienen, und erinnert man ſich, daß jene erſte Sammlung erwieſenermaßen kein organiſch zuſammenhängendes Ganze bildet, vielmehr höchſt willkürlich durcheinander gewürfelt er-

ſcheint, ſo wird auch bei der zweiten ein beſcheidener Zweifel an dem bisher als Dogma aufgeſtellten Satze erlaubt ſein, daß ſie ſo vorliege,

„Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte."

Dieſer Zweifel wird ſich verſtärken aus inneren und äußeren Gründen, wenn man, die Sonette aufmerkſam durchgehend, ſieht, daß gerade unter den letzten ſich einige finden, deren Ton und Sprache merklich von den übrigen abweicht, während ſie eine auffallende Verwandtſchaft mit denen der erſten Periode, ich meine, mit den Sonetten im »Verliebten Pilger« offenbaren.

Man leſe z. B. aufmerkſam die Sonette CLIII und CLIV des engliſchen Textes und frage ſich, in welchem Zuſammenhange ſie mit den vorhergehenden ſtehen. Oder CXXVI und CXLV, die geradezu wie hineingeſchneit in ihre Umgebung erſcheinen und nicht blos durch ihren Sinn, ſondern auch durch ihre Form ſich davon unterſcheiden, indem das eine nur zwölf Zeilen enthält, die aus lauter Reimpaaren beſtehen, während das andere in vierfüßigen Jamben geſchrieben iſt. Es genügt, von den beiden erſterwähnten hier eines anzuführen, da ſie beide in anmuthiger Spielerei daſſelbe Thema behandeln.

Cupido, da einſt Schlaf ihn überkam,
Ließ ſeine Fackel ſinken, welche ſchnell
Ihm eine Nymphe der Diana nahm,
Die tief ſie taucht in einen kühlen Quell.
Allein der Liebesfackel heilige Glut
Ward wunderſam dem Waſſer mitgetheilt,
Das endlos weiterglühend Wunder thut,
Den Schwachen Stärke giebt und Kranke heilt.
An meiner Liebſten Aug entzündet wieder
Der Gott den Brand, der ſchnell mein Herz erfaßt,

Das Liebesfeuer raſt durch meine Glieder —
Zum Heilquell eil' ich, ein betrübter Gaſt —
Doch half mir's nicht! Die Bäder die mir taugen,
Sind Amor's Feuerquell, der Liebſten Augen.

Ich laſſe hierauf gleich ein Sonett aus dem »Verliebten Pilger« folgen.

Im Myrthenſchatten bei Adonis ſaß
Venus, die immer liebevoll Geſinnte;
Und ſie erzählt' ihm, wie ſich Mars vergaß
Bei ihr, einſt höchſt zudringlich um ſie minnte,
Kühn wie er iſt — ſprach ſie — erlaubt' er ſich
Gar viel mit ihr, was kennt' ich thun, ich Arme!
Sieh, ſo, gerade ſo, umarmt' er mich! —
Sie ſprach's und ſchloß Adonis in die Arme.
Dann küßt' er mich — ſie ahmte auch den Kuß nach,
Und holte Athem tief. Adonis ſchmollte
Und ſprang davon. Sie ſah ihm mit Verdruß nach —
Daß er auch gar nicht merkte, was ſie wollte!
Wenn mich doch meine Liebe ſo umfinge
Und mich ſo küßte, bis ich von ihr ginge.

Der Leſer möge hienach ſelbſt urtheilen, ob ſich in dieſen beiden Sonetten eine weſentliche Verſchiedenheit des Tones offenbart. Er wird (beſonders wenn er den Urtext vergleicht) bei näherer Prüfung finden, daß das zweite — alſo das von den Herausgebern in die frühеſte Periode geſetzte — noch reicher, gegenſtändlicher, plaſtiſcher iſt als das erſte, welches mit ſeiner darauf folgenden Variante den Schluß der ganzen ſpäteren Sammlung bildet, alſo in eine Zeit fallen müßte, in welcher Shakeſpeare mit den mythologiſchen Bildern und Anſpielungen, wovon ſeine früheſten Gedichte wie diejenigen ſeiner Zeitgenoſſen wimmeln, längſt abgethan hatte.

Die Unzuſammengehörigkeit der Sonette CLIII und CLIV iſt auch ſchon engliſchen Gelehrten aufgefallen, aber ſie haben

die Sache auf sich beruhen lassen. So zählt z. B. Brown*), der die Sonette als eine Selbstbiographie des Dichters betrachtet und sie danach ordnet, die beiden letzten gar nicht mit, und Alexander Dyce**), der größte englische Shakespeare-Gelehrte, bemerkt dazu, daß sich diese Auslassung von selbst verstehe.

Gerade ebenso versteht sich's von selbst, daß die Sonette CXXVI und CXLV nicht hingehören, wo sie im englischen Texte stehen, und daß sie in der Sammlung des »Verliebten Pilgers« weit besser an ihrem Platze sein würden. Dieser »Verliebte Pilger« ist nämlich ein Decname für alles Mögliche und Unmögliche, ein Titel, der gar nichts mit dem Inhalte zu thun hat, wenn man ein einziges Sonett, das dritte, ausnimmt, welches in Ton und Sprache auffallend an die berühmte Scene in Romeo und Julie erinnert, wo auch von Pilgern die Rede ist: If I profane with my unworthy hand etc.

In ähnlichem Tone und aus ähnlicher Stimmung heraus hat Shakespeare mehrere Sonette geschrieben, die ich mir erlaubt habe zusammenzustellen, wie sie ihrem Inhalte nach auf einander folgen, und damit die hier gebotene Sammlung zu eröffnen, weil ich die feste Ueberzeugung habe, daß sie zu den frühesten Sonetten Shakespeare's gehören und deshalb nicht an das Ende zu setzen sind. Uebrigens füge ich ein mit der neuen Anordnung korrespondirendes Verzeichniß der älteren Reihenfolge bei, zur Bequemlichkeit derer, welche diese vorziehen oder den Text mit der Uebertragung vergleichen wollen.

*) Shakespeare's Autobiographical Poems. Being his Sonnets clearly developed: with his character drawn chiefly from his works. By Charles Armitage Brown. 1838.

**) Some account of the life of Shakespeare. (The Works of William Shakespeare: the text revised by the Rev. Alexander Dyce. In six volumes.) I. XCIV. 1857.

Ein ähnliches Verfahren hat ſich ſchon F. Victor Hugo ſehr zum Vortheil der von ihm den Franzoſen gebotenen Ueberſetzung erlaubt. Im Prinzip ſtimme ich mit ihm überein; in der Ausführung bin ich aus guten Gründen meinen eigenen Weg gegangen.

Die ältern engliſchen Herausgeber der Sonette Shakeſpeare's haben ſich — mit einer einzigen Ausnahme — immer ſtreng an die Reihenfolge der älteſten Ausgabe (1609) gehalten, da es nicht in ihrer Abſicht lag, einen inneren Zuſammenhang herzuſtellen, ſondern den Text, wie er einmal vorlag, in möglichſter Reinheit dem Leſer zu bieten. Die einzige Ausnahme davon bildet die unter dem Titel: Poems, written by Will. Shakespeare Gent. im Jahre 1640 erſchienene zweite Ausgabe der Sonette, welche acht Nummern ganz wegläßt und dafür Gedichte aus dem »Verliebten Pilger« einſchiebt, außerdem den Sonetten willkürliche, oft ganz unpaſſende Ueberſchriften giebt und häufig zwei, drei, vier Nummern unter einer Ueberſchrift zuſammenſtellt, ſo daß weder auf den innern Zuſammenhang des Ganzen, noch auf die ältere Reihenfolge Rückſicht genommen, folglich die Konfuſion nur vergrößert wurde. Die ſpäteren Herausgeber haben deshalb mit Recht die Ordnung der älteren Ausgabe beibehalten*). Indem ich nun in Deutſchland den erſten Verſuch mache, den poetiſchen Zuſammenhang der Sonette herzuſtellen, um den Genuß des Leſers dadurch zu erhöhen, bin ich mir wohl bewußt, daß die Sache damit keineswegs erledigt iſt,

*) Bis auf Charles Knight, der in ſeinem Pictorial Shakspere eine neue Anordnung verſuchte, und einen Anonymus, der die Sonette unter folgendem Titel herausgab:

The Sonnets of William Shakspere, rearranged and divided into four parts. With an introduction and explanatory notes. London: John Russell Smith, M. DCCC. LIX.

sondern noch viel zu wünschen übrig läßt. Belehrende Winke von Seite geschmackvoller Kenner zur Förderung und Ergänzung meines Versuchs einer neuen Ordnung der Sonette werde ich dankbar in einer etwa folgenden Auflage benutzen.*)

Mit der Frage über die Reihenfolge der Sonette fällt natürlich die Frage über ihren Inhalt zusammen. Sowohl in England als in Deutschland wird ziemlich allgemein angenommen, daß der größte Theil der Sammlung an Shakespeare's Gönner und Freund, den Grafen von Southamton, gerichtet sei. Es sprechen dafür eine Menge Gründe, zunächst daß der junge, schöne, geistvolle, ritterliche, vornehme, reiche, hochsinnige Graf die Eigenschaften wirklich besaß, welche Shakespeare seinem in den Sonetten gefeierten Freunde beilegt; ferner daß Shakespeare ihm vielfach zu Dank verpflichtet war, schon früh mit ihm bekannt wurde, ihm im Jahre 1593 »Venus und Adonis« sowie ein Jahr später »Lukrezia« widmete, mit einer Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks, die sehr an die Freundschaftssonette erinnert, theilweise sogar wörtlich mit einigen derselben übereinstimmt**), endlich daß Graf Southamton ein bekannter Kunstenthusiast, ein großer Verehrer Shakespeare's und der fleißigste Besucher seines Theaters war. Die Huldigungen, welche unser Dichter dem für alles Schöne begeisterten und ob seiner Freigebigkeit vielgerühmten Grafen brachte, stehen nicht vereinzelt da; fast alle hervorragenden Poeten jener Zeit verherrlichten ihn in ähnlicher Weise. Wer sich näher darüber unterrichten will, lese Nathan Drake's Leben des Grafen von

*) Solche Winke sind mir geworden und ich habe sie gewissenhaft benutzt, wie man aus der theilweise neuveränderten Reihenfolge der Sonette ersehen wird. Zusatz zur neuen Auflage.)

**) Vergl. die Widmung der Lukrezia mit den Sonetten 38, 39, 76, 78, 79 und 105 der englischen Ausgabe.

Southampton*), den Chapman (ein Zeitgenosse Shakespeare's, bekannt als Dramatiker und berühmt als Uebersetzer Homer's) den Auserwählten aller edelsten Geister Englands nennt, ein Lob, welches von Nash, Wither, Sir John Beaumont und Jarvis Markham wo möglich noch überboten wird.

Dazu kommt, daß Graf Southampton (geb. 1573) um neun Jahre jünger als Shakespeare war, daß also der väterliche Ton, welchen der schon zum Manne gereifte Dichter, dessen mächtige Gedankenarbeit wohl frühe Falten auf seine Stirne geprägt, gegen den noch in erster Jugendfrische blühenden Freund anschlägt, ganz zu dem Uebrigen paßt. Trotzdem sprechen eine Menge schwer in's Gewicht fallender Gründe gegen die Annahme, daß die Sonette sich auf Graf Southampton beziehen. Ich verweise hier wieder auf den vortrefflichen Aufsatz von Delius im Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft (Berlin bei Reimer, 1865). Ferner stimmt nicht damit überein: die seltsame Widmung der Sonette, die folgendermaßen lautet: Dem einzigen Erzeuger**) dieser Sonette, Herrn W. H., wünscht alles Glück und jene von unserem ewiglebenden Dichter verheißene Unsterblichkeit der wohlmeinende Herausgeber T. T.***)

Daß diese Widmung nicht von Shakespeare selbst herrührt, würde jedem unbefangenen Leser einleuchten, selbst wenn die Initialen des Herausgebers T. T(horpe) nicht darunter

*) In Shakespeare and his Times etc. etc. By Nathan Drake. (T. II. p. 1—19) London. 1817.

**) begetter — kann hier auch übersetzt werden: Verschaffer oder Veranlasser.

***) Englisch: To the only begetter of these ensuing Sonnets Mr. W. H. all happiness, and that eternity promised by our ever-living poet, wisheth the well — wishing adventurer in setting forth. T. T.

ständen. Alle bewährten Shakespeare-Gelehrten stimmen in d Ansicht überein, daß diese Ausgabe eine ohne Vorwissen u Zuthun des Dichters veranstaltete Buchhändlerspekulation d Herausgebers (Thomas Thorpe) sei, der deshalb guten Grun hatte, seinen vollen Namen zu verschweigen. Daß ich dies Ansicht, welche Alexander Dyce*), die größte jetzt leben Autorität, als etwas sich von selbst Verstehendes annimm mich anschließe, habe ich schon wiederholt hervorgehoben. W ist nun aber der räthselhafte W. H., dem der Herausgebe die Sonette widmet und den er zugleich den einzigen Erzeuge derselben nennt?

Ueber die Beantwortung dieser Frage haben sich schon viele Leute den Kopf zerbrochen und die wunderlichsten Meinungen und Schlüsse sind dabei zum Vorschein gekommen. Ich will hier nur eine kleine Blumenlese davon anführen.

Einige haben mit Farmer in W. H. einen Neffen Shakespeare's, William Harte vermuthet; allein dieser Neffe war zur Zeit der Entstehung des größten Theils der Sonette noch gar nicht auf der Welt, da er erst im Jahre 1600 geboren wurde.

Andere schlossen sich der Meinung Tyrwhitt's an, der aus einer Verszeile im 20. Sonett (des englischen Textes)

»A man in hew all Hews in his controwling«

folgerte, die geheimnißvolle Person müßte ein Mr. W. Hughes sein. Diese Folgerung gränzt an Blödsinn.

Boaden wandte viel Scharfsinn auf, um zu beweisen, daß mit W. H. William Herbert der Earl von Pembroke gemeint sei, der nachweislich ein Gönner Shakespeare's war, und dem auch die erste Gesammt-Ausgabe der Dramen des Dichters (Fol. A.) gewidmet wurde.

Brown in seinem schon früher erwähnten Werke schließt

*) In seiner schon erwähnten neuesten Prachtausgabe Shakespeare's T. I. XCII.

sich der Hypothese Boaden's an, während A. Dyce es höchst unwahrscheinlich findet, daß ein Buchhändler damals gewagt haben sollte, einen so hochgestellten Mann wie den Earl von Pembroke einfach als Mr. W. H. zu bezeichnen.

Derselbe Grund läßt sich gegen Henry Wriothesly, Grafen Southampton anführen, an den Andere die Widmung gerichtet glaubten. Hier hätte also eine Umstellung der Initialen stattgefunden, was natürlich den Gläubigen keine Schwierigkeiten macht, aber die Zweifler zu der Frage berechtigt: »Wozu diese Umstellung?« Denn entweder sollte der Name des Gefeierten unbekannt bleiben oder nicht. In jenem Falle war es ganz überflüssig, ihn auch nur anzudeuten, und in diesem Falle war es eine Thorheit, das X vor das U zu stellen.

Bestand wirklich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Shakespeare und Southampton, so konnte das der Welt kein Geheimniß bleiben. Bezogen sich die Sonette auf dieses Verhältniß, so ist es ebenfalls höchst unwahrscheinlich, daß die Zeitgenossen Shakespeare's dies nicht hätten merken sollen, da, wie wir gesehen haben, die Sonette schon lange vor ihrer Veröffentlichung in gewissen Kreisen bekannt waren. Wozu denn noch die Geheimnißkrämerei?

Kurz, man mag die Sache nehmen wie man will, die Widmung läßt sich nicht auf Southampton beziehen, denn selbst wenn man das W. H. gelten ließe, so könnte man doch das Mr. davor in keiner Weise gelten lassen.

Aber gesetzt auch den Fall, man könnte das Mr. vor W. H. gelten lassen und sogar genau die Person bestimmen, auf die es paßte, so enthielte die Widmung immer noch einen unlösbaren Widerspruch, weil viele der Sonette an eine Dame gerichtet sind und die Widmung ausschließlich auf einen Mann deutet.

Chalmers hat deshalb nachzuweisen gesucht, daß eine der

Bedeutungen des Zeitworts beget*) auch bring forth (zum Vorschein bringen, verschaffen, mittheilen) sei, und daß man demnach unter dem Worte begetter den Mann zu verstehen habe, welchem der Verleger die Mittheilung des Manuskripts verdankte. Diese Ansicht hat viel für sich. Allein da (wie Alexander Dyce bemerkt) dem kritischen Blödsinn keine Grenzen zu stecken sind, so hat Chalmers auch den Satz aufgestellt, daß unter dem geheimnißvollen Freunde Shakespeare's Niemand anders zu verstehen sei, als die jungfräuliche Königin Elisabeth, welche in den ersten 26 Sonetten ermahnt werde, sich zu verheirathen und zu vermehren. Diese Hypothese gründet sich wahrscheinlich darauf, daß die Königin Elisabeth weder W. noch H. in den Anfangsbuchstaben ihres Namens hat.

Allen scharfsinnigen Hypothesen wird aber die Krone aufgesetzt durch ein Buch, welches sich als den einzigen und unfehlbaren Schlüssel zum Verständniß der Shakespeare'schen Sonette ankündigt. Der Verfasser beginnt sein Werk**) mit folgenden Worten:

»Einen Schlüssel zu Shakespeare's Sonetten, so wage ich diese Arbeit zu benennen und bin mir der ganzen Tragweite dieses Titels bewußt. Mit der Anmaßung trete ich in die Oeffentlichkeit, das Verständniß eines Werkes des großen

*) Er sagt, beget wird von Skinner abgeleitet vom Angelsächsischen begettan. Johnson nimmt diese Ableitung an, so daß begetter in der affektirten Sprache des Buchhändlers Thorpe (Fäbudrichs Düfel u. dgl.) soviel als obtainer (Verschaffer) hieß ꝛc. ꝛc. Boswell schließt sich dieser Auffassung an, indem er in einer Note zu der Widmung bemerkt: The begetter is merely the person who gets or procures a thing, with the common prefix be added to it. So, in Decker's Satiromastix: »I have some cousin-germans at court shall beget you the reversion of the master of the king's revels.«

**) Schlüssel zu Shakespeares Sonetten von D. Barnstorff. Bremen. 1861.

Dichters zu erſchließen, welches bisher ſämmtlichen Auslegern ein unauflösliches Räthſel war. Ein unauflösliches Räthſel, ſage ich; denn Alles und Jedes, was ſelbſt durch bedeutende Männer über daſſelbe geſagt iſt, verfliegt es nicht wie Spreu vor dem Winde bei einem einzigen feſten Blick, den man in irgend eine Einzelheit dieſer Dichtung thut? Nichts als bloße Vertuſchung des Unverſtandenen, als bloße Verblümung des Unnatürlichen, ja Schmutzigen, was ihre eigene Auffaſſung ſie zu ſehen zwang, konnten Erklärer geben, die von der reinen Gedankenwelt, in welcher der Dichter ſich hier bewegt, keine Ahnung hatten.«

Der Schlüſſel des Herrn Barnſtorff führt uns in dieſe reine Gedankenwelt, von welcher die Weiſen und Schriftgelehrten ſeit Shakeſpeare's Tagen bis auf den heutigen Tag keine Ahnung gehabt haben. Wer aber den »Schlüſſel« nicht zur Hand nimmt — »wer die geiſtige Arbeit ſcheut, ſich eine Zeitlang mit dieſem Werke des größten, des begabteſten vielleicht aller Menſchen anhaltend zu beſchäftigen, wo dieſer aller Banden des Herkömmlichen ſich entſchlagend, in der reinſten Abſtraktion ſich ergeht, und ſeine Anſchauungen in einem Spiegel reflektirt, deſſen wunderbare Reinheit an das Uebermenſchliche grenzt — für den (das erklärt Herr Barnſtorff rund heraus) werden die Sonette vor wie nach (warum nicht nach wie vor?) die ſchwächlichen Ergüſſe einer krankhaften Seelen- und Körperverſtimmung bleiben.«

Das Räthſel dreier Jahrhunderte wird dann folgendermaßen gelöſt:

»Ganz einfach giebt uns Shakeſpeare in ſeinen Sonetten Seelenanſchauungen; er ſchildert ſeine eigene, letzte, geiſtige Individualität zuerſt unter der Form von Zurufen ſeines ſterblichen an ſeinen unſterblichen Menſchen, ſeines äußeren, der Zeit, der Umgebung angehörenden Weſens an ſein höheres, der Menſchheit, der Ewigkeit gehörendes Ich;

seines, so zu sagen, bürgerlichen Menschen an seinen Genius, an seine Kunst (Son. 1 — 126). Sodann als Betrachtungen über das Drama, welches eben das irdische Weib ist, in deren Schoß sich der Same seines Geistes, seines Genius (»his love«) befruchtend ergoß (127 — 152). Von diesem Gesichtspunkt aus bleibt nichts dunkel, nichts zweifelhaft u. s. w.

Das Buch des Herrn Barnstorff erschien mir von vornherein so albern, daß ich es mit Stillschweigen übergangen haben würde, wenn nicht einige unserer kritischen Stimmführer dafür Partei genommen hätten mit einer Begeisterung, die dem Barnstorff'schen Unsinn sehr nahe kam. Die Abfertigung, welche ich diesem deshalb in der ersten Auflage meiner Uebersetzung der Sonette zu Theil werden ließ, hat inzwischen die gute Wirkung gehabt, daß jetzt Niemand mehr ernsthaft von dem »Schlüssel« zu reden wagt. Das Buch ist als abgethan zu betrachten und ich halt' es daher für überflüssig, meine frühere Widerlegung desselben noch einmal abdrucken zu lassen.

Ich freue mich, sagen zu können, daß eine unbefangenere Würdigung des Verhältnisses Shakespeare's zu seinen Sonetten auch in England sich Bahn zu brechen beginnt. Wurde schon das, was ich in der ersten Auflage dieses Buchs in ähnlichem Sinne geäußert, von der englischen Kritik, namentlich vom Athenaeum, rühmend hervorgehoben, den moralischen Splitterrichtern zum Aergerniß — so hat eine später erschienene besondere Abhandlung über die Sonette (The Sonnets of William Shakspere: a critical disquisition suggested by a recent discovery. By Bolton Corney, M. R. S. L.) sich ausdrücklich das Ziel gesetzt, den Charakter des größten Dichters in Schutz zu nehmen gegen die unwürdigen Verdächtigungen, zu welchen die falsche Auffassung seiner Sonette Anlaß gegeben. Er verfährt dabei in ähnlicher Weise wie Professor Delius, indem er die Sonette, ihrer großen Mehrzahl nach,

nicht als autobiographische Aufzeichnungen, sondern als freie poetische Ergüsse betrachtet.

Seine Abhandlung nimmt zum Ausgangspunkt einen Brief, welchen Herr Philarète Chasles (Conservateur de la Bibliothèque Mazarine) i. J. 1862 an das Londoner Athenaeum geschrieben und worin er die erste stichhaltige Erklärung der geheimnißvollen Widmung zu geben behauptet. Seine Beobachtung des Mangels an Uebereinstimmung in den verschiedenen späteren Ausgaben der Sonette veranlaßte ihn, sich ein fac-simile des Drucks der Inschrift von 1609 zu verschaffen, von welchem das Britisch-Museum noch ein Exemplar besitzt. Die genaue Untersuchung dieses alten Drucks führte zu einer neuen Interpretation, deren Resultate kurzgefaßt folgende sind: —

»1. Daß wir hier keine eigentliche Widmung, sondern eine Art monumentaler Inschrift vor uns haben.

2. Daß diese Inschrift keinen zusammenhängenden Sinn hat, sondern in zwei unterschiedene Sätze zerfällt.

3. Daß der erste dieser Sätze die wirkliche Inschrift enthält, welche von und nicht an W. H. adressirt ist.

4. Daß die Person, an welche die Inschrift gerichtet ist, aus verschiedenen Gründen nicht direkt genannt wurde, sondern nur umschrieben oder angedeutet (by what the learned call an *Antonomasia*) als einziger Erzeuger oder Veranlaßer (only begetter) der Sonette.

5. Daß der zweite Satz nur ein Anhängsel der wirklichen Inschrift ist.

6 Daß der Verleger in diesem Satze seine eigenen guten Wünsche ausdrückt: nicht für den unsterblichen Ruhm des Veranlassers (begetter) der Sonette, was eine Impertinenz gewesen sein würde, — sondern für den Erfolg des Unternehmens, in welchem er, der Abenteurer, sein Kapital eingeschifft hat.«

Die ursprüngliche Inschrift nimmt sich folgendermaßen aus: —

TO . THE . ONLIE . BEGETTER . OF .
THESE . INSVING . SONNETS .
Mr . W . H . ALL . HAPPINESSE .
AND . THAT . ETERNITIE .
PROMISED .
BY .
OVR . EVER - LIVING . POET .
WISHETH .
THE . WELL - WISHING .
ADVENTVRER . IN .
SETTING .
FORTH .

T. T.

Nach der Annahme des Herrn Ph. Chasles endet die eigentliche Inschrift mit dem Worte wisheth und das Folgende wäre dann ein Zusatz des spekulirenden Buchhändlers.

Diese Annahme für Gewißheit nehmend, folgert Herr Belton Cornen daraus, daß die eigentliche Inschrift von William Herbert, späterem Earl von Pembroke, herrühre und der spätere Zusatz von Mr. Thorpe. Das Wort begetter nimmt er nicht in dem Sinne als ob die Person damit gemeint sei, welche dem Buchhändler das Manuscript verschafft habe, sondern er versteht darunter den Veranlasser oder Erzeuger der Sonette, als welchen er den Earl von Southampton annimmt.

Um seine Auffassung des zweifelhaften Wortes zu rechtfertigen, führt er zwei Beispiele berühmter Sonettisten aus Shakespeare's Zeit an. Michael Drayton schrieb im Jahre 1596 an Lucy, Gräfin von Bedford:

Vouchsafe to grace what here to light is brought,
Begot by thy sweet hand, born of my thought.

Und Samuel Daniel schrieb i. J. 1614 an Anna von Dänemark:

Here, what your sacred influence begat,
(Most lov'd and most respected Majesty)
With humble heart and hand I consecrate
Unto the glory of your memory.

Um nun weiter seine Annahme zu begründen, daß mit dem begetter kein Anderer als der Earl von Southampton gemeint sein könne, kommt Herr Bolton Corney auf die beiden Bücher zurück, welche Shakespeare dem Earl gewidmet hat.

Das erste dieser Bücher (Venus und Adonis, 1593) nannte der Dichter bekanntlich in der Widmung »den ersten Erben seiner Muse« (the first heir of my invention) und in der Widmung des zweiten Buches (Lucrece, 1594) sagt er: »Ihnen gehört was ich geschaffen habe, Ihnen auch was ich noch schaffen werde« (What I have done is yours, what I have to do is yours).

Hieraus schließt Herr Bolton Corney, man müsse den Dichter entweder des Undanks zeihen, oder annehmen, daß er unmittelbar nach Lucrezia die Sonette geschrieben habe, um sein Versprechen zu erfüllen. Später hatte er andere Sorgen und andere Beschäftigungen.

Dies Alles zugegeben, bleibt die Beantwortung der Frage übrig: Wie kommt es, daß die Sonette, welche nach Meres' Zeugnisse schon im Jahre 1598 unter des Dichters Freunden allgemein bekannt waren, erst durch William Herbert in die Hände seines Bruders, des Grafen Southampton

gelangten, für den und auf dessen Veranlassung sie doch eigentlich geschrieben sein sollen? Und wie kommt William Herbert dazu, eine so wunderliche Inschrift darauf zu setzen?

»Nehmen wir an — sagt Herr Bolton Corney — William Herbert habe von den Sonetten eine Abschrift nehmen lassen und habe diese, mit einer Inschrift von seiner eigenen Hand versehen, dem Grafen Southampton als ein Geschenk bestimmt, welches später in die Hände des Verlegers gelangte, auf eine Art und Weise, welche eine gewisse Heimlichhaltung (concealment) bedingte.«

Es wird dann weiter erklärt, daß solche Geschenke zu jener Zeit üblich waren, als die Kunst des Schönschreibens noch in größerem Ansehn stand, und daß William Herbert, als ein studirter Mann, die klassische Form monumentaler Inschrift, mit einem . hinter jedem Worte, nachgeahmt habe.

Danach wäre also die eigentliche Inschrift im Zusammenhange so zu lesen:

To the only begetter of these insuing Sonnets.
Mr. W. H. all happinesse and that eternity
promised by our ever-living poet wisheth
Das Folgende:
The well-wishing adventurer in setting forth.
T. T.

käme dann auf Rechnung des Buchhändlers Thomas Thorpe.

Ich gestehe offen, daß ich die Begeisterung des Herrn Bolton Corney für die Entdeckung des Herrn Philarete Chasles nicht theilen kann, und die Folgerungen welche er selbst daraus zieht, nicht für stichhaltig erachte.

Daß ein leichtfertiger Verleger, wie Thomas Thorpe, der ohne Erlaubniß des Verfassers ein auf krummen Wegen erlangtes Werk durch den Druck veröffentlicht, eine geheimnißvoll-kenntliche Widmung oder Inschrift daraufsetzt, um die Leser irre zu führen und sich einen Schein des Rechtes zu geben,

hat nichts Unwahrscheinliches, zumal außerdem Beweise vorliegen, daß Thomas Thorpe ein durchtriebener Schelm war. Daß hingegen William, Lord Herbert, die Inschrift, oder den ersten Satz davon, selbst geschrieben haben solle, will mir durchaus nicht einleuchten. Angenommen selbst, er hätte, vielleicht durch die Kunst eines von ihm protegirten Kalligraphen dazu veranlaßt, die Sonette abschreiben lassen um seinem Bruder ein Geschenk damit zu machen: wie käme er zu der wunderlichen Inschrift? Es widerspricht allen gesunden Voraussetzungen, daß ein Bruder dem andern — wenn beide so hochgebildete Männer sind, wie die Grafen Pembroke und Southampton es waren — in dieser Weise ein Geschenk widme. Wie käme William, Lord Herbert, der seit 1601, nach dem Tode seines Vaters, den Namen Earl of Pembroke führte, dazu, sich seinem Bruder gegenüber Mr. W. H. zu nennen? Wem sollte überhaupt jede Geheimnißkrämerei in einer intimen, nicht für den Druck bestimmten Widmung an einen Bruder dienen? Warum schrieb Lord Herbert nicht seinen ganzen Namen? Und wenn er, der Kürze wegen, blos die Initialen setzen wollte, was soll das Mr. davor? Ich vermuthe, daß Lord Herbert, wenn die Inschrift von ihm herrührte, das Mr. ausgelassen und dafür statt promised geschrieben haben würde: promised him, um sich deutlich und richtig auszudrücken. Endlich ist anzunehmen, daß Shakespeare, wenn er die Sonette dem Grafen Southampton gewidmet hätte, irgend eine Widmung, ähnlich wie bei Venus und Adonis von Lukrezia, davor gesetzt haben würde und daß sie in innerlich zusammenhängender Reihenfolge zur Abschrift gelangt wären, wonach denn die Veröffentlichung, wenn auch durch Raubdruck erfolgt, in Bezug auf das Wesentliche nichts zu wünschen übrig ließe. Das ist aber bekanntlich nicht der Fall.

Aus allen diesen Gründen kann ich mich mit dem Ausgangspunkte der Cornel'schen Schrift nicht wohl einverstanden

erklären. Um so mehr freut es mich, ihren weiteren Ausführungen, in welchen der Verfasser mit einem großen Aufwand von Scharfsinn und Belesenheit gegen die falschen Deutungen zu Felde zieht, zu denen die autobiographische Auffassung der Sonette Anlaß gegeben hat, unbedingt beistimmen zu können. In der Erörterung dieser wichtigen Frage kommt der Verfasser selbstständig ganz zu demselben Resultat, welches sich aus der schon mehrfach erwähnten vortrefflichen Abhandlung von Delius im »Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft« ergiebt.

Vergleichende Uebersicht

der

deutschen und englischen Reihenfolge.

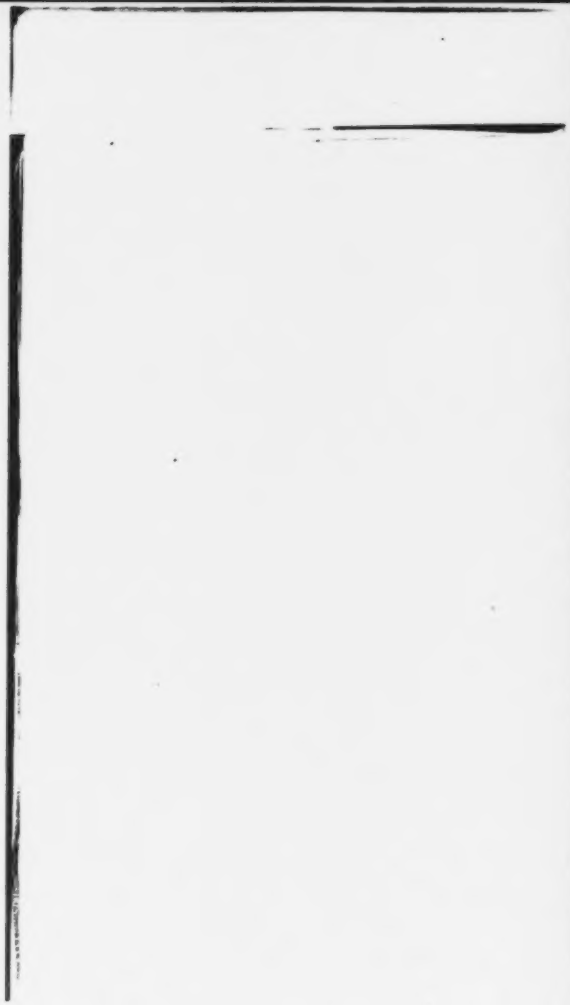
Deutsche Reihenfolge:		Englische Reihenfolge:
1.	Die himmlische Abkunft Deiner Augen. (Aus dem »Passionate Pilgrim«.)	
2.	Wie oft, wenn Deine zarten Finger spielen .	CXXVIII.
3.	Wenn sich Musik und Poesie verbinden. (Aus dem »Passionate Pilgrim«.)	
4.	Laß Andern ihre Wünsche! Deinen Willen . .	CXXXV.
5.	Zürnt Deine Seel', ich komme Dir zu nah . .	CXXXVI.
6.	Wie eine Hausfrau sorglich voller Hast	CXLIII.
7.	Wie auf der Bühn' ein ungeübter Held	XXIII.
8.	's ist besser schlecht zu sein als schlecht zu scheinen	CXXI.
9.	Cupido, da einst Schlaf ihn überkam	CLIII.
10.	Einst schlief der kleine Liebesgott, zur Seiten	CLIV.
11.	Du weißt, Dich liebend trog ich mein Gewissen	CLII.
12.	Was machst Du, blinde, narr'sche Lieb' aus mir	CXXXVII.
13.	Lieb ist zu jung von Schuld und Reu' zu wissen	CLI.
14.	Ihr Mund, dies Wundernetz der Liebe	CXLV.
15.	Du fragst, Grausame, daß ich Dich nicht liebe	CXLIX.
16.	O welche Macht kann Dir die Allmacht leihn .	CL.
17.	In Wahrheit lieb' ich Dich nicht mit den Augen	CXLI.
18.	Ich fehl' aus Liebe, zwiespältig bist Du	CXLII.
19.	Wie Brot dem Leben, bist Du den Gedanken .	LXXV.
20.	Mein Lieben gleicht dem Fieber, es begehrt . .	CXLVII.

Deutsche Reihenfolge		Englische Reihenfolge
21.	Weh mir, wie meine Augen durch mein Lieben	CXLVIII.
22.	Dein Auge gleicht in Nichts dem Sonnenlicht	CXXX.
23.	Schwarz hielt man nicht für schön im Alterthume	CXXVII.
24.	Ich liebe Deine Augen, die bedauernd	CXXXII.
25.	So launenhaft und herrisch ist Dein Geist	CXXXI.
26.	Schwört meine Liebe, sie hält fest am Wahren	CXXXVIII.
27.	Ich sehe Aug' und Herz sich wild entzwein	XLVI.
28.	Nun sind verbündet Herz und Aug' in mir	XLVII.
29.	Mein Auge spot, seit mir geschrieben sind	CXIII.
30.	Ob nicht vielleicht mein Geist, gekrönt mit Dir	CXIV.
31.	Dein Sklav bin ich und darum stets bereit	LVII.
32.	Verhüt' es Gott, der Dir zum Dienst mich wählte	LVIII.
33.	Wie ward zum schaurig öden Winter mir	XCVII.
34.	Ich war getrennt von Dir im Frühling auch	XCVIII.
35.	So schalt ich früher Veilchen Uebermuth	XCIX.
36.	Ernen', o süße Liebe, Deine Kraft	LVI.
37.	Die tadeln Deiner Jugend Uebermuth	XCVI
38.	Wie lieblich und wie süß machst Du die Schande	XCV
39.	Wenn Dir die Laune kommt mich zu verschmähn	LXXXVIII.
40.	Sag', Du liebst mich um einen dummen Streich	LXXXIX.
41.	So hasse mich, wenn Du willst, wenn jemals nun	XC.
42.	Verlang' nicht, daß ich selbst mein Mißgeschick	CXXXIX.
43.	Sei klug in Deiner Grausamkeit, daß nicht	CXL.
44.	Geübte Wollust ist des Geists Verschwendung	CXXIX.
45.	Verwünscht das Herz, das mir schuf solche Pein	CXXXIII.
46.	Ja, ich gestand's: mein Freund ist Dein — und mich	CXXXIV.
47.	Mein Herz, in zweier Geister Liebesbann	CXLIV.
48.	Schon manchen Morgen sah ich stolz, wie diesen	XXXIII.
49.	Warum verbießest Du solch schönen Tag	XXXIV.
50.	Grämt Dich nicht mehr um das was Du gethan	XXXV.
51.	Nimm, die ich liebte, nimm sie Alle hin	XL.
52.	Die artigen Sünden, denen Deine Tugend	XLI.
53.	Daß Du sie hast, ist nicht mein ganzer Schmerz	XLII.
54.	Herr meiner Liebe, der zur Treue Du	XXVI.
55.	Du hast ein Frauengesicht, das die Natur	XX.
56.	Mein Aug' als Maler hat Dein Bild verklärt	XXIV.
57.	Wenn ich, von Gott und Menschen übersehn	XXIX.
58.	Wenn ich so sinnend heimlich und allein	XXX.
59.	Die mir tief scheinen, all die Herzen wohnen	XXXI.
60.	Laß mich's gestehn: das Schicksal trennt uns hier	XXXVI.
61.	Den Tod mir wünsch' ich wenn ich ansehn muß	LXVI.
62.	Wie könnt' es meiner Muse je an Stoff je fehlen	XXXVIII.

Deutsche Zählenfolge:		Englische Zählenfolge:
63.	O wie kann würdig Deinen Werth ich singen .	XXXIX.
64.	Wie sucht' ich sorgsam jede Kleinigkeit	XLVIII.
65.	So bin ich wie der reiche Mann, der still . . .	LII.
66.	Wie mühsam schlepp' ich mich von Ort zu Ort	L.
67.	So kann ich liebreich mein schwerfällig Thier	LI.
68.	Von Müh'n erschöpft such ich mein Lager auf	XXVII.
69.	Wie könnt' ich wieder glücklich jemals werden	XXVIII.
70.	Soll durch dein Bild, in Nächten voller Kummer	LXI.
71.	Am besten seh' ich, schließt mein Auge sich . .	XLIII.
72.	Wär' dieses Leibs schwerfälliger Stoff Gedanke	XLIV.
73.	Die beiden andern, Luft und läuternd Feuer	XLV.
74.	Aus welchem Stoffe schuf Dich die Natur . . .	LIII.
75.	O wie verzag' ich, wenn ich von Dir singe . .	LXXX.
76.	Du bist mit meiner Muse nicht vermählt . . .	LXXXII.
77.	Nie fand ich farbios Dich und darum nie . . .	LXXXIII.
78.	Stumm hält sich meine Muse und bescheiden .	LXXXV.
79.	War es das stolze Siegel seiner Dichtung . .	LXXXVI.
80.	Lebwohl! Du stehst im Preis zu hoch für mich	LXXXVII.
81.	Was ist so arm an Neuheit mein Gedicht . . .	LXXVI.
82.	Oft rief ich Dich als meine Muse an	LXXVIII.
83.	So lang' ich Dich noch anrief ganz allein . . .	LXXIX.
84.	Wie sich ein altersschwacher Vater freut	XXXVII.
85.	Für jene Zeit — wenn je sie sollte kommen . .	XLIX.
86.	Den äußern Gaben die wir an Dir sehn . . .	LXIX.
87.	Daß man Dich schmäht, beweist nichts gegen Dich	LXX.
88.	Warum in schlechtem Umgang soll er leben . .	LXVII.
89.	So ist er uns ein Bild aus bessern Tagen . .	LXVIII.
90.	So werd' ich leben, glaubend, Du seist treu .	XCIII.
91.	Entweder schreib' ich noch die Grabschrift Dir	LXXXI.
92.	Nicht länger traur' um mich als dumpf der Ton	LXXII.
93.	Damit man einst Dir nicht mit Fragen dreht	LXXIII.
94.	Die Zeit des Jahres kannst Du an mir sehn .	LXXIII.
95.	Doch sei zufrieden: wenn mich das Gericht . .	LXXIV.
96.	Wenn einst, nachdem mich längst der Tod ereilt	XXXII.
97.	Vom schönsten Wesen wünschen wir Vermehrung	I.
98.	Einst wird, eh' Du gelebt ein halb Jahrhundert	II.
99.	Schau in den Spiegel und sag' Deinen Zügen	III.
100.	Fruchtlose Lieblichkeit, warum verschwenden . .	IV.
101.	Die Zeit, die Deiner Schönheit Fäden spann .	V.
102.	Drum laß, eh' Winter Deinen Sommer scheucht	VI.
103.	Sieh, wenn im Ost glutroll das Himmelslicht	VII.
104.	Du, den zu hören selbst Musik, warum	VIII.
105.	Ist es die Furcht, daß eine Wittwe meine . .	IX.

Deutsche Reihenfolge:		Englische Reihenfolge:
106.	O Schmach! Gesteh'. Du kannst nicht Andre lieben	X.
107.	So schnell Du welkst, in einem Tyrus erblühst	XI.
108.	Zähl' ich die Glocke, die die Stunden misst . .	XII.
109.	O, daß Du ganz Dein eigen wärst! Doch bist	XIII.
110.	Nicht von den Sternen hol' ich meine Kunde	XIV.
111.	Bedenk' ich, daß nur Augenblicke währt	XV.
112.	Doch warum kehrst Du selbst nicht stärkre Wehr	XVI.
113.	Wer glaubt wohl künftig meinem Lied, erfüllt	XVII.
114.	Soll ich dich einem Sommertag vergleichen . .	XVIII.
115.	Stumpf', gierige Zeit, des Löwen Klau — es gähne	XIX.
116.	Mein Alter glaub' ich meinem Spiegel nicht .	XXII.
117.	Wohl gleicht nicht meine Muse jenem Lied. . .	XXI.
118.	O du, mein holder Freund, der in der Welt .	CXXVI.
119.	O wolle nicht mich falsch von Herzen nennen .	CIX.
120.	Ach, wohl ist's wahr: ich schwärmte hier und dort	CX.
121.	O zürn' der Glücksgöttin' denn sie allein	CXI.
122.	Dein liebend Mitgefühl schließt bald die Wunde	CXII.
123.	Wer sagt das Meiste? Was kann mehr entfalten	LXXXIV.
124.	Seh' ich des Alterthums erhabne Pracht . . .	LXIV.
125.	Wenn Erz, Stein, Erde, selbst des Weltmeers Flut	LXV.
126.	Nicht eigne Furcht, noch das prophetische Ahnen	CVII.
127.	Was kann das Hirn durch Dinte offenbaren . .	CVIII.
128.	Wo bist Du, Muse, die so lang' vergessen . .	C.
129.	Wie büßest, träge Muse, Du Dein Schweigen	CI.
130.	Verklag' mich, daß ich nur mit Dürftigkeit . .	CXVII.
131.	Wie man den Gaumen reizt durch scharfe Mischung	CXVIII.
132.	Wie viel Thränenthränen trank ich schon . . .	CXIX.
133.	Jetzt freut mich, daß einst spärlich Deine Huld	CXX.
134.	Ach, wie so arm doch meine Muse ist	CIII.
135.	Der Eigenliebe Sünde herrscht in Augen . . .	LXII.
136.	Du wirst der Zeit Verwüstung nicht entfliehn .	LXIII.
137.	Für mich, Geliebter, wirst Du niemals alt . .	CIV.
138.	Nennt meine Lieb' nicht Götzendienst, vergleicht	CV.
139.	Wenn ich in Chroniken der alten Zeit	CVI.
140.	Die Tafeln trag' ich, die Du mir gegeben . .	CXXII.
141.	Falsch war ich, als ich schrieb in frührer Zeit	CXV.
142.	Nichts kann den Bund zwei treuer Herzen hindern	CXVI.
143.	Nein, Zeit, nie zeig' ich Dir des Wechsels Launen	CXXIII.
144.	Wär' meine Lieb' ein Rind des Standes blos	CXXIV.
145.	Soll über Dir ein Baldachin sich breiten . . .	CXXV.

Deutsche Reihenfolge.		Englische Reihenfolge.
146.	Stolz ſind die Andern auf Geburt, auf Kunſt	XCI.
147.	Doch thu' Dein Aergſtes nur, entflieh! Es bliebe	XCII.
148.	Mein Lieben, ſcheinbar ſchwächer, iſt vermehrt	CII.
149.	Wenn's gar nichts Neues giebt, ſchon Alles war	LIX.
150.	Wie Wellen, die zum ſteinigen Ufer ſtuten . .	LX.
151.	O wieviel mehr die Schönheit uns erfreut . . .	LIV.
152.	Kein Marmorbild, kein fürſtlich Monument . .	LV.
153.	Wer Macht zu ſchaden hat und es nicht thut .	XCIV.
154.	O arme Seele! Kern der ſündigen Erde	CXLVI.
155.	Wie ſchnell die Schönheit ſtiebt, zeigt Dir Dein Spiegel	LXXVII.
156.	Laß die geboren unter günſt'gem Stern	XXV.



Vergleichende Uebersicht

der

englischen und deutschen Reihenfolge.

Englische Reihenfolge:		Deutsche Reihenfolge:
I.	Vom schönsten Wesen wünschen wir Vermehrung	97.
II.	Einst wird, eh' Du gelebt ein halb Jahrhundert	98.
III.	Schau in den Spiegel und sag' Deinen Zügen	99.
IV.	Fruchtlose Lieblichkeit, warum verschwenden . .	100.
V.	Die Zeit, die Deiner Schönheit Fäden spann .	101.
VI.	Drum laß, eh' Winter Deinen Sommer scheucht	102.
VII.	Sieh, wenn im Ost glutvoll das Himmelslicht	103.
VIII.	Du, den zu hören selbst Musik, warum	104.
IX.	Ist es die Furcht, daß eine Wittwe weine . .	105.
X.	O Schmach! Gesteh', Du kannst nicht Andre lieben	106.
XI.	So schnell Du welkst, in einem Sproß erblühst	107.
XII.	Zähl' ich die Glocke, die die Stunden mißt . .	108.
XIII.	O, daß Du ganz Dein eigen wärst! Doch bist	109.
XIV.	Nicht von den Sternen hol' ich meine Kunde .	110.
XV.	Bedenk' ich, daß nur Augenblicke währt	111.
XVI.	Doch warum kehrst Du selbst nicht stärkre Wehr	112.
XVII.	Wer glaubt wohl künftig meinem Lied, erfüllt	113.
XVIII.	Soll ich Dich einem Sommertag vergleichen . .	114.
XIX.	Stumpf', gierige Zeit, des Löwen Klau' — es gähne	115.
XX.	Du hast ein Frauengesicht, das die Natur . .	55.
XXI.	Wohl gleicht nicht meine Muse jenem Lied . .	117.
XXII.	Mein Alter glaub' ich meinem Spiegel nicht .	116.
XXIII.	Wie auf der Bühn' ein ungeübter Held	7.
XXIV.	Mein Aug' als Maler hat Dein Bild verklärt	56.
XXV.	Laß, die geboren unter günst'gem Stern	156.
XXVI.	Herr meiner Liebe, der zur Treue Du	54.
XXVII.	Von Müh'n erschöpft such ich mein Lager auf	68.
XXVIII.	Wie könnt' ich wieder glücklich jemals werden .	69.
XXIX.	Wenn ich, von Gott und Menschen übersehn	57.

Englische Reihenfolge:		Deutsche Reihenfolge
XXX.	Wenn ich so sinnend heimlich und allein	58.
XXXI.	Die mir todt schienen, all' die Herzen wohnen	59.
XXXII.	Wenn einst, nachdem mich längst der Tod ereilt	96.
XXXIII.	Schon manchen Morgen sah ich, stolz wie diesen	48.
XXXIV.	Warum verhießest Du solch' schönen Tag . . .	49.
XXXV.	Grämʼ Dich nicht mehr um das was Du gethan	50.
XXXVI.	Laß mich's gestehn: das Schicksal trennt uns hier	60.
XXXVII.	Wie sich ein altersschwacher Vater freut	84.
XXXVIII.	Wie könnt' es meiner Muse je fehlen	62.
XXXIX.	O wie kann würdig Deinen Werth ich singen .	63.
XL.	Nimm, die ich liebte, nimm sie Alle hin	51.
XLI.	Die artigen Sünden, denen Deine Tugend . .	52.
XLII.	Daß Du sie hast, ist nicht mein ganzer Schmerz	53.
XLIII.	Am besten seh' ich, schließt mein Auge sich . .	71.
XLIV.	Wär' dieses Leibs schwerfälliger Stoff Gedanke	72.
XLV.	Die beiden andern, Luft und läuternd Feuer .	73.
XLVI.	Ich sehe Aug' und Herz sich wild entzweien . .	27.
XLVII.	Nun sind verbündet Herz und Aug' in mir . .	28.
XLVIII.	Wie sucht' ich sorgsam jede Kleinigkeit	64.
XLIX.	Für jene Zeit — wenn je sie sollte kommen . .	85.
L.	Wie mühsam schlepp' ich mich von Ort zu Ort	66.
LI.	So kann ich liebreich mein schwerfällig Thier .	67.
LII.	So bin ich wie der reiche Mann, der still . . .	65.
LIII.	Aus welchem Stoffe schuf Dich die Natur . . .	74.
LIV.	O wieviel mehr die Schönheit uns erfreut . . .	151.
LV.	Kein Marmorbild, kein fürstlich Monument . .	152.
LVI.	Erneu', o süße Liebe, Deine Kraft	30.
LVII.	Dein Sklav bin ich und darum stets bereit . . .	31.
LVIII.	Verhüt' es Gott, der Dir zum Dienst mich wählte	32.
LIX.	Wenn's gar nichts Neues giebt, schon Alles war	149.
LX.	Wie Wellen, die zum steinigen Ufer fluten . .	150.
LXI.	Soll durch Dein Bild, in Nächten voller Kummer	70.
LXII.	Der Eigenliebe Sünde herrscht in Augen . . .	135.
LXIII.	Du wirst der Zeit Verwüstung nicht entfliehn .	136.
LXIV.	Seh' ich des Alterthums erhabne Pracht . . .	124.
LXV.	Wenn Erz, Stein, Erde, selbst des Weltmeers Flut	125.
LXVI.	Den Tod mir wünsch' ich wenn ich ansehn muß	61.
LXVII.	Warum in schlechtem Umgang soll er leben . .	88.
LXVIII.	So ist er uns ein Bild aus bessern Tagen . .	89.
LXIX.	Den äußern Gaben die wir an Dir sehn . . .	86.
LXX.	Daß man Dich schmäht, bereist nichts gegen Dich	87.
LXXI.	Nicht länger traur' um mich als dumpf der Ton	92.
LXXII.	Damit man einst Dir nicht mit Fragen droht	93.
LXXIII.	Die Zeit des Jahres kannst Du an mir sehn	94.
LXXIV.	Doch sei zufrieden: wenn mich das Gericht . .	95.

Englische Reihenfolge:		Deutsche Reihenfolge:
LXXV.	Wie Brot dem Leben, bist Du den Gedanken .	19.
LXXVI.	Was ist so arm an Neuheit mein Gedicht . . .	81.
LXXVII.	Wie schnell die Schönheit flieht, zeigt Dir Dein Spiegel	155.
LXXVIII.	Oft rief ich Dich als meine Muse an	82.
LXXIX.	So lang' ich Dich noch anrief ganz allein . . .	83.
LXXX.	O wie verzag' ich, wenn ich von Dir singe . .	75.
LXXXI.	Entweder schreib' ich noch die Grabschrift Dir	91.
LXXXII.	Du bist mit meiner Muse nicht vermählt . . .	76.
LXXXIII.	Nie fand ich farbles Dich und darum nie . . .	77.
LXXXIV.	Wer sagt das Meiste? Was kann mehr entfalten	123.
LXXXV.	Stumm hält sich meine Muse und bescheiden .	78.
LXXXVI.	War es das stolze Segel seiner Dichtung . .	79.
LXXXVII.	Lebwohl! Du stehst im Preis zu hoch für mich	80.
LXXXVIII.	Wenn Dir die Laune kommt mich zu verschmähn	39.
LXXXIX.	Sag', Du siehst mich um einen dummen Streich	40.
XC.	So daß mich wenn Du willst; wenn jemals nun	41.
XCI.	Stolz sind die Andern auf Geburt, auf Kunst	146.
XCII.	Doch thu' Dein Aergstes nur, entfliehn! Es bliebe	147.
XCIII.	So werd' ich leben, glaubend, Du seist treu .	90.
XCIV.	Wer Macht zu schaden hat und es nicht thut .	153.
XCV.	Wie lieblich und wie süß machst Du die Schande	58.
XCVI.	Die tadeln Deiner Jugend Uebermuth	37.
XCVII.	Wie ward zum schaurig öden Winter mir . . .	33.
XCVIII.	Ich war getrennt von Dir im Frühling auch .	34.
XCIX.	So schalt ich früher Veilchen Uebermuth . . .	35.
C.	Wo bist Du, Muse, die so lang' vergessen . .	128.
CI.	Wie büßest, träge Muse, Du Dein Schweigen	129.
CII.	Mein Lieben, scheinbar schwächer, ist vermehrt	148.
CIII.	Ach, wie so arm doch meine Muse ist	134.
CIV.	Für mich, Geliebter, wirst Du niemals alt . .	137.
CV.	Nennt meine Lieb' nicht Götzendienst, vergleicht	138.
CVI.	Wenn ich in Chroniken der alten Zeit	139.
CVII.	Nicht eigne Furcht, noch das prophet'sche Ahnen	126.
CVIII.	Was kann das Hirn durch Dinte offenbaren .	127.
CIX.	O wolle nicht mich falsch von Herzen nennen .	119.
CX.	Ach wohl ist's wahr: ich schwärmte hier und dort	120.
CXI.	O zürn' der Glücksgottin! denn sie allein . .	121.
CXII.	Dein liebend Mitgefühl schliest bald die Wunde	122.
CXIII.	Mein Auge sagt, seit wir geschieden sind . . .	29.
CXIV.	Ob nicht vielleicht mein Geist, getrennt mit Dir	30.
CXV.	Falsch war ich, als ich schrieb in frührer Zeit	141.
CXVI.	Nichts kann den Bund zwei treuer Herzen hindern	142.
CXVII.	Verklag' mich, daß ich nur mit Dürftigkeit . .	150.
CXVIII.	Wie man den Gaumen reizt durch scharfe Mischung	131.

Englische Reihenfolge		Deutsche Reihenfolge
CXIX.	Wie viel Syrenenthränen trank ich schon . . .	132.
CXX.	Jetzt freut mich, daß einst spärlich Deine Huld	133.
CXXI.	's ist besser schlecht zu sein als schlecht zu scheinen	8.
CXXII.	Die Tafeln trag' ich, die Du mir gegeben . .	140.
CXXIII.	Nein, Zeit, nie zeig' ich Dir des Wechsels Launen	143.
CXXIV.	Wär' meine Lieb ein Kind des Standes blos	144.
CXXV.	Soll über Dir ein Baldachin sich breiten . . .	145.
CXXVI.	O Du, mein holder Freund, der in der Welt .	118.
CXXVII.	Schwarz hielt man nicht für schön im Alterthume	23.
CXXVIII.	Wie oft, wenn Deine zarten Finger springen .	2.
CXXIX.	Geübte Wollust ist des Geists Verschwendung .	44.
CXXX.	Dein Auge gleicht in Nichts dem Sonnenlicht	22.
CXXXI.	So launenhaft und herrisch ist Dein Geist . .	25.
CXXXII.	Ich liebe Deine Augen, die bedauernd	24.
CXXXIII.	Verwünscht das Herz, das mir schuf solche Pein	45.
CXXXIV.	Ja, ich gestand's: mein Freund ist Dein — und mich	46.
CXXXV.	Laß Andern ihre Wünsche! Deinen Willen . .	4.
CXXXVI.	Zürnt Deine Seel', ich komme Dir zu nah . .	5.
CXXXVII.	Was machst Du, blinde, närr'sche Lieb' aus mir .	12.
CXXXVIII.	Schwört meine Liebe, sie hält fest am Wahren	26.
CXXXIX.	Verlang' nicht, daß ich selbst mein Mißgeschick	42.
CXL.	Sei klug in Deiner Grausamkeit, daß nicht . .	43.
CXLI.	In Wahrheit lieb' ich Dich nicht mit den Augen	17.
CXLII.	Ich lieb' aus Liebe, tugendhaft bist Du	18.
CXLIII.	Wie eine Hausfrau sorglich voller Hast	6.
CXLIV.	Mein Herz, in zweier Geister Liebesbann . . .	47.
CXLV.	Ihr Mund, dies Wunderwerk der Liebe	14.
CXLVI.	O arme Seele! Kern der sündigen Erde	154.
CXLVII.	Mein Lieben gleicht dem Fieber, es begehrt . .	20.
CXLVIII.	Weh mir, wie meine Augen durch mein Lieben	21.
CXLIX.	Du sagst, Grausame, daß ich Dich nicht liebe	15.
CL.	O welche Macht kann Dir die Allmacht leihn .	16.
CLI.	Lieb' ist zu jung, von Schuld und Reu' zu wissen	13.
CLII.	Du weißt, Dich liebend treu ich mein Gewissen	11.
CLIII.	Cupido, da einst Schlaf ihn überkam	9.
CLIV.	Einst schlief der kleine Liebesgott; zur Seiten .	10.
	Die himmlische Rhetorik Deiner Augen. (Aus dem „Passionate Pilgrim.“)	1.
	Wenn sich Musik und Poesie verbinden. (Aus dem „Passionate Pilgrim.“)	3.

Friedrich Bodenſtedt's

Geſammelte Schriften.

Neunter Band.

Friedrich Bodenſtedt's

Geſammelte Schriften.

Geſammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Neunter Band.

Berlin 1867.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

A D
FELL...
MAAC.
Univ.-Bibl.
München

Alte und neue Gedichte

von

Friedrich Bodenſtedt.

Erſter Band.

Berlin 1867.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Inhaltsverzeichniß.

Lieder.

	Seite
Mein Lebenslauf	15
Wenn du kommst um zu erfreuen	18
Sieh' aus dem Schlot die Funken sprühn	19
Frieden	20
Wenn der Frühling auf die Berge steigt	21
Mailied	23
An das Meer	24
Die Berge steh'n in dunkeln Reih'n	25
Ein Tanz im Gebirge	26
Einsamkeit	27
Im Frühling	27
Studenten-Trinklied	29
Füllt mir das Trinkhorn	30
Sieh, das Thier trinkt keinen Wein	31
Hafis und der Philister	31
Seit deiner Augen Himmelsglanz	33
Sing' noch ein Lied	34
Die Waise	35
Schwarze Augen, dunkle Kohlen	36
Ach, wie oft ward ich betrogen	37
Meerfahrt	38
Nachts	39
Flohen die Wolken im Abendwinde	40

Sinngedichte und Sprüche.

	Seite
Vates	43
Wo sich Kraft will offenbaren	43
Wie ernst wir wandeln unsre Lebenspfade	44
Wohl ist Erinnerung ein Glück	44
Je wahrer man liebt	45
Der Schmerz, die Freude spielen nicht mit Bildern	45
Die Tugend hab' ich nie gelobt	45
Lebensweisheit	46
Schweres Leid, das wir empfunden	46
Nach vollem Glück vergebens	46
Im Glück oft unbewußt	46
Klug sich in Welt und Menschen fügen	47
Sich plagen im Leben	47
Der Welt mehr geben als sie uns giebt	47
Wohlthun schafft eignes gleichwie fremdes Glück	48
Wo Jeder ist, wie er sich zeigt	48
Will uns der Himmel segnen	48
Freundschaft	49
Einst und Jetzt	50
Trifft dich ein Leiden ohne Schuld	50
Was ist es, das am Ende bleibt	51
Willst du klug durch's Leben wandern	51
Sammle dich zu jeglichem Geschäfte	51
Die ächte Scham ist ohne Ueberlegung	52
Sei nicht alt in jungen Jahren	52
Schafft frohe Jugend euren Kindern	52
Nur Menschen, die selbst nicht viel taugen	52
Der giebt nicht viel, der sich erst viel besinnt	53
Mein Freund weiß manches Sprichwort	53
Wer nicht den Gott im eignen Busen trägt	53
Nur was im Geiste aufgenommen	53
Wenn das Glück sich wenig um mich kümmert	54
Wohl besser ist's ohn' Anerkennung leben	54
Ruhm hat seinen Werth verloren	54
Eine große Tugend ist Stummheit	54
Nächst der Dummheit ist es Rohheit	55
Zur rechten Zeit erfassen	55

Seite

Mögt ihr meine Weisheit tadeln 55
Es treiben zuchtlose Geister 56
Wenn ich der Menschen Treiben seh' 56
Klagt nicht, daß euch so schnell die Jugend flieht 57
Als ich noch jung war, glaubt' ich, Alles daure 57
Wem Gott sein täglich Brot verlieh 57
Die Macht des Rechtes 58
Das Walten des Schicksals 59
Ein Kritikaster 60
Gefühl' hat der Mensch mit dem Thiere gemein 61
Wer nichts ist, sucht vor den Leuten 61
Schaffen 61
Unglückliche Liebe 62
Adler und Wurm 62

Sonette.

Der Gießbach 65
Gern flücht' ich mich in deine Schattenkühle 66
Gedanken brüten auch im Bergeshirne 67
Wie mancher Wandrer hat hier ausgeruht 68
Aus dunkler Scholle springt die klare Quelle 69
Völkerhaß 70
An Kaiser Alexander II. 71
An mein Söhnchen 72
An E. M. 73
An eine Freundin. 1. 74
— — 2. 75
— — 3. 76
An Seine Majestät König Maximilian II. (Bei Uebersendung meines Demetrius) 77
Einem jungen Brautpaare 78
Frauenschöne. 1. 79
— 2. 80
— 3. 81
An Hermann Lingg 82
Der Ararat 1. 83
— 2. 84

Verschiedene.

	Seite
Der Menschengeist	87
Traumgesicht	90
Heinrich VIII. und Iwan IV. (der Schreckliche)	93
An mein jüngstes Töchterchen	94
Am Neujahrsmorgen 1858	95
Lord Byron's Ode an Napoleon Buonaparte	96
Das Kosakenmädchen	102
Hugin und Munin	103
Radbet, der heidnische Herzog der Friesen	105
Der Römerknabe	108
Augustus	111
Philipp von Mazedonien	111
Alcibiades	112
Warum die Juden kein Schweinefleisch essen. (Flandrische Volkssage)	112
Vom treuen Ritter und der spröden Maid	114

Zeit- und Gelegenheitsgedichte.

Die Stoff- und Kraftphilosophen	117
Ein Biedermann	119
Die kriegerischen Nazarener	120
Trinkspruch zur Schillerfeier	123
Lied, gesungen bei der Enthüllung des Schiller-Monumentes in München	125
Beim Tode Sr. Majestät des Königs Maximilian II. (10. März 1864.)	126
Zur Shakespeare-Feier (23. April 1864)	128
Prolog zu einem Concert zur Unterstützung der Kriegsbeschädigten (August 1866.)	131

Volksweisen als Intermezzo.

Es war im Dorfe Hochzeit	135
Die Zigeunerbande singt	136
Die Zigeunerin singt	138
Das Zigeunermädchen singt	139
(Russisches.) Nachtigall, o Nachtigall	140
Sing', mit Sonnenaufgang singe	141
Das Vöglein	142
Sang wohl, sang das Vögelein	142
Serbisches Lied	143

Seite
Böhmisches Lied 144
Der Räuber (altrussisch) 145
Mädchenlied 146
Lettisch 147
Lied der Kosaken vom Schwarzen Meere 148
Kurdische Lieder.
1. Frühlingslied 149
2. Schön ist das Mädchen das ich meine 149
3. Klagelied 150
4. Trauerlieder 151

Aus dem Morgenlande. (1843 — 1845.)

O Thor, der du in fremden Ländern 155
Ein Blick vom Kreml 156
Steppenbrand 159
Windeswehen vom Kaukasus 164
Der Terek 165
Georgia 166
Nino 168
Ein Sommertag in Eriwan 170
Armenisches Grablied 171
Schamyl in den Wäldern von Jeschkeri 172
Tscherkessische Todtenklage 175
Muhammed 177
Der Gesang der Winde 182

Die Rose von Tiflis.

Gern schau' ich in's dunkle Auge dir 187
Zürne nicht! 188
Ein Morgen in Tiflis 189
Genügsamkeit 193
Sonne und Sterne 194
Abschied vom Kaukasus 196

Aus dem Buche Edlitam. (1847 — 1851.)

Und eine lange Nacht war angebrochen 199
Sie wühlte in den Tönen 200
Ständchen 201
Süße Bettelei 202

Seite

Mir träumte einſt ein ſchöner Traum 203
Wenn Küſſen, Mädchen, Sünde iſt 204
Oft ſinn' ich hin und wieder 204
Verſtändigung 205
Ich ſinge dich, liebliches Mädchen du 206
Deine Liebe iſt mein Himmel 207
Abſchiedsworte 208
Auf der Reiſe 209
O ſieh' die Perlen auf der Schnur 210
Die Welt geht aus den Augen 211
Zum Heiligthum wird uns der Garten 213

Von der Nordſee.

Die Seemuſchel 217
Gruß an das Meer 218
Verſtimmung 220
Dämmerung 221
Es ruht das Meer in Sabbathruh 221
Um Mitternacht ging ich hinaus an die See 222
Der Seeadler 223
An das Meer bei nächtlichem Leuchten 223
Nixenreigen 224

Lieder.

Mein Lebenslauf.

Ich bin an keinem Ort geboren
Durch Schönheit der Natur verklärt,
Bedeckt von Torf- und Haidemooren
Und Acker, der den Bauer nährt,
Liegt rings das Land, der Kunst verloren,
Der es ein Obdach nie gewährt —
Ich bin an keinem Ort geboren
Durch Schönheit der Natur verklärt.

Es ging kein Führer mir zur Seite,
Der fördernd klugen Rath mir gab,
Mir ward kein schützendes Geleite,
Früh war ich selbst mein Rath und Stab;
Drum schweift' ich irrend oft ins Weite
In Kunst und Wissen auf und ab —
Es ging kein Führer mir zur Seite,
Der fördernd klugen Rath mir gab.

Wer pflanzte dieses Glutverlangen
Nach Kunst und Schönheit in mein Herz?
War doch mein Himmel trüb' umhangen,
Mein Pfad voll Dornen allerwärts:
Nur tief im Innern Stimmen klangen
Prophetisch wie Dodona's Erz —
Wer pflanzte dieses Glutverlangen
Nach Kunst und Schönheit in mein Herz?

Ich sah das Mühlrad blitzend schäumen
Und sinnend hemmt' ich meinen Schritt,
Die Erlen, die den Bach umsäumen,
Leis beben — und ich bebte mit;
Sah mich verlacht in meinen Träumen,
Ach, Niemand ahnte, was ich litt —
Ich sah das Mühlrad blitzend schäumen
Und sinnend hemmt' ich meinen Schritt.

Die Mutter sang uns alte Lieder,
Das klang ins Herz mir wunderbar,
Zu ihren Füßen saß ich nieder,
Sie streichelte mein lockig Haar. . . .
Wie oft zu ihr sehnt' ich mich wieder,
Als ich in fremden Landen war —
Die Mutter sang uns alte Lieder,
Das klang ins Herz mir wunderbar.

Mein Herz melodisch auszuklingen,
Ward auch in mir die Sehnsucht wach;
Ich hörte, was aus Sturmesschwingen,
Aus Quell- und Waldesrauschen sprach;
Musik hört' ich das All durchdringen
Und wonneschauernd sang ich's nach —
Mein Herz melodisch auszuklingen,
Ward auch in mir die Sehnsucht wach.

War auch gering nur meine Gabe,
Doch ward sie mir zur Trösterin,
Als ich schon früh am Wanderstabe
Die Welt durchmaß mit offnem Sinn.
Ihr dank' ich Alles, was ich habe,
Ihr dank' ich Alles, was ich bin —

War auch gering nur meine Gabe,
Ward ſie mir doch zur Tröſterin.

Zu eig'ner Luſt hab' ich geſungen,
Doch Lieb' und Lied birgt ſich nicht lang.
Bald durch die Lande weit erklungen
Zu And'rer Luſt iſt mein Geſang.
Ob mir, was ich erſtrebt, gelungen,
Ob nicht — ich folgte höherm Drang —
Zu eig'ner Luſt hab' ich geſungen,
Doch Lieb' und Lied birgt ſich nicht lang.

Ich dürfte nicht nach Ruhm, zufrieden
Mit Glück, das mir die Liebe gab.
Herr, ſegne Weib und Kind hienieden,
Sei, wenn ich nicht mehr bin, ihr Stab!
So ſcheid' ich von der Welt in Frieden
Und bange nicht vor Tod und Grab —
Ich dürfte nicht nach Ruhm, zufrieden
Mit Glück, das mir die Liebe gab.

Wenn du kommſt um zu erfreuen.

Wenn du kommſt um zu erfreuen,
Wirſt du ſtets willkommen ſein, —
Biſt du traurig, bleib allein,
Wenige zählen zu den Treuen.

Trag dein Leiden ſtumm für Jeden,
Kehr ins Inn're tief den Blick,
Laß im Kampf mit Mißgeſchick
Deine Thaten für dich reden.

Sei dem Baum gleich, der, gerüttelt
Von des Herbſtſturms wilder Wucht,
Labend ſeine reifſte Frucht
Aus gebeugtem Haupte ſchüttelt.

Sieh' aus dem Schlot die Funken sprühn.

Sieh' aus dem Schlot die Funken sprühn
In dunkler Nacht,
Und gaukelnd durch die Lüfte glühn
In heller Pracht;
Das Feuer, dem sie keck entsprungen,
Brennt dort zu andern, ernsten Dingen,
Und nährt in schwerem Werktagsjoch
Die Funken doch.

So springt wohl aus des Geistes Glut,
Der Schweres schafft,
Manch kleines Lied voll Uebermuth
In eigner Kraft —
Doch nicht wie Funken zu versprühen,
Schwingt sich's, um zündend fortzuglühen,
In guter Menschen Herz und Sinn,
Und bleibt darin.

Frieden.

Nun sind Stürme und Gewölk zerstoben,
Auf den blauen Bergen blitzt der Schnee;
Still, vom reinsten Morgenglanz umwoben,
Ruht die Welt — vergiß nun Leid und Weh!
Frieden ist im Himmel und auf Erden,
Frieden laß auch deinem Herzen werden.

Aus dem Dorf am Bergsee klingt Geläute,
Auf den Wiesen glänzt der Morgenthau.
Alles ruht — der Tag des Herrn ist heute,
Und kein Wölkchen trübt das lichte Blau.
Frieden ist im Himmel und auf Erden,
Frieden laß auch deinem Herzen werden!

Klage nicht mehr! Was du auch gelitten:
Schuldlos leiden Viele mehr als du!
Keiner siegte noch, der nicht gestritten,
Doppelt süß labt nach dem Kampf die Ruh —
Frieden ist im Himmel und auf Erden,
Frieden laß auch deinem Herzen werden!

Wenn der Frühling auf die Berge steigt.

Wenn der Frühling auf die Berge steigt
Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt,
Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
Und im Gras das erste Blümlein sprießt —
Wenn vorbei im Thal
Nun mit Einemmal
Alle Regenzeit und Winterqual,
Schallt es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

Wenn am Gletscher heiß die Sonne leckt,
Wenn die Quelle von den Bergen springt,
Alles rings mit jungem Grün sich deckt
Und das Lustgetön der Wälder klingt,
Lüfte lind und lau
Würzt die grüne Au,
Und der Himmel lacht so rein und blau,
Schallt es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

War's nicht auch zur jungen Frühlingszeit,
Als Dein Herz sich meinem Herz erschloß?
Als von dir, du wundersüße Maid,
Ich den ersten langen Kuß genoß!
Durch den Hain erklang
Heller Lustgesang,
Und die Quelle von den Bergen sprang —
Schall es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

Mailied.

Nun hat die Erde ſich
Befreit vom Winterdrucke,
Prangt wieder wonniglich
Im friſchen Maienſchmucke;
Es ſchwirrt in Flur und Feld,
Es ſummt in Blum' und Moose;
Mit Feuerzungen hält
Lenzpredigten die Roſe;
Die Sonne lacht dazu
Aus reinſter Himmelsbläue —
Mein Herz, ſo lach auch du,
Blüh, wie die Welt, auf's Neue!

Es hat der Herr der Welt
Ein Freudenmal bereitet,
Hat hoch ſein Himmelszelt
Für Alle ausgebreitet;
Es klingt vom Blüthenzweig,
Aus Büſchen und Geſtäude:
Kommt zu mir, Arm und Reich,
Ich bring' euch Allen Freude! —
Es ſteht auf jedem Blatt
Von Gottes Hand geſchrieben:
Wer Luſt an Mir nicht hat,
Dem iſt kein Troſt geblieben!

An das Meer.

Urfrisches Bild der Jugendzeit
Im goldnen Saum der Ewigkeit,
Das du seit Schöpfungsanfang warst,
Wie du dich heut mir offenbarst.

Du sahst das Erdrund werden alt
Und sich verwandeln mannigfalt —
Auch du oft wechselst dein Gesicht,
Doch deine Seele wechselt nicht!

Du zeigst die ewige Schöpferkraft,
Die rastlos aus sich selber schafft,
Stets neue Lebenswellen treibt
Und immer doch die alte bleibt.

Wer deines Herzens Wogenschlag
Und Melodie ergründen mag,
Dem raunst du das Geheimniß zu
Stets jung und alt zu sein wie du!

Die Berge ſteh'n in dunklen Reih'n.

Die Berge ſteh'n in dunklen Reih'n,
Im Thale Nebel wogen;
Hell glänzt der See im Mondenſchein,
Ein Kahn ſchwimmt auf den Wogen.

Draus ſchallen Stimmen hell und weit,
Zwei Sennerinnen ſingen,
Als wollten vor lauter Seligkeit
Die jungen Herzen ſpringen.

Das ſchmettert jauchzend, kichert froh,
Als ob ſie ſingend küßten —
Was freut die drallen Mägdlein ſo?
Ja, wenn ſie's ſelbſt nur wüßten!

Ein Tanz im Gebirge.

»Juchhe!« so schallt's den Berg hinauf,
»Juchhe!« so schallt's herunter;
Der Fiedler spielt zum Tanze auf,
Im Dorfe wird es munter.

»Gott grüß' dich, liebe Sennerin!
Wo bist so lang' geblieben?«
— Grüß Gott! — schon wirbelnd her und hin
Sind sie im Tanz getrieben.

Das juchzt und dreht sich ohne Ruh,
Mit Klatschen und mit Stampfen;
Die Alten schauen schmunzelnd zu,
Die kurzen Pfeifen dampfen.

»Weißt, Mutter, als wir auch noch jung
Zusammen juchzten, sprangen?
Da war im Tanz ein andrer Schwung,
Die Zeiten sind vergangen!«

»Komm her, wir machen noch eins mit!«
Schnell hat er sie umschlungen,
Sie tanzen, springen, halten Tritt
Noch besser als die Jungen.

Von dem Gestampf der Nägelschuh
Erdröhnt das Wirthsgebäude. —
Tanzt, juchzt und jubelt immerzu,
Gott segne eure Freude!

Einsamkeit.

Laß uns ein heimlich Plätzchen wählen,
Wo keine Menschen nach uns fragen,
Wo kaum die Sonnenstrahlen wagen
Sich durch das dunkle Grün zu stehlen.

Nun haben wir die Welt verlassen
Und zogen aus Millionen Nieten
Das große Loos. Was kann sie bieten,
Die Welt, für das, was wir umfassen?

Im Frühling.

Nun keimt und blüht es allerwärts,
Die Drossel singt im Waldesgrün,
Mir ist, als fühlt' ich auch mein Herz
Neu mit des Lenzes Blumen blühn.
Die ganze Welt erneut sich
Und jedes Würmchen freut sich,
Wie Alles duftet, treibt und ringt
In wonnevollem Werden —
Was auch das Leben Trübes bringt:
Es ist doch schön auf Erden!

Dort sinnend wandelt eine Frau,
Schon furcht sich alternd ihr Gesicht,
Das schwarze Haar wird silbergrau —
Sie denkt der Jugendzeit und spricht:
Die Vöglein zwitschern wieder
Die alten Frühlingslieder,
Sie kennen nicht Veränderung
In Antlitz und Geberden —
Doch, bleibt man auch nicht immer jung:
Es ist gar schön auf Erden!

Es fiel vom Baum ein welkes Blatt,
Ein Greis schloß seine Augen zu,
Ein Trauerzug wallt aus der Stadt,
Man trägt den Leib zur ew'gen Ruh:
Der Geist, auf lichtern Bahnen
Sieht schon, was wir nur ahnen —
Er geht zu neuem Frühling ein,
Frei aller Noth zu werden.
Wohl wird's im Himmel schöner sein,
Doch schön ist's auch auf Erden.

Studenten-Trinklied.

Nehmt den Becher zur Hand!
Trinket aus bis zum Grund —
Füllt ihn neu bis zum Rand,
Führt ihn wieder zum Mund —
Denn die Zeit iſt ſo trüb' und die Welt iſt ſo dumm,
Und dreht ſich noch heut ſo im Kreiſe herum
Als wie vor tauſend Jahren!

Welch ein ſeliger Blick
In das Glas ſo vor uns!
Da enthüllt das Geſchick,
Weiß nicht was ſo vor uns!
Es ſtellt ſich uns Alles was dunkel war,
In ſo roſigem lichtem Gefunkel dar,
Daß Einem ganz leuchtend zu Muthe!

Propheten ſchon viel
Sind gekommen zu uns,
Moneten ſchon viel
Sind genommen von uns —
Doch hat kein Prophet ſolchen Glauben erweckt
Als im heiligen Geiſte der Trauben verſteckt,
Wenn wir ihn auf Pump genießen.

Nehmt den Becher zur Hand!
Schaut ihm tief auf den Grund —
Trinkt ihn aus mit Verſtand,
Schließt in Freundſchaft den Bund!
Aus dem Wein ſteigt der Geiſt der Verſöhnung auf,
Thut uns ſich die Welt in Verſchönung auf,
Im Wein allein iſt Wahrheit!

Füllt mir das Trinkhorn.

Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weise,
Faſten macht dumm!

Was iſt das Athmen?
Ein Trinken von Luft —
Was iſt das Riechen?
Ein Trinken von Duft!

Was iſt ein Kuß, als
Ein doppelter Trank!
Trinken macht ſelig,
Faſten macht krank!

Was iſt das Sehen?
Ein Trinken des Scheins —
Klingt's auch verſchieden,
Bleibt es doch Eins!

Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weiſe,
Faſten macht dumm!

Sieh, das Thier trinkt keinen Wein.

Sieh, das Thier trinkt keinen Wein,
Darum wird es nicht betrunken, —
Wohl iſt Mancher ſchon durch Wein
Unter's Thier herabgeſunken:

Doch Gott ſchuf der Rebe Glut
Nicht als Irrlicht uns im Sumpfe,
Heben ſoll ſie Geiſt und Muth,
Aechter Menſchheit zum Triumphe.

Darum habt im Auge ſtets
Die Gefahren des Verſinkens —
Nicht zum Sumpf, zur Sonne geht's
Durch die ächte Kunſt des Trinkens.

Hafis und der Philiſter.

Der Philiſter.

Welch ein Leichtſinn iſt der deine!
Kaum noch trau ich meinem Blick:
Luſtig treff ich dich beim Weine,
Nach ſo bitterm Mißgeſchick.

Solche Prüfung wie die deine
Hätte mir gebeugt das Haupt,
Mich der Luſt an Lied und Weine,
Aller Erdenluſt beraubt.

Hafis.

Freund, das Glück ist eine Närrin,
Unglück ist ein böses Weib —
Keine wünsch ich mir zur Herrin,
Beide halt ich mir vom Leib.

Wer das tiefe Weh nicht wittert,
Das mein Auge und Gedicht
Wie der Sterne Glanz durchzittert:
Freund, der merkt das Höchste nicht.

Da ist der Poet am größten,
Wo er eignen Schmerz bezwang,
Einsam Leidende zu trösten
Durch erquickenden Gesang.

Freund, versteh mich wie ich's meine,
Wie's mit dir und mir bestellt:
Ob dein Antlitz lache, weine,
Was bekümmert das die Welt?

Anders hat der Herr mir meine
Leid- und Freudensaat bestellt:
Wenn ich lache, wenn ich weine,
Lacht und weint die ganze Welt.

Seit deiner Augen Himmelsglanz.

Seit deiner Augen Himmelsglanz
Mir in das Herz geflossen,
Hat sich das Weltgeheimniß ganz
Dem innern Blick erschlossen.

Was dunkel war in Raum und Zeit,
Ist nun in Licht verschwunden,
Ich habe die ewige Seligkeit
Genossen in Sekunden.

Nun ist der Wahn und Zweifel hin,
Umschifft sind alle Klippen,
Seit mir des Lebens tiefsten Sinn
Gepredigt deine Lippen.

Ich möcht' es jubelnd sonnenhell
Der ganzen Welt verkünden,
Allein der Weisheit tiefsten Quell
Muß Jeder selbst ergründen.

Sing' noch ein Lied.

Sing' noch ein Lied! ein fröhlich Lied,
Das uns die Nacht zum Tage macht,
Daß man die Bäume blühen sieht
Und klingen hört in Frühlingspracht!

O weile! laß, was unverhofft
Uns ward, noch mehr beschieden sein,
Es muß auf Erden gar zu oft
Geschieden und gemieden sein . . .

Sing' noch ein Lied! trägst du uns fort
Auf deiner Töne Wellenbahn:
Springt alle Sorge über Bord,
Und alle Noth scheint leerer Wahn.

Und ob uns dies und jenes drückt,
Und ob des Kummers noch so viel:
Wir lauschen dir und sind beglückt
Bei deinem Sang und Saitenspiel!

O reiner Klang der Menschenbrust,
Du stimmst das Herz so weihevoll,
Daß man nicht weiß, ob man vor Lust
Aufjauchzen oder weinen soll!

Sing' noch ein Lied! Was je an Glück
Das bunte Leben uns gereicht,
Das bringt uns dein Gesang zurück,
Derweil des Unglücks Schatten weicht!

Die Nacht, der Menschen Feindin, flieht
Vor deiner Töne Zaubermacht —
Sing' noch ein Lied! ein fröhlich Lied,
Daß uns das Herz im Leibe lacht!

Die Waise.

Mutter, Mutter, ach vergebens
Gabst du deinem Kind das Leben,
Ohne ihm am Glück des Lebens
Seinen Antheil auch zu geben.

Fühlt kein Herz mit mir gemeinsam,
Todt sind alle meine Lieben;
Ach! warum verwaist und einsam
Bin ich hier zurückgeblieben?

Wüßt' ich doch ein einzig Wesen,
Das sich meinem Herzen einte,
Das, wie ich, zum Gram erlesen,
Mit mir litte, mit mir weinte.

Dem das Auge thränt', wie meines,
Wie der Thau vom Baume fällt —
Aber ach! ich finde keines
Auf der weiten Gotteswelt!

Schwarze Augen, dunkle Kohlen.

Schwarze Augen, dunkle Kohlen,
Nimmer sollt ihr mich verführen —
Gluten ruhn in euch verstohlen,
Aber ich will sie nicht schüren.

Wohl noch kenn' ich solches Feuer,
Kenne solche Truggeberden,
Doch ich will an euch kein neuer
Frevelnder Prometheus werden.

Aus dem Himmel solcher Augen
Holt' ich einst wohl Feuer nieder,
Doch die Lehre soll mir taugen,
Was ich that, ich thu's nicht wieder!

Zürnend soll kein Gott aufs Neue
An ein Felsenherz mich schmieden,
Und der Geierfraß der Reue
Nicht verzehren mich hienieden!

Ach, wie oft ward ich betrogen.

Ach, wie oft ward ich betrogen,
Und wie oft ward ich bethört!
Bald durch Künſte fein erwogen,
Bald durch Keckheit unerhört.

Und ich nahm mir vor, vernünftig
Nun für alle Zeit zu ſein,
Keiner Schmeichelſtimme künftig,
Keinem Trug mein Ohr zu leihn.

So entſchwand der Täuſchung Leiden,
Aber auch der Täuſchung Glück.
Keine Wahl blieb zwiſchen Beiden,
Beide wünſcht ich ſie zurück.

Jahre kamen und verflogen,
Oft hat ſich mein Herz empört —
Und noch ſtets werd' ich betrogen
Und noch gern werd' ich bethört.

Meerfahrt.

Scharf blies der Wind, hoch ging die See,
Dumpfbrausend, wildbewegtlich,
Ich lag allein in ſtummem Weh,
Unglücklich, trüb unſäglich.

An ſelige Tage dachte ich,
An Glück, zu früh entſchwunden,
Wo ſchnell wie die Stunde der Tag verſtrich,
Jetzt ſchlichen die Tage wie Stunden.

Ein Stern ging auf in ſpäter Nacht
Und zitterte kalt durch's Dunkel —
Er hat die Nacht nicht hell gemacht
Mit ſeinem bleichen Gefunkel.

Und ſtehen auch in der Zeiten Lauf
Wenn der Tag des Lebens vollbracht iſt,
Erinnerungen wie Sterne auf:
Sie zeigen nur daß es Nacht iſt.

Nachts.

Schlaflos reck' ich die müden Glieder,
Unheimlich langsam schleicht die Nacht;
Schließ' ich das Auge, öffnet's wieder
Gewaltsam eine finstre Macht,
Und mich umgaukeln wild und wilder
Gespenstig grauenhafte Bilder.

Was längst in meines Herzens Tiefen
Begraben lag, taucht wieder auf,
Als ob es Geisterstimmen riefen;
Rückwärts rast der Gedanken Lauf
In ungezügelter Geschwindheit
Bis zu den Qualen meiner Kindheit.

Was je mir trüb erschien, noch trüber
Erscheint mir's jetzt; ein Augenblick
Führt jahreslange Pein vorüber,
Und von dem wechselnden Geschick
Des Lebens seh' ich nur das Schlimme,
Die Gottheit nur in ihrem Grimme.

Aufspringen will ich, doch die schlaffen
Gelähmten Glieder knicken ein —
Die Kraft fehlt, mich emporzuraffen . . .
Da bricht der erste Morgenschein
Herein, und bringt, die mich gemieden
Im nächt'gen Dunkel: Schlaf und Frieden.

Flohen die Wolken im Abendwinde.

Flohen die Wolken im Abendwinde,
Schimmernd im Mondlicht lag das Thal —
Hinter der Mauer unter der Linde
Sahen wir uns zum letztenmal.

Flohen die Jahre, flohen geschwinde,
Wieder kam ich in's heimische Thal —
Hinter der Mauer unter der Linde
Dacht' ich dein viel tausendmal.

Sinngedichte und Sprüche.

Vates.

Wem ein Gott verlieh die Gabe
Flüchtigem Bestand zu geben,
Mit der Dichtung Zauberstabe
Todtes wieder zu beleben:

Priesterlich im heil'gen Tempel
Walt' er seines Amts voll Segen,
Um des Liedes reinen Stempel
Nur auf ächtes Gold zu prägen.

Nur wer aus der Wahrheit Bronne
Schöpft, giebt seinen Worten Schwingen,
Daß sie wie Gestrahl der Sonne
Durch des Irrthums Dunstkreis dringen.

Schönes können nicht enthüllen
Die der Wahrheit widerstreben;
Der Prophet kommt, zu erfüllen
Das Gesetz, nicht aufzuheben.

Wo sich Kraft will offenbaren,
Wird sie Widerstand erfahren,
Schlechtes sucht mit Gutem Streit —

Ist sie klein, wird sie erliegen,
Ist sie groß, so wird sie siegen
Ueber Tücke, Haß und Neid.

Aus derſelben Ackerkrume
Wächſt das Unkraut wie die Blume,
Und das Unkraut macht ſich breit,

Doch es raubt nichts von dem Ruhme,
Duft und Glanz der ſchönen Blume.

Wie ernſt wir wandeln unſre Lebenspfade
Und uns dem Rufe ſtrenger Pflichten beugen:
Wir können was uns frommt nicht ſelbſt erzeugen —
Das Beſte in der Welt iſt Glück und Gnade.

Wohl iſt Erinnerung ein Glück,
Ruft ſie viel Schönes uns zurück,
Kommt ſie, uns aufzurichten.

Doch öfter noch wird ſie ein Fluch:
Wer möcht' in ſeinem Lebensbuch
Nicht manches Blatt vernichten?

Zum Segen wird Vergeſſenheit
Dem, der erduldet vieles Leid
Und wenig Glück beſeſſen.

Drum gieb Erinn'rung nur dem Glück —
O Herr! ruf' Gutes nur zurück,
Das Böſe laß vergeſſen!

Je wahrer man liebt,
Je weniger flirrt man —
Je höher man ſteigt,
Je beſcheidner wird man —
Wie der Berg, der über die Wolken reicht,
Sich immer verkleinert je höher er ſteigt —
Es ragt ſeine Spitze am weit'ſten,
Ganz unten macht er ſich am breit'ſten.

Der Schmerz, die Freude ſpielen nicht mit Bildern,
Ein Blick, ein Wort genügt um ſie zu ſchildern,
Und wo in Phraſen Schmerz und Freude ſpricht,
Glaub' ich das Eine und das Andre nicht.

Die Tugend hab' ich nie gelobt
Die nimmer ſich im Sturm erprobt.
Die Weisheit hab' ich nie geprieſen
Die nicht im Leben ſich erwieſen.

Man lernt nicht fechten ohne Schwert,
Man lernt nicht reiten ohne Pferd,
Dem guten Schwimmer ſtärkt die Glieder
Der Strom, den ſchlechten reißt er nieder.

Lebensweisheit.

Wer Weisheit nur aus Büchern lernt,
Und selbst nicht weise denkt und lebt,
Wird immer mehr von ihr entfernt
Je mehr er ihr zu nahen strebt.

Das Leben soll die Erde sein
Darin die Weisheit Wurzel schlägt,
Und pflanzt ihr hier den Kern nicht ein,
Wächst euch kein Baum der Früchte trägt.

Schweres Leid, das wir empfunden,
Wird vom Glück nicht überwunden:
Die Erinnerung bleibt zurück;
Aber jahrelanges Glück
Ist in wenigen Leidensstunden
Wie ein flücht'ger Traum verschwunden.

Nach vollem Glück vergebens
Strebst du im Erdenthale:
Schmerz ist der Kern des Lebens
Und Lust nur seine Schale.

Im Glück oft unbewußt
Kommt dir ein schmerzlich Schauern,
Als ahnte deine Brust
Es kann nicht lange dauern!

Klug ſich in Welt und Menſchen fügen,
Gern nützlich ſein ſo viel man kann,
Sich ſelbſt und Andre nicht betrügen,
Die Lehre paßt für Jedermann.

Maaſt du die Lüge noch ſo klug
In das Gewand der Wahrheit kleiden,
Der Dümmſte iſt nicht dumm genug,
Um beide nicht zu unterſcheiden.

Sich plagen im Leben
Mit Sorgen und Streben,
Vom Rechten nicht weichen
Und doch nichts erreichen
Im vergeblichen Kampfe mit feindlicher Macht,
Wie Manchen hat das zur Verzweiflung gebracht!

Auf Nichts mehr ſich freuen,
Auch Nichts mehr bereuen,
Das Alte verſenken,
An Neues nicht denken:
Wohl Mancher verſucht' es und fand es zu ſchwer,
Und wem es gelungen, der lebte nicht mehr.

Der Welt mehr geben als ſie uns giebt,
Die Welt mehr lieben als ſie uns liebt,
Nie um den Beifall der Menge werben,
Macht ruhig leben und ſelig ſterben.

Wohlthun ſchafft eignes gleichwie fremdes Glück,
Denn glücklich iſt, wer glücklich macht im Leben.
Geſegnet ſind, die haben um zu geben:
Gott giebt es ihnen hundertfalt zurück.

Wo Jeder iſt, wie er ſich zeigt,
Da lernt man ſich bald recht verſtehn,
Da wird das Finden lieb und leicht,
Doch ſchwer — das Auseinandergehn!

Will uns der Himmel ſegnen
Durch freundliches Begegnen,
Lenkt er ohn' unſer Ahnen
Den Fuß die rechten Bahnen
Und knüpft im Augenblicke
Die dauerndſten Geſchicke.

Viel Menſchen kommen und geben
Und bleiben fremd und kalt,
Doch wo ſich zwei verſtehen
Da finden ſie ſich bald.

Freundschaft.

Wenn Jemand schlecht von deinem Freunde spricht,
Und scheint er noch so ehrlich: glaub' ihm nicht!
Spricht alle Welt von deinem Freunde schlecht:
Mißtrau' der Welt und gieb dem Freunde Recht!
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist werth, daß ihm der Himmel Freunde giebt.
Ein Freundesherz ist ein so selt'ner Schatz,
Die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz;
Ein Kleinod ist's voll heil'ger Wunderkraft,
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft —
Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz,
Einmal zerbrochen wird's nie wieder ganz.
Drum: wird ein solches Kleinod dir beschert,
O trübe seinen Glanz nicht, halt es werth;
Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt
Als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,
Dem dieses Kleinod selbst erst Werth verleiht,
Denn wo es fehlt, da ist die Welt entweiht.
Doch würdest du dem ärmsten Bettler gleich,
Bleibt dir ein Freundesherz, so bist du reich;
Und wer den höchsten Königsthron gewann
Und keinen Freund hat, ist ein armer Mann.

Einst und Jetzt.

Einst klagt' ich: Was ist dieses Leben!
Ein ewiges Wünschen und Streben
Und nimmer befriedigter Wunsch!

Jetzt freu' ich mich, daß dieses Leben
Ein ewiges Wünschen und Streben
Und nimmer befriedigter Wunsch.

O Himmel, erhalt' mir im Leben
Dies ewige Wünschen und Streben,
Erhör' diesen einzigen Wunsch!

Trifft dich ein Leiden ohne Schuld,
So trag es männlich mit Geduld —
Was auch dein Herz bedrängen mag:
Es kommt einst ein Erlösungstag!

Doch schuf die eig'ne Schuld dir Pein,
So kann nur Sühne dich befrei'n —
Nicht Glück noch Freude wird dir nahn,
Bis ganz gesühnt, was du gethan.

Was in der Welt auch strahlt und blüht,
Erfreut kein schuldbewußt Gemüth;
Ist nicht im Innern Sonnenschein:
Von Außen kommt er nicht herein.

Was iſt es, das am Ende bleibt
Von Allem, was wir ſahn,
Wenn uns das Schickſal weiter treibt
Auf unſ'rer Lebensbahn?
Das Schönſte auf der Welt vergeht,
Muß wie ein Traum zerrinnen,
Und nichts als nur das Bild beſteht,
Das wir davon gewinnen.

Bleibt uns ein trübes Bild zurück,
So ſchafft es Weh und Pein;
Denn das Vergang'ne zeugt nur Glück
Wenn die Erinn'rung rein.
Nur wer da ſorgt mit treuem Sinn,
Das Glück nicht zu vergeuden,
Der zieht ſich bleibenden Gewinn
Aus Leiden wie aus Freuden.

Willſt du klug durch's Leben wandern
Prüfe Andre, doch auch dich!
Jeder täuſcht gar gern den Andern,
Doch am liebſten Jeder ſich.

Sammle dich zu jeglichem Geſchäfte,
Nie zerſplittre deine Kräfte —
Theilnahmvoll erſchließe Herz und Sinn
Daß du freundlich Andern dich verbindeſt
Doch nur da auch ganz dich bin,
Wo du ganz dich wiederfindeſt.

Die ächte Scham ist ohne Ueberlegung.
Ihr, die erst klug erwägt und dann erröthet,
In euch ist längst die ächte Scham getödtet
Und eitel Heuchelei ist eure Regung.

Sei nicht alt in jungen Jahren,
Blüh' so lang das Leben mait —
Besser jung mit greisen Haaren
Als so altklug vor der Zeit. —

Junge Weise, alte Thoren,
Vor der Zeit kann nichts gedeihn —
Wenn der Most nicht ausgegohren
Giebt es keinen guten Wein.

Schafft frohe Jugend euren Kindern,
Des Lebens Heimsuchung zu lindern!
Wer jung schon viel erfahren Gutes,
Trägt auch das Schlimme leichtern Muthes,
Er weiß, es giebt ein Glück auf Erden,
Und was einst war, kann wieder werden:
Erinnerung an Schönes nährt
Die Hoffnung, die den Schmerz verklärt.

Nur Menschen, die selbst nicht viel taugen,
Sehn Andre mit getrübten Augen.

Der giebt nicht viel, der ſich erſt viel beſinnt,
Und, ſtets an's Ende denkend, nie beginnt.

Mein Freund weiß manches Sprichwort,
Und manches alte Citat —
Das dient ihm immer als Stichwort,
Begehrt man ſeinen Rath.

Nie beutet er ſeinen Verſtand aus,
— Es brächte auch wenig Gewinn —
Doch: ſtreckt er ſeine Hand aus,
Iſt immer Etwas darin.

Wer nicht den Gott im eignen Buſen trägt,
Der wird ihm durch kein äuß'res Band verbunden;
Wer nicht die Schönheit in ſich ſelber pflegt,
Der hat ſie auch nicht außer ſich gefunden.

Nur was im Geiſte aufgenommen,
Kann wieder aus dem Geiſte kommen.

Wenn das Glück sich wenig um mich kümmert,
Kümmr' ich mich desto mehr um das Glück,
Und was mir die Gegenwart zertrümmert,
Bringt mir die Vergangenheit zurück.

Alles Ferne zeigt sich in Verklärung
Meinem Aug', der Schmerz gleichwie das Glück;
Im Genuß ruf' ich mir die Entbehrung,
In Entbehrung den Genuß zurück.

Wohl besser ist's ohn' Anerkennung leben
Und durch Verdienst des Höchsten werth zu sein,
Als unverdient zum Höchsten sich erheben,
Groß vor der Welt, und vor sich selber klein.

Ruhm hat seinen Werth verloren
Für den ächten Weisen,
Seit man anfing, auch der Thoren
Marktgeschrei zu preisen.

Eine große Tugend ist Stummheit
Wenn man nichts weiß zu sprechen —
Die Geschwätzigkeit der Dummheit
Dagegen ist ein Verbrechen.

Nächſt der Dummheit iſt es Rohheit,
Was am meiſten mich betrübt,
Selbſt im Herrſchbezirk der Hoheit
Wird ſie nur zu oft geübt.

Zur rechten Zeit erfaſſen,
Zur rechten Zeit verlaſſen
Der Stunde Glück und Gunſt —
Zur rechten Zeit erfaſſen,
Zur rechten Zeit verlaſſen
Iſt eine ſchwere Kunſt!

Mögt ihr meine Weisheit tadeln,
Weiß ich doch, daß ſie erprobt iſt!
Wirklichkeit und Leben adeln
Längſt, was hier im Lied gelobt iſt.

Denn was ich an weichen Tönen
Euch in Vers und Reime goß,
Iſt ein Nachklang nur des Schönen
Deß ich lang und viel genoß.

Es treiben zuchtlose Geister
Gern mit dem Höchsten Spott,
Sie kennen keinen Meister
Und kennen keinen Gott.

Sie können nur verwirren,
Ihnen fehlt der Quell des Lichts —
Ihr Denken ist ein Irren,
Ihr Schaffen ist ein Nichts.

Dem Baum gleich und der Blume
Bedarf der Geist der Zucht,
Soll er mit Ehr und Ruhme
Blüben und tragen Frucht.

Wenn ich der Menschen Treiben seh',
Will mir oft schier das Herz zerspringen,
Dann drängt es mich, mein Leid und Weh
In wilden Liedern auszusingen.

Doch ist, fühl' ich die Muse nahn,
Als ob ein Wunder mir geschähe:
Was meine Augen trübe sahn,
Erscheint verklärt in ihrer Nähe.

Aus ihrer Augen Schönheitsborn
Strahlt mild ein Abglanz in den meinen,
In Sanftmuth wandelt sich mein Zorn,
In Lächeln wandelt sich mein Weinen.

Klagt nicht, daß euch ſo ſchnell die Jugend flieht,
Mit jedem Jahr der Freuden wen'ger werden:
Wer weiſe lebt, merkt wenig Unterſchied,
Erſt mit den Jahren wird man klug auf Erden.

Was uns die Jugend beut im Ueberfluß,
Das achten wir gering und laſſen's fahren —
Erſt mit dem Alter lernt man den Genuß,
Nur Narren werden närr'ſcher mit den Jahren.

Als ich noch jung war, glaubt' ich, Alles daure —
Dann ſah ich: Alles wechſelt, ſtirbt und flieht.
Doch, ob mein Herz Verlornes viel betraure,
Ein wechſelvolles Loos mir Gott beſchied:
Glaubt doch mein Geiſt noch immer, Alles daure,
Weil er das Bleibende im Wechſel ſieht.

Wem Gott ſein täglich Brot verlieh
Und Kraft zu ehrlichem Beruf,
Daß die gemeine Sorge nie
Ihm kummervolle Nächte ſchuf —

Daß er den eignen Herd nicht flieht
Wo bleich ſein Weib die Hände ringt,
Weil er die Kinder darben ſieht
Und Jammerſchrei ſein Herz durchdringt:

Der thue freudig ſeine Pflicht
Und ſchaffe rüſtig immerzu,
Denn beſſern Wechſel giebt es nicht
Als Tages Arbeit, Nächtens Ruh.

Und lohnt ihm, wenn der Tag vollbracht,
Am Abend treuer Liebe Kuß,
So neid' er nicht des Hohen Macht
Und nicht des Reichen Ueberfluß.

Denn Ueberfluß und Mangel ſtehn
In gleicher Weiſe fern dem Heil,
Doch mäßig Mühn und Wohlergehn
Iſt überall das beſte Theil.

Die Macht des Rechtes

Tyrannen können Furcht erzeugen,
In's Joch der Völker Nacken beugen,
Mit blankem Golde Söldnerhaufen,
Falſches Gericht und Zeugniß kaufen,
Erwecken falſches Heldenthum
Wie falſche Ehr' und falſchen Ruhm,
Die große Menge lang' bethören:
Doch nie den Sinn für Recht zerſtören!
Im tiefſten Herzen wohnt der Drang
Nach Recht und Licht. Was noch ſo lang
Dem Volksverſtande unverſtändlich:
Das Volksgefühl begreift es endlich,
Und wo das Recht ſein Haupt erhoben,

Ist alles Blendwerk schnell zerstoben,
Und mit Verachtung stürzen sieht
Das Volk die Macht, vor der's gebebt.
Es wundert sich, daß es so lange
Sich scheuend beugt dem schnöden Zwange,
Den — wie die nächt'ge Nebelwolke
Beim Nahn der Sonne — rasch verflucht
Vor einem kraftbewußten Volke,
Das ehrlich Recht und Freiheit sucht.

Das Walten des Schicksals.

Seh' ich das räthselvolle Walten
Des Schicksals, wie es hasst und liebt,
In seltsam launenhaftem Schalten
Dem Armen nimmt, dem Reichen gibt,
In Willkür seine Gaben theilt,
Die Kleinen trifft, die Großen schont,
An dem Verdienst vorübereilt
Und einfehrt wo das Laster wohnt —
Seh' ich, wie blind sein Würfel fällt
In Ehre, Strafe und Belohnung,
Erscheint mir oft die ganze Welt
Wie eine große Narrenwohnung,
Wo Thorheit sich als Weisheit blüht
Und Ernte hält, wer nicht gesäet.
Doch hab' ich dann mit dem Geschick
Entschlossen sich's auf Augenblicke —
In mir und um mich wird es helle,
Als stünd ich an des Lichtes Quelle.

Das falſche Glück, die falſche Größe
Seh' ich in hohler, morſcher Blöße.
Ich ſeh' von Herzen und Gewiſſen
Den goldnen Flitter fortgeriſſen,
Ich ſehe knecht'ſchen Sinn auf Thronen,
Hoheit in dürft'gen Hütten wohnen.
Was wahrhaft groß iſt, lern' ich kennen,
Das Aechte von dem Falſchen trennen;
Ich ſeh', daß unverdiente Würde
In dieſer Welt die ſchlimmſte Bürde.
Und ſtatt des Neides kann: Erbarmen
Fühl' ich bei Reichen — Neid bei Armen.
Des eignen Unwerths mir bewußt,
Neumüthig ſchlag' ich an die Bruſt,
Daß ich mich kindiſch unterwand
Zu tadeln was ich nicht verſtand,
Und mit den ew'gen Schickſalsmächten
Gewagt zu hadern und zu rechten.

Ein Grinkaſter.

Als Jüngling hat er ſelbſt geſungen,
Wie jeder deutſche Jüngling thut,
Doch da ſein Lied ihm recht gelungen,
Verlor zum Singen er den Muth.

So mit der Muſe in Zerwürfniß
Begann er ſchaarf zu kritiſiren,
Denn wichtig thun war ihm Bedürfniß,
Bedürfniß auch, ſich zu blamiren.

Gefühl hat der Menſch mit dem Thiere gemein,
Ihn adelt Bewußtſein und Wiſſen allein;
Drum ſtrebe nach Wiſſen! in Leid und in Luſt
Bleib ſtets dir der menſchlichen Würde bewußt.

Wer nichts iſt, ſucht vor den Leuten
Doch gern etwas zu bedeuten.
Mancher gilt für überlegen
Weil er frech iſt und verwegen;
Andre, weil ſie bohnisch witzeln
Ueber großer Männer Schwächen,
Mit Nachäffung von Gebrechen
Dummer Lacher Ohren kitzeln.
Das ſind Tagesruhms-Geſpenſter,
Die die Namen an die Fenſter
Von berühmten Häuſern kritzeln.

Schaffen.

Schaffen iſt wie in der Kunſt ſo im Leben ein tiefes Geheimniß.
Wie das Lebendige reift, mag wohl der Forſcher erſpähn,
Aber des Werdens Moment verhüllt ſich dem Auge der Neugier
Und als ein Wunder erſcheint ſelber dem Schöpfer ſein Werk.

* *

Wenn dich ein Kunſtwerk ergreift, ſo fühlſt du nur nach, was der Künſtler
Selber gefühlt: ſein Gemüth ſpricht in dem keinen ſich aus,
Gleichwie im ſonnigen Glanze des Springquells luftige Säule
Nur ſich erhebt bis zur Höh' der ihn erzeugenden Flut.

Unglückliche Liebe.

Klagen unglücklicher Liebe bezaubern zartfühlende Jungfraun,
Jünglinge, Männer sogar rührt ihr melodisch Geseufz.
Warum singst du nicht auch vom Unglück und Wehe der Liebe?
— Weil mich, theuerster Freund, meine Geliebte beglückt.

Jenen Poeten schaut an, er singt uns immer aufs Neue,
Wie ihn die Liebe verzehrt, wie ihn das Unglück gebeugt.
Prächtig gedeiht er dabei, sich freuend beim perlenden Glase,
Daß sein erdichtetes Leid Andern die Thränen entlockt.

Adler und Wurm.

Wahrheit redest du, Freund, am besten gedeiht das Gemeine,
Mühelos bricht in der Welt Hohes und Schönes sich Bahn.
Tagelang wiegt sich der Aar hoch zwischen Himmel und Erde,
Um für den einsamen Horst nährenden Raub zu erjagen.
Wird ihm die Schwinge gelähmt, verkommt er in kläglichem Elend,
Während dem kriechenden Wurm niemals die Speise gebricht.
Suchst du vergängliche Güter, so schmeichle der Thorheit der Menschen,
Suchst du ewiges Gut, strebe zum Licht wie der Aar.

Sonette.

Der Gießbach.

I.

Der Gießbach donnert durch den Felſenſpalt,
Sprüht weitum Silberſtaub auf Moos und Bäume,
Sein friſcher Hauch webt Kühlung durch die Räume,
Die Luft erbebt von ſeiner Sturzgewalt.

Von Fels zu Felſen ſpringt er ohne Halt,
Als droht' ihm jäh Verderben, wenn er ſäume —
Derweil tief unten aus dem Flutgeſchäume
Ein dumpf geheimnißvolles Murmeln ſchallt

Wie eine Stimme Gottes aus der Tiefe,
Die ihn herab von ſeinen Höhen riefe —
Und im kryſtallnen Kleid voll Glanz und Schimmer

Stürzt er in wilder Brauſeluſt hernieder;
Doch unerſchöpflich rauſcht er oben wieder,
Ein andrer ſtets und doch derſelbe immer!

2.

Gern flücht' ich mich in deine Schattenkühle
Und höre dein melodisch Rauſchen, ſehe
Dein Flutgewog', vergeſſe Leid und Wehe,
Als ob es deine Welle von mir ſpüle.

Wie weckſt du mir ſo heilige Gefühle,
Daß ich in ſtummer Andacht vor dir ſtehe,
Als ob ein Hauch des Ewigen mich umwehe,
Und ich mich ganz wie neugeboren fühle.

Ahnung durchſchauert mich in deiner Nähe,
Wie wenn ich in der lichtgewob'nen Hülle
Den Urquell aller Dinge vor mir ſähe:

Das All durchflutend, zeugend und ernährend,
Geheimnißvoll, in unerſchöpfter Fülle
Sich immer neu aus eignem Schoos gebärend.

3.

Gedanken brüten auch im Bergeshirne
Und reden aus des Gießbachs Wellenmunde,
Es zuckt ein Herz im ſtarren Felſengrunde,
Von ſeiner Glut erglüht die eiſige Stirne.

Der jetzt ſein Haupt erhebt in die Geſtirne,
Der Berg ſchlief einſt im tiefſten Meeresſchlunde;
Er ſtieg ans Licht — doch kommen wird die Stunde
Wo wieder in den Abgrund ſtürzt die Firne.

Da wird ein Welterſchüttern ſein, ein Stürmen,
Wie Schnee wird dieſer Felſen Erz zerſchmelzen,
Klein wird das Große, groß das Kleine werden.

Das Meer wird ſeine Flut zu Bergen thürmen,
Die Berge werden ſich zur Tiefe wälzen
Und wird ein neues Gottesreich auf Erden.

4.

Wie mancher Wandrer hat hier ausgeruht
Von deines Odems friſchem Hauch erquickt,
Wie manches Auge dankbar aufgeblickt
Zu deinem Schneegeſchäum in Mittagsglut —

Wie du vom Berge ſpringſt voll Uebermut,
Umwallt von Silberſchleiern reich geſtickt;
Und manches würzige Alpenblümlein nickt
Dir zu und neigt ſein Haupt in deiner Flut.

Und mehr als Blumen hier am Ufer ſtehen
Sahſt du Geſchlechter kommen und vergehen
Und ſpülteſt weg die Spuren ihrer Füße:

Derweil du friſch in Jugendfülle brauſend
Fortrauſcheſt von Jahrtauſend zu Jahrtauſend
Und bringſt dem fernen Meere Bergesgrüße.

5.

Aus dunkler Scholle ſpringt die klare Quelle,
Hoch über Felſenmauern tiefgeborſten,
Wo in verborgnen Klüften Adler horſten,
Dem Sturz der Waſſer gleich an Flugesſchnelle.

Genährt an Himmelsbruſt tränkt ihre Welle
Die Heerden auf der Alm, das Wild in Forſten;
Birgt ſich im Dickicht unter dem verworr'ſten
Geſträuch, wie bangend vor der Tageshelle.

Dann plötzlich aus dem kühlen Waldesdunkel
Schießt ſie ans Licht mit ſchäumendem Gefunkel
Und rauſcht dem Thale Alpengruß entgegen.

Den Wandrer labt ſie, weckt ihm Hochgefühle,
Als Bach beim Dorf treibt ſie die ſchattige Mühle,
Und wo ſie fließt, blüht Leben, Luſt und Segen.

Völkerhaß.

Durch Zäune trennt man Heerden auf der Weide;
Nach Grenzen, die durch Herrſchermacht ſich ändern,
Nach Urſprung, Sitten, Sprachen und Gewändern
Zieht man der Menſchheit bunte Völkerſcheide.

Doch Gott will nicht, daß Volk und Volk ſich meide;
Das Meer, bis zu des Erdballs fernſten Rändern,
Wogt als Vermittler zwiſchen allen Ländern,
Es trennt zwei Welten und vereint ſie beide.

Allein der Vorurtheile tiefe Kluft
Trennt Volk von Volk. Wie Gras auf beiden Seiten
Wuchert die Thorheit, die das Fremde meidet.

Doch hohe Bäume ragen durch die Luft,
Die Zweig' und Krone ſich entgegenbreiten,
Der Kluft nicht achtend, die die Wurzeln ſcheidet.

An Kaiser Alexander II.

Schon ein Jahrtausend iſt verfloſſen
Seit Dein gewaltiges Reich gegründet,
Und noch ward nichts davon verkündet,
Als daß es Blut auf Blut vergoſſen;

Stets kampfgerüſtet, unverdroſſen
Erobernd Krieg auf Krieg entzündet,
Der fremden Thorheit eng verbündet,
Der fremden Weisheit ſtreng verſchloſſen.

Dein war die erſte große That,
Als du den dunklen Bann gebrochen
Und das erhabne Wort geſprochen:

Mein Volk ſei frei! — Dies wird den Pfad
Zu ewigem Ruhm Dir ſichrer bahnen,
Als alle Kriege Deiner Ahnen.

An mein Söhnchen.

Du prächtig Kind, du frisches, junges Leben!
Mir geht das Herz auf, wenn dein Auge lacht,
Durch dich zu neuem Sein bin ich erwacht —
Dank, Dank dem Himmel, der dich mir gegeben!

Wie dunkle Wolken sah ich's um mich schweben,
Und außer mir und in mir ward es Nacht:
Da gingst du auf in rosiger Morgenpracht
In dir verjüngt seh ich mich selber leben.

O, möge Gott in Gnaden dich bewahren
Vor allem Weh und Leid, das ich erfahren:
Er segne dich, mein Kind, mit beiden Händen!

Was mir versagt ward — mög' er dir gewähren,
Was in mir trübe war — in dir verklären,
Was in mir Stückwerk blieb — in dir vollenden!

An E. M.

Man ſagt: es will die Welt betrogen ſein;
Wer ſie beherrſchen will, muß ſie betrügen . . .
Mag, wem da will, ſolch falſches Glück genügen:
Du weilteſt lieber beifallslos allein!

Wohl iſt die Zahl der Auserwählten klein,
Doch ſchafft ihr Beifall edleres Vergnügen,
Und lieber hörſt du dich von ihnen rügen,
Als die getäuſchte Welt dir Beifall ſchreien.

Solch Beifall aus Millionen hohlen Köpfen
Gleicht dem Gebraus des Meers, wo Well' an Welle
Sich rauſchend drängt in wildbewegter Flut.

Doch iſt kein reiner Trunk daraus zu ſchöpfen,
Wie aus der friſchen, klaren Bergesquelle,
An deren Rand der Wandrer einſam ruht.

An eine Freundin.

I.

Gar häufig täuſcht im Leben uns der Schein —
Die klügſte Vorſicht ſchützt vor Trug nicht immer,
Und Mißtraun macht das Schlimme oft nur ſchlimmer,
Wo kein Vertraun, kann keine Liebe ſein.

Doch giebt es Menſchen noch ſo ächt und rein
Wie Diamantenglanz, ihr Blick täuſcht nimmer;
Wer ſolche kennt, den lockt kein falſcher Schimmer,
Wie uns kein Irrlicht lockt im Sonnenſchein.

So fand ich dich, und als ich dich gefunden,
War ich dir ſchnell in Freundſchaft ſo verbunden
Als wär's ein Bund aus frühſter Kinderzeit.

Und nun ich auf ein Kurzes dich muß meiden,
Iſt mir das Herz ſo bang und ſchwer beim Scheiden
Als wär's ein Scheiden für die Ewigkeit.

2.

Der Himmel ſchmückte dich mit reichen Gaben!
Was ſchon vereinzelt anmuthvoll erſcheint,
Verſchwenderiſch ward es in dir vereint,
Das Herz zu feſſeln und den Blick zu laben.

Doch nichts Vollkommnes ſoll die Erde haben —
Das Schickſal hat es ernſt mit dir gemeint,
Ich weiß, dein ſchönes Aug' hat oft geweint,
In deiner Bruſt liegt manches Weh begraben.

Du aber trugſt mit immer gleicher Würde
Des Glückes Gaben, wie des Unglücks Bürde,
Ob ſeine Schläge noch ſo ſchwer dich trafen.

Es konnten dich die launenhaften, närr'ſchen
Tyrannen Glück und Unglück nie beherrſchen:
Du bliebſt Herrin und ſie blieben Sklaven!

3.

Ein Menſch, der ſtolz und frei durch's Leben geht,
Gleich groß in trüben wie in heitern Tagen,
Gelaſſen Glück wie Unglück weiß zu tragen
Erſcheint ein Weſen, das man nicht verſteht.

Die Menge haßt, was frei von ihr beſteht,
Nur wer ihr ſchmeichelt, darf ſie überragen,
Doch wer zu ſtolz zum Schmeicheln und zum Klagen,
Der wird gehaßt, verfolgt wie ein Prophet.

Des Weiſen Ruhe weckt der Thoren Wuth,
Denn Alles, was den Menſchen ungewöhnlich,
Beherrſcht ſie — oder reizt ſie unverſöhnlich.

Und Wenige nur ſind wahrhaft groß und gut —
Der Menſchen Mehrzahl bleibt ſtets in der Kindheit,
Leichtgläubig, kleinlich, offnen Aug's voll Blindheit.

An Seine Majeſtät König Maximilian II.

(Bei Ueberſendung meines „Demetrius“.)

Empfange huldvoll dieſe kleine Gabe,
In Deinem Schutz begonnen und vollendet,
Als Opfer reinen Dankes Dir geſpendet
Bis ich einſt Reiferes zu bieten habe.

Meiſt ehren Könige Dichter nur im Grabe —
Du haſt Dich zu den Lebenden gewendet,
Dein Sorgen iſt: daß And'rer Sorgen endet,
Dein Scepter ward der Kunſt zum Zauberſtabe.

Ein hohes Ziel haſt Du uns ausersehn.
Dir bleiben Ruhm und Ehre — wenn wir ſiegen,
Ruhm auch und Ehre — wenn wir unterliegen.

Denn nimmer kann des Fürſten Ruhm vergehn',
Von dem man ſagen muß nach Seinem Leben:
Er gab der Kunſt mehr als ſie ihm gegeben.

Einem jungen Brautpaare.

Zu neuem Leben iſt die Welt erwacht,
Ihr Herz geht auf, ihr Sonnenauge glüht,
Balſamiſch iſt ihr Odem, und ſie blüht
Wie eine Braut in jungfräulicher Pracht.

Euch öffnet ſie der Wunder reichſten Schacht —
Nur für die Liebe iſt der Lenz erblüht,
Mit ſüßer Ahnung füllt er das Gemüth
Von Liebeswonne und von Liebesmacht.

Erſchließt ihm liebend eure Herzen ganz!
Laßt ſeinen Hauch durch euren Buſen wehen,
Nachts wird in ſchönen Träumen auferſtehen

Was euch berauſcht von Lenzesduft und Glanz —
Und was die ſchönen Träume euch enthüllen,
Gott mög' es euch im Leben ganz erfüllen!

Frauenschöne.

I.

Oft schien mir, daß Poeten Frauenschöne
Zu überschwenglich und erhaben priesen,
Weil nie sich ganz im Leben mir erwiesen
Was ich verherrlicht fand durch Liedestöne.

Bald schien's, als ob der Geist den Leib verhöhne,
Und möchte schönre Wohnung sich erkiesen,
Bald sah ich Formen, wie aus Paradiesen,
Doch keinen Geist, der sie mit Hoheit kröne.

In dir allein fand ich ganz und vollkommen,
Was ich als Stückwerk sonst nur wahrgenommen:
Vom Füßchen bis zum haarumwogten Scheitel

Bist du von Geist und Schönheit so durchdrungen,
Daß, was man je zum Ruhm der Frau'n gesungen,
Mit dir verglichen nichtig scheint und eitel. —

2.

Dich schuf Natur in einer Festtagslaune,
Hielt dich vor Allem, was entweiht, geborgen,
Daß du uns aufgingst wie ein Maienmorgen,
Und wer dich sieht, vor solcher Schönheit staune.

Leicht, wie ein zart Gewebe vom Dornenzanne
Zerrissen wird, welkt Schönheit hin vor Sorgen;
Man quält sich mühvoll heut, denkt stets an morgen,
Daß nicht die Noth zu schrill ihr Liedchen raune.

Und wer nicht Sorgen hat, der schafft sich welche;
Es nagt ein Wurm an jedem Blumenkelche
Der Schönheit, — nur an deinem nicht, du Hehre!

O daß Gott rein dich, wie du bist, behüte,
Und der Verwüsterin der Schönheitsblüte,
Der Zeit, an dich die Hand zu legen wehre!

3.

Nur wenige Helden rühmt uns die Geſchichte,
Aufragend aus zahlloſen Millionen
Von Alltagsmenſchen die auf Erden wohnen,
Und ruhmlos leben, ruhmlos gehn zunichte.

Nur wenige Frauen leben im Gedichte
Unſterblich — ob Sonette und Canzonen
Sie zahllos auch, in Hütten wie auf Thronen,
Gerühmt. Vor dem zerſtörenden Gerichte

Der Zeit ſinkt Schönheit hin, wie Heldenthum,
Wenn nicht des Sängers Geiſt groß wie der Ruhm,
Den er beſingt. O, ſegne Gott mein Wort,

Daß es zu deinem Ruhm leb' immerfort!
Wohl preiſ' ich deine Schönheit im Gedicht,
Doch ach, mein Geiſt gleicht deiner Schönheit nicht!

An Hermann Lingg.

(1856.)

Man klagt, als ob die Fürſten des Geſanges
Geſtorben wären und ihr Reich zunichte:
Derweil ein Urquell ewiger Gedichte
Aus deinem Buſen quillt gewaltigen Klanges.

Dein hohes Lied, mein ganzes Herz bezwang es —
Ob du die großen Bilder der Geſchichte
Vor uns entrollſt, prophetiſche Geſichte
Des Völker-Auferſtehns und Unterganges; —

Ob du von deinen Wonnen ſingſt und Weben,
Den Geiſt zu Gott erhebſt im reinen Liede,
Daß uns Verſöhnung überkommt und Friede.

Es giebt noch Herzen, die dich ganz verſtehen,
Und jeder Prieſter am Altar des Schönen
Pflückt Lorbeern zu dem Kranz, um dich zu krönen.

Der Ararat

I.

Um Hocharmeniens alte Königsstadt
Im ersten Frühlingsblühn prangt die Natur;
Still ist's umher — Cicaden schwirren nur
Durch's junge Grün — am Baum regt sich kein Blatt.

Hier sieht das Aug' an Schönheit sich nicht satt:
Fernher blitzt des Araxes Silberspur,
Zum blauen Himmel ragt aus blumiger Flur
Die Majestät des hohen Ararat.

Zu seinen Füßen dehnen sich vier Länder,
Buntsammtne Au'n umschlingen als Gewänder
Die Knie — demanten schimmert seine Krone;

Der ewige Schnee umgürtet seine Hüfte,
Kaum wagen sich die Könige der Lüfte,
Die Adler, bis zu seinem Wolkenthrone.

2.

Zum Erstenmale von der Hochburg Zinnen
Sah ich den Giebel, der die Arche trug,
Da noch die Sündflut ihre Wogen schlug,
Daraus der Herr nur Noah ließ entrinnen.

Und wie ich stand in weihevollem Sinnen,
Schwang sich zum Licht ein Aar in freiem Flug.
Und vor mir zog ein Karawanenzug
Wie klar der Sonne heilge Flaten rinnen.

Da plötzlich hielten Pferd' und Dromedare,
Die Reiter in blauschimmerndem Talare
Hinsanken betend auf der Erde Schoß.

Und heilge Stille herrschte in der Runde,
Nur von der Stadt aus des Muezzin's Munde
Erscholl's vom Minarete: »Gott ist groß!«

Verſchiedene.

Der Menſchengeiſt

Ich bin der ewige Menſchengeiſt
Im zeitlichen Gewande,
Das mich herab zum Staube reißt,
Zur Ehre und zur Schande.
In Alt und Jung, in Mann und Weib
Muß ich mich quälen und klagen,
Den niedern ſtaubgeborenen Leib
Durch dieſe Prüfungswelt zu tragen.

Er iſt mein Sklav' und mein Tyrann,
Mein Tempel und mein Kerker.
Die Sehnſucht zieht mich himmelan,
Allein der Leib iſt ſtärker,
Der qualvoll mich gebunden hält
An irdiſches Bedürfnis.
So wandeln wir durch dieſe Welt
Gemeinſam, doch ſtets in Zerwürfnis.

Den Leib, der mich umhüllen ſoll,
Darf ich nicht ſelbſt erleſen,
Bald iſt er ſchön, hehr, anmutvoll,
Bewundert und geprieſen —

Bald ist er häßlich, mißgestalt,
Reh, plump, zu Boden drückend.
So geh' ich um millionenfalt,
Hier Ähnchen weckend, dort entzückend.

Bald red' ich aus Prophetenmund
Und weiheroller Dichtung,
Bald thut mich Schlachtendonner kund
Als Herold der Vernichtung.
Bald strahl' ich als ruhmvoller Held,
Ein Cäsar und Alexander,
Und schüttle die erstarrte Welt
Zu neuem Leben durcheinander.

Hier herrsch' ich mit Despotenzwang,
Dort bin ich niedrer Sklave,
Bei manchem Volk jahrtausendlang
Lieg' ich in tiefem Schlafe.
Die Völker kommen und vergehn
Wie wandelnde Gerichte,
Und über Zeit bleibt nur bestehn
Im Lied und Buche der Geschichte.

Wie Wogen aus des Weltmeers Flut
Brandend zum Ufer streben,
Wie Dünste, von der Sonne Glut
Gezogen, aufwärts schweben:
So lebt als Ideal sich von mir los
Der Mensch, vom Irdischen angezogen,
Um kurzen Laufs in meinen Schoos
Zurückzukehren, wie in's Meer die Wogen.

Hoch hebt die Sonn' ihr Angesicht
In strahlendem Triumphe,
Hell glänzt im Meer ihr himmlisch Licht,
Doch glänzt es auch im Sumpfe.
Sie lockt das Korn des Felds gedeih'n,
Wie die giftige Schlange und Pflanze —
Doch selbst geschmutzend bleibt sie rein
In ewig makellosem Glanze.

Und ich bin gleich wie Sonn' und Meer —
Im Größten und im Kleinsten
Strahl' ich und wirk' ich hin und her
Vom Höchsten zum Gemeinsten.
Doch wie sich's tausendfältig bricht
In Wellen, Funken und Flammen:
In Einer Flut, in Einem Licht
Kommt es verklärt aufs Neu' zusammen.

Traumgeſicht.

Auf einen hohen Berg war ich geſtiegen:
Weitum, bis zu des Himmels lichtem Saume
Sah ich die Welt zu meinen Füßen liegen.
Verwundert ſchweift' der Blick umher im Raume,
Wie grüne Wellen drängten ſich die Berge,
Der Schnee darauf glich weißem Meeresſchaume,
Die Menſchen unten trippelten wie Zwerge,
Klein wie ein Schuh ein Kahn ſchwamm auf den Wogen,
Drin wie ein Wichtelmännchen ſaß der Fergе.
Die Sonne ſank. Roth flammt' der Himmelsbogen,
Daß ſich in Purpurglut die Berge tauchten,
Derweil die Tiefe ſchon von Nacht umzogen.
Und aus den Seen und finſtern Schluchten rauchten
Lichtſcheue Nebel, die den Blick umwoben
Und feuchte Kühle mir in's Antlitz hauchten.
Ich ging zu ruhn. Und ſieh: emporgehoben
Ward ich im Traum zu einem lichten Sterne,
Und klar ſah ich den Erdenball von oben —
Nicht wie das Auge ſonſt ſchaut in die Ferne,
Wo Alles liegt in Duft und Glanz verſchwommen:
Durch alle Hülle drang der Blick zum Kerne.
Der Schleier war vom Auge mir genommen
Und was man Raum und Zeit nennt war verſchwunden,
Ich ſah Jahrhunderte vergehn und kommen.

Sie ſchwanden mir vorüber wie Sekunden,
Und Völker ſah ich kommen und vergehen
Wie Schattenbilder auf dem kleinen runden
Erdkloß, klein wie der Mondball anzuſehen.
Und ſie verfolgten ſich in blindem Haſſe,
Bereiteten einander Fluch und Weben —
Verderbend kämpfte Raſſe gegen Raſſe;
Doch blieb der grimme Kampf nicht ganz vergebens:
Denn hin und wieder aus der trüben Maſſe
Stand Einer auf voll göttlich reinen Strebens,
Bewältigend die ſtürmiſchen Gemüther,
Die Dürſtigen tränkend aus dem Quell des Lebens:
Wahrheit und Liebe . . . Sie, die höchſten Güter
Der Menſchheit, ſtrahlten durch das Dunkel helle,
Des Ewigen auf Erden Hort und Hüter:
Rein, wie die friſche, hohe Bergesquelle,
Die nie ſich trübt, wenn auch, die von ihr zehren:
Ströme und Meere, trüben ihre Welle.
Der Schlamm verſinkt zur Tiefe — aus den Meeren
Und Strömen muß die Flut ſich neu erheben
Und rein zu ihrem hohen Urquell kehren.
Und alſo ſah ich's im getrübten Leben
Der Menſchheit. Als ihr Kreislauf war vollendet,
Blieb Wahrheit nur und Liebe eben ſchweben,
Dem Quell des ewigen Lichtes zugewendet.
Und alles Andre ward von Nacht umwoben,
Der Erde Glanz und Herrlichkeit geendet.
Die Berge ſtürzten ſich in's Meer, es hoben
Die Fluten ſich zu Bergen feſtbegründet,
Es kehrte ſich das Unterſte nach Oben.
Und einen neuen Glanz ſah ich entzündet
Vor mir, und eine ſchön're Welt entſtanden,
So ſchön, wie keines Menſchen Wort verkündet.

Dort wandelten verklärt, in Lichtgewanden,
Die Menſchen alle, die einſt ganz auf Erden
Der Liebe und der Wahrheit ſich verbanden.
In Thiere ſah ich, ſchrecklich von Geberden,
Die Trug- und Haßerfüllten ſich verwandeln,
Doch nur, um auch dereinſt erlöſt zu werden:
Wenn ſie, zerknirſcht ob ihrem ſündigen Handeln,
Der Wahrheit ſich und Liebe ganz ergeben,
Um fortan nur in ihrem Licht zu wandeln.
Denn wer ſie kennt, mag ohne ſie nicht leben,
Ob man ihm alles Andre dafür böte;
Nie ſtraucheln kann wem ſie die Hand gegeben,
Nie ſinken der in ihrem Glanz Erhöhte . . .
Und wie ich Alles was ich ſah, bedachte,
Stieg glüh am Himmel auf die Morgenröthe,
Mich blendete ihr Glanz — und ich erwachte.

Heinrich VIII. und Iwan IV. (der Schreckliche).

Zwei Sünder unterm Schutz der Krone,
Durch schrankenlose Willkür groß —
Zwei Theologen auf dem Throne,
So bibelfest wie sittenlos.

Sie schweben drohend überm Volke
Auf goldnem, sichern Herrscherflug
Unnahbar wie die Wetterwolke,
Und wo sie wettern, trifft der Blitz.

Tags gilt ihr Dienst dem lieben Gotte
Und schönen Frau'n gilt er zur Nacht —
Die Eine sitzt auf dem Schaffotte,
Derweil die Andre Hochzeit macht.

Mit seines Volkes bestem Blute
Färbt König Heinrich seinen Thron,
Und Zar Iwan in grimmem Muthe
Ermordet seinen eignen Sohn.

So schmieden sie der Frevel Kette
Bis zu der letzten Stunde fort,
Und sterben ruhig dann im Bette,
Im Teufelsmunde Gottes Wort.

Und heute noch — wie märchenhaft
Es klingen mag und wunderbar! —
Rühmt England Heinrich, seinen König:
Und Rußland seinen »grausen Zar«.

An mein jüngstes Töchterchen.

Weine nicht, mein goldgelocktes Mädchen,
Du mein rosig Kind, des Hauses Freude,
Laß die süßen, herzigen Veilchenaugen
Nicht von bitter Thränenflut befeuchten!
Tage werden kommen, schlimme Tage,
Zeiten schweren Duldens, herber Prüfung,
Wo die heißen Thränen schmerzenlindernd
Aus den gramumflorten Augen strömen.
Aber noch, Kind, brauchst du nicht zu weinen,
Denn noch kennst du Kummer nicht und Trübsal.
Sieh, an deiner Wiege sitzt die Mutter,
Wischt die Thränen von den glüh'nden Wangen,
Wiegt dich ein und wacht, damit du schlafest,
Und mit leiser Silberstimme singt sie
Traute Weisen holder Kinderlieder.
Wüßtest du, welch' Glück und welchen Segen
Gott in dieser Mutter dir beschieden,
Lächeln würdest du, mein Kind, nicht weinen!
Weißt du's wohl, verstehst mich, herzig Mädchen?
Thust du doch, als hättest mich verstanden,
Schiebst dein Lockenköpfchen an die Seite,
Blickst zur Mutter auf und streckst die Aermchen
Nach ihr aus und lächelst unter Thränen.

Am Neujahrsmorgen 1858.

Feierlich Geläut ſchallt aus der Ferne,
Auf den weißen Dächern blitzt die Sonne
Und am Fenſter blitzen Eisesblumen
Heimlich vor der Thür des trauten Zimmers.
Drin ich ſinnend auf und nieder wandle,
Hör' ich Stimmen, ſüße Kinderſtimmen,
Und es flüſtert eine zu der andern:
»Geh voran, lieb' Schweſterchen, ich folge.«
»Nein, geh' du voran, du biſt die Aelt're.« —
Leiſe öffnet ſich die Thüre, leiſe
Treten ein zwei blühend lockige Mägdlein,
Holde Kinder, meine eig'nen Kinder.
Jedes hält ein Blättchen in den Händen,
Reicht es mir und ſagt ein kindlich Sprüchlein,
Glück und Heil zum neuen Jahr mir wünſchend.
Auf den Blättchen ſteht, was ſie mir wünſchen,
Steht in großen, ungelenken Zügen
Von der Kinder kleiner Hand geſchrieben,
Erſtes Pröbchen ihrer Schreibekünſte.
Dankend küß' ich meine herzigen Kinder:
In mein Auge ſchleicht ſich eine Thräne,
Halb vor Freude mein' ich, halb vor Wehmuth,
Ernſt gedenkend meiner eignen Kindheit,
Da ich ſelbſt zum erſtenmale hintrat
Mit beſchrieb'nem Blättchen vor den Vater,
(Der ſchon längſt im kühlen Grabe ſchlummert) —
Glück und Heil zum neuen Jahr ihm wünſchend.
Unerfüllt, ach! blieben meine Wünſche.

Lord Byron's Ode an Napoleon Buonaparte.

Verbei' ein König gestern noch,
Der Königen gebot,
Und heut ein elend Nichts, und doch
Nach solchem Fall nicht todt!
Die Welt macht' er zum Leichenfeld,
Und dieser kronenreiche Held
Lebt noch in Schimpf und Noth?
Nie, seit dem Sturz des Lucifer,
Fiel Mensch noch Teufel tief, wie er!

Die sich gebeugt in Huldigung
Schlugst du mit Fluch und Weh'n,
Und blind vor Selbstbewunderung
Lehrt'st du die Andern sehn.
Der Anbetung, die dich umgab,
Bot'st du zum Lohn nichts als das Grab.
Du lehrtest uns versteh'n
Nun du so tief gefallen bist,
Wie Ehrgeiz klein und nichtig ist.

Dank für die gute Lehre! Sie
Lehrt künftigen Kriegern mehr,
Als es vermag Philosophie
Und je vermocht bisher;
Der Zauber wich auf immerdar,
Die Menschheit kniet vor dem Altar
Des Kriegsgotts nimmermehr —
Sie spricht dem eitlen Götzen Hohn,
Deß Stirn von Erz, deß Fuß von Thon!

Der donnernde Triumph des Krieas,
Des Schlachtfelds Opferrauch,
Die erz'ne Stimme steten Siegs,
Für dich der Lebensbauch.
Und Scepter, Schwert, die du nur traast,
Daß du die Menschheit niederschlagst.
Wie alles Andre auch
Schwand hin! O welche Qual verbeißt
Du die Erinnrung, dunkler Geist!

Der Unheilbringer selbst in Pein!
Der Unbesiegte wich!
Der Richter aller Welt zu sein
Gewohnt — flieht jetzt vor sich!
Ist's Todesfurcht, die aufrecht hält
Nach solchem Wechsel in der Welt,
Hofft du noch kaiserlich?
Stirb als ein Fürst, leb' als ein Sclav!
Du wähltest höchst unfürstlich brav!

Der einst den Eichenstamm zertheilt,
Zog erst zu spät, daß er
Beim Rückprall selbst sich eingekeilt,
Entsetzt schaut' er umher.
Voll Uebermuth auf deiner Bahn
Hast du ein gleiches Werk gethan,
Dein Fluch drückt dich noch mehr!
Denn Jenen fraß des Walds Gethier,
Du naast am eignen Herzen dir.

Der Römer, als er übersatt
Von Römerblute war,

Warf hin den Dolch, verließ die Stadt,
Groß, wenn auch ein Barbar.
Und höhnend schaut er nieder noch
Auf's Volk, das fröhnte seinem Joch,
Wie eine Sclavenschaar —
Die Stunde war sein einz'ger Ruhm
Wo er hinwarf das Herrscherthum.

Der Spanier, als der Herrschaft Glanz
Ihm nichtig schien und bleich,
Gab Kronen für den Rosenkranz,
Für eine Zell' ein Reich!
Und wie er büßend Perlen zählt',
Sich kindisch fromm kasteit' und quält':
Er blieb sich immer gleich!
Wohl besser thut vor Welt und Gott,
Wer nicht Despot ist noch bigott.

Doch du, — schwach, zögernd und zu spät,
Stiegst du herab vom Thron,
Der Donner und die Majestät
War dir entrungen schon! —
Vor Zorn und Weh mein Herz zerreißt,
Weil du selbst herzlos, böser Geist,
Und uns zum Spott und Hohn
Die schöne Welt so manches Jahr
Solch nicht'ger Größe Schemel war!

Die Welt vergoß ihr Blut für ihn,
Der so sein eignes schont,
Monarchen sah man vor ihm knien,
Weil er sie nicht entthront!

O ſchöne Freiheit, wie erſcheint
So hehr dein Glanz, wenn ſolchem Feind
Die Furcht im Buſen wohnt!
Daß kein Tyrann mehr, wenn er fällt,
Durch beſſern Ruhm bethör' die Welt!

Nur Blut bezeichnet deine Spur,
Kein Segen folgt dir nach,
Deine Triumphe dienen nur,
Zu mehren deine Schmach!
Wärſt du geſtorben ritterlich,
Vielleicht erhöh' ein Andrer ſich
Der Welt zum Ungemach —
Wen aber trägt ſein Flug ſo weit,
Um zu vergeh'n in Dunkelheit?

Der Helden Staub iſt ganz ſo ſchlecht,
Wie and'rer Menſchen Staub,
Es wägt die Sterblichkeit gerecht
Was ihrer Herrſchaft Raub;
Doch dacht ich: höhrer Geiſt erhebt
Den großen Mann, ſo lang er lebt
Für Furcht und Schrecken taub.
Nie glaubt' ich, daß ſich Spott und Hohn
Wagt zu der Weltenlohrer Thron.

Und ſie, die Blum' aus Oeſterreich,
Der ſtolzen Habsburg Sproß,
Im Unglück auch den Größten gleich,
Bleibt ſie noch dein Genoß?
Und theilt ſie in erhabner Treu'
Dein Weh und deine ſpäte Reu',
Nachdem wie Schaum zerfloß

Dein Reich — o, hüte diesen Schatz,
‚Für deinen Thron mehr als Ersatz!'

Dann eile fort gen Helena,
  Ein Gast des Meeres sei,
Es zürnt dir nicht, frei blieb es ja
  Von deiner Tyrannei!
Und schreibe dort mit müßiger Hand
Die Worte in den Ufersand,
  Daß auch die Erde frei!
Und Korinth's Pädagog dir jetzt
Sein Beiwort auf die Stirn gesetzt.

Du Timur, wie wird dir zu Muth
  In deinem Kerker sein!
Du denkst wohl in der Ohnmacht Wuth
  Nur Eins: die Welt war mein!
Ging nicht, wie dem zu Babylon,
Dein Geist mit deiner Macht davon.
  Wird er sich bald befreien
Von dir, der sich so hoch vermaß,
Und doch so niedern Werth besaß.

Oder wirst, wie Prometheus, aus
  Du tragen deinen Schmerz,
Wie er darbieten hoffnungslos
  Dem Geier Mark und Herz?
Umsonst! dem göttlichen Gericht,
Ja selbst dem Spott entgehst du nicht
  Des Bösen, der dich allerwärts
Verfolgt, — den nicht sein Stolz verließ,
Als Gott ihn in's Verderben stieß.

Es war ein Tag, wo dieſe Welt
  War Frankreichs — Frankreich dein,
Wo du, entſagend als ein Held,
  Die Völker zu befrei'n,
Mit beßrem Ruhme dich gekrönt,
Als aus Marengo's Namen tönt —
  Dich hätt' ein goldner Schein,
Verklärend all' dein Thun, umſchwebt,
Du hätteſt glorreich fortgelebt!

Doch du wollt'ſt prangen auf dem Thron
  In eitler Herrſcherluſt,
Als zwänge Purpurkleid und Kron'
  Erinnrung aus der Bruſt.
Wo iſt nun all' der bunte Tand,
Stern, Purpurkleid und Ordensband?
  Ward endlich dir bewußt,
Du großes, machtverwöhntes Kind,
Wie nichtig ſolche Flitter ſind?

Wo ſoll das müde Auge ruh'n?
  Wo findet's Herrlichkeit,
Geſtützt auf wahrhaft großes Thun,
  Ruhm nicht von Schmach entweiht?
Ein Mann nur — erſter, letzter Held,
Cincinnatus der neuen Welt,
  Blieb ungehaßt vom Neid:
Waſhington ließ der Welt die Scham,
Daß groß wie er kein zweiter kam.

Das Kolakenmädchen.

Am Sonntag grub ſie das giftige Kraut,
Am Montag wuſch ſie es rein.
Am Dienstag früh hat ſie's gebraut,
Am Mittwoch gab ſie's ihm ein.

Es hat der Trank, den ſie ihm gab,
Sein Herz zum Tod entflammt —
Am Freitag legten ſie ihn in's Grab,
Samstags war Todtenamt.

Und als der Sonntag wieder kam,
Zſchelt's im Dorf umher:
»Sie war's die ihm das Leben nahm,
Auf ihr liegt Sünde ſchwer.«

Die Mutter weinte bitterlich
Und ſchalt ihr Kind voll Schmerz.
»Ach Mutter, warum verließ er mich,
Warum brach er mein Herz?«

Hugin und Munin.

Dem Gotte Nordens, Odin, ſtand
Ein Rabenpaar zur Seite,
Der eine Hugin zubenannt
Und Munin hieß der zweite.
Es trug ſie ihrer Flügel Schwung
Hoch über Zeit und Schranke:
Munin war die Erinnerung,
Und Hugin der Gedanke.

Treu wurde durch ſein Rabenpaar
Dem Gott alltäglich Kunde
Was in der Welt geſchehen war.
Daß er auf feſtem Grunde
Sein Reich gebaut, und Alt und Jung
In Treue niemals wanke:
Deß freut ihn die Erinnerung,
Ergötzt ihn der Gedanke.

Doch einſt geſchah's, daß böſe Mär'
Dem Gott die Raben brachten:
Die Noth liegt auf den Völkern ſchwer,
Die nach Erlöſung ſchmachten;
Sie flehn zu Odin Alt und Jung,
Heil ſucht das Reich, das kranke —
Deß grämt ihn die Erinnerung
Erzürnt ihn der Gedanke.

Als trugen selbst die Raben Schuld
An dem was sie berichten,
Entzieht er ihnen Gnad' und Huld,
Für treuerfüllte Pflichten,
Lähmt ihrer mächtigen Flügel Schwung,
Bannt sie in enge Schranke:
Da quält ihn die Erinnerung,
Empört sich der Gedanke.

Ob auch auf kurze Zeit gezähmt:
Sie waren nicht zu zwingen;
Ob auch ihr Flügelpaar gelähmt:
Es wuchsen neue Schwingen,
Und mit gewaltigem Flügelschwung
Aus Odin's Dienst und Schranke
Floh Munin, die Erinnerung,
Und Hugin, der Gedanke.

Als sich das Rabenpaar entschwang,
War Schrecken in Walhalle,
Die Flucht ward Odin's Untergang,
Todt sind die Götter alle.
Unsterblich aber, stark und jung,
Hoch über Zeit und Schranke
Fliegt Munin, die Erinnerung,
Und Hugin, der Gedanke.

Radbot,

der heidnische Herzog der Friesen.

Sanct Wolfram zog durch's Friesenland
Die Heiden zu bekehren.
Groß war der Glaube den er fand
Im Volk an Christi Lehren.
Blieb', die in Sünden weiland
Gespottet über ihn,
Bekehrten sich zum Heiland —
Und Allen ward verziehn!

Der Herzog Radbot selber sann
Die Taufe zu empfangen:
Nun führt zu mir den heil'gen Mann!
Ich fühle stark Verlangen
Nach seiner frohen Botschaft,
Der Lehre mild und rein,
Die Heilung aller Noth schafft
Durch Liebe und Verzeihn.

Da sollte durch Sanct Wolfram bald
Dem Herzog Kunde werden,
Wie Gott in menschlicher Gestalt
Vom Himmel kam zur Erden;
Wie er gelehrt, geduldet,
Und durch den Kreuzestod
Gesühnt was wir verschuldet,
Gelindert alle Noth!

»So taufet mich nach Chriſtenbrauch,
Die Schuld mir zu vergeben,
Daß mich des Heilands Gnade auch
Einführt zum ew'gen Leben!«
Das Becken ſtand bereitet
Wohl in des Herzogs Haus —
Den Herzog ſegnend, breitet
Wolfram die Arme aus:

»Gott ſegnet euch durch meine Hand,
Nun iſt die Schuld verziehen!
Heil euch, daß ihr das Licht erkannt,
Daß Gott mir Macht verliehen,
Vom Wahn der blinden Heiden
Euch heute zu befrei'n,
Die Höllenſtrafe leiden
In ewiglicher Pein!«

Der Herzog hört Sanct Wolfram's Wort,
Das Wort macht ihn erbeben;
Er ſprach: »Werd' ich im Himmel dort
Nicht bei den Vätern leben?
Die auch als Heiden ſtarben,
In ihrer Sündennoth
Die Taufe nicht erwarben
Nach chriſtlichem Gebot!«

Sanct Wolfram ſprach: »So wird es ſein,
Der Glaube wird euch ſcheiden:
Nur Chriſten gehn zum Himmel ein,
Zur Hölle gehn die Heiden!« —

Stumm ſtand der Herzog lange,
Als er das Wort vernahm,
Hoch glühten Stirn und Wange,
Es faßt' ihn wunderſam:

»Wird auch mein Weib, wird auch mein Kind,
Die Gott mir früh genommen,
Die ungetauft geſtorben ſind,
Nicht in den Himmel kommen?
So kurze Zeit hienieden
Nannt' ich die Lieben mein,
Nun ſollen ſie geſchieden
Auch jenſeits von mir ſein?«

Sanct Wolfram ſprach: »So wird es ſein,
Der Glaube wird euch ſcheiden!
Nur Chriſten gehn zum Himmel ein,
Zur Hölle gehn die Heiden! —
So kommt, daß euch von Sünden
Jetzt meine Hand befreit,
Dem Herrn euch zu verbünden
Zu ew'ger Seligkeit.«

Doch Herzog Radbot trat zurück:
»Laßt mich zur Hölle eilen,
Ich mag für mich kein Himmelsglück,
Das Weib und Kind nicht theilen!« —
Er wollte nicht erkaufen
Sein Heil durch ihre Noth —
Radbot ließ ſich nicht taufen,
Blieb Heide bis zum Tod!

Der Römerknabe.

Die Sage geht, man braucht in Schwaben,
Um klug zu werden, vierzig Jahr' —
Ich weiß von einem Römerknaben,
Der klug mit vierzehn Jahren war:
So klug — daß selbst bei des Senates
Geschäften man zu Rath ihn zog,
Und daß die Stimme seines Rathes,
Wenns galt das Wohl und Weh des Staates,
Die ältsten Stimmen überwog.

Einstmals geschah's, daß wicht'ge Dinge
Verhandelt wurden im Senat,
Da war die Neugier nicht geringe;
Die eigne Mutter flehend bat
Den Sohn, zu beichten was geschehe,
— Natürlich ganz in Heimlichkeit —
Er sprach: ein neu Gesetz der Ehe,
Deß Nutzen ich nicht recht verstehe,
Ward vorgelegt in jüngster Zeit.

Doch ist bis heut noch nichts entschieden,
Ansichten herrschen mancherlei;
Man streitet, wie des Hauses Frieden
Am dauerndsten zu gründen sei.
Ein Plan wird morgen angenommen
Von zweien die man ausersann —
Man fragt: wirds mehr dem Ehglück frommen,
Daß auf die Frau zwei Männer kommen,
Oder zwei Fraun auf einen Mann?

Die Mutter hört ſtumm vor Bewegung
Des Sohnes heimlichen Bericht;
Es ſpiegelt ihres Herzens Regung
Sich ab im glühnden Angeſicht —
So ſtand ſie da verwirrt, befangen,
Dann rafft ſie ſich empor mit Macht,
Küßt ihren Sohn auf beide Wangen,
Drauf iſt ſie heimlich fortgegangen
Und kam erſt wieder kurz vor Nacht.

Am andern Morgen im Senate,
Die Stirn gefurcht gedankenſchwer,
Sitzen die weiſen Herrn im Rathe,
Sie reden eifrig hin und her,
Und trommeln mit den Federmeſſern —
Ein neuer Plan war eingeſandt
Felder und Wieſen zu bewäſſern,
Auch gab's Geſetze zu verbeſſern,
Kurz — Arbeit war genug zur Hand.

Da plötzlich ſchallt ein Brauſen, Lärmen —
Die Senatoren blicken aus:
Rings wogt's von bunten Weiberſchwärmen,
Heut blieb kein Römerweib zu Haus!
Was giebt's? wer hat ſie herbernfen?
Sie ſtürmen ohne Furcht und Graun
Hinauf zu des Palaſtes Stufen,
Und tauſend Stimmen machtvoll rufen:
Zwei Männer lieber als zwei Fraun!

Und keiner weiß der Senatoren
Wie er das Räthſel deuten ſoll.
In Staunen ſtehn ſie all verloren,
Derweil die Sturmflut ſchwoll und ſchwoll.
Da ſprach der Knabe: hört mich huldig
Und gnädig an, ehrwürd'ge Herrn,
Ich bin an dieſem Aufzug ſchuldig,
Und koſt' es auch mein Leben, duld' ich
Für meine Schuld die Strafe gern.

Hochwicht'ges wurde jüngſt berathen,
Ihr wißt es Alle, im Senat —
Ich durfte nichts davon verrathen,
Wie ſehr mich auch die Mutter bat.
Um ihre Neugier abzuwenden,
Erſann ich dieſen Scheinbericht ....
Daß ſolche Stürme draus entſtänden,
Und Euch Roms Fraun an allen Enden
Belagern würden, ahnt' ich nicht.

Da brach in ſchallendes Gelächter
Der Chor der Senatoren aus:
Mein Sohn, dein Einfall war kein ſchlechter,
Doch ſenden ruhig wir nach Haus
Die Fraun, woher ſie lärmend kamen,
Und wer am laut'ſten reden kann,
Verkünd' in des Senates Namen
Den ehrenwerthen röm'ſchen Damen:
»Es bleibt wie's war: ein Weib, ein Mann!

Auguſtus.

Auguſtus hörte, daß in Rom's Bereiche
Ein Jüngling lebe, der auf's Haar ihm gleiche.
Er ließ den Jüngling kommen und ſah klar
Daß dieſe Aehnlichkeit erſtaunlich war,
Im Antlitz, Wuchs, gleichwie im ganzen Weſen —
Und neugiervoll die raſche Frage that er:
»Iſt deine Mutter nie in Rom geweſen?«
— Nein, meine Mutter nicht, jedoch mein Vater! —

Philipp von Mazedonien.

Zum König Mazedoniens kam die Klage,
Daß Jemand ſchlecht von ihm zu ſprechen wage,
Und dennoch ſich mit ſeiner Gnade brüſte,
So daß ſich alle Welt darob entrüſte.
Man rieth ihm, den Verläumder zu verbannen.
Nein, ſprach der König — ſchickt' ich ihn von dannen,
Würd' ich des eignen Vortheils mich berauben:
Die mich nicht kennen, könnten ihm leicht glauben.

Alcibiades.

Warum machſt du ſo dumme Streiche
Bei deinen ſonſt ſo hohen Gaben?
Fragt' Alcibiades ein weiſer Mann.

»Damit ich etwas doch den Andern gleiche,
Die Narrheit auch will ihre Opfer haben,
Vollkommenes erkennt die Welt nicht an.«

Warum die Juden kein Schweinefleiſch eſſen.

(Flandriſche Volksſage.)

Es geht eine alte Sage ſchon viele hundert Jahr:
Als unſer Herr und Heiland noch auf der Erde war,
Das Gotteswort zu predigen, kam er auf ſeinem Wandern
Durch vieler Könige Länder eines Tages auch nach Flandern.

Die Juden höhnten den Heiland, da ſie ihn kommen ſah'n,
Sie wollten dem Volke zeigen, ſeine Weisheit ſei ein Wahn;
Es ſollte ein Jude heimlich ſich unter ein Faß verſtecken,
Und Jeſus Chriſtus ſollte durch ein Wunder ihn entdecken.

Drauf einer von den Juden trat heran zum Herrn:
Wir hörten von deinen Wundern und ſähen ſie ſelber gern;
Kannſt du, wer unter dem Faſſe verborgen ſitzt, errathen,
So glauben wir an deine Lehren und all' deine Wunderthaten.

Sie wähnten, um die Antwort würd' er ſehr in Nöthen ſein,
Doch lächelnd ſprach Herr Jeſus: Unter dem Faſſe ſitzt ein Schwein! —
Da verhöhnten ihn die Juden, als er das Wort geſprochen,
Doch grunzend unter dem Faſſe kam ein Schwein hervorgekrochen.

Der Jude an der Stelle war nicht mehr zu ſehn;
Unmaßen ſtaunten Alle ob dem Wunder das geſchehn,
Derweil das Schwein in Sprüngen ſeinen Weg genommen
Zu einer Heerde Säue, die eben vom Felde gekommen.

Die Juden, drauf zu fahnden, liefen hinterdrein,
Wähnend, der Verlor'ne ſei gefahren in das Schwein;
Doch fahndeten ſie vergebens, denn dazumal in Flandern
Schwer zu unterſcheiden war, ſagt man, ein Schwein vom andern.

Drum hüten ſich die Juden bis zum heutigen Tag
Schweinefleiſch zu eſſen, weil Niemand ſagen mag,
In welches Schwein gefahrn der arme Jud' aus Flandern,
Und es möchte doch kein Jude gern aufeſſen einen andern.

Ballade vom treuen Ritter und der ſpröden Maid.

Ein junger Ritter liebte eine wunderſchöne Maid,
Doch ohne Gegenliebe ſchied er voll Weh und Leid,
Und blieb verſchollen, bis ihr die Kunde einſt gekommen:
Er habe in ſeinem Herzeleid das Leben ſich genommen.

Da begann die Maid zu trauern, weinte Nacht und Tag,
Sie jammerte und weinte mehr als ich ſagen mag:
»Ach, hätt' ich doch erwiedert des treuen Ritters Lieben
Und nicht durch eitel Sprödethun zum Tode ihn getrieben!«

Dem treuen Ritter wurde der Jungfrau Jammer kund,
Er hatte ſich nicht getödtet, war noch ganz geſund;
In Freuden heimwärts eilt' er, zu werben um ihre Minne,
Sie aber ſtieß den Lebenden von ſich mit ſtolzem Sinne!

Erſt um den Todtgeglaubten war ſie voller Gram,
Nun war ihr Gram noch größer, da er lebendig kam.
So ſchwer iſt's hier auf Erden den Schönen recht zu machen!
Ich weiß nicht, ob man weinen ſoll darüber oder lachen.

Zeit- und Gelegenheitsgedichte.

Die Stoff- und Kraftphilosophen.

Altangeerbten Wahnes soll sich der Mensch entledigen
Von Gott, Unsterblichkeit und was sonst Thoren predigen

Von einer höhern Lenkung im niedern Weltgetriebe,
Von einer ewigen Allmacht und einer ewigen Liebe,

Vom Schöpfer, der die Welt belebt mit seinem Hauche —
Als ob ein Mensch, der denkt, noch einen Schöpfer brauche!

Fort mit dem Glaubensunsinn der Theologenzunft!
Wir kennen keine Allmacht und ewige Vernunft.

Wir kennen nur was wechselnd uns die Natur enthüllt,
Die unbewußt und zwecklos sich ewig selbst erfüllt.

Im Anfang war der Stoff, Jahrmillionen schwanden,
Eh' aus dem Stoff der Affe, aus ihm der Mensch entstanden.

Die Kraft wohnt bei dem Stoffe, der Stoff wohnt bei der Kraft,
Das ist Anfang und Ende der ganzen Wissenschaft.

Frei laßt den Geist im Kopf, das Herz frei in der Brust sein —
Aus unbewußtem Stoff wächst menschliches Bewußtsein.

Menſch, Thier und Pflanze ſind nur chemiſche Verbindung,
Und alles And're nichts als pfäffiſche Erfindung.

Bei dieſer Weisheit iſt uns Gott und Geiſt entbehrlich
Und das Unendliche im Endlichen erklärlich.

Der Glaube iſt ein Wahn, wie das Philoſophiren,
Und alles Denken nur des Hirns Phosphoresciren.

Drum laßt vom blinden Glauben an Gottes Offenbarung
Und ſchwört auf unſre Worte: Wir wiſſen aus Erfahrung,

Daß keine Kluft uns trennt von Ochs, Kameel und Affen,
Daß wir von gleichem Stoff und uns kein Gott erſchaffen.

Es giebt nur einen Glauben, Eine Philoſophie.
Wir unterſcheiden uns durch Nichts vom lieben Vieh!

* * *

Wer ſelbſt nicht ſchaffen kann, begreift auch keinen Schöpfer —
Hat je ein Topf gekannt, der ihn geformt, den Töpfer?

Ein Biedermann.

Das iſt ein Deutſcher Biedermann,
Voll ächt biderber Treue;
Er wirft, ſo viel er immer kann,
Seine Perlen vor die Säue.

Vor Säue, die wie er ſich freh
Von Andrer Leumund mäſten —
Er denkt nicht ſchlecht, er ſpricht nur ſo
Zu ſeiner Freunde Beſten.

Begegnend bleibt er freundlich ſtehn,
Warm mir die Hand zu drücken,
Iſt immer glücklich mich zu ſehn,
Schmäht mich nur hinter'm Rücken.

Er ſelber ſcheint höchſt tugendhaft,
Ganz ohne Fehl und Makel,
Und iſt der ganzen Nachbarſchaft
Untrügliches Orakel.

Die kriegeriſchen Nazarener.

„Es gilt den Kampf des Kreuzes gegen die Heiden.“
Der Metropolit von Moskau.

„C'est pour la gloire de Dieu que vous combattez!“
Der Erzbiſchof von Paris.

„Jesus Christ, our saviour, for whose sake you fight, will bless your arms!“
Der Erzbiſchof von Canterbury.

(1854.)

Auf's Neu' entbrennt ein Weltenbrand;
Von Weſten, Oſten und von Norden,
Wie Wolken über Meer und Land
Ziehn Heere, Flotten, wilde Horden;
Im Pontus wipfelt Maſt an Maſt,
Bis wo ſich Aſiens Berge thürmen;
Das Meer keucht unter ſeiner Laſt
Und heult und wimmert mit den Stürmen.

Auf Tauris liegt's gewitterſchwer.
Wo Sebaſtopolis, die Veſte,
Herabdroht auf das Schwarze Meer,
Verſammeln ſich die fremden Gäſte.
Hier wo Dianens Tempel ſtand
Und Mithridates' Knochen modern,
Stürmt es heran zu Meer und Land
Und tauſend Feuerſchlünde lodern.

O ſchönes Tauris! ſonnig Grab
Der Reſte alter Völkerwogen,
Die Aſiens Bergeshöhn hinab
Verderbend durch die Lande zogen,
Floß nicht genug ſchon Menſchenblut
Für deine Steppenkatakomben,
Daß du in alter Opferwuth
Verlangſt nach neuen Hekatomben?

Sie fallen dir! Schon tobt die Schlacht,
Vom Blute Thal und Hügel triefen,
Rings von den Bergen glüht's und kracht,
Das Meer erbebt in ſeinen Tiefen.
Die Muſe, aufgeſcheucht, erhebt
Sich über die empörten Maſſen,
Blickt nieder wie ſie lichtwärts ſchwebt,
Und ſucht das grauſe Bild zu faſſen.

Nicht Heiden ſieht ſie dort im Kampf,
Nicht Egel's wilde Bogenſpanner:
Hoch aus dem dichten Pulverdampf
Des Schlachtfeld's flattern Chriſtenbanner;
Sie ſieht zum Kampfe aufgehetzt
Normannen, Gallier und Sarmaten,
Sie tragen Chriſti Namen jetzt,
Doch heidniſch noch ſind ihre Thaten.

Und heidniſch flehn ſie hier und dort:
»Herr, hilf die Feinde uns verderben!«
Erhörte Gott das frevle Wort,
Sie müßten elend Alle ſterben.
Doch Er, der Seinen Sohn geſandt,
Daß wir vom Sündenſchlaf erwachten,
Iſt, wie Er Selbſt Sich uns bekannt,
Ein Gott der Liebe, nicht der Schlachten!

Ihr mögt von Kriegs- und Heldenruhm
So viel uns, wie ihr wollt, verkünden,
Nur ſchweigt von eurem Chriſtenthum,
Gepredigt aus Kanonenſchlünden!
Bedürft ihr Proben eures Muths,
So ſchlagt euch wie die Heiden weiland,

Vergießt ſo viel ihr mögt des Bluts,
Nur redet nicht dabei vom Heiland.

Hoch ehr' ich wahres Heldenthum,
Auf Eines aber ſollt ihr achten:
Ein Andres iſt des Chriſten Ruhm,
Ein Andres iſt der Ruhm der Schlachten!
Seid was ihr wollt, nur ſeid es ganz,
Ein Beiſpiel nehmt an Gottes Sohne —
Chriſtus trug keinen Lorbeerkranz
Und Cäſar keine Dornenkrone.

Univ.-Bibl. München

Man rühme Frankreichs Ruhmeswuth,
Die Macht des Zaren-Patriarchen —
Man rühme Englands Roaſtbeef-Muth
Und ſeine bombenfeſten Archen;
Doch wär' es Zeit, daß man die Spreu
Vom Waizen ſondre in der Tenne,
Und Kampfbahn, Doppelaar und Leu
Nicht mit des Heilands Namen nenne.

Noch gläubig ſchlägt das Türkenheer
Die Schlacht zum Ruhme ſeines Allah —
Wir haben keinen Odin mehr,
Todt ſind die Götter von Walhalla.
Seid was ihr wollt, doch ganz und frei,
Auf dieſer Seite wie auf jener;
Verhaßt iſt mir die Heuchelei
Der kriegeriſchen Nazarener.

Trinkſpruch

zur Schillerfeier 1859.

Heilig ſind des Hauſes Räume,
Heilig Heimatflur und Herd,
Heilig Blumen, Frucht und Bäume,
Alles was uns Gott beſchert, —
Doch giebt es Eines noch was heil'ger iſt
Als Haus und Herd, als ſelbſt der Liebe Band,
Das iſt — Weh jedem Deutſchen, der's vergißt! —
Das iſt ein einig großes Vaterland!

Wer nie, fern von Haus und Herde,
Jammernd nach der Heimat ſaß,
Nie geweilt auf Feindeserde,
Nie das Brot der Fremde aß,
Wem Zorn und Trauer nie das Herz verzehrt,
Wenn er zerſplittert dich und klein erfand,
Der kennt dich nicht, wer niemals dich entbehrt,
Ein einiges, ein großes Vaterland!

Dich hat uns kein Schwert errungen,
Doch in trüber, trüber Zeit
Hat ein Dichter dich geſungen,
Sein Geſang ward Wirklichkeit.
Und heute ſehn wir, was wir nie geſehn,
Seit Deutſchlands Volk zum Freiheitskampf erſtand,
Wir ſehn der Einheit Banner vor uns wehn,
Wir ſehn ein großes deutſches Vaterland!

Und in weihevollen Weisen
Hören wir im Jubelruf
Unsern großen Dichter preisen,
Der die deutsche Einheit schuf.
Der höchste Lohn war's in der ewigen Stadt,
Der Herrscherin der Erde, wenn man fand,
Daß Einer werth des Ruhmes sei: er hat
Sich wohlverdient gemacht ums Vaterland!

Solcher Ruhm gebührt dem Sänger,
Der gesendet ward von Gott,
Uns zu einen, daß wir länger
Nicht der Fremde sei'n ein Spott.
Das ist's warum sein Volk ihn ehrt und preist,
Das ist's auch, was uns festlich heut verband —
O, sei'n wir's immer so in Seinem Geist!
Ich bringe dieses Glas dem Vaterland!

Lied,

gesungen bei der Enthüllung des Schillermonuments in München, am 9. Mai 1863, dem Sterbetage des Dichters.

Von des Dichters hehrem Haupte
Nehmt die Hülle nun herab —
An dem Tag, der ihn uns raubte,
Soll er auferstehn vom Grab.
Hoch vom Himmel kam er nieder,
Sang uns ewige Lieder vor —
Hoch zum Himmel heb' er wieder
Sein unsterblich Aug' empor!

Was verborgen in uns glühte,
Flammt in ihm durch's Weltenrund,
Deutschem Geiste und Gemüthe
Lieh er seinen Glockenmund —
Schmückte uns mit seinen Kränzen,
Schwang uns auf durch seinen Flug,
Der bis zu der Erde Grenzen
Deutschen Namens Ehre trug.

Weil er selbst in unsern Herzen
Längst ein Denkmal sich gesetzt,
Darum hebt sich blank und erzen
Aus der Gruft sein Denkmal jetzt,
Daß man zu der Stätte walle
Wie zu einem Heiligthum,
Ehrt ihn — denn er ehrt uns Alle,
Und sein Ruhm ist Deutschlands Ruhm.

Beim Tode Seiner Majeſtät, des Königs Maximilian II.

(10. März 1864).

Auf ſonnige Tage folgten Sturmesſchauer,
Um ſeinen König geht ein Volk in Trauer —
Um einen König, wie es wenige gab
Seit Völker ſich gebeugt dem Herrſcherſtab.
Erobrer, Helden hat man mehr geprieſen,
Doch keinen Fürſten mehr geliebt als dieſen.
Drum ſenkt ſich manch ein Haupt in trübem Sinnen,
Aus Männeraugen ſieht man Thränen rinnen.
Die ſich begegnen ſehn ſich trauernd an,
Man drückt ſich ſtumm die Hand und geht vondann.
Das iſt kein augendieneriſcher Jammer,
Man betet, weint um Ihn in ſtiller Kammer.
Das iſt kein Schmerz der anderm Schmerze gleicht
Wenn Fürſten ſterben die ihr Ziel erreicht —
Er ſtand noch vor dem Ziele Seines Strebens,
Er ſchied in voller Mittagshöh' des Lebens. . .
Schon trieb der Lenz, die Amſel ſang im Hag,
Da jäh und furchtbar kam der Schickſalsſchlag
Der beugte dieſes königliche Haupt,
Der Deutſchlands beſten Fürſten uns geraubt.
An Seiner Hand trug er den goldnen Ring,
Daran des Volkes deutſche Hoffnung hing;
Denn von Ihm wußte man: was Er verſprochen
Das ward erfüllt. . . Nun iſt Sein Aug' gebrochen,
Sein milder Glanz ſtrahlt Keinem mehr hienieden,
Der Friedensfürſt ging ein zum ewigen Frieden.

Der Tod erſt zieht des Lebens Summe ganz,
Das Grab erſt beut den echten Ruhmeskranz.
Da ſchweigt der Schein, der Trug und die Verblendung,
Da ſteht der Menſch am Prüfſtein ſeiner Sendung.

Heil Dir, mein König Maximilian!
Nur Segenswünſche folgen Deiner Bahn,
Die Du durchmeſſen mit bedachten Schritten,
Die nie ſich überſtürzt, nie ausgeglitten.
Dein hohes Ziel noch zeigteſt Du im Sterben
Dem Sohne, Deinem königlichen Erben.
Ludwig der Zweite! Ehre das Gedächtniß
Des Vaters, und erfülle Sein Vermächtniß!

Zur Shakespeare-Feier.

(23. April 1864.)

Vergänglichkeit iſt unſer Loos hienieden;
Wir reifen langſam, um ſchnell zu vergehn —
Nur wenigen Auserwählten ward beſchieden
Den Kampf mit der Vernichtung zu beſtehn,
Und nicht dort oben nur zum ewigen Frieden,
Auch hier zu ewiger Glorie einzugehn,
Wo Nacht und Irrthum ſie nicht mehr umſchleiern —
Solch hoher Geiſt iſt's, den wir heute feiern.

Der höchſte, dem Gott je die Lippe weihte
Zu ewigem Geſang! Der uns die Tiefen
Der eignen Bruſt erſchloß — die Näh' und Weite
Mit Seherblick durchdrang — die Hieroglyphen
Der Schöpfung deutete — den Geiſt befreite —
Weltkräfte weckte, die verborgen ſchliefen,
Und uns im Widerſtreit der Menſchentriebe
Das Höchſte lehrte: Gnade, Mitleid, Liebe!

Dreihundertmal aus neuerblühten Bäumen
Scholl Nachtigallgeſang im Avonthale,
Seit er zu frühlingshellen Himmelsräumen
Sein kindlich Aug' erhob zum Erſtenmale.
Die Welt des Lichts verwob ſich ſeinen Träumen,
Daß er ſie neugeboren wiederſtrahle,
Um uns in unvergänglichen Geſtalten
Das Weltgeheimniß ſichtbar zu entfalten.

Steil, dornig, dunkel war ſein Pfad zum Licht.
Sein tiefſtes Leiden konnt' er Niemand klagen;
Was ihm das Herz durchglüht', verſtand man nicht.
Wollt' er den ſtolzen Flug zum Himmel wagen,
Zwang ihn die Nothdurft zu gemeiner Pflicht.

Der Zeiten Spott und Unglimpf mußt' er tragen,
Denn die ihn heut verklärt durch alle Lande,
Die hohe Kunst ward ihm daheim zur Schande.

Da hob der Schwan vom Avon sein Gefieder
So mächtigen Schwungs, daß jede Fessel sprang;
Vor Zorn und Liebe sang er glüh'nde Lieder,
Weit über Land und Meer scholl sein Gesang.
Am reichen Themsestrand ließ er sich nieder,
Des Gottes voll, der ihn zum Dienste zwang,
Aufflog er zu des Ruhmes höchsten Zinnen,
Und wagte Alles, Alles zu gewinnen.

Wer gab die Macht ihm, Schatten zu beschwören,
Daß sie erstehn in Menschgestalt unsterblich,
Daß wir sie handeln sehn, sie reden hören
Voll mächt'ger Leidenschaft, die hier verderblich,
Dort segnend wirkt im Schaffen und Zerstören —
Daß wir von allen Schlacken, die uns erblich,
Geläutert stehn, erschüttert und erhoben,
Als sei'n wir selbst mit ihrem Loos verwoben?

Aus einer dürftigen Bretterhütte schuf
Sein Genius ein Weltreich ohne Gleichen.
Cäsar entstieg dem Grab auf seinen Ruf,
Ihm seinen Kranz und Herrscherstab zu reichen,
Denn höher war des Dichters Gottberuf
Zu [illegible]schen, der, statt über blutige Leichen
Zur Größe aufzusteigen, ewiges Leben
Allem, was seine Hand berührt, gegeben.

Die Könige Englands weckt' er aus der Gruft,
Gleichwie die üppige Königin vom Nile;

Mit Geistern, Feen bevölkert' er die Luft,
Vereinte hehen Ernst mit heiterm Spiele.
Mannweiber, Frau'n vom reinsten Schmelz und Duft
Schuf seine Kunst zu gleich erhabnem Ziele —
Regan und Goneril, wie Desdemona
Und Julia, die Rose von Verona.

Wer zählt die Könige, Helden, Weisen, Thoren,
Von Lear und Hamlet bis zu Kalidan,
Die ihm entsprossen, immer neugeboren
Durch alle Zeit fortwandeln ihre Bahn!
Nichts war zu groß für ihn, doch unverloren
Blieb auch das Kleinste seinem Schöpfungsplan,
Der klaren Blicks am Himmel und auf Erden
Sah im Vergänglichen das ewige Werden.

Sanft war sein Wesen, sein Gemüth bescheiden,
Oft gar gebeugt von heimlichem Verzagen.
Den Ruhm, den jetzt die Höchsten ihm beneiden,
Erkauft' er schwer durch Dulden und Entsagen —
Doch dann, verklärt durch lange Prüfungsleiden,
Durft' er hochaufgerichtet von sich sagen:
»So lange Menschen athmen, Augen sehn,
Werd' ich und mein Gesang nicht untergehn!«

Erfüllt hat sich sein Wort: Es stürzten Throne,
Weltreiche sanken, seines blieb bestehn.
Der Zeiten Rost nagt nicht an seiner Krone,
Und wie wir täglich neue Wunder sehn
Am Himmel und in jeder Erdenzone,
So neue Wunder vor uns auferstehn
Wohin wir folgen seines Geistes Spur,
Der unerschöpflich ist — wie die Natur.

Prolog

zu einem Concert zur Unterſtützung der Kriegsbeſchädigten.

(Auguſt 1866).

Der Kriegslärm ſchweigt, die Schlachten ſind geſchlagen,
Ach! eine reiche Ernte hielt der Tod.
Auf blut'gen Rädern rollt des Krieges Wagen,
Vor ihm der Schrecken, hinter ihm die Noth;
Wir ſah'n von fern ihn nur vorüberjagen,
Wir ſahen nur im Wiederſchein das Roth
Der Flammen, die der Brüder Haus verzehrten,
Wohlſtand und Glück jäh in Verzweiflung kehrten.

Ganz ohne Schuld kommt Völkern Unglück nicht,
Doch nicht blos Schuld'ge trifft's mit ſeinen Streichen,
Zieht Kleine oft für Große in's Gericht
Und läßt den Armen büßen für den Reichen.
Unmenſchlich ſtraft der Krieg: d'rum heiſcht die Pflicht
Sein rauhes Walten menſchlich auszugleichen —
Ruhm den Gefall'nen, Mitleid Weib und Kindern,
Und Hülfe, raſch der Armuth Noth zu lindern!

Dem Unglück ſchwebt ein Engel ſtets zur Seite,
Der uns durch Leiden nähert und verbündet,
Das Herz, das eben noch zu wildem Streite
Entbrannt war, jetzt zur Liebesthat entzündet.

So helft nun Alle, daß ihr im Geleite
Der äußern Zwietracht inn're Einheit gründet!
Steht fest zusammen, als heilkräft'ge Zeugen
Der jetz'gen Noth — um künft'ger vorzubeugen!

Im frischen Grab ruht mancher Mutter Kind,
Wüst liegt das Feld, zerstampft von Roßgeschwadern,
Durch manche öde Werkstatt pfeift der Wind,
Durchschnitten sind des Wohlstands Lebensadern.
Das eherne Verhängniß wüthet blind:
Darum laßt Segen sprießen aus dem Hadern!
Wo Herz und Kopf zu rascher That verbunden,
Da heilen selbst des Volkes schwerste Wunden.

Volksweisen

als Intermezzo.

Es war im Dorfe Hochzeit,
Die Gäſte ſchmauſten und ſprangen,
Da kam zu dem frohen Feſte
Auch ein alter Sänger gegangen.

Hei! was man dem jungen Paare
Für reiche Geſchenke beſchied!
Der Sänger brachte zum Feſte
Nichts als ein kleines Lied.

Das Hochzeitspaar und die Gäſte
Sind längſt im Grabe verdorrt —
Verwittert ſind alle Geſchenke,
Das Lied lebt immer noch fort!

1.

Die Zigeunerbande ſingt:

Wir ſind arm; der Wald, das Feld
Sind uns Haus und Speicher;
Doch ſo glücklich in der Welt
Lebt, wie wir, kein Reicher;
Wie die Väter, frohgemuth
Leben wir und ſterben —
Für ein ächt Zigeunerblut
Giebt es kein Verderben!

Hei, Zigeuner! Hei, Zigeuner!
Hochgemuth und heiter
Fangen wir zu leben an,
Leben wir immer weiter!

Was uns Glück und Unglück beut,
Macht uns keine Sorgen;
Giebt es nichts zu eſſen heut,
Warten wir bis morgen!
Dafür auch verbringen wir
Nicht den Tag wie Sklaven —
Immer luſtig, ſingen wir,
Tanzen, eſſen, ſchlafen!

Hei, Zigeuner! Hei, Zigeuner!
Hochgemuth und heiter
Fangen wir zu leben an,
Leben wir immer weiter!

Auf der Erde ſchlafen wir,
Hoch der Himmel deckt uns;
Mond und Stern macht uns Quartier,
Sonn' und Lerche weckt uns!
Ob auch Froſt und Winter droht:
Kniſtert rings das Feuer,
Hat's im Walde keine Noth,
Wo das Holz nicht theuer!

Hei, Zigeuner! Hei, Zigeuner!
Hochgemuth und heiter
Fangen wir zu leben an,
Leben wir immer weiter!

Luſtig durch das Leben ſo
Singen wir und wandern,
Alle Tage friſch und froh,
Einen wie den andern.
Ewiger Feſttag iſt uns hier,
Wechſelvoll in Neuheit —
Und für nichts verkaufen wir
Unſre goldne Freiheit!

Hei, Zigeuner! Hei, Zigeuner!
Hochgemuth und heiter
Fangen wir zu leben an,
Leben wir immer weiter!

2.

Die Zigeunerin singt:

Alter Mann, grauser Mann,
Schneide mich, brenne mich!
Fest bin ich, fürchte nicht
Feuer noch Messerstich.

Ja, ich hasse Dich, Greis!
Bin zum Hohne Dein Weib —
Einen Andern lieb' ich
Mit Seele und Leib!

Schneide mich, brenne mich,
Soll mir kein Wort entfliehn:
Alter Mann, grauser Mann!
Nimmer entdeckst du ihn!

Wie ein Sommertag heiß,
Ist er frischer als Mai —
O, wie jung er und frisch!
Und wie lieb' ich ihn treu!

O, wie herzt' ich ihn wild
In der Stille der Nacht,
Und wie haben wir da
Ueber dich, Greis, gelacht!

3.

Das Zigeunermädchen ſingt:

Ohne Mütterchen zu fragen,
Hatt' ich Abends umgeſchlagen
Meinen ſchmucken Sarafan —
Ging zum Tanz in ſpäter Stunde,
Hüpft' und ſprang, hub in der Runde
Wie ein Kind zu tanzen an.
Sarafan, der Mädchen Zier du,
O, wie lieblich ſtehſt auch mir du!

Und zerriſſen im Gedränge,
Im Gezerr und Tanz der Menge
Ward der ſchmucke Sarafan —
Mutter ſchalt; mit eignen Händen
Mußt' ich bald zur Hochzeit wenden
Meinen ſchmucken Sarafan.
Sarafan, der Mädchen Zier du,
O, wie lieblich ſtehſt auch mir du!

War mir ſonſt ein wahrer Jammer
So zu ſitzen in der Kammer,
Schien mir ſtets zu viel gethan —
Doch zum Hochzeitsſchmuck behende
Rühr' ich gerne meine Hände,
Wende gern den Sarafan!
Sarafan, der Mädchen Zier du,
O, wie lieblich ſtehſt auch mir du!

(Ruſſiſches.)

4.

Nachtigall, o Nachtigall.

Nachtigall, o Nachtigall!
Sangesbelle Nachtigall!
Sag', wohin, wohin dich ſchwingſt,
Wo die ganze Nacht du ſingſt?
Welche Arme mag, gleich mir,
Troſtbedürftig lauſchen dir,
Die zur Nacht das Aug' nicht ſchließt,
Weil's von Thränen überfließt!

Flieg, durchfliege Nachtigall,
Rings die weiten Lande all —
Fliege über's blaue Meer,
Lug' auf fremdem Strand umher,
Sieh in Stadt und Lande zu,
Nirgend, nirgend findeſt du
Eine Maid in Dorf und Stadt,
Die, wie ich, zu leiden hat.

Auf der Bruſt mir armem Ding
Eine Schnur von Perlen hing;
Ach, ich trug auch, armes Ding,
Auf dem Finger einen Ring,
Und im Herzen treu und mild
Trug ich meines Liebſten Bild!
Doch im Herbſt verloren ganz
Meine Perlen ihren Glanz —
Und in Wintersnacht mein Ring
An der Hand in Stücke ging.
Jetzt im Frühling wein' ich ſehr:
Habe keinen Liebſten mehr!

5.

Sing, mit Sonnenaufgang finge.

Sing, mit Sonnenaufgang finge,
Nachtigall, dein ſchmetternd Lied!
Sing, ſo lange noch der Frühling
Blumig Wald und Flur durchzieht!

Sing der Schöpfung bunte Schöne,
Sing was blühet, fließt und lebt:
Glücklich iſt, wen deiner Töne
Zauberkraft zu dir erhebt!

Taucht im Meer die Sonne unter,
Folgt die Nacht dem Tageslicht —
Alle Schöpfung ruht in Bangen
Mit verhülltem Angeſicht:

Du allein durchbrichſt das Schweigen,
Singſt von Lieb' in dunkler Nacht —
Singſt, gewiegt auf ſchwanken Zweigen,
Ueber dir des Himmels Pracht!

Wüſter Traum iſt alles Leben
Ohne Liebe, wüſt das All —
Lieb' und Lied iſt dir gegeben:
Singe, ſüße Nachtigall!

6.

Das Vöglein.

Glücklich lebt, vor Noth geborgen,
Gottes Vöglein in der Welt,
Kennt nicht Mühen, kennt nicht Sorgen,
Denn sein Nest ist leicht bestellt!
Vöglein träumt auf grünem Baume,
Bis ihm Gottes Ruf erklingt
Aus dem morgenhellen Raume;
Und es schüttelt sich und singt.
Auf den Lenz, den duftig frischen,
Folgt der schwüle Sommer bald,
Nebel, Regen, Stürme mischen
Sich im Herbste feucht und kalt;
Allen Menschen wird es trüber —
Fliegt zum Süden Vögelein
Ueber's blaue Meer hinüber —
Fliegt zu neuem Frühling ein!

7.

Sang wohl, sang das Vögelein,
Und verstummte.
Ward dem Herzen Freude kund,
Und Vergessen.

Vöglein, das so gerne singt,
Warum schweigt es?
Herz, was ist mit dir geschehn,
Daß du traurig?

Ach, das Vöglein tödtete
Rauher Schneesturm,
Und das Herz des Jünglings brach
Böses Reden.

Wär' das Vöglein gern geflogen
Fort zum Meere,
Wär' der Jüngling gern entfloben
In die Wälder.

In dem Meere treibt die Flut,
Doch kein Schneesturm —
Wilde Thiere birgt der Wald,
Doch nicht Menschen.

8.

Serbisches Lied.

Sich verglich das Mädchen mit der Sonne:
Helle Sonne, ich bin schöner als du,
Schöner als du selbst und als dein Bruder,
Als dein Bruder auch, der Mond, der klare,
Als die Sterne alle, deine Schwestern,
Die da wandeln übern blauen Himmel
Einem Hirten gleich mit weißen Schafen.
Helle Sonne hub an Gott zu klagen:
Gott, was thun mit dem verwünschten Mädchen?
Aber still entgegnet Gott der Sonne:
Helle Sonne du, mein Kind, mein liebes,
Bleibe ruhig, laß dich nicht erzürnen,
Leicht ist's uns mit dem verwünschten Mädchen:

Glänze heißer du, verseng' ihr Antlitz!
Aber ich, ich werd' ihr Unglück schicken,
Werd' ihr Unglück schicken, schlimme Schwäger,
Eine böse alte Schwiegermutter!
Fühlen soll sie, wem sie sich verglichen!

9.

Böhmisches Lied.

Ach, ihr Wälder, dunkle Wälder,
Miletiner Wälder!
Warum grünt ihr wie im Sommer
Lustig fort im Winter?
Gerne wollt ich ja nicht weinen,
Nicht mein Herz betrüben;
Aber sagt, ihr guten Leute,
Wer mich Arme tröstet?
Ach, wo ist mein lieber Vater?
Längst im Grabe liegt er!
Wo ist meine gute Mutter?
Gras wächst ihr zu Häupten.
Bruder hab' ich nicht, noch Schwester,
Fort ist mein Herzliebster!

10.

Der Räuber.

Ein ruſſiſches Lied aus alter Zeit.

Rauſche nicht, Väterchen Eichwald, du grünender!
Störe mich braven Burſchen in meinem Sinnen nicht,
Wie ich braver Burſch in der Frühe zum Verhöre muß gehn,
Vor dem ſchrecklichen Richter, vor dem Zaren ſelbſt.
Wie der Zar, unſer Herr, mir die Frage wird thun:
Du ſag' an, ſag' an, Bürſchchen, du Bauernſohn,
Mit wem haſt du geſtohlen, mit wem verübt den Raub?
Und hatteſt du noch viel Gefährten bei dir?
Dir, unſrer Hoffnung, geſteh' ich's, rechtgläubiger Zar!
Will dir Alles geſtehn, die Wahrheit, die völlige;
Sieh, ich hatte beim Raube der Gefährten vier:
War mein erſter Gefährte — die dunkle Nacht;
War mein zweiter Gefährte — ein Meſſer von Stahl;
War mein dritter Gefährte — mein gutes Roß;
Und mein vierter Gefährte — ein ſtraff Geſchoß;
Meine Häſcher aber waren geglühte Pfeile.
Da wird reden unſre Hoffnung, der rechtgläubige Zar:
Du haſt wohlgethan, Bürſchchen, du Bauernſohn,
Haſt zu ſtehlen gewußt und gut Rede zu ſtehn!
Dafür werd' ich jetzt laſſen Befehl ergehn
Dir auf dem Felde ein hohes Haus zu bauen,
Aus zwei Balken, darüber ein Quergebälk.

11.

Mädchenlied.

In meinem Blumengarten
Sang eine Nachtigall;
Wollt' ich der Blumen warten,
Hört' ich den ſüßen Schall.

Sie ſang bald hier, bald dorten,
Sie ſang ohne Raſt und Ruh,
Ich folgt' ihr allerorten,
Ich hört' ihr immer zu.

Bei Nacht konnt' ich nicht ſchlafen,
Bei Tag konnt' ich nichts thun,
Wenn mich die Töne trafen,
Sie ließen mich nicht ruhn.

Die Roſen und der Flieder
Sind lange ſchon verdorrt,
Verſtummt die ſüßen Lieder —
Die Nachtigall iſt fort.

Nun flieht mich doch der Schlummer,
Ich ſchaffe ſpät und früh —
Nachts hält mich wach der Kummer,
Und Tags des Tages Müh.

12.

Lettiſch.

Handſchuh' ſtrickt' ich und ich ſchmückte
Sie mit Haideblumen beide,
Daß der Liebſte ſo mich liebe,
Wie die Biene liebt die Haide.

Nachts hört' ich ſingen die Meiſe
Zu meiner Rechten, laut —
Da macht' ich mich auf die Reiſe,
Fand aus die rechte Braut.

Im Eichbaum ſingt die Meiſe
So fremd von Klagen und Wehn —
Die Schweſter iſt in der Fremde,
Wie mag's der Armen gehn?

Schön ſingen im Wald alle Vögel,
Der Specht nur iſt ſtumm und ſtolz —
Was ſollte der Arme auch ſingen?
Hat im Leibe nur faules Holz.

Lied der Koſaken vom Schwarzen Meere.

„Was hängſt du das Köpfchen ſo traurig und ſchwer?“
— „Was ziehſt, mein Koſak, fort zum Schwarzen Meer?“ —
So ſprach ich zum Mädel, ſo ſprach ſie zu mir —
Juſt war ich beim Mädel, und jetzt bin ich hier!
Chor: So ſprach ich zum Mädel u. ſ. w.

Und weine nicht, Mädchen, hell' auf deinen Blick!
Wohl muß ich davon, doch bald kehr' ich zurück —
Der Koſak liebt das Meer und er liebt die Gefahr,
Doch er liebt auch, was Süßes beim Mädel ihm war!
Chor: Der Koſak liebt das Meer u. ſ. w.

Der Prieſter der ſpricht: Das iſt Sünde mein Sohn!...
Doch beicht' ich die Sünd', da verzeiht er ſie ſchon.
Ein Griff in die Taſch', ein geſchmeidiger Mund,
Das macht uns beim Prieſter von Sünden geſund!
Chor: Ein Griff in die Taſch' u. ſ. w.

Es donnert zum Kampfe — da zagen wir nicht,
Ob zu Meer, ob zu Lande, das fragen wir nicht;
Ob nah oder ferne, das meſſen wir nicht,
Und das Liebchen, das treue, vergeſſen wir nicht!
Chor: Ob nah oder ferne u. ſ. w.

Drum friſch ihr Koſaken, das Segel geſpannt!
Die Flint' auf den Rücken, den Säbel zur Hand!
Und weine nicht, Mädchen, hell' auf deinen Blick:
Der Koſak muß davon, doch bald kehrt er zurück!
Chor: Und weine nicht, Mädchen u. ſ. w.

Kurdiſche Lieder.

1.

Frühlingslied.

Ueber Alles hoch und über Alles ſchön,
Und im Mund des Volkes vielgeprieſen
Sind die grünen Flecke auf den Bergeshö
Sind die duftenden Nomadenwieſen!

Wo der Schnee die Berge nicht bekleidet,
Wo der Kurden ſchwarze Zelte ſtehn,
Wo der Hirt die fette Heerde weidet,
Kecke Burſche, ſchmucke Dirnen gehn —

Ueber Alles hoch und über Alles ſchön,
Und im Mund des Volkes vielgeprieſen
Sind die grünen Flecke auf den Bergeshö
Sind die duftenden Nomadenwieſen!

2.

Schön iſt das Mädchen das ich meine,
Das mich ſo hoch beſeligt hat,
Von allen Dirnen gleicht ihr keine
Im Hochgebirg des Ararat!

O, daß ihr Gott das Glück vergelte,
Das mir ihr Mund gegeben hat!
Schwarz iſt ihr Auge, wie die Zelte
Im Hochgebirg des Ararat!

Es gleicht ihr Gang dem jungen Rehe
Auf einſam ſtillem Waldespfad —
Die Bruſt dem friſchgefall'nen Schnee
Im Hochgebirg des Ararat!

Der Buſen feſt wie Apfelſinen,
Der Mund ein roſig Wonnebad,
Süß wie der Honig von den Bienen
Im Hochgebirg des Ararat!

Dem Lockenhaar entſteigen Düfte,
Friſch wie der Duft vom Roſenblatt,
Beim Hauch der warmen Frühlingslüfte
Im Hochgebirg des Ararat!

O, keine andre Maid erkieſe
Mein Herz und Mund an ihrer Statt —
Sie macht das Land zum Paradieſe
Im Hochgebirg des Ararat!

3.

Klagelied.

Ich war aufs Feld hinausgegangen,
Da ſah ich zwei ſchöne Mädchen wandern,
Es ſchwoll das Herz vor Luſt mir.
Ich ging von Einer zu der Andern,
Ich konnte Keine von Beiden erlangen,
Da quoll ſchwarzes Blut in der Bruſt mir.

Es wollte keinem ſchönen Kind
Meine ſtarke Liebe gefallen —
Die Köpfe zweier Kurden ſind
Durch meine Hiebe gefallen.
Es war das Gras vom Thaue naß
Als ſie getödtet wurden;
Die grünen Halme im Wieſengras
Vom Blute geröthet wurden.

Um zweier Schönen Augen willen
Hat ſich mein Herz empört,
Um zweier Schönen Augen willen
Iſt mir das Herz zerſtört.
Ich bin alt geworden, ſchwach und alt,
Habe mein ſiebzigſtes Jahr erreicht.
Vor Schwäche gebrochen iſt meine Geſtalt,
Vor Alter und Gram das Haar gebleicht.
Vor Gram ſind meine Wangen erblichen,
In den Augen flimmert es roth mir —
Und Ruhe wie Schlaf iſt von mir gewichen,
Vor den Augen flimmert der Tod mir!

4.

Trauerlieder.

I.

Mir gegenüber ſteht des Reiters Grab,
Noch geſtern ſtrotzt' er in der Jugend Prangen!
Mit ſeiner Lanze brach ſein Leben ab.
Getroffen ſtürzt' er und gebrochen hin.
Jetzt ziehen ſchon die Würmer und Schlangen
Ueber die fleiſchentblößten Knochen hin . . . .

II.

Stieg der Frühling in die Lande nieder,
Flur und Hain mit frischem Grün zu färben,
Alles weckt' er froh zum Leben wieder,
Nur der Wittwe Sohn rief er zum Sterben.

Im Gebirge scholl ein Klaggestöhn,
Weint die Mutter den verlornen Sohn;
Ach, er war so schön, so jung und schön!
Und nun deckt das kalte Grab ihn schon!

Weithin schimmerte sein roth Gewand,
Wenn er, hoch die Lanze in der Hand,
Sich zu Rosse in den Bügel schwang,
Und den Schild gleich einem Flügel schwang.

Kommt das Roß gesattelt, kommt von fern,
Wiehert laut um den verlornen Herrn,
Scharrt den Boden auf mit wundem Huf,
Doch er hört nicht seines Rosses Ruf.

Weithin tönt der Klageweiber Schrei'n —
Nimmer weilt er in der Krieger Reih'n!
Würmer fressen seine Leiche schon,
Kalte Erde, kalter Grabesstein,
Deckt das Angesicht, das bleiche, schon!

Aus dem Morgenlande.

(1843 — 1845.)

O Thor, der du in fremden Ländern
Geglaubt dein Schickſal zu verändern:
Es bleibt daſſelbe überall!
Der Sturm der in der Wogen Schwall
Des Schiffes jäh Verderben zeugte,
Den Maſt zerſchmettert trieb an's Land —
Er war's, der ſchon die Fichte beugte,
Da ſie im heim'ſchen Grund noch ſtand;
Der Schmerz, den du hinausgetragen,
Weil du vermeint ihm zu entfliehn:
An deinem Herzen wird er nagen,
Wird dich verderbend mit dir ziehn.
Geh mit dir ſelbſt ſtreng in's Gericht,
Und wenn dir's nicht gelingt von Innen
Das Glück, die Ruhe zu gewinnen:
Von Außen kommt das Glück dir nicht!

Ein Blick vom Kreml.

Zum höchſten Thurm ſtieg ich hinauf
Des Kreml, in der Mosquaſtadt,
Die manchen Thurm mit goldnem Knauf,
Viel Tempel und Paläſte hat.
Ich ſtieg hinauf wo vielbethürmt
Sich rings die weiße Mauer zog,
Dran mancher Held ſchon angeſtürmt,
Schon manches Haupt vom Rumpfe flog.

Und als ich auf Palaſt und Dom
Hinab ſah von dem hohen Thurm,
Krümmt' unten ſich der Mosquaſtrom
Zu meinen Füßen wie ein Wurm;
Und wie ein Wurm in meinem Geiſt
Nagt das Gedächtniß alter Zeit,
Und vor mir ſchwebt und mich umkreiſt
Manch Nachtbild der Vergangenheit.

Die Glocke ſchlägt vom hohen Thurm,
Daß Alles ringsum bebt und dröhnt,
Als ob von altem Kriegesſturm
Ein Nachhall aus dem Erze tönt' —
Als ob der Thurm mit Glockenmund
In feierlichem Donnerlaut
Erzählt', was ihm von Alters kund,
Der Stadt auf die er niederſchaut.

Nicht, was die Zaren einſt gethan
In machtvollkommnem Blutgelüſt' —
Nicht, wie ſie dem Mongolenchan
Feig des Gewandes Saum geküßt —
Vor mir erſteht ein andrer Held
Aus blutgetränktem Schlachtgefild —
Der Mächtige, der die ganze Welt
Erſchütterte mit Schwert und Schild.

Wie eine Sonne ſah man ihn
Einſt aus dem Meere auferſtehn,
Wie eine Sonne ſah man ihn
Im Meere wieder untergehn.
Sein Haupt umſchlang ein Strahlenkranz,
Doch ſtreng und kalt war ſein Geſicht —
Er hatte all der Sonne Glanz:
Nur ihre Wärme hatt' er nicht!

Hier auf demſelben Thurme ſtand
Auch Er gedankenvoll allein,
Und ſah hinab auf Stadt und Land,
Und Alles, was er ſah, war ſein.
Noch ſchwillt ſein Herz vor Uebermuth,
Noch iſt er großer Dinge voll:
Da züngelt ſchon die rothe Glut
Des Brands, der ihn verderben ſoll.

Er ſieht's nicht, ſchließt ſein Auge zu —
Und das Gericht nimmt ſeinen Lauf.
Als Herr der Welt ging er zur Ruh,
Als armer Flüchtling wacht' er auf.
Wild praſſelt's rings im Flammenſchein,
Der Kreml iſt kein gaſtlich Haus:

Schon Manchen ließ er glorreich ein,
Und ſtieß ihn elend wieder aus.

Wo blieb des Weltbeherrſchers Macht?
Wo blieb er ſelbſt, der ſtolze Held?
Der Sieger in ſo mancher Schlacht
Eilt jetzt in wilder Flucht durch's Feld —
Und die im Unglück wie im Glück
Voll Treue folgten ſeiner Spur:
Jetzt elend ließ er ſie zurück,
Bedacht auf eigne Rettung nur.

Des großen Kaiſers Ruhm ward ſtumm,
Die Herrlichkeit ſchwand wie ein Traum;
Ein Windhauch blies ſein Weltreich um,
In Rußland iſt für Todte Raum.
Da lagen Völker hingeſtreckt
In einem einzigen Grab von Schnee;
Jede verſtummte Lippe weckt
In ferner Heimat jammernd Weh.

Um Frankreichs Söhne klag' ich nicht —
Sie theilten Ehre und Gewinn
Des Kaiſers, wie ſein Strafgericht —
Sie haben ihren Lohn dahin.
Doch daß auch ſoviel deutſches Blut
Hier ward zum Opfer dargebracht
Des fremden Kriegsherrn Uebermuth:
Das iſt es, was mich traurig macht.

Deutſchland, mein Heimatland! du warſt
Dem eignen Volk kein gaſtlich Haus;
Der Beſten viel die du gebarſt,
Stießeſt du herzlos von dir aus!

Sie dienten fremdem Herrſcherthum
Und folgten Feindesfahnen nach;
Ihr Ruhm vermehrte fremden Ruhm;
Doch ihre Schmach ward deine Schmach!

Die Glocke ſchlägt vom hohen Thurm,
Daß Alles ringsum bebt und dröhnt,
Als ob von altem Kriegesſturm
Ein Nachhall aus dem Erze tönt', —
Ein Ton, der tief in's Herz mir ſcholl,
Daß es mich nicht mehr oben litt —
Ich ſtieg hinab gedankenvoll,
Und lenkte heimwärts meinen Schritt.

Steppenbrand.

Endlos wie das ewige Meer,
Nur vom Himmel trüb umzogen,
Liegt die Steppe, — flüſternd wogen
Grüne Wellen hin und her,
Schon verdorrt vom Sonnenbrande,
Halme die kein Schnitter mäht,
Und, ſo weit das Auge ſpäh't,
Wüſt und öde iſt's im Lande.
Müde von dem langen Ritte,
Hemmt' ich meines Roſſes Schritte,
Kehrte meinen Blick nach innen,
Und verſank in tiefes Sinnen.
Ich gedachte frührer Zeiten,

Wo durch dieſe öden Weiten
Wohlbewehrt mit Pfeil und Bogen
Wilde Reiterſchwärme zogen,
Deren Held im Steppenzelt
Herrſcher war der halben Welt.
Fürſten hielten ihm die Bügel,
Schrecken herrſchte wo er nahte,
Der, wie niedre Maulwurfshügel,
Mächtige Reiche niedertrat, —
Seine roß-beſchwingten Krieger
Mordend in die Völker hetzte, —
Seinen Fuß, ein ſtolzer Sieger,
Auf der Könige Nacken ſetzte.
Alſo ließ ich alter Zeiten
Bilder bunt vorübergleiten
Meinem Blick, und auferweckte
Todte Völker .... plötzlich ſchreckte
Fernes, donnerlautes Toben
Mich empor — ich ſah nach oben:
Langſam und gewitterſchwer
Wogte ſchwarz Gewölk einher.
Wieder hört' ich Donner rollen
Lang, mit kurzem Unterbrechen,
Wie wenn mächtige Eisesſchollen
In den Strömen krachend brechen.
Fromm bekreuzten die Koſaken
Sich bei Donnerſchlag und Blitz,
Spähten mit gebognem Nacken
Scheu umher vom Sattelſitz.
Immer ſchwärzer überzogen
Ward es ringsum, ſchwüler, trüber,
Dichte Schwärme Vögel flogen
Tiefen Flugs an uns vorüber.

Wie so vorwärts, seitwärts immer
Spähend meine Blicke schweifen,
Seh ich fern in hellem Schimmer
Einen breiten, rothen Streifen —
Keinen jäh vom Blitz erzeugten,
Der schnell kommt und schnell verschwindet,
Auch von keinem Wetterleuchten:
Denn stets heller, breiter windet
Sich der Streifen um das Land.
Ein Kosak wirft sich vom Pferde,
Drückt sein lauschend Ohr zur Erde,
Springt dann auf, mit Angstgeberde
Starr dem Streifen zugewandt:
»Himmel! hilf, ein Steppenbrand!«
Hat der Blitz in's Kraut geschlagen?
Ward die Steppe angesteckt?
Keiner weiß es, und das Fragen
Ist umsonst — doch aufgeschreckt
Tragen uns die zähen Pferde
Flüchtigen Laufes, langgestreckt,
Daß der Hufschlag auf der Erde
Kaum vernehmbar bei dem Reiten.
Und durch ungemessne Weiten
Fliegen wir mit Windesschnelle,
Spähend oft das Auge wendend
Nach der grausigen Flammenhelle . . .
Schwarzen Rauch nach oben sendend
Wälzen sich die wilden Gluten,
Wie empörte Meeresfluten,
Unter mächtigem Prasseln, Zischen,
Immer näher, und dazwischen
Schallen fernher Jammertöne,
Schrill, wie Sterbender Gestöhne.

Sieh dort: flüchtige Dromedare
Die der Karawan' entrannten,
Alle andern schon verbrannten;
Und uns sträuben sich die Haare
Vor Entsetzen — um uns weben
Wolken Rauches — kaum noch sehen
Wir im immer schwärzern Qualme
Unter uns die Steppenhalme.
Schakalschwärme wimmern, heulen,
Fliehend vor den Flammensäulen
Die mit Riesensprüngen nahn —
Tod, Verzweiflung allerorten,
Und es glüht, als ob die Pforten
Sich der Hölle aufgethan.
Thier' und Menschen sind verloren;
Nirgends Hülfe. Wir befehlen
Gott im Himmel unsre Seelen,
Drücken krampfhaft noch die Sporen
In der Pferde blutige Weichen,
Daß sie wie die Windsbraut streichen
Durch die Steppe vor den Flammen.
Plötzlich bricht mein Pferd zusammen —
Um uns rauscht's — wir sind gerettet!
In des Kuban Strom gebettet.
Und kaum haben wir die Flut
Ueberschwommen, und ein Kurzes
Von dem Sturmritt ausgeruht,
Als es ungethümen Sturzes
Strömend aus den Wolken bricht,
Daß man vor dem Regen nicht
Mehr die Glut am Horizonte
Noch die Steppe sehen konnte.
Bald erloschen war das Feuer,

Das, ein lechzend Ungeheuer,
Mit Millionen Flammenzungen,
Was die Steppe trug, verſchlungen,
Bis es ſelber lag getödtet.
Wieder lichtet ſich der Himmel;
Aus dem ſchwarzen Rauchgewimmel
Stiegen Wolken auf, geröthet
Von der Abendſonne Glut.
Lange hatt' ich ausgeruht,
Sinnend rings mein Auge weidend;
Und ich dachte, da wir ſcheidend
Fürbaß unſres Weges zogen:
Jene wilden Kriegerheere,
Die einſt dieſes Land durchflogen
Zahllos wie der Sand am Meere, —
Was von ihnen iſt geblieben?
Staub, vom Sturm umhergetrieben
Und verweht durch alle Lande.
All ihr Thun glich dieſem Brande!
Trüb wie Rauch blieb nur die Sage
Von dem Glanz der alten Tage.

Windeswehn vom Kaukasus.

Schaurig webt der Wind vom Gebirge her,
Weht in klagenden Tönen —
Bald wie Wellengemurmel auf wildem Meer,
Bald wie Leidender Stöhnen —
Bald wie Kindeswimmern durchschrillt es die Luft,
Bald wie Schakalgeheul in der Felsenkluft —
Bald, daß es dem Muthigsten bangt und graut,
Dröhnt's jammernd über der Erde Veste,
Als ob die Menschheit ihren Schmerz auspreßte
In einem einzigen Klagelaut . . .
Was bedeuten die klagenden Töne?
Sind sie ein Nachhall aus alter Zeit,
Wo der »Gottesgeißel«-Söhne
Die Völker der Steppe dem Tode geweiht?
Wie Heuschrecken durch die Lande schwärmten,
Sich am Feuer lodernder Städte wärmten,
An den Tafeln erschlagener Könige saßen,
Aus Feindesschädeln tranken und aßen,
Mauern aus Menschenknochen thürmten,
Alles Herrliche niederstürmten,
Unheil brachten allen Landen,
Und dann — wie sie gekommen, verschwanden.

Der Terek.

Wie ein großer Gedanke ſich losreiſt aus
Dem Haupte eines Genius,
Alſo ſpringt aus des Kasbek ſteinernem Haus
Der brauſende Terekfluß;
Reißt ſich in ſprudelnder Luſt
Von der nährenden Bergesbruſt;
Rauſcht mit hellem Geplätſcher
Ueber die eiſigen Gletſcher —
Und die Steine und Felſen, die ſeinen Wellen
Sich, trotzig hemmend, entgegenſtellen,
Lachend überſpringt er ſie,
Oder ſtark zwingt er ſie
Mit ſich hinunter in's blühende Thal.
Was ihm widerſteht, wird zerſtoben,
Denn ſeine Gewalt kommt von Oben!
Die Geis, die wie er vom Felſen ſpringt,
Sich labend aus ſeiner Welle trinkt;
Der Wandrer der lechzend am Berghang ruht,
Erquickt ſich an ſeiner kühlen Flut.
Schwankende Büſche, uralte Bäume,
Baden die Wurzeln im friſchen Geſchäume.
Es freun ſich die duftigen Blumen, die bunten,
Ob der lauten, tanzenden Wellen tiefunten;
Und es lockt der ſtürmiſche Bergesſohn,
Durch Klagen, Murmeln und Schmeichelton,
Manch widerſtrebend Blümelein
Zu ſich in's Flutenbett herein....

Und nach Unten gewandt
Durchzieht er das Land
— Ein König im blitzenden Wellengeschmeide —
Den Fluren zum Segen, den Menschen zur Freude.
Und nichts hält seinen Lauf,
Den stürmischen, auf.
Ohne Rast, ohne Ruh
Eilt er dem Meere zu —
Und das Meer, unter wildem Jubelgebraus,
Nimmt ihn auf in seinem weiten Haus.

Doch wie er im Meer
Seine Wohnung genommen,
Weiß man nicht mehr,
Von wo er gekommen;
Man erkennt ihn nicht wieder
Aus der Zahl seiner Brüder,
Die, wie er, aus der Ferne herbeigeschwommen.
Sein Name entschwebt,
— Ein leerer Schall —
Er selbst aber lebt,
Ein Theil im All.

Georgia.

„Georgia, du schönes Land!“
So hört' ich einst ein klagend Lied beginnen —
Es steht ein Greis auf seines Hauses Zinnen,
Derweil vom Auge bittre Thränen rinnen,
Singt er gewaltig durch die helle Nacht:

»Georgia, du ſchönes Land!
Du Vaterland der Schönheit und der Reben,
Von Bergesmauern iſt dein Reich umgeben,
Die dich vertheidigend ſtolz die Häupter heben —
Sie ſchützen dich — wenn du ſie ſchützen willſt.«

»Georgia, du ſchönes Land!
Aus alten Zeiten ſind Erinnerungen
Von deinem Ruhm durch alle Welt gedrungen,
Von großen Sängern ward dein Lob geſungen:
Und du verläugneſt all die Herrlichkeit!«

»Georgia, du ſchönes Land!
Weh! deine Söhne ſind zu Sklaven worden,
Durch deine Straßen ziehen Räuberhorden,
Feig unterwarfſt du dich dem Zar vom Norden —
Wo blieb, mein Volk, dein Stolz und deine Macht!«

»Georgia, du ſchönes Land!
Sieh, hoch von deinen grünen Bergen ragen
Graue Ruinen, die noch Zeugniß tragen
Wie's war in jenen alten, ſchönen Tagen,
Den Tagen deiner Mannheit, deiner Kraft!«

»Georgia, du ſchönes Land!
Noch hell durch deine grünen Auen ſchwellen
Des heiligen Kyros ſagenreiche Wellen,
Doch oft ſchon färbten ſie die Raubgeſellen
Des Nordens roth mit deiner Kinder Blut...«

»Georgia, du ſchönes Land!
Ward deinem Volk ſein hoher Wuchs zu eigen,
Den ſtolzen Leib in Knechtesjoch zu beugen,
In Sklaverei vor Sklaven ſich zu neigen?
O, Schmach dem Volk, das kampflos untergeht!«

»Georgia, du ſchönes Land!
Was herrlich in der Welt, ward dir verliehen:
In üppiger Fülle deine Gärten blühen,
In wilder Schöne deine Berge ziehen,
Kein Land zeugt Weiber deinen Weibern gleich!«

»Georgia, du ſchönes Land!
Und ſchuf der Herr die Schönheit deiner Weiber,
Ihr glühend Aug', die leckend ſchlanken Leiber,
Der frechen Luſt zu fröhnen deiner Räuber?
Und du kannſt Zeuge ihrer Schande ſein!«

»Georgia, du ſchönes Land!
Gab dir der Herr den Feuertrank des Weines,
Dich einzuſchläfern in den Ketten deines
Dir aufgedrungnen Zwingherrn? — O, des Scheines
Der Sonne, die dir ſtrahlt, biſt du nicht werth!«

»Georgia, du ſchönes Land!«
Dacht' ich: man braucht den Namen nur zu ändern,
So gilt das Klagelied noch ſtolzern Ländern,
Getroffen von denſelben Webeſendern,
Die Oſt und Weſt mit gleicher Liſt umziehn...

Nino.

Wo ruht die Nacht ſo warm und licht,
Wie auf Georgia's Hügelland?
Und wo, ſo ſchön von Angeſicht
Blühn Mädchen, wie am Kyrosſtrand?

Uralt verwachſnen Buſchwald durch,
Krumm über Hügel ſchleicht mein Pfad
Vom Fuß der grauen Felſenburg
Zum Ufer, wo mein Mädchen naht.

Die weiße Tſchadra*) windbewegt
Um ihre ſchlanken Glieder fliegt,
Leicht, wie das Schifflein das ſie trägt,
Des Kyros weißer Schaum umſchmiegt.

Sie ſieht mich . . . Grüß dich, Herzenskind!
Ein Handkuß ſagt: Ich danke dir! —
Mit ihren Locken ſpielt der Wind,
Ihr dunkles Auge ruht auf mir.

Bei meinem Kuß, in heller Glut
Aus ihren dunklen Augen bricht's,
Wie aus der dunklen Kyrosflut
Zur Nacht, beim Kuß des Mondenlichts!

Sie kommt, ſie kommt! Es tanzt der Kahn
Im Takt der Ruder uferwärts,
An's Ufer ſpringt die Welle an,
Und meine Liebe an mein Herz. —

*) Tſchadra — ein feiner, blendendweißer, den ganzen Körper verhüllender Ueberwurf.

Ein Sommertag in Eriwan.

Heiß liegt die Sonne auf Eriwan —
Die Vögel ſenken ihr matt Gefieder,
Die Bäume die dürren Blätter nieder;
Verdorrt liegt Feld und Wieſenplan,
Und das hat die ſchöne Sonne gethan!

Schwer ſcheint der Gang der jungen Maid,
Die ſonſt ſo leicht durch die Straßen hüpft,
Und Alles liegt todt — nur von Zeit zu Zeit
Eine Schlange glitzernd durch's Gras hinſchlüpft.
Der Armenier unterm Platanenbaum
Wirft ab ſein weites Tuchgewand,
Der erloſch'ne Kalljan entſinkt ſeiner Hand,
Er gähnt — ihn drückt's wie ein ſchwerer Traum.
Verderbend liegt's auf Eriwan,
Und das hat die ſchöne Sonne gethan!
Die Sonne, der leuchtende Tagesſtern,
Und iſt doch der ſchmachtenden Erde ſo fern! —
Derweilen oben auf Bergen grün
In duftiger Friſche die Bäume blühn,
Und die Heerde graſ't am fetten Hang,
Und die Blumen lauſchen der Vögel Geſang,
Aus den Felſen plätſchernd die Quelle ſpringt,
Und alles freut ſich und blüht und ſingt! —

* * *

Alſo auch du, ſchöne Sonne du,
Du meiner Liebe leuchtender Stern!
Drückſt mir verderbend die Augen zu,
Verſengſt mich, verdorrſt mich, ſeit ich dir fern:
Und lachteſt mir einſt ſo belebend und klar,
Als ich dir, meinem Glücke, noch nahe war —
Ich ſchaute dein leuchtendes Angeſicht,
Doch die Glutenſtrahlen verſengten mich nicht!

Armeniſches Grablied.

Zu deinem Grabe bin ich gegangen,
Mein Auge wandt' ich dem Grabſteine zu —
O, daß es ſich aufthue, mich zu empfangen
An deiner Seite, zur ewigen Ruh',

Daß ich mein welkendes Haupt der Erde
Hingebe, und meine Seele dir!
Daß ich verweſe, zu Aſche werde,
Um Ruhe zu finden, Ruhe bei dir!

Geh' ich in's Haus, da ſeh' ich die Wände,
Tret' ich hinaus — die Berge ſtehn —
Glühend fiebert's durch Kopf und Hände,
Kalt aber fühl' ich's mein Herz durchwehn.

Erloſchen iſt meiner Augen Feuer,
Der Tag meines Lebens verdunkelt mir —
Was glaubteſt du mir auf Erden noch theuer,
Daß du mich hierließeſt — nicht mitnahmſt zu dir?

Ein Schatten ſchwank' ich umher — zerſchlagen
Iſt meine Kraft und der männliche Muth;
Mir blieb nur die Stimme, mein Unglück zu klagen,
Und das Auge zu bitterer Thränenflut.

Laß mich, o laß mich der Erde entfliehen!
Es ſchlottert mein Knie, meine Wange iſt bleich;
Wohin auch die dunklen Gewalten mich ziehen:
Ich finde dich wieder im Schattenreich!

Dir Weihrauch und Licht hab' ich angezündet,
Sieh betend auf deinem Grabe mich knien —
O, könnte dem Dampf gleich, der wirbelnd entſchwindet,
Auch meine Seele nach oben ziehn!

Was hab' ich noch Augen, mein Unglück zu ſehen,
Was eine Stimme, die jammernd dich ruft!
Kannſt du doch nimmer meine Klagen verſtehen,
Hörſt nicht den Laut in der ſchaurigen Gruft!

Schamyl in den Wäldern von Itſchkeri.

(1837.)

Zum Kampfe gerüſtet die Schaaren ſtehn,
Die Banner des Halbmonds und Adlers wehn.
In Itſchkeri's Wäldern, auf freiem Plan,
Zu Schamyl ſprengt der Feldherr der Ruſſen heran:

»Ich grüß' dich, Schamyl, du furchtloſer Held!
Du Herrſcher des Landes und Führer im Feld,
Du Leitſtern der Völker des Kaukaſus:
Der Ruſſenzar ſendet dir Botſchaft und Gruß!
Genug iſt's der Kämpfe in Dagheſtan,
Sei des mächtigen Zaren Unterthan,
Und du ſollſt zum Lehn alle Lande empfahn
Der Heldenſtämme von Lesghiſtan!«
Da runzelt Schamyl ſein ſtolzes Geſicht:
— Was mein iſt, brauch' ich als Lehen nicht! —
»Beug, tapfrer Imam, deinen ſtolzen Muth!
Was der mächtige Zar dir aus Gnade thut,
Wird ſonſt dir entriſſen mit Feuer und Blut:
Siehe, zahllos wie der Sand am Meer
Iſt das unüberſehbare Ruſſenheer,
Und der Name des Zaren ein Schrecken auf Erden!«

— Und ſei wie der Sand die Zahl eures Heers:
Meine Krieger ſind wie die Wellen des Meers,
Die den ſtiebenden Sand hinwegſpülen werden! —

»Greift rächend mein Heerbann zu Schwert und Gewehr:
Weh, weh dir, Schamyl, dann, und weh deinem Heer!
Wenn ſich dunkel die Banner des Adlers entrollen,
Wenn die Donner aus hundert Geſchützen grollen:
Was den Kugeln entfleucht und den Schwertern im Kampf,
Sinkt heulend zermalmt unter Roſſegeſtampf!«

— Daß Gott dir die Zunge im Munde verdorrt!
O ſchweig, ſtolzer Prahler, Fluch treffe dein Wort!
Deiner eignen Söldlinge grimmes Geſchick
Weisſagt mir dein unglückverheißender Blick.
Und flattert der Adler auch ſtolz und hoch:

Der leuchtende Halbmond glänzt höher noch!
Sieh meine gepanzerten Schaaren ſtehn:
Den ſchlanken Kabarder, den ſtolzen Tſchetſchen,
Noch nie hat ein Feind ihren Rücken geſehn!
Wie ſie halten zu Roſſe ſo ſtattlich und kühn,
Wie die dunkelen Augen vor Kampfluſt glühn —
Mehr zählt ſolch Ein Held aus kaukaſiſchem Blut,
Als hundert von eurer geknechteten Brut!

»Ein Wort noch, Schamyl, von Dem, der mich geſandt:
Sieh, es hält eine Kugel und Salz meine Hand —
Das Salz deutet Frieden, doch Feindſchaft das Blei,
Wähl Eines, ſo iſt meine Botſchaft vorbei.
Doch vernimm, eh' du wähleſt: das bleierne Loos
Birgt Weh und Verderben im dunkelen Schoß —
Dein Sohn weilt gefangen in meinem Gezelt,
Schon ſind, ihn zu tödten, die Henker beſtellt,
Und wählſt du die Kugel, ſo fällt ſein Haupt,
Und dem Sohn hat der Vater das Leben geraubt.« . . .

Da zuckt's wie ein Blitz durch die Bruſt des Imam,
Als er ſchaudernd das furchtbare Wort vernahm —
Es durchrieſelt ihn kalt, ſeine Wange erbleicht,
Wild ballt ſich die Hand, und das Auge wird feucht.
Doch bald faßt er ſich wieder, der Kampf iſt vollbracht,
Seine Hand greift das Blei:
— Nun, wohlan denn, zur Schlacht!
Und fällt auch mein Sohn unter Henkershand:
Mein Blut iſt mir theuer, doch theurer mein Land!
Mein Herz iſt gewappnet für Unglück und Wehe,
Allah iſt groß, Sein Wille geſchehe! —

Tscherkessische Todtenklage.

Es trauern die Männer von Dshigbi,
Gesang tönt und klagendes Spiel —
Denn der schönste des Volks der Adigbi:
Pschugüi, der furchtlose, fiel!
Er war noch an Jahren ein Knabe,
Doch glich ihm kein Mann im Gefecht —
Jetzt liegt er schon modernd im Grabe,
Der Letzte aus seinem Geschlecht!

Pschugüi, der Held, ist gefallen!
Sein Blut färbt die Erde nun roth —
Er hörte den Schlachtruf erschallen,
Und eilte zum Kampf und — zum Tod!
Kühn brach er durch Dampf und Geschosse,
Durch Lanzen und Schwerter sich Bahn,
Und sprengte auf wieherndem Rosse
Zum Häuptling der Moskow heran.

Sein Schlachtkleid von blutrothem Sammte
Flammt' hell in der Sonne Gestrahl,
Doch heller und furchtbarer flammte
Sein Aug' und sein blutiger Stahl!
Getroffen vom Feindesgeschosse
Sein Rappe todt unter ihm bricht —
Er wechselte dreimal die Rosse,
Doch sein tapferes Herz wechselt' nicht!

Es ſank von der Wucht ſeiner Streiche
Manch rüſtiger Kämpfer der Schlacht!
Jetzt liegt er da ſelber als Leiche,
Und Wehgeſchrei dröhnt durch die Nacht.
Man weint um den glühenden Haſſer
Von Moskow's geknechteter Brut —
Doch die Thränen der Freunde ſind Waſſer,
Und die Thränen der Schweſter ſind Blut!

Den Nacken der Schweſter umwallte
Das dunkle Haar üppig und kraus —
Als die Kunde des Todes erſchallte,
Da riß ſie ihr Haar weinend aus.
Doch die Mutter hebt tröſtend die Rechte:
Dank Allah! ſo hat er's geſucht!
Mein Sohn fiel, ein Held im Gefechte,
Und nicht wie ein Dieb auf der Flucht!

Der Sänger greift trüb in die Saiten,
Die Menge horcht ſchauernd und bang,
Und die Thränen der Weiber begleiten
Den jammernden Trauergeſang.
Es trauern die Männer von Oſhigbi,
Geſang tönt und klagendes Spiel:
Denn der Schönſte des Volks der Adigbi,
Pſchuguni, der furchtloſe, fiel!

Muhammed.

Verödet liegt das sonnige Perserland!
Was schön, was groß, was ruhmvoll war, verschwand
Nur Trümmer zeugen, kümmerliche Reste,
Vom Glanz der alten Tempel und Paläste.
Verwahrlost ist das Volk, versumpft in Rohheit;
Nichts mehr ist schön im Land, als die Natur,
Und aus der Parsen heiligen Sagen nur
Strahlt noch ein Abglanz alter geistiger Hoheit! . .
So klagt' ich einst — da sprach Mirza-Schaffy:

»Die Kunst, die Pracht, den Glanz aus jenen Tagen
Hat des Propheten Glaubensschwert zerschlagen!
Wo sich die Menschen starrer Satzung beugen
Da welkt die Kunst, verdorrt die Poesie,
Und mit ihr stirbt des Geistes Leben hin,
Denn nur Lebendiges kann Leben zeugen,
Und mit der Schönheit flieht der Schönheitssinn!«

Ich sprach: Die Flamme, die dem Wüstensande
Entstieg, hat sie nicht glorreich durch die Lande
Geleuchtet, und zu starker That entzündet,
Wo der Prophet sein Glaubenswort verkündet?

Er sprach: »Nicht der Zerstörer ist mein Mann,
Groß ist nur Der, der Großes schaffen kann!
Verhaßt ist mir das Glaubensungeheuer,
Verhaßt auch sein zerstörend Glaubensfeuer!

Das iſt die Flamme nicht, die den Altären
Iran's entſprang, zu ſchaffen und zu nähren.
Ein Kind der Nacht ward Muhammed geboren,
Umnachtete die Weiſen wie die Thoren.
Dieſelbe Unglücksnacht, die ihn gebar,
Zertrummerte der Parſen Lichtaltar.
Es hat der erſte Fußtritt des Propheten
Der heiligen Flammen letzte ausgetreten!
Die Glut erloſch — und mit den heil'gen Flammen
Brach Iran's Macht und Herrlichkeit zuſammen!«

Ich ſprach: Es hat doch manche reiche Hand
Sich ſpäter aufgethan im Perſerland!
Und manche helle Dichterflamme noch
Iſt aufgeſprungen trotz dem Glaubensjoch:
Wer möchte gerne ſich von Sadi trennen?
Wer ohne Ehrfurcht kann Firdufi nennen?
Wer nicht in Liebe für Hafis entbrennen?

Er ſprach: »Gewaltig ſind ſie alle drei,
Im Leben wie im Liede groß und frei,
Doch hat der Glaube nichts zu thun dabei.
Der Geiſt iſt, der durch Sadi's Werke geht,
Ein Geiſt der Liebe und kein Mordprophet!
Firdufi war von Iran's Glut durchdrungen,
Bevor er uns ſein hohes Lied geſungen,
Das Hohelied, das Wundertönige:
Die Parſenmär im Buch der Könige!

»Und erſt zum großen Dichter ward Hafis,
Als er die Zwingburg der Moſchee verließ,
Mit ganzer Kraft an ihren Säulen rüttelte,
Den Glaubensſtaub von ſeinen Füßen ſchüttelte.

»Nicht aus dem Koran ſog er Kraft und Nahrung
Zu ſeinem gottbegeiſterten Geſange:
Die ganze Welt ward ihm zur Offenbarung
Seit er gefolgt dem eignen Herzensdrange.
In ſchönen Menſchenaugen, gutem Weine,
Im Sonnenſtrahl, im Klang der Waldeslieder,
Im Duft der Roſen in Moſella's Haine,
In jeder Blume, jeder friſchen Seele
Fand er die heiligen Flammen Iran's wieder,
Und hauchte ſie in ewige Ghaſele . . .«

Ich ſprach: Dein Lob iſt ſüß, Dein Tadel bitter!
Dem Dichter ziemt's, daß er den Dichter preiſe,
Doch, kann nicht auch ein ſtarker Glaubensritter
Des Ruhmes würdig ſein in ſeiner Weiſe?

Er ſprach: »Mir fehlt's an Ohren und an Augen
Für Leute die aus Blut die Größe ſaugen;
Mit Abſcheu mich von ſolchen Helden wend' ich.
Ich haſſe dieſen rothen Heilgenſchimmer,
Und wurzelt er im Glauben — deſto ſchlimmer!
Das Wort der Araber war ſehr verſtändig
Da ſie geſagt: »Der iſt kein ächter Dichter,
In dem ein kleiner Teufel nicht lebendig.«
Wer an der Schönheit ſündiget, den ſticht er,
Gleichwie die Dornen an den Roſen ſtechen,
Will eine ungeweihte Hand ſie brechen.
Und wer hat an der Schönheit mehr geſündigt,
Als der im Blute uns ſein Wort verkündigt?
Denk ich ob ſolcher Glaubensthaten nach,
So wird in mir ein großer Teufel wach,
Und die da tödten für die Wege Gottes
Sind mir ein Ziel des Zornes, Haſſes, Spottes . . .«

Ich ſprach: Mirza-Schaffy! Du redeſt weiſe,
Du zeigſt das Heidenthum in ſeiner Blöße,
Doch ſchwer iſt mir's, ſchnell aus dem alten Kreiſe
Der Ruhmesbilder und der Glaubensgröße,
Aus all dem Glanzwahn mich herauszuwinden,
Auf neuen Wegen mich zurechtzufinden.
Ich dachte ſtets, ein ſo gewaltiger Held
Wie Muhammed, der einſt die ganze Welt
Mit ſeinem Schwert und Worte aufgeſchreckt,
Deß Schwert bezwang und deſſen Wort verführte
Wo immer er ſein Banner aufgeſteckt,
Daß dem ein gutes Theil von Ruhm gebührte!

Und wiederum Mirza-Schaffy begann:
»O laß dich nicht von falſchem Wahn bethören!
Horch auf und merk dies Wort, mein Sohn: leicht kann
Ein Thor der höchſten Weisheit Werk zerſtören.
Zum Schaffen nur bedarf es großer Stärke,
Nicht zum Zerſtören! Sieh, die größten Werke,
Die frühere Geſchlechter zu errichten
Gewußt, die manch Jahrhundert überdauert:
Die Laune eines Kinds kann ſie vernichten
In einem einzigen, windigen Augenblick,
Daß jedes kommende Geſchlecht noch trauert
Ob der Zerſtörung wüſtem Mißgeſchick!

»Sieh auf die Trümmer von Perſepolis:
Dort ſtand ein Bau, ein Wunderbau der Welt,
Von hohen Meiſtern kunſtvoll hingeſtellt,
Schien er der Ewigkeit zu trotzen — bis
Frech einer Dirne Hand ihn niederriß.

»Man zündet an, die Pfeiler ſtehn in Flammen.
Und mit den Pfeilern bricht das Haus zuſammen.

»Gar leicht entzündet ſich ein Feuerbrand,
— Wie in der Menſchen Geiſt, ſo in den Gaſſen —
Ihn zu erzeugen braucht man nicht Verſtand,
— Wie in den Häuſern, ſo im Geiſt der Maſſen —,
Denn gleich verderblich wird die Flamme lodern,
Und ohne Schonung ihre Opfer fodern,
Ob eine ſtarke, eine ſchwache Hand
Die Glut geſchürt zu dem Verheerungsbrand.

»Der Islam iſt im Blute groß geworden,
Und nur durch Blut kann er ſein Daſein friſten.
Gebrochen iſt die Kraft der Glaubensherden
Jetzt überall, wo ſie in Frieden niſten.«

Er ſchwieg. Ich merkte eifrig was er ſprach,
Und dachte lange ob der Worte nach.
Ein Gleiches thun vielleicht auch andre Chriſten.

Der Geſang der Winde.

Geſchrieben auf dem Schwarzen Meere 1845.

Wir wiſſen nicht, wer
Uns gezeugt und geſandt,
Irren troſtlos umher
Ueber Meer und Land!
Wir haben kein Obdach,
Wir haben kein Haus —
Wohin wir uns wenden
Stößt man uns aus —
Wir wandeln geſtaltlos
Himmelauf, Erdenab,
Und finden nicht Ruhe
Und finden kein Grab.

Gieb uns deine Geſtalt, Menſch!
Gieb uns deine Geberde,
Daß wir leben und ſterben
Wie du auf der Erde!
Wir müſſen ewig weben,
Bringen Tod und Verderben;
Wir müſſen ſterben ſehen,
Und können ſelbſt nicht ſterben!

Wir wandeln unſichtbar
Durch endloſe Räume,
Vor uns fliehen die Wolken,
Vor uns zittern die Bäume.
Kein Auge ſieht uns,
Und Alles doch ſieht uns.
Wir klagen und flehen
Um Obdach und Haus,
Doch Himmel und Erde
Stoßen uns aus . . .

Uns liebt nur das Meer,
Und wir lieben es wieder —
Doch es kann nicht zu uns her,
Und wir nicht zu ihm nieder.
Um dauernd zu weilen —
Da wird zu Heulen
Wohl oft unſre Stimme,
Und das Weh wird zum Grimme!
Und wir ziſchen und brauſen,
Und Schrecken und Grauſen
Folgt auf jedem Schritt uns —
Und wir ziehen mit uns
Die Donner und Blitze
Sammt wolkigem Sitze,
Und wachſen und ſchwellen
Zu drohenden Stürmen —
So ziehn wir zum Meer;
Das hebt ſeine Wellen,
Die bäumen und thürmen
Sich aufwärts, gleich Bergen,
Und greifen und nahn
Mit den Armen, den naſſen,

Und wir ſtürmen heran
Und wollen es faſſen
Mit ſtarken Gewalten —
Doch müſſen wir's laſſen,
Und können's nicht halten . . .
Da gellen die Wellen
In ohnmächtigem Grimme,
Da heulen die Donner
Mit furchtbarer Stimme,
Aus den Augen der Wolken
Flammt's in zorniger Glut,
Und wir toben und ſtöhnen
In troſtloſer Wuth.
Und es heult und ziſcht,
Und dröhnt und zittert,
Daß es ringsum die Veſten
Der Erde erſchüttert.
Und Weh' dann den Menſchen,
Die beim Meere zu Gaſt!
Es verſchlingt ihre Schiffe
Mit Segel und Maſt,
Und begräbt ſie in grimmiger Todesluſt
In ſeiner klaffenden Wellenbruſt!
Aber wir müſſen ewig weben,
Bringen Tod und Verderben,
Müſſen ſterben ſehen,
Und können ſelbſt nicht ſterben . . .

Die Rose von Tiflis.

Gern ſchau ich in's dunkle Auge dir,
Mit den langen, ſeidnen Wimpern drauf —
Aus ſolchen Auges Nacht ging mir
Einſt hell der Tag der Liebe auf.

Todt iſt ſie lange, kalt und todt —
Gebrochen iſt der Zauberring,
Drin glühend mir das Morgenroth
Des Herzens auf- und unterging.

Doch du biſt blühend, friſch und jung,
Kennſt noch den Gram des Lebens nicht —
Und jungen Glücks Erinnerung
Lacht mir aus deinem Angeſicht.

Drum ſchau ich ſo gern in's Auge dir,
Mit den langen ſeidnen Wimpern drauf:
Aus ſolchen Auges Nacht ging mir
Einſt hell der Tag der Liebe auf.

Zürne nicht!

Anmuth gürtet deine Lenden,
Schönheit blüht um deine Glieder;
Schultern, die vor Weiße blenden,
Fließen dunkle Locken nieder.
Wenn in deine Zauberkreise
Mächtig mich dein Auge zieht:
Zürne nicht, daß ich dich preise,
Hochbeseligte! im Lied.

Wenn der junge Frühling wieder
Kommt im blumigen Gewande,
Läßt er auch durch frohe Lieder
Laut verkünden durch die Lande,
Daß von Winters Schnee und Eise
Drangvoll sich die Erde schied —
Zu des Frühlings Ruhm und Preise
Singt die Nachtigall ihr Lied!

Mit den Füßchen, den bebenden,
Bist du mir in's Herz gesprungen,
Hast mit deinen zarten Händen
Meine ganze Kraft bezwungen,
Daß ich gerne die Geleise
Kalter Bücherweisheit mied:
Zürne nicht, wenn ich dich preise,
Hochbeseligte! im Lied.

Mir das Lieblichſte erwähl' ich
Anzubeten und zu loben,
Wer hier ſtrauchelt, der wird ſelig,
Wer hier fällt, der wird erhoben;
Der iſt nicht der rechte Weiſe
Der nicht vor der Schönheit kniet —
Zürne nicht, wenn ich dich preiſe,
Hochbeſeligte! im Lied.

Ein Morgen in Tiflis.

Daß ich ſo früh dem Schlummer dich entwand,
O ſüßes Leben, zürne nicht darum;
Steh auf und kleide dich in Feſtgewand,
O, folge mir, du wirſt verſtehn warum!

Auch ich lag eben noch im Schlummer tief,
Gebannt durch ein lebendig Traumgeſicht —
Da klang mir eine Stimme, die mich rief,
Ich folgte ihr, trat aus der Nacht an's Licht,
Und müde noch, rief ich im Zorn wie du:
›Was weckſt du mich aus meiner nächt'gen Ruh?‹
Doch ſchwand mein Zorn, denn was mir da geſchehn,
War ſchöner, als was ich im Traum geſehn!
Von einer ſchönen Welt hatt' ich geträumt,
Wo Alles Liebe, Alles Seligkeit.
Die Erde war dem Himmel eingeräumt,
Verſöhnt war alle Kreatur vom Streit,
Und Römer, Griechen, Moslem, Proteſtanten,
Begrüßten ſich als nahe Blutsverwandten.

Der Zar kredenzt dem Sultan krimmſchen Wein,
Der Papſt, verliebt, will eine Türkin frein.
Rabbiner, Mufti's, Uhlich's, Hengſtenberge,
Die Glaubensrieſen und die Glaubenszwerge,
Sie ſangen Alle wie aus Einem Mund:
Groß iſt der Herr, und ſchön das Erdenrund!
Es legt der Mönch ſein härenes Gewand ab,
Der Krieger läßt vom Morden ſeine Hand ab,
Und haſſesmüd, auf allen Lebenswegen,
Umarmend tritt ſich Menſch und Menſch entgegen.
Und alle ſchwangen ſich in frohen Reihn,
Durch Erd' und Himmel ging die ſüße Regung,
Ich ſtimmte jubelnd in den Chor mit ein:
Liebe iſt Leben, Leben iſt Bewegung . . .

Da — klopften Roſenknospen an die Fenſter
Des Schlafgemachs, verſcheuchten die Geſpenſter,
Und riefen: »Auf vom Lager, ſäume nicht!
Die ſchöne Morgenzeit verträume nicht!
Es liegt der Tag im Kampfe mit der Nacht;
Schon ſind die Blumen alle aufgewacht,
Die Vögel ſingen, alle Zweige klingen —
Die Morgenröthe zieht als Königin
Durch's Land, macht Alles froh, wie ich es bin,
Und läßt von Bergen, die gen Himmel ragen,
Sich des Gewandes Purpurſchleppen tragen.
Wach auf, du träger Schläfer! ſäume nicht,
Die ſchöne Morgenzeit verträume nicht!«

Und ich ſtand auf und ging hinaus in's Freie;
Geblendet ward mein Aug', wohin es ſchweift':
Schon hatte fern der weißen Berge Reihe
Die nächtgen Nebelkleider abgeſtreift,

Und badete ſich nackt im Morgenglühn.
Von Berg zu Berg die goldnen Strahlen ſprangen.
Rings aus der Gärten morgenfeuchtem Grün
Die Blumen glühten und die Zweige klangen.
In ſeinen Ufern glüht' der Strom im Thale
Wie Feuerwein im goldenen Pokale.

Weiß dampft' es von den Felſen — zwiſchendurch
Erſchimmerte glühroth die alte Burg
Mit ihrer weit herabgeſtreckten Mauer —
Ein Anblick ſonſt des Schreckens und der Trauer:
Jetzt aber luſtig war ſie anzuſehen,
Ein ſchimmernder Palaſt, bewohnt von Feen . . .
Es hing ein Nebelſtreif noch hin und wieder
Und flatterte am Fels wie eine Fahne.
Beim Karawanſerai die Karawane
Ward ausgerüſtet — vor dem Führer nieder
Beugt ſeine Knie' das zottige Dromedar,
Und wimmert, wie es ſeine Laſt empfangen;
Langſam erhebt es dann die ſchlanken Glieder,
Die Laſt iſt leicht — der Blick wird wieder klar,
Im Glanz des Frühroths iſt ſein Gram vergangen . .
Schon rief der Muezzin vom Minaret
Die Gläubigen zum erſten Frühgebet.

Die Töchter Gruſien's ſchliefen auf den Dächern,
Es war ſo ſchwül zur Nacht in den Gemächern —
Hell ſpielten um der Mädchen Angeſicht
Die Sonnenſtrahlen, und ſie merkten's nicht.
Es ſtanden ſelbſt die Wachen an den Thoren
Ganz in der Morgenröthe Glanz verloren;
Und auch auf ihrer Mordgewehre Spitzen
Ließ friedlich ſie die goldnen Strahlen blitzen.

Ihr milder Feuerſchein hüllt Alles ein,
Verklärt die Welt in Herrlichkeit und Ruh,
Und nichts fehlt zu dem ſchönen Bild — als du!

O komm, du ſüßes Leben! ſäume nicht,
Die ſchöne Morgenzeit verträume nicht!
Durch friſches Blumenland will ich dich führen,
Will dein Gemüth durch Feierklänge rühren;
Sollſt ſelber wie die Morgenröthe glühen
In ihrem Strahl, und mit den Blumen blühen.
O klage nicht, wo Alles jauchzt und lacht:
Dein Herz ſoll haben was es wünſchen mag —
Komm, ſchönes Morgenroth! ich bin der Tag
Der dich heraufzieht aus des Lagers Nacht —
Komm! leb' der Freude, und die Sorge tödte!
Ich will dein Tag ſein, ſchöne Morgenröthe!
Ich will dein Schleppenträger ſein, dein Alles!
Und wenn du fällſt: die Stütze deines Falles!

Genügſamkeit.

Mir dient das ganze Morgenland
Dich zu ergötzen, dich zu ſchmücken —
Es kann zum Kranz dir meine Hand
Die farbenreichſten Blumen pflücken.

So manche friſche Roſe blüht
Mir ihren duft'gen Hauch entgegen;
Es ſtrahlt der Mond, die Sonne glüht
Des Morgenlands, mir auch entgegen.

Bochara ſendet Narden mir,
Und Perlen ſenden mir die Meere —
Ich winke — und es tanzt vor dir
Die leichtgeſchürzte Bajadere.

Duftwaſſer, Oele, Honigſeim,
Laß ich durch meine Verſe fließen —
Es iſt kein Harem ſo geheim,
Sich meinem Liede zu verſchließen!

Die Quellen, die empor vom Thal —
Und die vom Berge niederſpringen:
Ich laſſe ſie, im Sonnenſtrahl
Schimmernd, durch meine Lieder ſpringen.

Die Nachtigall von Schiras ſchlägt
Mir herzverwandten Tons entgegen —
Was blüht und klingt und Luſt erregt:
Ich kann es dir zu Füßen legen!

Doch thu' ich's nicht! wozu der Tand?
Ich will die Schönheit nicht entweihen:
Es kann das ganze Morgenland
Dir keinen würdgen Schmuck verleihen!

Vollkommen iſt dein ſtolzer Wuchs,
Geiſt, Anmuth ſtrahlt aus deinen Zügen:
Dein Leib bedarf nicht fremden Schmucks,
Mag ſich in Schönheit ſelbſt genügen!

Wem iſt die Sonne nicht hell genug,
Daß er durch Kunſt ſie noch verklär'?
Wem nicht am Schönheitsquell genug,
Daß er noch Flitterſtaat begehre?

Drum fort mit all dem Firlefanz! —
Bei dir, du herrlichſte der Frauen,
Will ich nicht fremden Schmuck und Glanz,
Will ich nur dich — dich ſelbſt nur ſchauen!

Sonne und Sterne.

Wohl iſt es blendend, wenn ich ſpät
Durch Tiflis' krumme Straßen gehe,
Und rings, wohin das Auge ſpäht,
Ein Labyrinth von Schönheit ſehe.

Viel ſchlanke Jungfraun, weiß umhüllt,
Geſpenſterhaft vorüberſchweben;
Die Dächer und Balkone füllt
Ein glänzend, zauberbuntes Leben.

Bald wird das Dach zum Liebesſtal,
Geſchmückt mit Gruſiens jungen Schönen —
Bald gleicht es einem offnen Saal,
Belebt von Tanz und Saitentönen.

Und Schleier flattern, Tücher wehn,
Es rauſchen ſeidene Gewänder;
Auf Dächern und Balkonen ſtehn
Die Fraun, gedrängt bis an's Geländer.

Von Oben und von Unten bricht
Ein zitternd Leuchten durch das Dunkel:
Dort — Gruſiens helles Sternenlicht,
Hier — dunkler Augen Sterngefunkel!

Daß man nicht weiß, geblendet ganz
Von all dem ſtrahlenden Gewimmel,
Wo lieblicher der Sterne Glanz:
Ob auf der Erde, ob am Himmel? —

Doch fürchte nichts! ob ich auch ſpät
Durch Tiflis' krumme Straßen gehe,
Und rings, wohin das Auge ſpäht,
So viele ſchmucke Mädchen ſehe:

Im Herzen lebſt du doch allein!
Du biſt die Sonne — ſie die Sterne;
Ich freue mich am Sternenſchein
Nur wenn der Glanz des Tages ferne.

Abſchied vom Kaukaſus.

Die Gletſcher leuchten
Im Mondenlicht,
Und Thränen feuchten
Mein Angeſicht.
Die Stürme ſauſen,
Die Möven ſchrein,
Die Wogen brauſen,
Ich denke dein!

Das Land entſchwindet
Schon fern dem Blick,
Doch zu dir findet
Mein Herz zurück;
Ich will ihm ſchwingen
Des Liedes Lohn,
Es ſoll dir ſingen:
Ich denke dein!

Aus dem Buche Edilitam.

(1847 — 1851.)

Und eine lange Nacht war angebrochen.
Es kamen wieder all der Gram, die Sorgen,
Die ſchon verdunkelt meinen Lebensmorgen —
Das Schickſal hielt mir nicht, was es verſprochen . . .

Du warſt der erſte Stern in meiner Nacht —
Sei auch der letzte! gleich dem Liebesſterne,
Der, wenn die Sonne ihren Lauf vollbracht,
Zuerſt ſein mildes Licht ſtrahlt aus der Ferne,
Und auch der letzte Stern iſt in der Nacht!

Sie wühlte in den Tönen.

Sie wühlte in den Tönen
Und ſpielte und ſang mir vor,
Es ſcholl der Geſang der Schönen
Gar wunderſam in mein Ohr.

Bald klang's wie laute Mahnung
Vergang'ner, ſchöner Zeit,
Und bald wie leiſe Ahnung
Zukünft'ger Seligkeit.

Wie Frühlingsluft umfächelte
Mich ihres Mundes Hauch,
Ich ſah ſie an und lächelte,
Und ſie — ſie lächelt auch!

O, laß dies Lächeln immer
Um deine Züge gehn,
Und lauſchend will ich immer
Und ſelig bei dir ſtehn!

Ständchen.

Ich halte, Edlitam,
Am Fenſter hier Wacht —
Schon deckt die Gefilde
Rings finſtere Nacht.

Hier ſteh' ich allnächtig
Und ſinge ein Lied —
Und ſinge was mächtig
Das Herz mir durchzieht.

Von Lieben und Hoffen,
Von Freude und Pein —
Das Fenſter ſteht offen,
Das Lied tönt hinein.

Und ſchallen die Töne
Zur Liebſten in's Haus,
Dann ſteckt meine Schöne
Ihr Köpfchen heraus.

Sie reicht mir das Händchen
Und giebt mir den Dank —
Vorbei iſt das Ständchen,
Es ſchweigt der Geſang . .

Süße Bettelei.

Ein Bettler klopft' ich bei dir an
  Um einen Kuß — du gabſt ihn mir!
  Ein Bettler kehrt' ich ein bei dir,
Und kam hervor ein reicher Mann,
  So reich am höchſten Glück der Welt,
  Daß alles Gold und alles Geld
Nicht ſolche Schätze kaufen kann!

Doch, ob des Augenblicks Genuß
  Mein ganzes Leben auch verſchönt,
  Hat mich dein Geben ſo verwöhnt,
Daß ich ſtets weiter ſiehen muß
  Um einen Kuß — und nimmer frei
  Wirſt du nun dieſe Bettelei
Um einen Kuß! um einen Kuß!

Mir träumte einſt ein ſchöner Traum.

Mir träumte einſt ein ſchöner Traum:
Mich liebte eine blonde Maid;
Es war im grünen Waldesraum,
Es war zur warmen Frühlingszeit:

Die Knospe ſprang, der Waldbach ſchwoll,
Fern aus dem Dorfe ſcholl Geläut —
Wir waren ganzer Wonne voll,
Verſunken ganz in Seligkeit.

Und ſchöner noch, als einſt im Traum,
Begab es ſich in Wirklichkeit —
Es war im grünen Waldesraum,
Es war zur warmen Frühlingszeit:

Der Waldbach ſchwoll, die Knospe ſprang,
Geläut erſcholl vom Dorfe her —
Ich hielt dich feſt, ich hielt dich lang —
Und laſſe dich nun nimmermehr!

O, frühlingsgrüner Waldesraum!
Du lebſt in mir durch alle Zeit —
Dort ward die Wirklichkeit zum Traum,
Dort ward der Traum zur Wirklichkeit!

Wenn Küſſen, Mädchen, Sünde iſt,
Bin ich ein großer Sünder,
Und du, die mich ſo oft geküßt,
Du biſt es dann nicht minder!
Doch wenn das Kind die Mutter küßt,
Die Mutter ihre Kinder —
Und wenn's für die nicht Sünde iſt,
So iſt's für uns noch minder! . . .

Oft ſinn' ich hin und wieder.

Oft ſinn' ich hin und wieder:
Was treibt mich zu ihr hin?
Sind's ihre ſüßen Lieder,
Oder iſt's ihr froher Sinn?

Was hält mich ſo gefangen
Wenn ihre Stimme ſchallt?
Iſt's unbewußt Verlangen,
Iſt's ihres Aug's Gewalt?

's iſt nicht der Wuchs, der ſchöne,
Und nicht des Auges Strahl,
Auch nicht die ſüßen Töne;
's iſt Alles allzumal!

Verständigung.

Wir haben nicht Ringe gewechselt,
Das Herz zu legen in Banden;
Wir haben nicht Phrasen gedrechselt,
Und haben uns doch verstanden.

Wir haben nicht Eltern, noch Sippen
Dabei zu Rath gezogen —
Es haben Herzen und Lippen
Alleine Rath gepflogen.

Ein Blick herüber, hinüber,
Ein Kuß — ich hielt dich umwunden —
Die Herzen flossen uns über,
Wir waren auf ewig verbunden.

Ich singe dich, liebes Mädchen, du!

Ich singe dich, liebes Mädchen, du!
Du Herrliche, du Süße!
Dir jauchzen all meine Gedanken zu,
All meine Liedesgrüße!

Das Glück, das du mir im Leben beſcheert,
Sing' ich im Liede wieder —
Und iſt mein Singen auch deiner nicht werth:
Du adelſt meine Lieder!

Du funkelſt darin, wie ein Diamant,
Mit wunderbarem Feuer,
Und wären die Worte ſelbſt nichtiger Tand:
Du machſt ſie werth und theuer!

Wie das dunkele niedere Gras im Thal
Vom nächt'gen Thau befeuchtet,
Selbſt funkelt und blizt in hellem Geſtrahl,
Sobald die Sonne leuchtet.

Dir jauchzen all meine Gedanken zu,
Dir alle meine Lieder!
Der Sonne gleich ſtrahleſt und lächelſt du
Verklärend darauf nieder!

Deine Liebe iſt mein Himmel.

Deine Liebe iſt mein Himmel,
Den ich ſchon auf Erden gewann!
Es hängen ſich meine Lieder
Als goldene Sterne daran —
Als goldene, leuchtende Sterne,
Noch heller, als die drüben:
O, möge nimmermehr
Sich dieſer Himmel trüben!

Deine Liebe iſt mein Himmel,
Drin herrſcheſt du ganz allein!
Führſt alle guten Gedanken
Zu ewiger Seligkeit ein —
Doch alle ſchlechten Gedanken:
Sie werden vergeſſen, begraben;
O, laß mich immerdar
Nur gute Gedanken haben!

Deine Liebe iſt mein Himmel,
Drin wohnet all mein Glück!
Aus deinem Herzen kommt es,
Kehrt in dein Herz zurück —
Zurück durch meine Lieder,
Die alle zu dir ſich wenden.
O, was durch dich begann:
Laß es durch dich nie enden!

Abſchiedsworte.

Noch einen Kuß! bevor ich geh',
Noch einen Kuß! und dann Ade!

Nun weine nicht, und klage nicht!
Vergräme deine Tage nicht!
Wir denken nicht an Trennungswehn,
Wir denken nur an Wiederſehn!

Die ſchlanke, liebliche Geſtalt,
Das Haar, das blond zum Nacken wallt,
Das blaue Aug', der treue Blick:
Von Allem trennt mich mein Geſchick. . .

Doch ob du lächelſt, ob du weinſt,
Ob trüb du oder heiter ſcheinſt:
Es lebt genau dein Bild und Wort
Des Abſchieds mir im Herzen fort!

Drum: ſoll dein Bild ſtets froh und rein
Lebendig meinem Geiſte ſein,
So weine nicht und klage nicht,
Vergräme deine Tage nicht!
Wir denken nicht an Trennungswehn,
Wir denken nur an Wiederſehn!

Auf der Reiſe.

„Nun leb wohl, Glück auf die Reiſe!“
— Danke! Grüß' von mir zu Haus! —
Und auf eiſernem Geleiſe
Rollend, ſchnaubt der Zug hinaus.

Daß die Nähe ſchnell zur Ferne,
Fernes nah im Zuge wird;
Weilte oft das Auge gerne,
Wo es nur im Fluge irrt.

Alſo wechſeln vielfach täglich
Berge, Thäler, Wald, Gefild —
Nur ein Bild ſteht unbeweglich
Ueber mir: — der Sonne Bild!

Viele Menſchen gehn und kommen,
Drängen ſich herein, hinaus;
Hat der Eine Platz genommen,
Springt der Andre wieder aus.

Und in jedem Dorfe, Städtchen,
Hübſche Mädchen, ſchmucke Frau —
Schmucker Frauen, hübſcher Mädchen
Giebt es viel in deutſchen Gaun.

Doch ſie kommen, ſchwinden täglich
Mir, wie Berg, Thal, Wald, Gefild —
Nur Ein Bild ſteht unbeweglich
Stets vor mir: Dein liebes Bild!

O, ſieh die Perlen auf der Schnur

O, ſieh die Perlen auf der Schnur,
In lichtem funkelndem Geſtrahl —
Zerreiß das ſeidne Fädchen nur:
Die Perlen fallen allzumal!

Du ſiehſt ſie fallen, ſuche nur
Und ſammle ſie mit emſger Hand —
Zerriſſen iſt die ſeidne Schnur
Die alle ſchön zuſammenband. —

Und was in meinen Liedern klingt,
Und meine ganze Herzenswelt:
Du biſt's, um die ſich Alles ſchlingt,
Die Alles ſchön zuſammenhält.

O halte feſt, zerreiße nicht!
Die Perlen fallen mit der Schnur —
Und nur durch dich lebt mein Gedicht,
Und auch durch dich ich ſelber nur!

Die Welt geht aus den Fugen.

(1848.)

Die Welt geht aus den Fugen,
Die Zeit naht der Zerſtörung;
Durch alle Lande ſchlugen
Die Flammen der Empörung:
Doch mag das All zertrümmern,
Aufgehn die Welt in Flammen:
Wir ſchauen lächelnd zu!
Wir laſſen's uns nicht kümmern,
Wir halten feſt zuſammen,
Edlitam! ich und du!

Es jubelt rachetönig,
Es jauchzt in wildem Hohne —
Kein Kaiſer und kein König
Sitzt ruhig auf dem Throne;
Nur uns erwächſt kein Schaden:
Was mich geplagt und kränkte,
Schmilzt jetzt in Liebe hin,
Für dich, von Gottes Gnaden
Des Herzens unumſchränkte
Alleingebieterin!

Es ſtrebt die Welt nach Spaltung
Und trotziger Verneinung —
Wir ſtreben nach Erhaltung
Und liebender Vereinung!
Du biſt das Heil der Welt mir,
Mir eine Welt des Heiles:
Dir jauchz' ich ſelig zu!
Mein ſchönes Loos gefällt mir,
Komm her mein Kind und theil' es,
Herzliebes Mädchen du!

(1862.)

Zum Heiligthum wird uns der Garten,
Heilig das kleinſte Stückchen Land,
Wo wir der Blumen liebend warten,
Die wir gepflanzt mit eigner Hand.
Ob in den Gärten rings umher
Auch andre Blumen ſtolzer prangen:
Doch die uns ſelber aufgegangen,
Die eignen Blumen freun uns mehr.

Wir ſehn im Lenz die Blätter ſprießen,
Die künſt'ge Roſe ahnungsvoll
In zarter Knospe ſich verſchließen,
Die herrlich ſich entfalten ſoll.
Und der verwelkte Roſenſtrauch,
Deß Duft und Glanz uns einſt entzückte,
Als ihn die Pracht des Sommers ſchmückte,
Bleibt theuer uns im Herbſte auch.

So kann auch Liebe nicht vergeſſen,
Ob ihre Jugend längſt verblüht,
Was ſie an jungem Glück beſeſſen,
Der Duft und Glanz lebt im Gemüth,
Und was der Winter auch verweht:
Die Zeit des Knospens und des Glanzes,
Bleibt uns im Geiſt als ſchönes Ganzes,
Wir wiſſen, daß es neu erſteht.

Mag mehr und mehr das Alter geizen
Mit dem was Jugend reichlich beut
An äußern Gaben, holden Reizen —
Wer sich bewährter Liebe freut,
Behält ihr bestes Theil zurück.
Was außen welkt, erblüht im Innern,
Das Herz bleibt jung und sein Erinnern
Bewahrt uns das vergangne Glück.

Die holden Knospen, unsre Kinder
Sind schon der Zeit der Blüthe nah,
Und du bist reizvoll mir nicht minder
Heut, als du warst da ich dich sah
Im Myrthenkranz am Hochzeitstag.
Magst andern Augen älter scheinen,
Jung wie du warst erscheinst du meinen,
Was auch die Zeit dir bringen mag.

Von der Nordsee.

(1864.)

1.

Die Seemuſchel.

Ich hielt die große Muſchel an's Ohr,
Die lange ſchon vom Meer entfernte;
Sie ſummte mir alte Weiſen vor
Die weiland ſie im Meere lernte.
Sie ſang von nächtiger Wogenglut,
Von Blumen, die tiefunten ranken,
Derweilen hoch in Sturmesflut
Die Maſten krachen und die Planken.
Sie ſang von Schätzen auf dem Grund,
Bewacht von grimmen Ungeheuern;
Von Geiſterſchiffen, die im Bund
Mit unheilvollen Mächten ſteuern;
Von Schiffern, die das Meer verſchlang
Schon nahe der erſehnten Landung . . .
Bald ſcholl's wie tauſendſtimmiger Sang,
Bald wie das Donnern ferner Brandung.
Und bunte Bilder tauchten auf,
Die ſich mir ſelbſt einſt offenbarten,
Als ich in junger Jahre Lauf
Umtrieb auf fernen Meeresfahrten.
Und wieder zog's mich hin zum Meer
Gewaltſam wie mit Geiſterhänden;
Mich drücken lange Leiden ſchwer,
Die Salzflut ſoll mir Heilung ſpenden.
O Meer, laß deinen ewigen Born
Des Lebens neu ſich mir erſchließen!

Laß deines Ueberfluſſes Horn
Ein Theilchen auch auf mich ergießen!
Erhebe den gebeugten Muth,
Mein Leid laß fortwehn mit den Winden —
Laß mich in deiner Segensflut
Die Perle der Geſundheit finden!

2.

Gruß an das Meer.

Gürtel der Erde,
Spiegel des Himmels,
Urborn des Lebens,
Wogende Meerflut,
Sei mir gegrüßt!

Hell glänzt mein Auge
Bei deinem Anblick,
Friſch wieder athm' ich
Bei deines Odems
Löſendem Hauch.

Göttergeſchlechtern
Wurdeſt du weiland
Wiege und Grabmal —
In deiner Tiefe
Webt noch ihr Geiſt.

So biſt du wechſelnd
Schlachtfroh wie Odin,
Tückiſch wie Loki,
Freundlich wie Baldur,
Stürmiſch wie Thor.

Deiner Gewalten,
Deiner Zerſtörung
Furchtbare Spuren
Prägen der Veſte
Dauernd ſich ein.

Aber du ſelber
Duldeſt nicht Spuren
Jed'ſcher Gewalten —
Unüberwindlich
Bleibt deine Macht.

Schiffe verſchlingſt du,
Trotzige Menſchen
Die mit dir kämpfen,
Beutſt du der Tiefe
Thieren zum Fraß.

Doch die dich lieben,
Die dir vertrauen,
Finden dich huldvoll —
Leidenden beutſt du
Heilende Kraft.

Alles auf Erden
Altert und wechſelt —
Du aber bleibſt in
Jugend und Friſche
Immer dir gleich.

Gürtel der Erde,
Spiegel des Himmels,
Urborn des Lebens,
Wogende Meerflut,
Sei mir gegrüßt!

3.

Verſtimmung.

Ich ging hinaus an's öde Meer,
Schwer wogt es her und hin,
Und Wind und Welle ſcholl ſo leer,
So hohl, ganz ohne Sinn.

Ich wanderte auf und ab am Meer,
Trüb war mein Herz und Sinn —
Viel Muſcheln lagen am Strand umher,
Doch keine Perle drin!

4.

Dämmerung.

Roth ſäumt die dunkle Wolkenwand
Sich an des Meeres fernem Rand
Im Abendſchein.

Der Tag hat ſeinen Lauf vollbracht
Und hüllt ſich königlich zur Nacht
In Purpur ein.

Doch kalt iſt dieſer Purpurglanz —
Schon trübt er ſich — bald wird er ganz
Verſchwunden ſein.

5.

Es ruht das Meer in Sabbathruh.
Fernher vom Dorf ſchallt Feſtgeläute,
Der Himmel ſtrahlt dem Eiland heute
All ſeinen Glanz und Frieden zu.

Es ruht das Meer in Sabbathruh.
Nur leiſe tönt der Brandung Schäumen.
Ich ſitz' allein in ſchönen Träumen,
Durch meine Träume wandelſt du!

6.

Um Mitternacht ging ich hinaus an die See,
War ganz allein.
Es brachen die Wellen ſich weiß wie Schnee
Im Mondenſchein.
Mir zog durch's Herz ein ſehnend Weh,
Ich dachte dein!

7.

Der Seeadler.

Ich wandelte früh am Strande,
Gebeugt den Kopf und Sinn,
Da ſchwebte auf dem Sande
Ein Schatten um mich hin.

Als ich den Blick erhoben
Zu ſpähen was es war,
Wiegt über mir hochoben
Sich ſtolz ein Meeresaar.

Auf weitgeſpannten Schwingen
Schwebt' er in hehrer Ruh,
Doch ſeine Bahnen gingen
Lichtwärts, der Sonne zu.

Die Augen mit ihm ſchwangen
Sich auf in's Aethermeer —
Aus dumpfem Brüten ſprangen
Gefühle licht und hehr.

Verſchwunden war der Schatten
Des Adlers wie ein Hauch,
Und, die gebeugt mich hatten,
Des Geiſtes Schatten auch.

8.

An das Meer bei nächtlichem Leuchten.

Man verſteht dich im Glanze des Tages nicht,
Man verſteht dich nur bei der Nacht,
Wenn die Welle leuchtet von eigenem Licht,
Wenn das innerſte Leben erwacht,
Wenn des Mondes Silber, der Sonne Gold,
Verſunken in der Flut,
Aus dem Abgrund wieder zur Höhe rollt
In neuverklärter Glut.
Da rauſcht's herauf, da wogt's empor,
Da hört man's klingen und ziehn,
Die Geiſter der Tiefe ſingen im Chor
Uralte Melodien:
Von Götterzorn und Rieſenkampf,
Drachen- und Schlangenbrut,
Von Schlachtjungfrau'n und Roßgeſtampf,
Sturmes- und Menſchenwuth.
Mit Feuerzungen im Dünenſand
Saugt ſich die Woge ein,
Es zittert rings um's Inſelland
Ein geiſterhafter Schein.
Die Flut wogt ſchimmernd auf und ab
Im ewigem Wechſellauf —
Eine Welle wird der andern Grab
Und neu taucht jede auf,
Voll unruhvollen Strebens,
Voll Sehnſucht ungeſtillt,
Ein Bild des ewigen Lebens
Das aus der Tiefe quillt.

9.

Norderney.

An ***.

Auf Meeresfahrten ſah ich weiland
Der Inſeln mancherlei,
Doch nie kam ein ſo ödes Eiland
Mir vor wie Norderney.

Das Meer wälzt um die nackten Dünen
Sich ſchwer und grau wie Blei;
Die Blumen blühn, die Bäume grünen
Nie friſch auf Norderney.

Stark ſind die biedern Inſelſöhne,
Fiſchblütig auch dabei,
Doch Feueraugen, Frauenſchöne
Sind fremd auf Norderney.

Nur fernher zog mir, holden Scheines,
Manch ſchönes Bild vorbei,
Und zu den liebſten zähl' ich deines,
Denk' ich an Norderney.

Friedrich Bodenſtedt's

Geſammelte Schriften.

Zehnter Band.

Friedrich Bodenſtedt's

Geſammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Zehnter Band.

Berlin 1868.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Alte und neue Gedichte

von

Friedrich Bodenstedt.

Zweiter Band.

Erzählende Dichtungen.

Berlin 1868.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Der Edelfalk 9

Harun und Habakuk 31

Nino 53

Andreas und Marfa.

Prolog 83

I. Groß-Nowgorods Untergang 87

II. Andreas 93

III. Marfa 103

IV. Vereinung und Trennung 111

V. Die Brautſchau auf dem Kreml 121

VI. Marfa's Prüfung 133

VII. Das Wiederfinden 143

Iwan, der Sohn des Staroſt 151

Wie der Kaiſer die Kaiſerin verſucht 185

Hildegard 193

Der Edelfalk.

Es war ein Fürſt im Morgenland,
Durch Macht und Ehren weit bekannt;
Viel Gold und Gut war ihm beſcheert,
Doch Eins hielt er vor Allem werth:
Das war ein Edelfalk, ich glaube
Nicht größer viel als eine Taube,
Doch ſo beſchwingt, daß ihn ſein Flug
Bis zu den höchſten Sternen trug;
Ein Falk von ſeltner, hoher Art,
Mit wunderbarer Kraft gepaart,
Davon im Land geheimnißvoll
Manch Lied und manche Sage ſcholl.
Einſtmals geſchah's, daß Kriegesnoth
Den Fürſten und ſein Land bedroht;
Da nahm er Panzer und Geſchoß,
Beſchied ſein Heer, beſtieg ſein Roß —
Doch, eh' er ſchied von Land und Haus,
Wählt er den treuſten Diener aus
Und ſetzt ihn ein zum Hüter
All ſeiner Macht und Güter;
Vertraut dem vielbewährten Mann
Sogar den edlen Falken an.

»Behüt ihn wohl, ſprach er, Du weißt,
Auf Deine Treu zähl ich zumeiſt;
Du weißt, daß über alle Schätze
Ich dieſen edlen Falken ſetze —
Drum hüt' ihn, wie Dein eignes Leben,
Das ſoll für ſein's mir Bürgſchaft geben.
Sollt' er entfliehen oder ſterben,
Es wär' Dein eigenes Verderben!«
Drauf ritt mit ſeinen Mannen
Zum Kampf der Fürſt von dannen.
Im Schloß blieb nun allein zurück
Der treue Selim; doch ſein Glück
Erweckt ihm Mißgunſt, Neid und Haß.
Man murmelt dies, man murmelt das.
Warum — ſprach man — ſoll er allein
Des Fürſten Freund und Liebling ſein?
Sind wir nicht ganz ſo treue Knechte
Wie er — thun wir nicht auch das Rechte?

Doch lang, trotz allem Rath und Sinnen,
Sie wußten nicht, was zu beginnen.
Da trat ein alter Mann hervor
Und ſprach: »Nun leiht mir Euer Ohr!
Habt Ihr den Zaub'rer ganz vergeſſen,
Der einſt des Fürſten Gunſt beſeſſen,
Ihn ganz gelenkt nach ſeinem Sinn,
Wie Selim jetzt? Zu dem geht hin!
Der in Vergeſſenheit und Schmach
Durch Selim lebt, er trägt's ihm nach;
Er wird Euch ſagen, was Euch nöthig,
Iſt gern zu Rath und That erbötig.«
Sie gingen, wie der Alte rieth,
Zum Zaub'rer, der ſie ſo beſchied:

»Euch kund iſt, Selim hat ein Weib,
Von Jahren jung und ſchön von Leib;
Allein verſchloſſen iſt ihr Schooß,
Doch iſt kein Weib gern kinderlos.
Ich weiß ein Mittel, deſſen Kraft
Dem ält'ſten Weib ſelbſt Kinder ſchafft;
Wollt Ihr das Mittel ihr erwerben,
So iſt's ihr Glück und ſein Verderben.«

— Wir wollen! Sag Dein Mittel!

»Gern!
Das iſt der Edelfalk des Herrn.
Wenn der gerupft wird und gebraten,
Thut er im Tod noch Wunderthaten;
Denn alles Segens Fülle ſprießt
Dem Weibe, das davon genießt,
Und blüh'nde Kinder wird ſie haben,
Nach Wunſch ganz, Mädchen oder Knaben.«

Da wunderten ſich Alle höchlich:
— Wohl iſt ſolch Falkenzauber möglich,
Doch lebt der Falk in Selim's Hut,
Ihm anvertraut als heilig Gut;
Er wahrt ihn, wie den eignen Leib,
Wer könnt' ihn rauben? —

»Selim's Weib!«

— Sie ſelbſt weiß nicht, wo er geborgen. —

»Das zu erfahren wird ſie ſorgen,
Erfährt ſie, welche Wunderkraft
Der edle Falk im Tode ſchafft.«

— In Treue liebt ſie ihren Mann
Und weiß, ſein Leben hängt daran! —

»Mit der Gefahr wächſt das Begehren,
Sie iſt ein Weib, laßt ſie gewähren!«

Und ſo geſchah's. Zur ſelben Stunde
Ward die geheimnißvolle Kunde
Dem Weibe Selims hinterbracht;
Und nun fand ſie bei Tag und Nacht
Nicht Raſt noch Ruh; ihr ganzes Sinnen
War nur, den Falken zu gewinnen.
Mit Liebkoſung und Schmeichelei'n
Drang ſtündlich ſie auf Selim ein,
Den edlen Falken ihr zu zeigen,
Dem ſolche Wunderkraft zu eigen.
Doch unerbittlich blieb der Mann:
»Du weißt, mein Leben hängt daran.«

— Ein Falke ſtirbt doch nicht vom Seh'n;
Dir ſoll kein Leid's darum geſcheh'n.
Es ſoll kein Menſch davon erfahren. —

»Ein Weib kann kein Geheimniß wahren!«

— Wenn Du mir Dein Vertrau'n nicht ſchenkſt,
Liebſt Du mich nicht! —

»Mehr, als Du denkſt!
Ich liebe Dich, wie meine Pflicht,
Nur Deine Neugier lieb' ich nicht.«

— Die Liebe wurzelt im Vertrau'n —

»Auf meine Liebe kannſt Du bau'n,
Doch meine Treu und mein Verſprechen
Kann ich aus Liebe ſelbſt nicht brechen.«

— So nenn' mir wenigſtens den Ort,
Wo Du den Falken birgſt —

»Kein Wort
Verräth Dir ſeinen Aufenthalt,
Sonſt wüßten's alle Leute bald,
Und mit dem unvorſicht'gen Wort
Flög' leicht der Falke ſelber fort.
Den Tod verdient' ich für die Schuld.
Drum hab' ein wenig noch Geduld:
Wenn Du jetzt Deine Neugier ſtillſt,
Sollſt Du ihn ſeh'n, ſoviel Du willſt
Gleich nach des Fürſten Wiederkehr.
Bis dahin dränge mich nicht mehr!«

Ajuſcha brach in Thränen aus,
Ihr Wehgeſchrei erfüllt das Haus
Von früh bis ſpät — ſie fand nicht Schlummer
Noch Ruhe mehr vor Gram und Kummer.
Umſonſt ſucht Selim ſie zu tröſten,
Vor ihm zeigt ſich ihr Schmerz am größten.
Sie ſchien im Laufe weniger Tage
Ganz zu vergeh'n vor Weh und Klage:

— Kann ich nicht Dein Vertraun erwerben,
Sprach ſie, ſo will ich lieber ſterben!
Der Falke ſtört nicht meine Ruh,
Du biſt's, der mich in's Grab bringt, Du!
So fühllos neben mir zu wandeln,
Und wie ein Kind mich zu behandeln,

Es iſt zu arg! Wann zeigt' ich mich
Jemals voll Mißtraun gegen Dich?
Wann zeigt' ich mich je ungeduldig?
Wann ſchwatzhaft? Du allein biſt ſchuldig,
Wenn ich mich jetzt zu Tode quäle;
Mein Unglück kommt auf Deine Seele! —

Ihr Klagen rührte Selim ſehr,
Sein Herz war, wie das ihre, ſchwer;
Doch hielt er feſt an ſeiner Pflicht,
Und ſein Geheimniß brach er nicht.

So ſchwanden Tage hin und Wochen;
Ajuſchas Kraft war ganz gebrochen,
Getrübt der hellen Augen Licht,
Verweint das holde Angeſicht;
Von ihren Wangen ſchwand die Röthe,
Selim ſah, daß der Gram ſie tödte,
Und mit geängſtigtem Gemüthe
Sucht' er, daß er ihr Leben hüte.
Ihr Weinen und ihr Klagen
Konnt' er nicht länger tragen.
Treu liebt' er ſie, ſein eignes Leben
Hätt' er für ihr's gern hingegeben.
So trat er freundlich zu ihr hin:

»Erheitre Deinen Blick und Sinn;
Nicht länger kann ich widerſteh'n,
Mag, was da will, mir auch geſcheh'n!
Du biſt mein Liebſtes mir auf Erden,
Und was Du wünſcheſt, ſoll Dir werden.
Willſt Du den Edelfalken ſeh'n,
So folge mir, es ſoll geſcheh'n!

Ja, wüßt' ich, daß Du könnteſt ſchweigen,
Gern gäb' ich Dir ihn ganz zu eigen!
Wohl findet ſich ein and'rer leicht,
Der ihm an Wuchs und Farbe gleicht.
Hat er auch nicht die Eigenſchaften,
Die an des Fürſten Falken haften:
So ſchnell wird man es nicht gewahren;
Und, ſollt' es auch der Fürſt erfahren,
Was ich aus Liebe zu Dir that:
Es ſei darum: kommt Zeit, kommt Rath!«

Verſchwunden war Ajuſcha's Gram,
Da ſie des Gatten Wort vernahm;
Ihre weißen Arme ranken
Sich um ihn, ihm zu danken.
Und er eilt heimlich und verſtohlen
Zum Schloß, den Falken ihr zu holen.

Es währt die Zeit gar wunderſam
Ihr lange, bis er wiederkam.

»Hier bring' ich Dir das edle Thier,«
Sprach er, »nun hör' ein Wort von mir:
Was nach dem Falken Dein Verlangen
Geweckt, mir iſt es nicht entgangen.
Du hörteſt von der Wunderkraft,
Die dieſer Falk im Tode ſchafft;
Du wünſcheſt Dir — und ich nicht minder! —
Durch ſeinen Zauberſegen Kinder:
Drum hab' ich, um nichts zu verrathen,
Ihn gleich gerupft und ſelbſt gebraten,
Und ſeine Federn gleich verbrannt,
Bis jede Spur davon verſchwand,

Daß uns kein Leid begegne
Und Gott den Leib Dir ſegne.
Genieß' den Falken ohne Säumniß,
Doch treu bewahre das Geheimniß!
Denn kommt ein Wort zu fremden Ohren
Von meinem Thun — bin ich verloren.
Jetzt ruft des Tages Pflicht mich fort,
Gehab Dich wohl, und ſprich kein Wort!«

Ajuſcha ſchwur mit tauſend Schwüren,
Den Mund zum Eſſen nur zu rühren
Und ihre Zunge wohl zu zügeln.
Sie hielt den Falken bei den Flügeln
Und ſah mit wunderſamer Gier
Auf das gebrat'ne, zarte Thier,
Um erſt den Blick daran zu weiden.
Dann fing ſie an, es zu zerſchneiden.
Ihr war, eh' ſie davon geſchmeckt,
Als ſei der Zauber ſchon geweckt;
Und eh' ein Augenblick verfloſſen,
War ſchon ein Flügel ganz genoſſen.

Sie fand den Braten fein und zart,
Es war ein Falk von ſelt'ner Art!
Jetzt ſchneidet ſie das Herz heraus,
Ihr dünkt's ein wahrer Götterſchmaus.
So nimmt ſie ein Stück nach dem andern,
Und ihre trunk'nen Blicke wandern
Prophetiſch in die künft'ge Zeit,
Sie ſchwelgt in Glück und Seligkeit;
Von Kindern ſieht ſie ſich umringt,
Das hüpft und ſpringt und lärmt und ſingt ...

Sie giebt der Freude laute Worte,
Da — plötzlich öffnet ſich die Pforte:
In's Zimmer, mit bebendem Schritt,
Ajuſcha's Freundin, Selma, tritt.

Ajuſcha ſucht den Reſt vom Braten
Zu bergen, um nichts zu verrathen.
Wohin damit? Schnell in die Taſche!
Doch Selma fragt, was ſie da naſche.

Sie wird verlegen, ſtottert —

Nein,
Sprach Selma, ſoll das Freundſchaft ſein?
Du kommſt mir vor, wie umgewandelt;
Wann haſt Du je mich ſo behandelt?

»Ich darf nicht reden ....«

— Nun, ſo ſchweige,
Doch, was Du da verſteckt haſt, zeige —

»Ich darf nicht!«

— Nun, wohlan, ich gehe,
Daß Dich mein Aug' nie wiederſehe!
Sonſt kamſt Du ſtets auf halben Wegen
Mit offnen Armen mir entgegen,
Und heut' — kaum zeig' ich mein Geſicht,
Thuſt Du, als kennteſt Du mich nicht. —

»O, wüßteſt Du!«

— Ich will nichts wiſſen!
Doch unſ're Freundſchaft iſt zerriſſen. —

»So bleib doch!«

— Nein, ich ſtöre Dich. —

»Ein tief Geheimniß bindet mich;
Du weißt, die Wände haben Ohren,
Sag' ich ein Wort, bin ich verloren;
Sonſt ſollt'ſt Du Alles gleich erfahren!«

— Du brauchſt mir nichts zu offenbaren.
Die Neugier iſt mein Fehler nicht.
Hielt ich's auch ſtets für meine Pflicht,
Mein ganzes Herz Dir zu entfalten,
Nichts, nichts vor Dir geheim zu halten,
Da wir ſeit frühſten Kinderjahren
Ein Herz und eine Seele waren,
Du meine beſte Freundin ſchienſt — ....

»Verlange jeden and'ren Dienſt.«

— Nein, nichts! Leb' wohl, auf ewig wohl! —

Es klang das Wort ſo ſchrill und hohl,
Und Thränen netzten Selma's Wangen,
Da ſie in Trauern fortgegangen.

Ajuſcha trug's nicht länger mehr,
Sie rief ihr nach, lief hinterher
Und führte ſie zurück in's Haus,
Erzählt' ihr Alles rund heraus

Und ſchloß: »Nun iſt Dir offenbar,
Warum ich ſo verſchwiegen war.«

Voll Staunen an Ajuſcha's Munde
Hing Selma bei der Wunderkunde;
Ihr Herz ſchlug laut, ſie wagte kaum
Zu athmen, ihr war's wie ein Traum.
Und als die Freundin war zu Ende,
Küßt ſie ihr Stirne, Mund und Hände:

Dank, Dank Dir, Deine Lieb' iſt groß,
Ich ſeh' es wohl; doch kinderlos
Bin ich, wie Du, darum nicht minder,
Freundin, wie Du, wünſch' ich mir Kinder.
Ajuſcha, Seele meiner Seele!
Verzeih' mir, daß ich Dich ſo quäle,
Gieb von dem Falken mir ein Stück,
Daß mir's gedeih' zu Mutterglück! —

So brünſtig war der Freundin Fleh'n,
Ajuſcha kann nicht widerſteh'n;
Sie reicht ihr einen ganzen Flügel:

»Doch halt' die Zunge wohl im Zügel,
Denn kommt es zu der Leute Ohren,
Du weißt es ſelbſt, ſind wir verloren!«

Es war, eh' noch das Wort verklungen,
Der ganze Flügel ſchon verſchlungen;
Vortrefflich ſchien er ihr zu ſchmecken
Und ſüße Hoffnung zu erwecken.

So ſaßen lange noch die Beiden;
Doch endlich mußte Selma ſcheiden.

Ajuſcha ſprach: »Verrathe nichts!«
Und Selma, fröhlichen Geſicht's,
Schwur tauſend Mal, mit Herz und Mund,
Zu wahren den geheimen Bund.

Träumend von ihrer Zukunft Glück
Ajuſcha blieb allein zurück,
Indeſſen Selma unverweilt
Beſchwingten Schritts nach Hauſe eilt.
Das Herz iſt ihr von Glück ſo voll,
Sie weiß nicht, wie ſie's bergen ſoll.
Und eh' ſie heimkommt, auf den Wegen
Tritt eine Freundin ihr entgegen;
Die bleibt neugier'gen Blickes ſteh'n,
Selma ſo hochvergnügt zu ſeh'n.

»So froh ſah ich Dich nicht ſeit Jahren!
Welch' Heil iſt Selma widerfahren?«

— 's iſt ein Geheimniß, das ich nicht
Verrathen darf! —

Die And're ſpricht:
»Wozu dies räthſelhafte Weſen?
Auf Deiner Stirn iſt klar zu leſen,
Was ganz umſonſt Dein Mund verſchweigt.«

— So ſag' mir, was die Stirn Dir zeigt! —

»Dir ſelber brauch' ich's nicht zu ſagen,
Doch Andern ſag' ich's, wenn ſie fragen.«

Das Wort fällt Selma auf's Gewiſſen;
Sie ſagt ſich ſelber: Wer kann wiſſen,
Ob ſie die Mähr vom Falkenbraten

Nicht wirklich halb und halb errathen?
's iſt beſſer, ganz ſie einzuweih'n,
Als ſo in Angſt und Zweifel ſein.
Und iſt's nicht ſchmählich, wenn die Frauen
Einander ſelber nicht recht trauen?

Auf Selma lag's zu ſchwer, ſie mußte
Vom Herzen wälzen, was ſie wußte.
Sie nahm die Freundin mit in's Haus
Und ſagt ihr Alles rund heraus.

»Doch ſchweig! die Wände haben Ohren,
Verräthſt Du mich, bin ich verloren.«

— Trau mir, wir wollen zeigen,
Daß Frau'n auch können ſchweigen! —

Sie ging, und eh' der Tag entfloh'n,
Flüſtert's das Laub im Walde ſchon.
Das freute Selims Feinde ſehr,
Den alten Zaub'rer noch viel mehr.
Er ſprach: Die Bäume haben Zungen;
Der Falkenzauber iſt gelungen!

Es ſagten's im Vertrauen
Den Männern ihre Frauen,
Den Brüdern ſagten's ihre Schweſtern,
Die Vögel ſangen's in den Neſtern.
Laut durch die Welt, von Mund zu Munde,
Scholl die geheimnißvolle Kunde.
Es hört's der Fürſt im Schlachtgewimmel,
Und heimwärts ſpornt er ſeinen Schimmel,
Auf keine Troſtesſtimme hörend
Und Selim grimme Rache ſchwörend.

Umdüſtert war ihm Aug' und Sinn,
Der Falk, ſein Lebensglück, war hin.
Schmerz nagt in ihm und bitt're Reue,
Daß er gebaut auf Selims Treue:

Wie waren Alle wohlberechtigt
— Rief er — die mir ihn ſtets verdächtigt!
Sie ſollen Dank und Lohn erwerben,
Doch er ſchmachvollen Todes ſterben.

Und wie er heimzieht, auf den Wegen
Kommt ihm der Zaub'rer ſchon entgegen,
Wirft ſich vor ihm auf's Angeſicht
Und fleht:

Beſtrafe Selim nicht!
Er iſt ein Menſch, wir fehlen Alle;
Wohl Mancher hätt' in gleichem Falle
Gethan wie er; wer kann dem Fleh'n
Geliebter Weiber widerſteh'n?

Allein der Fürſt fiel zornig ein:

Sprich nicht von Gnad' und von Verzeih'n!
Wer um ein Weib mir bricht die Treue
Dem trau' ich nimmermehr auf's Neue.
Ich lieh' dem Falſchen Herz und Ohr,
Zog unverdient ihn Allen vor;
Ich liebt' ihn wahr und herzlich,
Drum ſoll er's büßen ſchmerzlich.
Dich aber hab' ich ganz verkannt,
Du biſt der beſte Mann im Land,
Da für den eignen Feind Du bitteſt,

Um den Du Schmach und Unbill litteſt.
An Selims Statt will ich Dich ſetzen,
Belohnen Dich mit Land und Schätzen,
Als Richter ſoll er Dich erkennen,
Vor allem Volk ſoll er verbrennen.
Doch eh' die Flammen ihn umlodern,
Sollſt Du zur Rechenſchaft ihn fodern,
Und hören will ich ſelbſt und ſeh'n,
Wie der Verräther wird beſteh'n
Vor Deinem Blick, was er wird ſagen.
Jetzt laß ihn gleich in Feſſeln ſchlagen,
Im Kerker halt' ihn wohlgeborgen.
Lebwohl! Wir ſeh'n uns wieder morgen!

Nun ward von des Palaſtes Stufen
Die Macht des Zaub'rers ausgerufen
Vor allem Volk, und Selim ward
Gefeſſelt und gebettet hart.
Er aber trug ſein Mißgeſchick
Mit feſtem Sinn und klarem Blick.
Und wie Ajuſcha noch umklammert
Den Scheidenden und ſchluchzt und jammert,
Sprach er:

»Die Strafe iſt gerecht,
Ich war ein ungetreuer Knecht.
Die Strafe ward vorher verkündigt,
Ich büße nur, was ich geſündigt« —

Die Nacht ſchlich hin in Weh und Sorgen,
Und der verhängnißvolle Morgen
Brach an. Früh kam in bunten Wogen
Das Volk zum Richtplatz angezogen.

Der Scheiterhaufen ward errichtet,
Aus dürrem Holz hoch aufgeſchichtet
Im Hof vor des Palaſtes Erker.
Drauf führt man Selim aus dem Kerker,
Um zum Verhör ihn zu geleiten
Vor ſeinen Richter, der zur Seiten
Des Fürſten dicht beim Throne ſaß
Und Selim grimmigen Blickes maß:

»Dein Todesurtheil iſt geſprochen;
Doch iſt der Stab noch nicht gebrochen, —
Was vor den Schranken des Gericht's
Sagſt Du, Dich zu vertheidigen?«

— Nichts! —

»Ihr hört's aus ſeinem eignen Munde,
Er trotzt noch in der Todesſtunde,
Hält ſelbſt den Strom der Gnade auf,
So nehm' das Urtheil ſeinen Lauf!«

Da ſtürzt Ajuſcha zu den Füßen
Des Richters:

Laßt mich für ihn büßen;
Ich bin's, die ihn zur Schuld verlockt!

»Nein, Weib, Du ſiehſt, wie er verſtockt
Sich weigert, Gnade zu erwerben;
Er will den Tod — ſo mag er ſterben!
Das Urtheil iſt geſprochen,
Jetzt wird der Stab gebrochen!«

»Halt!« — rief der Fürſt, der unterdeſſen
Auf ſeinem Throne ſtumm geſeſſen,
Und jetzt aufſprang in zornigem Grimme,
Vor Zorn verſagt ihm faſt die Stimme:

»Selim, was hat Dich ſo verwandelt,
Daß Du ſo ſchlecht an mir gehandelt
Und jetzt, wo Du zum Tode gehſt,
Nicht reuevoll mich um Gnade flehſt?«

— Verwandelt hab' ich nicht mein Weſen,
Treu bin ich, wie ich ſtets geweſen,
Drum fleh' ich nicht um Dein Verzeih'n. —

»Erſchlugſt Du nicht den Fallen?«

— Nein! —

Voll Staunen hört aus Selims Munde
Der Fürſt die unverhoffte Kunde;
Doch ſchwankt er noch, ob er ihm glaube.

»Was aß Dein Weib denn?«

— Eine Taube! —

Und als der Fürſt das Wort vernahm,
Sprach er:

»Doch iſt mir's wunderſam,
Daß Du vor Deinem Richter ſtandeſt
Und nichts, Dich zu vertheid'gen, fandeſt,
Den Spruch vernahmſt geduldig,
Als wärſt Du wirklich ſchuldig.«

Da ſtolzen Blickes Selim ſpricht:

— Der Zaub'rer iſt mein Richter nicht,
Der, um ſich ſchnöd' an mir zu rächen,
Mein Weib verlockte zum Verbrechen,
Das nur durch meine Taubenliſt
Vereitelt und umgangen iſt.
Er wußte, daß des Landes Glück
In Deinem Falken blieb zurück,
Und doch wollt' er ihn laſſen ſterben,
Blos, um mich tückiſch zu verderben. —

»Doch warum — ſprach der Fürſt betroffen —
Haſt Du nicht ſelbſt gleich wahr und offen —
Zu mir geredet, da der Tod
Vor allem Volk Dich ſchon bedroht?«

— Weil, ſeit Dein Mißtrau'n mich entehrt,
Verloren meines Lebens Werth;
Die Ehre war mein höchſtes Gut,
Stets hielt ich ſie in treuer Hut;
Da Du die Ehre mir genommen,
Heiß' ich den Flammentod willkommen. —

Der Fürſt, da er das Wort gehört,
Verhüllt ſein Antlitz, bleich, verſtört;
Steht auf vom Thron in jäher Haſt
Und eilt zurück in den Palaſt.

Die Menge harrt erwartungsvoll
Der Löſung, die da kommen ſoll.

Da ward von des Palaſtes Stufen
Selim zum Erben ausgerufen

Des Fürſten, dem er auf dem Throne
Nachfolgen ſoll gleich einem Sohne.

So wurd' er laut und hochgeehrt
Vor allem Volk, und unverſehrt
Von der Verleumdung Schlangenſtich
Erhob ſein guter Name ſich.

Allein den böſen Zaub'rer trafen,
Gleichwie die Andern, ſchlimme Strafen;
Ajuſcha auch, Zelma nicht minder:
Sie warten heute noch auf Kinder.

Harun und Habakuk.

Ich weiß nicht mehr, in welchem Jahr
Harun Kalif von Bagdad war,
Doch ward von ihm im Morgenland
Mir eine seltne Mähr bekannt,
Die treu, wie ich sie einst erfahren,
Ich Euch im Lied will offenbaren.
Berühmt war Harun weit und breit
Durch Weisheit und Gerechtigkeit,
Auch ward er in der ganzen Welt
Gepriesen als ein großer Held:
Er galt als aller Fürsten Blume,
Kein and'rer Ruhm glich seinem Ruhme.
In Bagdad lebte dazumal
Von Christen eine große Zahl,
Die ohne ihr Verschulden
Viel Unbill mußten dulden.
Das Volk sah seine Glaubensfeinde
In dieser christlichen Gemeinde:
Verfolgt ward sie mit Haß und Hohn
Auf Markt und Kanzel, selbst am Thron.
In Priester- wie in Volkesmund
Hieß jeder Christ nur Christenhund.

Verheert ein grimmer Sturm das Land:
Die Chriſten hatten ihn geſandt.
Verſagte Gott dem Felde Regen:
Geſchah es blos der Chriſten wegen.
Kurz: Feuersbrunſt und Hungersnoth,
Und was die Zeit ſonſt Böſes bot:
Heuſchreckenſchwärme, Siechthum, Peſt,
Kam immer aus dem Chriſtenneſt
Von Bagdad, das der Gläubigen Schaar
Die Quelle allen Unheils war.
Gar oft im Glaubenseifer flehten
Die Hohenprieſter des Propheten
Zu des Kalifen Herrſcherthrone,
Daß er der Chriſten nicht mehr ſchone,
Sie tödte, oder ſie bekehre
Zu des Propheten wahrer Lehre,
Damit die Perle Glaubenseinheit
Aufs Neue glänz' in aller Reinheit.
Doch der Kalif ſprach: »Wahren Glauben
Kann man nicht ſchenken und nicht rauben —
Wenn Jeder thut nach Recht und Pflicht,
Frag' ich nach ſeinem Glauben nicht:
Mir ſind in meinem weiten Reich
Die Unterthanen alle gleich.
Lebt mit den Chriſten ſo geduldig
Wie ſie mit Euch. Sie ſind nicht ſchuldig
An unſers Landes Weh'n und Plagen,
Und haben mehr als Ihr zu tragen —
Sie ſtreben redlich mir zu nützen
Und meine Pflicht iſt, ſie zu ſchützen.«

Da ſich die Prieſter überzeugten,
Daß ſie des Herrſchers Sinn nicht beugten,

Und ihre grob gedachten Schlingen
Beim weiſen Harun nicht verfingen,
Verſuchten ſie auf krummen Wegen
Die gläubige Menge zu erregen,
Durch Lug und Trug ſie zu bethören,
Gegen den Thron ſie zu empören.
Vor den Palaſt zog des Kalifen
Das Volk, und tauſend Stimmen riefen:
Fort mit den Chriſten! Sterben ſollen,
Die nicht zum Islam ſchwören wollen,
Denn alles Uebel kommt von ihnen,
Die einem falſchen Gotte dienen.

Da ſprach von des Palaſtes Zinne
Zum Volk der Herrſcher: Haltet inne!
Schweigt jetzt! Es iſt genug des Schrei'ns.
Ich bin mit meinem Volke Eins:
Ich bin das Haupt, Ihr ſeid die Glieder —
Doch dieſer Lärm iſt mir zuwider,
Dem wüſten Treiben muß ich wehren,
Doch Eure Wünſche will ich ehren,
Und bin bereit, ſie zu erfüllen,
Wenn ſie berechtigt ſich enthüllen.
Wohl über dieſe Chriſten ſchon
Ward oft geklagt vor meinem Thron;
Doch konnt ich mich bei ſolchen Klagen
Gerechter Zweifel nicht entſchlagen,
Ob man nicht unrecht ſie beſchuldige
Und blinden Vorurtheilen huldige.
Jetzt kommt, in wüſten, hellen Haufen
Das ganze Volk zu mir gelaufen
Und dringt in mich, ſie zu vernichten.
Erſt will ich hören und dann richten.

Ich will der Chriſten Lehre gründlich
Erforſchen, und find' ich ſie ſündlich,
So geb ich Euch mein Herrſcherwort:
Sie bleiben nicht an dieſem Ort.
Doch zu der Prüfung brauch' ich Zeit;
Inzwiſchen meidet allen Streit.
Ihr war't bisher klug und vernünftig:
So geht nach Hauſ' und bleibt's auch künftig.

Das Volk zerſtreute ſich und rief:
Hoch lebe Harun, der Kalif!

Und Harun ließ den alten, frommen
Biſchof der Chriſten zu ſich kommen,
Erzählt ihm Alles, was geſchehn
Und ſprach: Nun laßt das Buch mich ſehn,
Wonach Ihr betet, faſtet, handelt
Und Eure Glaubenspfade wandelt.
Ich will es ſorgſam prüfend leſen,
Daß Eurer Lehre Kern und Weſen,
Der Quell, daraus der Glaub' entſpringt,
Mir unverfälſcht zum Geiſte dringt. —

Der Biſchof lieh dem gern ſein Ohr;
Er zog ein altes Buch hervor,
Reicht' es dem Herrn und ſprach: man nennt
Dies Buch das neue Teſtament,
Darein — vom heiligen Geiſt getrieben —
Die Jünger Chriſti niederſchrieben,
Wie unſer Herr zur Erde kam,
Und menſchliche Geſtalt annahm,
Wie er gelebt, gelehrt, geſtorben,
Und ewiges Leben uns erworben

Durch ſeinen Tod, — wie aus den Banden
Des Tods er ſelber auferſtanden,
Und dann zum Himmel aufgefahren,
Den Jüngern ſich zu offenbaren
Im Glanze ſeiner Gottnatur,
Damit ſie folgten ſeiner Spur.

Das Buch zu leſen drängt mich ſehr
— Sprach der Kalif — bald hörſt Du mehr!

Der Biſchof ging. Der Herrſcher las
Das heil'ge Buch; er las und ſaß
Den ganzen Tag, die Nacht dazu;
Er dachte nicht an Raſt und Ruh.
Des Heilands Wort ergriff ihn ſehr,
Oft blickt' er auf und ſeufzte ſchwer,
Und dachte nach . . . dann ſenkt er wieder
Den ernſten Blick zum Buche nieder
Vor ihm. Der Geiſt ſchien des Kalifen
Sich in das Buch ganz zu vertiefen,
Daß er nichts Andres ſah und hörte,
Und zornig ward, wenn man ihn ſtörte.
Sonſt pflegt' er eifrig jeden Morgen
Die Staatsgeſchäfte zu beſorgen,
Gehorſam ſeinen Herrſcherpflichten
Im Rath zu ſitzen, Streit zu ſchlichten,
Mit dem Vezier ſich zu bereden:
Jetzt war er taub und ſtumm für Jeden.
Selbſt in des Harems Räume kam
Er lange nicht mehr — wunderſam
Verwandelt ſchien er allen Leuten;
Vergebens grübeln ſie und deuten
Was ſo des Herrſchers Sinn gewendet,
Und Jeder fragt, wie das noch endet?

Oft ſprang er in erregtem Sinn
Vom Sitz und murmelt' vor ſich hin:
Von Zorn und Rache ſoll ich laſſen?
Die Feinde lieben, die mich haſſen?
Dem, der die rechte Wang' mit Streichen
Mir ſchändet, auch die linke reichen?
Das ird'ſche Gut und Reich verachten,
Und nur nach ewigem Leben trachten? . . .
Doch das ſind ja blos Chriſtenpflichten,
Was brauch' ich mich danach zu richten!
Ruft er, ſein Blick wird wieder heiter,
Er ſetzt ſich und lieſt forſchend weiter.

Als er nun über Alles klar
Und mit dem Buch zu Ende war,
Ließ er auf's Neu' den alten, frommen
Biſchof der Chriſten zu ſich kommen
Und ſagt ihm dieſes: Eure Lehre
Hab' ich geprüft und hoch verehre
Den Heiligen ich, der ſie gegeben;
Doch: kann ein Volk auch danach leben?
Und kann ein Fürſt danach regieren?
Er würd' in jedem Streit verlieren;
Er müßte, die ihm ſchlimm begegnen
Und Unrecht thun, die Feinde ſegnen;
Er dürfte keine Schlachten ſchlagen;
Sein ganzes Heer müßt er verjagen;
Er dürfte keine Unbill rächen,
Nicht Sünden ſtrafen, noch Verbrechen;
Er müßte jedem niedern Knechte,
Der einen Schlag ihm auf die rechte
Verſetzt, die linke Wange reichen
Und kampflos jedem Gegner weichen.

Der Biſchof ſprach: zum hohen Ziele
Das uns geſteckt iſt, führen viele
Schwer überſteigbar ſteile Stufen.
Der Herr ſpricht: Viele ſind berufen,
Doch Wenige ſind auserwählt.
Wem nicht der rechte Glaube fehlt,
Dem fehlt auch nicht des Heilands Gnade,
Verirrt er ſich vom rechten Pfade.
Der Sünder, der noch ſpät bereut,
Den alten Adam ganz erneut,
Iſt beſſer vor dem Herrn berathen,
Als wer da pocht auf gute Thaten.
Der Glaube ſteht der That voran,
Wie da geſchrieben ſteht: es kann
Der Glaube Berge ſelbſt verſetzen.

Verſtrick' Dich nicht in eig'nen Netzen,
— Sprach der Kalif — man kann das ſchwerlich
So wörtlich deuten; ſag mir ehrlich:
Glaubſt Du, der allerfrommſte Chriſt,
Der ganz erfüllt von Glauben iſt,
Vermöchte Berge zu bewegen
Sich zollbreit nur vom Fleck zu regen?

Ich glaub' es, ſprach der Biſchof.

Dann
— Rief der Kalif — ſuch mir den Mann,
Der ſolcher That ſich unterwindet,
Und ſorg' mir, daß ſich einer findet,
Sonſt ſeid Ihr alleſammt verloren.
Denn wenn nicht Einer auserkoren
Von Allen, die zu Chriſtus beten,
Den rechten Glauben zu vertreten,

So wandelt Ihr auf falſchem Pfade
Und ſeid nicht würdig meiner Gnade.
Ich ſorge, daß ich Euch die Sache
So leicht als irgend möglich mache:
Der Berg, den Ihr verſetzt, darf klein,
Ja meinethalb ein Hügel ſein,
Wie einer liegt am Tigrisbord,
Der Temirdag, den rückt mir fort!
Und wenn das Wunder dann geſcheh'n
Und ich's mit eig'nem Aug' geſeh'n,
So werd' ich ſelbſt ein gläub'ger Chriſt.
Zwei volle Wochen habt Ihr Friſt
Zu Eures Wunders Vorbereitung.
Ich melde allem Volk die Zeitung,
Damit ſich jeder Muſelmann
Das Wunder ſelbſt betrachten kann.
So komme denn, was kommen mag:
Auf Wiederſeh'n beim Temirdag!

II.

Der alte Biſchof blieb allein,
Gequält von Zweifel, Furcht und Pein.
Wie kam ihm nur der Zweifel an,
Dem frommen, opferfreudigen Mann,
Dem Hirten, der gern Gut und Leben
Für ſeine Heerde hingegeben?
Es war ihm ſelber unerklärlich,
Doch Zuverſicht ſchien hier gefährlich,
Wo wie an einem Schickſalsring
Der Chriſten Glück und Unglück hing.
Sein eig'ner Glaube kam in's Wanken
Bei dem bezrückenden Gedanken.

Er hätte nicht gewagt das Wort
Zu ſprechen: Hebe, Berg, Dich fort!
Und nicht gewagt, zu Gott zu fleh'n,
Bei ſolchem Thun ihm beizuſteh'n.
Doch raſch zu handeln war hier Pflicht,
Und ſeiner Pflichten fehlt' er nicht.
So fing er an, umher zu wandern,
Von einem frommen Mann zum andern,
Zu forſchen, ob ſich einer fände,
Der ſich des Werkes unterwände.
Allein er fand nur Furcht und Zagen,
Und hörte vorwurfsvolle Klagen,
Daß er, der Kirche Hirt und Hort,
Sie durch ein unvorſichtig Wort
Bedroht mehr als die ſchlimmſten Feinde,
Und von der gläubigen Gemeinde
Ein Gott verſuchend Werk verlange,
Deß er ſich ſelbſt nicht unterfange.

Umdüſtert war ihm Herz und Sinn;
Ein Tag ſchwand nach dem andern hin;
Schon eine Woche iſt verſchwunden
Und noch hat Keiner ſich gefunden,
Voll Muth genug und Glaubensſtärke
Zu dem verhängnißvollen Werke. —
Der alte Biſchof zehrt vor Kummer
Und Gram ganz ab, ihn flieht der Schlummer
Und keine Speiſe ſchmeckt ihm mehr;
Sein Herz iſt trüb' und troſtesleer.
Ganz nah ſchon iſt der Schickſalstag,
Den er nicht mehr erleben mag.
Der Glaube ſchwand, die Hoffnung wich.
Da meldet eines Morgens ſich

Bei ihm ein Mann in beſten Jahren,
Hoch von Geſtalt, mit ſchwarzen Haaren,
Gewellt zu langer Lockenflut.
Im Auge lag verhaltne Glut,
Voll ſchwärmeriſcher Zuverſicht.
Von edler Form war ſein Geſicht,
Doch bleich — die Stirne halbumwunden
Von einem Tuch, das feſt verbunden
Sein rechtes Auge hielt. So ſtand
In ärmlich-feſtlichem Gewand
Er vor dem Biſchof, der ihn fragte,
Was ſein Begehr ſei.

Und er ſagte:
Ich hörte von der ſchlimmen Noth
Die unſre Brüder hart bedroht,
Weil ſie verzagen, zu erfüllen,
Was Gottes Worte uns enthüllen.
Lang harrt' ich, daß ein Beſſrer käme,
Der die Vollbringung auf ſich nähme
Der Glaubensthat, die der Kalif
Von uns verlangt. Es ſchmerzt mich tief,
Zu hören wie die ſtolzen Heiden
An unſerer Noth ſich höhniſch weiden.
Ich will nicht, daß die blinde Rotte
Spott treibt mit uns und unſerm Gotte.
Da ſich kein Beſſerer ſcheint zu finden,
So will ich ſelbſt mich unterwinden
Das Werk zu thun, wenn's Chriſten möglich.

Da wundert ſich der Biſchof höchlich,
Hebt ſegnend beide Händ' und ſpricht:
Gott lohne Deine Zuverſicht,
Mein Sohn, Du haſt den rechten Glauben! —

Ja, den ſoll kein Kalif mir rauben —
Ruft Jener — Meiner Augen Glanz
Wahrt' ich nur halb: den Glauben ganz. —

Der Biſchof fragt in ſanftem Ton:
Was meinſt Du mit dem Wort, mein Sohn? —

»Um rein zu halten mein Gewiſſen,
Hab' ich ein Aug' mir ausgeriſſen.«

— Wie kam das? Setz' Dich, ſprich, erzähle!

»Wollt Ihr, daß ich Euch nichts verhehle?«

— Verhehl' mir nichts, mein Sohn! —

»Woblan.
Ich bin ein armer Handwerksmann,
Ein Schuſter, Habakuk mit Namen,
Einſt viel geſucht von Herrn und Damen,
Bis zu der traurigen Geſchichte,
Wovon ich Euch jetzt treu berichte,
Die nebſt dem Aug' aus meinem Haupte
Mir meine beſte Kundſchaft raubte.
Einſt trat — es mag ein Jahr nun ſein —
Ein ſchönes Fräulein bei mir ein,
In kurzem, himmelblauen Kleide,
Schlank von Geſtalt, reich an Geſchmeide.
Sie ſchritt einher ſo leicht und luſtig,
Sie war ſo reizvoll und ſo duftig —
Ich wußte nicht, wie mir geſchah
Als ich das Fräulein vor mir ſah.
Mit holdem Gruß trat ſie mich an:

Man rühmt Euch als geſchickten Mann —
(Verlegen dankt' ich für den Gruß),
Löſt mir den Schuh vom rechten Fuß,
Und nehmt das Maaß.
Ich kniete nieder
Sie ſetzte ſich und ſprach dann wieder:
— Macht's recht bequem, nur nicht zu weit,
Daß es gut ſchließt, ich laß Euch Zeit. —

Wie klang die Stimme ſo voll Süße,
Und, o! was waren das für Füße!
Wie fein und hoch! . . . Und wie ſie ſaß,
Kniet' ich vor ihr, und maß, und maß,
Und zog den Schuh ihr wieder an;
Sie dankte, grüßt' und ging von dann.
Doch meines Geiſtes Auge ſah
Sie immer vor ſich noch ganz nah —
Ihr Bild ließ mir nicht Raſt noch Ruh,
Im Wachen und im Schlaf dazu.
So viele Mühe machte nie
Mir ein Paar Schuh, wie die für ſie.
Nach einer Woche kam ſie wieder,
Ließ ſich wie vordem bei mir nieder,
Und ich lag wieder auf den Knien
Vor ihr, die Schuh' ihr auszuziehn,
Und ihr die neuen anzupaſſen.
Ich zwang mich ehrlich, recht gelaſſen
Zu ſein, doch fühlt' ich's jäh mich packen,
Als ſäß' der Teufel mir im Nacken.
Beim Niederknien, recht ungeſchickt,
Hatt' ich des Kleides Saum zerknickt.
Sie zog es etwas höher auf,
Ich ließ den Blicken freien Lauf —

Und meine Sinne ſchwanden mir.
Wie fiebend ſah ich auf zu ihr;
Sie legt die Hand mir auf die Stirn,
Und fiebernd glüht mir Herz und Hirn.
Ihr ſüßer Odem weht mich an,
Sie ſprach: Was habt Ihr, lieber Mann?
Da wurde mir urplötzlich klar,
Daß ſie der Hölle Werkzeug war,
Vom Böſen hergeſandt zur Erden,
Um meine Seele zu gefährden.
Und ich ſprang auf, trat vor ſie hin:
Heb' Dich hinweg, Verſucherin!
Ich kenne meines Herrn Gebeiß:
»So Dich Dein Auge ärgert, reiß
Es aus und wirf es von Dir fort!«
So ſprach ich laut und bei dem Wort
Riß ich mein rechtes Aug' mir aus.
Das Fräulein ſtürzte fort vom Haus,
Ich hörte ſie noch von den Stufen
Der Schwelle laut um Hülfe rufen.
Es kamen auf den Hülfeſchrei
Die Nachbarn ſchaarenweis herbei,
Und Jeder hielt mich für verrückt,
Daß ich den Stahl auf mich gezückt,
Um einer ſchönen Heidin willen.
Man ſuchte mir das Blut zu ſtillen,
Verband mich und ließ mich allein,
Einäugig und in grimmer Pein.
Doch die Verſuchung war verſchwunden,
Welch herben Schmerz ich auch empfunden;
Und nie, von jenem Tag bis heut,
Hab' ich die raſche That bereut,
Denn beſſer iſt's, einäugig gehn,
Als ſündig vor dem Herrn zu ſtehn! —

Den frommen Meiſter unterbrach
Der Biſchof nicht, ſo lang er ſprach,
Doch dann mit warmem Händedruck
Rief er: Dank, Meiſter Habakuk!
Ihr kommt, ein Helfer in der Noth,
Als Chriſt von echtem Korn und Schrot,
Wenn Jemand uns erretten kann,
Ich bin gewiß: Ihr ſeid der Mann.
Der Himmel ſchenk' Euch ſeinen Rath
Und Beiſtand zu der Rettungsthat.
Ihr aber betet, faſtet —

Nein!
Sprach Habakuk, das laß ich ſein!
Gefaſtet hab' ich ſchon genug
Seit meine Kundſchaft ſich zerſchlug.
Soll Leib und Seele nicht erſchlaffen,
Müßt Ihr mir Trank und Speiſe ſchaffen;
Ich kann ſchon hungern, doch zum Werke
Das mir bevorſteht, brauch' ich Stärke.

Der Biſchof ſprach: Ich will Euch laben,
Was Ihr nur wünſcht, das ſollt Ihr haben!
Bleibt bei mir, und vor Noth und Sorgen
Seid Ihr, ſo lang Ihr lebt, geborgen.

III.

Bald nahte der Entſcheidungstag.
Ganz Bagdad ſtrömt zum Temirdag,
Zu ſehn, ob ſich der Berg bewege.
Von Menſchen wimmeln Weg' und Stege.

Es wollten auch die Haremsfrauen
Das ſeltne Chriſtenwunder ſchauen;
Sie ließen ſich in Sänften tragen,
Auch fuhren viel in goldnen Wagen,
Gezogen von geſchmückten Stieren,
In lange Reih geſpannt zu Vieren.
Eunuchen mußten ſie geleiten
In großer Zahl zu beiden Seiten.
Als nun die Menge harrend ſtand
Im ſommerſchwülen Sonnenbrand
Des Mittags, nahte der Kalif
Mit ſtattlichem Gefolg, und tief
Verneigt ſich Alles bis zur Erde.
Er dankt mit huldiger Geberde,
Und läßt ſogleich den alten, frommen
Biſchof der Chriſten vor ſich kommen.
Der führt Freund Habakuk zur Seit',
Und Harun fragt: Seid Ihr bereit?

Wir ſind bereit, — erwidert Jener —
Hier iſt der würd'ge Nazarener,
Geweiht, das Wunder zu vollbringen.
Mit Gottes Beiſtand wird's gelingen.

Und der Kalif ſah ſich den Mann
Mit adlerſcharfen Augen an;
Der ſenkt vor ihm den Blick nicht nieder.
Fragt der Kalif den Biſchof wieder:
Warum erkort Ihr grade dieſen?

Der Biſchof ſprach: Weil er bewieſen
In früherer Zeit, daß er ein Chriſt
Voll Opfermuth und Glauben iſt.

Wollt Ihr, daß ich Euch die Geſchichte,
Darum ich ihn erwählt, berichte?

Erzählt! ſprach Harun. — Aus dem Munde
Des Biſchofs ward ihm nun die Kunde,
Wie er ein Aug' ſich ausgeriſſen,
Um rein zu halten ſein Gewiſſen.

Und Harun ſchüttelte das Haupt
Und ſprach: ich hätte nie geglaubt,
Daß es ein Mann für Sünde hält,
Wenn ihm ein ſchönes Weib gefällt.
Doch über ernſtgeübte Pflichten
Läßt ſich nicht rechten und nicht richten.
Wohlan, zeig' Deine Glaubensſtärke
Am Berge jetzt; friſch auf zum Werke!

Ein Flüſtern geht durch das Gedränge,
Es ſchweigt der wirre Lärm der Menge:
Starr heften aller Augen ſich
Auf Habakuk, der brünſtiglich
Sich niederwarf und laut begann
Zu beten: Sieh' mich gnädig an,
Herr, und das Wunder laß geſchehn,
Damit es Deine Feinde ſehn,
Was Du vermagſt durch Menſchenwort:
»Berg, heb' Dich von der Stelle fort!« —
Sprach's und erhob ſich wie verzückt:
Sieht, ſieht, der Berg iſt fortgerückt!
Rief er. —

Und Aller Augen blicken
Zum Temirdag; die Einen nicken

Wie überzeugt, die Andern stehn
Verblüfft. Ich habe nicht geseh'n,
Sprach der Kalif, daß sich vom Ort
Der Berg bewegt, er steht noch dort
Genau wie sonst, am Tigrisbord.
Doch Habakuk rief hocherregt:
Mein Fürst, der Berg hat sich bewegt
Bei meinem Aufruf und Gebet —
Doch als Ihr hinsaht, war's zu spät.

Nun ward ein Streiten, Lärmen, Schrei'n,
Hier rief man Ja! dort rief man Nein!
Den Christen Tod, die uns betrogen! —
Scholl's drohend aus des Volkes Wogen.
Laßt sie uns, um es abzukürzen,
Gleich sämmtlich in den Tigris stürzen!

Doch Harun rief ein donnernd: Halt!
Gewalt bestraf' ich mit Gewalt.
Ich bin der Herr — wer nicht geduldig
Mir folgt, der ist des Todes schuldig!
Vor mir steh'n hadernd zwei Partei'n,
Und schwer ist's hier, um wahr zu sein,
Genau zu richten und entscheiden,
Wer Recht, wer Unrecht hat von Beiden.
Was Einer glaubt, das sieht er leicht;
Es täuscht sich dieser Mann vielleicht
Im Glauben, daß vom Platze fort
Der Berg gerückt bei seinem Wort;
Doch sagt sein ehrliches Gesicht
Mir, ein Betrüger ist er nicht.
Drum laßt ihn leben, wie die Andern,
Sie mögen ruhig heimwärts wandern:

Ihr folgtet mir in meine Kriege,
Erkämpftet mit mir Ruhm und Siege,
Habt heldenmüthig manche Schlacht
Gewonnen gegen Uebermacht —
Doch ganz unrühmlich wär's und ehrlos,
Zu tödten Menſchen, die ſo wehrlos
Wie dieſe Chriſten, deren Leben
Zum Schutz in Eure Hand gegeben.
Was thaten ſie, Euch zu beleidigen?
Was haben ſie, ſich zu vertheidigen?
Schmach dulden iſt ihr Heldenthum,
Entſagung iſt ihr höchſter Ruhm.
Seid Ihr ein Volk zum Kampf zu geb'n,
Wo Tauſend gegen Einen ſteh'n?
Wo Eure Zahl den Feind erdrückt,
Der gegen Euch das Schwert nicht zückt?
Aus Eurem Herzen ſag' ich, Nein!
Laßt ſie ſich ſelber abkaſtei'n —
Iſt für die Armen allzumal
Die Welt doch nur ein Jammerthal.
Wir aber wollen nach der Schwüle
Des Tags uns laben in der Kühle,
Bei einem großen Schmaus und Feſte —
Heut' ſeid Ihr Alle meine Gäſte.
Was Bagdad heut an edlen Gaben
Von Speiſ' und Trank, das ſollt Ihr haben. —
Sprach's, und das wirre Volksgebraus
Brach nun in lauten Jubel aus,
Was eine Stimme hatte, rief:
Hoch lebe Harun, der Kalif!

So melden uns die alten Sagen
Der Tigrisſtadt, aus Harun's Tagen.
Doch hat, nach chriſtlichem Berichte,
Ein andres Ende die Geſchichte.
Auch das will ich Euch offenbaren
Genau wie ich es einſt erfahren.
Als ich an einem ſchönen Tag
Hinausging, um den Temirdag
Zu ſehn, kennt' ich ihn nirgends finden,
Umſonſt forſcht' ich nach allen Winden.
Ich fand am Weg nur Einen Mann,
Der ſich des Namens noch entſann,
Er war ein Chriſt und ſprach zu mir:
Der Temirdag iſt nicht mehr hier,
Vor vielen hundert Jahren ſtand
Hier ſolch ein Berg, doch er verſchwand
Als unſer Volk einſt in Gefahr
Zur Zeit des großen Harun war.
Damals geſchah's, daß der Kalif,
Der in den heil'gen Schriften tief
Bewandert war, vom Volk bedrängt,
Die Prüfung über uns verhängt,
Den Berg vom Tigris fortzurücken.
Gott ließ das Glaubenswunder glücken
Vor Haruns Augen, doch dem Volke
Ward es verhüllt durch eine Wolke.
Und ſolchen Glauben weckte dies
In ihm, daß er ſich taufen ließ, —
Doch heimlich, Niemand durft' es wiſſen,
Sonſt hätte ihn das Volk zerriſſen.
Nicht bloß in Büchern ſteht zu leſen,
Daß er ein guter Chriſt geweſen:

Es künden's uns auch seine Thaten.
Nie war ein Fürst so gut berathen
In Weisheit und Gerechtigkeit,
Ein Lamm im Frieden, Löw' im Streit.
Drum schallt sein Ruhm in Lied und Sage
In Bagdad bis zu diesem Tage.

Nino.

I.

Auf dem gold'nen Thron ſitzt Irans König,
Sitzt Schapur, der mächtige Saſſanide.
Um ihn ſtehn die Großen ſeines Reiches,
Stehn im purpurnen Gewand die Fürſten,
Und die Prieſter ſchimmernd weiß gekleidet.
Kam vom fernen Kelchis eine Botſchaft,
Aus dem Lande jenſeits des Araxes:

»Großer König, rett' uns vom Verderben!
Schwächer als der Sand der Meeresküſte
Bei dem Anſturm der empörten Brandung,
Waren wir im Kampf mit Deinen Heeren,
Die jetzt, unſre blühenden Bergeslande
Ueberflutend, Dorf und Stadt verwüſten.
Unſer Heldenkönig liegt erſchlagen,
Alle ſeine Söhne ſind gefallen
Und iſt Niemand der des Rechtes walte.
Gieb, o Herr, uns einen andern König,
Gieb uns einen König Deines Samens,
Daß er uns ein Richter ſei im Lande,
Der Verwüſtung ſteure, uns beherrſche,
Und mit ſtarker Hand vor Feinden ſchirme'«

Hört der König der Gesandten Rede,
Sprach:

Unmündig noch sind meine Söhne,
Recht zu sprechen und ein Volk zu schirmen.
Einst wohl hatt' ich einen Sohn, gewaltig
In der Schlacht, voll hoher Herrschergaben:
Mirian genannt — doch ich verstieß ihn,
Weil er von den Göttern seines Landes
Ließ, getrieben von unheiliger Liebe
Zu der Jüdin, zu der schönen Rahel.
Drum verbannt' ich ihn aus meinen Reichen,
Flucht' ihm, schwur, ihn nimmermehr zu sehen.
Seit der Zeit hab' ich von ihm nicht Kunde,
Weiß nicht, wo er weilt, wenn noch am Leben,
Weiß nicht, wo sein Grab, wenn er gestorben.

Da zum König sprach der Oberpriester:
Dein Sohn Mirian ist nicht gestorben!
Hinterm Meere, zwischen hohen Bergen
Liegt im Urwald eine alte Felsburg,
Ragt empor aus schattigem Linienhaine:
Dort lebt Mirian mit dem jüdischen Weibe
Fern von aller Gläubigen Gemeinschaft,
Seine Speise ist das Wild des Waldes,
Und sein Trank die frische Bergesquelle.

Als dem König ward die frohe Kunde,
Gab er diese Antwort den Gesandten:
Mirian soll herrschen über Kolchis,
Rüstet Euch, ihn fürstlich zu empfangen!
Und sie zogen heimwärts frohen Muthes.
Doch zum Oberpriester sprach der König:

Wohl kenn' ich den Starrſinn meines Sohnes,
Nicht um alle Reiche dieſer Erde
Trennt er ſich von ſeinem jüdiſchen Weibe,
Und *mit* ihr kann er nicht Herrſcher werden.
Drum auf Mittel ſinnt, ihn zu erlöſen
Aus den Banden der ungläubigen Jüdin,
Die ſein Herz von unſern Göttern wendet
Und mit meinem Haß nährt ſeine Liebe.
Räumt ſie aus dem Weg, um ihn zu retten.
Aber thut es nicht in *meinem* Namen,
Thut es heimlich, weckt nicht ſeine Rache!

Sprach der Prieſter: Baut auf unſre Klugheit!
Dunkel wie die Nacht ſoll unſer Werk ſein
Und den Tag der Herrlichkeit gebären,
Der den Prinzen führt zu Kolchis' Throne.

In der Felſenburg, im Pinienhaine,
Nur in Obhut einer alten Amme
Lebte Rahel mit der Tochter Egla.
Rahel eine vollerblühte Roſe,
Egla eine holde zarte Knospe,
Eine Knospe blühender Verheißung.

Wie die Blumen ſelbſt ihr Kleid ſich wirken,
Alſo auch die Mutter und die Tochter.
Doch nicht blos im Wirken und im Weben
Unterrichtet Rahel ihre Egla:
Lehrt ſie auch was ſie einſt ſelbſt gelernt hat
Von der Väter gotterfüllter Weisheit,
Von den heiligen Schriften ihres Volkes,
Von der Vorzeit Wundern, Sagen, Liedern.

Wie der Waldquell unterm Aug' des Himmels
Alles Herrliche rein wiederſpiegelt,
Alſo Egla unterm Aug' der Mutter.
Wunderbar im heiligen Urwaldsfrieden
Früh erſchloß ſich Herz und Geiſt des Kindes
Allem Göttlichen in Höh'n und Tiefen.

In den Sternen ſah ſie goldne Lettern
Von des Schöpfers eigner Hand geſchrieben,
Um für ihn, den einigen Gott, zu zeugen;
In der Sonne einen Quell der Gnade,
Der ſich täglich auftbut, uns zu laben.
In des Windes Wehn, des Waldes Säuſeln
Hörte ſie die Stimme des Allmächt'gen.
Selbſt des Urwalds Quell, aus dem ſie ſchlürfte,
Ward ein Urquell ihr der Offenbarung.

Glück und Segen folgte ihren Schritten,
Tiger wurden zahm bei ihrem Anblick,
Gift'ge Schlangen wichen wo ſie nahte,
Ungefährdet ging ſie durch die Wildniß.
Weit im Kreis der alten Felsburg herrſchte
Frieden wie in Egla's eignem Herzen.
Zog ihr Vater Mirian zum Jagen,
Sucht er ferngelegne Waldreviere,
Um den heiligen Frieden nicht zu ſtören
Im Bezirk der Wohnung ſeiner Lieben.

3.

Einſt, an einem ſchwülen Sommerabend,
Mirian, der Prinz, zog heim vom Jagen
Nach der Felſenburg im Pinienhaine.
Mächtig trieb's ihn zu der trauten Gattin
Und zu Egla, dem holdſeligen Kinde.

Denkend an die Heimgebliebenen, ſprengt er
Auf leichtfüßigem Roſſe durch die Wildniß,
Daß er noch vor Nacht die Burg erreiche.
Seine Rüden mit gewaltigen Sprüngen
Jagen ihm voraus, entſchwinden gänzlich
Seinen Blicken, hören nicht ſein Pfeifen. —

Schon verglüht die Sonne auf den Gletſchern
Und des Waldes Schattengitter ſchwinden.
Immer dunkler wird es in der Felsſchlucht,
Aus dem ſteinigen Boden ſtieben Funken
Von des Roſſes Hufſchlag, der noch lauter
Hinſchallt durch die Nacht, als das Gewimmer
Der Schakale und des Stromes Rauſchen.

Plötzlich bellen hört er ſeine Rüden
Schrillen Tones, winſelnd wie vor Schmerzen.

Das Gebell kommt näher, und ſie ſpringen
Auf ihn los mit unruhvollem Heulen,
Zerren ihn an Füßen und an Armen,
Gleich als wollten ſie vom Roß ihn reißen;
Springen bellend vorwärts, kommen wieder
Mit gewaltigen Sprüngen, ächzend, winſelnd,
Daß ſein eigenes Herz vor Unruh zittert.
Und er ſpornt ſein Roß zu größrer Eile.

Bald gelangt er zu dem Pinienhaine,
Aber finſter ragt die alte Felsburg;
Von der Zinne leuchtet keine Fackel,
Wie ſonſt immer Nächtens wenn er fern war,
Daß er leicht den Pfad zur Heimkehr finde.
Mächtig läßt der Prinz ſein Hüfthorn tönen,
Aber keine Antwort weckt ſein Rufen.
Stumm iſt's rings, doch offen ſteht die Pforte.
Und er ſchreitet raſch zum Frauengemache:
Findet Rahel nicht, die theure Gattin,
Findet Egla nicht, die blühende Tochter,
Jammert, rauft ſein Haar, zerreißt die Kleider,
Zündet Fackeln an, ſpäht allerorten,
Läßt ſich von den bellenden Hunden zerren
In's Gebüſch: Dort liegt die alte Amme,
Eine Leiche, ganz entſtellt von Wunden.

Oeffne Deine ſtarren, ſtummen Lippen!
Wo iſt meine Rahel, wo iſt Egla?

Und verzweifelnd ſinkt er ſelbſt zu Boden.
Doch er rafft ſich auf und folgt den Hunden,
Spähend nach den Spuren der Verlornen.

Als das Morgenroth die Berge krönte
Fand er Spuren vieler Menſchentritte,
Folgt den Spuren bis zum fernen Meere:
Dort am Strande ſieht er Rahel liegen,
Seine Gattin, ganz entſtellt von Wunden.

Und er wirft ſich nieder zu der Todten,
Küßt die kalten Lippen, küßt die Augen,
Preßt ſie an ſich, will nicht von ihr laſſen,
Weint und wehklagt, giebt ihr ſüße Namen,
Fragt nach Egla, ſeiner blühenden Tochter —
Ach! nicht fand er ſeine blühende Tochter!
Ward auch ſie dahingemordet? Rührte
Nicht ihr kindlich Fleh'n die rauhen Herzen?

Jammernd lag er bei der todten Gattin,
Die im Tode noch ihm ſchöner däuchte
Als die Schönſten die im Leben wandeln.
Und ſo lag er lange bei der Leiche,
Selbſt dem Tode nah vor Weh und Trübſal.
Dann grub er ein Grab ihr mit dem Schwerte,
Legte ſie hinein und ſtreute Blumen
Auf das Grab und weinte heiße Thränen.

Wochen ſchwanden, doch die Zeit, die allen
Schmerzen Linderung bringt, mehrt ſeine Schmerzen,
Ihm zur unerträglich ſchweren Bürde
Ward ſein Leben. Oft zum Grabe kehrt er
Seiner todten Gattin, baut ein Denkmal
Ihr mit eignen Händen, eine Grube
Für ſich ſelbſt gräbt er an ihrer Seite,
Fleht zu Gott, ihn bald ihr zu vereinen.

Einſt geſchah es, als er ſo in Trübſal
Saß an ihrem Grabe, ihr gedenkend,
Daß ein alter Prieſter kam des Weges,
Der ihn fragte: Fremdling, warum weinſt Du?

Gab der Prinz dem Prieſtergreis die Antwort:
Todt iſt meine Liebe, darum wein' ich —
Und erzählte was ſich zugetragen.

Sprach der Prieſter:

Schwer wird von den Göttern
Heimgeſucht wer ihr Gebot mißachtet;
Sündig war Dein Glück, drum ward's genommen.
Doch der Schmerz wird Deine Seele läutern,
Dir zu beſſerm Glück den Pfad bereiten!

Mit der Demuth ſeines Unglücks hörte
Mirian des Prieſters Wort und Mahnung.
Doch kein Troſt fand Platz in ſeinem Herzen.

Kam des Wegs ein langer Zug von Reitern
Und ein milchweiß Pferd ſchritt vor dem Zuge,
Königlich geſchirrt, mit goldnen Bügeln,
Eine purpurrothe Decke tragend
Und das Haupt geſchmückt mit ſeltnem Zierrath.

Und der Führer ritt heran zu ihnen:
Wißt Ihr nicht von Mirian, Sohn Schapur's?
Sieh, wir ſuchten ihn im Pinienhaine,
Doch leer ſtand die Felsburg und war Niemand
Der uns ſagen konnte wo er weile.

Sprach der Prinz: Ich bin es, den Ihr ſuchet!

Da warf ſich der Führer vor ihm nieder:
Setze Deinen Fuß auf meinen Nacken,
Denn ich bin Dein Sklav! Dein Vater Schapur
Hat ein mächtiges Königreich erobert
Und ſetzt Dich zum Herrſcher dieſes Reiches.

Stumm hört Mirian des Vaters Botſchaft.
Aber Pauken wurden laut und Cymbeln,
Und man führt das weiße Pferd zum Prinzen,
Auf dem Purpur ſeinen Sitz zu nehmen.

Und der Prieſter ſah darin ein Wunder:
Sieh, die Götter ſtrafen wen ſie wollen
— Rief er — und belohnen wen ſie wollen,
Ihrem Willen ſoll der Menſch ſich fügen!

Sprach der Prinz: Mein Leben iſt verödet.
Warum mich ſo ſchwer der Zorn der Götter
Heimgeſucht, — ich kann es nicht begreifen.
Nicht die Juden liebt' ich, nur die Eine
Holde Blume aus dem Stamme Juda!
Ausgebrannt iſt meines Herzens Feuer,
Nimmer hoff' ich Glück für mich auf Erden,
Denn mit Rabel iſt mein Glück geſtorben.
Eine Muſchel ohne Perle iſt mir
Nun die Felſenburg im Pinienhaine.
Aber kann ich Andre glücklich machen
Und den Fluch des Vaters alſo ſühnen:
Wohl, ſo ſei es! . . . .

Und er zog gen Kolchis,
Ließ ſich krönen mit der Königskrone,

Ließ ſich huldigen von dem ganzen Volke.
Und gewaltig führt' er ſeine Herrſchaft:
Unterwarf viel Könige und Fürſten,
Ward der Feinde Schrecken und Entſetzen,
Doch dem eignen Volk ein Hort und Vater.

4.

Mächtig und geſegnet wurde Kolchis.
Seine Bäche wälzten Gold und Perlen,
Seine Hügel trugen ſüße Reben,
Seine Ströme reichbeladne Schiffe.
Blühende Städte wuchſen aus dem Boden,
Schmückten ſich mit Tempeln und Paläſten,
Und das Land prangt wie ein Blumengarten.

Glücklich war das Volk durch ſeinen König,
Doch er ſelbſt, der König, war nicht glücklich.
Früh geknickt war ſeines Lebens Blüthe,
Vor der Zeit gebleicht ſein lockig Haupthaar,
Tief gefurcht die königliche Stirne,
Wie umflort vom Tod ſchon ſtarrt ſein Auge.

So, in's Land geſchneit wie Schnee des Winters,
Der, ſelbſt kalt, doch wärmt und nährt die Fluren,
Herrſchte Mirian zweimal ſieben Jahre.
Da begab ſich's, daß ein Ungewitter

Kolchis überzog, den Tag verdunkelnd
Und die Luft verpestend wie mit Gifthauch.
Tempel stürzten ein, uralte Bäume
Sanken spurlos in der Erde Schlünde;
Unterm Fuß der Menschen rollt's wie Donner,
Flammenzungen leckten aus dem Boden
Hoch hinauf bis in die rauchigen Wolken;
Berge senkten sich und Felsen barsten;
Durch die Luft scholl ein Geheul und Wimmern,
Kleine Bäche schwellen an zu Strömen,
Und die Ströme schwollen an wie Meerflut.
Weitum herrschte Schrecken und Verwüstung;
Selbst des Waldes wilde Thiere suchten
Obdach in den Wohnungen der Menschen.
Also währt's drei Tage und drei Nächte,
Dann fuhr jäh' ein Sturm auf und die Wolken
Lösten sich in wilden Regengüssen.
Krachend schlossen sich der Erde Schlünde
Und am Himmel lacht die Sonne wieder.
Aber Furcht blieb in der Menschen Herzen,
Und verwüstet lagen Städt' und Fluren.

Ließ der König seine Magier kommen,
Der Zerstörung Wunder ihm zu deuten,
Zu erforschen, was den Zorn der Götter
Weckte, und was nöthig ihn zu sühnen.
Und die Magier deuteten das Wunder,
Sprachen:

Schwer traf uns der Zorn der Götter,
Weil wir fremde Götzendiener dulden:
Juden aus dem Abendlande, die sich
Christen nennen, predigen dem Volke

Und bethören es durch falſche Lehren.
Gieb uns Macht, Herr, daß wir ſie verbrennen,
Vor dem Tempel ſie dem Lichtgott opfern —
Und das Unheil wird in Heil ſich kehren!

Saß der König lange finſter brütend,
Worte murmelnd, Allen unverſtändlich:
Wär's doch wahr? Kann ſo das Herz ſich täuſchen?
War mein jüdiſch Weib nicht gut und lieblich?
War ſie nicht der Leuchtſtern meines Lebens?
Starb mit ihr nicht all mein Glück und Lieben?
War ich ſeliger nicht mit ihr verſtoßen,
Als jetzt ohne ſie im Glanz des Thrones?
Oder ſchuf ein Trugbild mir die Liebe?
Denn ſie blühte eine Blum' am Abgrund,
Den in's Unglück ſtürzend, der ſie pflückte!
Warum haßte man das Volk der Juden,
Ruhte nicht auf ihm der Fluch der Götter?
Und wenn faul der Stamm, darf ich ihn ſchonen,
Bringt die Fäulniß meinem Volk Verderben?
Laßt ihn abhaun und in's Feuer werfen!

Mit erhobner Stimme rief der König:
Greift die Juden, werft ſie in die Flammen,
Vor dem Tempel ſie dem Lichtgott opfernd!

Und die Magier und die Prieſter alle
Laut frohlockten da ſie ſolches hörten,
Sandten Häſcher aus und ließen fahnden
Auf die Juden, nach des Königs Worten
Sie zu ſtrafen mit dem Feuertode.

Aber wie zu einem Feſte gingen
Sie zum Tode, ſangen heilige Lieder,
Mitten aus den lodernden Flammen hoben
Sie die Händ' empor, das Volk zu ſegnen;
Sterbend noch verziehn ſie den Verfolgern.

Und das Volk erſtaunte, doch die Prieſter
Sahn darin nur ſündige Verſtocktheit,
Fluchten ihren Opfern noch im Tode.

5.

Kaum erloſchen war das Opferfeuer,
Das verbrannt der Märtyrer Gebeine,
Siehe, da erhob ein mächtiger Sturm ſich,
Von dem Richtplatz alles Volk verſcheuchend,
Hochaufwirbelnd der Verbrannten Aſche,
Sie wie Saatkorn durch das Land verſtreuend.

Und eh' wenige Monde noch verſchwunden,
Predigten in Kolchis wieder Chriſten
Aller Orten, daß des Lichtgotts Prieſter
Staunten und auf's neue Häſcher ſandten
Sie zu fangen, um ſie zu verbrennen
Auf dem Richtplatz vor dem Feuertempel.
Freudig gingen ſie zum Opfertode,
Sterbend noch verziehn ſie ihren Feinden.

Und als ſei die Aſche der Verbrannten
Aufgegangen wie die Saat des Feldes,
Mehrten täglich ſich im Land die Chriſten,
Rückten nach, wie Krieger in der Feldſchlacht,
Ueber der gefallnen Brüder Leichen
Sicherm Untergang entgegeneilend.

Da ergrimmt in großem Zorn der König,
Läßt die Magier und die Prieſter kommen,
Spricht: Was thun mit dieſen Todverächtern?
Die mein Volk verführen und zum Grabe
Gehn, als wäre Seligkeit das Sterben.

Und zum König ſprach der Oberprieſter:
Schnell verzehrt das Feuer ſeine Opfer,
Zu gelind und plötzlich iſt ſolch Sterben:
Sinnen wir auf Mittel, ſie zu martern
Durch Verſtümmlung, eh' ſie gehn zum Tode,
Sie zu martern und das Volk zu ſchrecken.
So geſchah's. Verſtümmelt, unter Martern
Ließ man die gefangnen Chriſten ſterben.

Aber neuer Fluch kam über Kolchis:
Heuſchreckſchwärme ziehn durch's Land wie Wolken,
Senken ſich auf Wald und Flur hernieder,
Nagen Alles ab, wie Froſt des Winters,
Daß kein Blatt am Baum bleibt, keine Blume
Auf dem Feld, am Weinſtock keine Rebe.
Peſt und Seuchen wüthen unterm Volke
Als ob alles Leben ſterben ſollte.

Da ſcholl ein wunderſame Märe
Aus den blühenden Ländern am Araxes:

Eine Jungfrau kam vom Abendlande,
Weiß von Antlitz, wie der Schnee der Gletſcher;
Goldnes Haar, gleich Sonnenſtrahlen leuchtend,
Fiel vom Scheitel bis zur Hüfte nieder.
Königlich war ſie von Wuchs und Anſehn,
Aber mild und demuthvoll von Weſen.

Nino war der heiligen Jungfrau Name.
Und ſie predigte vom Sohne Gottes,
Der geſtorben, daß, die an ihn glauben,
Alle eingehn in das ewige Leben.
Armen gab ſie Troſt und Kranken Heilung,
Glück und Segen folgte ihren Schritten,
Wer ſie hörte, glaubte ihrer Lehre.

Und es ward ihr Kunde, daß am Fuße
Des Gebirgs ein mächtiger König herrſche,
Mirian genannt, deß Volk noch bete
Zu Armaſi und den Untergöttern,
Zu der Sonne und den fünf Planeten.

Da zog ſie nach Kolchis, um zu predigen
Von dem einigen Gott, der Menſch geworden.

Und die Magier und der Oberprieſter
Fahndeten nach ihr um ſie zu tödten.
Und die Häſcher ſchlugen ſie in Feſſeln.
Doch das Volk umdrängte ſie mit Jauchzen,
Flehte um ihren Segen ſie und küßte
Des Gewandes Saum der heiligen Jungfrau,
Die einherzog wie die Morgenröthe.

Und die Prieſter harrten ihres Opfers
Gierigen Herzens. Unter wilden Qualen
Soll die Jungfrau ſterben, als die Quelle
Allen Unheils das in's Land gekommen.

6.

Auf dem großen Richtplatz vor dem Tempel
Brennt ein Feuer. Zwischen hohen Pfeilern,
So daß kaum die Flammen ihn erreichen,
Schwebt ein Korb aus Eisendraht geflochten;
Drin soll sie langsamen Todes sterben.

Schon verkündet lärmend Volkesgewoge
Ihre Ankunft. Leer war's auf dem Richtplatz,
Doch bald füllt er sich mit bunten Schwärmen.
Ehrfurchtsvoll vor Nino weicht die Menge
Wo sie naht, geführt von ihren Schergen,
Die mit königlichem Anstand schreitet,
Gleich als trüge sie zum Schmuck die Fesseln.
Heitern Blickes schaut sie in die Flammen
Die den blühenden Leib zerstören sollen,
Hebt die Händ' empor, das Volk zu segnen,
Und bereitet sich zum Opfertode.

In des Oberpriesters Auge schaut sie
Festen Blick's, ihm bangte vor dem Blicke.
Altbekannt schien ihm ihr junges Antlitz,
Das an dunkle Thaten ihn erinnert,

Die er einſt verübt — doch ſtark bezwingt er
Seine Regung. — Forſchend, immer ſchärfer
Heftet Nino auf ihn ihre Augen,
Und wie Schatten der Erinn'rung ſchwebt es
Ueber ihre Stirne — plötzlich ruft ſie:

Ja, Du biſt es, Mörder meiner Mutter!
Nimm Dein Opfer, führ' auch mich zum Tode!

Alles Volk erſtaunte bei den Worten.
Doch der Oberprieſter winkt den Schergen,
Und die Schergen greifen Nino. Tobend
Stürmt das Volk herbei um ſie zu retten.
Das Getös dringt bis zum Ohr des Königs,
Und er ſelbſt, der König kommt geſchritten
Zornesvoll. Da theilt ſich das Gewoge
Stumm in Ehrfurcht vor dem greiſen Herrſcher,
Wie die Flut, wenn ſie ein Schiff durchſegelt.
Fragt der König nach des Aufruhrs Urſach,
Und die Jungfrau ſpricht:

Erhabner König,
Dieſer war der Mörder meiner Mutter!
Nicht beſorgt bin ich um's eigne Leben,
Aber Schreckensbilder der Erinn'rung
Tauchten mächtig auf in meiner Seele
Bei dem Anblick dieſes Mörderprieſters —
Was ich fühlte, ſagt' ich, und das weckte
Seinen Zorn mir und des Volkes Mitleid.

Laß die Tochter ſterben, wie die Mutter!
— Rief der Oberprieſter — ſie iſt ſchuldig!

Schont der Heiligen! — ſcholl des Volkes Stimme —
Gnade, Gnade für die heilige Jungfrau!

Keine Heilige iſt ſie, eine Zaub'rin
— Rief der Prieſter — und des Todes ſchuldig!

Laut gebot der König Schweigen Allen,
Und ſich forſchend zu der Jungfrau wendend,
Sprach er, zitternd wie vor Furcht und Freude:
Wie nennt man das Land, das Dich geboren?

Unbekannt iſt mir des Landes Name
Wo ich lebte meiner Kindheit Tage.
Wohl erinnr' ich mich aus früher Jugend
Einer Felſenburg im Waldesdickicht
Zwiſchen Bergen fern am Meer gelegen.
Dort lebt ich mit meiner ſchönen Mutter
Und mit meinem Vater hohen Stammes.
Doch — Du biſt es ſelbſt! Du biſt mein Vater!
Nein, nicht täuſcht mich mehr Dein greiſes Haupthaar,
Das umflorte Aug', die faltige Stirne ....

Und er ſelbſt erkannte ſeine Egla,
Sank ihr in die Arme und ſie ſtanden
Lang in ſtummer, ſeliger Umarmung.
Sein erſtarrtes Herz thaut auf beim Anblick
Des geliebten, langverlornen Kindes.

Endlich fragt er: Rede, wie begab ſich
Deiner Mutter Tod und Deine Rettung?

Alles Volk drängt ſich heran zu hören,
Und ſie ſprach:
Als wir zum letztenmale
Dich geleitet, wie Du zogſt zum Jagen,
Und dann heimwärts kehrten, da begab ſich's

Daß ein Schwarm von Männern uns umringte
Und in's Dickicht ſchleppte. Meine Mutter
Schrie nach Hülfe laut. Da rief der Führer:
Schlagt die Jüdin nieder! — Wie? Ihr zaudert?
Rief er grimmig, und griff ſelbſt zum Schwerte,
Ihr das Herz mit jähem Stoß durchbohrend,
Daß mir das Bewußtſein ſchwand vor Grauſen,
Ich wie leblos in den Raſen ſtürzte.
Doch das Bild des fürchterlichen Mannes
Blieb mir eingeprägt mit blutigen Zügen.
Als ich wieder aufſchlug meine Augen,
Fand ich mich am Saum des Meer's, in Ohnmacht
Zweier Männer, und mein kläglich Ausſehn
Weckt ihr Mitleid.
Schonen wir des Kindes,
Sprach der Eine — kann ein Kind uns ſchaden?

Und ein Schiff trug mich zum Abendlande,
Wo ich aufwuchs in des Heilands Lehre,
Und getauft ward mit dem Namen Nine.
Alſo aus der Todesnacht der Mutter
Ging der Tag mir auf des ewigen Lebens.
Und mich trieb der Geiſt, das Wort des Heilands
Selbſt zu finden unter fremden Völkern.
So kam ich zurück zum Morgenlande.

Da zum Oberprieſter ſprach der König:
Weh Dir, Heuchler, Mörder meiner Liebe!
Wie hat mich Dein falſches Wort betrogen,
Als Du ſprachſt, die Götter hätten ſelber
Weib und Tochter mir geraubt, zur Strafe
Daß ich Rahel, eine Jüdin freite.

Sprach der Oberprieſter: Wahrheit ſagt' ich,
Denn ich war der Götter Hand und Werkzeug!
Als Dein Vater Dich berief zu herrſchen
Ueber Kolchis, mußte Rahel ſterben:
Keine Jüdin konnte Königin werden
Ueber Gläubige, die dem Lichtgott dienen.

Greift den Mörder! rief der König zürnend,
Mit dem Tode büß' er ſein Verbrechen!

Aber Nino ſprach: Verzieh ihm, Vater,
Denn nicht kannt' er, die er that, die Sünde.
Eine höhere Macht hat hier gewaltet,
Das Gewebe ſeines Wahns zerreißend
Und in ewiges Heil Dein Unglück wandelnd.

Gottbegeiſtert predigt ſie vom Heiland.
Und der König mit dem ganzen Volke
Ließ ſich taufen, ließ der Magier Häuſer,
Sammt den Götzentempeln niederreißen,
Und zur Ehre des dreieinigen Gottes
Tempel bauen, darin anzubeten.

Und von Stund' an kam des Himmels Segen
Ueber Kolchis, über Volk und König.
Nicht mehr eine Muſchel ohne Perle
Däucht ihm ſein Palaſt, denn Nino lebte,
Lebt noch heut mit ihm in Lied und Sage.

Andreas und Marfa.

Es begab ſich aber zu derſelbigen Zeit (1570), daß Iwan IV. Waſiljewitſch, genannt der grauſe Zar, da ihm das Verlangen kam ſich wieder zu vermählen, Wahlboten ausſandte, mit dem Befehl, in allen Ortſchaften ſeines Reichs die ſchönſten Jungfrauen auszuwählen, ohne Unterſchied des Standes und Blutes: Fürſtentöchter und Bojarenkinder, bis herab zur Bauerdirne, und ſie Alle nach Moskau vor ſein Angeſicht zu führen. So wurden über 2000 Jungfrauen in der Alexandrowiſchen Sloboda verſammelt, zur Prüfung und Auswahl des rechtgläubigen Zaren.... Solches geſchah, ehe die Tataren wieder in's Land fielen.

Ruſſ. Chronik.

Prolog.

Ein neues Lied ſing' ich aus alter Zeit
Und fernem Lande. Einem Volk, entſchwunden
Aus der Erinnrung, iſt dies Lied geweiht,
Ein ſpäter Nachklang halbverſchollner Kunden
Von Menſchen, die in Liebe ſich gefunden,
Wo rings die Welt ein Bild der Zwietracht bot,
Und wie die Liebe Alles überwunden,
Womit das Schickſal feindlich ſie bedroht:
Trennung, Verfolgung, Haß, Tyrannenmacht und Tod.

Und fragt Ihr mich: warum helft Du ſchon wieder
Die Perlen des Geſangs aus fremder Flut?
Schöpft nicht aus Deutſchem Urborn Deine Lieder,
Wo mancher Schatz noch ungehoben ruht...
Ach! wer wühlt gern im eignen Fleiſch und Blut?
Ich ſinge nicht von Göttern, Feen und Elfen,
Noch ſchürt mein Lied die unheilvolle Glut
Des Kampfs der Ghibellinen und der Guelfen —
Hier kann uns kein Geſang, hier kann nur Eiſen helfen.

Das Herz, das frisch noch blutet vom Geschicke,
Erfreut sich nicht am Bilde seiner Leiden;
Doch mag man wohl mit ungetrübtem Blicke
An Bildern der Vergangenheit sich weiden.
Verklärt erscheint, wenn es Aeonen scheiden
Von uns, das Schlimmste selbst und Ungeheure,
Fremde Verblendung lehrt uns eigne meiden.
Und, glaubt mir! für das Vaterland, das theure,
Für Deutschland schlägt mein Herz so glühend wie das Eure.

I.

Gross-Nowgorods Untergang.

Groß-Nowgorods ruhmvolle Zeit war hin,
All ſeine Macht und Herrlichkeit zerfallen;
Im Staube lag des Nordens Königin,
Die Stadt, hehr und gefürchtet einſt vor allen.
Nicht länger ſollt' ihr ſtolzes Wort erſchallen:
»Wer wagt ſich gegen Gott und Nowgorod?«
Verblutend unter den raubſüchern Krallen
Des Ruſſenaars, dem Feind ein Hohn und Spott,
Verlaſſen war ſie nun von Menſchen und von Gott!

Jetzt wuchert Gras durch Hallen und Paläſte,
Die Schätze aller Zonen einſt enthalten,
Als noch der ſchiffereichen Hanſa Gäſte
Zur Schweſterſtadt am Wolchowſtrome wallten.
Da ſah man Glanz und Schönheit ſich entfalten
In Nowgorod, wenn bei der Feſte Prangen
Der Normannsjugend rüſtige Geſtalten
In fröhlichem Turnei die Speere ſchwangen
Und zu der Helden Ruhm des Nordlands Harfen klangen!

Die Mauern, Trümmerhaufen jetzt, einſt hemmten
Den wilden Andrang der Tatarenhorden,
Die — eine Sündflut — Alles überſchwemmten,
Was reif zum Strafgericht des Herrn geworden.
Der Wolchow rauſchte frei in ſeinen Borden,
Und eine Inſel aus dem Meer von Sklaven
Erhob ſich Nowgorod einſam im Norden,
Furchtbar dem Feind, der Freiheit ſichrer Hafen,
Von allen Schrecken fern, die andre Völker trafen.

Doch auch dem hellſten Tage folgt die Nacht,
Und Nichts auf Erden ſoll Beſtand gewinnen —
Was gegen Nowgorod kein Feind vollbracht
Von Außen je — vollbracht es ſelbſt von Innen,
Durch Bürgerzwiſt, herrſchſüchtiges Beginnen;
Und groß im Unglück, ward's im Glücke klein,
In Zwietracht ſah es ſeine Macht zerrinnen,
Der innre rief den äußern Feind herein,
Und Sklavin ſollte jetzt die ſtolze Königin ſein.

In alter Freiheit Hochgefühl erglühten
Die Herzen da, der Muth wuchs mit der Noth,
Und ein Verzweiflungskampf begann, ein Wüthen,
Wie nie die Welt ein gleiches Schauſpiel bot;
Blut färbt die Straßen, Glut den Himmel roth,
Der Tag verlor ſein Licht, die Nacht den Schatten,
Den Arm der Kämpfer lähmte nur der Tod —
Und wie ſie ſterbend ausgerungen hatten,
Fand man weitum nicht Platz, die Todten zu beſtatten.

Ein Grab ward Newgorod. Doch Blumen blühn
Auf Gräbern auch, und um Ruinen ſchlingt
Der Epheu gern ſein unvergänglich Grün.
Und wenn zur Erntezeit die Senſe klingt,
Wie tief der Schnitter auch ſein Eiſen ſchwingt:
Bleibt oft im Felde noch ein Blümlein ſtehn,
Das abzumähn dem Schnitter nicht gelingt —
Ein Wandrer pflückt es im Vorübergehn;
Es ſoll an ſeiner Bruſt verwelken und verwehn.

II

Andreas.

Von einem edlen Jüngling geht die Sage,
Der heim nach Nowgorod von ferne kam.
Ein Schimmer noch der alten Ruhmestage,
Des alten Prunks und Glanzes wundersam
Umwob die Stadt, als er einst Abschied nahm —
Noch standen ihre Tempel und Paläste,
Noch sah man fremde Trachten und vernahm
Im Volkswog die Sprachen fremder Gäste,
Markt und Palast erscholl vom Jubel üppiger Feste.

Ihm aber war die eitle Lust vergällt,
Er sah auf das gesunkne Volk in Trauern;
Es gingen drohende Zeichen durch die Welt
Und durch sein Herz ein ahnungsbanges Schauern;
Er wußte viel verborgne Feinde lauern,
Viel Prasser schweigen von Verrätherlohne
In Nowgorods unheilbedrohten Mauern;
Er wußte: nach der welken Bürgerkrone
Streckt schon der Zar die Hand von Moskaus goldnem Throne.

Der Chriſten Stern ging unter in Byzanz,
Sein Heiligthum war Raub der Heiden worden —
In Moskau flammt' er auf in neuem Glanz:
Es ſchüttelte das Volk die Heidenhorden
Von ſich, und, was entkam dem Kampf und Morden,
Dient' nur, hinfort des Zaren Macht zu mehren,
Die, wie ein Strom beim Aufthaun, ihren Borden
Entwogte, wild nach Außen ſich zu kehren,
Und drohte, weit umher die Lande zu verheeren.

Und als dem Jüngling alle Hoffnung ſchwand
Im eignen Volk, zog er zur Fremde weit,
Hilfe zu ſuchen für ſein Vaterland.
Kund war ihm aus den Sagen alter Zeit,
Wie weiland auch das Volk in Haß entzweit
Und nirgend Hilfe fand und Hoffnung mehr
Als in der Fremde. Auf den Ruf zum Streit
Kam kühne Normannsjugend über's Meer
Und bändigte das Volk und bot ihm Schutz und Wehr.

Er ſchied nicht leicht, denn holder Liebe Glück
Hielt ihn an ſeine Vaterſtadt gebunden,
Sein Liebſtes in der Welt ließ er zurück:
Das treuſte Herz, das je ein Mann gefunden.
Doch ward der Schmerz der Trennung überwunden,
Und heimwärts zog ihn erſt des Herzens Drang
Als auch der letzte Hoffnungsſtrahl verſchwunden.
Dann hemmten Stürme ſeine Rückkehr lang,
Mit Noth entrann ſein Schiff dem droh'nden Untergang

Und als er kam zum blauen Ilmenſee,
Und rings, ſo weit er ſpäht, kein Segel fand,
Faßt ſeine Bruſt ein ahnungsbanges Weh.
Einſam ein Fiſchernachen ſtößt vom Strand,
Wo ſonſt ein ganzer Wald von Maſten ſtand:
»Könnt Ihr von Nowgorod mir Kunde ſagen?«
— Ihr ſeid ein Fremdling wohl in dieſem Land,
Daß Euch nicht kund, was hier ſich zugetragen?
Nach Nowgorod müßt Ihr Gott, Wind und Wellen fragen.

Zu Gott hat es vergebens aufgefleht:
Er ſchlug die Stadt mit ſeines Zornes Ruthen,
In alle Winde ward ihr Staub verweht,
Und ihre Leichen treiben in den Fluten.
Himmel und Erde flammten von den Gluten,
Als ſei der Tag des Weltgerichts gekommen.
Ihr beſtes Leben ſah die Stadt verbluten,
Verderben traf die Sünder wie die Frommen;
Des grimmen Siegers Wuth ſind Wenige nur entkommen. —

Der Fiſcher ſprach's; er ſpannt' ein Segel aus
Und gab nicht weiter Antwort auf die Fragen.
Andreas ſtarrte ſtumm zur Flut hinaus,
Kein Wort fand, keine Thräne fand ſein Klagen.
Doch fiebernd fühlt er ſeine Pulſe ſchlagen,
In wilder Glut durchzuckt's ihm Hirn und Herz —
Der Fiſcher konnt' ihm keine Kunde ſagen,
Ob ſie noch lebt, zu lindern ſeinen Schmerz!
Und ungetröſtet fährt er fürbaß, heimatwärts.

Er naht vom Ilmenſee dem Wolchowſtrom
Und ſpähend ſchweift ſein Auge in die Weite:
Dort glänzt der heiligen Sophia Dom
Im Abendglühn, und unten, ihm zur Seite,
Wo ſich die Mauer dehnt in ganzer Breite,
Steht Marfa's Haus.... So ward es nicht getroffen
Vom Untergang, blieb unverſehrt im Streite?
Andreas rief's und heiße Thränen troffen
Ihm über's Angeſicht, er wagt auf's Neu zu hoffen!

Die Sonne ſank, eh' er die Stadt erreicht,
Und Nacht verhüllte ſeine Wiederkehr;
Kaum daß ſich da und dort ein Lämpchen zeigt,
Wo vordem ein weitſtrahlend Lichtermeer
Die Nacht in Tag verwandelt. Wenig mehr
Fand er, was der Verheerung widerſtanden.
Er eilt zum Vaterhaus — ach! wüſt und leer
Erſchien die Stätte — ſeine Blicke fanden
Das Vaterhaus nicht mehr: den Platz nur, wo's geſtanden!

Er eilt nach Marfa's Haus; doch tiefes Dunkel
Umhüllt es, wie der andern Häuſer Reihn.
Die Pforte weicht dem Druck — ein matt Gefunkel
Schimmert vom Flurgemach; er tritt hinein.
Dort ſaß der Vater Marfa's ſpät allein,
Im Buch der Bücher leſend, wie er immer
Zu thun pflag, eh' er vor dem Heiligenſchrein
Hinkniet zum Nachtgebet. Vom Licht im Zimmer
Erglänzt ſein Silberhaar, verklärt wie Heiligenſchimmer.

Biſt Du's, mein Sohn? — ›Ich bin's!‹ Welch Wiederſehn
Nach langer Trennung unheilvollen Tagen!
Und wie die Beiden eng umſchlungen ſtehn
Und warm die Herzen an einander ſchlagen,
Andreas drängt den Greis mit ſchnellen Fragen:
›Lebt Maria noch?‹ — Sie lebt noch, lebt für Dich!
›Und meine Eltern? ... Deine Blicke ſagen
Das Schrecklichſte ... Dein Schweigen martert mich
Mehr als Dein Wort vermag — o ſprich das Schlimmſte, ſprich!‹

Und feſt am Arm hält er den alten Mann:
›Erzähle mir von meiner Eltern Tod,
Sag' Alles, was Du weißt!‹ Der Greis hub an:
Als Moskaus Herrſcher Nowgorod bedroht,
Erſchien ein Herold, der dem Volk entbot,
Sich der Gewalt des Zaren zu ergeben,
Dann werde frei die Stadt von Kriegsnoth
Im Schutz des mächtigen Ruſſenherrſchers leben —
Doch droht' ihr Untergang, wagt' ſie zu widerſtreben.

Da hieß Dein Vater alles Volk berufen,
Nach altem Brauch, vor Jaroslaw's Palaſt,
Und ſprach herab von des Palaſtes Stufen:
Iſt Jemand unter Euch, dem ſo verhaßt
Die Freiheit, und das Leben ſo zur Laſt,
Daß mehrlos er der Menſchheit höchſte Güter
Wegwirft, damit ein Zwingherr ſie vergaßt!
Wo ſind die Sklaven, wo der Freiheit Hüter?
Sprach's; wie ein Wetterſtrahl durchzuckt' es die Gemüther.

Weit ſchall vielſtimmiger Zuruf aus der Menge,
Doch auch viel bange Zweifel wurden wach;
In Gruppen theilt ſich murmelnd das Gedränge.
Ich rieth zum Frieden. Stürmiſch unterbrach
Dein Vater mich, als ich verſöhnend ſprach;
Zum Kampf rief er die Männer auf — da drang
Der Feind herein, zog die Vernichtung nach.
Und wie das Volk auch in Verzweiflung rang:
Es war ſein letzter Kampf, Nowgorods Untergang.

Vorher war zu des Zaren Ohr die Kunde
Des Herolds, den er uns geſandt, gekommen,
Von dem, was er aus Deines Vaters Munde,
Und was von meinen Worten er vernommen.
Und als der Feind die Stadt mit Sturm genommen,
Der Unſern nur noch Wenige übrig waren,
In allen Straßen Kampf und Feuer entglommen,
Da ſtürzten wild zerſtörungswüthige Schaaren
Nach Deines Vaters Haus — und auf Geheiß des Zaren

Verſchont ward weder Alter noch Geſchlecht,
In Kampf und Glut fand Alles ſeinen Tod,
Und aus dem Haus entkam nicht Herr noch Knecht.
Doch ich, ſammt Kind und Haus, blieb unbedroht,
Da bei des Kampfs Beginn der Zar gebot:
Vor jeder Fährniß mich und meine Wohnung
Zu ſchützen. Schmachvoll ſchien mir's, fern der Noth
Des Volks zu ſein, ich wollte keine Schonung,
Doch machtlos wehrt' ich mich der feindlichen Belehnung.

Ich rief zum Herrn: Herr, laß mich auch verderben,
Mit meinem Volke laß mich untergehn! —
Umſonſt! Nicht helfen konnt' ich und nicht ſterben,
Und Freund' und Nachbarn mußt' ich ſterben ſehn,
Inmitten der Verwüſtung Greueln ſtehn
Hilfloſen Arms und mit gehemmtem Schritt.
Mich konnte Niemand als mein Kind verſtehn,
Maria litt mehr noch als ich ſelber litt;
Wir ſtarben tauſendfach den Tod der Andern mit....

Du gehſt uns auf, ein Stern in finſtrer Nacht!
Ich wecke ſie. — »Nicht in ſo ſpäter Stunde!
Erzähle weiter, bis es ganz vollbracht!«
Stumm hing Andreas an des Greiſes Munde;
Durch's Auge oft, aus tiefſtem Herzensgrunde
Zuckt's, wie aus dunklen Wolken Blitzesſtrahlen.
Von ſchreckenvollen Dingen ward ihm Kunde.
Doch, wofür er nicht Worte fand, die Qualen
Der ſturmbewegten Bruſt, ſoll ſie das Lied Euch malen?

Wir laſſen ihn mit ſeinem Schmerz allein,
Denn, wo das Unglück ſich zu Gaſt geſetzt,
Soll, wer nicht Hilfe bringt, kein Zeuge ſein.
Das tiefſte Weh erſchöpft ſich ſelbſt zuletzt.
Wir aber ſtimmen unſre Harfe jetzt
Zu frohem Spiel. Es ſoll beim Klang der Saiten
Die Wange trocknen, die der Gram benetzt,
Es ſollen Liebesfeſte ſich bereiten
Und durch des Leidens Haus der Gott der Freude ſchreiten.

III.

Marfa.

Ahnt Marfa wohl, daß der Geliebte nah?
Aus unheilvollem Traum erwachend, lange
Das Haupt geſtützt aufs Händchen, lag ſie da,
Wie Purpur glühte die ſonſt blaſſe Wange.
Horch! deutlich hallten Schritte her vom Gange,
Wer mag dort in ſo ſpäter Stunde ſchreiten? ...
Es kann nicht ſein! ... Ihr Herz ſchlug laut und bange,
Sie ſchlief nicht mehr, ließ Bilder alter Zeiten
In wildbewegter Flut dem Blick vorübergleiten.

Der Kindheit Jahre ſchwanden ohne Kummer,
Klar wie der Waldquell fließt im Lenzesbad,
In ſchöne Träume wiegte ſie der Schlummer,
Zu ſchönem Leben weckte ſie der Tag.
Sie hatte, was das Herz begehren mag.
Nur Eins, das Beſte war ihr nicht gegeben:
Ein Mutterherz! — Da ſie noch hülflos lag
In ihrer Wiege, ſtand ein Sarg daneben,
Durch ihrer Mutter Tod ging Marfa ein zum Leben.

Wohl wurde auf der Kindheit roſigen Bahnen
Sich Marfa des Verlornen nicht bewußt;
Doch mit ihr wuchs ein ſehnſuchtsvolles Ahnen,
Umwölkte leicht die ſonnige Lebensluſt.
Nachdenkend ſah ſie, wie an Mutterbruſt
Der Kinder Auge ſelig ſich verklärte
Und Glück empfand, davon ſie nie gewußt;
Klar ward ihr immer mehr, was ſie entbehrte,
Bis ſie Andreas fand — und nun nichts mehr begehrte.

Es war, als ob ein Wunder ihr geſchähe,
Da ſie das junge Herz ſich ſah erſchließen
Voll Glut der Leidenſchaft in ſeiner Nähe.
Wie Flüſſe, die aus Nachbarquellen ſprießen,
Gemeinſam, doch getrennt die Au durchfließen,
Bis plötzlich jede Hemmung überwunden
Und rauſchend ineinander ſich ergießen
Die beiden, nun zu Einem Strom verbunden:
So hatten Marfa und Andreas ſich gefunden.

In Marfa's Herzen blieb kein Wunſch zurück,
Seit ſie in Ihm ihr Eins und Alles fand;
Er aber theilte ſeiner Liebe Glück
Mit bangen Sorgen um ſein Vaterland,
O Tag des Grams, da er ſich ihr entwand
Und nun das wüſte Meer lag zwiſchen ihnen!
Doch ihn trieb's fort zum fernen nord'ſchen Strand,
Wo ihm der letzte Hoffnungsſtern erſchienen,
Und das verlaßne Glück, er wollt' es neu verdienen.

Sie ſtand am Ufer, ſah dem Schiffe nach
Und ließ die heiße Stirn vom Wind umwehn,
Der es von dannen trieb, bis allgemach
Kein Pünktchen mehr vom Fahrzeug war zu ſehn —
So mag am öden Strand ein Schiffer ſtehn,
Deß Schiff das Meer verſchlang mit Hab' und Gut.
Sie ſtand, als wollte ſie nicht wieder gehn,
Bewegungslos, die Augen ohne Glut,
Starrt' ſie, ein Marmorbild, auf die bewegte Flut.

Ob nach dem Scheiden auch das junge Herz
Zu brechen drohte, — bald war's überwunden;
Erſt beugte ſie, dann ſtählte ſie der Schmerz,
Und einſam nur, in unbelauſchten Stunden,
Wenn ſie des einſt'gen Glücks, ſo ſchnell entſchwunden,
Gedachte, brach ſie aus in laute Klagen;
Doch vor den Menſchen ward ſie ſtark erfunden
Wie eine Heldin, ſelbſt in jenen Tagen
Der Noth, die manchen Mann ſah'n zittern und verzagen.

In der Erinn'rung Marſa ſchaudernd bebte
Zurück vor dem, was ſie in Wirklichkeit
Mit ungebeugtem Muthe einſt durchlebte;
Zum Schreckbild ward ihr die Vergangenheit.
Sie ſprang empor vom Bett, warf ſich in's Kleid.
Durch's Fenſter ſtrahlte ſchon der junge Tag,
Durch reiche Fluren blitzt der Wolchow weit,
Durchſichtig flattern Nebel über'm Hag,
Fern ſchmettern Lerchen hell, nah tönt der Droſſel Schlag.

Sie flog zum Garten. Morgenglanz und Duft
Verſcheuchte bald das Angſtgefühl der Nacht.
Schon ging ein Hauch des Sommers durch die Luft
Des ſpäten Lenzes, der mit ſolcher Pracht
Dies Jahr erſchloſſen ſeiner Wunder Schacht,
Als wollte die verſöhnende Natur
Gut machen, was die Menſchen ſchlecht gemacht,
Und von den Greu'ln der blutgetränkten Flur
Durch ihren Blüthenſchmuck verhüllen jede Spur.

Marfa ging durch den Garten bis zum Strome,
Die Sonne ſchien in reinſter Morgenhelle;
Die Kuppel glühte vom Sophiendome
Wie eine zweite Sonne; ob der Welle
Wiegt' ſich die Möve; Käfer und Libelle
Durchſchwirrt' die Luft; — es klang in Baum und Strauch,
Als ſchöpfte Wonne aus des Lichtes Quelle
Was lebt und webt; es ging ein Friedensbauch
Durch alle Schöpfung heut, durch Marfa's Buſen auch.

Reich drängt ſich Blum' an Blum' aus friſchem Grün,
Die luſt'ge Glockenblum', der rothe Klee,
Maßliebchen weiß und Anemonen blühn,
Die ſchlanken Birken ſchimmern weit wie Schnee;
Und Marfa ſchwebt gleich einer holden Fee
Am Ufergrün des Wolchowſtromes hin —
Einſam ein Nachen treibt zum Ilmenſee,
Sie grüßt ihm zu, ein Fiſcher ſaß darin,
Er ſchwenkt den Hut wie mit bedeutungsvollem Sinn.

Sie weiß nicht, was das Winken deuten ſoll;
Da plötzlich hört ſie's im Gebüſch ſich regen
Und nah, ganz nahe eine Stimme ſcholl
So traut und ſo bekannt — und auf den Wegen
Tritt haſt'gen Schritts Andreas ihr entgegen:
»Marſa!« — »Andreas!« — Und von ihm umfangen
Glüht, die ſo lang' dem Gram im Arm gelegen,
In Einem Augenblicke ſind die langen,
Der Trennung bittre Wehn vergeſſen und vergangen.

IV.

Vereinung und Trennung.

Wie hoch der Himmel nach der Stürme Toben
Noch reiner ſchimmert als er vorhin war,
Blieb auch zurück manch drohend Wölkchen oben:
So freute ſeines Glücks das junge Paar
Sich doppelt jetzt nach Stürmen und Gefahr,
Und tauſchte Seligkeit aus Herz und Munde;
Im Flug entſchwand das lange Trauerjahr,
Das endlos ſchien; ſchon nah iſt nun die Stunde,
Die ſie vereinen ſoll zu gottgeweihtem Bunde.

Neu blüht das Land in Frühlingspracht; es mait
In Maria's Herzen wie in Blum' und Baum;
Ein ſchöner Traum däucht ihr die Wirklichkeit,
Was bleiern ſie gedrückt, zerfloß wie Schaum,
Und heller als der ſonnige Gartenraum
Mit Blumenſchmuck und blühendem Geſträude,
Schien ihr die Zukunft. Bis zum Stromesſaum
Stehn weiße Zelte, luſtige Feſtgebäude
Für alles Volk, das heut ſich mitfreut ihrer Freude.

Fern in ein weißes Segel blies der Wind;
Und Marfa konnte deutlich bald gewahren
Die Männer in dem Boot, das flugeſchwind
An ihr vorüberglitt; unheimlich waren
Ihr die Geſichter. Kleidung und Gebahren
Sagt ihr: das müſſen Moskowiter ſein!
So trug ſich das Gefolg des grauſen Zaren.
Das Boot fährt mitten in die Stadt hinein;
Marfa ſchaut unruhvoll und ängſtlich hinterdrein.

Es treibt ſie fort, zum Vater hinzueilen,
Ihm zu verkünden, was ſie wahrgenommen,
Doch er vermag nicht ihre Furcht zu theilen.
»Kann denn nur Böſes ſtets aus Moskau kommen,
Und nicht auch Gutes? Ward nicht ſchon genommen
Aus Nowgorod, was hier zu nehmen war?«
— Doch wir allein ſind der Gefahr entkommen! —
»Verlangt nach meinem Hab' und Gut der Zar:
Er nehm' es, freudig bring' ich's ihm zum Opfer dar,

Zur Sühne, daß mein Haus von Kriegesplage
Verſchont blieb in des Vaterlandes Noth.
Mein Haupt iſt weiß, gezählt ſind meine Tage,
Und leichten Muths begrüße ich den Tod,
Nun Eurem Bund kein Hinderniß mehr droht,
Ich Dich in Obhut des Geliebten weiß.
Nie wird Euch fehlen Euer täglich Brod,
So lang' Ihr Gott vertraut und Eurem Fleiß'.«
Alſo zu Marfa ſprach der gottesfürchtige Greis.

Ermahnt ſie noch, durch Beten und Erbauung
Sich auf den heiligen Akt vorzubereiten,
Der ihrer harrt ... Vor Mittag zu der Trauung
Drängt ſich viel Volk herbei von allen Seiten,
Das junge Paar zum Dome zu geleiten,
Denn hoch in Ehren ſtanden ſie bei Allen.
Es war der ganze Weg, auf dem ſie ſchreiten,
Vom Vaterhaus bis zu des Domes Hallen,
Beſtreut mit Blumen. Ernſt ſieht man das Brautpaar wallen,

Des feierlichen Tages eingedenk;
Sie ſah'n, ob treuvereint ſeit langen Jahren,
Einander an als wie ein Gottgeſchenk
Von heute. Und im Feſtesſchmucke waren
Sie herrlich anzuſchaun: er, mit dem klaren,
Treuherzigen Blick, ein jugendrüſtiger Freier
Von mächtigem Wuchs und langgelockten Haaren.
Sie leicht umhüllt vom weiß-durchflicht'gen Schleier,
Den Kranz im braunen Haar. Und ſchon beginnt die Feier:

Die heilige Weihrauchurne wird geſchwungen,
Ein Weihgebet ſteigt auf zu Gottes Throne
Und ein Geſang des Segens wird geſungen,
Daß Gott behüte, die er mit der Krone
Der Ehren ſchmückt, daß Glück und Friede wohne
In ihrem Hauſe. Aus des Prieſters Munde
Schallt Lob und Ruhm dem Vater und dem Sohne
Und heiligen Geiſt, wie er zu ewigem Bunde
Jetzt Beider Hände eint. Voll Andacht in der Runde

Lauſcht alles Volk, als hell die Worte klangen:
Herr, ſei mit Deiner Magd und Deinem Knecht,
Laß ſie treuliebend aneinander hangen,
Und thun, was vor Dir heilig iſt und recht!
Wie Du geſegnet Abraham's Geſchlecht,
So ſegne dieſe auch, laß ſie in Leiden
Wie Glück vor Dir beſtehn treu und gerecht! —
So wird Ein Herz und Leib nun aus Euch Beiden,
Was Gott zuſammenfügt, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden!

Kaum iſt das Wort des Prieſters Mund entklungen,
Als plötzlich Alles nach der Pforte ſchaut
Des Domes. Dort ſind Männer eingedrungen
Mit Waffen; fremde Stimmen werden laut.
Marfa erhebt das Auge, und ihr graut,
Da ſie die Männer ſieht, die heut im Rachen
Zur Stadt einführen. »Iſt ſie ſchon getraut?«
Frug eine Stimme. »Ja!« erſchell's. Da ſprachen
Die Andern: Wehe uns, daß wir ſo ſpät aufbrachen

Nach Nowgorod! Marfa iſt uns verloren.
— Noch nicht! — fiel ſchnell der Erſte wieder ein —
Sie muß uns folgen, die der Zar erkoren
Zur Braut. — Nicht Alle ſtimmten überein.
»Sie iſt vermählt!« — Doch noch jungfräulich rein! —
Es ward ein Streit. Der Prieſter am Altar
Mahnt ſie, das Haus des Herrn nicht zu entweihn.
Drauf Einer ruft: Geſandt hat uns der Zar,
Kraft ſeines Herrſcherworts trenn' ich dies junge Paar,

Marfa zu küren als des Zaren Braut. —
Andreas hält ſie feſt, ruft ihm entgegen:
Sie iſt mein Weib, vor Gott mir angetraut!
Drauf Jener: Laß in Güte Dich bewegen,
Von ihr zu ſcheiden, Dir und ihr zum Segen,
So will der Zar — ſonſt führt Gewalt ſie fort!
Andreas ruft: »Kehrt heim auf Euren Wegen,
Mehr als des Zaren Wort gilt Gottes Wort!«
Und Marfa zitternd fleht: Sei Du mein Schutz und Hort,

Verlaß mich nicht! — Der Vater ſieht mit Schaudern
Die Qual, kniet, ruft mit flehenden Geberden:
Schont meines Kindes! — Und ein Kurzes zaudern
Die Krieger. »Niemand ſoll Dein Kind gefährden,
Des Ruſſenlandes Zarin ſoll ſie werden,
Soll glücklich ſein, daß Alle ſie beneiden
Als Ehgemahl des Mächtigſten auf Erden.«
Alſo der Führer — und er nahet den Beiden —
»Was Gottes Hand gefügt, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden!«

Andreas ruft's, hält Marfa feſt umſchlungen —
Drauf Jener: Läßt er friedlich ſie nicht los,
So trennt ſie mit Gewalt! Nun wird gerungen
In wilder Wuth, und Schwerter werden bloß,
Zum Kampfplatz wird der Kirche heiliger Schoß
Und Blut fließt von des Hochaltares Stufen.
Ein Schwertſtreich lähmt Andreas Arm, ein Stoß
Trifft ſeinen Hals — und Marfa's Hilferufen
Der Frevler keiner hört, die ſolches Weh ihr ſchufen

Da ſtürzt ihr Vater vor, packt ſie am Arme:
Laßt mir mein Kind! — Gehorſam will der Zar! —
Lebt denn kein Gott mehr, daß er ſich erbarme!
Und wie ein Raſender, vom Hochaltar
Stößt er zwei Schergen nieder aus der Schaar —
Andreas hat ſich blutend aufgerafft,
Er wird ein dingefallnes Schwert gewahr,
Ergreift es — ſchon wird Marfa fortgeſchafft —
Er folgt ihr nach und kämpft mit der Verzweiflung Kraft,

Sie zu befrein. Vor ſeines Zornes Wüthen
Zu Boden ſank der Mann, der Marfa hielt;
Doch während Unheil ſeine Augen ſprühten,
Ward tückiſch hinterrücks auf ihn gezielt.
Er brach zuſammen. Um die Lippen ſpielt
Ein ſchmerzlich Zucken noch, dann ward es Nacht
Vor ſeinen Augen: und der Feind behielt
Den Raub, der ſchon in Sicherheit gebracht —
Zu ungleich war der Kampf des Rechtes mit der Macht.

Auch Marfa's Vater fand im Kampf den Tod,
Wie man gewaltſam ihm ſein Kind entwand.
O Bild des Grauſens, das ſich Marfa bot,
Als ſie zum Letztenmal den Blick gewandt
Im Dome: Zwiſchen den Gefallnen ſtand
Der Prieſter, ganz zerknirſcht vor Zorn und Leid,
Mit lauter Stimme und erhobner Hand
Verfluchend, die das Haus des Herrn entweiht —
Fern ringsum ſtand das Volk in Furcht und Traurigkeit.

So ward sie fortgeschleppt vom heiligen Orte,
Bleich, wirren Blicks, mit aufgelösten Haaren —
Ihr Schmerz fand keine Thränen, keine Worte.
Und ob der Menschen viel zugegen waren:
Zu schwer lag auf dem Volk die Furcht des Zaren
Und Keiner half ihr aus der Freunde Kreise,
Schutzlos ließ Nowgorod sein Kleinod fahren —
Die alte Amme nur folgt auf der Reise
Der jungen Herrin, die jetzt Wittwe war und Waise.

Das lang ersehnte, schwer errungne Glück
Es war im Nu zerronnen und verflogen.
Starr, wie im Wahnsinn schaute sie zurück
Nach Nowgorod und auf des Wolchow Wogen,
Die blutroth wie die fernen Wölkchen zogen
Im Abendglühn. Dann brach die Nacht herein.
Kein Stern ging auf am dunklen Himmelsbogen,
In das verwaiste Herz kein Trost zog ein —
Maria war heimatlos, verlassen und allein.

V.

Die Brautschau auf dem Kreml.

Dem Zaren war sein hold Gemahl gestorben,
Die Zierde seines Throns. Voll Zorn und Qual
Flucht er dem Schicksal, das sein Glück verdorben.
Einsam sitzt er im düstern Königssaal,
Sein Herz verlangt nach neuem Ehgemahl,
Doch keine Jungfrau lebt in Moskaus Mauern,
Die schön genug und würdig seiner Wahl;
Und seine Sehnsucht wächst mit seinem Trauern.
Oft schüttelt's in der Nacht ihn auf mit wilden Schauern.

Und unruhvoll wühlt in den seidnen Kissen
Sein Haupt umher, und jäh fährt er empor;
Mit Geisterhänden pocht's an sein Gewissen,
Der Fluch unschuldiger Opfer trifft sein Ohr;
Dem Auge schrecken wüste Bilder vor
Von Städten, die durch ihn ein Raub der Flammen,
Ihm auf ein Kurzes lüftet sich der Flor
Des Irrthums, und sich selbst muß er verdammen —
Die Stirn treibt kalten Schweiß, erschöpft sinkt er zusammen.

So war's nicht, als noch Anaſtaſia lebte,
Die Gattin, ſeiner dunklen Nächte Leuchte,
Die hold, ein Friedensengel, ihn umſchwebte,
Von ſeiner Stirne jedes Wölkchen ſcheuchte.
O, wie der Mächtige gern vor ihr ſich beugte,
Die wonnig ſeinen düſtern Muth verklärte,
Daß oft die längſte Nacht zu kurz ihm däuchte,
Wie nun die kürzeſte zu lang ihm währte,
Da ihre Finſterniß nur Graun und Schrecken nährte.

Wie's vordem war, ſo ſoll's auf's Neue werden,
Nicht länger ſoll ihm traurig und allein
Die Nacht vergehn — der Mächtigſte auf Erden
Will auch der Glücklichſte der Menſchen ſein.
Einſt träumt dem Zar: er ſieht im Feuerſchein
Groß-Nowgorod; aus blutigem Gefild
Die Geiſter der Erſchlagnen dringen ein
Auf ihn, Vergeltung fordernd, dräuend, wild;
Da rettend über ihm erſcheint ein Frauenbild.

Heilſelig, wie von Himmelsglanz umwoben,
Vor ihrem Blick ſich ſcheu die Geiſterſchaar
Wie Nebeldunſt vor Sonnenſchein zerſtoben,
Und ſelbſt verſchwand ſie wieder wunderbar
Wie ſie gekommen. Doch vor Augen klar
Dem Zaren blieb ihr Bild noch als er thronte
Im Königsſaal — er kannte ſie! ſie war
Das Kind des Greiſes, der am Wolchow wohnte,
Und den ſammt Haus und Kind des Zaren Hand verſchonte

Als Alles unterging in Nowgorod.
War ihm ihr Geiſt erſchienen, ihm zu danken
Für einſtige Huld? Ward ſie beſtimmt von Gott,
Sich, eine Blume, um ſein Herz zu ranken?
So wogen in ihm Fragen und Gedanken.
Durch ſeine Seele blitzt ein Hoffnungsſtrahl:
Lebt Maria noch, braucht er nicht mehr zu ſchwanken
In banger Zweifel unruhvoller Qual,
Neu blüht ihm Ruh und Glück, wird Maria ſein Gemahl!

Doch kam ihr Geiſt nicht aus dem Reich der Todten?
Er will nicht lang' in Ungewißheit weilen;
Aus ſeinen beſten Kriegern wählt er Boten,
Nach Nowgorod zu Maria hinzueilen.
Und Herz und Krone will er mit ihr theilen,
Der Lieblichen; ſie ſoll die ſchwere Wunde,
Die Anaſtaſia's Tod geſchlagen, heilen —
Erwarten kann er kaum die frohe Stunde,
Die ſie ihm einen ſoll in gottgeweihtem Bunde.

Bald kommt nun ſeinem ſtürmiſchen Herzen wieder
Die ſüße Ruhe, langentbehrter Frieden,
Und beider Schlummer deckt die Augenlider.
Doch zeugt ein Wunſch den andern ſtets hienieden —
Kaum hat der Zar für Maria ſich entſchieden,
Da keimt im Herzen ſchon ein neuer Plan.
Solch unermeßlich Reich ward ihm beſchieden,
Viel ſchöne Jungfraun ſind ihm unterthan,
Die, weit im Land zerſtreut, nie ſeinem Throne nahn.

Wie — wenn ſie alleſammt vor ihm erſchienen,
Daß er von Allen ſich die Schönſte wählte!
Vielleicht daß er mit einer unter ihnen
Doch lieber als mit Maria ſich vermählte.
Der ſinnberauſchende Gedanke quälte
Iwan, bis er beſchloß, ihn auszuführen.
Aus Kriegern, die er zu den Treueſten zählte,
Wahlboten ſendet er, für ihn zu küren,
Um durch der Schönheit Macht ſein wildes Herz zu rühren.

So ziehn die Boten durch die Lande hin
Und wählen Jungfraun aus zu ganzen Schaaren.
Vom ſchönen Kind der ärmſten Bäuerin
Bis auf zur ſtolzen Tochter des Bojaren
Soll Allen gleiche Hoffnung widerfahren,
Zu ſitzen auf des Kremlin güldnem Thron,
Gekürt zu werden als Gemahl des Zaren;
Der Schönheit Krone wird der Herrſchaft Kron',
Den Andern all' verheißt man Geld und Ehrenlohn. —

Den Boten, wo ſie zogen auf den Wegen
Durch Dorf und Stadt, mit fröhlichem Gemüthe,
Schlug ſehnend mancher Jungfrau Herz entgegen,
Manch dunkles Auge hoffnungslicht erglühte,
Zu glänzen in des Schönheitskranzes Blüthe —
Das Kind der Berge wie das Kind der Steppe,
Von hohem und von niedrigem Geblüte,
Sie ſah'n ſich ſchon mit königlicher Schleppe
Im Kronſchmuck wandeln auf des Kremlin Marmortreppe.

Nur Maria nicht. Sie hofft' nichts mehr auf Erden;
Stumm trug ſie ihren ungeheuren Gram,
Wohl fühlend, ſchlimmer kennt' es nicht mehr werden.
Und als die Zarenbraut nach Moskau kam
Und hier die wunderſame Mähr vernahm,
Daß noch viel hundert andere Zarenbräute
Zur Wahl verſammelt ſei'n — da überkam
Sie's faſt, als ob die Botſchaft ſie erfreute,
Da nun des Mächtigen Huld ſie weniger betraute.

Durch ihre Seele blitzt ein Hoffnungsſtrahl,
Als ſie, da ſchon der Tag der Brautſchau nah,
Mit andern jungen Schönen, die zur Wahl
Nach Moskau kamen, eine Jungfrau ſah:
Das holde Fürſtenkind Eudoxia,
So hehr in Schönheit, Stolz und Jugendtranen,
Daß ihr Erſcheinen ſagte: ich bin da,
Wie mag der Zar nach Andern noch verlangen?
Und alle Jungfraun ſah'n auf ſie mit Neid und Bangen.

Eukaſiens ſchlanke Maid, die ſtolze Polin,
Die blaſſe Ruſſin, üppige Gruſierin,
Armenierin, Koſakin und Mongolin —
Von Finnlands Felſen bis zum Pont-Euxin
Wohl an zweitauſend Jungfraun ſah man ziehn
Gen Moskau zu dem königlichen Feſte,
Zum Kampf um Diadem und Hermelin.
Von Frauenſchönheit ſah man hier das Beſte,
Dazu von nah und fern viel reichgeſchmückte Gäſte.

Vor dem Palaſt, hoch auf dem goldnen Kremel,
War für Iwan ein Throngerüſt gebaut,
Und um ihn her, zu ſeiner Füße Schemel,
So daß er Alles deutlich überſchaut,
Stehn Sitze für die Schönen, draus die Braut
Hervorgehn ſoll. Es wurden alle Namen
Zuvor zwei goldnen Büchern anvertraut,
Die zwei Bojaren in Verwahrſam nahmen —
Rund ſpannt ſich eine Wehr, des Schönheitsbildes Rahmen.

Damit durch blendende Umhüllung keins
Ihn täuſche von den ſchönen Menſchenkindern,
Ließ er ſie Alle kleiden übereins,
Die Qual und Schwierigkeit der Wahl zu mindern
Und Vorzugs-Unterſchiede zu verhindern,
Die nicht der Schönheit freie Gaben waren.
So leicht ward es den Frauenüberwindern
Wohl nie gemacht, wie dem gewaltigen Zaren!
Doch ſollt' er bei der Wahl noch Qual genug erfahren.

Jetzt paarweis zieht der Jungfraun Schaar herbei;
Im Purpurkleid ſieht man den Zaren thronen,
Nie ſah die Welt ſolch wunderſam Turnei,
Wie dieſer minniglichen Amazonen.
Man kämpft mit Blicken und man wirbt um Kronen.
Hier dröhnt der Boden nicht von Roſſeshufen:
Die ſchönſten Jungfraun vieler Nationen
Nahn ehrfurchtsvoll des Zarenthrones Stufen.
Doch welche wird erwählt von allen, die berufen?

Wie einſt der Herr der Welt am Tiberſtrom
Gewünſcht (den noch die Menſchheit nennt mit Grauen),
Daß Einen Kopf nur alles Volk von Rom
Beſäße, um vom Rumpfe ihn zu hauen,
So wünſchte hier der mächtige Zar beim Schauen
Der jungen Schönen, daß ein einziger Leib
Umſchlöſſe allen Liebreiz dieſer Frauen,
Daß er die Tauſende gleichwie Ein Weib
Umarm' in Minneglück und ſüßem Zeitvertreib.

Sein ganzes Leben lag in ſeinen Augen,
Sie glühten aus den buſchigen Brauen hernieder,
Als wollt' er alle Schönheit in ſich ſaugen.
Er ſteigt herab vom Thron, geht auf und nieder
Und prüft der Jungfraun reizevolle Glieder —
Bald ſcheint ihn dieſe, jene bald zu rühren —
Doch dreimal kehrt er um zu Maria wieder.
Die Schönſten läßt er gleich zum Terem*) führen,
Um aus der kleinern Zahl die Königin zu küren.

Die Wahl iſt ſchwer; wo ſo viel Sonnen blenden,
Braucht's Zeit, daß ſich das Auge erſt gewöhne —
Jetzt möcht' er huldvoll ſich zu dieſer wenden,
Doch flugs entzückt ihn eine andre Schöne.
Er ſchwankt umher, wen er als Schönſte krone,
Da plötzlich traf ſein Blick Eudoxia —
Sie ſah ihn an, als ob ſie ihn verhöhne,
Und als er ihr in's dunkle Auge ſah,
Der mächtige Zar, vor ihr ohnmächtig ſtand er da.

*) Frauenwohnung im Kreml.

Ohnmächtig, von der Schönheit überwunden,
Und wer ihn ſtaunend ſtehn ſah, mußte denken:
Der Herrſcher hat die Herrſcherin gefunden.
Doch weiter wollt' er ſeine Schritte lenken,
Nicht gleich beim erſten Sieg ſein Herz verſchenken.
Eudoxia ſah ihn ruhig prüfen, wählen,
In andre Augen ſeine Augen ſenken —
Wohl durfte ſie auf ihre Schönheit zählen,
Er hatte ſie geſehn, ihr konnt' er nicht mehr fehlen.

Aus den zweitauſend kürte man zweihundert
Der wonniglichen Jungfraun, die der Zar
Am erſten Tag der Schau zumeiſt bewundert.
Ob Marſa unter der Erkornen Schaar
Auch nächſt Eudoxia die Schönſte war:
Sie mußte dieſer doch an Schönheit weichen,
Und hoffend ſah ſie, alles Neides baar,
Gern ihrer Schönheit Stern vor ihr erbleichen,
Der wohl in weiter Welt ſich Keine mochte gleichen.

Eudoxia ſieht mit wachſendem Entzücken
Wie Marſa's Wangen blaß und bleich von Leiden,
Die leichte Falten auf die Stirn ſchon drücken.
Der Zar ſteht lange prüfend vor den Beiden —
Er ſcheint ſich für Eudoxia zu entſcheiden,
Denn immer wieder kehrt er zu ihr hin,
An ihrer Schönheit ſeinen Blick zu weiden,
Doch ihn verdrießt, daß ſie mit ſtolzem Sinn
Ihm ſchon entgegentritt wie eine Königin.

Noch iſt ſie's nicht, und — braucht es nicht zu werden!
Soll ihm, vor dem ſich ganze Völker neigen
Bis in den Staub, als Mächtigſtem auf Erden,
Das Antlitz eines Weibes Hochmuth zeigen?
Noch iſt die Macht und Majeſtät ſein eigen!
Vor Moskaus grauſem Zaren ſoll man zittern
Wie Marfa, in erwartungsbangem Schweigen,
Vor ihm, deß mächtiger Zorn, gleich Ungewittern,
Verheerend niederwirft die Ernte ſammt den Schnittern.

Er wendet von Eudoxia jäh ſich ab,
Und Marfa hat des Zaren Wahl getroffen,
Die ihm in's Auge ſtarrt wie in ihr Grab —
Mit Einem Schlag zerſtört iſt all ihr Hoffen!
Und ihren Schmerz, ihr Widerſtreben offen
Bekennt ſie, wirft dem Zaren ſich zu Füßen,
Doch iſt er freudig nur davon betroffen,
Ihm ſcheint die Qual den Anblick zu verſüßen,
Marfa ſoll alte Glut durch neue Gluten büßen.

Sie hebt das Auge flehend himmelwärts,
Er weidet ſich an ihrer wilden Pein,
Er hebt ſie auf, er drückt ſie an ſein Herz,
Er will Tyrann auch in der Liebe ſein.
Auf ſeinen Wink der Herold tritt herein
Und wird entſandt, dem Volke zu verkünden
Der Zar will Marfa Waſſilewna frei'n,
Moskau ſich mit Groß-Nowgorod verbünden —
Die Botſchaft wiederhallt aus hundert Feuerſchlünden.

Da jubelnd durch die Straßen wogt die Menge,
Und für das Heil, dem Herrſcher widerfahren,
In allen Tempeln ſchallen Lobgeſänge.
Zu ſchwer lag auf dem Volk das Joch des Zaren
Seit Anaſtaſia's Tod. Auf Marfa waren
Voll Hoffnung aller Blicke nun gewendet,
Als ſei, die ſelbſt ſchon Trübſal viel erfahren,
Dem Volk von Gott als Tröſterin geſendet,
Durch deren Segenshand nun Aller Trübſal endet.

Im Feſte, das ſie freudig vorbereiten,
Sehn ſie ein Feſt der Liebe und Verſöhnung.
Den Aufwand muß die halbe Welt beſtreiten.
Das Volk, in opferwilliger Gewöhnung,
Wetteifert zu des frohen Tags Verſchönung:
Kaſan ſchickt ſeidne Stoffe, reich und ſchwer,
Kiew Juwelenſchmuck zu Marfa's Krönung,
Kunſtvolle Stickerein bringt man aus Twer;
Der Ural ſendet Gold und Perlenglanz das Meer.

VI.

Marta's Prüfung.

Mit den Bojaren ſchwelgt bei vollen Bechern
In Freuden der rechtgläubige, grauſe Zar.
Derweil in des Palaſtes Prunkgemächern
Sitzt Marfa einſam, aller Freuden baar.
Der theuren Heimat denkt ſie immerdar,
Der Lieben, die das Grab nun von ihr ſcheidet . . .
Entfernt hat ſie der Dienerinnen Schaar,
Dem Himmel nur vertraut ſie, was ſie leidet,
Die junge Zarenbraut, von aller Welt beneidet.

Ihr Herz iſt wie ihr Angeſicht verſchleiert,
Und ſie muß einſam und verlaſſen gehn,
Bis ſie als Rußlands Zarin Hochzeit feiert
Darf nur der künftige Ehgemahl ſie ſehn.
(Sie bittet Gott, es möge nie geſchehn!)
Sie findet keinen Troſt, als im Gebet,
Zum Bild der heiligen Jungfrau aufzuſtehn
Kniet ſie in frommer Andacht früh und ſpät —
Ach, Niemand auf der Welt iſt, der ihr hilft und räth!

So lebt' ſie manchen kummervollen Tag,
Und keiner ſchuf ein Ende ihrer Noth.
Einſt, da ſie ſpät im offnen Fenſter lag,
Die heiße Stirn der Abendkühle bot —
Im Weſten glüht' der Tag noch purpurroth,
Derweil im Oſten ſchon der Vollmond ſchien —
Sie ahnt nicht, was unheimlich ſie bedroht,
Als leiſe hinter ihr der Zar erſchien,
Die Bebende umſchlang, ſie an ſein Herz zu ziehn.

Entſetzt fuhr ſie empor: Fort, Ungeheuer!
Wenn Du mir nicht genaht, mich zu ermorden! —
Ihr ſonſt ſo mildes Aug' ſprüht zornig Feuer,
Das ſanfte Lämmchen war zur Löwin worden,
Der lang verhaltne Haß ſprang aus den Borden:
Was ich geliebt, hab' ich durch Dich verloren,
Der Gottes Haus entweiht durch Mörderborden;
Dir aber hab' ich ewigen Haß geſchworen —
Rühr' mich nicht an, als um das Herz mir zu durchbohren!

Der Zar ſtand ſtumm, unfähig auszudrücken,
Was wilden Drangs im Innern wogt und wallt;
Wuth kämpft in ſeinem Auge mit Entzücken;
So herrlich ſtand die liebliche Geſtalt
In Weibesheheit vor ihm, daß ſich bald
Des Herzens Sturm auflöſt in ſanft're Regung.
Es beugte ſich der Schönheit die Gewalt.
Des Herrſcherſtolzes zornige Bewegung
Erlag der Liebe Drang und kluger Ueberlegung.

Sanft ſprach der Zar: Marfa, hör' mich geduldig,
Mag auch die Welt viel Böſes von mir ſagen,
An Deines Vaters Tod bin ich nicht ſchuldig!
Und auch Andreas darf mich nicht verklagen
Vor Gottes Thron — ich hab' ihn nicht erſchlagen,
Denn eigenmächtig handelten die Frechen,
Den Mord in's Heiligthum des Herrn zu tragen;
Du ſelbſt magſt richten über das Verbrechen
Und Deiner Lieben Tod an ihren Mördern rächen!

»Nicht rächen will ich mein gemordet Glück,
Beweinen nur, was ewig mir verloren.«
— Kein Jammer ruft Verlorenes zurück;
Zu Hohem hat das Schickſal Dich erkoren;
Was Dir geſtorben, wird Dir neu geboren
Durch meine Liebe! — »Kennt Dein Herz auch Liebe?«
— Marfa, hör' nicht auf das Geſchwätz der Thoren,
Die wähnen, daß ich unzugänglich bliebe
Der Liebe heiliger Macht und ihrem wonnigen Triebe,

Weil meine Bruſt nicht kundgiebt allem Volke,
Was ſie als Heiligſtes in ſich verſchließt.
Wohl iſt mein Herz nicht wie die Regenwolke,
Die ihre Fülle ohne Wahl ergießt;
Doch glücklich der, dem es ſich ganz erſchließt!
Haſt Du von Anaſtaſia nie vernommen?
Die nun ſchon lang' das feuchte Grab umſchließt —
Ein Friedensengel war ſie mir gekommen,
Mir und dem Volk zum Fluch ward ſie von uns genommen.

Seit ihrem Tod kam Unglück über's Land,
Vereinſamt fühlt' ich ganz mein Herz verwildern
Und meiner Seele ſüßer Frieden ſchwand.
Nachts ward ich heimgeſucht von Schreckensbildern,
Ach! was ich litt, vermag kein Wort zu ſchildern.
Und Niemand half — es fehlte an der ſüßen
Hand Anaſtaſia's, meinen Schmerz zu mildern —
Ich trat die Menſchen wie Gewürm mit Füßen
Und ließ die eigne Qual Millionen Andre büßen.

Nicht immer war ich ſo. In meiner Jugend
Ließ ich durch ſchöne Träume mich bethören —
Bald kam das Laſter im Gewand der Tugend,
Um jeden holden Wahn mir zu zerſtören;
Wahrheit bekommt ein Herrſcher nie zu hören
Als aus der Liebe Mund. Vor Zorn und Grauen
Fühlt' ich mein Herz im Buſen ſich empören,
Nur Lüge rings und Heuchelei zu ſchauen.
Da ſandte mir ein Gott die reinſte aller Frauen.

Ich mag nicht Huldigung, wie jeder Purpre
Erwieſen wird, gehoben auf den Thron; —
Man ſoll mich fürchten, wie die Bergeskuppe,
Von deren eiſigen Höh'n Lawinen dröhn,
Derweil im Innern glüh'nde Quellen leh'n.
Nur Furcht erhält die herrſchenden Gewalten,
Und nie beim Volk buhlt' ich um Liebeslohn;
Doch ſah ich gern mein Weib in Milde walten,
Um, was ihr würdig ſchien, zu ſchützen, zu erhalten.

Was Anaſtaſia war, ſollſt Du mir werden,
Des Ruſſenlands und meine Herrſcherin —
›Kaum ruht, die Du geliebt, im Schoß der Erden,
Und ſchon nach einer Andern ſtrebt Dein Sinn,
— Rief Marfa — welkt ſo bald die Treue hin?
Wer wahrhaft liebt, liebt nicht zum Zweitenmal!‹
Dir hab' ich mich gezeigt ganz wie ich bin,
Und wie mich Niemand ſieht als mein Gemahl;
Bring' Segen oder Fluch dem Land, Du haſt die Wahl!

Der Lieben, die ich trauervoll begraben,
Werd' ich gedenken, bis mein Auge bricht,
Doch kann ſich Leben nicht am Tode laben,
Mein Herz braucht Liebe, wie mein Auge Licht!
Dich lieb' ich glühend! Marfa, kannſt Du nicht
Mich wieder lieben? (Alſo flehend ſprach
Der Zar.) Kehr' nicht ſo finſter Dein Geſicht
Von mir hinweg!... Denk meiner Worte nach...
Auf Wiederſehn! — Er ging. Marfa blieb im Gemach

Allein zurück, ſich ſelbſt nicht klar bewußt,
Was ihr die Bruſt bewegt. Bei allem Grauen
Beſchlich ſie heimlich doch ſeltſame Luſt,
Dem Mächtigen ſo tief ins Herz zu ſchauen;
So mocht' er ſich wohl Keinem ſonſt vertrauen.
Sie dachte ſich den ›Grauſen‹ andrer Art.
Der einſt verwüſtet ihrer Heimat Auen,
Sie ſelbſt als letztes Opfer aufgeſpart —
War das der Zar, der heut ſein Herz ihr offenbart?

Die buſchigen Brauen warfen dunklen Schatten
Auf ſeine Augen, die, ganz nah geſehn,
Wohl feurigen, doch milden Ausdruck hatten.
Voll tiefen Wohlklangs wär der Stimme Flehn,
Und menſchlich-freundlich war er anzuſehn.
Man mochte nicht in ihm den Mann vermuthen,
(Wie Marfa ihn ſah zärtlich vor ſich ſtehn)
Deß Hand geſchürt ſo viel Verheerungsgluten
Und Städte niederwarf und Völker ließ verbluten.

Marfa fühlt ſich befreit von ſchwerer Bürde
Nach dieſer langen Zwieſprach mit dem Zaren;
Sie hat ſich ihm gezeigt voll Kraft und Würde,
Und ihren ganzen Haß hat er erfahren.
Doch ſeltſam im befreiten Herzen waren
Empfindungen geweckt geheimnißvoll,
Die ſie ſich ſelbſt nicht wagt zu offenbaren;
Eins fühlt ſie klar: gemildert war ihr Groll,
Seit von des Herzens Flut die Lippe überquoll.

Doch fand ſie keine Ruh die ganze Nacht,
Und wie vom Feuer glühten alle Glieder.
Als ſtrahlend ſchon der junge Tag erwacht
Schloß noch kein Schlaf die müden Augenlider.
Im Zimmer ging ſie ſinnend auf und nieder,
Und eine Stunde nach der andern ſchlich
Einſam dahin, doch kam der Zar nicht wieder.
Und ebenſo der zweite Tag verſtrich,
Und auch der dritte Tag, und kein Zar zeigte ſich.

Sie wollte ſich der Einſamkeit erfreuen;
Allein womit? Der Tag lag bleiern ſchwer
Auf ihr und bot ihr Nichts, ſie zu zerſtreuen.
Nie ſchien das Leben ihr ſo öd' und leer;
Erinnrung bot ihr keine Freude mehr,
Und fremd war alle Hoffnung ihrem Sinn.
Faſt wünſchte ſie des Zaren Wiederkehr;
Die Zeit ſchwand ſchneller doch im Reden hin,
Und jeder Stunde Flucht erſchien ihr ein Gewinn.

›Euch preiſ' ich glücklich, die ein ſchneller Tod
Hinwegruft! Mag die Welt auch um Euch trauern.
Doch jeden Tag von neuer Qual bedroht
Ein unheilvolles Leben zu durchtrauern,
Das Liebſte ſterben ſehn und überdauern,
Und ſelbſt verwaiſt hinwelken Zoll für Zoll —
Das macht den Prunkpalaſt zu Kerkermauern,
Iſt ein Geſchick, das troſtlos, jammervoll
Dem Schmerz die Weihe nimmt und füllt das Herz mit Groll.‹

So klagte Marfa, doch kein Klagen nahm
Hinweg, was ſchwer ſie beugte und bedräute.
Mit jedem Tage mehrt ſich nur ihr Gram.
Und während Moskau ſich des Glückes freute
Der Zarenbraut, war ſie des Unglücks Beute.
Hoch über'm Kreis des Wagens und des Webens
Auf Markt und Gaſſen frohgeſchäft'ger Leute,
Erſchien ſie, öden, hoffnungsloſen Strebens,
Ein frühverwelkend Blatt am grünen Baum des Lebens.

Nur ihr bot ſich kein Ziel, kein Troſt, kein Hort. —
Wohl oft auch, wenn ſie ſinnend ſaß allein,
Klang in ihr nach des Zaren mahnend Wort,
Und ſchaudernd rieſelt's ihr durch Mark und Bein
Bei dem Gedanken, Gattin ihm zu ſein,
Der all' ihr Glück gemordet und verdorben —
Doch wenn ſie aufſah zu dem Heiligenſchrein,
Zum Bild des Gottſohns, der am Kreuz geſtorben
Und ewiges Leben uns durch ſeinen Tod erworben, —

Dann zog's wie ernſte Mahnung durch ihr Herz,
Ihm, der den Menſchen ein Erlöſer kam,
Zu folgen und, vergeſſend eignen Schmerz,
Zu lindern ganzer Völker Leid und Gram.
Sie rief zum Herrn, deß Hand ihr Alles nahm:
Wohl ſchreckt der Tod mich minder als das Leben,
Doch Deine Wege, Herr! ſind wunderſam,
Willſt Du zu Deinem Werkzeug mich erheben:
Dein Wille, Herr! geſchehʼ, Dir habʼ ich mich ergeben!

VII.

Das Wiederfinden.

Sie will ſich opfern für des Volkes Glück,
Zum Werkzeug Gottes ſieht ſie ſich geweiht,
Zum Himmel will ſie blicken, nicht zurück
Nach trügeriſcher Erdenſeligkeit.
Wie wenn ein Wandrer in der Dunkelheit
Von fern den Schimmer eines Lichtes ſieht:
Es winkt ihm Troſt, ob auch der Weg noch weit
Und voll Beſchwer durch Sümpfe führt und Ried:
Er hat ein Ziel doch, das ihn rettend nach ſich zieht.

Doch weh', verlockt ſein Aug' ein falſcher Schimmer,
Und täuſcht der Hoffnung Stimme Herz und Ohren.
Ein Herz, das Glück gekannt, vergißt es nimmer!
Ob's der Entſagung Eide auch geſchworen,
Die Sehnſucht bleibt nach dem, was es verloren.
Der Lieb' Erinn'rung läßt ſich nicht verſenken
Nach Willkür. Glaubt, wer ſich ein Ziel erkoren,
Auch frei zu ſein im Handeln und im Denken:
Sind's höh're Mächte doch, die ſeine Schritte lenken.

Beim offnen Fenſter ſaß am ſpäten Tag
Marſa geſenkten Hauptes trüb allein,
Da plötzlich hallt's am Boden wie ein Schlag:
Durch's Fenſter vor ihr nieder fiel ein Stein,
Dran hing ein Brief. Sie nahm ihn, ſah hinein —
Er kommt von ihm! Das iſt Andreas' Hand!
Er iſt gerettet, lebt noch, iſt noch mein! . . .
Sie blickt hinaus, ſah, wie er fern dort ſtand,
Ob er verkleidet war, gleich hat ſie ihn erkannt.

Und ſchnell wirft ſie, wie ihr der Brief gebot,
Zuſammt dem Stein ihm dieſe Antwort nieder:
»Ich harre Dein, getreu bis in den Tod.«
Laut klopft ihr Herz, ihr beben alle Glieder,
Heiß fiebernd zuckt's durch Stirn und Augenlider,
Und, ganz der wirren Freude hingegeben,
Die theuren Züge lieſt ſie immer wieder,
Auf Polſter hingeſtreckt, die wie von Leben
Beſeelt, nach jedem Druck ſich ſchwungvoll wieder heben.

Er ſchrieb an ſie: Geheilt ſind meine Wunden,
Nah bin Dir in alter Lieb' und Treue.
Mit Gottes Beiſtand, der mich ließ geſunden,
Entführ' ich Dich, ob auch Gefahr noch dräue:
Gott iſt mit uns, daß ſich der Bund erneue,
Von Ihm geſegnet durch des Prieſters Wort.
Gieb Antwort mir, dran ſich mein Herz erfreue!
Ich weiß uns einen ſichern Zufluchtsort,
Am Hochzeitsabend ſpät wart' mein am Fenſter dort!

Die Zeit entschwand, der Hochzeitstag ist da,
Kanonen donnern, alle Glocken dröhnen —
Und solche Pracht, wie hier enthüllt war, sah
Wohl nie die Welt ein Hochzeitsfest verschönen.
Denn nicht bloß gilt's, die Zarenbraut zu krönen:
Noch eine andre Braut ist auserwählt,
Eudoxia, die Schönste aller Schönen,
Die mit dem Sohn des Zaren sich vermählt,
Daß Kron' und Diadem ihr künftig doch nicht fehlt.

So nahten der Erfüllung ihrer Loose,
Mit königlichem Festschmuck angethan,
Die bleiche Lilie und die üppige Rose.
Als sah'n sie eine Braut des Todes nahn,
War's Allen, die die Schmerzensreiche sahn,
Als Marfa durch die neugierstumme Menge
Am Arm des Zaren schritt, der im Kaftan
Von purpurrothem Sammt, stolz, mit Gepränge
Sie zum Altare führt. Stumm theilt sich das Gedränge

In Ehrfurcht vor dem hohen Paar, umgeben
Von Fürsten und Bojaren. Aus viel frommen
Gemüthern Dankgebete aufwärts schweben
Und Segenswünsche, die von Herzen kommen.
Die heilige Weihrauchurne ist entglommen,
Geweihte Kerzen halten in der Hand
Brautpaar und Zeugen. Doch die sie genommen,
Entsinkt verlöschend plötzlich Marfa's Hand.
Schon naht der Patriarch im goldnen Meßgewand.

Man eilt, ein andres Kerzchen ihr zu reichen,
Der Zar schaut unruhvollen Blickes drein,
Rings allem Volke däucht's ein böses Zeichen.
Und als der Patriarch, das Paar zu weihn,
Herantrat, fragend: Wollt Ihr einig sein
In Liebe? — sah sich Marfa schweigend um.
Doch ihr der Kirche Segen zu verleihn,
Uebt er sein heilig Amt, bleibt sie auch stumm.
Leis durch die Menge ging ein Flüstern und Gesumm.

Der Abend kam. Mit dunklen Wolkenschleiern
Verhüllt der Himmel sich. Kein Sternlein wacht.
Doch in der Stadt, das Zarenfest zu feiern,
Ein Meer von Lichtern strahlt hinweg die Nacht.
Denn wie der Tag zu Rüste ging, erwacht
Die Lust erst recht bei allen Festesfrohen.
Hoch überm Moskuastrom, voll hehrer Pracht
Der Kreml glänzt im Lichtschmuck seiner hohen
Zahllosen Kuppeln weit, und tausend Fackeln lohen

Wetteifernd mit buntfarbiger Lämpchen Funkeln.
Verborgen liegt vor all dem Lichterschein
Der Gang bei Marfa's Wohnung nur im Dunkeln,
Doch hell erleuchtet sind der Fenster Reihn.
Sie weilt im prächt'gen Brautgemach allein,
Im Auge Thränen und im Herzen Trauer —
Da schleicht Andreas unbemerkt herein
Zum Gang, stemmt eine Leiter an die Mauer
Und späht in Vorsicht aus, ob Niemand auf der Lauer.

Ein Laut von ihm: am Riegel wird geſchoben
Und flirrend iſt das Fenſter aufgeſprungen.
Kaum hat ſie ausgeblickt, iſt er ſchon oben,
Hat raſch in's Zimmer ſich hereingeſchwungen.
Und er hält ſie und ſie hält ihn umſchlungen.
Da plötzlich laſſen Marfa's Kräfte nach,
Wirr ſtarrt ihr Aug' ... Zu ſchwer hat ſie gerungen
Mit ihrem Schickſal, die im Brautgemach
An des Geliebten Bruſt wie todt zuſammenbrach.

Er hebt die Sinkende mit ſtarkem Arm,
Will ſchnell die ſüße Laſt von dannen tragen —
Ach, dieſe kalte Hand wird nicht mehr warm,
Das treue Herz hat aufgehört zu ſchlagen.
Doch drängt die Zeit, hier hilft kein Klehn und Klagen,
Er eilt, mit ihr zum Hof hinabzuklimmen;
Weh ihm! Die Leiter iſt davongetragen,
Im Ganze unten ſieht er Lichter flimmen,
Sieht Menſchen nahn und hört verworr'nen Schall von Stimmen.

Vom Fenſter trägt er ſeine ſüße Laſt
Zurück, — da pocht's von außen an das Zimmer;
Andreas öffnet nicht, krampfhaft umfaßt
Er Marfa mit der Linken; heftiger immer
Pocht's an die Thür, man ſchlägt ſie ein; beim Schimmer
Von Fackeln naht der graufe Zar. Ihm graut
Vor dem unſeligen Bilde und ſein zitternder
Blick bricht Verderben, wie er Marfa ſchaut
In eines Andern Arm, ſein Weib, ihm angetraut.

Todt liegt ſie vor ihm, und in's eigne Herz
Iſt raſch Andreas' ſcharfer Stahl gedrungen.
Er ruft, ſein brechend Auge himmelwärts
Gekehrt: Du Himmel weißt, wie ich gerungen!
Und ſeine Marfa hält er feſt umſchlungen,
Stürzt leblos mit ihr auf denſelben Schleier,
Derweil Iwan, von Wuth und Schmerz bezwungen,
Anieſchlotternd ſtand, ein unbeilvoller Freier —
So hielt der grauſe Zar mit Marfa Hochzeitsfeier.

Da lag ſie, die ein fremder Arm umſchlang,
Ihr Brautgewand ward ihr zum Todtenkleid.
Vertieft in ihren Anblick ſtand er lang,
Sein wilder Zorn ſchmolz hin in Weh und Leid.
Und nicht umſonſt war ſie dem Tod geweiht!
Des Zaren Herz brach von demſelben Schlage,
Der ihres traf. Er ſah die Herrlichkeit
Des Thrones ganz, beſchloß in Reu und Klage,
Verſöhnt mit Gott und Welt, im Kloſter ſeine Tage.

Iwan,

der Sohn des Staroſt.

Poetiſche Zartenſkize aus Rußland.

(1842.)

1.

Berühmt im Lied sind Kiew's Eichen,
Die hoch des Dnjepr's Bord umsäumen,
Dran sich die Woge schäumend bricht —
Doch mag ihr Wuchs an Stärke nicht,
Und nicht an Alter sich vergleichen
Den stammeshohen Eichenbäumen
Des Wolgastroms, des fischereichen.

Von Kastroma, der Stadt, daraus
Zur Moskwa weißem Zarenhaus
Der Erste der Romanow kam,
Und — eines armen Priesters Sohn —
Zu seinem Sitz des Kremlin Thron,
Zu seinem Kleid den Purpur nahm,
Von Kastroma in wenig Meilen
Magst Du ein altes Schloß ereilen,
Das halb vom Wolgaarm umschmeigt,
Auf breitem Hügelrücken liegt;
Am Fuß ein Dorf, daneben Felder,
Im Hintergrunde Eichenwälder ...

Schon kam der Fiſcher heim vom Strome,
Kaum noch erſpäht im nächt'gen Graus
Am ſternbeſäten Himmelsdome
Der Blick die windgeſcheuchten Wölkchen;
In ſeinen Hütten ruht das Völkchen
Des Dorfs von Tagesmühen aus.
Und Dunkel ringsum und Schweigen graut;
Nur hoch im Schloſſe iſt's noch laut
Und hell, und lärmt in freyen Reihn:
Graf Büſtrow kehrt' von langer Reiſe,
Heut' lud er alle Nachbarn ein,
Zu feiern in vertrautem Kreiſe
Und ſeiner Heimkehr ſich zu freun.
An langer Tafel ſchwelgt die Zahl
Der Gäſte — hell erglänzt der Saal,
Und hinter jedem Gaſte ſteht
Ein Diener, wartend mit dem Teller —
Das geht und kommt und kommt und geht
Herauf, hinunter Küch' und Keller;
Der Wein entfeſſelt alle Zungen,
Hier wird geſcherzt und dort geſungen;
Der Graf erzählt von fremden Landen,
Was er auf ſeinen Reiſen ſah,
Was er gelebt und ausgeſtanden,
Was Wunderſames ihm geſchah —
Rühmt ſich als Mädchenunſchuldsräuber,
Spricht von der Schönheit deutſcher Weiber,
Von Frankreichs Töchtern leicht von Sinn,
Vom Füßchen der Pariſerin ....

„Graf Büſtrow!" — ſiel ein Freund ihm ein —
Kannſt Dich auch hier der Weiber freun!
Zwar ſelten blüht die Schönheit nur

Bei uns, denn hier macht die Natur
Tauſend unglückliche Verſuche,
Und zeichnet ſich in groben Zügen,
Eh's ihr gelingt, dem Schönheitsbuche
Ein neues Bildniß einzufügen;
Doch, iſt einmal ein Wurf gelungen
Und eine Knospe ſchön geſprungen,
Dann mag ſich wohl in fremdem Land
Der Ruſſenſchönheit nichts vergleichen,
Dem feinen Aug', der feinen Hand,
Dem vollen Wuchs, dem anmuthreichen;
Und Graf! wie Deiner Dirnen Eine
Sahſt Du in Deutſchland's Gau'n wohl keine:
Maſcha, des Iwan Paulitſch Braut,
Die ſchönſte Blume auf der Flur,
Ein Meiſterſtückchen der Natur!
Doch ſcheint's daß ihr vor Männern graut;
Ich habe oftmals ſchon beim Jagen
Den Weg durchs Dörfchen eingeſchlagen;
Iſt's bei ihr Dummheit, iſt ſie blöde:
Mir wollte nichts bei ihr gelingen,
Zu keinem Kuß kennt' ich ſie bringen!
Bei Dir thut ſie wohl minder ſpröde ....."

Graf Büſtrew lacht voll Herzlichkeit
Ob ſeiner ſpröden Bauernmaid:
„Wer weiß, noch kommen mag die Zeit
Wo ſie die Röpfe höher tragen —
Doch jetzt ſind wir noch nicht ſo weit!
Iſt unſ're Macht aus alten Tagen
Uns auch durch Zarenhand genommen,
Und unſer Recht nur eitel Dunſt:
So ſchlimm wird's lange noch nicht kommen,

Daß unſ're Landesdirnen wagen
Den eignen Herren ihre Gunſt
Und den Gehorſam zu verſagen!
Sonſt bleibt heut nichts dem Edelmann,
Als ſein Beſitzthum auszupreſſen,
Und in der Fremde dann und wann
Der Heimat Elend zu vergeſſen.
Im Ausland hat das Rußenthum
Gewicht'gen Klang und großen Ruhm;
Ein Schreckwort iſt dort unſer Reich,
An Wuth ſind wir den Wölfen gleich,
An Schlauheit gleichen wir den Füchſen.
Mit Rußland drohn die Potentaten
Dem Volk, als ob uns die Soldaten
Wie Halme aus der Erde wüchſen
Und jeder Ruſſe Bajonnette
Statt Nägeln an den Fingern hätte.
Das muß man unſerm Kaiſer laſſen,
Er weiß ſich in die Zeit zu ſchicken,
Er weiß nach Außen gut zu blenden,
Und giebt es draußen was zu flicken,
Gleich iſt er da mit rührigen Händen!-

— Wohl beſſer — rief ein alter Mann —
Wär's, wollt' er ſich nach Innen wenden
Und ſich mit unſ'rer Noth befaſſen!
Wir müſſen's baar und ſchwer bezahlen,
Daß er mit falſchem Ruhme prahlen,
Und Diplomaten und Soldaten
Nach Oſt und Weſten ſchicken kann!
Dort ſtreut er Geld mit vollen Händen,
Man fürchtet und lobhudelt ihn,
Das treibt ihn immer weiter fort,

Derweil die Heimat in Ruin
Zu ſinken droht an allen Enden.
Er wirft die Schätze über Bord,
Derweil wir hier für ſchweres Geld
Raum haben, was der Aermſte dort
Genießt, für unentbehrlich hält!
Ich liebe die Romanow nicht . . . . . —

»Bedenk, was Deine Zunge ſpricht,
— Raunt warnend ihm ein Freund in's Ohr —
Ein Wort hat Manchen ſchon verloren,
Bedenk, die Wände haben Ohren!
Sprich nicht im Wein, und ſich Dich vor . . . .
Haſt Du bei Hof nicht mehr gelernt?
Iſt Dir die Luſt ſo ſchnell entſchwunden
Der Freiheit, die wir hier gefunden,
Seit wir von Petersburg entfernt,
Um uns an Landluft zu gewöhnen,
Und nicht mit reichen Kaufmannsſöhnen,
Die adlig jetzt den Thron umwedeln,
Des Kaiſers Garde zu veredeln!«

Sie brachen auf, die Andern nach.
Leer ward's und wüſt im Feſtgemach,
Wie meiſt am Tag nach ſolchem Feſte
Im eignen Geiſt und Leid der Gäſte . . . .

2.

Derweil im Schloß der Gäste Schwarm
Noch trunken liegt in Schlafes Arm,
Tönt unten sonntäglich Geläute.
Geputzt zur Kirche gehn die Leute,
Um sich von Sünden zu befrei'n
Und Gottes Wort ihr Ohr zu leih'n.

Von Hoffen und Versöhnen redt
Sein Klang so wundersam,
Und aus den heiligen Tönen webt
Genesung jedem Gram.

Inmitten grüner Ufer zieht
Die Wolga hin, und merkt und lauscht
Mit krausem Wellenohr dem Lied
Der Christen, die zum Heiland beten;
Sie hört auch, wie sie weiter rauscht,
Das Flehn der Gläubigen des Propheten —
Der Heiden auch, die in den Steppen
Noch ihre Götzen mit sich schleppen.
Es spiegeln sich in gleicher Schöne
Kirch' und Moschee in ihrem Schooß;
Ihr gilt es gleich, ob Christensöhne,
Ob Moslem rufen: »Gott ist groß!«
Sie sieht's und hört's mit gleicher Ruh'
Und rauscht es Einem Meere zu . . . . .

3.

Seht die Dirnen, zum Stromesstrand gingen sie,
Dort im Tanzreih'n, im bunten, sich schlingen sie:
Eine Jungfrau dreht trippelnd im Kreise sich,
Rührt nach des Tanzes, des heimischen, Weise sich:
Jetzt die Arme gestemmt, jetzt die Kniee gebeugt,
Mit den Füßchen gestampft und das Köpfchen geneigt.
Das zertretene Gras, neu belebt es sich,
Und neugierig lugend bang bebt es sich,
Und die Blümlein im Grase mit klugem Aug'
Heben neidisch die Köpfchen und lugen auch.
Immerfort tanzt die Schöne, drehend und schwingend sich,
Um die Eine drehn die Andern alle singend sich.

* * *

Doch was wirft links zur Linde die Tänzerin
Wohl so zärtlich liebängstende Blicke hin?
Dort steht Iwan der junge, des Staroſt Sohn,
Ich zeig' ihn Euch nicht, Ihr erkennt ihn schon,
An dem stämmigen Wuchse, dem Auge kühn,
Am Kaftane, dem blauen, erkennt Ihr ihn.
Jung Iwan will Maſcha, die schlanke, frein;
Schon am Sonntag, am nächsten soll Hochzeit sein . . .
Lustig fort tanzt die Schöne im Tanzesreihn,
Jung Iwan schaut schmunzelnden Blickes drein.

4.

Iwan, des Starcſten Sohn —
Den der Mädchen Blicke ſuchen,
Dem die Burſchen heimlich fluchen
Den die blonde Maſcha liebt.

Schlank wie einer Eiche Stamm —
Dunkle Augen kühn und bieder,
Edle, kraftgedrungne Glieder,
Dichtgekräuſelt ſchwarzen Bart.

Und beſteigt der Burſch ſein Roß,
Seiner Schenkel Wucht umſchmiegt es:
Wie gepeitſcht vom Sturmwind fliegt es
Hin, gelenkt von ſeiner Hand!

Weh! wer ſeine Fäuſte fühlt —
Doch nicht leicht wird er zum Feinde,
Treuer Freund iſt ſeinem Freunde,
Iwan, des Staroſten Sohn.

5.

Graf Büſtrow mit den Gäſten war
Hinaus durch Park und Hain gegangen,
Zum Ufer, wo in bunter Schaar
Die Mädchen froh im Tanz ſich ſchlangen:
„Das iſt ſie!“ — flüſtert ihm der Eine —
Die dort im Kreiſe tanzt alleine.

Und wie ſie merkte, daß der Graf
So ſcharf auf ſie die Blicke wandte,
Wie forſchend ſie ſein Auge traf,
Erröthen durch ihr Antlitz brannte;
Doch mit dem Flammenroth der Wangen
Sind neue Reize aufgegangen.

Und wie ſie tanzend weiter hüpft,
Schlägt ſie verſchämt das Auge nieder,
Doch insgeheim manch Blick entſchlüpft . . . .
Ja, ja! es iſt derſelbe wieder,
Der ſie als Kind ſo freundlich herzte,
Deß Abſchied ſo die Kleine ſchmerzte . . .

Er hatte ſo die Kleine lieb —
Sie brachte Blumen auf ſein Zimmer,

Und wenn ſie Morgens kam, ſo blieb
Sie bei ihm bis zum Mittag immer,
Er ließ ſie auf dem Schooße reiten,
Sie mußte ihn zum Park begleiten.

Und als der Graf auf Reiſen ging,
Hat er ſie auf den Arm genommen,
Und wie ſie weinend an ihm hing,
Sagt' er, bald werd' er wiederkommen .....
Schon manches Jahr verſchwand indeſſen,
Hat er die Kleine nicht vergeſſen?

* * *

Doch ſieh', er naht, mit einem Blicke
So freundlich wie in alter Zeit —
Sie faßt ſich kaum in ihrem Glücke,
Er ſpricht mit ihr voll Herzlichkeit;
Ihr Herz wallt auf in froher Regung,
Vergangner Tage denkt ihr Sinn —
Da fällt ihr Blick auf Iwan hin,
Ein Blick voll ſtürmiſcher Bewegung .....
Der Graf reicht ihr zum Kuß die Hand
Und mahnt ſie, ihm doch jeden Morgen,
Wie früher, Blumen zu beſorgen,
Dann 'grüßt' er freundlich und verſchwand ...

6

Wohl noch Abends die Mädchen zum Strome gehn
Und nach heimiſcher Art ſich im Tanze drehn,
Doch der Graf kommt nicht ihnen zuzuſehn —
Ob ſie ſingend ſich ſchwingen im Ringeltanz,
Es fehlt ja die ſchönſte Blume im Kranz!
»Wo bleibt nur Maſcha?« So frägt man umher,
»Warum kommt ſie nicht Abends zum Spielen mehr?
Warum hält ſie ſich ſeit der Rückkehr des Herrn
Von allen Menſchen im Dorfe fern?«

Sonſt tändelte ſie mit den Nachbarskindern,
Sang ihnen vor, ſpielte Babki*) mit ihnen,
Gab's wo zu helfen, Noth zu lindern:
Maſcha half immer mit freundlichen Mienen.
Und niemals ſah man ſie müßig gehn,
Es war eine Luſt ihre Wirthſchaft zu ſehn —
In Küche und Stube, in Kammer und Schrank
War immer Alles ſauber und blank.
Sie gab den Hühnern und Enten ihr Futter,
Half bleichen und trocknen auf der Au,
Half emſig beim Waſchen und Kochen der Mutter
Und pflegte ſie wie eine Prieſtersfrau.**)

*) Babki — ein beliebtes ruſſiſches Kinderſpiel, hat ſeinen Namen von den Hammelknochen (babki), welche die Inſtrumente des Spieles bilden.

**) Der höchſte Ausdruck der Pflege und Zärtlichkeit bei den Ruſſen. Bekanntlich dürfen die Prieſter der griechiſchen Kirche nur Einmal heirathen, nach dem wörtlich interpretirten Bibelſpruche:

Jetzt ſieht man ſie nicht im Dorfe mehr,
Und im Hauſe geht ſie ſo trüb umher,
Oder lehnt Nachts im Fenſter und ſummt ein Lied
Wie ſie hinaus ins Weite ſieht:

„Wie der Wolga Wogen
Vor dem Winde fliehn!
Kommen fortgezogen,
Ferne weiterziehn —
Ach ſo gern, ſo gerne
Zög' ich mit zur Ferne; . . .
Seh' die Wellen treiben,
Hör' die Winde wehn,
Aber ich muß bleiben,
Kann nicht fürbaß gehn!

„Bei der Lampe Schimmer
Vor dem Heiligenſchrein,
Sitz' ich Nachts im Zimmer
Traurig und allein —
Draußen locken die Sterne
Mich hinaus zur Ferne —
Seh' die Wolken eilen,
Hör' die Winde wehn,
Aber ich muß weilen,
Kann nicht fürbaß gehn!“

„Der Prieſter ſoll eines Weibes Mann ſein.“ Da nun dem Prieſter nach dem Tode der Frau kein anderes Loos bleibt als in's Kloſter zu gehen und Mönch zu werden, ſo ſucht er ſeiner beſſern Hälfte durch zarte Aufmerkſamkeit und ſorgſame Pflege ein möglichſt langes Leben zu bereiten.

7.

„O Gott! wär hätte das gealaubt,
Ich glaub's noch nicht, — es iſt ein Wahn . . . .“
Er warf den Hut vom lockigen Haupt,
Riß ſeinen Gürtel vom Kaftan,
Ihm war's zu dumpf in ſeinem Sinn,
Zu eng war's ihm um ſeine Glieder;
Laut ſprach und flucht' er vor ſich hin,
Schritt wild im Zimmer auf und nieder:
„Sie bebt bei meinem Händedruck,
Und ſchluchzt und ſinkt erſchöpft auf's Bette —
Auf ihrem Tiſche liegt ein Schmuck
Und eine Uhr mit goldner Kette.
Ich fragte ſie — ſie ſieht mich an
Und weiß ſich nicht herauszuwinden . . . .
Hat ihr's der Teufel angethan?
O Iwan! Sklave! armer Mann!
Und mußt Du ſo Dein Mädchen finden!
Da ſitzt ſie mit verweintem Aug'
Und ſeufzt und ſchluchzt, und ringt die Hände,
Krankhaft glüht ihres Mundes Hauch:
„Es iſt mit meinem Glück zu Ende,
Iwan!“ Das waren ihre Worte.

„Ja, ja, wo man ſo adlig ſtreichelt,
Wo Rang und Gold um Einlaß ſchmeichelt,
Da ſpringt von ſelbſt des Herzens Pforte.
Was bin ich auch? ein armer Mann,
Ein Sklav bin ich, ein Wurm, ein Nichts!
Zwar iſt mein Arm voll Mark und Kraft,
Doch Gut und Blut gehört dem Grafen.
Nichts nenn' ich mein, was ich geſchafft
Im Schweiße meines Angeſichts —
Und gern will ich ihm Alles geben,
Und mich mit Grübeln nicht befaſſen,
Doch Eines ſoll er ganz mir laſſen:
Mein Herz und meines Herzens Leben,
Mein Hirn, mein Lieben und mein Haſſen!“

„Noch iſt die Sünde nicht vollbracht,
Doch, Graf, nimm Dich vor mir in Acht!
Du treibſt mit mir nicht leichten Spott:
Drum hüt' Dich! Nicht umſonſt hat Gott
Die Kraft in meine Hand gegeben,
Und dieſem Haupt Verſtand gegeben!“

8.

Weit über das Feld, durch die Lüfte hoch,
Nach Beute ein mächtiger Geier flog.

Am Stromesrande, im frischen Gras,
Eine junge, weißflüglige Taube saß.

O, verstecke dich, Täubchen, im grünen Wald!
Sonst verschlingt dich der lüsterne Geier bald!

* * *

Eine Möve hoch über der Wolga fliegt,
Und Beute spähend im Kreis sich wiegt.

O, halte dich, Fischlein, im Wasser versteckt,
Daß dich nicht die spähende Möve entdeckt!

Und steigst du herauf, so steigt sie herab,
Und macht dich zur Beute und führt dich zum Grab'!

9.

»Ach, du grünende, feuchte Erde du!
Thu dich auf, leg' mein ſtürmiſches Herz zur Ruh!
Blaues Himmelstuch mit der Sternlein Zier,
O trockne vom Auge die Thräne mir!
Hilf Himmel der armen, der duldenden Maid!
Es bricht mir das Herze vor Weh und Leid!«

* * *

Sitzt klagend Maſcha im Kämmerlein,
Tritt tröſtend die alte Mutter herein:
»Ach Du Töchterchen mein, belles Täubchen Du,
Klage nicht, weine nicht, mein geliebtes Kind!
Laſſe nicht Dein roſiges Köpfchen ſo hängen,
Halt' die Thräne zurück in dem blauen Aug',
Kämme, glätte das flatternde blonde Haar!
Ach, es hilft ja kein Schrei, den Niemand hört,
Der die Thräne im Auge zu trocknen
Und den Kummer im Buſen zu lindern vermag.
Groß, groß iſt das heilige Ruſſenland,
Und der Himmel iſt hoch und der Zar iſt weit,
Und ein hilfloſes Kind weiß nicht aus noch ein . . . .
Wenn Du thuſt, was Dein Herr Dir auf Erden befiehlt,
So wird Dir's der Herrgott im Himmel verzeihn!«

— O laß Deine Rede, lieb Mütterlein!
Dein Wort hält die rinnende Thräne nicht auf,
Und kühlt meine glühende Wange nicht ab!
So lange das Veilchen im Graſe ſteht,

Mag es duften und blühn im Verborgenen,
Doch wird es bemerkt, so wird es gepflückt,
Und wird es gepflückt, so verblühet es schnell.
Nur Einmal bricht man die Blume ab . . . .
O Mutter! ich möchte nicht gebrochen sein,
Als durch ihn, dem ich Treue und Liebe geschworen,
Den ich mehr als mein eigenes Leben liebe!
Ich will fliehen mit Iwan in fremdes Land,
Er ist stark von Körper und reif an Verstand,
Er wird uns schon Obdach und Nahrung finden. —

»O des thörichten Sinns und des thörichten Worts!
Und was sollte aus Deiner armen Mutter werden?
Was solch Kind doch für Mittel und Wege hat!
Und weiß nicht, daß das heilige Russenland
Weit reicht, so weit wie die Erde reicht,
Und so weit wie der wahre Christenglaube.
Und ein schönes Gesicht lieben allerwärts
Auch Männer denen es nicht gehört,
Und auch allerwärts giebt es schöne Frau'n,
Die der Männer Begehren zu Willen sind!
's ist wohl schlimm, weil Keiner es ändern kann,
Doch wenn's Sünde ist, giebts viele Sünderinnen!
Gott! ich kenne das ja, bin so manches Jahr
In der Stadt bei vornehmer Herrschaft gewesen,
Und was sieht man nicht Alles, was hört man nicht!
Und was die Großen thun aus eigener Lust,
Das mag wohl den Kleinen verziehen werden,
Wenn der Zwang und der Wille der Herrschaft sie treibt.
Dein Vater war ein freier Mann,
Gott hab' ihn selig! er starb zu früh
Für Dich, Du armes, verwaist'tes Kind!
Doch Iwan ist ein Leibeigener,

Er hat keinen Willen als den des Herrn,
Kein Hab und Gut, denn was des Herrn.
Der Herr kann ihm sagen: Komm her! Geh hin!
Laß dieses! Thu' das! Gieb her, was Du hast!
Er muß es thun, darf nicht widersprechen.
Ein trotziger Kopf thut nicht gut im Land,
Ihn trifft seine Strafe mit sicherm Schlag,
Denn der Wille des Herrn hat größere Kraft
Als der Widerstand des Widerständigen . . . .«

— Ach, wär ich doch häßlich! und hätt' ein Gesicht,
Das nur Iwan, nicht Andern gefallen möchte. —

»Kind sündige nicht! Schönheit ist Gottesgabe,
Und wohl manch große Dame beneidet Dich
Um Dein Auge, Dein Haar, Deine Wohlgestalt'
Sieh, Maschа, ich hab' es Dir niemals gesagt:
Dein Vater war selbst ein vornehmer Herr,
Hoch von Rang, reich an Gut, und von Körper schön . . .
War ich auch einst ein hübsches, unschuldiges Ding,
War ein blühendes, rosiges Mädchen wie Du!
Meine Mutter war arm und der Vater war blind,
Und mein einziger Bruder wurde von mir genommen,
Mußte fort als Soldat, ist nie wiedergekommen . . . .
Ach, der Hunger thut weh und die häusliche Noth!
Das Gold wiegt schwer und das Herz ist leicht,
Großer Name, süße Rede hat schon Manche bethört.
Unser Aug' ist so blind, wo es aufschaun sollte,
Und es sieht so hell, wo es blind sein möchte . . . .
Ein junges Herz ist gar leicht verführt!
Und der mich verführt und Dein Vater war
— Jetzt liegt er schon lange im feuchten Grab' —
Und ich liebe ihn immer und immer noch,

Und die Thräne fließt, wenn ich sein gedenke . . . .
Ach, es giebt ja noch Schmerzen, die größer sind!
Sieh, was Dich zu Jammer und Elend treibt:
Alle Bauernfrauen rechnen's als Glück Dir an,
Die schon glücklich sind, überglücklich sind,
Wenn sie nothdürftig Essen und Trinken haben.
Ach, wie gern möchte jede der Bauerdirnen,
Jede Frau dazu an Deiner Stelle sein!
Leichte Arbeit thun, schöne Kleider tragen . . .
Es ist einmal Brauch so aus alter Zeit:
Was dem Manne gehört, ist des Gutsherrn auch,
Dafür hat uns Gott ihn zum Herrn gesetzt!
Du könntest ja Iwans Hausfrau sein
Und Dich doch dem Wunsche des Grafen fügen . . . .
Doch er will es nicht — ist ein trotziger Kopf.
Siehe, Du wärest jetzt selbst nichts als Bäuerin
Und müßtest die gröbste Feldarbeit thun,
Hätte die selige Gräfin, die gute Frau,
Dich nicht aus dem Dunkel an's Licht gezogen,
Dich gepflegt, Dich lesen und schreiben gelehrt,
Unterrichtet im heiligen Gotteswort!
Und der Graf hat Dir auch viel Gutes gethan . . .
Wenn das Vöglein sein ruhig im Käfig sitzt,
Wird's gekos't, wird ihm Speise und Trank gegeben —
Doch will sich's befrein in ohnmächtiger Wuth:
So wird es sich elend das Köpfchen zerschlagen!
Die Priester verzeihen dem Reichen gern,
Wer viel Fürsprecher hat, mag viel Gnade finden —
Doch der Arme, was bleibt ihm, wenn er nicht
Die Gabe nimmt, die ihm geboten wird?
Das Leben ist schwer und der Hunger thut weh . . . .“

10.

Hat ein ſchwerer Fiſch in die Angel gebiſſen,
Iſt dem Knaben die Schnur von der Angel geriſſen,
Und er haſcht mit der Hand nach dem köſtlichen Fang,
Und haſcht bis ihn ſelber die Flut verſchlang . . . .

* * *

Nicht frohlocke, Du mächtiger Geier ſo bald,
Daß ſicher die Krallen das Täubchen umkrallt!
Sieh, ſchon lauert der Jäger im grünen Wald,
Und es trifft Dich ſein Schuß aus dem Hinterhalt . . . .

11.

Graf Büſtrow ſitzt in ſeinem Zimmer,
Lieſt einen Brief beim Kerzenſchimmer:
»Was ſchreibt die Kleine; Pflicht — Gewiſſen —
Kein Stelldichein — das Band zerriſſen —
Nichts, das ſie ferner noch bethöre,
Und ſie von ihrem Iwan trennt,
Dem ſie als Weib bald angehöre . . . .
Das nenn' ich eine freche Stirne!
Bei Gott! ein köſtlich Dokument
Der Ehre einer Bauerndirne!
Hat doch im Dorf ſeit meiner Jugend
Kein hübſches Bauerweib gefreit,
Das ich nicht ſelbſt erſt eingeweiht,
Und die ſpricht mir von ihrer Tugend!
Und ſchreibt mir ſolchen Brief, — das iſt die Frucht,
Wenn man die Bauern aufzuklären ſucht,
Sie leſen lernen läßt und ſchreiben!
Man wird es bald noch weiter treiben . . . .
Weil ich ſie mehr als Andre ſchonte,
Weil ich wie ein verliebter Knabe
Mit ihr geflirrt, getändelt habe,
Sanft bat, wo ich befehlen konnte:
Vergißt ſie darum, daß ſie mein,
Ich mit ihr machen kann, was mir gelaunt!

Auch kommt das nicht von ihr allein,
Das hat ihr Iwan eingeraunt ....
Der Kerl iſt mir ſchon längſt verhaßt,
Wie er auf meine Schritte paßt, —
Hab ich's nicht neulich ſelbſt geſehn
Wie grimm ſein dunkles Auge rollte,
Als ob es mich durchbohren ſollte —
Darf ſich ein Sklav das unterſtehn!
Wart' Burſch! Du ſollſt gehorchen lernen!
Für heute muß ich ihn entfernen,
Denn bleibt er Maſcha im Geſicht,
Gelingt mein Abenteuer nicht.
Doch, was jetzt thun mit ihm? Halt, ſo wird's glücken:
Ich werd' ihn nach Wologda ſchicken
Mit einem Brief, das hält ihn ab für morgen;
Nachher werd' ich ſchon anders für ihn ſorgen!«

12:

Einſam im Dorfe ſchreitet Iwan: Zweimal ſchon
Hat er den Schritt nach Maſcha's Haus gelenkt,
Und zweimal kehrt er wieder um, und ſenkt
Gedankenvoll das Haupt, und wirr blickt er umher;
Bald geht er, bald auf ſeinen Stock geſtemmt
Bleibt er erſchrocken ſtehn. Was drückt ſein Herz ſo ſchwer?
Was iſt's, das ſo des Burſchen Schritte hemmt?
Was hält ihn ab, wie ſonſt zur Abendſtunde
Beſchwingten Laufs zu Maſcha hinzufliegen,
Sie an ſein liebefrohes Herz zu ſchmiegen,
In ihrem Arm, von ihrem ſüßen Munde
Erquickung nach des Tages Müh'n zu ſchlürfen?
Als ob ſie heute ſich nicht nahen dürfen,
Schwankt er hin und zurück; etwas ihn plagt
Was er ſich ſelbſt nicht zu geſtehen wagt;
Ein Schreckgebilde glaubt ſein Geiſt zu ſehn,
Und bange Zweifel ſeine Bruſt zerfleiſchen;
Er ſucht und forſcht, die Wahrheit zu erſpähn,
Er ſucht — doch heimlich wünſchend ſich zu täuſchen.
Und ſein Verſtand ſich und ſein Herz entzweit;
Es iſt! ſagt der Verſtand — das Herz: es kann nicht ſein!
Es birgt ſich ſelbſt, was dem Verſtande klar iſt,
Und zweifelnd immer ſagt's: es kann nicht ſein!

Denn wenn es wäre, wenn es wirklich wahr ist —
Ein gräßlicher Gedanke! — 's kann nicht sein! ....
Und doch ist mir's, als ob ich ihn noch seh'
Wie sie ihn heimlich aus der Pforte ließ,
Er drückte ihre Hand und grinzte süß,
Und küßte sie und nannt' sie: liebe Mascha!
Sie sah sich spähend um, und sprach: nun geh,
Mich schreckt so, daß uns Iwan überrasche.«
— Bis morgen denn, sprach er, Du weißt noch Ort und Stunde?
Um Zwölf, im Pavillon am Wolgastrand,
Im dritten Bogengang, zur rechten Hand
Vom Schloß. — »Ich weiß,« entklang es ihrem Munde ...
So schieden sie, derweil ich zitternd stand.
»Mich schreckt so, daß uns Iwan überrasche!«
Und das aus Deinem Mund? O, Mascha, Mascha!
Ward Dir doch sonst nicht bang, kam ich am Abend
Durch's Gärtchen, vor der Thür Dich überraschend,
In Deinen Armen Müh und Leid begrabend,
Von Deinen Lippen süße Küsse naschend —
Und jetzt! ... Doch nein! ... mein Aug' hat mich getäuscht,
Dem Ohre hat's der Böse zugekreischt .....
Um Zwölf, im Pavillon am Wolgastrand,
Im dritten Bogengang, zur rechten Hand
Vom Schloß .... Ich komme, aber Wehe! Wehe!
Seh' ich, was ich nicht wünsche, daß ich's sehe!«

13.

Es trabt ein ſtattlicher Reitersmann
Vom Schloſſe das Dorf entlang;
Um den ſchlanken Leib, um den blauen Kaftan
Ein blutrother Gürtel ſich ſchlang.
Und rechts und links
Grüßt er freundlichen Winks,
Doch runzelt ſich trüb ſeine Stirn.

Der Reitersmann reitet ein ſchwarzes Roß,
Rückſtiebt's von der Hufen Schlag;
Und die Mädchen im Dorf und der Knaben Troß,
Sie ſchaun ihm verwundert nach.
Und rechts und links
Grüßt er freundlichen Winks,
Und weiter ſpornt er ſein Thier.

Und weit von dem Dorf gelangt er bald
In dunkeles Waldrevier;
Dort ſteigt er vom Pferd, dort macht er Halt,
Läßt weiden im Graſe ſein Thier.
Und den Weg zurück
Wirft er forſchend den Blick,
In ſpähn, ob ihm Keiner gefolgt.

Den blutrothen Gürtel löst er in Eil',
Der den blauen Kaftan umschlang,
Darunter weg zieht er ein starkes Beil,
Er wetzt und prüft es lang.
Er prüft's und sprach:
Ich komme Dir nach,
Wenn die Mitternachtsstunde mich ruft.

Mit der Botschaft des Grafen hat's immer noch Zeit —
Heut feiert mein gutes Roß;
Der Tag ist kurz und Wologda ist weit,
Doch nah ist der Weg zum Schloß —
Und find' ich sie dort,
Und brach sie ihr Wort,
Dann wehe dem Grafen und ihr!

14.

Hell singen beim Schlosse, im duftenden Haine,
Die Vögel ihr Lied;
Bang schauern die Bäume im Mondenscheine,
Kein Lüftchen zieht.

Laut klingt's im Haine, und leise die Menge
Der Blumen lauscht —
Derweilen hell plätschernd im Wellengedränge
Die Wolga rauscht.

In schläfernde Ruhe ist Alles gesungen
Und athmet warm;
Weich liegt, wie ein Bräut'gam, der Hain umschlungen,
Vom Wolgaarm.

15.

Vom Schlosse rechts, den Strom entlang
Schlingt sich ein dunkler Bogengang
Von wildem Wein, und nah davon
Beim Ufer steht ein Pavillon.

* * *

Es ruht auf weißen Säulen
Ein Dächlein rund und grün
Der Epheu rankt sich obenhin
Und unten Rosen blühn.

Es sind drin keine Fenster,
Nur Gitter fein und dicht,
Durch die der Strahl des Mondenlichts
Sich hundertfältig bricht.

Süß duftet's durch die Gitter,
Die Luft ist warm und rein —
Ein Divan steht im Pavillon,
Zur Ruhe läd't er ein.

16.

Im dunklen Gange auf und ab
Graf Büſtrow geht — ſie kommt noch nicht,
Bald ſchlägt es zwölf vom Thurm herab —
Doch kommt ſie ganz gewiß — man bricht
Nicht leicht, was man uns ſo verſpricht . . . . .
Hat mir das Müh gekoſtet, heut die Kleine
Herauszukirr'n aus Furcht und Zweifel,
Als ging mit ihrer jungfräulichen Reine
Ein ganzes Königreich zum Teufel!
Faſt reut mich's jetzt, daß ich's ſo weit getrieben,
Doch, wo das Herz verlangt, ſchweigt der Verſtand — —
Mir war kein anders Mittel mehr geblieben,
Und wahrlich, was ich heut' für ſie empfand
War mehr als roh Gelüſten — Sonderbar!
Erſt heute war mir dies Gefühl ganz klar . . . .
Wie ſeltſam iſt der Menſch, daß er mehr liebt
Was Liebe ihm verſagt, als was ſie giebt!
Wie's heiß verlangend meine Bruſt durchzittert . . . .
Und doch iſt was in mir, ich weiß nicht was?
Das drohend mir den ſüßen Traum verbittert,
Mich quält und ängſtigt ohne Unterlaß.
Ein Glück, daß Iwan heut nicht in der Nähe —
Wie lang ſie weilt — ſchon zwölf vom Thurme ſchallt —
Was ſchimmert dort? Sie iſt's! Ich ſeh ſie kommen . . . .
Der Pavillon hat beide aufgenommen
Eh' noch der Glocke dumpfer Ton verhallt.

17.

Zuneben dem Gang,
Den Strom entlang,
Da rauſcht es und regt ſich's
Im dichten Geſträuche —
Und weiter bewegt ſich's,
Als ob Jemand dort ſchleiche —
Jetzt duckt ſich's nieder,
Dann hebt ſich's wieder,
Und verſchwindet zwiſchen
Den hohen Gebüſchen.

* * *

Und wieder iſt es ſtill im Hain,
Nur Nachtigall und Liebe ſpricht —
Es hüllt der Mond ſein keuſch Geſicht
In dunkle Wolkenſchleier ein.

18.

Ein Wehgeschrei wird laut am Wolgastrand,
Und Todesröcheln schallt — dann schweigt es wieder —
Sieh, durch die Nacht winkt zitternd eine Hand —
Im Rasen wälzt der Graf die blut'gen Glieder . . . .
»Iwan — Verruchter! — Du hier! — Gott — Verderben!«
— Erkennst Du mich? Ich bin's, Iwan, Dein Sklav!
Doch Sklav nicht mehr, Dein Herr jetzt — Du mußt sterben,
's ist meine Hand, die Dich vernichtend traf;
Ein Ohrenschmaus ist mir Dein Todesstöhnen!
Schickst Du mich fort, um frecher Lust zu fröhnen?
Jetzt kommt die Reih' an mich, jetzt schick' ich Dich,
Doch einen weitern Weg hin, als Du mich! — —
. . . . . Fort falsche Schlange! laß Dein flehend Jammern,
Laß ab, die Knie mir winselnd zu umklammern,
Mit meinem Herzen treibst Du nicht mehr Spott,
Es ist zu spät — knie betend hin vor Gott! —
Und wiederum zuckt's grausig durch die Nacht,
Und röchelnd stürzt sie hin — es ist vollbracht . . . . .
Mit starkem Arm hält Iwan sie umfaßt,
Und hin zum Strom trägt er die blut'ge Last,
Und es plätschert und rauscht von des Körpers Schlag,
Und er wirft der Buhlin den Buhlen nach . . . .

19.

Bald im Schlosse wird's wach auf das wilde Geschrei,
Schlaftrunken stürzen die Diener herbei.

Hell auf der Wolga das Mondlicht glimmt,
Unten eine Leiche neben der andern schwimmt.

Aber Iwan, des Staroſten Sohn,
Ist rasch auf heimlichen Wegen entflohn.

Rausche Eichwald! thue dich gastlich auf,
Hemme schützend des flüchtigen Burschen Lauf!

Seine Liebe ist hin und sein Herz ist todt —
Doch sein Arm ist noch stark und die Wange roth,
Und er schlüge gern Alles was lebt jetzt todt.

Wohl im Dickicht wartet sein treues Roß,
Und schafft er sich bald auch zum Beil ein Geschoß;
Und findet sich bald auch manch starker Genoß.

Und mit Schrecken und Grauen im Wolgaland
Wird Iwan, der Sohn des Staroſten, genannt.

Wie der Kaiser die Kaiserin versucht.

Es geht vom Kaiser Heinrich*)
aus alter Zeit die Sage,
Daß er nur sann und dachte
wie er die Menschen plage.
Seinen schlimmen Tücken
mochte Keiner widerstehn;
Man hatte schlimmern Kaiser
nimmer im Reich gesehn.

Durch seine List und Tücke
weithin wohl bekannt,
Ward er in allen Landen
»Heinrich der Schlimme« genannt;
Wie er die schöne Kaiserin
suchte zu bethören,
Und selber kam zu Schaden,
deß sollt Ihr nun Kunde hören.

Ob ihrer Zucht und Sitte
weitum in deutschen Gauen
Ward sein Gemahl gerühmt
als Krone aller Frauen.
Deß grollte ihr der Kaiser,
unmaßen war sein Neid,
Ob ihrer hohen Tugend
schuf er ihr Weh und Leid.

*) Heinrich V.

Er ſprach zu einem Ritter
in ſeinem argen Sinne:
Du ſollſt zur Kaiſerin gehen
und werben um ihre Minne;
Ihre Minne zu gewinnen
ſollſt Du kein Mittel ſchonen,
Und wenn Du ſie gewinnſt, will ich
Dich kaiſerlich belohnen!

Dem Wort des Kaiſers folgte
der Ritter mit frohem Sinne,
Er ging zur Kaiſerin
und warb um ihre Minne;
Verfolgt ſie allerorten,
verfolgt ſie allezeit
Mit Thränen und mit Worten;
das war ihr unmaßen leid.

Sie ſprach zum Ritter züchtig:
laßt Euer ſchlimm Begehren,
Nur meinem Herrn und Kaiſer
darf ich die Minne gewähren!
Doch als mit jedem Tage
der Ritter wiederkam,
Da erzürnte die hohe Frauе,
wie ihr das wohl gezam:

Laßt Eure falſchen Thränen,
laßt Euer Flehn und Klagen,
Beim Kaiſer, meinem Gemahle,
Will ich Euch verklagen,

Daß Ihr um meine Minne
zu werben Euch erfrecht,
Deß ſoll ihm werden Kunde,
daß er die Unbill an Euch rächt.

Da ſprach in ſtolzem Sinne
der Ritter zur Kaiſerin:
Daß Ihr mich wollt verklagen,
deß habt Ihr keinen Gewinn!
Vom Kaiſer Heinrich ſelber
ward ich zu Euch geſandt
Um Eure Minne zu werben,
das ſei Euch in Treuen bekannt!

Der Kaiſerin Erzürnen
verwandelt ſich in Staunen.
Sie ſprach: eine folgſame Gattin
fügt ſich des Mannes Launen;
Wenn Ihr am Abend heimlich
in meine Gemächer kommt,
Will ich Euch Alles gewähren,
Was Eurer Minne frommt!

Der Kaiſer argen Sinnes
vom Ritter hörte die Kunde;
Er ſprach: ich will ſtatt Eurer
gehn in der Abendſtunde!
Nun gebt mir Eure Waffen
und Euer Gewand mir gebt,
Daß ich Euch gleiche am Abend
ganz wie Ihr leibt und lebt!

Da hieß der Kaiser künden
Märe durch das Schloß:
Zu Walde wollt' er reiten
mit seinem Jägertroß;
Zwei Tage wollt' er jagen,
das Jagdhorn laut erschallt —
So zog der Kaiser Heinrich
zum Pürschen in den Wald.

Am Abend aber sandt' er
die Mannen weit voraus,
Und auf verborg'nen Wegen
kehrt er zurück in's Haus;
Gekleidet wie der Ritter,
in seinem argen Sinne
Schleicht er zur Kaiserin,
zu werben um ihre Minne.

Es saß im dunklen Zimmer
die hohe Frau allein;
Da öffnet sich die Thüre,
der Ritter trat herein:
Willkommen, edler Ritter!
ob Ihr so früh auch kommt,
Gern will ich Euch gewähren
was Eurer Minne frommt!

Begebt Euch Eurer Wehre,
legt nieder Helm und Schwert,
Mit schwacher Fraue zu kämpfen
seid Ihr zu stark bewehrt!

Von ihrem Sitz erhob sich
Des Kaisers Ehgemahl,
Und führte den stolzen Ritter
in einen dunklen Saal.

Da dachte in seinem Sinne
der Kaiser unmuthvoll:
Ist das die Zucht und Treue,
davon ihr Lob erscholl?
Sie hält mich für den Ritter
und führt mich in's Gemach,
Heimlicher Minne zu pflegen —
deß soll ihr werden Schmach!

Zu einem dunklen Raume
schritten sie hinein,
Da drangen von allen Seiten
viele Zofen auf ihn ein,
Sie schlugen ihn mit Stöcken
und Stangen bis auf's Blut,
Er war in seinem Sinne,
ich wähne, mißgemuth.

In tugendlichem Zürnen
sprach die hohe Frau:
Nun laßt nicht nach im Schlagen,
schlagt ihn braun und blau;
Wir wollen ihm gewähren
was seiner Minne frommt,
Daß er in schlimmem Begehren
nicht fürder zu mir kommt!

Es waren aber die Zofen
lauter verkleidete Mannen,
Die ſchon in manchem Strauße
hoher Ehre viel gewannen;
Mit ihren ſtarken Kräften
ſchlugen ſie ihn nieder —
Nimmer fuhr dem Kaiſer
ſolcher Schmerz durch ſeine Glieder!

Er ſuchte zu entfliehen,
kaum konnte er noch ſtehn:
Man hatte ſchlimmere Schläge
nimmer wohl geſehn!
Er wand ſich wie ein Wurm,
er kroch wie eine Schlange —
Nimmer vor Frauentugend
ward einem Mann ſo bange!

Bald aber ging die Märe
durch alles deutſche Land,
Da wurde mit hohem Ruhme
der Kaiſerin Tugend bekannt.
In ſeinen Schmerzen fühlte
der Kaiſer ſelber Reue,
Nie hat er wieder gezweifelt
an deutſcher Frauen Treue!

Hildegard.

In drei Abenteuern.

Erſtes Abenteuer.

Der König Karl zum letzten Mal
Hält Heerfahrt gegen die Heiden;
Schön Hildegard, ſein Ehgemahl,
Weint bitterlich beim Scheiden.
Noch in der Sonne ferne
Hell blitzen Helm und Wehr;
So gerne, ach ſo gerne
Zöge ſie mit dem Heer!

Schon manches lange Jahr entfloh
Seit König Karl geſchieden;
Schön Hildegard wird nimmer froh,
Sie hat nicht Ruh noch Frieden.
Stets wachſen ihre Sorgen,
In Thränen und Gebet
Trifft ſie der frühe Morgen,
Trifft ſie der Abend ſpät.

Des Königs Bruder, Taland, ſprach:
Laßt Euer Weh und Weinen!
Wenn König Karl die Treue brach,
Mögt Ihr mit mir Euch einen!

Er ſann in argem Sinne,
Er ſann wohl her und hin,
Daß er das Herz gewinne
Der ſchönen Königin.

Doch zürnend ſchlug ſchön Hildegard
Die blauen Augen nieder:
Der König, der mein Gatte ward,
Kehrt er auch nimmer wieder:
Ich bleibe ſein in Treuen,
Rein, wie er mich gewann;
Nie ſoll mich Minne freuen
Von einem andern Mann!

Doch immer mehr mit argem Sinn
Des Königs Bruder täglich
Verfolgt die ſchöne Königin,
Ihr Jammer war unſäglich.
Wie ſoll ſie ihm entgehen,
So hülflos und allein
Dem Starken widerſtehen?
Sie weiß nicht aus noch ein.

Sie ſinnt auf Liſt, aus dem Bereich
Des Böſen zu gelangen,
Denn fromm war ſie, den Tauben gleich,
Und klug gleichwie die Schlangen.
»Laßt mich noch ſieben Tage
Mit meinem Schmerz allein,
Dann ohne Weh und Klage
Will ich die Eure ſein!«

Herr Taland hört mit frohem Sinn
Der Königin Begehren;
»Wie ſchnell ſind ſieben Tage hin,
Gern will ich's Euch gewähren!
Doch wenn die Friſt entſchwunden,
Seid Ihr der Pflicht als Weib
Des Königs Karl entbunden,
Seid mein mit Seel' und Leib!«

Nun ließ im Thurm ſchön Hildegard
Ein feſt Gemach bereiten,
Vermauert und verſchloſſen ward
Der Ausgang aller Seiten.
Nur unterirdiſch wand ſich
Ein Gang die Mauer durch,
Des Ganges Oeffnung fand ſich
Tief in der Königsburg.

Die Friſt entſchwand — Herr Taland naht,
Die Zeit währt ihm ſchon lange.
Schön Hildegard gar freundlich that,
Führt ihn zum dunklen Gange:
Die Stätte iſt bereitet
Im ſichern Thurmgemach!
Herr Taland fürbaß ſchreitet,
Die Königin folgt nach.

Was ſchleichen wir ſo heimlich hin
Den dunklen Gang wie Diebe?
Herr Taland frägt's, die Königin
Spricht: Vorſicht braucht die Liebe,

Daß Niemand uns erspähe,
Der Kuß und Flüstern hört,
Kein Lauscher in der Nähe,
Der unsre Minne stört.

Schon haben sie den Thurm erreicht,
Bald sind sie nun zur Stelle,
Taland in Sprüngen aufwärts steigt,
Er überspringt die Schwelle,
Des süßen Glückes harrend
Der minniglichen Ruh;
Da — hinter ihm laut knarrend
Schließt sich die Thüre zu.

So ward der Thurm durch Hildegard
Herrn Taland zum Gefängniß;
Er fand, wo er des Glücks geharrt,
Jetzt Unglück und Bedrängniß.
Zu fliehen war unmöglich,
Forscht er auch her und hin;
Deß wundert er sich höchlich,
Unmuthig ward sein Sinn!

Zweites Abenteuer.

Zurück von seiner Heerfahrt kam
Der König Karl aus Sachsen.
Herr Taland war gebeugt vom Gram,
Lang war sein Haar gewachsen,
Da fleht er um Erbarmen
Und Mitleid in der Noth:
Uebt Gnade an mir Armen,
Sonst trifft mich Schmach und Tod!

Sprach Hildegard: Wohlan, es sei
Genug der langen Leiden;
Die Zeit der Trübsal ist vorbei,
Mög' er in Frieden scheiden!
Laßt ihn vom Thurme nieder,
Gebrochen ist sein Trutz;
Mein König Karl kehrt wieder,
Da hab' ich guten Schutz!

Fern blitzten Helme, Schild und Wehr,
Rings klang es jubeltönig —
So zog der Heerbann stolz einher,
Voran ritt Karl der König.

Die Heiden sind bestritten,
Schwer ist der Sieg erkauft;
Wer nicht den Tod erlitten,
Der ward als Christ getauft.

Im Beutezug gefahren ward
Manch reichgelad'nes Fuder.
»Nun grüß' Euch Gott, Frau Hildegard
Und grüß' Euch Gott, Herr Bruder!«
Der König stieg vom Pferde,
Doch staunend stand er da,
Als er mit Gramgeberde
Herrn Taland vor sich sah.

»Was schleicht Ihr so gebückt einher?
So welk sind Eure Wangen,
Das Haar so lang, der Blick so schwer,
Wie ist es Euch ergangen?«
So trat mit schnellen Fragen
Karl seinen Bruder an,
Der sprach: ich will Euch sagen,
Wie ich mein Leid gewann!

Frau Hildegard, die Königin,
Begann um mich zu minnen;
Ich widerstand mit starkem Sinn
Dem frevelnden Beginnen;
Doch ohne Ehr' und Treue,
In buhlerischer Kunst;
Mit jedem Tag aufs Neue
Warb sie um meine Gunst!

Ich sprach, kommt König Karl nach Haus,
Wird er die Untreu ahnden!
Da sandte Hildgard Mannen aus,
Ließ heimlich nach mir fahnden;
Durch Zwang ward ich gebunden,
Gesperrt in's Thurmgemach,
Bis alle Kraft entschwunden,
Drum seht Ihr mich so schwach!

Daß König Karl die Kunde ward,
War Hildegard's Verderben:
»Führt sie aus meiner Gegenwart,
Im Wasser soll sie sterben!«
Rief er in lautem Grimme,
Und stieß sie von sich fort,
Hört nicht auf ihre Stimme,
Merkt nicht ihr klagend Wort.

Nun ward in tiefster Wasserflut
Schön Hildegard gebettet;
Doch' Gott nahm sie in seine Hut,
Durch ihn ward sie gerettet:
In Mitleid und Erbarmen
Ein Ritter treu und gut
Trug sie mit starken Armen
Wohl aus der kühlen Flut.

Es war der treue Rittersmann
Von Frendenberg geheißen;
Er bot ihr Schutz und Obdach an,
Der Noth sie zu entreißen.

Sie flieht in fremde Lande,
Läßt Alles, was sie hat;
Pilgert im Bußgewande
Nach Rom, der heiligen Stadt.

Gott tröstet sie in ihrem Leid,
Verleiht ihr Muth und Stärke;
In Demuth und in Frömmigkeit
Uebt sie barmherz'ge Werke.
Die Kranken pflegt und heilt sie,
Hilft Armen in der Noth,
Mit Hungrigen gern theilt sie
Ihr letztes Stückchen Brot.

Gott gab ihr, daß sie Wunder that
Durch ihre Kunst zu heilen,
Weither um Hülfe und um Rath
Viel Kranke zu ihr eilen.
Und die voll Glauben kamen,
Wurden Alle gesund;
Den Blinden wie den Lahmen
Ward Hildgards Hülfe kund.

Der Himmel übt Gerechtigkeit,
Die Unschuld fand Belohnung;
Doch Taland's Trug und Schlechtigkeit
Folgt Strafe sonder Schonung:
Blind wurden seine Augen,
Aussätzig Arm und Bein;
Nichts will zur Heilung taugen,
Er leidet schlimme Pein!

Zur Plage wird ihm jeder Tag,
Nichts kann ihm Ruhe geben;
Die Sünde nagt ſein Herz, er mag
Nicht ſterben und nicht leben!
Er fühlte bitt're Reue
Ob ſeiner böſen Schuld;
Da ſtärkt ihn Gott auf's Neue
In Hoffnung und Geduld.

Als er einſt betend lag im Dom,
Zerknirſcht im Herzensgrunde,
Von einer heil'gen Frau in Rom
Gab ihm ein Pilger Kunde,
Die Blinde heilt und Lahme
Und Jedem Lind'rung ſchafft
Durch ihre wunderſame
Geheimnißvolle Kraft.

Drittes Abenteuer.

Als König Karl den Zug begann
Nach Rom, zum heil'gen Vater,
Trat bittend ihn Herr Taland an,
Ihn mitzunehmen bat er:
Aus frommem Pilgers Munde
Wohl bei'm Gebet im Dom,
Ward mir die frohe Kunde
Der Wunderfrau zu Rom!

»Nun möge ſie — der König ſprach —
Euch Heilung ſchnell bereiten!
Mir folgen viele Mannen nach,
Auch Ihr könnt mit uns reiten!«
So zogen ſie von dannen
Mit großer Herrlichkeit,
Der König und die Mannen,
Herr Taland im Geleit.

Der Blinde kam nach Rom gewallt,
Die Wunderfrau zu finden;
Frau Hildegard erkannte bald
Herrn Taland in dem Blinden.

Sie denkt vergang'ner Tage,
An altes Leid und Glück;
Doch Taland's Weh und Plage
Drängt allen Groll zurück.

Sie ſprach zu ihm in Troſt und Huld:
Euch drückt der Fluch des Böſen!
Erſt beichtet reuig Eure Schuld,
Dann will ich Euch erlöſen!
Vor Gott kniet betend nieder,
Macht Euch von Sünden rein,
Dann ſollt Ihr ſehend wieder
Frei aller Schmerzen ſein!

Herr Taland folgt der Frau Geheiß,
Zerknirſcht von Schuld und Reue;
Er beichtet Alles, was er weiß,
In demuthvoller Treue.
Und als der Prieſter ſagte:
Dir ſoll vergeben ſein!
Da war es ihm als tagte
Vor ihm ein roſ'ger Schein.

Von ſeinem blinden Angeſicht
Fällt es wie Schuppen nieder;
Ein neues, friſches Leben bricht
Durch alle ſeine Glieder;
Verſchwunden iſt die Wolke,
Die ſeinen Blick umhüllt —
So ward vor allem Volke
Frau Hildgard's Wort erfüllt!

Der König hört mit frohem Sinn
Vom Wunder das geſchehen:
»Nun führt mich zu der Heilfrau hin,
Ich muß ſie ſelber ſehen;
Die meinen Bruder heilte,
Sei königlich belohnt.«
Der König ſprach's und eilte
Zum Haus wo Hildgard wohnt.

Bei ihrem Anblick Karl erſchreckt,
Wie man ihn nie geſehen:
»Seid Ihr vom Tode auferweckt?
Was iſt mit Euch geſchehen?«
Nun ward aus Hildgard's Munde
Von Allem was geſchah,
Dem König treue Kunde —
Und ſtaunend ſtand er da:

»Verzeiht mir Hildgard lieb und traut,
Daß Gott ſich mein erbarme!«
Frau Hildgard weint vor Freude laut, —
Und ſank in ſeine Arme.
Groß war des Königs Reue,
Doch größer war ſein Glück —
Nun führt er ſie auf's Neue
Als ſein Gemahl zurück.

Doch Taland ſchwur er ſchlimmen Tod
Ob ſeiner falſchen Tücke.
Frau Hildgard bat in ſeiner Noth
Für ihn in ihrem Glücke:

Die Schuld ließ ihn erblinden,
Die Reue ſchuf ihm Pein,
Gott ließ ihn Gnade finden,
Mögt Ihr ihm auch verzeih'n!

Und Karl verzieh. In ihrem Glück
Die Zwei gen Deutſchland reiten;
Herr Taland blieb in Rom zurück,
Verbannt für alle Zeiten.
In hohem Glück auf's Neue
Lebt' Karl mit Hildegard,
An deren Zucht und Treue
Nimmer gezweifelt ward.

Friedrich Bodenſtedt's

Geſammelte Schriften.

Elfter Band.

Friedrich Bodenſtedt's

Geſammelte Schriften.

Geſammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Eilfter Band.

Berlin 1868.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ.-Bibl.
München

Alte und neue Gedichte

von

Friedrich Bodenstedt.

Dritter Band.

Erzählende Dichtungen.

Ada, die Lesghierin.

Berlin 1868.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

»Im Thale an der Feldwand liegt ein Erschlagener;
sein Blut schreit nach Rache.«

Aus den Preisgedichten der Kunst.

»Wohl endet Tod des Lebens Noth,
Doch schauert Leben vor dem Tod.
Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht, den sie bot
So schauert vor der Lieb' ein Herz
Als wie vom Untergang bedroht.
Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkle Despot.
Du laß ihn sterben in der Nacht,
Und athme frei im Morgenroth!«

Rückert,
nach Oberlaiedlen Rome.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erſtes Buch.

Erſter Geſang. Emir Hamſad 3
Zweiter Geſang. Ada, die Leſghierin 5
Dritter Geſang. Ada's erſte Liebe 12
Vierter Geſang. Ali-Beg, der Wolf von Leſghiſtan 16

Zweites Buch.

Fünfter Geſang. Der Derwiſch 21
Sechſter Geſang. Der Empfang des Derwiſch im Hauſe Ali-Beg's und ſeine Botſchaft 23
Siebenter Geſang. Die Karawane und der Ueberfall 27

Drittes Buch.

Achter Geſang. Die Wanderung durch's Gebirge 33
Neunter Geſang. Ada's Flucht 35
Zehnter Geſang. Hamſad's Klage 39
Eilfter Geſang. Durſt und Hunger 41
Zwölfter Geſang. Emir Hamſad und Derwiſch Muhammed . . 44

Viertes Buch.

Dreizehnter Geſang. Die Verfolgung 49
Vierzehnter Geſang. Emir Hamſad im Kampfe. Der Tod Amurad's, des Karawanenführers 52
Funfzehnter Geſang. Die Heimkehr von der Wahlſtatt. Hamſad's Tiſeae 55

Seite

Fünftes Buch.

Sechzehnter Gesang. Die Lehren des Derwisch. Hamsad's Zweifel und Belehrung 61
Siebzehnter Gesang. Der Abschied 67
Achtzehnter Gesang. Die Gefangenen und der junge Krieger aus dem Abendlande 70
Neunzehnter Gesang. Die Heimbringung der Todten 75
Zwanzigster Gesang. Des Kriegers Schicksale 77

Sechstes Buch.

Einundzwanzigster Gesang. Lust und Leid 79
Zweiundzwanzigster Gesang. Botschaft aus dem Feindeslager. Wie ein Russenhäuptling um Ada freit 81
Dreiundzwanzigster Gesang. Des Derwisch Rathschläge und Ali-Beg's Trotz 83
Vierundzwanzigster Gesang. Die Versammlung der Priester und Udène unter der heiligen Eiche. Ihre Berathung und Entscheidung. Achmet-Chan's Verrath und Flucht 87
Fünfundzwanzigster Gesang. Die Antwort 90

Siebentes Buch.

Sechsundzwanzigster Gesang. Der Samur 95
Siebenundzwanzigster Gesang. Ibrahim's Hort 96
Achtundzwanzigster Gesang. Ada's Walten und Leben 98
Neunundzwanzigster Gesang. Ada's Klage 101
Dreißigster Gesang. Die Sprache der Liebe 104

Achtes Buch.

Einunddreißigster Gesang. Die Stufen der Erkenntniß. 1. . . . 107
Zweiunddreißigster Gesang. Die Stufen der Erkenntniß. 2. . . . 109
Dreiunddreißigster Gesang. Die Stufen der Erkenntniß. 3. . . . 112
Vierunddreißigster Gesang. Die Stufen der Erkenntniß. 4. . . . 114
Fünfunddreißigster Gesang. Die Stufen der Erkenntniß. 5. . . . 116

Neuntes Buch.

Sechsunddreißigster Gesang. Wie Emir Hamsad Ada in Liedern rühmt 119
Siebenunddreißigster Gesang. Der Kosaken Klage und Befreiung 126

Seite

Achtunddreißigster Gesang. Derwisch Muhammed und Emir Hamsad 129
Neununddreißigster Gesang. Das Wiedersehen 131

Zehntes Buch.

Vierzigster Gesang. Emir Hamsad's Dankgebet 137
Einundvierzigster Gesang. Wie der Derwisch die falschen Lehren der Priester und Schriftgelehrten bekämpft und das Volk zu einigen sucht 139
Zweiundvierzigster Gesang. Die Ordnung der Heerschaaren . . . 144

Eilftes Buch.

Dreiundvierzigster Gesang. Emir Hamsad im Feindeslande . . . 147
Vierundvierzigster Gesang. Altes und Neues. Die ewigen Feuer bei Baku 150
Fünfundvierzigster Gesang. Der Tanz der Bajaderen 152
Sechsundvierzigster Gesang. Emir Hamsad's Flucht 155
Siebenundvierzigster Gesang. Das Lied von Adulgo und die Entführung nach Darge 158

Zwölftes Buch.

Achtundvierzigster Gesang. Das Gebet des Derwisch 161
Neunundvierzigster Gesang. Ibrahim's Tod 163
Funfzigster Gesang. Die Trauer in Ibrahim's Horde. Wie der Vater die Leiche des Sohnes findet 166
Einundfunfzigster Gesang. Das Gottesgericht 168
Zweiundfunfzigster Gesang. Ibrahim's Blutschuld 170
Dreiundfunfzigster Gesang. Die Rathschläge des Derwisch . . . 174

Dreizehntes Buch.

Vierundfunfzigster Gesang. Emir Hamsad auf der Felsenveste Darge 179
Fünfundfunfzigster Gesang. Schamyl, der Prophet. I. 181
Sechsundfunfzigster Gesang. Schamyl, der Prophet. 2. 183
Siebenundfunfzigster Gesang. Schamyl's Herr 188
Achtundfunfzigster Gesang. Emir Hamsad vor Schamyl . . . 192

Seite

Neunundfunfzigſter Geſang. Schamyl's Antwort an die Geſandten der Karbárdah 195
Sechzigſter Geſang. Eine Ueberraſchung 200

Vierzehntes Buch.

Einundſechzigſter Geſang. Emir Hamſad auf Freiersfüßen . . . 205
Zweiundſechzigſter Geſang. Emir Hamſad's Heimkehr 209
Dreiundſechzigſter Geſang. Ada vor der Hochzeit 211

Funfzehntes Buch.

Vierundſechzigſter Geſang. Ada's Hochzeit 215
Fünfundſechzigſter Geſang. Die Nachfeier 217
Sechsundſechzigſter Geſang. Der Zug nach Jelißu. Ein Ueberfall 223

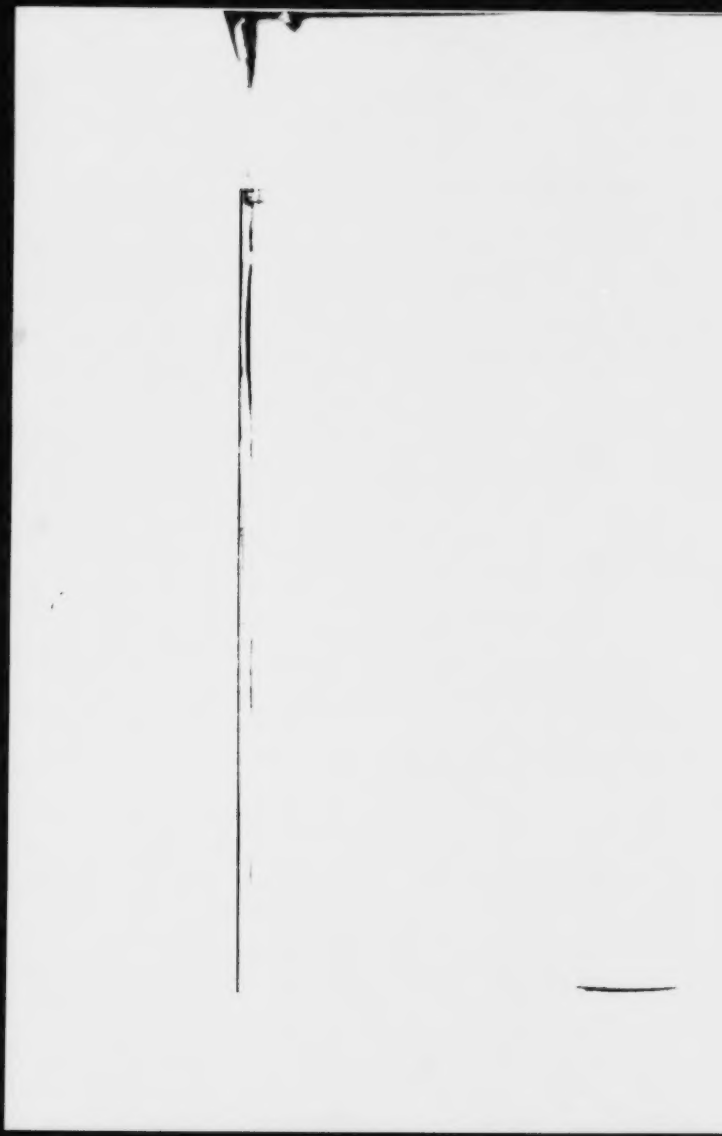
Sechzehntes Buch.

Siebenundſechzigſter Geſang. Ali-Beg's Zorn 229
Achtundſechzigſter Geſang. Ali Beg's Zug nach Achulgo. Seine Begegnung mit Derwiſch Muhammed 232
Neunundſechzigſter Geſang. Emir Hamſad's und Ada's Untergang 234

Siebzehntes Buch.

Siebzigſter Geſang. Sultan Daniel von Jelißu 239
Einundſiebzigſter Geſang. Der Aufſtand in Jelißu 243
Zweiundſiebzigſter Geſang. Ali-Beg's und Derwiſch Muhammed's Untergang 245
Erläuterungen 251

Ada.



Erſtes Buch.

Geſang I—IV.

Erſter Geſang.

Emir Hamſad.

Wer iſt jener baa're, bleiche Mann,
Der ſo unſtät durch's Gebirge ſtreicht?
Nirgends ruht er, nirgends hält er an,
Flieht, wo ſich ein menſchlich Weſen zeigt.

Ganz entfärbt, zerſchabt, iſt ſein Gewand,
Grimm ſein Auge, hoch und ſtolz ſein Wuchs;
Eine Flinte trägt er in der Hand,
Langen Lauf's, und wie zum Schuß geſpannt,
Doch vergebens harrt der Hahn des Drucks:

Denn nur Einen hat ſein Schuß zum Ziel,
Um den Einen flieht er alle Andern,
Muß er unſtät durch's Gebirge wandern,
Bis der Eine ihm zum Opfer fiel.

Und er meidet die gebahnten Wege,
Aller Noth und Mühſal beut er Trutz,
Hat kein Obdach in des Hauſes Schutz,
Keinen Ort wo er ſein Haupt hinlege:
Nur die Felswand ſchützt ihn vor dem Wetter,
Und ſein Lager ſind des Waldes Blätter.

Von den Menschen abgeschieden, einsam,
Mit der Wildniß Thieren nur gemeinsam
Lebt er — wäscht sich, stillt des Durstes Glut
Wie die Geier, in des Gießbachs Flut.

Nur zuweilen, eh' der Morgen tagt,
Steigt er, wenn der Hunger in ihm nagt,
Nieder zu den Menschen. Keiner fragt
Wer er sei — man liest sein Fluchgeschick
Aus den hohlen Zügen, aus dem Blick,
Der wie eines Tigers Auge droht . . .
Mit der Hand nur zeigt er nach dem Munde,
Gleich als wollt' er sagen: Gebt mir Brot!
Und man wirft's ihm vor, wie einem Hunde.

Denn die Blutschuld liegt auf seinem Haupt,
Und bis sie gesühnt ist, bleibt er ehrlos;
Bleibt, bis er des Blutfeinds Leben raubt,
Gegen Andre wie ein Säugling wehrlos.

Emir Hamsad ist der bleiche Mann,
Eines Fürsten Sohn von Jelißu,
Selbst bekleidet hoch mit Rang und Würde; —
Doch, seit seine Rachefrist begann,
Hat er keine Freude, keine Ruh',
Und das Leben wurde ihm zur Bürde.

Stets vor Tag und Menschen auf der Flucht,
Hat er keine Freundin — als die Nacht,
Keine Stätte — als die Felsenschlucht,
Keine Ruhe — bis sein Werk vollbracht . . .

Zweiter Gesang.

Ada, die Lesghierin.

Einst stieg Hamsad, als der Morgen graute,
Auf, wo zwischen Felsen, breitgeborsten,
Ein Gebäude in den Abgrund schaute,
Wie ein Felsennest, wo Adler horsten.
Weit umher noch sah er in der Runde
Felsenüberragte Häuser stehn,
Und schon wollt' er eilig fürbaß gehn:
Als, dem ersten Hof entstürzend, Hunde,
Ungethüme, ihm den Weg versperrten,
Heulend an den mürben Kleidern zerrten.
Und er reißt die Schaschka von der Seite,
Scheucht hinweg die heulend wilde Meute.

Plötzlich von des Hauses Dach zur Linken,
Das gen Osten liegt, an steiler Stelle,
Hört er's leise rufen, sieht er's winken,
Und die Hunde lassen ihr Gebelle,
Folgen, wedelnd mit dem Schweif, der Stimme,
Mürrisch knurrend im verbissnen Grimme.

Auf dem Dach steht eine Frau'ngestalt,
Weiß vom Kopfe bis zum Fuß umwallt,

Dicht verhüllende Gewande trägt ſie;
Nach Begehr und Ziel des Wandrers frägt ſie.
O, wie ſüß dem Ohr die Stimme ſchallt! . .

Hamſad ſpricht: Ich bin ein armer Mann,
Habe Nachts mich im Gebirg verirrt,
Daß ich müde jetzt nicht weiter kann,
Bis den ſchlaffen Gliedern Stärkung wird.
Schöne Herrin! hilf mir in der Noth!
Deine Schwelle will ich nicht betreten,
Gieb mir einen Trank, ein Stückchen Brot,
Und zu Allah will ich für dich beten!

Hülfreich hört die Frau des Fremdlings Bitte,
Eilt in's Haus hinab mit ſchnellem Schritte,
Und nicht lang der Fremdling wartend ſteht,
Denn nicht lang im Hauſe unten weilt ſie,
Schnell zurück mit Trank und Speiſe eilt ſie,
Brachte Hirſebrot, und Milch, und Meth,
Und dem Fremdling reichlich davon theilt ſie.

Wie ſie ſorglos ſo mit emſ'ger Hand
Ihrem Gaſt den Imbiß zubereitet,
Achtet ſie nicht, wie ihr das Gewand
Von den blendendweißen Schultern gleitet —
Auch im Morgenwind der Schleier löſt ſich,
Des Geſichts, der Bruſt ein Theil entblößt ſich,
Und der Morgenröthe erſte Strahlen
Fallen auf das Antlitz, das Gewand —
Welcher Künſtler wagt ſolch Bild zu malen
Wie es lebend jetzt vor Hamſad ſtand!
Lebend, ſtrahlend, blendend, lichtumwoben!
Eine Sonne unten — eine oben,

Doch im Anblick beider, wer ermißt
Welche blendender und ſchöner iſt?

Jetzt hat ſie ihr gaſtlich Werk vollbracht,
Und erröthend, ſchambaft zieht ſie wieder
Das Gewand um ihre feinen Glieder,
Wahrt den Schleier vor dem Windeswehen —
Ach! von dieſer Glieder weißer Pracht
Hat der Fremdling ſchon zuviel geſehen!
Doch er drängt zurück in ſtarkem Zwang,
Was die Bruſt durchwogt; ſpricht: Habe Dank,
Schöne Jungfrau! du mein guter Geiſt,
Allah ſegne dich, wer du auch ſei'ſt,
Segne deiner Lebensſtunden jede!

Und die Jungfrau ſprach mit holder Rede:
Ich bin Ada, Tochter Ali-Bey's,
Eines Fürſten vom Didonerſtamme.
Aber Fremdling, was führt dich des Weg's
Her zu dieſem rauhen Bergeskamme?
Iſt ſo ſteil doch rings der Weg gewunden,
So verſteckt durch Laub und Felſenhänge,
So gewahrt durch falſche Nebengänge,
Daß kein Wandrer noch hiebergefunden,
Dem man nicht vom Thal die Spur gezeigt,
Wo der Weg durch Wälder aufwärts ſteigt,
Und ſich nach fünf Seiten dann verzweigt,
Hart vom Fuß der ſteilen Bergeskette,
Wo des Samurs kalte Fluten brauſen,
Und die Mannen unſers Stammes hauſen . . .
Hier iſt unſre letzte Zufluchtsſtätte,
Und darum der Bergpfad ſo beſchwerlich,
Und durch hohle Stellen ſo gefährlich,

Daß der Feind uns nicht erreichen kann,
Drängt er aus den Thälern auf uns an.
Darum wundert's mich, du fremder Mann,
Wie du alle Fährniß überwandest,
Ohne kund'gen Führer zu uns fandest!
Glaub's: ich schämte mich, daß ich dich früge,
Thät' ich's nur um diese dürft'ge Gabe,
Denn wir haben Speise zur Genüge,
Und in Freuden theil' ich, was ich habe:
Doch dein Wuchs und deine edlen Züge
Passen nicht zu einem Bettlerkleide!
Ganz verrostet ist das Stahlgefüge
Deines Gürtels, und dein Wehrgeschmeide . . .
Plagt dich Krankheit, drückt dich Noth und Kummer,
Tritt herein, dich bei uns auszuruhn!
Deiner Pflege will ich mich befleißen.
Wacht mein Vater auf vom nächt'gen Schlummer,
Wird er dich als Gast willkommen heißen,
Und du sollst dir gütlich bei uns thun! —

Sprach's, und schlug das dunkle Auge nieder.
Und der Fremdling gab zur Antwort wieder:

Schöne Ada! Tochter Ali-Beg's,
Junge Fürstin vom Didonerstamme:
Frage nicht den Fremdling, was des Weg's
Ihn geführt zum rauhen Bergeskamme:
Bin ich sonst auch stolz und gut von Sinnen,
Schwarz und dunkel nun ist mein Beginnen!
Bin ein Fürstensohn von Jelißu,
Selbst bekleidet hoch mit Rang und Würde,
Doch seit meine Unglückszeit begann,
Wurde mir nicht Freude mehr, noch Ruh',

Wurd' ich ein geſchlag'ner, armer Mann,
Den das Leben drückt wie eine Bürde.
Sieh: ein Fürſt aus eurem eignen Stamme
Hat durch Mord den Vater mir geraubt,
Und die Rache liegt auf meinem Haupt!
Und die unglückſel'ge Rachefiamme
Brennt in mir, und muß ſo lange lodern
Bis die Knochen meines Feindes modern! —

Weinend Ada ihr Geſicht verhüllt,
Schmerz und Mitleid ihre Bruſt erfüllt
Um den Fremdling: Schnell von dannen gehe!
Ruft ſie warnend, — daß dich Niemand ſehe!
Sonſt des Todes biſt du hier am Orte!

Emir Hamſad folgt dem Mahnungsworte,
Klimmt ſchon nieder an dem Felſenrück —
Doch noch einmal ruft ſie ihn zurück:

»Sag' mir, Unglückſeliger, wie heißt
Den du ſuchſt auf deinem Schreckensgange?«

— Ibrahim von Achim! —

»Weh mir, Wehe!
Meinen Bruder willſt du mir verderben?
Ibrahim, mein Ibrahim ſoll ſterben?«
Und in wildem, lauten Schmerz zerreißt
Ada ihr Gewand, ſteht jammernd lange,
Bittet Hamſad, daß er von ihr gehe!

Aber Emir Hamſad ging nicht fort —
Ada! ſprach er — höre noch ein Wort!

Siehe: meinem Feind haſt du das Leben,
Aber mir haſt du den Tod gegeben!
Ach, aus meiner erſten, tiefen Noth
Bin ich in noch tief're Noth geſunken,
Denn gegeſſen hab' ich euer Brot,
Und von eurer Milch hab' ich getrunken:
Nimmer jetzt an deines Vaters Stamme
Darf ich löſchen meine Racheflamme!
Weh mir, Ada, daß ich dir begegnet,
Daß zu deinem Haus mein Fuß getrieben,
Statt zu fluchen, hab' ich dich geſegnet,
Wo ich haſſen ſollte — muß ich lieben!
Heimatlos muß ich nun unſtät wandern
Fort und fort; kaum macht mein Tod vergeſſen,
Daß ich an des Blutfeinds Tiſch geſeſſen,
Und die Rache fällt auf einen Andern!

Ada ſprach: Erheitre deinen Blick,
Tröſten will ich dich in deiner Pein,
Deine treue Freundin will ich ſein!
Sieh, veränderlich iſt das Geſchick,
Oft zur Freude kehrt ſich die Bedrängniß,
Denn kein Menſch ergründet ſein Verhängniß.
Ich auch habe ſchon in jungen Jahren
Bitt'rer Noth und Trübſal viel erfahren!
Früher wohnten wir im Thal dort unten,
Wo der Samur durch die blumenbunten,
Schattig-warmen Fluren rauſcht.
Traurig haben wir das ſchöne Land
Gegen dieſe nackte Felſenwand,
Dieſe kalten Berge umgetauſcht!
Ach! ſo gern wär' ich im Thal geblieben:
Doch die Feinde haben uns vertrieben.

Sultan Daniel von Jelißu,
Hieß es — wandte ſich den Ruſſen zu;
Mit des Zaren Heermacht zu uns kam er,
Plündernd unſer Gut und Habe nahm er,
Ward aus unſerm Freunde unſer Feind.
Und wir mußten vor dem Sultan fliehen,
Höher aufwärts in's Gebirge ziehen,
Wo ſo kalt der Strahl der Sonne ſcheint!

Hamſad ſprach: Ich weiß, was ihr erfahren!
Sultan Daniel iſt ein Verräther,
Iſt auch Schuld am Fluche der mich quält.
Doch nicht lange mehr als Sklav des Zaren
Herrſcht er in dem Lande ſeiner Väter:
Seiner Herrſchaft Tage ſind gezählt,
Sühnt er nicht die Schuld aus jenen Jahren . . .

Still! rief Ada — um uns iſt es wach,
Sieh: ſchon wirbelt Rauch dort auf vom Dach,
Länger darfſt du hier nicht bei mir ſtehn,
Doch: reich' mir die Hand auf Wiederſehn!
Steig' behutſam jetzt vom Felſen nieder,
Wenn der nächſte Morgen graut, komm wieder!

Sprach's. Noch einmal reicht ſie ihm die Hand,
Wie er zögernd, zitternd vor ihr ſtand —
Einen heißen Kuß drückt er darauf;
Klimmt behutſam dann den Fels hinunter . . .

Eine Sonne ging am Himmel auf,
Ihm auf Erden eine Sonne unter.

Dritter Gesang.

Ada's erste Liebe.

Ada streckte sich auf's Lager nieder,
Doch sie war zu aufgeregt zum Schlaf —
Von dem frühen Eindruck der sie traf,
Zitterten und glühten alle Glieder.
Zog sie jetzt die langen Wimpern nieder,
War es nur, daß vor dem innern Blick
Noch einmal verklärt vorüberschwebte,
Was sie durch ein wundersam Geschick
Eben erst gesehen und erlebte.
Oft auch prüfend sah sie auf die Hand,
Denn noch fühlte sie des Kusses Brand
Von des Fremdlings Lippen; und ihr war
Dieser Kuß durch Mark und Bein gedrungen.
Und noch hörte sie die Worte klar,
Die beim Abschied ihr in's Ohr geklungen:
»Wo ich hassen sollte — muß ich lieben,
Wo ich fluchen sollte — muß ich segnen!«
Ach, so gerne wär' er noch geblieben,
Und sie bat ihn grausam fortgetrieben!
Doch, auf's Neu wird sie ihm bald begegnen,
Morgen früh schon wird er wiederkommen —
Doch, wie lange währt ihr schon die Zeit,

Solch ein Tag ist eine Ewigkeit!
Wenn er nur den rechten Weg genommen?
Doch das Auge, das ihn hergeführt,
Führt ihn auch in Sicherheit zurück —
Wie dies Auge Ada's Herz gerührt!
Ihr den Weg gezeigt zu einem Glück,
Das sie nie zuvor gekannt, geahnt.
Und die Stimme hatte sie gemahnt
Als ob einer ihrer Wiegensänge
Aus der ersten Kindheit wiederklänge.
Seine Stimme klang so zaubertönig,
Weich, und doch voll Kraft, voll tiefer, klarer ...
Trug er auch ein schlecht Gewand: doch war er
Stolz in Gang und Haltung wie ein König.
Aber: darf sie diesen Fremdling lieben,
Den die Blutschuld vor ihr Haus getrieben,
Der als Erbfeind ihres Stammes kam,
Ihres Bruders Herz zum Ziele nahm?
Doch, die Rache ist den Männern heilig!
Recht war sein Beginnen und verzeiblich,
Daß er blutig abzuwaschen strebte,
Was als Fluch an seinen Fersen klebte.
Und der Bruder ward durch sie gerettet,
Die des Feindes Herz an sich gekettet!
Aber wo wird ihr ein Hoffnungsblick,
Daß ihr Arm, den sie ersehnt, erreiche —
Daß das unglückselige Geschick,
Das auf Hamsad liegt, einst von ihm weiche?
Doch, die Dinge wechseln mit den Zeiten,
Und die Liebe kennt nur Möglichkeiten!

Gar zu schwül war's Ada im Gemach,
Und zu enge war es ihr im Haus,

Auf sprang sie vom Lager, ging hinaus
In die Morgenkühle, stieg auf's Dach.
Ihr zur Linken, morgenlicht umglänzt
Steile Felsenwände heben sich,
Von zerrissenem Gestrüpp umkränzt.
Fern die Häuser schon beleben sich,
Aus den Dächern wirbelt blauer Rauch.
Vögel zwitschern hell in Baum und Strauch.
Dort mit seinem mächtigen Gefieder
Schwingt ein Geier sich vom Felsen nieder.
Silbern aus der goldnen Felsenwand
Stürzt ein Gießbach, ungethümen Sturzes,
Daß es weithin stäubt, wie Perlensand, —
Birgt sich im Gebüsch dann auf ein Kurzes,
Rauscht hervor wo hart am Bergesrand
Große Blöcke ihm den Weg verengen,
Seine Fluten über's Ufer drängen;
Schäumend in das Gras zu beiden Seiten
Und zurück die reinen Wellen gleiten,
Krümmen zwischen strauchbewachs'nen Borden
Ueber Steine ihren Weg nach Norden ...
Vor ihr gähnt ein Abgrund, rauh zerklüftet,
Unten schallt es hundertstimm'gen Schalles,
Doch der Nebel überdeckt hier Alles.
Fern, wo sich der Nebelschleier lüftet,
Zwischen weißumdampften Bergen her,
Zieht der Samur einen lichten Streifen,
Blitzend wie ein Diamantenmeer.
Und, wohin die Blicke Ada's schweifen,
Rings in hehrer Schöne liegt's umher.

Sah sie oft doch schon die Morgensonne
Glühroth aus den Bergen auferstehen,

Aber nie ſchien ihr die Welt ſo ſchön —
Nie mit ſolcher Andacht, ſolcher Wonne,
Hat ſie dieſe lichtumfloſſ'nen Höhn,
Ihrer Heimat wilde Pracht geſehen!
Nie ſo klar ſchien ihr des Himmels Blau,
So balſamiſch nie die Luft, die friſche,
Nie ſo demantrein der Morgenthau,
So melodiſch nie das Flutgeziſche!

Vierter Gesang.

Ali-Beg,
der Wolf von Lesghistan.

Sieh, der Vater tritt zu ihr heran:
Ali-Beg, der Wolf von Lesghistan,
Schon gebleicht von Bart und alt von Jahren,
Doch noch stark im Kampf und vielerfahren.

»Allah segne dich, mein Kind! du hast
Dich schon früh vom Lager aufgemacht,
Und die Freude lacht aus deinem Munde« ...

Seine Hand hat sie zum Kuß umfaßt,
Spricht: Ja, Vater, früh schon in der Nacht
Weckte mich ein fremder, armer Gast,
Von dem Fremden bring' ich frohe Kunde!
Als ich ihm den Morgenimbiß bot,
Trank und Speise, wie dem Gast gebührt,
Dankt' er mir, in tiefster Brust gerührt,
Für die kleine Hülfe in der Noth.
Und ich fragte ihn nach seinem Stamme,
Fragte ihn, was ihn hieher geführt
Auf zu diesem rauhen Bergeskamme?
Und er sprach: »Ich war ein reicher Mann,
War bekleidet hoch mit Rang und Würde,
Doch, seit meine Unglückszeit begann,

Hab' ich keine Freude, keine Ruh',
Und das Leben wurde mir zur Bürde!
Bin ein Fürstensohn von Jelißu,
Emir Hamsad heiß ich, sprach der Mann . . .

»Hamsad?!« rief der Vater, und erbleichte,
»Fragt'st du nicht, wer ihm die Wege zeigte?
Ist auch dieser Aufenthalt verrathen?
Fluch und Rache denen, die es thaten!
Und durch Freundschaft lohntest seinen Haß du!
Ada! Ada! hast du nicht gewußt,
Daß er deines Bruders Blutfeind, daß du
Eine Schlange nährtest an der Brust!«

— Aber, Vater, frei sind wir der Noth!
Hamsad's Blutschuld ist in Nichts versunken:
Denn gegessen hat er unser Brot,
Und von unsrer Milch hat er getrunken!
Sieh, er selber sprach zu mir das Wort:
»Ausgestoßen bin ich hier und dort —
Ada! meinem Feind hast du das Leben,
Aber mir hast du den Tod gegeben!
Nimmer jetzt an deines Vaters Stamme
Darf ich löschen meine Racheflamme!«

Doch der Vater sprach in trübem Muth:
»Kind, dein leichter Glaube ist nicht gut!
Traue keiner Schlange auf den Wegen,
Kriecht sie noch so freundlich dir entgegen!
Wohl versöhnt die Gastfreundschaft das Blut,
Aber nicht bei diesen Söldnerhaufen,
Die ihr Blut für Russengold verkaufen.
Wer verbürgt dir, daß er's ehrlich meint?

Wenn du Brücken bauen willſt zum Glücke:
Mache nie ein Feindeswort zur Brücke!
Sultan Daniel war einſt mein Freund,
Und um ſchnödes Gold ward er mein Feind.
Wer mag Glauben zu der Treue faſſen,
Wo die Fürſten ſelbſt von Treue laſſen?
Bitterer Erfahrung Schmerz währt lange,
Und die Vorſicht braucht nur Augenblicke —
Biß dich einmal eine bunte Schlange,
Hüte dich vor jedem bunten Stricke!«

Ada ſprach: auf Hamſad kannſt du bauen,
Dieſer Mund iſt viel zu ſtolz zum Lügen!
Mag ſein Auge ſtreng und finſter ſchauen,
Solch ein ſich'rer Blick kann nicht betrügen!
Hamſad macht ſich nie zum Ruſſenſklaven.
Als ich unſer Schickſal ihm erzählt,
Sprach er: Ich weiß Alles was euch fehlt,
Kenne alle Qualen die euch trafen —
Sultan Daniel iſt ein Verräther,
Doch nicht lange mehr als Sklav des Zaren
Herrſcht er in dem Lande ſeiner Väter! . . .

Drauf der Greis: »Du ſprichſt nach Kindesweiſe,
Deine Rede paßt zu deinen Jahren,
Doch des Kindes Rath paßt nicht dem Greiſe!
Nie iſt Feindes-Freundſchaft ohne Tücke,
Nie das Wort des Feindes eine Brücke.
Muß dir hundert Mal ein Feind begegnen:
Wird er neun und neunzig Mal dich ſegnen,
Und beim letzten Mal erſt wird ſein Fluch
Aus der Feuerwaffe auf dich regnen,
Denn an Einem Male iſt's genug!

Einmal nur iſt uns beſtimmt zu ſterben,
Doch der Thor nur wird ſich ſelbſt verderben!
Klüger iſt es, neun und neunzig Mal
Unnütz ſeines Feindes ſich zu wahren,
Als durch leichten Sinn ein einzig Mal
Sterbend ſeine Tücke zu erfahren!
Wußte Hamſad bis zu uns zu ſchleichen,
Wird er bald auch Ibrahim erreichen.
Doch dem Vater ziemt's, den Sohn zu ſchützen,
Und des Vaters Vorſicht wird ihm nützen!
Länger iſt nicht unſres Bleibens hier,
Denn nicht ferner eine Zufluchtſtätte
Iſt der Ort, ſeit Hamſad hergefunden.
Darum rüſte dich, zu fliehn mit mir,
Vor der nächſten Nacht ſchon ziehen wir,
Ziehen nieder an das Samurbette.
Wo gen Oſt des Stromes Lauf gewunden,
Weiß ich in der grünen Hügelkette
Einen ſichern Ort für euch zu weilen,
Nie ein Pilger ſetzt dort ſeinen Fuß hin —
Dorthin ſollſt du mit dem Bruder eilen.
Eine Bergwand hebt ſich ſteil am Fluß hin,
Streckt nach hinten krumme Arme aus:
Dort im kühlen Grunde liegt ein Haus,
Unterirdiſch in dem Fels verſteckt,
Rings durch Wald und Hügel dicht verdeckt.
Von dem Ort hat noch kein Feind erfahren.
Schon Kaſi-Mullah fand hier vor Jahren,
Eh' er in der Schlacht von Himry fiel,
Lang' durch meine Vorſicht ein Aſyl.
Hier auch barg ſich einſt Imam Schamyl,
Als die Ruſſen ſtürmten Dargo's Veſte,
Und den Aar verſcheuchten aus dem Neſte.

So der Vater. Ada hört ihn schweigend,
Schmerzgebeugt zur Brust das Köpfchen neigend.
Ob sie auch vor Wehmuth glüht und zittert,
Jedes Wort das Leben ihr verbittert:
Stumm hört sie den Greis ihr Urtheil sprechen,
Wagt den Vater nicht zu unterbrechen —
Kindespflicht bricht selbst die Liebe nicht!

Zweites Buch.

Geſang V—VII.

Fünfter Geſang.

Der Derwiſch.

Im Aoule wird es plötzlich rege:
Seht, wer naht ſich dort vom Schluchtenwege!
Iſt's ein Pilger, der den Weg verloren?
Langſam tritt der Fremdling jetzt heran,
Hält zum Gruß die Hände an die Ohren.
Krieger gaben ihm, von Ali's Stamme,
Das Geleit bis auf zum Felſenkamme.
Alles trug der fremde, dürre Mann,
Was ihm Würde eines Derwiſch gab:
In der Linken hielt er den Koran,
In der Rechten einen krummen Stab;
Ein Gewand von himmelblauer Farbe
Trug er als des Himmels Friedenshemd,
(Im Geſichte eine tiefe Narbe
Zeigte, daß er auch im Kampf nicht fremd!)
Grau ein Gürtel ſchlang um ſein Gewand ſich,
Als der Armuth und Entſagung Zeichen;
Um das Haupt ein hoher Turban wand ſich,
Als Symbol der ew'gen Himmelskrone —
Eine Flöte noch, vor deren Tone
Alle böſen Geiſter von ihm weichen,
(Denn es webet in ihr Gottes Hauch)
Trug er im Gewand nach Ordensbrauch.

Erst gen Osten kehrt er sein Gesicht,
Wendet sich zum Volke dann und spricht:

»Groß ist Allah, groß ist Sein Prophet!
Selig ist, wer seine Wege geht!
Selig sind die Gläubigen und Streiter,
Seiner Lehre, Seines Ruhms Verbreiter.
Selig sind, die viele Russen schlagen,
Denn sie werden Ruhm bei Gott erwerben!
Selig sind, die Seine Banner tragen,
Denn der Herr bewahrt sie vor Verderben!
Alle Gläubigen hat er berufen
Seine Rachesflamme neu zu schüren,
Denn der Feinde Leichen sind die Stufen
Die zum Thor des Paradieses führen!«

Also rief der fromme Gottesmann,
Und das Volk drängt horchend sich heran,
Aus den Höfen, Gärten, von den Dächern,
Selbst die Mädchen aus den Frau'ngemächern.
Alles muß zum frommen Derwisch eilen,
Helfen soll er, rathen, trösten, heilen.
Einer bat um einen Talisman,
Und ein Andrer bat um seinen Segen —
Jedem Wunsche kam der fromme Mann
Schnell mit freundlicher Gewähr entgegen.
Jeder bot ihm Trank und Speise an,
Alles rief: Glück folge deinen Wegen!
Und er schaut zur Rechten und zur Linken,
Bald mit Worten grüßend, bald mit Winken.
Den Aoul zurück jetzt seines Weg's
Schreitet er zur Wohnung Ali-Beg's.

Sechster Gesang.

Der Empfang des Derwisch im Hause Ali-Beg's und seine Botschaft.

„Derwisch Mukammed? — ruft Ali-Beg,
Und sein schlaues Auge freudig blickt,
Wie er sieht den Gast in's Zimmer treten —
Sei willkommen nach dem schweren Weg!
Dank sei Allah, Dank sei dem Propheten,
Daß er solche liebe Gäste schickt!“

Einen fetten Hammel ließ er schlachten,
Theilte selbst das beste Stück vom Rücken,
Theilte dieses Stück zu kleinern Stücken,
Hieß den Kriegern, daß sie Feuer machten,
Ließ die trocknen Scheite glüh verkohlen,
Ließ dann Drähte und ließ Steine holen;
Auf die Drähte zogen sie das Fleisch,
Legten's auf die Steine an die Kohlen,
Machten dann aus Hirse einen Maisch, —
Thaten Alles wie der Herr befohlen.
Als das Fleisch geröstet war am Rost,
Und die Hirse schmackhaft zubereitet,

Bot er erſt dem Gaſte von der Koſt,
Und dann Allen, die den Gaſt begleitet.
Ali-Beg, der Hausherr, war der Letzte,
Der die Speiſe nahm, und der ſich ſetzte.

Als das reiche Mahl nun war zu Ende,
Wuſch zuerſt der Derwiſch ſeine Hände,
Und ſprach ſein Gebet; die Andern nach.
Alle dann verließen das Gemach,
Nur der Wirth blieb mit dem Gaſt allein:

»Möge Glück mit deinen Schritten ſein!
Gierig hängt mein Ohr an deinem Munde;
Bringſt du böſe, bringſt du gute Kunde?
Woher kommſt du, und wo iſt dein Ziel?«

Und der Derwiſch ſprach zu Ali-Beg:
Gruß und Botſchaft bring' ich von Schamyl!
Weit hat mich umhergeführt mein Weg:
Habe alles Lesgbierland durchſtrichen,
Bis in's Heer der Feinde mich geſchlichen:
Bin das Kaſpimeer entlang geſchweift,
Wo die ſtärkſten Ruſſenveſten liegen;
Habe das Kubinerland durchſtreift,
Ueber's Hochgebirg bin ich geſtiegen,
Habe Dſbaro, Jelißu durchzogen,
— Schon aus alter Zeit mir wohlbekannt! —
Habe mit den Prieſtern Rath gepflogen:
Alle ſind ſie dort Schamyl gewogen,
Nur der Sultan iſt ihm abgewandt.
Doch der Ruſſenhaß iſt ſo von ihnen
Weit umher bei allem Volk geſteigert,
Daß ſchon mancher große Stamm ſich weigert

Noch dem Sultan für den Zar zu dienen.
Bis zum Winter wird ein Schlag bereitet,
Um die Russen aus dem Land zu treiben,
Und, wenn uns dein Heerbann dann begleitet,
Muß der Sieg in unsern Händen bleiben!
Doch zur Vorsicht rath' ich bei den Deinen:
Einer ist bei euch — so will mir scheinen —
Den ihr nicht zu gutem Zweck verwandtet,
Als ihr ihn in's Russenlager sandtet,
Um an eurer Statt zu unterhandeln:
Achmet-Chan, vom Stamme der Awaren —
Halt' ihn scharf im Auge: schon seit Jahren
Hab' ich manches über ihn erfahren —
Der scheint nicht den rechten Weg zu wandeln! . . .

So noch viel in seinem Eifer sprach
Muhammed; doch endlich unterbrach
Ali-Bey den Gastfreund, und erzählte,
Wie die Furcht für seinen Sohn ihn quälte,
Wie er ihn zur Nacht noch bergen müßte,
Weil er Hamsad in der Nähe wüßte:

»Folge mir zur grünen Hügelkette,
Wo gen Ost des Samur Lauf gewunden,
Und du selbst einst eine Zufluchtstätte
Mit Schamyl in meinem Schutz gefunden,
Als der Fall von Dargo's starker Veste
Euch vertrieb aus eurem Felsennefte.«

Drauf der Gast: »magst du dein Haus besorgen,
Folgen will ich dir am frühen Morgen,
Denn noch andre Arbeit lockt mich heute:
Ein Vasall der Russen schickt Tribut

An das Feindesheer — und wenig Leute
Sind bestellt zur Karawanenhut,
Und der Zug ist reich an Vieh und Gut.
Mach', daß man mir sicheres Geleit schafft,
Funfzig Reiter halte in Bereitschaft:
Und ich schaffe dir die ganze Beute!

Siebenter Gesang.

Die Karawane und der Ueberfall.

Dunkel, rauh und stürmisch ist die Nacht.
Unter Ahornbäumen flackern Feuer,
Wo die Karawane Halt gemacht
Hart am Fuß der rauhen Felsenwand,
Die wie alt verwittertes Gemäuer
Geisterhaft erglühte von dem Brand.
Schaurig pfeift der Nachtwind durch die Blätter.
Um die Feuer müde Führer kauern,
In dem Schutz der strauchbewachs'nen Mauern
Obdach suchend vor dem rauhen Wetter.
Seitwärts stehn gesattelt ihre Pferde,
Schütteln sich, vom nächt'gen Thau befeuchtet,
Wiehern, scharren mit dem Huf die Erde.
Weiter, matt nur von der Glut beleuchtet,
Liegt im Grase eine Rinderheerde.
Lange Schatten spielen auf den Matten.
Zwischen Kieseln klare Quellen rieseln,
Und im Schein des Feuers glühn und schimmern.
Unter mattem, zitternden Gefunkel
Rings verschwimmt der Feuerschein im Dunkel.
In den Schluchten fern Schakale wimmern.
Dort, wo finster sich die Berge thürmen,
Hört man dumpfes Rauschen, Zischen, Stürmen.
Schattenwerfend wirbelt dicker Dampf

Aus dem Feuerkniſtern durch die Luft —
Plötzlich ſpringt ein Führer auf und ruft:
»Urutſch! hörteſt du nicht Roßgeſtampf?«

— Nein! ſprach Urutſch — aber unſre Pferde
Wiehern lauter, ſcharren wild die Erde,
Wie aus Furcht vor dem Schakalgeheule! —

Und die Führer ſchweigen eine Weile,
Schau'n ſich um mit ſpähender Geberde,
Drücken horchend dann das Ohr zur Erde —
Doch ſie hören nichts als Weh'n des Windes,
Nichts als das Geräuſch der eignen Pferde,
Und das träge Brüllen eines Rindes,
Sonſt iſt Alles ruhig in der Runde ...
Aber plötzlich wieder aufgeſchreckt
Rufen Beide wie aus Einem Munde:
»Wer da?«

Von dem lauten Ruf geweckt
Werden auch die andern Führer munter,
Nahen kampfbereit mit haſtigem Schritte.
Sieh: aus dem Gebüſche ſchleicht ein Mann,
Klimmt bedächtig von dem Fels herunter —
Keine Wehr und Waffen hat er an.
Langſam tritt er in der Führer Mitte,
Breitet ſeine Arme aus zum Segen:
»Friede ſei mit euch auf euren Wegen!«

— Friede ſei mit dir! — ſchall's ihm entgegen.

Alles trug der fremde, dürre Mann,
Was ihm Würde eines Derwiſch gab:

In der Linken hielt er den Koran,
In der Rechten einen krummen Stab.
Einen Gürtel um sein blau Gewand,
Einen Turban nach dem Ordensbrauch,
Eine Flöte mit dem Gotteshauch . . .

Und die Führer küßten ihm die Hand,
Boten einen Sitz ihm, brachten Speise,
Ihn zu laben auf der späten Reise.
Doch der Derwisch dankte für die Gaben:

„Ich bin nicht gekommen mich zu laben,
Sprach er — bin gekommen euch zu warnen,
Weil Gefahren euren Pfad umgarnen.
Der Imam Schamyl, der Alles sieht,
Denn Gott selbst erleuchtet seinen Sinn!
Wußte, daß ihr dieses Weges zieht
Mit Tribut zum Russenlager hin.
Und er fluchte denen, die euch sandten,
Daß sie euch vom rechten Glauben wandten,
Fluchte Allen, die den Feinden dienen
Seines Glaubens, — schwur, euch zu verderben,
Euer Gut als Beute zu erwerben; —
Doch zur Rettung bin ich euch erschienen!
Gott ließ mich im Traume alles sehen,
Was geschah, und was noch soll geschehen.
Seht: umstellt seid ihr von allen Seiten,
Reiter, stark in Rüstung und in Wehr,
Wurden ausgesandt ein ganzes Heer,
Und ihr seid zu schwach, sie zu bestreiten.
Nicht zu zählen ist der Krieger Menge.
Rings besetzt sind alle Schluchtengänge.
Doch ich ging hinaus zu den Muriden,

Zu des Heeres Führer trat ich hin,
Und erweichte seinen harten Sinn.
Geh', sprach er, belehre sie in Frieden!
Und wenn deine Mahnung nicht vergebens,
Wenn sie neu den Weg des Glaubens wandeln,
Fromm nach Pflicht und Gottes Worte handeln,
Will ich gnädig schonen ihres Lebens!«

— Unsre Pflicht ist, treu zu sein dem Chane,
Der uns anvertraut die Karawane —
Nimmer der Verführung Pfad zu wandeln,
Sondern nach des Herrn Befehl zu handeln,
Ob der Weg auch noch so schwer und dornig! —
Also rief der erste Führer zornig.

Drauf der Derwisch: »Weh, wenn ihr nicht glaubt,
Denn die Strafe kommt auf euer Haupt!
Groß ist Allah, groß ist Sein Prophet!
Selig ist, wer Seine Wege geht!
Selig sind die Gläubigen und Streiter,
Seiner Lehre, Seines Ruhms Verbreiter.
Selig sind, die viele Russen schlagen,
Denn sie werden Ruhm bei Gott erwerben!
Selig sind, die Seine Banner tragen,
Denn der Herr bewahrt sie vor Verderben!
Alle Gläubigen hat er berufen
Seine Rachesflamme neu zu schüren,
Denn der Feinde Leichen sind die Stufen,
Die zum Thor des Paradieses führen!«

Und der Erste rief mit Zornesstimme:
— Schweig' und gehe deines Weg's zu wandern! —
Und er stieß ihn fort in seinem Grimme.

Doch zum Derwisch hielten sich die Andern:
»Wagst du, Gottes Diener zu beleidigen?«
Und sie stellten sich ihn zu vertheidigen.

Und der Erste griff nach seinen Waffen,
Doch die Andern drangen auf ihn ein:
Nun begann ein Ringen, Fluchen, Schrei'n.

»Bindet ihn, die Wehr ihm zu entraffen, —
Doch in Vorsicht, daß man ihn nicht tödte!«
Rief der Derwisch.

Bald war er gebunden,
Seine Wehr und Waffen ihm entwunden.
Fluchend, tobend noch in Zorngeberde,
Lag der Führer bloß auf der Erde.
Und der Derwisch blies auf seiner Flöte,
Um die bösen Geister zu verscheuchen . . .

Siehe: plötzlich, fernher hinter'm Hügel,
Sprengen Reiter mit verhängtem Zügel
In die Schlucht, auf das gegebne Zeichen.
Keiner von den Führern kann entweichen.

Doch der Derwisch hieß ihr Leben schonen:
»Mit uns ziehen sollt ihr, bei uns wohnen,
Denn die Gläubigen will Gott belohnen!
Sprach der Derwisch — steigt auf eure Pferde
Folgt uns in's Gebirge mit der Heerde!«

Doch den ersten Führer, der gebunden,
Hieß er nordwärts führen dreizehn Stunden,

Seiner Heimat zu, daß er verkünde
Wie der Herr belohnt, die an ihn glauben,
Und wie er die Sündigen berauben
Und sie büßen läßt für ihre Sünde.

Drittes Buch.

Gesang VIII—XII.

Achter Gesang.

Die Wanderung durch's Gebirge.

Im Gebirg noch kämpften Nacht und Tag.
Golden schon erglüht' es auf den Gletschern,
Silbern stäubt' es von des Gießbachs Plätschern,
Während unten Alles dunkel lag.
Einsam durch's Gebirge sucht ein Mann
Seinen Weg des Gießbachs Lauf entgegen,
Steigt bald aufwärts und bald niederwärts.
Mühsam klimmt er jetzt den Fels hinan —
Keinen Führer hat er auf den Wegen,
Als sein sich'res Auge und sein Herz.
Thaufeucht schlüpfrig ist der Rasen, rings
Dicke Tropfen an den Halmen hängen.
Und er hält sich, daß sein Fuß nicht gleitet,
An den nassen Sträuchen, die sich links
Aus der schwarzgeborst'nen Felswand drängen.
Wie er jetzt, sich windend, aufwärts schreitet,
Tritt sein Fuß auf steiniges Gerölle,
Ihm zur Rechten senkt der Weg sich schief,
Gähnt ein strauchumwachs'ner Abgrund tief,
Unten schallt es, wie Getös der Hölle.

Doch, er achtet des Getöses nicht,
Bei des eignen Herzens wilden Schlägen;
Achtet nicht des Schweißes im Gesicht,
Nicht des Thau's, der sein Gewand befeuchtet;
Schaut dem Morgenglühen nicht entgegen,
Das am Himmel aufflammt: denn ihm leuchtet
Eine andre Sonne auf den Wegen!

Neunter Gesang.

Ada's Flucht.

Bald hat Hamsad nun sein Ziel erreicht.
Nur ein Kurzes noch zieht er des Weg's,
Der rings um den Abgrund aufwärts steigt,
Und gelangt zum Hause Ali-Beg's.
Früh noch ist es in der Morgenstunde,
Todtenstill liegt Alles in der Runde,
Nur vom Fels den Gießbach hört er rauschen.
Alle Vögel ruh'n noch in den Nestern —
Mag er noch so scharfen Ohres lauschen:
Alles schweigt — selbst das Gebell der Hunde.
Hat ihn doch durch ihr Geheule gestern
So zum Zorn gereizt die wilde Meute —
Ach! wie gern hört' er das Bellen heute!

Lange harrt er — doch er harrt vergebens,
Keine Ada zeigt sich auf dem Dache,
Und Nichts rührt sich unten im Gemache . . .
Sie, die ihm die Pfade neuen Lebens,
Neuen Glücks gezeigt: kann sie betrügen?
Nein, dies klare Auge kann nicht lügen!
Schläft sie noch? Schon fern in den Gemächern
Wird es wach, der Dampf steigt aus den Dächern.

Stundenlang in Hoffen und in Bangen
Hamſad ſteht mit ſpähendem Geſicht.
Im Gebüſche ſchon die Zweige klangen,
Hoch ſchon iſt die Sonne aufgegangen —
Seine Sonne ſcheint noch immer nicht!

Hinter'm Bergquell, im Gebüſch verborgen
Stand er: ſieh, da naht am frühen Morgen
Eine Dirne der umlaubten Stelle,
Mit dem Krug zu ſchöpfen aus der Quelle.
Und wie ſie den Fremdling ſchaut, erſchrickt ſie,
Und will fliehen — aber Hamſad blickt ſie
Mit ſo ſchmerzenstiefem Blicke an,
Daß ſie ſtehn bleibt, wie er zu ihr ſpricht:
»Komm! ich bin ein armer, fremder Mann,
Tritt herzu, mein Kind, erſchrecke nicht!
Bei des Vaters Liebe, die dich zeugte,
Bei der Bruſt der Mutter, die dich ſäugte,
Bei dem Glücke deiner eignen Minne,
Schwör' ich: Böſes hab' ich nicht im Sinne!
Aber gieb mir Antwort auf die Frage:
Wo iſt Ada, Tochter Ali-Beg's?
Sieh, ich kam hierher am frühen Tage
Eines mühevollen, langen Weg's,
Mußte rauhe Felſen überſteigen,
Mein Gewand iſt, wie mein Herz, zerriſſen:
Einen Stern ſucht' ich in Finſterniſſen,
Doch der ſchöne Stern will ſich nicht zeigen!
Sieh, die Liebe hat mich hergetrieben,
Du biſt jung, und auch beſtimmt zu lieben,
Du biſt ſchön und biſt zum Glück erkoren,
Hilf dem Armen, der ſein Glück verloren!«

Und sie sprach: — Gott ende deine Klagen!
Was ich weiß, will ich dir gerne sagen,
Doch ich weiß nicht viel: sieh, in der Nacht
Hat sich Ali plötzlich aufgemacht,
Ist zum Hause Ibrahim's gekommen,
Sohn und Tochter hat er mitgenommen,
Ist hinabgestiegen von den Bergen,
Unten in der Thalschlucht sich zu bergen;
Keinem wollt' er seine Wohnung nennen,
Keiner sollte seine Zuflucht kennen,
Denn er sprach: ein Feind sei in der Nähe,
Der nach seines Sohnes Leben spähe . . .
Aber Fremdling, ich muß heimwärts eilen,
Darf nicht länger hier bei'm Quelle weilen,
Sieh: dort kommen, Krüge in den Händen,
Andre Dirnen schon zum Quell heran,
Und ich schämte mich, wenn sie mich fänden
Hier allein mit einem fremden Mann! -

Sprach's, und füllte ihren Krug geschwind,
Ging den andern Dirnen dann entgegen.
Hamsad rief: »Gott segne dich, mein Kind!«
Und zog abwärts auf den rauhen Wegen.

Einen letzten, langen Scheideblick
Warf er noch zurück nach Ada's Haus.
Seligkeit verhieß hier sein Geschick,
Doch mit Ada zog die Freude aus.

Das für ihn des Lebens Blüthe barg:
Dieses Haus steht jetzt da wie der Sarg
Seines Glücks, — im Augenblick geboren,
Ging das Glück im Augenblick verloren!

Hoffnungsfroh begrüßt' er dieſe Mauern,
Und verläßt ſie nun in Weh und Trauern:

Wie ein müder Pilger in der Wüſte
Halb verdurſtet ſchon, ein grün Gefild
Zu erſpähen glaubt, wo Waſſer quillt —
Bis er ſieht, daß nur ein Truggebild
Ihn gelockt, das er als Quelle grüßte ...

Zehnter Gesang.

Hamsad's Klage.

Fieberhaft durchflammt es seinen Geist,
Unruhvoll sein dunkles Auge kreist,
Nirgends kann es festen Blickes haften.
In dem Brandgefilde seines Herzens
Hat aufs Neu der Fürst der Leidenschaften
Seine schwarzen Zelte aufgeschlagen.
Keine Hoffnung sieht er des Verschmerzens
Seines Leids, kein Ende seiner Klagen.
Könnt' er doch nur weinen! — Thränen trösten.
Doch sein dunkles Auge wird nicht naß,
Wird nur trockner, wenn der Schmerz am größten,
Wie im Sonnenglühn der Steppe Gras.
Nimmer Thränen solche Schmerzen lösten —
Die Verzweiflung kennt kein Thränennaß! . . .

Hamsad's Liebe wohnt jetzt bei dem Haß,
Denn das Opfer seiner Stammesrache:
Ibrahim, haust unter Ada's Dache!

Schwerer noch als an dem Schicksalsfluche,
Den die Blutschuld wälzte auf sein Haupt,
Leidet er, seit Ada ihm geraubt.
Unnütz scheint es ihm, daß er sie suche,

Denn vom Vater hofft er keinen Segen,
Und von Ada's Bruder keine Schonung,
Führte ihn der Zufall auf den Wegen
Glücklich auch zu der Geliebten Wohnung.

Einen Abgrund sieht er aufgethan
Zwischen sich und seinem Heiligthume —
Hoch am Abgrund wächst des Glückes Blume,
Doch nach oben führt ihn keine Bahn,
Nirgends winkt ihm einer Hoffnung Schimmer.
Und er darf dem Heiligthum nicht nahn,
Denn, wie er den ersten Schritt gethan,
Schließt sich hinter ihm der Schlund auf immer . . .

Eilfter Gesang.

Durst und Hunger.

Langsam nieder von den Felsen steigt er,
Schwankend wie ein Trunk'ner in der Wildniß.
Lange ziellos durch's Gebirge streicht er —
Ueberall schwebt vor ihm Ada's Bildniß!
In den Rasen hat er sich gelegt;
Müde war er, doch zu aufgeregt
Von den Schicksalsschlägen, die ihn trafen.
Wachen kennt' er nicht, und auch nicht schlafen.
Und so lag er träumend, halb bewußtlos,
Immer noch durchflammt es seine Glieder —
Und ein schwerer Seufzer hin und wieder
Rang sich aus der wildbewegten Brust los ...

In dem Strahl der Sonne tanzen Mücken
Und umschwirren stechend sein Gesicht,
Und, so viel er schlägt: er kann sich nicht
Wehren vor der kleinen Thiere Tücken!

Kleine Mücken, gottgesandte Mücken!
Stecht ihn, weckt ihn aus dem dumpfen Brüten,
Hütet ihn, der sich nicht selbst kann hüten:
Ihm zum Segen werden eure Tücken!

Kleine Mücken, kluge Wetterthiere!
Laßt ſein Schlagen euch nicht unterbrechen,
Fahret fort, den müden Mann zu ſtechen,
Daß er ſich in Wahnſinn nicht verliere!

Wie ſich ſtets der Mücken Schwärme mehren,
Und er kann ſich ihrer nicht erwehren,
Springt er auf von ſeiner Lagerſtätte —
Aber kaum trägt ihn der Fuß noch fort,
Denn ſo ſchwer und ſchwül iſt ihm, als hätte
Ihm die Sonne Seel' und Leib verdorrt.

Jetzt erſt fühlt' er ſcharf der Sonne Strahl,
Die ſchon glüht' in voller Mittagshelle —
Und des Hungers und des Durſtes Qual . . .
Und er ging zur nahen Bergesquelle,
Hielt ſich an den Zweigen, an den langen,
Die vom Ahornbaume niederhingen:
Gierig ſchlürft' er aus der friſchen Welle,
Legt' ſich nieder an der kühlen Stelle.
Links aus dem Geſteine krochen Schlangen,
Wanden ſich in fettig-bunten Ringen.

Ueber ihm verſcheuchte Vögel ſchwangen
Durch's Gebüſch ihr rauſchendes Gefieder,
Lugten ſpähend aus der Höhe nieder.
Hopfen, Epheu, wilde Reben ſchwanken
Rings um alte Eichen, Ulmen, Buchen,
Klettern hoch bis in die höchſten Bäume,
Werfen weitum ihre langen Ranken,
Die von Baum zu Baum einander ſuchen,
Grüne Netze ſchlingend durch die Räume.

Jetzt erst, da die Quelle ihn gekühlt,
Hamsad ganz die Qual des Hungers fühlt;
Und er geht mit trauriger Geberde,
Um zu spähen, wo ihm Nahrung werde.
Denn dem Baum, der an der Scholle klebt,
Giebt die Scholle das, wovon er lebt:
Doch der Mensch, den keine Scholle bindet,
Muß in Mühe suchen, eh' er's findet.

Zwölfter Gesang.

Emir Hamsad und Derwisch Muhammed.

Wie er fürbaß schreitet auf den Wegen,
Hört er's unten in der Schlucht sich regen,
Schallt es wie Gestampf von Rossehufen,
Dann wie Brüllen einer Rinderherde,
Und dazwischen hört er Stimmen rufen.
Hamsad eilt dem fernen Schall entgegen,
Um zu sehen, ob ihm Hülfe werde.

Bald, wie er vom Walde abwärts steigt,
Hat er einen freien Platz erreicht,
Wo er, durch Gebüsch verborgen, sieht
Wie ein langer Zug vorüberzieht
Fetter Rinder, lastbeladner Pferde.
Und es führt den Zug ein dürrer Mann,
Seltsam von Gewand und von Geberde.

Vorn und hinten, wie zu beiden Seiten
Starkbewehrte Trupps von Kriegern reiten,
Die sich ganz wie Bergtscherkessen tragen:
Rauhe Mützen, oben tuchbedeckt,
Gurtumschlung'ne Röcke ohne Kragen.
In dem Gurt ein breiter Kinshal steckt.

Eine lange Flinte hängt am Rücken,
Und die Bruſt Patronenhalter ſchmücken.
Feſt am Riemen, über'm Waffenkleide,
Hängt die Schaſchka links in bunter Scheide.

Doch der Mann, der in gemeſſ'nem Schritt,
Ernſten Blicks voran dem Zuge ritt,
War des Waffenſchmuckes ganz beraubt:
Sein Gewand fällt nieder bis zum Bügel,
Und ein hoher Turban deckt ſein Haupt —
Hielt' er ſtatt des Korans nicht den Zügel
In der Linken — hätte man geglaubt,
Einen Derwiſch ſähe man dort ziehn!

Hamſad richtet ſcharf den Blick auf ihn,
So bekannt erſcheint ihm dies Geſicht —
Ja, er kennt den Mann, er täuſcht ſich nicht!
Muhammed, der Derwiſch, der ſo häufig
Schon das Land von Jelißu durchwallt,
Dem das Wort des Friedens ſo geläufig
Wie das Wort zum Kampf vom Munde ſchallt,
Wenn der Kampf den Landesfeinden gilt: —
Muhammed, der Unterdrückten Schild,
Er, der Schutz der Schwachen und der Armen —
Alles folgt begierig ſeiner Spur,
Denn er hilft und tröſtet gern, und nur
Gegen Ruſſen kennt er kein Erbarmen!

Aber wie kommt Muhammed dazu
Hoch voran dem reichen Zug zu reiten?
Sah er ihn doch ſonſt in Jelißu
Dürftig ſtets am Pilgerſtabe ſchreiten ...

Emir Hamſad ſteht und ſinnt nicht länger,
Denn der Hunger iſt der größte Dränger.

Eilig aus dem Bergwald ſteigt er nieder,
Und dem Reiterzug eilt er entgegen:

»Friede ſei mit euch auf euren Wegen!«

— Friede ſei mit dir! — ſo ſcholl es wieder.

Und die Krieger ſah'n von ihren Pferden
Prüfend auf den müden Wandersmann,
Stolz hat er in Haltung und Geberden —
Aber Kleider wie ein Bettler an.

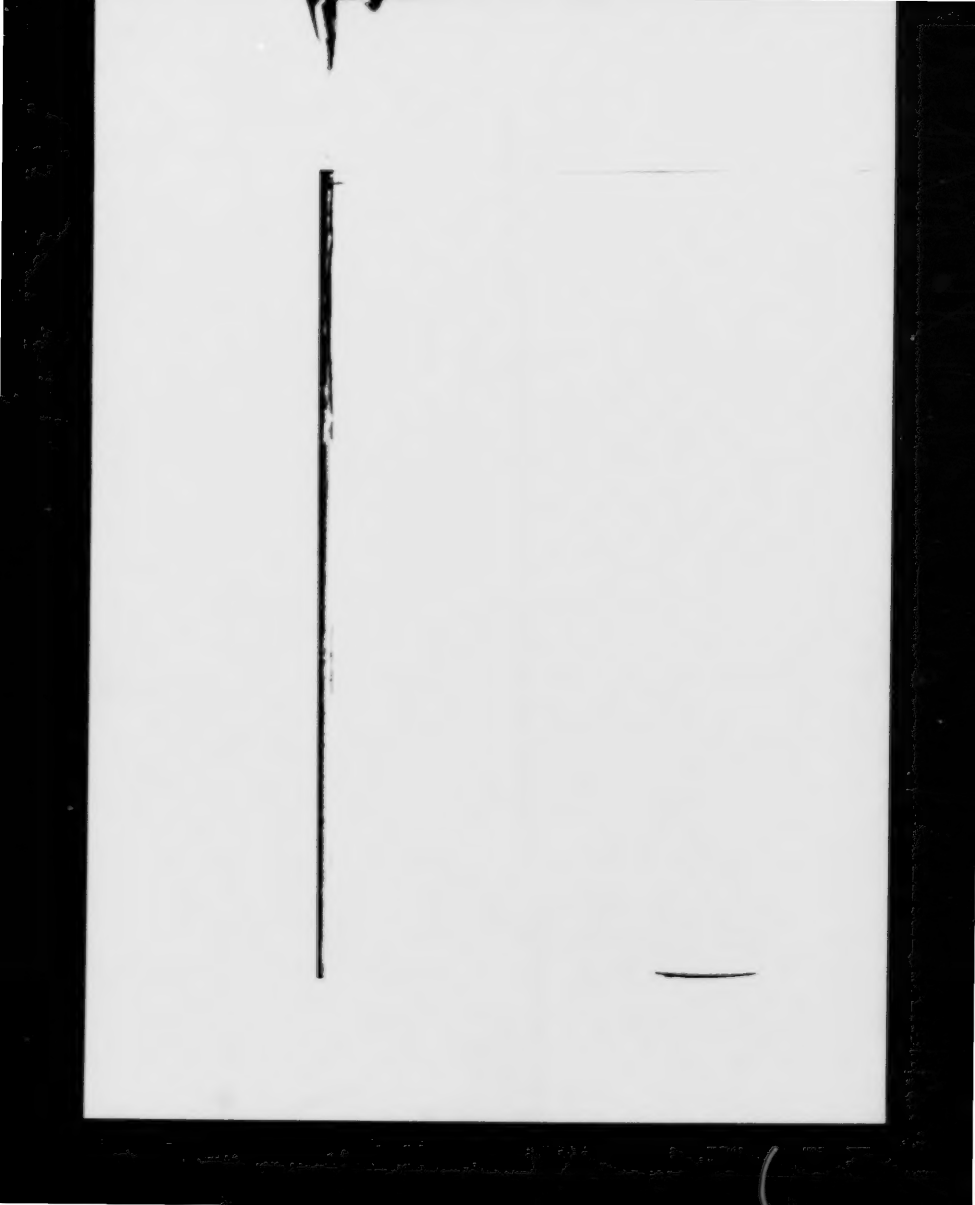
Und ſie brachten Brot und Milch herbei,
Eh' ſie Hamſad fragten wer er ſei?
Und er aß mit gieriger Geberde,
Langſam weiter ziehend mit der Heerde.

Muhammed, wie er den fremden Mann
So gelabt ſah, ritt zu ihm heran,
Und in Neugier hub er an zu fragen
Ihn, nach Namen, Heimat, Reiſeziele.

»Derwiſch! gern will ich dir Alles ſagen
— Sprach er — doch mein Wort paßt nicht für Viele!
Sieh, ich kenne dich aus meinem Land,
Das du oft am Pilgerſtab durchmeſſen,
Uns zu predigen im Namen deſſen
Der zum Heil der Völker dich geſandt.
Aber laß uns ſeitwärts ziehn zu Zwei'n,
Daß nicht Andre meine Rede ſtören,

Denn ich will nicht, daß mich Andre hören —
Was ich sage, sag' ich dir allein'.

Und der Derwisch stieg herab vom Pferde,
Daß ihm Kunde von dem Fremdling werde,
Gab das Pferd zur Obhut einem Reiter,
Langsam zog er dann mit Hamfad weiter . .



Viertes Buch.

Gesang XIII—XV.

Dreizehnter Gesang.

Die Verfolgung.

Wer da? Plötzlich Aller Blicke wandten
Sich: ein Reiter kommt in Hast gesprengt,
Einer der von Muhammed entsandten:

»Schnell zum Walde mit dem Zug geschwenkt!
— Ruft er — Feinde folgen meinen Schritten,
Zahlreich, starkbewehrt und wohlberitten.
Reiterschaaren kamen auf den Wegen
Uns vom Stamme Amurad's entgegen,
Die den Karawanenführer kannten.
Laut schrie er um Hülfe, und sie rannten
Kämpfend auf uns an — er ward befreit —
Wilde Flucht nur trug mich aus dem Streit,
Durch die Botschaft dacht' ich euch zu nützen —
Eilet euch zu wahren und zu schützen,
Denn die Feindesschaar ist nicht mehr weit,
Und es führt den Zug des Streites Schürer:
Amurad, der Karawanenführer!«

Und der Krieger fast zusammenbrach
Mit dem Pferd, wie er die Botschaft sprach . . .

Schnell der Derwisch ordnet Alles an,
Sichert erst die reichbepackten Pferde;
Zwanzig Reiter dann zum Schutz der Heerde
Stellt er auf im Walde; weit voran
Stehn die Andern in des Weges Enge —
Ferne zeigt sich schon der Feinde Menge.

Spricht der Derwisch zu dem jungen Gast:
»Du bist von den Unsrigen: du hast
Unsre Milch genossen, unser Brot,
Und du wirst uns beistehn in der Noth!«

Emir Hamsad rüstet sich in Hast,
Seine Flinte ließ er bei dem Troß,
(Drin das Schicksalsblei, das unbenutzte),
Ließ sich andre Wehr und Waffen geben,
Gab der Derwisch ihm sein eignes Roß.

Doch vor seinem neuen Reiter stutzte
Der leichtfüß'ge Rappe — wiehert, schnaubt,
Beugt das feine, langgemähnte Haupt,
Bäumt und will ihn aus dem Sattel heben —
Doch wie angeschmiedet sitzt er fest
Mit den Knie'n, der eher von dem Leben
Als von seines Rosses Rücken läßt!
Läßt sich sorglos rückwärts, seitwärts tragen,
Läßt es bäumen, schnaufen, wiehern, keuchen,
Emir Hamsad zwingt es nicht durch Schlagen,
Drückt ihm keine Sporen in die Weichen,
Seine Füße stehen fest im Bügel,
Mit der linken Hand hält er die Zügel,
Mit der rechten streichelt er das Thier
Und besänftigt schmeichelnd seinen Zorn:

Nun, mein gutes Roß, was iſt mit dir!
Warum fleiſcheſt du die weißen Zähne,
Sträubſt in Zürnen deine ſchwarze Mähne?
Komm, mein Thier, zum Kampfe folge mir!
Horch! ſchon klirren Waffen, Schüſſe fallen,
An den Feinden übe deine Tücken . . .

Nach und nach ihm minder widerſtrebt es
Wie er koſend ſtreichelt Hals und Rücken,
Spitzt die feinen Ohren bei dem Knallen,
Leicht die Füße wie zum Tanze hebt es,
Hoch das Haupt wie eine Fürſtin trägt es,
Mit dem langen Schweife ſpielt und ſchlägt es;
Tanzt zur einen und zur andern Seite,
Folgt geduldig ſchon des Zügels Zuge, —
Plötzlich dreht es Hamſad — und im Fluge
Jagt es mit dem Reiter in die Weite . . .

Vierzehnter Gesang.

Emir Hamsad im Kampfe. Der Tod Amurad's, des Karawanenführers.

Schien er erst auf seinem Schicksalsgange,
Da sein Fluch ihn von den Menschen trennte,
Einem stolzen Schwane gleich, der lange
Nicht mehr schwamm in seinem Elemente:
Glich er jetzt dem Schwane dem sich wieder
Frische Wasserflut entgegenbreitet,
Drin er gierig, lechzend, auf und nieder
Taucht, mit seinem glänzenden Gefieder
Majestätisch durch die Wogen gleitet . . .

Also Hamsad in des Kampfes Wogen
Wie er kommt auf stolzem Pferd geflogen.

Lang im Gürtel drei Pistolen trägt er,
Türkische, mit damascirtem Lauf —
Mit der ersten einen Feind erlegt er
Wie er anrennt, — spart die andern auf.
Mit Arkanen ist sein Pferd behangen,
(Langen Schnüren, vorne schwer durch Blei),
Wen er damit trifft der ist gefangen,

Wehrlos zieht er ihn am Hals herbei.
Emir Hamsad ist geschickt im Werfen,
Schon fünf Reiter zog er auf die Erde,
Und der heiße Kampf stählt seine Nerven,
Alle Muskeln spannen sich, — vom Pferde
Wirft er weithin den Arkan, den langen,
Alles weicht vor ihm zurück in Bangen,
Wo er naht mit spähender Geberde.
Neubelebt fühlt er sich in dem Kampf,
Wie Musik klingt ihm das Roßgestampf,
Und das Schreien, Stöhnen, Klirren, Knallen;
Mancher starke Mann ist schon gefallen,
Weithin wirbelt blauer Pulverdampf.
Und wer Hamsad sah in seinem Wüthen,
Wie die sonst so bleichen Wangen glühten,
Wie die Adleraugen Funken sprühten:
Kennt nicht mehr den müden, hagern Wandrer,
Von Gestalt und Art ist er ein Andrer ...
Um ihn kämpfen muthig Ali's Reiter,
Zischt's von Kugeln, klirrt von Säbelhieben,
Immer vorwärts geht es, immer weiter —
Von der Wahlstatt wird der Feind vertrieben.

Sieh: ein Mann mit zorniger Geberde
Fliegt heran auf langgemähntem Pferde,
Reitet los auf Hamsad, schießt, und streift
Mit der Kugel ihn am linken Arme,
Daß der Wunde Blut, das rothe, warme,
Von dem aufgerissnen Aermel träuft.
Doch im Augenblick schießt Hamsad nieder,
Röchelnd stürzt sein Feind vom Pferde nieder —
Der Getroffne war des Streites Schürer:
Amurad, der Karawanenführer.

Und da Hamſad's Reiter ſah'n, daß Blut
Ihm vom Arme troff — in Zorneswuth
Stürzen ſie auf's Neu mit ganzer Wucht
Auf die Feinde, treiben ſie zur Flucht,
Fliehend finden Viele noch ihr Grab.
Wenige nur der verſprengten Reiter
Schießen rückwärts ihr Piſtol noch ab,
Und dann jagen ſie im Fluge weiter.

Funfzehnter Gesang.

Die Heimkehr von der Wahlstatt. Hamsad's Pflege.

Schnell hat sich der Pulverdampf verzogen,
Auf der Wahlstatt hört man Stöhnen, Aechzen
Sterbender, die mit dem Tode ringen —
Und schon kommen Geier angeflogen,
Schwarze Raben beutespähend krächzen
Und den Sterbenden ihr Grablied singen.
Noch ist hier das Leben nicht gebrochen,
Und schon haben sie den Tod gerochen . . .

Von den Feinden waren viel gefallen
Und die andern spurlos schnell verschwunden;
Ali's Reiter blieben zwei von Allen
Todt — zehn bluteten aus ihren Wunden.

Doch die Andern führten reiche Beute:
Funfzehn Feinde nahmen sie gefangen,
Starkbewehrte, kampfgeübte Leute,
Pferde, — Waffen die von Goldschmuck prangen . . .

Wie sie waldwärts zogen auf den Wegen,
Kam der Derwisch ihnen froh entgegen,
Gab den Kriegern seinen Dank und Segen.

Hamſad ſtieg von ſeinem Roſſe nieder,
Bot es an zum Ritt dem Derwiſch wieder —
Aber der umarmte ihn gerührt:
»Junger Held! — ſprach er — behalt' das Pferd,
Das du ſtark zum Kampf und Sieg geführt.
Wahrlich, beſſern Preiſes biſt du werth!
Durch dein Blut haſt du dich uns verpfändet,
Allah ſelbſt hat dich uns zugeſendet.
Uns zur rechten Zeit biſt du gekommen,
Mit dir iſt der Himmel und ſein Glück,
Mehr als er an Todten uns genommen
Gab er an Lebendigen zurück!
Ohne dich erlagen Ali's Reiter,
Doch du biſt ein rechter Gottesſtreiter,
Denn ſo ſpricht der Herr durch den Propheten:
Unter meine Feinde will ich treten,
Will ſie ſchlagen mit des Schwertes Schärfe,
Daß ich Jeglichen zu Boden werfe
Der nicht niederfällt mich anzubeten! « . . .

Und der Derwiſch prüfte Hamſad's Wunde,
Fühlt' ſie ſorgſam taſtend mit der Hand an,
Suchte große Blätter in der Runde,
Mit den Blättern legt er den Verband an,
Als er von der Wunde erſt das Blut
Abgewaſchen mit des Gießbachs Flut. —
In der Heilkunſt hat er tiefe Kunde,
Alle Tugenden der Kräuter kennt er,
Ihre Heilkraft und ihr tödtlich Gift,
Jede Pflanze in drei Sprachen nennt er,
Weiß genau den Ort wo man ſie trifft,
Ob ſie im Gebirg, im Thal zu finden;
Jede Krankheit weiß er ſchnell zu deuten,

Tränke, Salben, Bäder zu bereiten,
Lockt die bittern Säfte selbst aus Rinden.
Ist ein Arzt der Seele wie des Leibes,
Heilt des Mannes Krankheit wie des Weibes ...

Als er Hamsad's Wunde gut verbunden,
Sah er nach der andern Krieger Wunden;
Jeden ließ er seine Leiden klagen,
Jedem wußt' er Tröstliches zu sagen.

Saß im Rasen Einer unter ihnen,
Saß mit bleichen, kummerschweren Mienen —
Jung war er, der Jüngste wohl von Allen,
Lauten Klageruf ließ er erschallen,
In Verzweiflung rang er seine Hände,
Seinem Weh und Jammer war kein Ende:
Denn sein Vater war im Kampf gefallen!

Vor ihm lag die kopfgespalt'ne Leiche,
Heiß preßt er das Angesicht, das bleiche,
An des Vaters kalte Brust — vergebens
Ruft er, forscht nach Spuren warmen Lebens:
Keine Lebensspur ist mehr geblieben!
Von zwei scharfen, wucht'gen Säbelhieben
Ward die Seele aus dem Leib getrieben ...
Ganz entstellt, voll Blut ist sein Gesicht.
Krampfhaft zog die Lippe sich zusammen,
Schnell brach seines Adleraunges Licht,
Brach um nimmer wieder aufzuflammen.
Und der Held, der alterprobte, stolze,
Stürzte nieder, wie von mürbem Holze
Vor der Axt ein Baum zusammenbricht ...

Naht der Derwisch, spricht in mildem Ton:
›Laß das Klagen, stehe auf, mein Sohn!
Wahrlich, Schön'res mag kein Held erzielen!
Um die Todten ziemt sich nicht zu weinen
Die im Kampfe für den Glauben fielen,
Denn der Herr macht ihre Schuld zunichte,
Ohne Fehl', mit weißem Angesichte
Werden sie vor Allah's Thron erscheinen!

Aber zürnen wird er mit den Andern,
Alle Strafe trifft sie des Gerichtes,
Daß sie schuldig, schwarzen Angesichtes
In die ewige Verdammniß wandern:
Weil sie von dem wahren Glauben ließen,
Allah's Boten höhnend von sich stießen!

Mögst im Leben du dem Vater gleichen,
Und wie er einst solchen Tod erreichen!
Wer im Kampfe für den Herrn gefallen
Wird im Himmel groß sein unter Allen!‹

* * *

Drauf der Derwisch hieß den Zug bereiten,
Noch vor Nacht die Heimat zu erreichen,
Denn nur langsam kann die Heerde schreiten.
Auf zwei Rinder banden sie die Leichen
Der erschlagnen Freunde — denn die Pferde
Scheuten vor den Todten. Eh' sich jetzt
Nach des Tages Drangsal und Beschwerde
Alles heimwärts in Bewegung setzt',
Ließ der Derwisch sich des Zwietrachtschürers
Amurad, des Karawanenführers

Leiche bringen, die ganz blutbenetzt.
Aus dem Gürtel zog er sein Kalemdan,
Schrieb:

»So straft Schamyl die Missethäter,
Ihres Glaubens, ihres Land's Verräther.«

Heftete die Schrift des Todten Hemd an,
Ließ die Leiche an der Felsenwand,
Das Gesicht nach Osten zugewandt.

Fünftes Buch.

Gesang XVI—XX.

Sechzehnter Gesang.

Die Lehren des Derwisch. Hamsad's Zweifel und Bekehrung.

Wie sie heimwärts zogen mit der Heerde,
Mußte Hamsad, auf des Derwisch Fragen,
Alles was das Herz ihm drückte, sagen;
Jener horcht mit prüfender Geberde.
Sprach, in Trauern sich zum Derwisch wendend,
Emir Hamsad, seine Rede endend:

»So aus meiner ersten tiefen Noth
Bin ich in noch tief're Noth gesunken,
Denn gegessen hab' ich Ali's Brot,
Und von seiner Milch hab' ich getrunken —
Nimmer jetzt an meines Blutfeinds Stamme
Darf ich löschen meine Racheflamme!«

Sprach der Derwisch:

— Aber danken würde
Ich dem Himmel, daß ich frei der Bürde!
Warum willst du deinem Schicksal grollen,
Daß es so von dem verhängnißvollen
Fluch der langen Blutschuld dich befreit,
Und in Liebe umgekehrt den Streit? —

Emir Hamſad gab zur Antwort wieder:

»Mehr als Haß drückt ſolche Liebe nieder,
Hoffnungsloſe Liebe, deren Flamme
Nicht erliſcht als durch den kalten Tod!
Denn getrennt bin ich von Ali's Stamme
Ewig durch des Haſſes Fluchgebot.
Aber heimatlos muß ich nun wandern
Fort und fort; kaum macht mein Tod vergeſſen
Daß ich an des Blutfeinds Tiſch geſeſſen,
Und die Rache fällt auf einen Andern.
Beſſer wär' es, hätte gleich mein Blei
Ibrahim getroffen — dann vorbei
War's mit einem Male! aber ſo
Wird jetzt Keiner ſeines Lebens froh!«

Drauf der Derwiſch:

— Laß dein banges Härmen!
Wird ein junger Adler gleich verzagen
Weil er ſich vom heim'ſchen Neſt verlor?
Königsadler fliegen nicht in Schwärmen!
Mächtig iſt dein junges Flügelſchlagen,
Und dein ſtolzer Flug muß dich empor
Ueber Trug und Wahn der Menge tragen!
Sieh den Baum hier, den Tſchinärenbaum:
Weit ragt ſein Gezweige durch den Raum,
Und noch weiter als die Zweige ragen,
Durch die Erde knorr'ge Wurzeln kriechen,
Die ihm Stütze bieten, Nahrung tragen,
Daß der Stamm, die Zweige nicht verſiechen.
Durch die unſcheinbaren Wurzeln ſtützt er
Seine ſtolze Größe; gaſtlich ſchützt er

Jeden Wandrer; ihn zernagt kein Wurm,
Und ſein ſtarker Stamm trotzt jedem Sturm,
Und ſein dichtes Laub trotzt jeder Wolke —
Dieſen Baum vergleiche deinem Volke:
Denk' daß jetzt ein Zweig den andern ſchlüge,
Bis ſie alle brächen und verdürben, —
Eine Wurzel Gift zur andern trüge,
Bis die knorr'gen Wurzeln alle ſtürben:
Würde nicht die Wurzel, Zweig und Laub,
Auch der Stamm bald der Zerſtörung Raub?

Emir Hamſad ſah den Gottesmann
Prüfend, zweifelvollen Blickes an:

»Willſt du an der Väter Glauben rütteln,
Der ſo lang getrotzt dem Sturm und Wetter —
Kann ein Volk den Glauben von ſich ſchütteln
Wie der Baum im Herbſt die welken Blätter?«

Drauf der Derwiſch:

— Lern' mich recht verſtehen!
Bricht ein guter Baum, wenn man ihn rüttelt
Daß er welke Blätter von ſich ſchüttelt?
Was verdorben iſt, mag untergehen,
Neues, Beſſres wird daraus erſtehen!
Nicht der Baum, die Zierde dieſes Raumes:
Nur der morſche Auswuchs dieſes Baumes
Bricht, wenn Herbſtesſtürme ihn entlauben.
Für die ſchlechten Blätter die verwehten,
Wird der Lenz mit friſchem Grün ihn kleiden
Alſo iſt es mit dem wahren Glauben.
Darum weckt der Herr im Volk Propheten!

Daß ſie Schlechtes von dem Guten ſcheiden.
Solch ein Gottesbote iſt Schamyl;
Allem Volk zeigt er das rechte Ziel,
Lehrt uns Irr- und Nebengänge meiden,
Pflegt des wahren Glaubens wahren Kern:
Darum ehr' ich ihn als meinen Herrn!
Seine Lehre hat er mir enthüllt,
Und was er verhieß, hat Gott erfüllt.
So ward ich auch Gottes Boten Einer,
Doch an Allem ohne Ihn gebricht es,
All mein Licht iſt Abglanz Seines Lichtes,
Meine Kraft ein Ausfluß nur von Seiner!
An dem Baum des Glaubens muß ich rütteln,
Daß ihn gift'ger Wurmfraß nicht zerfrißt —
Rütteln um das Schlechte abzuſchütteln,
Wie der Fluch der Blutſchuld Schlechtes iſt!. . .

Emir Hamſad ſchüttelte das Haupt,
Sprach:

»Mein Volk hält heilig was es glaubt,
Will, daß wer getödtet, wieder ſterbe,
Ob der ganze Stamm darum verderbe!«

Nahm der Derwiſch mahnend Hamſad's Hand:

— Alſo ſprach Schamyl, der mich geſandt:
Wer an Allah glaubt, den Einen, Wahren,
Soll ſich um mein ſiegreich Banner ſchaaren;
Alle meine Stämme will ich einigen,
Sie von innerm Zwiſt und Blutſchuld reinigen, —
Einen Feind nur ſollen Alle kennen,
Als ein Volk ſich alle Stämme nennen!

Wohl heißt's: wenn mich ein Feind beleidigt,
So trinkt mein Schwert sein Blut —
Doch: wo ein Volk sein Land vertheidigt,
Schürt man nicht innern Hasses Glut!
An einem Feinde ist's genug!
Wo soll die blut'ge Zwietracht enden,
Wenn Einer stets den Andern rächt,
Im eignen Volk der Rachefluch
Sich von Geschlechte zu Geschlecht
Forterbt mit mörderischen Händen?
An einem Feinde ist's genug! . . .

Emir Hamsad sprach gerührt zum Greise:

»Derwisch Muhammed! du redest weise!
Nimmst vom Auge alten Irrwahns Blindheit,
Ich begreife, glaube deine Lehren,
Aber schwerer ist's ein Volk bekehren,
Das noch lebt in erster Glaubenskindheit!
Wär' es möglich Ada beimzuführen,
Möglich ihres Vaters Herz zu rühren
Und von meinem Fluche mich zu reinigen:
Wohl Verzeihung fände ich bei Einigen,
Doch die Mehrzahl hätte kein Erbarmen —
Mich verhöhnen würde man und steinigen!
Also keine Hoffnung blüht mir Armen,
Wenn nicht Gott sich selbst in's Mittel legt
Und im Blitz den letzten Feind erschlägt
Den das Schicksalsblei bestimmt zu tödten —
Nimmer darf sein Blut die Erde röthen:
Denn nach Rache schreit vergoss'nes Blut,
Neu entflammt es alten Haders Glut.
Nur der Himmel kann vom Fluch des Bösen,

Den die Blutſchuld in ſich trägt, erlöſen!
Nur der Blitz aus Gottes Donnerwolke
Kann vereinen was getrennt im Volke.
Doch ſolch Gottgericht kommt gar zu ſelten,
Darum darfſt du meinen Schmerz nicht ſchelten.«

Bei den Worten, ſelbſt wie Blitzesglühn,
Sah man's aus des Derwiſch Augen ſprühn —
Er verſank in langes, tiefes Sinnen . . .
Wie er wieder Hamſad's Hand ergreift
Iſt ein großer Plan in ihm gereift,
Ein Entſchluß zu mächtigem Beginnen.
Und er ſprach:

— Erheitre deinen Blick,
Sieh, veränderlich iſt das Geſchick,
Oft zur Freude kehrt ſich die Bedrängniß,
Denn kein Menſch ergründet ſein Verhängniß!
Iſt ein letzter Weg zur Hoffnung offen,
Soll der Menſch vertrauen und ſoll hoffen:
Gott iſt mit den Gläubigen auf Erden,
Läßt ihr Hoffen nicht zu Schanden werden!

Siebzehnter Gesang.

Der Abschied.

Und da sie sich naheten dem Orte
Wo die Mannen wohnten — von dem Herde
Ali-Beg's durch Fels und Wald geschieden —
Machten sie noch einmal kurze Rast,
Und der Derwisch sprach zum jungen Gast:

»Emir Hamsad, ziehe hin in Frieden!
Kommen wird die Zeit, sie ist nicht weit,
Wo die blut'ge Stammeszwietracht endet,
Und der Herr das Volk zum Rechten wendet.
Durch dein Blut hast du dich uns verpfändet,
Deinen Arm dem Dienst Schamyl's geweiht.
Wie er nicht der Schuldigen verschont,
Läßt Schamyl auch die nicht unbelohnt
Die ihm dienen um des Glaubens willen.
Er hat Mittel jeden Schmerz zu stillen.
Wunden schlagen kann er, Wunden heilen . . .
Meine Pflicht heißt mich jetzt von dir eilen,
Müssen noch getrennte Wege gehn,
Müssen scheiden — doch auf Wiedersehn!
Folg' dem Hohlweg längs des Gießbachs Bette,
Bald gelangst du in der Bergeskette

Rechts zu einem wildverwachſ'nen Raum,
Buſch drängt ſich an Buſch, und Baum an Baum.
Eine mächt'ge Ulme ſteht ganz vorn,
Wie zur Waldeswacht — von ihren Zweigen
Laß waldeinwärts dir die Wege zeigen:
Bald vermindert ſich Geſtrüpp und Dorn,
Lichter wird der Weg mit jedem Schritt,
Dunkle Felſen ſiehſt du, von Granit,
Aus der Ferne dir entgegengrauen,
So gehöhlt, wie künſtlich ausgehauen.
Eine Quelle rieſelt unter Blättern,
Und der Hohlfels ſchützt dich vor den Wettern:
Dort zieh' hin! ſei froh und guter Dinge,
Bis ich dir von Ada Kunde bringe.
Eine Kuh nimm mit, Gewand und Speiſe,
Und Gott ſegne deine kurze Reiſe!
Eins noch: haſt du in der Schrift Erfahrung,
Kennſt des Koran Sinn und Offenbarung?«

Hamſad ſprach:

— Der Mullah unſres Ortes
Lehrte mich den Sinn des Koranwortes,
Und mein eigner Vater unterwies
Mich im Schahnamé und im Hafis;
Manchen Vers nnd Spruch als ein Vermächtniß
Jener Zeit führ' ich noch im Gedächtniß. —

Rief der Derwiſch:

»Heil dir, Emir Hamſad!
Solcher Schmuck ſteht wohl dem kühnen Krieger:
Nur wo Weisheit ſich mit Muth vereinigt,

Wird er von der Rohheit Schmutz gereinigt:
Wilden Muth hat auch der Wolf und Tiger!
Sieh, wo sind die großen Zeiten nun
Der Sabhäg, der Dshem und Feridun?
Iran's Ruhmestage sind vollbracht,
Ihr Gedächtniß liegt dem Volk schon ferne,
Doch ein neuer Stern strahlt durch die Nacht,
Ueberstrahlend alle andern Sterne.
Gott hat ihn vor Allen groß gemacht,
Bald durch alle Lande wird er scheinen!
Alle Feinde ehren seine Kraft,
Alle Freunde seine Wissenschaft,
Wer ihn kennt, den zählt er zu den Seinen!«

Sprach's, und zog ein Heft aus dem Gewand,
Gab es Emir Hamsad in die Hand:
»Nimm dies mit in deine Einsamkeit,
Es enthält die »Stufen der Erkenntniß,«
Lehrt des Korans richtiges Verständniß.
Prüfen werd' ich dich nach kurzer Zeit
Ob du reif geworden zum Muriden —
Nun leb' wohl und ziehe hin in Frieden!«

Achtzehnter Gesang.

Die Gefangenen und der junge Krieger aus dem Abendlande

Emir Hamsad zog gerührt von dannen,
Und der Derwisch sprach zu seinen Mannen:

»Eh' wir Ali-Beg, dem Wolf, verkünden
Wie viel wir Gefangene gemacht,
Forschen wir zuerst nach ihren Sünden,
Wie sie kämpften für der Feinde Macht,
Ob gezwungen, ob mit Vorbedacht —
Sie zu prüfen will ich mich befleißen,
Manchen könnt' er unnütz sonst zerreißen.«

Und sie führten die Gefangnen her,
Drei Kosaken waren auch darunter,
Alle Andern blickten trüb und schwer,
Die Kosaken blickten keck und munter.

»Wer an Allah glaubt und den Propheten,
Trete her zu mir, mein Wort zu hören!«

Und sie eilten sich heranzutreten —
Sprach er:

»Wollt ihr auf den Koran schwören:
Uebertreten hab' ich Allah's Pfade,
Ob der Missethat fleh' ich um Gnade,
Sühnen will ich meine Schuld durch Reue,
Und Imam Schamyl gelob' ich Treue?«

Und sie schwuren. Zweie nur von ihnen
Standen da mit trutzig wilden Mienen,
Weigerten sich dem Imam zu dienen.

Die geschworen, ließ der Derwisch frei,
Doch man knebelte die andern Zwei.

Kam die Reihe jetzt an die Kosaken,
Einzeln führte man von ihnen Jeden,
Tief zum Gruß bog sich ihr feister Nacken —
Derwisch Muhammed hub an zu reden:

»Ihr glaubt nicht an Allah, könnt nicht schwören
Auf den Koran, nicht zu uns gehören;
Doch ein Mittel giebt's euch zu befreien:
Einer reite heimwärts von euch Dreien,
Sei's der Aelteste von euch — und trag' er
Solche Botschaft in das Russenlager:

Der Imam will eures Lebens schonen,
Ihr sollt frei sein der Gefangenschaft,
Bringst du zur Erlösung aus der Haft
Uns für Jeden hundert Schießpatronen.
Bis die Antwort kommt, bist du jetzt frei,
Bleibst du fort — so sterben diese Zwei'«

Der Kosak sprach:

— Treue meiner Botſchaft,
Die den Brüdern Hülfe in der Noth ſchafft!
Sind dir auch Koſakenſeelen billig:
Meines Zieles will ich nicht verfehlen,
Giebt man die Patronen mir nicht willig:
Werd' ich ſie bei Nacht und Nebel ſtehlen!
Doch: thu meinen Brüdern nichts zu Leide!
Denn mit dir iſt nicht gut ſpaßen — wir
Trafen uns ſchon anderwärts als hier.
Weißt du noch, du alter Teufelsheide!
Vor'ges Jahr bei Dargo? Schon beendet
Glaubten wir die Schlacht — da plötzlich wendet
Sich der Kampf durch dich — in rothem Kleide
Wie ein Feuer flammteſt du hervor.
Und wahrhaftig! in dir brannte Glut,
Daß du neu entflammt zu wildem Muth
Was ſich ſchon in wilder Flucht verlor.
Stampfte unſer Feldherr grimm die Erde,
Fluchte, rief mit zorniger Geberde:
Teufel! dieſe Prieſter des Propheten
Können mehr als faſten und als beten!
Hätt' er nicht im Heere ſolche Pfaffen
Machte uns Schamyl nicht ſo zu ſchaffen!

— Fort nun! — rief der Derwiſch zu dem Reiter,
Führtet ihr die Schwerter wie die Zungen
Hätten wir euch nicht zur Flucht gezwungen. —

Sprach's, und in der Prüfung ging es weiter.
War nur Einer noch, ein junger Degen,
Klein von Wuchs, doch hochgemuth, verwegen.
War den Kinderſchuhen kaum entlaufen,
Und der Trotzigſte im ganzen Haufen.

Doch auf alle Fragen blieb er ſtumm,
Als verſtänd' er nicht was man ihm ſagte,
Ob der Derwiſch ihn gleich ruſſiſch fragte.
Zürnend frug der Derwiſch ihn, warum
Er nicht ſpreche? Einer der Koſaken
Trat zum Derwiſch, bog zum Gruß den Nacken,
Sprach:

— Der Herr dient noch nicht lang im Heer,
Iſt der Jüngſte von den Offizieren,
Und das Ruſſiſchſprechen wird ihm ſchwer —
Doch verſteht er gut zu kommandiren
Und den Muth der Seinen anzufeuern,
Denn im Feld verſtändigt man ſich bald:
»Vorwärts, Kinder! linksum! rechtsum! halt!«
Das geht ihm wie Waſſer von dem Munde. —

»Iſt der Mann denn keiner von den Euern?«
Frug der Derwiſch, ſtaunend ob der Kunde.

— Nein, — ſprach der Koſak — viel hundert Meilen
Aus der Fremde kam er über's Meer,
Um Gefahr und Ruhm mit uns zu theilen,
Und man hält ihn hoch im ganzen Heer. —

Doch der Derwiſch ſchüttelt' mit dem Haupte,
Als ob er den Worten nicht recht glaubte.
Prüfend traf ſein Blick den Blick des kühnen
Jungen Kriegers:

»Mußte er wohl fliehn
Aus der Heimat? drückt die Blutſchuld ihn,
Sucht er hier den Feind, die Schuld zu ſühnen?«

Der Kosak sprach lächelnd: — nein! —

»Doch was
— Rief der Derwisch — weckt in ihm den Haß
Gegen uns? Was trieb ihn in dies Land?
Was erhebt zum Todtschlag seine Hand
Gegen Menschen die ihm unbekannt?«

Sprach's. In Zorn der junge Krieger stand;
Zeigte mit der Hand als wollt' er sagen:
Schlagt mich todt, doch laßt die dummen Fragen!

Und der Derwisch wies nach seiner Stirne:
»Ist wohl nicht ganz richtig im Gehirne?
Geistverwirrten ist die Schuld verzeihlich,
Denn der Wahnsinn ist den Menschen heilig.
Gebt sein Pferd ihm, laßt ihn heimwärts reiten,
Möge Allah Heilung ihm bereiten!«

Staunend stand der junge Krieger da,
Wußte staunend nicht wie ihm geschah.
Gaben ihm sein Pferd des Derwisch Mannen,
Schwang er sich hinauf und flog von dannen.

Schon erlosch der Glanz der Abendröthe.
Und der Derwisch blies auf seiner Flöte
Um die bösen Geister zu verscheuchen.
Unter ihrer Last die Thiere keuchen,
Doch der Derwisch gab zur Eile Zeichen,
Noch vor Nacht ein Obdach zu erreichen.

Neunzehnter Gesang.

Die Heimbringung der Todten.

Glühroth steigt der Mond am Himmel auf,
Pflanzt sich als ein blutig Riesenhaupt
Auf des Hochgebirges breiten Nacken;
Spiegelt glüh sich in des Gießbachs Lauf,
Macht der Wälder Kronen goldbelaubt,
Färbt mit Purpur schwarze Felsenzacken.

Schimmernd ruht die Nacht im Sterngefunkel;
Nur in Wald und Schluchten liegt es dunkel;
Nur aus Schlucht und Wald fernes Rauschen schallt,
Schallt's wie Wiederhall verworr'ner Stimmen.
Ueber'm Monde kleine Wölkchen schwimmen,
Kleine Wölkchen, buntgefleckte, helle,
Wie zerriss'ne Leopardenfelle ...

Hoch! wer naht dort auf der Felsenstraße,
Scheucht die Raben von dem Leichenfraße?
Sind es Krieger, die vor Feinden fliehn,
Sind es Räuber, die zum Raube ziehn?

Krieger sind es, die der Feind geschlagen,
Die vor Emir Hamsad mußten weichen;

Räuber ſind es, die nach Raube jagen,
Doch der Raub — ſind ihrer Brüder Leichen!

Mannen ſind's vom Stamme Amurad's,
Des erſchlagnen Karawanenführers —
Heimlich Nachts durchſpähen ſie den Platz
Nach dem Leib des todten Zwietrachtſchürers,
Nach des Führers Leiche und der Andern,
Daß im Grabe ihnen Ruhe werde:
Unſtät müſſen ſonſt die Seelen wandern
Unbegraben auf der fremden Erde.

Ruhm gebührt den Ruhmerſtrebenden,
Die erliegen vor der Feinde Streichen —
Aber Schmach den Ueberlebenden,
Die nicht retten ihrer Brüder Leichen!
Denn der Lebende hält Todte heilig!

Und ſie ſuchen ringsum, ſuchen eilig,
Haben ihre Brüder bald gefunden,
Jeder einen auf ſein Pferd gebunden.
In den Sattel ſchwingen ſich die Reiter,
Murmeln ihr Gebet und jagen weiter.

Zwanzigster Gesang.

Des Kriegers Schicksale.

Sträubt euch nicht, ihr leichenscheuen Pferde!
Tragt die Todten zu der Heimat Erde,
Daß sie nicht vermodern unbegraben,
Offner Fraß den Geiern und den Raben!

Sah der Tag sie frisch noch und lebendig,
Und die Nacht bringt sie zurück als Leichen ...
Glück und Sieg, wie seid ihr unbeständig!
Tod! wie schnell trifft du mit deinen Streichen!

»Schaut euch um! ein Reiter kommt gesprengt
Hinter uns, ich kann den Hufschlag hören!
— Einer von den Kriegern ruft's und schwenkt: —
Will man unsre Todtenfeier stören?
Gönnt der Sieger uns nicht heimzutragen
Unsre Brüder, in der Schlacht erschlagen?«

Der so sprach, bereitet sein Geschoß,
Schießt, sich seitwärts wendend auf dem Roß.

Bei dem Schusse stöhnt der fremde Reiter,
Schwenkt sein Pferd und jagt im Fluge weiter.

Der Getroffne war der junge Krieger!
Kaum entronnen aus der Haft der Sieger
Sucht' er nächtlich noch in schneller Flucht
Seinen Heimweg durch die Felsenschlucht.
Aus der Feindeshand entkam er frei,
Und aus Freundeshand traf ihn das Blei!
Der die Kugel aus dem Lauf entsendet,
Wußte nicht wohin ihr Lauf gewendet!

Doch der Krieger lebt noch, kann noch reiten,
Hülfe mag ihm Heilung noch bereiten . . .

Und zur Heimat wandte sich der Zug
Der die Leichen der Erschlagnen trug.

Sechstes Buch.

Gesang XXI—XXV.

Einundzwanzigster Gesang.

Lust und Leid.

Freude war im Stamme Ali's
Ob des Raubs der Karawane
Und der Feinde Niederlage.

Reicher Beuteteil ward Allen,
Und man schlachtete zwölf Stiere,
Brachte Meth, und Milch, und Hirse,
Allem Volk ringsum zur Speise.

Doch das Freudenmahl der Einen
Ward zum Trauermahl den Andern:
Denn die Anverwandten klaaten
Der Gefallnen. Sie begruben
Solche an geweihter Stätte;
Und die Klageweiber heulten.

* * *

Ali Beg, der Wolf, blickt finster.
Von der Beute nahm er wenig,
Und die Freude teilt' er gar nicht'

Die gebundnen Moslem ließ er
An die nächſten Bäume hängen,
Allem Raubgethier zum Fraße.

Grimmgemuth und finſter geht er,
Daß ihn meiden die ihn kennen.
Und es wundert ſich der Derwiſch:

»Iſt dir Unglück widerfahren?
Daß dein Blick ſich ſo verdunkelt,
Und ſo finſter deine Stirne!
Laß mich wiſſen was dich drückt:
Meiner Freundſchaft kannſt du trauen,
Deine Trübſal trag' ich mit dir
Wie ich deine Freuden theile!
Oft ſchon wußt' ich Schmerz zu lindern,
Und mein Wort ward oft zum Troſte!«

Zweiundzwanzigster Gesang.

Botschaft aus dem Feindeslager. Wie ein Russenhäuptling um Ada freit.

Sprach zum Derwisch Ali-Beg:

Botschaft kam vom Russenfeldherrn,
Einer seiner Aga's will
Ada, meine Tochter freien,
Und entbietet solche Märe:

„Friede zwischen uns und euch!
Bis in unsre Zelte ist
Deiner Tochter Ruhm erklungen,
Ihrer Anmuth Ruhm und Schönheit!
In mein Ohr zog ein die Kunde,
In mein Herz zog ein die Liebe.
Gieb die Jungfrau mir zum Weibe!
Und als Mitgift hundert Mannen
Nebst dem Land das sie bewohnen,
Sei es noch so klein von Umfang.
Doch verbrieft muß Alles sein,
Und beglaubigt durch dein Siegel.
Und, gewährst du was ich bitte,
So bleibt Freundschaft zwischen uns:
Frei wohnst du auf freiem Boden,
Wir beschützen deine Grenzen,
Und uns trennt hinfort kein Hader.

Doch, verſagſt du mir die Tochter,
So iſt Feindſchaft zwiſchen uns:
Wir verbrennen eure Wälder
Und verwüſten eure Dörfer,
Und erzwingen durch Gewalt
Was du uns verſagt in Güte.

Neue Heere ſchickt der Zar,
Groß und ſtark genug an Zahl,
Daß ſie mit den Bajonetten
Selbſt den Himmel ſtützen könnten,
Wenn er einzuſtürzen drohte
Vor dem Donner der Geſchütze!«

Alſo lautete die Botſchaft.

Sprach zu Ali-Beg der Derwiſch:
Welche Antwort ward dem Herold?

Daß ich lieber meiner Tochter
Herz am Fels zerſchmettern würde,
Als es anvertraun dem Feinde!
Doch der Herold ſprach:

»Drei Tage
Giebt der Feldherr dir Bedenkzeit,
Denn ich melde nicht als Antwort
Was dein Mund im Zorn geſprochen.
Pflege Rath mit den Usdénen
Und den Prieſtern deines Stammes,
Wie es Brauch in deinem Lande.
Nach drei Tagen komm' ich wieder
Und erwarte deine Botſchaft.«

Dreiundzwanzigster Gesang.

Des Derwisch Rathschläge und Ali-Beg's Trotz.

Sprach der Derwisch:

Sieh die Folgen
Deines Stolzes, Ali-Beg!
Starke Russenvesten trennen
Dich vom Heeresbann Schampl's;
Alle Lesghierfürsten haben
Um sein Banner sich geschaart,
Du allein stehst trotzig einsam,
Dir und Andern zum Verderben —
Und hast doch denselben Glauben,
Und bekämpfst denselben Feind!
Und Schampl dankt dir sein Leben!
Warum trennst du dich von ihm?
Warum läßt du deine Mannen
Nicht zu seinem Heerbann stoßen,
Daß vereint unwiderstehlich
Was zersplittert leicht bezwingbar!
Seiner Hülfe bist du sicher,
Dem Gott selbst durch dich geholfen:
Warum folgst du dem Imam nicht?

Darauf Ali-Beg, der Wolf, sprach:

Frag' den Fels, in dessen Klüften
Sich der Adler birgt, warum
Er nicht folgt des Adlers Fluge?
Hundert Adler mögen kommen,
Obdach suchen in der Felsschlucht,
Doch der Fels steht unbeweglich!

Nie ein Pilger hat vergebens
Angeklopft an meine Pforte;
Nie ein Flüchtling hat vergebens
Schutz gesucht in meinem Hause;
Wo ich helfen kann, da helf' ich,
Selbst bedarf ich keiner Hülfe:
Doch der Erste meines Stammes
Will ich sein, — wenn auch der Aermste.
Unabhängig will ich leben,
Gleichwie meine Väter lebten;
Wo ich bin, da will ich bleiben,
Unbeweglich wie der Fels!

— Unabhängig, sprach der Derwisch,
Ist kein Mensch auf dieser Erde,
Nicht der Größte, nicht der Kleinste . . .

Wieder Ali-Beg das Wort nahm:

Jeder ist es, der es sein will,
Wie ich's bin mit meinem Volke.
Frei ist Jeder meiner Mannen,
Jeder hat sein Stückchen Landes,
Seine Pferde, seine Stiere,
Seinen Pflug, das Land zu bauen.
Das Gewehr auf seiner Schulter

Und die Fesungschar in der Hand
Geht der Mann an seine Arbeit.
Alle folgen meiner Stimme,
Aber nicht als meine Sklaven.
Ich befehle — sie gehorchen
Weil sie wollen — frei ist Jeder!
Doch ich selbst kann nicht gehorchen,
Weil ich nicht gehorchen will.
Meine Väter herrschten hier,
Und ich folge ihrem Beispiel.
Was Jahrhunderte gefestigt
Soll ein Augenblick nicht lösen!

Sprach der Derwisch:

Doch bedenke
Furchtbar ist die Macht des Zaren,
Und wie Ungeziefer mehren
Seine Krieger sich im Lande.
Kaum sind hundert Mann erschlagen,
Kommen tausend andre wieder;
Seine Macht ist stets im Wachsthum,
Einzeln kann sie Keiner brechen;
Nur wenn ihr vereint kämpft, mag
Sich ein Damm dem Strome bilden,
Weil vereint unwiderstehlich
Was vereinzelt leicht bezwingbar.

Darauf Ali-Beg, der Wolf, sprach:

Timur-Chan und Nadir-Schah
Ueberschwemmten auch die Lande
Rings umher mit ihren Schaaren,

Wie des Volkes Sagen melden.
Alles unterlag den Schaaren,
Unser Hort blieb unbezwingbar,
Und sie gingen wie sie kamen,
Denn kein Mensch beherrscht sein Schicksal.
Ist die Macht des Zaren größer?
Will das Schicksal daß ich sterbe:
Wer kann seinem Tod entrinnen?
Doch das Haus, das meine Wiege
Trug, soll meinen Sarg auch tragen! —

Und der Derwisch schwieg; er kannte
Ali's Starrsinn, und er wußte
Daß kein Rathschlag bei ihm fruchtet,
Der sich selbst am klügsten dünkt.

Aber Ali sprach:

Nun folge
Mir zur blitzgeborstnen Eiche,
Wo zum Rath die Aelt'sten harren,
Die Usdéne und die Priester!

Vierundzwanzigster Gesang.

Die Versammlung der Priester und Usdéne unter der heiligen Eiche. Ihre Berathung und Entscheidung. Achmet-Chan's Verrath und Flucht.

Sie bogen nordwärts ab vom Samurbette,
Und siehe, bald gelangten sie zur Stätte,
(Ringsum gesäubert von Gebüsch und Strauch.)
Wo überragt von rother Felsenwand
Die heil'ge, blitzgeborstne Eiche stand.

Im Halbkreis saßen dort, nach heim'schem Brauch,
Des Volkes Räthe: Priester und Usdéne;
Und als der Stammherr mit dem Derwisch kam,
Und seinen Platz zunächst der Eiche nahm,
Erhuben sich zum Gruß des Fürsten Jene,
Bis er sie wieder sich zu setzen bat,
Um fortzufahren in Gespräch und Rath.

* * *

Und der älteste Priester im Rathe sprach:

Wer hat je vernommen von solcher Schmach:
Es begehrt ein Mann einer Jungfrau Hand,
Wählt die schönste Perle im Lesghierland,

Und, statt nach des fürstlichen Schatzes Gebühr,
Einen fürstlichen Kaufpreis zu bieten dafür,
Begehrt er die Perle umsonst zu bekommen!
Und — Schmutz auf sein Haupt! — in Freveldegier
Verlangt er noch Land und Leute mit ihr,
Zum Dank daß er sie umsonst genommen! —

Und ein Andrer sprach zu dem Priester gewandt:

Es ist Brauch in jeglichem Christenland
Daß, wo ein Mann eine Gattin nimmt,
Da wird ihr zur Mitgift ein Brautschatz bestimmt,
Der nach ihrem Range beträchtlich ist:
Drum: was euch als frevelnd Beginnen erscheint,
Weil es hier zu Lande verächtlich ist,
Das war von dem Aga wohl anders gemeint!

Und ein Häuptling rief in stolzem Grimme:

Wer führt hier zu Gunsten des Feindes die Stimme?
Was gehn uns die Sitten der Russen an
So lang wir den Russen nicht unterthan!
Wir haben hier Fürsten, um uns zu lenken,
Aber nicht, um das Volk, wie Vieh, zu verschenken;
Wir haben das Land, um uns zu ernähren,
Nicht um es als Mitgift dem Feind zu gewähren!
Du scheinst ein Freund deines Landes zu sein,
Und dienst dem Feinde in Worten und Werken;
Du denkst ihm heimlich den Arm zu leih'n,
Und meinst daß wir die List nicht merken:
Du bist ein Verräther von Herz und Sinn,
Bist dienstbar den Feinden um schnöden Gewinn!
Ich weiß wie sich dein Sinn gewendet,

Sich dein ganzes Weſen verändert hat,
Seit wir dich in's Lager der Ruſſen geſendet,
Um das Wort zu führen an unſrer Statt!
Woher iſt dir plötzlich der Reichthum gekommen?
Woher hat der Arme das Gut genommen?
Wir beneiden dir nicht was dir beſchieden,
Genieße den Lohn deiner Schmach in Frieden —
Doch im Rath freier Männer iſt nicht dein Ort,
Wir leihen kein Ohr dem Verrätherwort!

So ſprach der Häuptling. Alle im Kreiſe
Horchten voll Ehrfurcht dem ſtrafenden Greiſe.
Und ſelbigen Tags noch floh der Verräther,
Der fluchbeladne, das Land ſeiner Väter.

Fünfundzwanzigster Gesang.

Die Antwort.

Als sie alle so geredet,
Die Usdéne und die Priester,
Ali-Beg, der Wolf, das Wort nahm:

Euren Rath hab' ich vernommen,
Und er stimmt zu meinem Willen.
Seines Kindes Schicksal hat
Nur der Vater zu bestimmen,
Doch ein Fürst hat größ're Pflichten.
Wo es tausend Leben gilt
Zählt ein einzig Leben wenig,
Selbst des eignen Kindes Leben!
Wär' es um mein Volk zu retten,
Würd' ich meine Tochter opfern,
Doch es ist euch nicht zum Heile!
Schwäche auf der einen Seite
Mehrt die Stärke auf der andern.
Frei sein — oder russisch werden:
Andre Wahl ist nicht zu treffen.
Jeder Feigling mag, wie Achmet,
In das Russenlager wandern,
Doch ich halt' es mit den Andern.
Kommt am dritten Tag der Herold

Uns zu drohn mit neuem Kriege,
Soll ihm dieſe Botſchaft werden:
Unſre Antwort ſchreiben wir
Mit der Schärfe unſrer Schwerter! —

Bei den Worten die Usdéne
Alle ſchlugen an die Schwerter,
Rühmten Ali-Beg, den Herrſcher,
Seine Kraft und ſeine Weisheit.

Rief der Derwiſch:

Glück und Segen
Werden euren Schritten folgen,
Und der Sieg wird vor euch hergehn!
Doch es bleibt euch Zeit zu rüſten,
Denn beweglicher als ihre
Schwerter, ſind der Feinde Zungen!
Viele Wochen hab' ich jetzt
Weit umher das Land durchzogen,
Und geſpäht nach allen Seiten:
Die Gefahr iſt nicht ſo nahe
Als der Herold uns verkündigt,
Und der Herr iſt mit den Seinen!

Doch hoch preiſ' ich eure Weisheit —
Siegreich, wie im Feld die Schwerter,
Führt im Rathe ihr die Zungen,
Und entlarvt Verrath und Feigheit!
Solch ein Volk kann nicht verderben
Wo die Klugheit bei der Kraft wohnt.
Nimmer mögen euch der Ruſſen
Trügeriſche Worte blenden,

Wie ſie Manchen ſchon geblendet —
Nimmer euch ihr Reichthum locken:
Denn ihr Gold und ihre Tücke
Wiegen ſchwerer als die Schwerter!

Nicht um Ada freit der Aga:
Sie dient nur als ſchöner Vorwand
Für des Feindes ſchwarze Abſicht!
Ada's dunkle Locken ſollen
Nur zum Fangnetz werden Andern;
Drum verlangt er Brief und Siegel
Für das Land und für die Mannen,
Daß er Andern zeigen kann:
Selbſt der Wolf von Lesghiſtan
Hat ſich unſrer Macht gebeugt,
Giebt als Geißel uns die Tochter!

Wär' es blos der Liebe wegen,
Möchte jeden Landes Tochter
Fremden Mannes Gattin werden,
Ob der Glaube ſie auch trenne:
Keinen Glauben hat die Liebe
Als den Glauben an ſich ſelber!
Wie die ſchönen Gruſierinnen,
Die vom Chriſtenthum nicht laſſen,
Jährlich nach Iſtambul wandern
In das Harem des Chaliſen:
Möchten ſchöne Mosleminen
Auch in Chriſtenhäuſern wohnen,
Unbeſchadet ihres Glaubens:

Aber hier ſind andre Zwecke!
Und des Landes Sagen melden

Schon von manchem Schreckensbeispiel,
Wie der Weiber lange Haare
Netze für die Völker wurden,
Sie zu fangen und zu halten.

Eine Fürstin der Kabärder
Freite einen Russenzaren,
Und das Volk war der Kabärdah
Einst das mächtigste der Völker
Weit umher in diesen Landen.
Wo ist seine Macht geblieben?
Starke Russenvesten liegen
Im Kabärderland — wie Flecken
Auf dem Mantel seiner Freiheit!

* * *

So noch viel in seinem Eifer
Redet Muhammed, der Derwisch;
Und es horchten ihm voll Ehrfurcht
Die Usdene und die Priester:
Denn er redete gewaltig,
Und nicht wie die andern Menschen.
Aus dem Worte sprach die Wahrheit,
Wie die Seele aus dem Auge,
Und dem Wort entsprach die That.
Alle rühmten seine Weisheit,
Seine Kenntniß und Erfahrung.
Und der Derwisch schloß die Rede
Wie er jede Rede schloß
Wo es galt den Muth zu wecken
Und die Herzen zu entzünden:

Groß iſt Allah, groß iſt Sein Prophet!
Selig iſt, wer Seine Wege geht!
Selig ſind die Gläubigen und Streiter,
Seiner Lehre, Seines Ruhms Verbreiter!
Selig ſind, die viele Ruſſen ſchlagen,
Denn ſie werden Ruhm bei Gott erwerben!
Selig ſind, die Seine Banner tragen,
Denn der Herr bewahrt ſie vor Verderben!
Alle Gläubigen hat er berufen
Seine Rachefiamme neu zu ſchüren,
Denn der Feinde Leichen ſind die Stufen,
Die zum Thor des Paradieſes führen!

Siebentes Buch.

Gesang XXVI—XXX.

Sechsundzwanzigster Gesang.

Der Samur.

Reißend sind die Ströme alle,
Die von Eis und Schnee gezeugten,
Die auf Bergesthron gebornen
Und an Wolkenbrust genährten:
Aber reißender als alle
Ist der Samur. Vom Gebirge
Stürzt er nieder jähen Sturzes,
Und in blankem Stahlgeschmeide,
Wie die Söhne des Gebirges,
Geht er kämpfend seine Bahn.

Keine Lasten trägt sein Rücken,
Keinem Menschen ist er dienstbar.
Stolz und frei stürmt er einher,
Bis er kommt zum Kaspimeere,
Wo er kämpfend untergeht.
Aber wie er stirbt im Meere
Hat der Berg ihn neu geboren:
Denn das Leben folgt dem Tod,
Wie der Tod dem Leben folgte,
Alles wechselt — Nichts vergeht!

Siebenundzwanzigster Gesang.

Ibrahim's Hort.

Wo der Fluß in rauhem, tiefem Bette,
Aus der letzten Hohlschlucht thalwärts rauscht,
Und die Höhn der kahlen Bergeskette,
Wie er ostwärts windet seinen Lauf,
Rings mit grünem Hügelland vertauscht:
Steigt zerklüftet eine Felswand auf,
Streckt nach hinten krumme Arme aus —
Dort im kühlen Grunde liegt ein Haus
Unterirdisch in dem Fels versteckt,
Rings durch Wald und Hügel dicht verdeckt.

In dem Haus wohnt Ada. Neben ihr
Wohnt ihr Bruder, der vor Hamsad's Rache
Zuflucht suchte unter diesem Dache.
Sicher vor Verfolgung ist er hier.
Noch kein Feind hat Kunde von dem Orte.
Ostwärts, wo des Samur Fluten brausen,
Schützen ihn die hohen Felsenmauern,
Ueber ihm die Mannen Ali's hausen,
Und nur Wen'ge wissen von dem Horte.

Aber Ibrahim lebt hier in Trauern,
Und er sehnt sich aufwärts nach den Bergen!

Lieber frei will er dort leben schutzlos,
Als hier feig versteckt, in schlaffer, träger
Sicherheit, sich selbst und Andern nutzlos,
Ohne andres Ziel, als sich zu bergen
Ein gehetztes Wild vor seinem Jäger!

Wäre nicht der Sohn Gehorsam schuldig
Dem Erzeuger: nimmer lang' geduldig
Hätte Ibrahim geweilt im Horte;
Er gehorchte nur des Vaters Worte.

Doch die Trägheit wurde ihm zur Plage.
Und er ging hinaus am frühen Tage
Trutz zu bieten der Gefahr, den Wettern,
Im Gebirg dem Turi nachzuklettern,
In den Wäldern Hirsche zu erjagen,
Abends reiche Beute heimzutragen.

Achtundzwanzigster Gesang.

Ada's Walten und Leben.

In den Frau'ngemächern schafft indessen
Ada mit den Mägden; läßt das Essen
Von des Bruders Beute zubereiten,
Rührt geschäftig selbst die Hand zu Zeiten,
Und aus Rosenblättern, saft'gen, frischen,
Oel-getränkten, Zuckermehl-bestreuten,
Macht nach heim'scher Weise
Sie die Lieblingsspeise
Ibrahim's, zum Wild ihm aufzutischen;
Läßt, dem Bruder ein Getränk zu mischen,
Hirsemehl und reinen Honig brauen,
Süß des Jägers trocknen Gaumen labend,
Wenn er heimkehrt von der Jagd am Abend.

Alle Pflichten übt sie guter Frauen;
Schneidet selbst mit kunstgeübter Hand
Sich die Muster zu dem Sammtgewand,
Das sie anlegt nach dem Morgenbade.
Zierlich bis zur wohlgeformten Wade
Wallt das Kleid um ihre schlanken Glieder.
Unten bauschen seidne Hosen nieder
Auf die gelbbeschuhten Füßchen. Oben
Ist Gesicht und Busen leicht umwoben

Durch ein feines, blendendweißes Tuch;
Doch, wer sehn kann, sieht dadurch genug
Von des Busens Schnee, des Augenlichtes
Glut, den feinen Zügen des Gesichtes.

Wenig Augen sehn den stolzen Wuchs
Ada's, und die Sorgfalt ihres Schmucks:
Denn nur Mägde sind in ihrer Nähe.
Doch sie sorgt in reinlicher Gewöhnung
Für des Leibes Pflege und Verschönung
Als ob täglich alle Welt sie sähe!

Wohl gebührt der Jungfrau Preis und Ruhm,
Deren Leib ihr selbst ein Heiligthum,
Eines reinen Herzens reine Wohnung,
Die sie pflegt mit liebevollem Fleiß,
Unbekümmert ob die Welt es weiß,
Denn solch Streben ist sich selbst Belohnung!

Wohl geziemt sich auch die schöne Hülle
Zu der Reize jugendlicher Fülle,
Züchtig fremden Blicken unerreichbar:
Denn kein Schmuck, von Menschenhand gemacht,
Ist der jungfräulichen Gliederpracht,
Die sich zeigt wie Gott sie schuf, vergleichbar!

Und die Schönheit soll sich nicht entweihen,
Braucht sie, wie sie ist, nicht Schmuck zu leihen:
Mag doch Schönes sich zu Schönem finden,
Will sie schamhaft sich dem Blick entwinden.

Also Ada in der Wahl des Schmucks.
Schön umkleidet ist ihr schlanker Wuchs,

Ob sie früh im weißen Morgenkleide
Mit den Mägden schafft im Frau'ngemache —
Ob sie nach dem Bade auf dem Dache
Sitzt, umwallt von Sammet und von Seide,
Reich geschmückt mit Spangen und Geschmeide.

Denn es wird der Landestöchter Wen'gen
Solcher Schmuck zu Theil, den bald als Beute
Ihr der Vater schenkt, — bald Handelsleute
Hier zu Kaufe bringen aus Armenien.

Neunundzwanzigster Gesang.

Ada's Klage.

Doch sie ist nicht wie sie früher war!
Pflegt sie auch wie sonst das dunkle Haar,
Schmückt sie auch wie sonst die weißen Glieder,
Kennt sie doch, wer sie gekannt, kaum wieder.

Wohl ihr Wuchs, ihr Gang, ihr Angesicht:
Doch die muntre Ada ist es nicht!

Traurig senkt sie oft das Köpfchen nieder,
Blickt zerstreut, hört nicht was man ihr spricht —
Plötzlich färbt sich glührot ihr Gesicht
Und ein Zittern geht durch alle Glieder.

Und sie schaut umher und athmet schwer,
Wie aus einem bangen Traum erwacht,
Faßt sich wieder schnell, und scherzt und lacht . .

Das ist nicht das alte Lächeln mehr!
Und das Scherzen
Kommt ihr nicht von Herzen.

Doch, was weckt in Ada's Brust dies Leid?
Trauert sie ob ihrer Einsamkeit?

Ach, der Menſchen ſind ihr noch zu viele
Um ſie her — ſie flieht der Mägde Spiele;
Selbſt der Bruder wird ihr oft zur Pein,
Und am liebſten iſt ſie ganz allein!

Hat ſie Sehnſucht nach den Bergeshöhn?

Iſt es oben kalt und öde doch,
Und ſchien früher ihr das Thal ſo ſchön
Wo des Samur kalte Fluten brauſen,
Und die Mannen ihres Stammes hauſen.
Hier im Horte iſt es ſchöner noch!

Reicht der Blick auch nicht ſo in die Weite,
Mag er luſtig doch im Kreiſe wandern:
Raube Felſen auf der einen Seite,
Weich umgrünte Hügel auf der andern.
Friſcher Blumenduft
Würzt die warme Luft;
Vor der Sonne Glühn
Schützt der Blätter Grün.

Quellen rieſeln unter Oleander,
Blitzen durch das Grün wie Silberfädchen,
Meiden ſich und ſuchen ſich einander,
Klar, durchſichtig bis zum Grunde, wie
Klare Augen herzensreiner Mädchen;
Im Gebüſche ſchweigt das Zwitſchern nie . . .

Wohl allein ſitzt Ada ſtundenlang,
Rings am Schönen ihren Blick zu weiden;
Doch ſie blickt ſo trübe oft und bang,
Wie gedrückt von einem ſchweren Leiden.

Aengſtlich ſpäht ſie jetzt umher im Kreiſe,
Ob auch Niemand ſie belauſche . . . leiſe
Spricht ſie:

„Gott, was denkt er wohl von mir!
Ach, gewiß, er folgte meinem Wort,
Stieg am frühen Tag — derweil ich hier
Um ihn weinte — auf, daß er mich ſuche,
Und in Zürnen eilt' er wieder fort:
Die er ſuchte, kam ihm nicht entgegen!
Einſt wohl wurde mir ſein Fluch zum Segen,
Jetzt wird dieſer Segen mir zum Fluche!

Könnt' er mir in's Herz ſehn — ſehn wie ich
Um ihn leide! . . . denkt er wohl an mich?"

Dreissigster Gesang.

Die Sprache der Liebe.

Ja, er denkt an dich! kein Hadern
Trübt in seiner Brust die Liebe ...

Wie der Erde Feueradern
Durch geheimnißvoll Getriebe,
Auf geheimnißvollen Bahnen,
Den entferntesten Vulkanen
Botschaft von einander künden,
Und zu gleicher Glut entzünden:

Also hat die junge Liebe
Ihr geheimnißvoll Getriebe,
Daß, was eine Brust entzündet,
Sich der andern Brust verkündet —
Ob in Freude, ob in Schmerz,
Ob getrennt durch Raum und Orte.
Wie das Auge, hat das Herz
Seine Sprache ohne Worte.
Weh ihm, der sie nicht versteht!
Dem das Menschliche entgeht,
Das vom Thier uns unterscheidet.

* * *

Während Ada einſam leidet,
Und im Wachen und im Schlummer
Sein gedenkt: weilt er auch einſam,
Und im Wachen und im Schlummer
Denkt er ihrer. So gemeinſam
Leben Beide auch geſchieden:
Denn dieſelbe Glut erregt ſie,
Und dieſelbe Sehnſucht trägt ſie
Zu einander. Und hienieden
Ganz vereinſamt fühlt ſich Keiner
Der noch liebt, und glaubt das Einer
An ihn denkt und mit ihm leidet,
Ob der Raum auch Beide ſcheidet.

Alſo Hamſad. Sein Geſchick
Trübt nicht mehr wie ſonſt den Blick,
Seit der Derwiſch ihm begegnet,
Ihn getröſtet und geſegnet,
Ihn geweckt zu neuem Leben,
Neuem Hoffen, Glauben, Streben.

Liegt das Ziel auch noch ſo fern:
Was man wünſcht, das glaubt man gern!

Schwer wohl in der Einſamkeit
Drückt auf Hamſad jetzt die Zeit:
Denn wie Waſſer nicht im Siebe,
Bleibt Geduld nicht bei der Liebe.

Aber wo ſich ſolcher Art
Ungeduld und Liebe paart,
Iſt die Hoffnung ſtets im Bunde,
Zeigt den Lohn für Qual und Mühe.

Stets zu ſpät kommt gute Kunde,
Schlechte Kunde ſtets zu frühe.

Doch, wer hofft, bleibt frohen Muthes,
Denn die Hoffnung zeigt nur Gutes.

Und die Liebe weiß zu ſtillen
Jeden Schmerz um ihretwillen!
Aus den Thränen die ihr fließen,
Macht ſie Freudeblumen ſprießen.

Einem Quell im Wüſtenſande
Iſt die junge Liebe gleich:
Ringsum dorrt's vom Sonnenbrande,
Liegt es wüſt umher im Lande,
Aber an der Quellen Rande
Lacht es duft- und blumenreich!

Achtes Buch.

Gesang XXXI—XXXV.

Einunddreissigster Gesang.

Die Stufen der Erkenntniß.

I.

Hamsad liest die heil'gen Schriften
Die der Derwisch ihm gegeben;
Forscht mit weibervollem Sinne
In den »Stufen der Erkenntniß,«
Wie Schamyl sie vorgezeichnet
Als der Völker neue Richtschnur
In dem Labyrinth der Weisheit,
Wo längst Keiner mehr den Eingang,
Keiner mehr den Ausgang wußte.

Der Imam, auf goldne Schnüre
Zog er ächte Weisheitsperlen,
Die er sammelte und suchte
Aus den Schriften alter Zeiten,
Aus vergilbten Pergamenten,
Aus verschlammten Redemuscheln.

Gott erhellte seinen Geist,
Daß er nur das Rechte wählte,

Und der Worte Sinn enthüllte
Wie der Bräutigam das Antlitz
Seiner Braut am Hochzeitsabend.

Und er bohrte alle Perlen,
Und er löste jedes Räthsel.

Also ward die Offenbarung
In den »Stufen der Erkenntniß.«

Zweiunddreissigster Gesang.

Die Stufen der Erkenntniß.

2.

Dieses aber ist ihr Anfang,
Wie geschrieben steht:

»Im Namen
Allah's, des Barmherzigen,
Des allmächtigen Erbarmers!

Ruhm und Preis dem Gott der Gläub'gen,
Der die Pforte Seiner Gnade
Uns erschlossen durch sein Wort,
Das Er vor uns springen läßt
Eine Quelle in der Wüste!

Ruhm sei Ihm, der uns gemacht hat
Zu der Freiheit Fackelträgern,
Und zu Stützen Seines Glaubens!

Dieses ist des Glaubens Deutung
In den »Stufen der Erkenntniß,«
Wie sie schrieb Hadis-Ismaïl,
Kasi-Mullah sie erweitert,
Und Imam Schamyl vollendet:

Ein Gesetz verbindet Alle
Die an Gott, den Einen, glauben,
Außer dem kein andrer Gott ist —
Der belohnt die an Ihn glauben,
Und bestraft die Ihn verleugnen.

Das Gesetz lehrt fasten, beten;
Lehrt uns Gutes thun den Armen;
Reinigung und Wallfahrt üben.

Dies Gesetz kennt jeder Moslem.
Wer nicht lesen kann im Koran:
Dem verkünden es die Priester.

Doch, wer das Gesetz blos hält,
Und nichts weiter thut als dieses,
Zählt noch nicht zu den Erwählten:
Denn aus Furcht das Böse meiden
Heißt noch nicht das Gute üben.

Und es giebt der Moslem viele
Die nach dem Gesetze pünktlich
Waschung und Gebete halten,
Und das eigne Volk verleugnen,
Und um Gold dem Zaren dienen!

Die das Gotteswort zur Stufe
Machen, um emporzusteigen
In der Gunst der Mächtigen —

Das sind unsre schlimmsten Feinde!

Doch die Strafe wird sie treffen;
Wahrlich, denn ich sage euch:

Einst mit schwarzem Antlitz werden
Sie vor Gottes Thron erscheinen,
Und Sein Zorn wird sie verderben!

So spricht Gott durch den Prophetен.

Doch nur Wenige beachten,
Und noch Weniger verstehen
Seiner Lehren Kern und Inhalt!

Denn das Gotteswort liegt vor uns
Wie das Meer, das Alle sehen,
Und nur Wenige ergründen:
Nur die Taucher, die die Perlen
Aus des Meeres Tiefe holen!

Aus der Tiefe wächst das Hohe.
Auf dem Grund des Glaubensmeeres
Liegt die Perle der Erkenntniß —

Heil dem Taucher, der sie findet!

Dreiunddreissigster Gesang.

Die Stufen der Erkenntniß.

3.

»Heil auch Denen, die sie suchen!
Denn der Lohn harrt ihrer Arbeit.

Aber Weh den Geistesträgen,
Die nicht glauben und nicht suchen —
Denn der Fluch folgt ihren Schritten!

Wasser sind sie, die nicht fließen;
Bäume die nicht Früchte treiben;
Blumen ohne Glanz und Duft . . .

Der Erkenntniß Stufen giebt es
Viere. Auf der ersten steht
Jeder Strebende nach Wahrheit.

Auf des Meeres Oberfläche,
Die der ersten Stufe gleich ist —
Schwimmt das Schiff; wer es besteigt
Wandelt auf der zweiten Stufe.

Und das Schiff zieht durch die Wogen —
Oben lacht der blaue Himmel,

Unten droht die dunkle Tiefe —
Und er sucht, bis er die Muschel
Findet, die die Perle birgt.
Dieses ist die dritte Stufe.

Und er kehrt zu seinem Volke,
Löst das Kleinod von der Hülle;
Aus der Muschel blitzt die Perle
Der Erkenntniß ihm entgegen.
Führt ihn zu der vierten Stufe,
Die die letzte ist und höchste,
Denn sie einigt uns mit Gott!

So ersteht was untergeht,
Führt die Dunkelheit zum Lichte,
Und die Tiefe zu der Höhe.«

Vierunddreissigster Gesang.

Die Stufen der Erkenntniß.

4.

„Wie das Meer soll unser Volk sein:
Festumgrenzt ein mächtig Ganzes,
Ungetrennt, unüberwindlich,
Nur den Himmel über sich.

Wie die ungetrübte Meerflut
Rein den Himmel wiederspiegelt:
Soll im reinen Volksglauben
Gottes Geist sich wiederspiegeln.
Denn Gott, da er schuf die Erde,
— Wie geschrieben in der Thora —
Schuf den Menschen sich zum Bilde,
Gab ihm göttliches Gepräge . . .

Wenn sich Wolken, flutverdunkelnd,
Zwischen Meer und Himmel drängen,
Daß sich Sonne, Mond und Sterne
Nicht im Meere spiegeln können:
Kräuselt zürnend sich die Fläche,
Gottes Sturm verscheucht die Wolken,
Und die Blitze die sie schleudern,

Und die Donner: ſie bereiten
Ihnen ſelbſt den Untergang!

Wenn ſich Feinde, volkverderbend,
Auf uns ſtürzen, uns zu trennen
Von dem Gott an den wir glauben:
Soll ſich Well' auf Welle heben
Aus dem Meer des Volks — einherziehn
Mit dem gotterzeugten Sturme,
Und nicht ruhn im heil'gen Kampfe
Bis der letzte Feind vernichtet,
Und die Wolken der Verſuchung
Unſer Auge nicht mehr trüben.

Wer alſo für Gott den Einen
Kämpft — für den wird Er auch kämpfen,
Aus der Nacht den Tag erwecken.

Denn der Gott, an den wir glauben,
Iſt mit Denen die mit Ihm ſind.
Mit uns trifft Sein Zorn die Feinde,
Und die Blitze die ſie ſchleudern,
Und die Donner: ſie bereiten
Ihnen ſelbſt den Untergang!«

Fünfunddreissigster Gesang.

Die Stufen der Erkenntniß.

5.

„Viele Bilder sind, die Stufen
Der Erkenntniß darzustellen,
Wie sie vor dem Geist des Menschen
Viergestaltig sich erschließen:

Nacht und Sterne, Mond und Sonne;
Körper, Athem, Sinn und Seele;
Erde, Wasser, Licht und Feuer.

Gleichwie wolkendüstre Nächte,
Ohne Mond und ohne Sterne,
Sind die Völker ohne Glauben.

Durch die Sterne wird es helle,
Und noch heller wenn der Mond scheint,
Dessen Licht der Sonne Abglanz,
Deren Licht ein Ausfluß Gottes,
Wärmend, zeugend und belebend.

Solche Sonne bin ich ſelbſt,
Ich Schamyl, des Volkes Erſter,
Deſſen Licht von Gottes Lichte.

Um mich her ſind die Erwählten
Meiner Herrſchaft: meine Murde,
Deren Licht von meinem Lichte:
Die Naibs, die ſchriftgeprüften
Glaubenshelden. Ihnen folgen
Die Muriden, die wie Sterne
Durch die Nacht des Volkes leuchten.

Eine todte Körpermaſſe,
Jedem rohen Zwange fügſam
Sind die Völker ohne Freiheit.
Doch ihr Athem weckt den Sinn
Für des Menſchen Recht und Würde:
Und dem Körper wird die Seele,
Die die Quelle alles Lebens
Das von Gott kommt und zurückkehrt
Zu der Quelle ſeines Urſprungs,
Eine ew'ge Bahn beſchreibend,
Ohne Anfang, ohne Ende.

Dieſe Seele meines Volkes
Bin ich ſelbſt, des Volkes Erſter!
Und der todten Maſſe hab' ich
Lebensodem eingeblaſen,
Ihr den Sinn geweckt für Freiheit.

So hat Gott in Seiner Gnade
Mich vor Allen groß gemacht.
Doch der Kleinen Kleinſter würd' ich,
Wich' ich ab von Seinen Wegen,
Denn die Stärke kommt von Ihm!
Und ich bin in meiner Größe
Nur das Werkzeug Seiner Hände!«

Neuntes Buch.

Geſang XXXVI—XXXIX.

Sechsunddreissigster Geſang.

Wie Emir Hamſad Ada in Liedern rühmt.

So noch viel las Emir Hamſad
In den »Stufen der Erkenntniß,«
Und es beugt ſein junger Geiſt ſich
Vor der Sprüche tiefer Weisheit,
Und ſein Auge wird geblendet
Von der Bilder Glanz und Reichthum,
Und bezaubert wird ſein Ohr
Durch der Worte Klang und Fügung.

Tief ergreift ihn ſolche Lehre,
Wo die Kraft ſich mit der Anmuth,
Schönheit ſich mit Weisheit paart.

Es gemahnt ihn früh'rer Zeiten
Da er Herz und Geiſt gelabt
An den Liedern alter Sänger,
An Hafis und an Firdûſi.
Und in ſeinem Innern klingt es
Wie von altbekannten Stimmen.

Wie ein Thau nach langer Dürre
Iſt es auf ſein Herz gefallen,
Daß es treibt in neuer Friſche.

Langſam nur im Menſchengeiſte
Keimt das Saatkorn der Erkenntniß,
Doch die Blumen wachſen ſchnell.

Hamſad denkt nicht an Schamvl mehr,
Er gedenkt nur ſeiner Ada.

Oft wohl bei der Schriften Leſung
Hat ſein Blick ſich abgewendet,
Gleich als ſucht' er etwas Andres.

Wie ein Pilger, trotz des Schönen
Das der Weg ihm zeigt, ſich ſehnend
Oft nach ſeiner Heimat umſchaut:
Alſo ſchweifte Hamſad's Auge
Nach der Heimat ſeines Herzens.

Süß berauſcht ward ſein Gemüth
Von dem Duft der Rebblumen,
Und es glüht in ſeinem Innern,
Und ſein Herz treibt ſelber Blumen.

Denn ein liebend Herz iſt voll
Aller Keime alles Schönen.
Und in weihevollen Stunden
Ringt ſich los, was in der Tiefe
Des Gemüths verborgen liegt.

Oft zum Dichter macht die Liebe;
Selbſt ein Wunder, zeugt ſie Wunder.

Und die Thräne wird zur Perle,
Und der Seufzer wird zum Worte,
Und das Wort zur Sangeswelle.
Eines findet sich zum Andern,
Und — ihm selbst geheimnißvoll —
Sprudelt aus der Brust des Menschen
Eine frische Liederquelle . . .

So erging es Emir Hamsad.

In ihm drängt es süßen Dranges,
Und sein Auge blickt verklärt:
Und mit einer spitzen Kohle
Schreibt er auf den Rand der Blätter
(Gleich als wär' es die Ergänzung
Zu den Stufen der Erkenntniß,)
Manches Lied zum Ruhme Ada's.

„Wie zwei schneebedeckte Hügel
Anzuschaun im Glanz des Mittags,
Ist der Busen. Wie zwei Sonnen,
Schwarzumflorte, sind die Augen,
Wo die Tagsglut aus der Nacht bricht.

Aufgerollte Rosenblätter
Sind die Lippen. Aus der Muschel
Ihres Mundes blitzen Perlen,
Weiße Perlen, die kein Meer birgt,
Außer diesem Meer von Schönheit,
Drin ich untergehe! Und wie
Zwischen Nacht und Nacht der Tag liegt,
Strahlt ihr tagesbelles Antlitz
Aus den dunklen Lockenwellen,
Die zu beiden Seiten wogen
Glanzvoll dunkel wie die Nacht'.

„Ich schlich in Weh und Grimme,
Trug in der Hand den Tod —
Da klang mir eine Stimme
Und bannte meine Noth!

Den Weg des Unglücks nahm ich
Zum Rand des Felsenrücks,
Und auf dem Wege kam ich
Zum Gipfel alles Glücks!

Ich schlich auf dunklen Wegen,
Fluch lenkte mein Geschick —
Der Fluch ward mir zum Segen
Durch einen einz'gen Blick!"

. . .

„Seit du mich angeblickt,
Mir deine Hand gereicht,
Ward mir das Herz erweicht,
Und all mein Trutz geknickt
Ada, durch dich!

Du wandteſt meinen Sinn!
Zum Leben ward der Tod,
Zur Freude ward die Noth,
Daß ich nun glücklich bin
Ada, durch dich!“

„Was iſt ein Tag der hinter Wolken lauert,
Was eine Schönheit die im Dunkeln trauert,
Was ein Demant der ſeine Strahlenpracht
Lichtſcheu verborgen hält in Bergesnacht?

O, heller Demant, ſtrahle in die Welt!
Laß meinen Arm den Ring ſein der dich hält!“

Siebenunddreissigster Gesang.

Der Kosaken Klage und Befreiung.

„Hör', die Zeit währt lange, Bruder,
Bis Wanuschka von dem Lager
Wiederkommt uns auszulösen!“

Sprach's der Aeltere zum Jüngern
Der gefangenen Kosaken;
Und der Jüngre gab zur Antwort:

— Helf' uns Gott! Mir ahnt nichts Gutes!
In drei Tagen kennt' er hier sein,
Und dies ist der sechste Tag schon.
Wenn man uns nur nicht betrogen!
Wer kann diesen Heiden trauen! —

„Ein Tscherkeß bricht nie sein Wort!“

— Aber warum wirft man uns
In dies feuchte kalte Loch,
Knebelt uns wie wilde Thiere?
Deutlich hört' ich's vor'ge Nacht
Dreimal vor der Thüre scharren,
Wie Gescharr von Pferdehufen;
Das bedeutet Unglück, Bruder' —

»Laß die Grillen: Gott wird helfen!
Ein Kosak kann viel vertragen,
Und der Krieg macht schlimme Tage.
Zweimal war ich schon gefangen,
Jedes Mal entkam ich glücklich —
Warum nicht zum dritten Male?
Du bist zwanzig Jahre jünger,
Und wirst noch zu Rosse sitzen
Wenn ich längst im Grabe liege!«

— Ach, Maruschka! — seufzt der Jüngere,
Und begann ein Lied zu summen
Aus der fernen Steppenheimat.

Wurde auch der Alte traurig,
Und in Klagetönen, langsam,
Huben Beide an zu singen:

Kosakenlied.

Such' nicht in der Reiter Troß mich,
Geh' nicht aus, nach mir zu fragen!
Nimmer wird mein schwarzes Roß mich
Dir, mein Herz, entgegentragen!

Nie zur Heimat kehr' ich wieder,
Deiner mich zu freuen;
Wird der Sturmwind meine Glieder
Weit im Feld zerstreuen!

Fragst du dann die Reiterherden
Was aus deinem Lieb geworden:

Werden sie auf deine Fragen
Solche Antwort sagen:

Troff ein Schwert von rothem Blut,
Troff ein Pferd von weißem Schaume —
Dein Kosak ist todt, und ruht
Unterm Weidenbaume!

* * *

Kaum noch war das Lied verklungen,
Als die Kerkerpforte aufsprang.

»Ein Tscherkeß bricht nie sein Wort!«
Rief der Alte, da er sah
Daß der Derwisch selber eintrat,
Hinter ihm vier Krieger Ali's.

Man befreite die Gefangnen
Und sie dankten Gott, und küßten
Ihre Heil'genbilder, schlugen
Fromm ein Kreuz dazu. Wanuschka
Hatte doppelt Wort gehalten:

Statt dreihundert Schießpatronen
Zur Erlösung der Kosaken:
Führte er sechshundert mit sich!

Achtunddreissigster Gesang.

Derwisch Muhammed und Emir Hamsad.

Und zu Emir Hamsad wieder
Kam der Derwisch. Innig freuten
Beide sich des Wiedersehens.
Frage, Antwort, wechseln schnell.

Und es lächelte der Derwisch
Als er Hamsad's Lieder sah,
Die er schrieb zum Ruhme Ada's
Auf den breiten Rand der Blätter
In den »Stufen der Erkenntniß«:

»Deine Ada sollst du sehen,
Sprach er tröstend — morgen will ich
Dich in ihre Nähe führen,
Wenn der Bruder auf der Jagd ist,
Und der Vater bei den Mannen
An der Grenze, um zu rüsten;
Denn bald giebt es ernste Arbeit,
Und dein Arm darf uns nicht fehlen.

Zweimal schon war ich im Horte
Ibrahim's, des Sohnes Ali's.

Ganz genau weiß ich die Stunden
Wann er ausgeht, wann er heimkehrt,
Und die Wege die er wandelt.

Ada kennt den alten Derwisch,
Und ich kenne Weiberherzen!
Laute Neugier treibt zur Vorsicht;
Mitgefühl erweckt Vertrauen;
Und Vertrauen ist der Schlüssel
Der des Herzens Pforte öffnet.

Was ich wissen wollte, wußt' ich
Bald von ihr — denn meine Schlauheit
Hat im Land' nicht ihres Gleichen!

Morgen führ' ich dich zu Ada!
Doch Gefahr und Pflicht gebieten
Daß dem kurzen Wiedersehen
Eine lange Trennung folge:
Denn die Zeit drängt uns zu handeln.

Ich muß noch von Stamm' zu Stamme
Pilgern, und das Volk bekehren.
Doch Schamyl harrt meiner Botschaft:
Und du sollst der Bote sein!-

Neununddreissigster Gesang.

Das Wiedersehen.

Wiedersehen! keine Lust
Singt kein Klang aus Menschenbrust!
Deine Wonnen, Wiedersehen
Liebenden Entgegenstrebens,
Kann nur, wer sie lebt, verstehen —
Andern malt man sie vergebens!

Wer vermag in Wort und Bildern
Was ein Herz bewegt zu schildern
Drin die Liebe treibt und glüht!

Wessen Mund vermag die Qualen
Süßer Ungeduld zu malen
Im jungfräulichen Gemüth:

Wenn dem Auge leiblich nah
Was es geistig lange sah —
Wenn dem Traumbild die Enthüllung,
Tag für Nacht gegeben wird,
Und der Hoffnung die Erfüllung
Durch das warme Leben wird!

Und der Tag, der langersehnte
Bricht herein; — unendlich dehnte
Sich den Harrenden die Nacht;
Hamsad wacht und Ada wacht,
Beide floh der nächt'ge Schlummer,
Doch sie wachen nicht in Kummer:
Denn ein Tag der Freude lacht!

Heimlich, auf verborgnen Wegen,
Führt der Derwisch Emir Hamsad
Dem erharrten Glück entgegen.

Rein und sonnig war der Morgen.
Ada wandelt auf dem Dache;
Ihre Mägde klug verborgen
Hielt sie unten im Gemache
Bei der Arbeit. Und sie harrt
Emir Hamsad's Gegenwart.

Ungeduldig in der Runde
Späht sie — wünscht daß er sich spute,
Die Minute wächst zur Stunde,
Die Sekunde zur Minute.

Durch's Gebüsch dort geht ein Rauschen —
Ada wendet sich, zu lauschen;
Bang im jungen Herzen glüht es,
Aus den Augen zuckt und sprüht es . . .

Ja, er ist es! Emir Hamsad
Mit dem Derwisch im Geleite!

An des Hauses Hinterseite,
Wo kein Gitter, keine Pforte,

Dort an laubgeschütztem Orte
Läßt der Derwisch Hamsad stehn.
Von dort kann er Ada sehn.

Wirr schlägt sie das Auge nieder,
Aber bald erhebt sie's wieder,
Athmet ruhiger und freier;
Und zurück schlägt sie den Schleier!

Hamsad's Glutenblicke sagen
Seligkeit aus Ada's Augen . . .

Sprechen darf sie nicht, vielleicht
Könnten ihre Mägde lauschen.
Doch wo Aug' an Auge reicht,
Mag ein liebend Pärchen leicht
Herzen und Gedanken tauschen!

Keine langen Worte braucht man
Daß das Herz zum Herzen wandre:
Durch die Glut des Auges taucht man
Eine Seele in die andre.

Wonnetaumelnd stehn die Beiden.
Jedes Funkeln ihres Blickes
Ist ein helles Freudenfeuer —

Mit Jahrhunderten von Leiden
Kauft man solchen Augenblickes
Seligkeiten nicht zu theuer!

Macht's der Augen Lustgestrahle,
Macht es der Gewänder Zier?

Schöner als zum Erſtenmale
Scheint ſie ihm, und ſcheint er ihr!

Das iſt nicht der bleiche Wandrer
Der einſt flehend vor ihr ſtand:
Von Geſtalt iſt er ein Andrer,
Reich und ſchön iſt ſein Gewand.

Und auch Ada anders ſchien:
Wohl dieſelben Kleider trägt ſie,
Aber andre Glut erregt ſie,
Blendet und beſeligt ihn!

Vor ſich ſieht er all ſein Glück.
Und er möchte zu ihr treten,
Niederknien um anzubeten —
Doch die Furcht hält ihn zurück.

Welch ein Glühen, welch ein Kämpfen,
Dieſe junge Glut zu dämpfen,
Stark ſich ſelbſt zu widerſtreben:
Daß das Glück ihn nicht bethöre,
Nicht ein Augenblick zerſtöre
Was bereitet für das Leben!

* * *

Wunderbarer Herzenskrieg,
Du biſt nicht wie andre Kriege:
Nicht im Haß erweckſt du Sieg,
Nur die Liebe führt zum Siege!

Dein Triumph zählt nicht nach Leichen:
Denn du weckſt zu neuem Leben,

Und man fällt vor deinen Streichen
Nur um stolz sich zu erheben.

Selig ist wer kämpfend siegt,
Selig auch wer unterliegt:
Denn zum Sieg wird nur erkoren
Wer sich siegend giebt verloren!

Welch ein wundersam Beginnen:
Jeden muß der Lorbeer zieren!
Man verliert um zu gewinnen,
Man gewinnt um zu verlieren!

»Nun genug der Seligkeit!
Uns zum Aufbruch ruft die Zeit;
Einer weiß genug vom Andern
Jetzt — wir müssen fürbaß wandern!«

So der Derwisch . . .

Hamsad hält
Scheidend seine Arme aus
Nach dem waldversteckten Haus,
Das sein Alles in der Welt
Auf sich trägt; und sieh: es fällt
Eine Rose hin zur Erde!

Und mit seliger Geberde
Stürzt er hin, sie aufzuheben.

Ueber ihm schwebt all sein Glück —
Und er kann nicht mehr zurück,
Koste es ihm auch Glück und Leben . . .

Und auf Ada's Hände, Füße,
Preßt er heiße Scheidegrüße.

Aber Ada selbst entwindet
Seinen Lippen sich — verschwindet.

Und der Derwisch, sein Begleiter,
Zieht ihn eilig mit sich weiter . . .

Zehntes Buch.

Geſang XL.—XLII.

Vierzigſter Geſang.

Emir Hamſad's Dankgebet.

Wieder auf getrennten Wegen
Zogen beide Wanderer fort:
Hamſad ſeinem Ziel entgegen
Sich der Botſchaft zu entledigen —
Muhammed von Ort zu Ort
Um zu lehren und zu predigen.

Oft ſieht Hamſad noch zurück
Nach dem Horte ſeiner Lieben —
Ob auch ſchwer das Scheiden trifft:
Ihrer Augen Flammenſchrift
Hat ihm unauslöſchlich Glück
In das gläub'ge Herz geſchrieben.

Und das ſelige Erinnern
An das Glück in Ada's Horte,
Weckt in ſeinem tiefſten Innern
Weihevolle Dankesworte.
Nieder ſinkt er zu der Erde,
Ruft mit dankender Geberde:

Gott, Du mein Hort, bist unerforschlich groß!
Ich preise Dich!
Du lenkest wunderbar der Menschen Loos —
Ich preise Dich!

Auf dunklen Wegen schlich ich, und erhob
Die Hand zum Mord — da wandtest Du den Stoß:
Ich preise Dich!

Ich irrte ab von Dir, Du aber bliebst
Bei mir, und Deine Hand ließ mich nicht los:
Ich preise Dich!

Ich stürzte in den Abgrund des Verderbens —
Aus seiner Tiefe ward durch Dich des Glückes Schooß:
Ich preise Dich!

Ich ging zum Tode, und ich kam zum Leben;
Aus meinem Fluch rang sich Dein Segen los:
Ich preise Dich!

O Gott, mein Hort, vernimm mein Dankeswort!
Es ist mein Dank wie meine Liebe groß:
Ich preise Dich!

Einundvierzigster Gesang.

Wie der Derwisch die falschen Lehren der Priester und Schriftgelehrten bekämpft und das Volk zu einigen sucht.

Und der Derwisch zog durch's Land,
Stab und Koran in der Hand.

Und er predigt seine Lehren,
Sucht die Stämme zu bekehren
Von der alten Knechtschaft Schmach —
Sucht von Blutschuld sie zu reinigen,
Und zum Kampfe sie zu einigen.

Und viel Volkes folgt ihm nach.

Denn mit seiner Kunst zu heilen,
Und mit seinen Glaubenswerten
Macht er Freunde aller Orten.

Doch er hat nicht Zeit zu weilen,
Immer rastlos zieht er weiter,
Predigt Krieg dem weißen Zaren,
Und wirbt Gläubige und Streiter.

Und sein Anhang wächst zu Scharen.

Doch auch Feinde aller Orten
Findet er auf seinen Wegen;
Schmähend tritt mit bittern Worten
Mancher Priester ihm entgegen:

»Wer bist du, der uns gekommen,
Und wer ist der dich gesendet?
Wem soll deine Lehre frommen,
Die das Volk zur Zwietracht wendet!
Willst du klüger sein als wir?
Hast du besseres Verständniß
Des Koran? Ach! gleich sind dir
Tugend, Glaube und Bekenntniß,
Gleich Schiiten und Sunniten:
Wenn sie um Schamyl sich schaaren,
Um die Russen zu befehden —
Denn der Kern von deinen Reden
Ist nur: Krieg dem weißen Zaren!

Zählt der Zar zu unsern Feinden?
Der ringsum in den Gemeinden
Schulen und Moscheen gründet,
Friedlich sich mit uns verbündet,
Reichlich spendet allen Armen,
Nie ermüdet im Erbarmen!

Magst du deine Wege gehen,
Aber Weh den Neubekehrten!«

So in Schulen und Moscheen
Reden ihm die Schriftgelehrten,
Die vom Gold des Zaren leben,
Und sich seinem Dienst ergeben.

Spricht der Derwisch:

Wer vermag
Eure Blindheit euch zu rauben?
Denn umsonst scheint euch der Tag,
Und nach Gold wägt ihr den Glauben.
Wie das Volk im Lande Schirwan
Wandelt ihr in Nacht und Irrwahn,
Laßt im Namen des Propheten
Euch vom Zar mit Füßen treten.
Schmutz auf euer Haupt! ihr Sklaven,
Gott, der Rächer, wird euch strafen! —

So aus seiner Zorneswolke
Helle Blitzesstrahlen schießt er
Auf die Heuchelei der Priester,
Und entlarvt sie vor dem Volke.

Sprach zu ihm im Volke Einer,
Hörend wie die Schriftgelehrten
Schlecht sich seines Angriffs wehrten:

»Ihre Weisheit weicht vor deiner,
Wie die Lüge vor der Wahrheit,
Und das Dunkel vor der Klarheit —

Doch, wie kommt es, daß wir immer,
Bis du kamst uns zu bekehren,
Folgten ihrem falschen Schimmer,
Glaubten ihren falschen Lehren?

Keiner merkte, der sie hörte,
Daß ihr Reden uns bethörte —

Anders ganz von Wort und Mienen
Scheinen ſie, ſeit du erſchienen!«

Und der Derwiſch ſprach in Bildern,
Seine Antwort klar zu ſchildern;
Redete zum Volk und ſagte:

Ben Jemin, der Weiſe, fragte
Ein Johanniswürmchen einſt,
Das er glühen ſah und funkeln:
Sag', warum du nur im Dunkeln,
Aber nie am Tage ſcheinſt?

Und das Würmchen ſprach: ich ſcheine
Auch am Tage, — doch ihr ſeht
Bis die Sonne untergeht,
Nur ihr Licht, und nicht das meine!

Solch ein Glaubensſonnenlicht
Iſt Schamdl, bin ich durch ihn!
Und ihr ſeht das Blendwerk nicht
Seit der helle Tag erſchien!

Dem Johanniswürmchen gleichen
Prieſter die dem Zaren dienen;
All ihr Schimmer muß erbleichen
Seit in uns der Tag erſchienen!

* * *

Und es ſtaunt ob ſolchen Lehren
Alles Volk. Und täglich mehren
Seine Jünger ſich im Lande.

Und wie er, im Bußgewande,
Pilgern viele Volksbekehrer;
Von Schamyl geprüfte Lehrer,
Stab und Koran in der Hand,
Lehrend, predigend durch's Land;

Um der Menschen Herz zu rühren,
Sie zu retten von Verblendniß,
Und zum Himmel einzuführen
Durch die »Stufen der Erkenntniß.«

Zweiundvierzigster Geſang.

Die Ordnung der Heerſchaaren.

Dieſes aber iſt die Vorſchrift
Wie der Derwiſch Alle ordnet
Die ſich zu Schampl bekennen:

Jeder ſchwört auf den Koran
Treu zu bleiben den Murſchiden,
Dem Imam, des Volkes Erſten.

Und nach ſolchem heil'gen Eidſchwur,
Wählt man Einen unter Elfen,
Der geſetzt wird über Zehn.

Dieſer Eine wird verzeichnet
In den Büchern des Murſchiden —
Und mit ſeinem Haupte bürgt er
Für die Treue ſeiner Mannen.

Er allein zieht mit zum Kampfe;
Und die Andern bauen den Acker,
Schaffen Waffen und Gewänder,
Sorgen für des Hauſes Nothdurft
Und den Unterhalt im Felde.

Nur im großen Aufgebote
Ziehen Alle mit; dem Ersten
Folgen zehn bewehrte Mannen.

Wo so zehn mal Zehn beisammen,
Wird geführt ein höh'rer Führer,
Der gesetzt ist über Hundert.
Solcher ist ein Schutzgebieter.

Ueber zehn der Hundertführer
Wieder steht ein höh'rer Führer,
Der gesetzt ist über Tausend.
Solcher ist ein Stellvertreter
Des Imam, des Volkes Ersten.
Und er straft und er belohnt,
Uebt Gewalt, wie Fürsten üben.

Also wurden eingetheilt:
Viele Stämme der Kabarder
An der Malka und am Terek;
Alle Stämme der Tschetschenen
Am Argun und an der Sundscha;
Alle Stämme von Bakklulal,
Andi, Scharo, Dido, Anzuch;
Und die Lesghierstämme alle
Am Sulak und Koißu.
Dazu noch viel andre Stämme.

Alle Orte sind verzeichnet,
Und die Namen aller Führer,
Sammt der Anzahl ihrer Mannen.

Wenn Schamyl das Land durchreitet,
— Um sich seine Tausendführer,

Die Naibs, die Stellvertreter,
Hinter sich die andern Führer,
Die gesetzt sind über Hundert —
Und entbietet seinen Heerbann:

Flugs nach allen Seiten sprengen,
Im blutrothen Kriegsgewande
Und im gletscherweißen Turban,
Botschafttragende Muriden:

Dröhnt es rings von Rossershufen
In den Schluchten; klirrt von Waffen;
Jeder Fels speit Krieger aus,
Die sich schnell zum Streite ordnen,
Wie ein Vogelschwarm zum Fluge.

Eilftes Buch.

Gesang XLIII—XLVII.

Dreiundvierzigster Gesang.

Emir Hamsad im Feindeslande.

Im Morgenroth die Narzen glühn,
Im Morgenthau erblüht das Grün.
Der Häuser platte Dächer rauchen,
Um Berge krümmt der Strom den Lauf;
Aus hellem Nebelmeere tauchen
Fern dunkle Hügelwellen auf.

Nun scheidet von der Berge Rand
Und wechselt seine rasche Bahn
(Zur Rechten das Kubinerland
Das schon dem Zaren unterthan,)
Der Samur, spannt sein Silberband
Zum Kaspimeere immer breiter.

Es reitet durch's Kubinerland
Auf grauem, weißgeflecktem Pferde
Am frühen Tag ein junger Reiter,
Männlich von Haltung und Geberde.
Aus jedem seiner Züge spricht
Besonnenheit und Zuversicht;
Sein Auge blitzt von Kraft und Muth.

Wohl weither trug ihn schon am Tage
Sein Roß aus karabag'schem Blut,
Doch rastlos treibt er's immer weiter —
Leicht fliegt es hin mit seinem Reiter,
Als sei es stolz daß es ihn trage.

Wer ist der junge Reiter dort,
Und wo das Ziel das ihn beschwingt?

's ist Hamsad, der von Ali's Hort
Die Botschaft zum Murschiden bringt.

Doch dieser Weg führt nicht zum Ziel,
Denn russisch sind ringsum die Orte,
Und nordwärts geht es zu Schamyl
Nach Darge's starkem Felsenhorte!

Was reitet er zurück, als trag' er
Die Botschaft in das Russenlager,
Und hat den rechten Weg gemieden?

So hat der Derwisch ihn beschieden!

Von Baku soll er bis Derbend
Entlang ziehn an dem Kaspimeere
Und forschen nach dem Russenheere,
Bis daß er Alles weiß und kennt:
Die Lager und die Zahl der Schaaren,
Die neugesandt vom weißen Zaren,
Die Lesghierstämme zu vernichten
Die des Murschiden Banner tragen.

Das Alles soll er klug erfragen,
Und — kommt er zu Schamyl — berichten!

Im Schmuck der Wehr und des Gewandes
Erscheint er als ein Fürst des Landes
Von Jelißu, deß Sultan lange
Dem weißen Zaren unterthan:
So darf auf seinem Spähergange
Er Alles sehn und Allen nahn.

All überall auf seinen Wegen
Kommt freundlich ihm der Feind entgegen.

Man preist des Sultans Tapferkeit
Der seinen Dienst dem Zaren weiht.
Man droht mit Krieg und Untergang
Den Stämmen, die im Freiheitsdrang
Sich der Gewalt des Zaren wehren.

Hamsad sieht Alles was er sehn will:
Man führt ihn hin wohin er gehn will.
Er sucht genau sich zu belehren,
Merkt Alles wie und wo es ist.

Groß ist die Kraft und Körperschöne
Der Kaukasus-gebornen Söhne:
Doch größer noch ist ihre List!

Vierundvierzigster Gesang.

Altes und Neues. Die ewigen Feuer bei Baku.

Also von einem Ort zum andern
Zieht er entlang dem Meeresstrand,
Bis seine Prüfungszeit vollendet.

Und Vieles noch auf seinem Wandern
Sieht er, was neu und unbekannt,
Den Geist bewegt, das Auge blendet.

Er sieht gewalt'ge Mauerreste
Von altzerfall'nen Perserstädten;
Ruinen alter Schachpaläste
Und stolzer Tempel des Prophseten;
Baku's uraltes Thurmgemäuer;
Auf Apscheron die ew'gen Feuer
Wo Zoroaster's Jünger beten ...

Was ihm in seiner Kindheit Tagen
Den Geist erregt durch alte Sagen
Von Guebern, die am Feuer kauern,
Und ohne Herd, und Kind, und Weib,
Halbnackt ihr Lebensglück vertrauern,
Grausam zerfleischen ihren Leib,

Sich selbst verdammen hier auf Erden:
Daß sie im Himmel selig werden —

Das sieht er hier am Kaspimeere:
Die falsche Selbstvernichtungslehre,
Die ewig alte, ewig junge . . .

Das Land streckt eine Feuerzunge
Weit in das Meer, und hochaufbrausend
Umrauscht in Sturm- und Wellenwuth
Das ew'ge Meer die ew'ge Glut,
Die von Jahrtausend zu Jahrtausend
Fortbrennt im Kampfe mit der Flut.

Der Sturm vermag sie nicht zu kühlen,
Das Wasser sie nicht fortzuspülen!

Der alte Glaube ist verdorben,
Und seine Priester sind gestorben:
Doch ewig brennt die Flamme fort
Die Zoroaster's Glaubenswort
An ihrem Feuerbusen säugte.
Die Einen kochen ihren Brei,
Die Andern beten fromm dabei —

Den Schiffern ist sie eine Leuchte,
Die ihnen Nachts durch Sturm und Brandung
Den Weg zeigt zu der sichern Landung.

Fünfundvierzigster Gesang.

Der Tanz der Bajaderen.

Viel Wunderbares, Neues so
An Hamsad's Blick vorüberzieht,
Stimmt ihn bald traurig und bald froh —
Doch treibt's ihn, daß er Alles sieht.

Jedweder Schritt beut neue Nahrung
Dem Geist an Kenntniß und Erfahrung.

Und ob es ihn betrübt, erheitert,
Er fühlt wie sich sein Blick erweitert:
Das hebt in Stolz die junge Brust,
Und macht das Forschen ihm zur Lust.

Schwer trägt das Land am fremden Joch,
Und im Geheimen murren Viele.
Die große Menge freut sich noch
Im Flitterglanz der alten Spiele.

Wohl schleudert man vom schnellen Roß
Nicht mehr das schwanke Wurfgeschoß —

Wird nicht mehr ritterlich gekämpft
Im Spiele, wie in früh'ren Jahren:
Denn seit der ernste Kampf gedämpft,
Sieht man im Scheinkampf auch Gefahren.

Was Arme stählt und Augen schärft
Nahm man — und ließ nur was entnervt.

Die alte Heldenkraft entwich;
Doch blieb das alte Spiel bestehn,
Wo Baku's Bajaderen sich
In wollustvollem Tanze drehn.

Das Tamburin springt von der Hand,
Schnellt klingend auf, fällt klingend nieder.
Hoch fliegt das lustige Gewand,
Leicht schwingen sich die vollen Glieder.

Und Jede tanzt für sich allein,
Und doch zugleich im Ringelreihn.
Schwank biegt der Leib sich, wie zum Gruß,
Wie luftgetragen schwebt der Fuß.

So tanzen Dschinnen ihren Tanz
Am Elborus bei Mondenglanz.
Da plötzlich alle Mädchen fliehn,
Zu Boden fliegt das Tamburin,
Und auseinander stiebt der Kranz.

Entsetzen zuckt aus jeder Miene:
Sieh: eine Tänzerin, als Biene
Gekleidet, fliegt im Kreise um,
Das ist ein Schwirren, ein Gesumm!

Es ſuchen alle Bajaderen
In Angſt der Biene ſich zu wehren.
Man wirft nach ihr — doch weicht ſie nicht.
Hier fliegt ein Schleier vom Geſicht —
Dort fliegt die Hülle von der Bruſt —
Doch immerfort die Biene ſticht,
Und fliegt umher in kecker Luſt!

Halb aus den Kleiderwellen ſteigen
Die Tanzenden im wilden Reigen ...

In Jugendpracht
Die Reize blühn;
Die Lippe lacht,
Die Augen ſprühn
In ſüdlich blendendem Gefunkel.
Und weißer als der Schnee der Firne
Erglänzen Nacken, Hals und Stirne,
Umwogt vom Locken, glanzvoll dunkel.
Der Körper zuckt in ſüßer Regung,
Wolluſt in jeglicher Bewegung ...

Wohl blendend ſtrahlt im hellſten Licht
Was ſich in Spiel und Tanz entblößt —
Doch Hamſad lockt die Schönheit nicht
Die ſchamlos Blick und Gürtel löſt!

Was er erſtrebt, was ihn erfüllt,
Erſcheint ihm in ganz anderm Glanze
Als aller Reiz der ſich enthüllt
In Baku's Bajaderentanze!

Sechsundvierzigster Gesang.

Emir Hamsad's Flucht.

Und von Baku über Kuba
Nach Derbend kam Emir Hamsad,
Wo zum Zuge gegen Darge
Starke Schaaren sich gesammelt.

Freundlich kommt man ihm entgegen,
Alles prüft er und erforscht er.

Doch wie er am dritten Tage
Aus dem Thor gen Westen reitet,
Rings die Wege sich zu merken:
Trabt ein Reiterschwarm vorüber,
Und des jungen Führers Augen
Haften scharf auf Emir Hamsad;
Wenden sich vom Roß zum Reiter,
Und vom Reiter sich zum Rosse.

Und der Führer schwenkt, und reitet
Los auf Hamsad — doch die Andern
Ziehen langsam ihres Weges
Nach Derbend am Kaspimeere.

Emir Hamſad reitet weſtwärts,
Sucht den Blicken auszuweichen
Die der Führer auf ihn richtet.
Spähend reitet dieſer näher,
Ruft mit lauter Stimme plötzlich
»Halt!«

Und Hamſad folgt dem Rufe:
Klüger ſcheint es ihm, zu halten,
Als durch Flucht Verdacht zu wecken.

Stirn an Stirne hält dem Führer
Emir Hamſad gegenüber.

»Derwiſch Muhammed!«

ruft Jener
Um zu zeigen daß er wiſſe
Wer er ſei und wem er diene —
Fällt dem Pferde in die Zügel:

»Folge mir als mein Gefangner!«

Und in ſchrillem Tone pfeift er,
Daß es fern die Reiter hören,
Spähend ihre Roſſe ſchwenken.

Doch im Nu zieht Emir Hamſad
Ein Piſtol aus ſeinem Gürtel:
Schießt den Feind vom Pferde nieder,
Schwenkt und jagt im Fluge weiter.

* * *

Der Getroffne war der junge
Krieger aus dem Abendlande!

Er erkannte Emir Hamsad,
Der ihn fing mit dem Arkane
An dem heißen Tag des Kampfes
Nach dem Raub der Karawane.

Ihn erspähend, schwankt' er zwischen
Pflicht des Herzens und des Dienstes:
Denn dem alten Derwisch dankt' er
Seine Freiheit und sein Leben —
Doch dem Zaren schwur er Treue:

Und die strenge Dienstpflicht siegte . . .

Siebenundvierzigster Gesang.

Das Lied von Achulgo und die Entführung nach Dargo.

An den Ufern des Ulutschai
Brennt ein Feuer. Um das Feuer
Kauern antlitzbraune Männer,
Dunklen Auges, wilder Miene.

Ihre Mahlzeit ist beendet;
Ihre Pferde stehn gesattelt;
Doch sie singen, eh' sie reiten,
Noch ein Lied nach heim'scher Weise,
Von Schamyl, dem starken Helden:

»Schamyl, der Prophet! im Gebirge scholl's laut,
Der Sohn ließ die Mutter, der Bräut'gam die Braut.
Der Mann ließ das Weib, und zu heiligem Kampf
Erdröhnt' es von Waffen und Roßhufgestampf.

Bei Himry, wo kämpfend Kasi-Mullah fiel,
Erhob, ihn zu rächen, sein Banner Schamyl —
Er einte die Stämme zum heiligen Krieg,
Und vor ihm war Schrecken, und mit ihm war Sieg.

Wo hoch von Achulgo die Veste sich thürmt,
Da wurde drei Tage, drei Nächte gestürmt.

Es rollten die Leichen wie Steine herab,
Und fanden in Blut und in Feuer ihr Grab.

Die Felsen erdröhnten; rings brannte der Wald;
Die Mauer zerborst von der Bomben Gewalt;
Und mancher Murid seinen Untergang fand,
Doch Keiner fiel lebend in feindliche Hand!

Erstürmt ward Achulgo — die Veste war leer.
Man suchte Schamyl — doch man fand ihn nicht mehr.
Er sprang mit den Seinen vom Felsen herab,
Und fand wohl tiefunten im Strome sein Grab!

Nun wurde gefeiert beim dampfenden Mahl,
Nun floß statt des Blutes der Wein im Pokal.
Laut rühmt sich der Feldherr, der Sieger der Schlacht:
Wie schnell ward dem Kriege ein Ende gemacht!

Noch saßen sie feiernd beim dampfenden Mahl,
Da sprengten gepanzerte Reiter durch's Thal,
Schamyl an der Spitze, in zornigem Muth,
Sein Turban wie Schnee und sein Mantel wie Blut.

Wie mocht' er entkommen, vom Feind unbelauscht?
Das weiß nur der Strom, der die Veste umrauscht!
Schnell auf die Geschütze! — es donnert und knallt,
Bald sind die Geschütze in seiner Gewalt!

Vergebens, ihr Russen, daß ihr euch noch wehrt:
Auf euch sind die eignen Kanonen gekehrt! . . .
Die oben erliegen der Stürmenden Wucht,
Die unten entweichen in stürmischer Flucht . . .«

Roßhufhall — in wilder Eile
Kommt ein Reiter angesprengt.
Müde schnaubt und dampft sein Renner,
Spähend rollt sein Aug' im Kreise:

»Führt mich auf den Weg nach Dargo,
Doch schnell fort von hier! mir folgen
Reiter aus dem Feindeslager!«

— Fürchte nichts, bis hieher wagt sich
Kein Kosak vom Feindeslager!
Doch wie kommst du dieses Weges,
Wohin eilst du und wer bist du? —

»Emir Hamsad ist mein Name,
Jelißu ist meine Heimat,
Botschaft trag' ich zu Schamyl
Nach der Felsenveste Dargo!

Und der älteste der Reiter,
Da er Hamsad's Worte hörte,
Ließ ihm geben Trank und Speise,
Ließ sein gutes Roß verschnaufen.

Dann verband man ihm die Augen
Daß er nicht den Weg erkenne.
Und es führten ihn die Reiter
Nach der Felsenveste Dargo.

Zwölftes Buch.

Gesang XLVIII—LIII.

Achtundvierzigster Gesang.

Das Gebet des Derwisch.

Auf den Bergen rings um Ali's Hort
Liegt es schwül, wie vor Gewitterstürmen;
Dunkle Wolkenmassen sieht man dort
Wie ein zweites Hochgebirg sich thürmen.

Von den Triften treibt der Hirt die Heerde,
Alle Vögel flattern bang zur Erde,
Alle Thiere fliehn in scheuer Flucht,
In sein Loch verkriecht sich jeder Wurm
Obdach suchend vor dem nahen Sturm.

Schleicht der Derwisch sinnend durch die Schlucht,
Wo ein Gießbach in den Samur braust,
Nah' dem Felsenthal wo Ada haust.

Lange sieht er, läßt nach allen Seiten
Spähend seine scharfen Augen gleiten,
Wendet dann gen Osten sein Gesicht,
Hebt die Hände hoch empor und spricht:

„Gott der Gläubigen! auf dessen Ruf
Uns verkündigt ward die wahre Lehre,
Der von einem bis zum andern Meere

Dieſe ſtarke Bergesveſte ſchuf —
Der Du ſie gemacht mit Deiner Hand,
Daß ſie uns ein Schirm ſei und ein Hort,
Der Du Deine Boten ausgeſandt
Neue Kraft zu wecken durch Dein Wort:
Stärke mich, erleuchte meine Sinne,
Sag' mir, ob gerecht, was ich beginne?
Ob es beſſer, daß ein Zweig verderbe,
Denn daß der ganze Stamm zu Grunde gehe —
Beſſer, daß ein Sproß von Ali ſterbe,
Denn daß ich Dein Volk in Zwietracht ſehe?
Eh' ich war, haſt Du im Schickſalsbuche
Vorgezeichnet meinen Lauf auf Erden,
Ob mein Leben meinem Volk zum Fluche,
Ob es ihm zum Segen ſollte werden —
Allah, hör' mich, Deinen treuen Knecht!
Zu Dir bet' ich, — ſprich in Sturm und Wettern,
Iſt, was ich beginne, nicht gerecht,
Möge ſtrafend mich Dein Arm zerſchmettern!«

Und der Derwiſch drehte ſich im Kreiſe,
Nach des Ordens Brauch ſich zu begeiſtern —
Murmelt Worte, unverſtändlich leiſe,
Betet, bis in wunderbarer Weiſe
Höh're Kräfte ſeiner ſich bemeiſtern . . .

Und ſein Auge zuckt von heil'gen Flammen,
Bilder ſieht er vor ſich, wie im Traum;
Schweiß bricht aus der Stirne — alle Glieder
Zittern fieberheiß, und weißer Schaum
Quillt vom Munde — und er bricht zuſammen,
Sinkt bewußtlos in den Raſen nieder.

Neunundvierzigster Geſang.

Ibrahim's Tod.

Immer dunkler wird es im Gebirge.
Ibrahim, Sohn Ali's, kommt gegangen,
Einen Hirſch trägt er auf ſeiner Schulter,
In der Hand ſein filzumhüllt Gewehr.
Das Gewitter trieb ihn früh zur Heimkehr.
Doch er wundert ſich, wie er im Schluchtweg
Einſam ſieht den alten Derwiſch ſitzen:

»Friede ſei mit dir! Woher des Weges?«

Gab der Derwiſch Ibrahim zur Antwort:

— Sieh, ich ſuchte dich in den Gebirgen,
Ali-Beg verlangt nach deiner Heimkehr!
Ich ward müde von dem langen Steigen,
Setzte mich zur Ruhe in den Raſen,
Dank ſei Gott, der dich geführt des Weges! —

Sprach zum Derwiſch Ibrahim, Sohn Ali's:

»Der Gewitterſturm naht ſeinem Ausbruch,
Immer dunkler wird es, laß uns eilen,
Eh' die Wolkengüſſe auf uns ſtürzen!«

Gab der Derwiſch Ibrahim zur Antwort:

— Führe mich des Wegs, daß ich dir folge! —

Und ſie eilen heimwärts aus dem Hohlweg,
Klettern nieder wie die Gemſen klettern.

Und als ſie gelangten zu der Stätte
Wo ein ſchmaler, ſchwindelnd hoher Fußpfad
Zu der Felswand führt bei Ada's Horte,
Zuckt der erſte Blitz aus dem Gewölke,
Mächtig rollt der Donner durch die Berge.

Redet warnend Ibrahim zum Derwiſch:

»Schreite langſam, daß dein Fuß nicht gleite,
Schwarz wie Nacht gähnt unter uns der Abgrund,
Wer hineinſtürzt, ſieht den Tag nicht wieder.«

Und der Derwiſch ſpähet ſcharfen Auges,
Seinen Krummſtab nimmt er in die Linke,
Und mit ſeiner Rechten plötzlich führt er
Einen wucht'gen Stoß auf Ibrahim.

Schreiend ſtürzt das Opfer in den Abgrund —
Noch ein dumpfer Schall ſteigt aus der Tiefe,
Dann ſchweigt Alles.

Selber wie zerſchmettert
Bleibt der Derwiſch auf dem Bergpfad liegen.
Krachend rollt der Donner durch die Berge,
Aus den Wolken zuckt's in wilden Flammen,
Und das Sturmgeheule will nicht enden.

Doch er achtet des Getöses nicht,
Achtet nicht des Donners, nicht der Blitze.
Denn ein schlimmeres Gewitter zieht
Durch die starke Brust des alten Mannes . . .

Erst als Sturm und Donner ausgetobt,
Und die Wolken ihre Schleusen öffnen,
Schlägt der Derwisch seine Augen auf,
Läßt sich waschen von den Regengüssen,
Fühlt sich wie erwacht zu neuem Leben.

Funfzigster Gesang.

Die Trauer in Ibrahim's Horte. Wie der Vater die Leiche des Sohnes findet.

Im Gebirge scholl ein Wehgeschrei:
Ada's Bruder kam nicht heim vom Jagen,
Und die Schwester blieb allein im Horte,
Weinte, klagte um den fernen Bruder.

Ali-Beg in Trauern hört die Märe,
Eilt zu Ada, sucht sein Kind zu trösten —
Ach! der Vater selbst bedarf des Trostes.
Jedes Wort aus seinem strengen Munde
Mehrt die Schmerzen in der Brust der Tochter:

»Hat der Blutfeind meinen Sohn getroffen,
Hat ihm aufgelauert in den Bergen?
Emir Hamsad, Wehe deinem Stamme!«

Viele Mannen gingen aus zu suchen,
Streiften weit umher in den Gebirgen.
Schon zwei Tage suchten sie vergebens,
Fanden keine Spur von dem Verlornen..

Zog der Vater selber aus zu suchen,
Denn mit jedem Tag wuchs seine Klage
Um den letzten Sprößling seines Stammes.

Und ihm folgen zwei der großen Hunde
Die den Eingang zu dem Hort bewachen.

Keine Stunde iſt er noch geſtiegen
Aufwärts an der Felſenwand am Samur,
Hört er ſeine Hunde winſelnd bellen,
Als ob kämpfend ſie ſich ſelbſt zerfleiſchten.

Wie er fürbaß geht, dem Heulen folgend,
Stürzen winſelnd auf ihn los die Hunde,
Zerren an ihm, ſchlagen mit dem Schweife,
Springen vorwärts und zurück. In banger
Neugier folgt er ſeiner Hunde Fährte.

Gramvoll unglückſelig Wiederſehen!
Dort, zerſchmettert an dem Fuß der Felswand,
Sieht der Vater ſeines Sohnes Leiche!
Neben ihm ſein filzumhüllt Gewehr,
Und den letzten Hirſch den er geſchoſſen,
Wildem Raubgethiere jetzt zum Fraße!

Jammernd ſtreckt der Vater ſeine Arme
Nach dem Abgrund aus — die Leiche unten
Bleibt des Vaters Armen unerreichbar!

Lacht die Sonne hell am blauen Himmel,
Wie zum Hohne ob dem Schmerz des Vaters.

Doch die Mannen holten lange Stricke,
Banden an die Stricke große Haken,
Und, nach langer Mühe, aus dem Abgrund
Ward die Leiche Ibrahim's gezogen,
Sammt dem letzten Hirſch den er geſchoſſen,
Und dem filzumhüllten Jagdgewehre.

Einundfunfzigster Gesang.

Das Gottesgericht.

Alle ſtaunten bei der Leiche Anblick:
Keine Wunde war am Körper ſichtbar
Als die ihm der Sturz von hoher Felswand
Und des Raubgevögels Fraß geſchlagen!

Alle ſah'n darin ein Schickſalszeichen
Daß kein Mörderblei den Leib getroffen.

Und man dachte an das Ungewitter
Das die Gegend weit umher verwüſtet.

»Hat ihn Gottes Blitzſtrahl nicht erſchlagen
Auf der Heimkehr von der Jagd am Abend,
Daß er fallend in den Abgrund ſtürzte?«

— Manche Sage geht aus alten Zeiten,
Daß der Herr im Blitz erſchlug den Letzten
Den das Schickſalsblei beſtimmt zu treffen,
Um der Blutſchuld ſelbſt ein Ziel zu ſetzen. —

Alſo ſprach der Eine und der Andre,
Als die Prieſter kamen Rath zu pflegen.
Da ſie Alles reiflich wohl erwogen
Wurde die Vermuthung zur Gewißheit.

War ein alter Hirt vom Stamme Ali's,
Der beim Ungewitter ſelbſt geſehen,
Als er heimwärts zog mit ſeiner Heerde,
Wie ein Mann in hellem Feuerkleide
Niederfuhr vom Himmel in's Gebirge.
Und die Prieſter, da ſie ſolches hörten,
Sprachen ſie: »Das war Elias ſelber,
Den Gott niederſandte aus der Wolke!«

Ali nur und ſeine Tochter Ada
Klagten, wollten ſich nicht tröſten laſſen,
Achteten der Zeichen nicht und Wunder.

Doch die Andern hört man alle ſagen:
Hamſad's Blutfeind ward im Blitz erſchlagen

Zweiundfunfzigster Gesang.

Ibrahim's Blutschuld.

Und am fünften Tage kam der Derwisch,
Den schon lange keiner sah im Horte.
Und von allem Volk ward ihm die Kunde
Von dem Wunder das der Herr gethan,
Da er Ibrahim im Blitz erschlagen.

Und man sprach ihm von dem alten Hirten,
Der den Mann im hellen Feuerkleide
Aus der Wolke sah herniederfahren.

Solcher Kunde viel vernahm der Derwisch
Eh' er kam zu Ali-Beg und Ada,
Die nicht hörten seine klugen Worte,
Klagten, wollten sich nicht trösten lassen.

Rief er: danken solltest du dem Himmel
Daß er deinen Fluch gekehrt in Segen,
Und dein Haus gereinigt von der Blutschuld!
Deines Sohnes Leben war verfallen
Eh' der Herr ihn selbst geweiht dem Tode,
Heil ist deinem Hause widerfahren,
Daß Elias niederfuhr im Blitze!
Warum trauerst du ob deinem Schicksal?

Darauf Ali-Beg, der Wolf, zum Derwisch:

Wohl geziemt mir Trauer ob dem Schicksal,
Denn es trifft mich hart mit seinen Schlägen!
Sieh, zwei Frauen hatte ich im Leben,
Beide machten meines Lebens Freude,
Doch sie blühten nur wie Blumen blühen
Die der Morgen zeugt, der Abend tödtet —
Und das Glück ward mir nur kurz gemessen,
Daß ich langes Unglück tiefer fühlte.

In der Nacht da Ibrahim geboren,
Starb mein erstes Weib, des Sohnes Mutter.
Groß war meine Trauer ob der Todten!
Doch das Kind bedurfte Mutterpflege,
Und ich nahm ein zweites Weib und zeugte
Ada, meine Tochter. Wiederum
Ward der Tod der Kaufpreis für das Leben,
Ward des Kindes Auge aufgethan,
Daß der Mutter Aug' im Tod' sich schließe.
Hinter meiner Freude stand die Trauer,
Auf der Mutter Sarg des Kindes Wiege.

Darauf unstät hin- und hergetrieben
Ward ich durch die Kämpfe mit den Russen,
Vieles Unglück hatt' ich zu ertragen.
Doch die Kinder wuchsen und gediehen:
Ada ward das Ebenbild der Mutter,
Ibrahim focht mit an meiner Seite,
Ward ein Held, gefürchtet von den Russen,
Daß im Volksrath einst der Stamm von Achim
Ihn, den Jüngling noch, zum Führer wählte.

Doch die Ruſſen ſandten neue Heere,
Machten rings die Stämme unterthan
Durch Verrath und durch des Schwertes Schärfe.
Sultan Daniel, mein alter Gaſtfreund,
Ward ein Feldherr in dem Heer des Zaren,
Viele Edle folgten ſeinem Beiſpiel.

Einſt mit Hamſad's Vater kam der Sultan
In den Stamm von Achim. Ibrahim
Nahm die Gäſte freundlich, doch mit Vorſicht
Auf in ſeinem Hauſe, und der Sultan
Aß und trank nach Luſt; doch Hamſad's Vater
Rührte keine Speiſe, kein Getränk an.

Da erwachte Argwohn in dem Herzen
Ibrahim's. Und Vieles ſprach der Sultan
Von der Huld und von der Macht des Zaren,
Der vor Kurzem ſelbſt das Land durchzogen,
Und noch mehr als durch ſein Gold die Herzen
Durch des Wuchſes Majeſtät gewonnen,
Und durch die Gewalt des Herrſcherblickes.

Stumm hört Ibrahim den Ruhm des Zaren,
Doch er widerſteht der Beiden Lockung
Zum Verräther ſeines Volks zu werden.

Redet Ibrahim zum Vater Hamſad's:

Warum trinkſt du nicht von meinem Methe,
Warum nimmſt du nicht von meiner Speiſe?

Emir Hamſad's Vater gab zur Antwort:

Du willſt nicht zu unſern Freunden zählen,
Und vom Feinde nehm' ich keine Speiſe!

Sprach's und ging hinaus, rief ſeine Mannen,
Schwang ſich auf ſein Pferd und ritt von dannen.

Daniel, der Sultan, blieb im Zimmer,
Sprach noch mancherlei, den Sinn zu beugen
Meines Sohnes, der unbeugſam war.

Zog in Zürnen auch der Sultan fort.

In der Nacht ward Ibrahim verrathen,
Und ſein Stamm erlag der Wucht der Feinde,
Die im Bunde mit dem Zaren fochten.
Nur zweihundert Reiter ſeines Stammes
Retteten ſich mit ihm in's Gebirge.

Aber Ibrahim ſchwur blut'ge Rache
Dem Verräther — und nach wenig Wochen
Fiel von ſeinem Schuſſe Hamſad's Vater.
Nahm die Blutſchuld auf das Haupt des Sohnes,
Der geſucht, bis er ſein Ziel gefunden . . .

Dreiundfunfzigster Gesang.

Die Rathschläge des Derwisch.

Und als Ali-Beg, der Wolf, geendet,
Schien's dem Derwisch, als ob eine Thräne
In des alten Kriegers Auge blitzte.
Und ihm selber ward das Auge feucht —
Doch bald faßt' er sich und sprach zu Ali:

Auch der Schmerz will seinen Ausdruck haben,
Und der Mann, vom Schmerze überwältigt,
Braucht sich seiner Thränen nicht zu schämen
Doch der Klage folgt die Ueberlegung,
Denn das Schicksal waltet nicht nach Zufall,
Und der Fromme fügt sich seinem Walten
Ohne Murren. Oft zur Strafe treffen,
Oft zur Warnung, öfter noch zur Prüfung
Uns des Schicksals Schläge. Frag' dich selber:
Haben seine Strafen dich gebessert?
Seine Warnung, hat sie dir gefruchtet?
Hast du recht bestanden deine Prüfung?

Sieh, die Stämme standen auf in Waffen,
Sich zu wahren vor der Macht des Zaren
Und ein einig großes Volk zu werden:

Wie ein Keil klemmſt du dich zwiſchen ſie;
Alle ſehn auf dich — doch du bleibſt trutzig,
Wie ein ſteiler Felsblock unzugänglich.

Und das Schickſal nahm dir deine Weiber,
Daß die Liebe die du ihnen bezeſt,
Dich dem eignen Volke nicht entfremde.
Aber du bliebſt trutzig, unbeweglich!

Jetzt nimmt dir das Schickſal deinen Erben,
Um die Zukunft dir zu rauben, wenn du
Nicht die Gegenwart zu nutzen trachteſt.

Wer ſoll Herrſcher ſein in dieſem Volke
Wenn du ſtirbſt? Kein Held lebt mehr im Lande,
Der dem Wolf von Lesghiſtan vergleichbar!
Du biſt alt, und bleich ſchon iſt dein Bartbaar,
Und wer weiß, wie bald dein Tod beſchloſſen!

Darum: eh' dein Volk in ſich zerfalle,
Schaar' es um das Banner des Muriden.
In Schamyl allein liegt unſre Zukunft!

Meine Stimme iſt des Schickſals Stimme,
Ali-Beg, gehorche ihr! Wie oft ſchon
Hab' ich meine Stimme hören laſſen,
Und du biſt ihr nicht gefolgt — o folge
Jetzt, eh' es zu ſpät wird — denn gemeſſen
Iſt die Zeit der Buße und der Umkehr;
Wie ein Schatz iſt ſie, der täglich abnimmt —
Das Verlorene bringt Keiner wieder.

Dir ein Beiſpiel nimm an deinem Volke:
Deiner Mannen Letzter beut im Kampfe

Herz und Haupt den feindlichen Geſchoſſen.
Du gebieteſt — er gehorcht, und murrt nicht;
Die Gefahr entlockt ihm keinen Vorwurf,
Und das Unglück macht ihn nicht verzagen,
Weil er dir vertraut als ſeinem Führer . . .
Und du willſt dem Schickſal nicht vertrauen,
Dich nicht fügen ſeiner höhern Führung?

Warum red' ich alſo wie ich rede?
Thu' ich's meines eignen Vortheils willen?
Hab' ich andre Liebe als die Liebe
Zu dem Himmel und zu meinem Volke?
Hab' ich andres Eigenthum als was ich
Mit mir trage: Pilgerſtab und Koran?

Keinen Herd hab' ich und keine Heimat,
Aermer bin ich als der ärmſte Bettler —
Und doch reicher als der reichſte König!

Weil ich ganz dem Himmel mich erſchloſſen,
Hat der Himmel ganz ſich mir erſchloſſen.

Meine Stimme iſt des Schickſals Stimme:
Folg' ihr, Ali-Beg, eh' es zu ſpät wird!

Sieh, ich weiß dein Sinnen, weiß daß du
Zweifelſt an dem Fingerzeige Gottes —
Wohl gemerkt hab' ich aus deinen Reden:
Emir Hamſad, wähnſt du, ſei der Mörder
Deines Sohnes Ibrahim.

Hier ſchwör' ich,
Schwöre bei dem Gott an den wir glauben:
Emir Hamſad's Hand iſt rein vom Morde!

Frei und ledig ward er ſeiner Blutſchuld
Durch das Brot das er bei dir gegeſſen,
Durch die Milch die er bei dir getrunken,
Da ihn Ada, deine Tochter ſpeiſte.
Sieh, er kam zu mir um Rath zu pflegen,
Und ich ſandte ihn aus dieſem Lande
Zu Schamyl, der Schmach ihn zu entziehen,
Die ſein Volk auf ihn gebürdet hätte,
Weil er ſeine Blutſchuld hier nicht ſühnte.
Lange ſchon weilt er in fremdem Lande,
Mit Schamyl die Ruſſen zu bekämpfen,
Denn er denkt nicht wie ſein Vater dachte . . .

Als der Derwiſch ſolche Worte ſagte,
Kämpft' es wilderregt in Ali's Innern,
Finſtrer ward ſein Blick und ſeine Stirne.

Aber heitrer wurde Ada's Auge,
Und dem Vater ſchien ihr Blick zu ſagen:
Siehſt du, daß ich Recht gehabt, als ich
Dir die Treue Emir Hamſad's rühmte!

Doch ſie ſchwieg, in Furcht vor dem Erzeuger;
Denn es ſpricht kein Kind bis es gefragt wird.

Derwiſch Muhammed fuhr fort zu reden:

Ali-Beg, leb' wohl! ich bin zu Ende.
Meine Pflicht heißt mich jetzt fürbaß wandern.
Weckt mein Wort dir keine Ueberzeugung,
Handle wie dir gut dünkt — Gott wird helfen!

Darauf Ali-Beg, der Wolf, zum Derwiſch:

Rathe mir und ſage was ich thun ſoll!

Derwiſch Muhammed fuhr fort zu reden:

Sende in den Stamm von Jelißu
An die Aelteſten und Prieſter Botſchaft
Von dem Wunder das der Herr gethan,
Da er Ibrahim im Blitz erſchlagen,
Um der Blutſchuld Rechnung auszuſtreichen.
Sende mich als Boten der Verſöhnung,
Und ein ganzes Volk wirſt du gewinnen
Für den einen Sohn den du verloren.
Viele Freunde hab' ich dort im Lande,
Die ſich abgewendet von dem Sultan;
Und ſie werden wieder Botſchaft ſenden,
Und, ſo Gott will! ſchon im nächſten Monde,
Wenn die erſte Klagezeit erfüllt iſt,
Schlachten wir den Widder der Verſöhnung
Auf dem Grabe Ibrahim's. In Freundſchaft
Reichen beide Völker ſich die Hände,
Wird ſich neu vereinen, was getrennt war!

Ada ſah in Bangen auf den Vater,
Der noch lange zweifelnd ſtand — doch endlich
Reicht er Derwiſch Muhammed die Rechte,
Trauernd, doch mit feſter Stimme ſprach er:

So geh' hin, und möge Gott uns beiſtehn!

Dreizehntes Buch.

Gesang LIV—LX.

Vierundfunfzigster Gesang.

Emir Hamsad auf der Felsenveste Dargo.

Emir Hamsad harrt vergebens
Auf der Felsenveste Dargo,
Vor das Angesicht zu treten
Des Imam, mit seiner Botschaft.

Denn getrennt von allem Volke
Lebt Schamil die Zeit der Fasten
In Gebet und Selbsterforschung;
Ganz der Erde sich enthebend,
Ganz dem Himmel sich ergebend.

Selbst die Rose seines Harems
Darf nicht blühn für ihn und duften
Augenblendend, wonnespendend,
In den strengen Fastenwochen.

Denn dies ist die Zeit der Buße,
Und die Zeit der Offenbarung,
Wo sein Geist zum Himmel aufschwebt
Und ihm Allah selbst verkündet
Was er lassen, was er thun soll,
Im Gericht, in Krieg und Frieden.

Alſo dreimal ſieben Tage
Lebt er in Gebet und Faſten,
Ganz der Erde ſich enthebend,
Ganz dem Himmel ſich ergebend.

Dann erſcheint er allem Volke,
Richtend, lehrend, ſegenſpendend.

Bald iſt nun die Zeit verſtrichen
Jener dreimal ſieben Tage;
Und ſchon früh am letzten Tage
Harren Fürſten, Prieſter, Kadi's,
Vor ſein Angeſicht zu treten,
Seinen Willen zu erforſchen.

Denn viel Hader iſt zu ſchlichten,
Viel zu rathen, viel zu richten.

Abgeſandte ſind gekommen
Von den Stämmen der Kabárdah
An der Málka und am Térek.

Auch vom Ruſſenheer kam Botſchaft,
Und der Herold harrt auf Antwort.

Fünfundfunfzigster Gesang.

Schamyl, der Prophet.

1.

Der Tag geht zu Ende. Schon flimmern und blitzen
In rosigem Glanze der Berge Spitzen.
Es spannt sich ein breiter Feuersaum
Weit um den blauen Himmelsraum.

Ein Adler schwebt über Dargo's Veste,
Senkt sein Gefieder,
Erhebt es wieder,
Fliegt nordwärts nach seinem Felsenneste.

Auf Dargo wogt es von bunten Schwärmen,
Und weit umher ist ein Drängen und Lärmen.
Die grünen Prophetenfahnen wehn,
Umwandelt von Schaaren markiger Streiter,
Die gekommen, Schamyl, den Propheten, zu sehn.

Da sieht man stählerne Panzer blitzen,
Sieht rothbeschuhte, stattliche Reiter,
Wie angeschmiedet zu Rosse sitzen.

Es geht ein Murmeln: der Imam zeigt sich!
In tiefem Schweigen Alles verneigt sich

Die Arme gekreuzt; und vor ihm weitet
Der Kreis sich, wie er fürbaß schreitet,
In aller Naïbs Geleite,
Die hinter ihm gehn und zur Seite.

Sein Turban ist blau und weiß sein Gewand;
Den Koran hält seine linke Hand;
Mit der rechten ertheilt er den Segen,
Wie er wandelt auf seinen Wegen.

Mit prüfendem Auge und festem Schritte
Wandelt er bis in des Volkes Mitte.
Dort macht er Halt. Seine Stimme erschallt
Mit wunderbarer, metall'ner Gewalt:

»Gott ist nur Einer,
Und außer Ihm ist Keiner!
Er ward nicht gezeugt, und hat nicht gezeugt,
Wie Menschen auf Erden zeugen:
Doch was gezeugt, vor Ihm sich beugt,
Wie wir vor Ihm uns beugen!
Und was besteht — besteht durch Ihn,
Als Schöpfung Seiner Hände;
Und was vergeht — ersteht durch Ihn,
Der selbst ohne Anfang und Ende!

Betet an, betet an!«

Und das Beten begann.
Sie warfen sich Alle zur Erde,
Mit demuthvoller Geberde.

Sechsundfunfzigster Gesang.

Schamil, der Prophet.

2.

Alle Priester weit umher des Landes
Nah'ten ihm mit ehrfurchtsvollen Mienen,
Küßten ihm die Säume des Gewandes,
Und er redete und sprach zu ihnen:

»Den Sinn zum Höchsten lenket,
Auf Gottes Wegen wandelt;
Wie Weisheit lehrt, so denket —
Und wie ihr denkt, so handelt!«

Gern übt er an diesem Tage Gnade.
Führte man zu ihm die Missetäter,
Die gewichen von dem rechten Pfade.
Kam zuerst ein Lesgier, ein Verräther,
Der um Geld den Feinden sich verkauft,
Und den man nach Christenbrauch getauft,
Drei Mal in dem letztverfloss'nen Mond':
Wie bescheinigt auf drei Schriften stand,
Die er bei sich führte im Gewand.

Weil der Feind Jedweden reich belohnt
Wer sich taufen läßt nach Christi Wort,

Pilgerte der Schelm von Ort zu Ort,
Kehrte ein, wo Ruſſenprieſter wohnen,
Ließ ſich drei Mal taufen und belohnen!

Sprach Schamyl im Richten dieſes Falls:

»Bindet einen Stein um ſeinen Hals,
Laßt ihn in den tiefſten Abgrund ſtürzen,
Sein Verrätherleben abzukürzen!«

Stumm hört' man das ſtrenge Urtheil ſprechen,
Und die Strafe folgte dem Verbrechen.

Kommt ein Kadi zu Schamyl gegangen,
Zeigt auf fünf Tataren, die gefangen,
Spricht:

— Ein großer Diebſtahl ward begangen,
Einer von den Fünfen iſt der Dieb,
Doch ich weiß nicht, welcher — weiß auch nicht,
Wo das Geld, das er geſtohlen, blieb! —

Frägt Schamyl mit prüfendem Geſicht:

»Warum glaubſt du, daß blos Einer ſtahl,
Und nicht alle Fünfe auf einmal?«

Drauf der Kadi:

— Eine Wittwe ſah
Aus der Ferne, wie der Raub geſchah.
Aber ſie erkannte nicht den Dieb,
Der vermummt war und unkenntlich blieb.

Der Beraubte brachte mir die Klage,
Und verſprach, den Räuber zu erkunden. —
Aber ſieh: er ſelbſt, am nächſten Tage,
Ward auf offner Straße todt gefunden!
Da befahl ich, daß man klug erſpähe,
Wer zu jener Zeit geweilt im Orte
Wo der Raub verübt ward in der Nähe,
Und wer an dem Tag auf's Feld gegangen.

Und das Volk gehorchte meinem Worte,
Und man brachte dieſe Fünf gefangen,
Die an jenem Tag' auf's Feld gegangen. —

Sprach Schamyl, zu jenen Fünf gewandt:

»Richten will ich euch, wie Gott mir rieth!
Seht, fünf Halme nehm' ich hier vom Felde —
Zieht ſie einzeln weg aus meiner Hand:
Wer den längſten von den Halmen zieht,
Hat den Raub begangen an dem Gelde,
Iſt des Raubes und des Mordes ſchuldig!«

Vier von den Tataren nahn geduldig,
Jeder zieht ſein Loos mit feſter Hand.

Doch der Fünfte lange ſchwankend ſtand.
Endlich, da er näher trat, und zog,
War's, als ob er an dem Halme bog.

Alle reichten dem Murſchiden dann
Ihre Looſe. Und Schamyl begann:

»Die fünf Halme, die ich auserleſen
Euch zu prüfen, ſind gleich lang geweſen —

Aber du, mit ſchuldigem Gewiſſen
Haſt ein Stück von deinem Halm geriſſen,
Daß er kürzer ſei als die der Andern!
Mögt ihr Viere ruhig heimwärts wandern!
Aber du ſtehſt doppelt ſchuldig da,
Biſt des Raubmords ſchuldig und der Lüge!«

Und der ſich durch Argliſt ſelbſt bethörte,
Wähnend, daß er Andere betrüge,
Der Tatar, da er ſein Urtheil hörte,
Staunend wußte nicht, wie ihm geſchah.
Wirr verfinſterten ſich ſeine Züge,
Und zerknirſcht von Herzen und Geberde
Vor Schamyl warf er ſich hin zur Erde,
Rief im Klagetone:

— Weh mir, Armen!
Hab' Erbarmen mit mir, hab' Erbarmen!
Du kannſt in der Menſchen Herzen leſen,
Weißt, welch ſchlimmer Sünder ich geweſen;
Doch, ich will mich beſſern, übſt du Gnade,
Nimmer weichen von dem rechten Pfade —
Reuevoll bekenn' ich meine Sünde! —

Sprach Imam Schamyl:

»Zuvor verkünde
Dieſem Kadi, wo der Raub verborgen.
Und dein Urtheil wird dir danach morgen!«

Die da hörten was ſich zugetragen,
Alle ſtaunten. Ringsum hört man ſagen:

Wahrlich, diesem ward ein höh'res Weisen,
Ward die rechte Himmelsoffenbarung:
Er kann in der Menschen Herzen lesen,
Nichts gleicht seiner Weisheit und Erfahrung!

Gab Schamyl Befehl, daß zu ihm trete,
Wer gesandt sei, Botschaft ihm zu tragen —
Morgen, nach dem zweiten Frühgebete,
Wird er den Gesandten Antwort sagen.

Die Gesandten vom Kabärderlande:
Und der aus dem Russenlager kam;
Emir Hamsad auch, der strengbewachte,
Der vom alten Derwisch Botschaft brachte:

Jeder zog ein Heft aus dem Gewande,
Ueberreichte solches dem Imam,
Der selbst Jegliches entgegennahm.

Siebenundfunfzigster Gesang.

Schamyl's Hort.

Kaum war Emir Hamsad wieder,
In der Obhut zweier Krieger,
Heimgekehrt in seine Klause —
Voll der wunderbaren Bilder,
Die sich seinem Aug' entrollten
Auf der Felsenveste Dargo;
Voll des wunderbaren Eindrucks
Den der Anblick ihm erzeugte
Des Imam, des Gottgesandten,
Dessen Wesen, Wuchs und Antlitz
Seinem Geist sich eingeprägt
Mächtig, glanzvoll, unauslöschbar —:

Als ein Krieger hastig eintrat,
Und nach Emir Hamsad fragte,
Zu dem Horte ihn zu führen
Des Imam, des Volkes Ersten.

Hamsad folgte seinem Führer
Zu dem Horte des Murschiden.

Niedrig waren, rauh und einfach
Die Gebäude anzusehen.

Eine graue Mauer ſpannt ſich
Um ein weites Häuſerviereck,
Mit dem Hofraum in der Mitte.

Aus dem Ecke gegen Oſten
Steigt ein ſtarker, runder Thurm auf,
Oben platt, gleichwie die Häuſer.

Vor der Mauer brannten Feuer;
Und, den ſchmalen Eingang hütend,
Hingeſtreckt auf zottigen Mänteln,
Bei dem Feuer lagen Krieger
In tſcherkeſſiſchem Gewande.
Auf der Bruſt, zu beiden Seiten,
Blitzten die Patronenhalter.

Emir Hamſad und ſein Führer,
Da ſie kamen an den Eingang:
Sprang ein Krieger auf und fragte
Nach Begehr, nach Stand und Namen.

»Emir Hamſad!« ſcholl die Antwort —
Emir Hamſad! ſcholl es weiter —
Emir Hamſad! ſcholl es wieder,
Wie ein Echo im Gebirge.

Und zurück von Mund zu Munde
Scholl die Antwort des Muſchiden,
Der Beſcheid hereinzutreten.

Und ſie gingen durch den Vorhof,
Durch die zweite Mittelpforte
Rechtsab in die große Halle,

Wo ſtets zehn der Hundertführer,
Schriftgelehrte Glaubenshelden,
Vielerprobt in Muth und Treue,
Des Imams Befehl gewärtig;
Nur getrennt von ſeinem Antlitz
Durch den großen Doppelvorhang,
Der, die Halle breit durchſchneidend,
Zwei Gemächer ſchafft aus Einem . . .

Und es theilte ſich der Vorhang,
Und man führte Emir Hamſad
Vor das Antlitz des Murſchiden.

Achtundfunfzigster Geſang.

Emir Hamſad vor Schamyl.

Mitten an der Wand, zur Linken,
Saß Schamyl auf rothem Diwan,
Der rings um die weißen Wände
Breit und feſtgepolſtert herlief.

Ihm zur Seite lagen Rollen,
Blätter, Hefte und ein Koran.

Auf dem dicken Perſerteppich
Ihm zu Füßen ſaßen Mullah's,
Auf den Knieen emſig ſchreibend.

Emir Hamſad, da er eintrat,
Kreuzte ehrfurchtsvoll die Arme,
Neigte ſich bis tief zum Gürtel.

Der Imam gab ihm ein Zeichen
Mit der Hand, daß er noch warte —
Sprach mit leiſer Stimme weiter,
Und die Mullah's ſchrieben emſig.

Emir Hamſad ſtand in Staunen;
Kaum erkannt' er den Murſchiden.
Kleiner ſchien er von Geſtalt ihm
Wie er ſaß auf breitem Diwan,

Als er ihm zuerſt erſchienen
Da er unterm Volk einherging,
Betend, richtend, ſegenſpendend.

Seine Hände waren zierlich
Anzuſehn, wie Frauenhände;
Und die ſchuhenthüllten Füße
Auch ſo klein wie Frauenfüße.

Säh' er nicht die großen Augen,
Farbenwechſelnd, unergründlich
Wie das Meer; — die ſchwarzen Brauen
Auf der leis gefurchten Stirne,
Und die feingebogne Naſe,
Und den vollen, ſchwarzen Bart —

Säh' er nicht dies Herrſcherantlitz,
Dieſe Züge feſt und ſicher,
Wie gehau'n aus reinem Marmor:
Hamſad hätte nicht geglaubt
Vor dem Angeſicht zu ſtehen
Des Imam, des Volkes Erſten.

War kein Schmuck rings in der Halle
Als die Waffen an den Wänden,
Und dazwiſchen großgemalte
Schönverſchlungne Koranſprüche.

Emir Hamſad ließ die Blicke
Forſchend durch die Halle ſchweifen.

Plötzlich wandte ſich ſein Auge,
Es erhoben ſich die Mullah's.

Und Imam Schamyl durchflog
Schnellen Blicks was sie geschrieben.

Rollte dieses Blatt zusammen,
Legte jenes Blatt zur Seite,
Nahm das größte Blatt und drückte
Drauf sein schwarzgetränktes Siegel:

„Sendet dieses in der Frühe
An den Kadi von Akuscha,
Daß er's öffentlich verlese
Vor dem Volk — und weiter sende
An die Kadi's aller Orte
Die verzeichnet auf dem Rande.“

Und die Mullah's alle küßten
Sein Gewand, sich tief verneigend,
Und verließen dann die Halle.

Gab Imam Schamyl ein Zeichen
Emir Hamsad, vorzutreten.

Und er trat hinzu, und küßte
Das Gewand des Gottgesandten,
Wie er sah daß Alle thaten.

Sah Schamyl mit Wohlgefallen
Die Gestalt des jungen Helden,
Seinen Blick und seine Haltung.

Fragte nach dem alten Derwisch,
Und nach Ali-Beg, dem Weise.
Frage, Antwort, wechseln schnell.

Vieles gab es zu erkunden,
Vieles gab es zu berichten
Von dem Schickſal Emir Hamſad's,
Und von ſeinem Spähergange
Nach Derbénd am Kaſpimeere.

Nichts blieb dem Imam verborgen

Bis zur mitternächt'gen Stunde
Horcht er aufmerkſamen Ohrs
Der Erzählung Emir Hamſad's.

Neunundfunfzigster Gesang.

Schambil's Antwort an die Gesandten der Kabärdah

Schon früh am andern Tage
Der Russenherold kam,
Daß er von dem Imam
Die Antwort heimwärts trage.

Was in der Schrift gestanden
Weiß Keiner — und Keiner fragt.

Doch als die Andern erschienen
Die vom Kabärderland —
Vor vielen Andern ward ihnen
Die Antwort offen bekannt:

»Gebt euren Fürsten zu wissen
Wenn man nach Antwort fragt,
Ich habe die Schrift zerrissen,
Die sie zu senden gewagt.
Denn was sie mir verkündet,
Dient nicht euch zu entschuldigen.
Wer sich mit mir verbündet,
Kann nicht dem Zaren huldigen!

Ihr ſagt, euch überſchwemmen
Die Feinde allerſeiten,
Zu ſchwach in euren Stämmen
Seid ihr, ſie zu beſtreiten.
Und weil ein Stamm gefallen
Und Treue dem Zaren ſchwor:
Schwebt dieſer eine euch Allen
Als warnendes Beiſpiel vor.

Wenn eine Frucht verdirbt,
Am Fraß der Würmer ſtirbt,
Treibt das die Andern daß
Sie durch ſich ſelber ſterben,
Aus Furcht es könne der Fraß
Der Würmer auch ſie verderben?

Und bricht im Waldesraum
Vom Blitzesſchlag ein Baum,
Treibt das die Bäume alle
Zu ihrem eignen Falle,
Aus Furcht, es könne das Wettern
Im Blitz auch ſie zerſchmettern?

Die Schläge, die euch trafen,
Sie ſind gerechte Strafen
Des Gottes, den ihr flieht,
Seit ihr als feige Sklaven
Vor ſeinen Feinden kniet!

Euch ſchreckt des Feindes Heerzahl!
Ob ihrer großen Mehrzahl,
Derweil wir Wenige ſind —
O ihr, im Glauben blind!

Wie mögt ihr ſehend werden,
Denn wer mag mit euch rechten!
Iſt nicht des Guten auf Erden
Stets weniger als des Schlechten?

Mehr Unkraut ſeht ihr ſproſſen
Als Roſen blühn im Thal,
Seht immer von edlen Roſſen
Nur eine geringe Zahl,
Doch zahllos ſtets ſind ſchlechte —
Und iſt das Gold, das ächte,
Nicht ſeltener als alle
Gemeineren Metalle?
Und ſind wir höher nicht
Vor Gottes Angeſicht
Als Roſen, Gold und Pferde
Und alle Schätze der Erde?

Denn alle müſſen vergehen,
Wir aber werden erſtehen
Zu einem ewigen Leben,
Wo keine Gefahr und Noth!
Und glaubt ihr das ewige Leben,
Was ſchreckt euch denn der Tod?

Und glaubt ihr nicht — was bleibt ihr
Noch Moslem! Sündig treibt ihr
Schmachvollen Frevel und Spott
Mit unſerm Glauben und Gott!

Fragt ihr, was ich gethan,
Ob ich gerecht gehandelt
Und ob ich meine Bahn

Nach Gottes Wort gewandelt?
Was ihr in Feindschaft schiedet
Daß es in Trümmern ging,
Das hab' ich zusammengeschmiedet
Zu einem gewaltigen Ring —
Ich habe mein Volk vereint,
Daß es sich nimmer trenne,
Nur einen äußern Feind,
Und keinen innern kenne.

Wohl euren Fürsten bequemer
Ist es, und angenehmer
Der Männerschlacht entsagen,
Des Zaren Orden tragen —
Und fern am Newastrand
In Schwelgerei verderben,
Als für das Vaterland
Zu kämpfen und zu sterben!

Der Trug soll euch nicht frommen!
Ihr sollt vor mir erzittern:
Ich werde über euch kommen
In Sturm und Schlachtgewittern.
Wollt ihr nicht für mich sterben,
Sollt ihr durch mich verderben'.

So redete gewaltig,
In Bildern mannigfaltig,
Der zürnende Imam —
Und Ehrfurcht überkam
Ringsum im Volke Jeden
Beim Hören solcher Reden.

Und siehe, die Gesandten,
Die vom Kabáderland,
Sich zum Murschiden wandten,
Sie küßten sein Gewand,
Und sprachen:

Hochgesegneter
Sind wir, die dir begegnet,
Du bist ein wahrer Prophet,
Dess Wort nicht untergeht.
Wir wollen den Fürsten verkünden,
Die sich den Russen verkünden,
Wie sie der Wahn bethört —:
Wir wollen die Völker lehren,
Wie wir zur Heimat kehren
Was wir von dir gehört!

Sechzigster Gesang.

Eine Ueberraschung.

Lange auf der Felsenveste Dargo
Weilte Emir Hamsad bei Schamyl,
Der ihn selbst in seinen heil'gen Lehren
Unterwies, ihn wie ein Vater liebte.

Es gemahnt Schamyl bei Hamsad's Anblick
An den eignen Sohn, den längst verlornen,
Der als Kind schon in die Hand des Feindes
Fiel, und als Gefangener jetzt schmachtet.

Oft schon drohte man, den Sohn zu tödten,
Um des Vaters harten Sinn zu beugen
Durch die schlimme Drohung — aber immer
Sprach Schamyl:

Ich kann das Heil des Volkes
Nicht um meines Kindes Heil verrathen!
Tödtet meinen Sohn — ich habe Weiber
Die mir andre Söhne schenken werden! —

Hart war der Imam vor allem Volke,
Und doch weich oft sah ihn Emir Hamsad
Wie ihn Andre nie gesehen!

Seltſam
Iſt des Menſchen Herz in ſeiner Liebe
Wie in ſeinem Haſſe. Kalt von Außen,
Glüht es oft im Innern, kocht und ſprudelt,
Eine heiße Quelle unter Gletſchern.

Und ein Zug in einem fremden Antlitz,
Und ein Blick aus einem fremden Auge
Schmilzt des Herzens Rinde, daß es plötzlich
Liebend oder haſſend überſprudelt.

* * *

Emir Hamſad weilte gern auf Daraa,
Zog es ihn auch mächtig hin zu Ada,
Deren Bild ihn überall umſchwebte —
Eine neue Welt ward ihm erſchloſſen
In dem Herrſcherwalten des Murſchiden,
Der vom Morgen bis zur Nacht geſchäftig
Raſtlos für des Volkes Wohlfahrt ſorgte.

Seine Späher brachten ihm die Kunde,
Daß der Feind im Anzug ſei, um Daraa
Mit der ganzen Heermacht zu erſtürmen,
Und den Adler ſelbſt im Neſt zu fangen.

Heimlich ward nun alles Wichtige
Fortgeſchafft von Daraa nach Achulae,
Wo Schamyl ſich ſelbſt mit Emir Hamſad
Bergen wollte, bis es ihm gelungen
Neue Schaaren um ſich zu verſammeln,
Die entblößten Orte zu beſetzen,
Um der Ruſſen Rückzug zu erſchweren,
Ihre Kräfte heimlich aufzureiben.

Einer der Naibs war auserlesen
Dargo zu vertheidigen, so lange
Noch die Möglichkeit dem Feind zu schaden,
Ohne selbst viel Menschen zu verlieren.

Also wurde Alles klug ersonnen
Sich zu nützen und dem Feind zu schaden.

Emir Hamsad half im Treuen rastlos
Dem Imam, dem er sich ganz ergeben.
Seine Kräfte und sein froher Muth
Wuchsen mit der Arbeit; nur zuweilen
Wenn er einsam ritt durch die Gebirge,
Ueberkam ihn ahnungsbange Schwermuth:
Er gedachte seiner fernen Ada,
Und der tiefen Kluft die sich noch dehnte
Zwischen ihm und ihr. Ihr Bild umschwebt ihn
Oft in Freude, öfter noch in Trauer.

Einst in solches Sinnen ganz versunken
Kehrt er spät am Tag', von weitem Ritte
Heim nach Dargo. Unten im Aoule,
Wo der Weg hindurchführt nach der Veste,
Ist das Volk um einen Mann versammelt,
Der durch seine Rede und Geberde
Alles fesselt; selbst die Weiber kamen
Und die Dirnen aus den Frau'ngemächern,
Um den wundersamen Mann zu hören.

Emir Hamsad ist's, als ob er träume,
Wie sein Blick den alten Mann erspäht,
Dessen Stimme weit klang durch die Räume:

»Groß iſt Allah! groß iſt ſein Prophet,
Selig iſt, wer Seine Wege geht!
Selig ſind . . . .«

Doch Hamſad hört nicht weiter,
Vorwärts ſtürmt der ungeſtüme Reiter,
Bricht ſich Bahn im dichten Volksſchwarme,
Sinkt dem alten Derwiſch in die Arme.

Vierzehntes Buch.

Gesang LXI—LXIII.

Einundsechzigster Gesang.

Emir Hamsad auf Freiersfüßen.

Du gehst nicht mit nach Achulgo —

Sprach Schampl zu Emir Hamsad,
Als er mit dem alten Derwisch
Ueber Alles Rath gepflogen.

— Deiner Pflicht bist du entbunden
Bis dein Hochzeitsfest begangen,
Bis du Ada heimgeführt
In die Wohnung deiner Väter.
Doch dann wirst du meinem Banner,
Wird der Kampf der Hochzeit folgen,
Wie die Hochzeit jetzt dem Kampfe! —

Emir Hamsad stand in Staunen,
Jedes Wort war ihm ein Räthsel.
Doch er wagte nicht zu fragen,
Denn es duldet keine Frage
Der Imam bei seinem Reden.

Erst als Muhammed, der Derwisch,
Hamsad Alles treu berichtet
Von dem Wunder das geschehn,

Da Gott ſelbſt den letzten Blutfeind
Ibrahim im Blitz erſchlagen,
Um die Blutſchuld auszuſtreichen
Von des Schickſals Rechentafel —

Und wie Ali's Kraft gebrochen,
Sich der Unbeugſame beugte
Seit dem Tode ſeines Sohns —

Und wie Botſchaft hin- und herging
Zwiſchen den getrennten Stämmen,
Bis geſchlichtet aller Hader,
Und der Widder der Verſöhnung
Auf des Todten Grab geſchlachtet . . .

Erſt als Alles dies zur Kunde
Emir Hamſad's kam, der ſtaunend
Nicht den eignen Ohren traut:
Ward ihm ganz der Sinn verſtändlich
Jener Worte des Murſchiden.

Schloß der Derwiſch ſeine Rede:

»Als die Trauerzeit verſtrichen,
Alle Aelteſten und Prieſter
Jelißu's entſandten Botſchaft
An den Wolf von Lesghiſtan:

— Sieh, zwei Häuſer ſtehen wüſte:
Einem Hauſe fehlt der Vater,
Und dem andern fehlt der Erbe!
Laß die Häuſer ſich vereinen
Wie die Stämme ſich vereinten,
Daß vereint ſich neu belebe,
Was vereinzelt untergeht!

Laß der langen Zeit der Trauer
Lange Zeit der Freude folgen:

Nimm zum Eidam Emir Hamfad,
Gieb ihm deine Tochter Ada!
Daß dein Same ſich erneue,
Und dein Alter ſich verjünge
In den Kindern deiner Kinder.

Wende nicht hinweg dein Antlitz,
Und verſchließe uns dein Ohr nicht!

Klopft ein Gaſt an deine Thüre,
Und du beutſt ihm Schutz und Labung
Freuſt du dich an ſeiner Freude,
Labſt du dich an ſeinem Labſal!

Doch, verſchmäht er deine Gaben:
Scheideſt du von ihm in Zürnen!
Deine Schwelle iſt entheiligt,
Dir zum Feinde wird der Fremde,
Der nicht aß von deiner Speiſe,
Der nicht trank von deinem Meth!

Und wie du den Fremden richteſt,
So wird Gott dich ſelbſt einſt richten.
Nimmſt du nicht was Er dir beut,
Wie in Trübſal, ſo in Freuden:
Nimm zum Eidam Emir Hamfad,
Gieb ihm deine Tochter Ada!...

Lange wehrte ſich der Alte.
Seine trutzige Eigenliebe

Kämpfte mit der Vaterliebe —
Doch die Vaterliebe ſiegte.«

Stumm vor Rührung und vor Freude
Blickte Hamſad auf den Derwiſch;
Lange konnt' er nicht begreifen
Daß er ſeinem Glück ſo nahe,
Daß dem Arme nun erreichbar
Was ihm vorgeſchwebt als Höchſtes.

Doch wie Nebel vor der Sonne,
Sanken alle Zweifel nieder
Vor dem Wort des alten Derwiſch,
Vor dem Klang des Namens Ada.

Eins nur trübte Hamſad's Freude:
Vielgealtert ſchien der Derwiſch
Seit der kurzen Zeit der Trennung;
Greiſer war ſein Bart geworden,
Und gefurchter ſeine Stirne.

»Schwere Sorgen, harte Kämpfe
Haſt du dir um mich bereitet —
Dank dir, Dank dir, guter Vater!«

— Keine Zeit iſt jetzt zu danken —
Rief der Derwiſch — eile heimwärts,
Dich zu rüſten zu der Hochzeit.
Sechzig Rinder, hundert Schafe
Sind beſtimmt als Ada's Kaufpreis,
Eile Alles zu beſtellen,
Auf der Hochzeit bin ich bei euch! —

Zweiundsechzigster Gesang.

Emir Hamsad's Heimkehr.

Emir Hamsad, eh' er schied von Dargo,
Ward er eingesetzt als Hunderführer
Von Schamyl, und als Murid gesegnet.

Dazu ward ihm vom Imam der Auftrag:
Auf dem Weg von Ali's Hort zur Heimat
In den Stämmen Schriften auszutheilen
An des Volkes Aelteste und Priester —
Schriften voll Ermahnung und Verheißung,
Schriften auch voll Drohung und voll Zornes.

Den Nomadenvölkern an der Jora
Und am Alasan — die von Gesinnung
Wechseln wie das Glück des Krieges wechselt,
Wenn sie ruhig ihre Heerden weiden,
Sorgles in den Zelten schlafen können —
Ward gedroht mit Krieg und Untergange,
Weil sie, trotz der Warnung des Muschiden,
Heimlich Zufuhr an die Russen sandten ...

Schon am vierten Tag' kam Emir Hamsad
In den Hort von Ali. Murrisch blickte

Lang der alte Wolf auf ſeinen Eidam —
Doch die Wohlgeſtalt des jungen Fürſten,
Seine Haltung und ſein männlich Weſen,
Weckten bald im Herzen Stolz und Freude,
Die das Auge treulich wiederſtrahlte.

Seit dem Tode Ibrahim's war Ada
Heimgekehrt aus ihrem Hort am Samur,
Heimgekehrt zum Hauſe ihres Vaters.

Keiner ſagte ihr von Hamſad's Ankunft,
Und ſie wußte doch, daß er ihr nahe.

Er darf ſie nicht ſehn, und Ada ihn nicht
Vor der Hochzeit, nach der ſtrengen Sitte:
Und ſie ſehn ſich doch, und ihre Blicke
Sagen mehr, als Worte ſagen können!

Wieder muß geſchieden ſein — doch diesmal
Hamſad ſelbſt beſchleunigt ſeine Trennung!

Leichtern Herzens als zum Erſtenmale
Sieht er ſeine Sonne untergehen,
Untergehn zu ſchönerm Auferſtehen:

Und noch einmal trennen ſich die Beiden,
Um — ſo Gott will — nimmermehr zu ſcheiden!

Dreiundsechzigster Gesang.

Ada vor der Hochzeit.

In des Hauses Frauengemächern
Schaffen jetzt mit rüst'gen Händen
Alle Mägde, um den Brautschmuck
Vor der Hochzeit zu vollenden.

Wohlgeruch geht von der Blume —
Guter Leumund geht vom Menschen,
Braucht er sinnig seine Kräfte
Sich und seinem Volk zum Ruhme.

Und berühmt durch alle Länder
Des Gebirges sind die Lesghier,
Durch das Schmieden ihrer Waffen
Und der stählernen Gewänder.

Noch berühmter — unerreichbar
In der Kunst des Webens, Stickens —
Sind die Frauen. Ihrer Kunst ist
Ihre Schönheit nur vergleichbar.

Herrlich wird der Brautſchmuck Ada's,
Die Gewänder, Schuhe, Schleier —
Und ſie ſelber ſorgt daß Alles
Würdig ſei der Hochzeitsfeier.

Jetzt, wenn ſie ihr Tagewerk vollbracht,
Weilt ſie nicht wie früher trüb, allein,
Wird das Tamburin geſpielt, gelacht
Und getanzt in ihrer Mägde Reih'n.

Lang genug hat ſie ihr Herz verſchloſſen,
Durfte keinem ihrer Spielgenoſſen
Sagen was ſie quälte und erfreute —
Doch wie umgewandelt iſt ſie heute,
Seligkeit ſtrahlt ihr von Aug' und Wangen,
Frei fühlt ſie ſich jeglicher Beſchwerde,
All ihr Fühlen, Denken und Verlangen
Spricht ſich aus in Rede und Geberde.

»Bald nun er mein, und ich bald nun die Seine,
O, welch ein glückliches Loos iſt das meine,
Freut euch, ihr Mädchen, o freut euch mit mir!
Bald nun zerreißt ihr den bräutlichen Schleier,
Führt mich zur Hochzeit glückſeliger Feier,
Freut euch, ihr Mädchen, o freut euch mit mir!

Wie ſchon ein Blick ſeines Augs mich beglückte,
Wie ſchon ein Druck ſeiner Hand mich durchzückte!
Immer noch brennt ſeine Lippe mich hier —
Und mich nun ganz von der Seligkeit nähren,
Alles begehren und Alles gewähren —
Freut euch, ihr Mädchen, o freut euch mit mir!«

Singen die Andern, und ſingend umkreiſen
Ada: Ja, Herrliche, glücklich zu preiſen
Biſt du wohl mehr als je eine von uns!
Aber noch glücklicher, dem ſolches Heil wird,
Daß ihm die Schönſte der Schönen zu Theil wird,
Denn du biſt minnig wie keine von uns!

»Seligkeit geben und Seligkeit nehmen!
Aber ich muß meiner Rede mich ſchämen —
Ziemt dem jungfräulichen Mund ſolches Wort?«
Wendet erröthend ſie ſich zu den Andern,
Die ſie noch ſingend im Kreiſe umwandern,
Nimmt von den Mägden die Eine das Wort:

— Rede, juble immerfort!
Nimmer ſoll es dich gereuen,
Deine Schönheit iſt gereift —
Wohl magſt du der Hand dich freuen
Die den Schleier von dir ſtreift!

Aber wir ſind wie die Blumen
Die im Thale Muban blühn —
Die der Sturm verſchont, verwelken
Dorrend in der Sonne Glühn —
Keiner kommt um ſie zu pflücken,
Keiner kommt uns zu beglücken!

Männer kommen leicht zum Ziele,
Denn der minnig ſchönen Kinder
Giebt es in den Bergen viele —
Doch der Männer giebt es minder,
Weil der Krieg zu viel verſchlingt! —

* * *

So in bräutlich froher Weiſe
Freut ſich laut, und ſpielt und ſingt
Ada in der Mägde Kreiſe.

Und nicht lang harrt ſie vergebens,
Hamſad kehrt nach kurzer Zeit,
Und der ſchönſte Traum des Lebens
Wird für Beide Wirklichkeit!

Funfzehntes Buch.

Gesang LXIV—LXVI.

Vierundsechzigster Gesang.

Ada's Hochzeit.

Schon sieht man die Gäste zur Hochzeit ziehn,
Es drängt sich auf Wegen und Stegen;
Der Dudelsack pfeift und das Tamburin
Springt hoch unter klingenden Schlägen.
Viel reiche Geschenke trägt man in's Haus,
Es drängen die Menschen sich ein und aus,
Den herrlichen Brautschatz zu sehen.

Zwei Jungfrauen führen die Braut in's Bad,
Und gehn ihr verschleiert zur Seite;
Zwei blühende Knaben der Bräutigam hat
Zum Bade in seinem Geleite.
In festlichem Schmucke folgt hinterdrein
Der wogende Zug unter Jauchzen und Schrein —
Dem Bad folgt ein fröhlich Gelage.

Und wen es gelüstet, der tritt herein,
Wird gastlich zum Schmause gebeten;
Im riesigen Trinkhorn der schäumende Wein
Verhöhnt das Gebet des Propheten!
Denn wo der Prophet sein Gebet gemacht,
Da hat es dem Volk keine Noth gemacht:
Es wächst kein Wein in der Wüste!

Am dämmernden Morgen führt man die Braut
Dem harrenden Bräut'gam entgegen;
Die Jungfrau, wie ſie den Kommenden ſchaut,
Thut züchtig verſchämt und verlegen.
Man führt ſie zurück — da beginnt ein Kampf,
Rings dröhnt es von Schießen und Reſſegeſtampf —
Sie ſchreit, als geſchäh' ihr ein Wehe.

Hoch ſtrahlt ſie hervor aus dem Dampf und Blitz,
Eine weiß verſchleierte Sonne —
Wohl verſüßet der männliche Kampf den Beſitz,
Wohl erhöhet das Ringen die Wonne!
Der Liebende ſiegt, wie er immer thut —
Nun faßt er, nun hält er das bräutliche Blut,
Und jagt mit dem Weib in die Weite.

Schon hat nun ihr Auge in ſeinem Blick
Voll bräutlicher Luſt ſich geſpiegelt,
Schon Lippe an Lippe der Beiden Geſchick,
Und Buſen an Bruſt ſich beſiegelt —
Und die bis dahin gelebt allein,
Sie kehren jetzt zurück zu Zwei'n,
Um ewig Eins zu werden!

Es löſt ihm ein Knabe den Gürtel ab,
Den er blitzend am untern Gewand trägt,
Und der Mann ihn als Zeichen dem Weibe gab,
Daß ſie ganz nun ſein Herz in der Hand trägt.
Drauf Alle der Herrin vermählten ſich tief,
Und tauſendſtimmig die Menge rief:
Heil Emir Hamſad und Ada!

Fünfundsechzigster Gesang.

Die Nachfeier.

Welches Glück ward Wenigen hienieden,
Wie es Hamsad's Augen jetzt bekunden,
Wie es Ali's Tochter jetzt empfunden,
Seit ihr Hamsad zum Gemahl beschieden!

Nicht die Großen, die in Harems weilen,
Nicht die Schönen, die mit Andern theilen
Was die Liebe nimmt, die Liebe nicht:
Können solchen Glücks theilhaftig werden,
Wie der Himmel da gewährt auf Erden,
Wo die Eine ganz den Einen liebt!

* * *

Nun erst, da die Glücklichen am Ziele,
Und gesegnet durch des Priesters Hand,
Freut man sich der alten Festesspiele
Wie es Brauch in allem Lesghierland.

Noch fünf Tage weilt im Kreis der Gäste
Emir Hamsad nach dem Hochzeitsfeste.

Und indeß die junge Frau verſchleiert
Sitzt im Kreiß der alten Spielgenoſſen,
Hoch zu Roß die Schaar der Männer ſeiert —
Wird der Speer geſchleudert, wird geſchoſſen.

Ali-Bey ſitzt ſelber mit zu Pferde,
Und der alte Wolf beſchämt noch Alle:
Manchen Jüngling rennt ſein Speer zur Erde,
Manchen ſtarken Mann bringt er zu Falle.

Hei! das iſt ein Stampfen, Jubeln, Lärmen,
Wie die Reiter durcheinander ſchwärmen,
Dann ſich wieder ordnen, paarweis reiten,
Und die Paare einzeln ſich beſtreiten.

Sieh, dort ſchleudert Hamſad jetzt vom Roß
Sichern Armes weit ſein Wurfgeſchoß,
Daß dem Feind, der ſchnell ſich niederbiegt,
Weit der Turban von dem Haupte fliegt.

Laut vielſtimmiges Gelächter ſchallt
Bei dem Anblick des ganz kahlgeſcherenen
Kopfs, der nichts als eine einz'ge Glatze.

Hamſad's Gegner nimmt Vergeltung bald,
Erſt ſucht er den Turban, den verlornen,
Schwingt ſich dann auf's Pferd mit Einem Satze,
Und ſprengt los auf Hamſad, der ſich wendet,
Während Jener ſeinen Speer entſendet
Starken Wurfes — doch er kam zu ſpät!
Hamſad hat des Gegners Wurf erſpäht,
Biegt ſich aus dem Sattel auf die Seite,
Wo er ſich wie luftgetragen wiegt —

Schwirrend hart am Kopf vorüberfuhr
Das Geschoß des Gegners in die Weite.

* * *

Friedlich so im bergumrahmten Thale
Unter Bäumen wird gespielt, gesungen;
Dann erquickt man sich beim reichen Mahle,
Wird das Trinkhorn statt des Speers geschwungen,
Und der Meth geschlürft in langen Zügen.
Manches Wort ward laut in Ali's Herte,
Mancher Schwank, die Gäste zu vergnügen.

Und man rief den Sänger her vom Orte,
Gab die Ehre ihm des höchsten Tisches.
Der ein Fürst war auf dem Thron des Wortes,
Klinger Rede kundig, feiner Weise.

Und der Sänger ließ die Saiten klingen,
Und hub an zu spielen und zu singen:

»Es wuchs eine Blume auf Bergeshöhn,
Die war so schön, so hold und schön,
Es wurde die liebliche Blume
Dem ganzen Gebirge zum Ruhme.

Es zog ein Gewitter von Bergeshöhn
Mit Blitzgeleucht und Donnergetön,
Und drohte in Sturm und Wettern
Die Blume zu zerschmettern.

Es schwang sich ein Adler von Bergeshöhn
Der sah die Blume so hold und schön —
Er schwingt sich zu ihr nieder,
Bedeckt sie mit seinem Gefieder.

Im Sonnenſchein blitzen die Bergeshöhn,
Vorbei iſt das Stürmen und Donnergetön:
Doch Adler und Blume, die beiden,
Die wollen nun nimmermehr ſcheiden!«

Laut erſcholl, als der Geſang zu Ende
Beifallsruf, es klatſchten alle Hände.
Doch dem alten Wolf von Lesghiſtan
Eine Thräne heiß vom Auge rann.

Schwer wird ihm der Abſchied von dem Kinde,
Er ſtand auf und ging hinaus in's Freie,
Wo umringt von ihrem Jungeſinde
Ada weilte. Hamſad ſchlich ihm nach.
Stiller ward es in der Gäſte Reihe;
Aber ſieh, ein Gaſt ſtand auf und ſprach
Bittend ſich zum alten Sänger wendend:

»Wie du ſangſt ein Lied dem Aar zum Ruhme,
Sing ein andres Lied zum Preis der Blume,
So das Schöne mit dem Schönſten endend.
Doch laß Ada ſelbſt den Tönen lauſchen,
Und wir Andern horchen in der Runde —
Unſer Fühlen klingt aus *deinem* Munde!
Luſtvoll ſahen wir das Feſt verrauſchen,
Doch jetzt naht das Weh der Trennungsſtunde.
Du haſt Macht, mit deinen Liedesgrüßen
Jeder Bruſt das Bittre zu verſüßen!«

In den Wunſch des Einen ſtimmen Viele,
Und der Sänger greift zum Saitenſpiele —
Alle folgen ihm mit haſt'gem Schritte
Bis zum Platz wo in der Mägde Mitte

Ada ſitzt. Nach ſtrenger Landesſitte
Bleiben Alle fern dem Frauenkreiſe.
Nur der Sänger tritt hervor und ſingt,
Daß es weitum in die Runde klingt,
Singt ein Lied, der ſchönſten Frau zum Preiſe:

»Wer berührt die Erde leichtern Fußes,
Wer begrüßt die Gäſte ſchönern Grußes,
Wer an Liebreiz iſt in allen Reichen,
Ada, unſrer Fürſtin zu vergleichen?

Blühend wie die Blumen unſrer Thale,
Glühend, wie der Sonne Glanzgeſtrahle,
Fromm den Herzen, lieblich von Geberden,
Iſt ſie aller Reize voll auf Erden.

Darf auch Einem nur ihr Liebreiz blühen,
Einem nur ihr dunkles Auge glühen,
Sich vor Einem nur ihr Schleier heben,
Im Gedächtniß wird ſie Allen leben!«

Ada, als des Sängers Lied zu Ende,
Legt auf Stirn und Herz die feinen Hände
Deutend, daß ſie Alles wohl verſtehe,
Und daß Alles ihr zum Herzen gehe.

Wieder griff der Sänger in die Saiten
Und hub an, ſich ſingend zu begleiten:

»Schöne Ada, Tochter Ali's!
Vieles Leid haſt du ertragen,
Vielen Kummer ausgeſtanden,
Seit der Fürſt der Leidenſchaften
Seine Zelte aufgeſchlagen
Im Gefilde deines Herzens!
Doch, wer nichts von Unglück weiß,
Kann auch nichts von Glücke wiſſen,
Und ein Schatz, den wir verloren,
Wird, wenn wir ihn wiederfinden,
Uns gedoppelt werth und ſchätzbar.
Lange kämpften Glück und Unglück,
Doch das Unglück hat verloren;
Und das Glück mit Ruhmespauken
Steht als Sieger vor den Thoren'.

Sechsundsechzigster Gesang.

Der Zug nach Jelisu. Ein Ueberfall.

Schnell war die Festeszeit entschwunden —
Der Derwisch hat nur wenig Stunden
Dabei geweilt, die rasch verliefen.
Er wollte nur in ihrem Glück
Die Beiden sehn, und dann zurück
Wohin ihn ernste Pflichten riefen.

Auf Daraa war der Kampf entbrannt
Und wälzte sich von Ort zu Orte,
Nur Einem ward davon bekannt
Beim frohen Fest in Ali's Horte:
Dem Alten selber, der versprochen,
Sobald der neuen Heimat zu,
Nach Hamsad's Hort in Jelisu
Die jungen Gatten aufgebrochen:
Dreihundert Reiter von den Seinen
Selbst zu Schampl zu führen, und
Zu unauflösbar starkem Bund
Mit dem Murschiden sich zu einen.

Wohl stattlich war der Zug, der jetzt
Der Heimat Emir Hamsad's zu,
Quer durch's Gebirg nach Jelisu

Sich langſam in Bewegung ſetzt.
Sechs wohlbewehrte Krieger reiten
Voran den ſchweren Araba's,
Den vierbeſpannten hohen Wagen,
Die Ada's Brautgeſchenke tragen:

In einem von den Wagen ſaß
Die junge Fürſtin, ihr zur Seiten
Der Mägde zwei, die ſie begleiten;
Sechs Männer reiten hinterher,
Gleich wie die Erſten ſtark von Wehr —
Hamſad iſt ſtets der Araba,
Dem Sitze ſeiner Ada nah.
Das Trennungsweh kämpft mit der Luſt
Des neuen Glücks in Ada's Bruſt.

Der Vater war ſo trüb beim Scheiden —
Sie war des Hauſes Stolz und Zier,
Des Vaters Liebling, und mit ihr
Mußt' er ſein Eins, ſein Alles meiden!

Hamſad will Ada's Schmerz nicht wehren,
Er weiß ſolch heil'gen Schmerz zu ehren.
Doch nicht von ihrer Seite weicht er.
Sie weint ſich aus, und ihre Zähren —
Die trüben Augen neu verklären,
Und ihrem Herzen wird es leichter.

Zeit wird's der Ruhe jetzt zu pflegen;
Die Thiere können kaum noch fort
Auf den gebirgig ſchweren Wegen.
Schon viele Stunden ſind verſchwunden
Seit ihrem Zug von Ali's Hort.

Nur noch bis zu der nächſten Quelle!
Dort ſoll an waldgeſchützter Stelle
Sich Alles laben, Menſch und Thiere.
Die Führer treiben ihre Stiere
Durch Schreien, Schlagen, langſam weiter.

Jetzt ſind ſie endlich an der Quelle.
Vom Sattel ſchwingen ſich die Reiter
Um ſchnell die Mahlzeit zu bereiten,
Im Raſen Matten auszubreiten.

Erquicklich weht's von Wald und Flur.
Die Männer raſten froh im Kreiſe,
Und Alles labt ſich, Ada nur
Rührt kein Getränk an, keine Speiſe.
So fieberhaft glühn ihre Glieder,
Ward ſie zu müde von der Reiſe?

Hamſad ſitzt ſorglich bei ihr nieder,
Fragt, was ihr fehle — ſie erhebt
Das Köpfchen, blickt wie neubelebt
Von ſeinem Anblick: —
»Ach ich bin
Recht thöricht, daß ich mich ſo quäle,
Doch leichter wird mir Herz und Sinn,
Wenn ich dir, was mich quält, erzähle:

Es war zur Zeit da die Awaren
Erlagen vor der Macht des Zaren,
Als Achmet-Chan aus jenem Land
In unſerm Stamm ein Obdach fand,
Draus ſeine Väter einſt vertrieben
Und im Awarenland geblieben.

Er war ein Mann von rauhen Sitten,
Doch bei den Andern wohlgelitten
Durch ſeine Kunſt in Schrift und Wort.
Wenn Botſchaft ging aus unſerm Hort
In's Feindesheer, in's Ruſſenland:
Ward immer Achmet-Chan geſandt.

Er ſah mich, warb um meine Gunſt,
Gebrauchte alle ſeine Kunſt
Um meine Liebe zu gewinnen;
Doch mir verhaßt war ſein Beginnen.

Als er zum letzten Mal geſandt
Von unſerm Stamm in's Ruſſenland,
Kam er zurück als reicher Mann,
Hielt bei dem Vater um mich an.
Doch bald darauf von den Genoſſen
Des Stammes ward er ausgeſchloſſen
Als ein Verräther.

Bei der Feier
Der Hochzeitſpiele war es mir
Als ob ich Achmet wiederſähe,
Mir ſchien's, als ſtänd' er dicht bei dir,
Vermummt, entſtellt, — doch durch den Schleier
Erkannt' ich deutlich ſein Geſicht.
Doch er verſchwand.

In deiner Nähe
Gedacht' ich ſeiner weiter nicht,
Und alle Furcht wich ſcheu zurück:
Ich war zu voll von meinem Glück
Bei dir, daß ich nichts Andres dachte.
So ſchwieg ich bis auf dieſen Tag.
Heut früh, als ich noch ſchlummernd lag —

Die Augen ſchliefen, doch es wachte
Mein Herz, und trug mich weit umher,
Durch manches ſchöne Land auf Erden,
So weit umher, wie nimmermehr
Mich meine Füße tragen werden —
Du warſt bei mir, mit dir mein Glück!
Da plötzlich, drehend eine Hand
Erhebt ſich — vor mir Achmet ſtand
Gezückten Dolch's, ſtieß dich zurück,
Und . . . .

Welch ein Lärmen! plötzlich knallt es,
Laut im Gebirge wiederhallt es —
Zwei Reiter ſinken todes nieder
In's Gras — die Andern ſchießen wieder.

Sieh: eine ganze Schaar drängt an
Aus dem Gebüſch — Achmet voran:
Auf Ada ſtürzt er ſich verwegen,
Die ſich um Hamſad klammert, jammert,
Der wuchtgen Hiebs mit ſeinem Degen
Des Feindes Kopf trifft, daß er todt
Zu Boden fällt. Doch wächſt die Noth!
Zu mächtig iſt die Ueberzahl
Der Feinde — Hamſad wird bezwungen,
Ob er auch mit dem blutgen Stahl
Wie ein Verzweifelnder gerungen,
Und ſeine Reiter ihm zur Seite,
Davon nur zwei durch Flucht entkamen
Den Feinden, die mit gierigen Händen
Jetzt alle Feſtgeſchenke nahmen
Als gute Beute nach dem Streite.

Es bluteten aus ihren Wunden
Hamſad und Ada.

Mußte ſo
Die frohe Hochzeitsfeier enden?

Nun wurden Beide erſt verbunden
Und dann gefnebelt.

Lichterloh
Beim Quelle noch das Feuer brannte,
Indeß der Feind, der Beute froh,
Sich nordwärts in's Gebirge wandte.

Sechzehntes Buch.

Geſang LXVII—LXIX.

Siebenundſechzigſter Geſang.

Ali-Beg's Zorn.

Einer der verſprengten Reiter
Ritt nach Jeliſu — der Andre
Ritt zurück nach Ali's Horde,
Dort das Unglück zu verkünden.

Ach! vergebens, alter Vater
Spähſt du jetzt nach deinem Kinde,
Streifſt umher in den Gebirgen —
Keine Spur iſt der Verlornen!

Immer neu mit harten Schlägen
Trifft das Unglück ſeine Opfer,
Läßt nicht nach in ſeinem Grimme!

Ali-Beg mit ſeinen Mannen
Sucht nicht länger im Gebirge,
Reitet nach der Feſtung Darge
Zu Schamyl, wie er verſprochen.

Weit berühmt im Lesgbierlande
Iſt des alten Wolfes Name,

Alles folgt ihm gern zum Kampfe,
Und ſein Anhang wächſt zu Schaaren.

Alle Schluchten und Verſtecke
Kennt er weitum im Gebirge —
Doch er wählt die offnen Wege,
Reitet wo die Ruſſen hauſen.

Schrecken geht vor ſeinem Namen
Her, und Sieg folgt ſeinen Schritten.

Furchtbar wüthet er im Kampfe,
Doch den Wolf trifft keine Kugel.

Denn der Tod wählt ſeine Opfer
Selbſt, und meidet die ihn ſuchen.

So bahnt Ali ſeine Wege
Bis zur Felſenveſte Dargo,
Die des Feindes ſich noch wehrte.

Bald verjagt ſind alle Ruſſen
Aus den Orten in der Runde.
Unter lautem Volksjubel
Ali-Beg hält ſeinen Einzug
Auf der Felſenveſte Dargo.

Doch Schamyl mit ſeinen Treuen
Hauſt ſchon lange auf Achulgo,
Wo ein ſtarkes Heer des Zaren
Lag, die Veſte zu erſtürmen
Und den Aar im Neſt zu fangen.

Ali-Beg mit ſeinen Mannen
Eilt zum Felſenbett Achulgo,
Um die Veſte zu befreien
Und den Aar im Neſt zu ſchützen.

Hülfe kam von den Kabärdern,
Und ſie folgen Ali's Banner.

Achtundsechzigster Gesang.

Ali-Beg's Zug nach Achulgo. Seine Begegnung mit Derwisch Muhammed.

Schon ein Mond in blut'gen Kämpfen
Ist verstrichen, und noch immer
Keine Kunde hat der Vater
Von dem Schicksal seiner Kinder!

Und sein Zorn wächst mit der Trauer.
Doch vergeblich bei Achulgo
Ali-Beg kämpft mit den Russen:

Mächtige Geschütze wahren
Sie vor seiner Reiter Angriff.
Täglich wachsen ihre Schaaren,
Stark verschanzt ist rings ihr Lager,
Alle Streitkraft aufgeboten
Um Achulgo zu erstürmen.

Botschaft aus dem Russenlager
Ging nach Jelißu zum Sultan,
Neue Schaaren noch zu senden,
Zu der Russen starkem Beistand.

Wo der Koißu Achulgo's
Steile Felsenwand beſpült,
Klimmt ein Mann im nächt'gen Dunkel
Langſam nieder. Feſte Stricke
Sichern ihn vor jähem Sturze.
Er gelangt an's linke Ufer,
Schleicht bis zu den Zelten Ali's.

Ali Beg, der Wolf, in Freuden
Sieht den alten Derwiſch wieder.
Frage, Antwort wechſeln ſchnell.

Schloß der Derwiſch ſeine Rede:

»Von Schampl ward ich entſendet
Neue Schaaren aufzubieten,
Um vereint mit dir der Feinde
Heeresmächte zu zerſplittern.
Harre aus, bald kehr' ich wieder,
Und, ſo Gott will, dir zur Hülfe!
Emſig werd' ich auf den Wegen
Der Verlornen Spuren ſuchen;
Giebt's ein Mittel ſie zu retten,
Werden wir das Mittel finden!«

Neunundsechzigster Gesang.

Emir Hamsad's und Ada's Untergang.

Ach! vergebens, alter Derwisch, suchst du
Auf den Wegen der Verlornen Spuren!
Willst du Ada, willst du Hamsad finden,
Kehre um in's weiße Russenlager:
Dort am Fuß der Felsenburg Achulgo
Ist auf freiem Feld ein Grab gegraben —
In dem Grabe liegen ihre Leichen!
Bis zum Tode währte ihre Treue,
Und das Grab erst sollte ganz sie einen.

* * *

Viele Noth und Trübsal war zu tragen
Auf dem langen Zuge durch's Gebirge,
Eh' die Zwei, gefnebelt und verwundet,
Bis zur nächsten Russenveste kamen.

Doch gemeinsam trugen sie ihr Unglück
Starken Herzens.

Jeder Blick von Ada
War ein Trostesquell für Emir Hamsad,
Und sie selbst bedurfte keines Trostes

Als bei ihm zu weilen, ihn zu ſehen.
Die Gefahr entlockt ihr keine Klage,
Und das Unglück keinen Vorwurf. Weckte
Früher Ada's Schönheit Hamſad's Liebe,
Weckt ihr hoher Sinn jetzt ſeine Ehrfurcht.

Wochenlang von Ort zu Ort getrieben,
Kamen Beide bis zum Ruſſenlager,
Kamen bis zur Felſenburg Achulge.

Und der Aga, der einſt Botſchaft ſandte,
Um die Tochter Ali's heimzuführen
Durch die Hülfe Achmet's, des Verräthers —
Da er Ada ſah in ihrer Schönheit,
Ward ſein Herz entflammt von ſtarker Liebe.
Doch vergeblich blieb bei ihr ſein Minnen.

Und man trennte die Gefangnen:
Hamſad
Ward gerichtet nach dem Brauch im Kriege:
Zwanzig Krieger wurden aufgeſtellt
Ihn im freien Felde zu erſchießen.

Früh am Tage führt man ihn zur Stätte,
Und zum letzten Mal hört er die Frage:

»Willſt du Treue unſerm Zaren ſchwören?«

Und da er ſich weigerte zu ſchwören,
Wurden ihm die Feſſeln abgenommen,
Und ein Mann mit einem weißen Tuche
Nahte, ihm die Augen zu verbinden.

Da ergrimmt in ſtarkem Zorne Hamſad,
Reißt dem Mann die Wehre von der Seite,
Packt ihn feſt am Nacken mit der Linken,
Hält ihn vor ſich, wie man einen Schild hält,
Und erwartet ſo der Feinde Angriff.

Zum Alarme wirbeln laut die Trommeln,
Krieger rücken an von allen Seiten,
Hinterrücks ſucht man ihn loszureißen,
Doch er wehrt ſich wie ein Raſender,
Seine Stärke giebt dem Schwerte Schärfe.

Plötzlich wenden Aller Blicke ſich,
Und auch Hamſad's Blick folgt der Bewegung:

Wirren Auges, aufgelöſten Haares,
Sieht er Ada durch die Menge fliegen,
Auf ihn zu eilt ſie, — bei ihrem Anblick
Stehen alle Krieger wie verſteinert,
Und der Morgenſonne goldne Strahlen
Schimmern ihr um Antlitz und Gewand.
Manches harte Herz wird weich vor Rührung
Bei dem Anblick dieſer Lichtgeſtalt!

Mit gewalt'gen Kräften bricht ſich Hamſad
Bahn, ſtürzt los auf Ada, und erreicht ſie,
Preßt ſie krampfhaft in die ſtarken Arme —
Ach! ſein Blut träuft ſchon aus mancher Wunde!

Wieder nahn die Krieger, ihn zu fahnden,
Ada weicht nicht mehr von ſeiner Seite,
Wüthet, kämpft wie eine junge Löwin,

Keine Gnade will sie, keine Schonung —
Und zugleich mit ihm stürzt sie zu Boden.

Doch in offnem Kampfe fielen Beide,
Er ein Held — und sie des Helden würdig.

Hart am Fuß der Felsenburg Acbulge
Ward im freien Feld ihr Grab gegraben.

Siebzehntes Buch

Gesang LXX—LXXII.

Siebzigster Gesang.

Sultan Daniel von Jelisu.

Wo hoch das Gebirg sich im Zickzack streckt,
Und dem Lande von Scheki die Grenze steckt,
Zwischen Lesghistan und Belekan:
Dort haust der Sultan von Jelisu,
Ein mächtiger Kämpe voll starkem Muth,
Der lange dem Zaren schon unterthan,
Doch selber bezahlt ihm der Zar Tribut,
Denn der Sultan schützt ihm mit starker Hand
Seine Grenzen gegen das Lesghierland.

Was blickt er heute so verstört,
Was tobt er, flucht er zwischendurch?
Sein eignes Volk hat sich empört,
Umzingelt drohend die Sultansburg.

Zwei Priester schon hat das Volk entsandt —
Den ersten erschlug er mit eigener Hand,
Und als der zweite kam ihn zu grüßen:
Warf er ihn nieder, trat ihn mit Füßen. —

Wie der Menſch, der ſich ſelbſt als ſchuldig kennt,
Und dem eigenen Ohre die Schuld verſchweigt,
In Zorn und Wuth gegen den entbrennt,
Der ihm den wunden Fleck gezeigt.

Doch, wo das Herz nicht ganz verdorben,
Iſt auch ſolch Zürnen bald erſtorben,
Dem Blitze gleich, der ſchnell verglüht,
Wie er aus dunkler Wolke ſprüht.

Ein dritter Prieſter vom Volk entſandt,
Hoch von Geſtalt, von Jahren alt,
In weißem Turban und weißem Gewand,
Jetzt redend vor dem Sultan ſtand.

Er kreuzt die Arme auf der Bruſt,
Verneigt ſich tief und ſieht ihn an
In Ehrfurcht, aber wie ein Mann
Des eignen Werthes ſich bewußt:

»Die letzte Botſchaft bring' ich vom Volke;
Und trifft aus deiner Zorneswolke
Auch mich der Blitz — ich trag' es gern,
Ich diene einem höhern Herrn!
Zum Himmel wend' ich mein Geſicht,
Und fürchte mich vor Menſchen nicht!«

— Schweig! — herrſchte ihn der Sultan an.

»Ich ſchweige nicht! — ſprach der alte Mann —
Beſchloſſen iſt's im Volke ſchon:
Trifft mordend mich auch deine Hand,
So kommſt du ſelbſt um Volk und Land,

Und Ali steigt auf deinen Thron!
Er ist ein starker Streiter des Herrn,
Das Volk kennt ihn, gehorcht ihm gern!«

Und als der Sultan die Worte gehört,
Fuhr er auf vom Sitze, bleich, verstört.

— Ihr seid es, du und deines Gleichen,
Die mir des Volkes Liebe geraubt,
Um dem Feinde des Landes die Hand zu reichen,
Die Sünde liegt auf eurem Haupt! —

»Du irrst, Sultan! — der Priester spricht —
Wer sind die Feinde des Propheten?
Die seine Lehre mit Füßen treten,
Die sind's, wir aber sind es nicht!
Als die Kunde von Hamsad und Ada erscholl,
Wie ihr Blut geflossen durch feigen Verrath,
Da waren die Völker des Zornes voll
Und schwuren Rache der blutigen That.
Wir aber nährten die Racheflamme,
Denn die Blutschuld liegt auf dem ganzen Stamme.
Als Freund ist der Derwisch zu dir gekommen —
Du hast seine Hand nicht angenommen,
Hast ihn als Feind vom Lande vertrieben,
Und doch ist das Volk dir treu geblieben!
Jetzt aber sind in allen Landen
Ringsum die Stämme aufgestanden,
Sich gegen die Russen die Hände zu reichen.
Von den Bergen schon flammen die Feuerzeichen!
Du hast dein Volk zu den Waffen gerufen,
Und es ist auf den Ruf zu den Waffen getreten;
Rings hallen die Schluchten von Rossesbufen,

Doch wir kämpfen nicht für die Ruſſen um Sold,
Wir kämpfen für Allah und ſeinen Propheten!
Und folgſt du dem Ruf, wie du längſt geſollt,
So preiſen wir dich als unſern Herrn,
Und folgen dir treu, und folgen dir gern!«

Und lange in Schweigen der Sultan ſtand;
Dann reicht er dem Prieſter bewegt die Hand,
Ließ die Pferde ſatteln, und ritt von dannen,
Zog gegen die Ruſſen mit ſeinen Mannen.

Einundsiebzigster Gesang.

Der Aufstand in Jelisu.

Was drückt die Nacht so heiß und schwer?
Ist der schwüle Sommer doch längst entflohn,
Und tragen die Kuppen der Berge umher
Ihre weißen Wintergewande schon!

Was leuchtet dort vom Felsenrand?
Die Flammen prasseln durch das Land,
Auf Erden der wilde Verheerungsbrand
Macht selbst die Sterne am Himmel erblassen.

Der Himmel wird zum rothen Meer,
Drauf Wolken ziehn wie Purpursegel.
Schwarz um die weißen Bergeskegel
Zieht es zu Roß und zu Fuß einher,
Winden sich lange Menschenmassen.
Beleuchtet von den Flammen, die Flut
Des Bergstroms glänzt und dampft wie Blut.
Und wo man im Lande Russen entdeckt,
Da werden sie blutig hingestreckt;
Und wo sie sich wehren in der Veste,
Da wird die Veste angesteckt,
Verbrannt der Vogel sammt dem Neste.

* * *

Dort, wo die Berge ſich verflachen,
Weitab vom Kampf und Flammenglühn,
Dort ruhen Heerden aus im Grün;
Daneben kund'ge Führer wachen.

Das ſind Nomaden, die alljährlich
Im Herbſte von den Bergen ſcheiden,
Hinabziehn in das Thal der Jora,
Um ihre Heerden dort zu weiden;
Nie drohte ihnen hier Gefahr —
Doch diesmal wird der Weg gefährlich:
Verderbend wie die Rotte Korah
Fliegt aus den Bergen eine Schaar
Gepanzerter, verwegner Reiter;
Und Klingen blitzen, Köpfe fliegen —
Der Zug der Heerden geht nicht weiter,
Die kehrend in's Gebirge biegen.

* * *

Und wie die Berge glührоth ſchimmern,
Das Land vom Kampf und Lärm erſchallt,
Geht durch die Schluchten, durch den Wald
Ein jammernd Stöhnen, banges Wimmern —
Das ſind des Waldes Ungeheuer,
Die ſcheuen vor dem nächt'gen Feuer.

Zweiundsiebzigster Gesang.

Ali-Beg's und Derwisch Muhammed's Untergang.

Schrecken herrscht im weißen Russenlager,
Und von Jelißu der Schreckensbotschaft
Folgt der Sultan selbst mit seinen Mannen.

Sultan Daniel stürmt nach Achulgo.
Um ihn schaaren sich die Nachbarstämme
Die er stark bis dahin selbst bekämpfte.
Wer die Russen haßt und Waffen trägt,
Folgt des jungen Sultans Aufgebote.

Derwisch Muhammed zieht mit dem Heerbann,
Kehrt zurück zu Ali-Beg, dem Wolfe.

Ach! vergebens bei den Reiterschaaren
Suchst du deinen Gastfreund, alter Derwisch:
Ali-Beg, der Wolf, ist bei den Todten!

* * *

Als die Trauerkunde kam von Ada,
Wie sie fiel an Emir Hamsad's Seite:

Hieß der Alte ſeinen Panzer bringen,
Gürtete das Schwert um ſeine Lenden,
In den Gürtel ſteckt' er ſechs Piſtolen,
Und ſechs andre in die Satteltaſchen —
Alſo ſchwang er ſich auf ſeinen Schecken.

Mit ihm reiten alle ſeine Reiter,
Reiten bis zum weißen Ruſſenlager,
Achten nicht des Donners der Geſchütze,
Nicht des mörderiſchen Kugelregens.

Ali kämpft und tobt in ſeinem Zorne
Wie ein angeſchoſſ'ner Wolf der Wildniß.
Seinem Beiſpiel folgen ſeine Reiter —
Und ein blutiges Gericht der Rache
Ward erfüllt im Thale von Achulgo.

Doch zu zahlreich ſind der Feinde Schaaren,
Feſt wie Mauern ſtehen ihre Glieder,
Und wo eines niederbricht im Kampfe,
Naht ein andres ſchnell es zu erſetzen.

Ali-Beg erliegt der Feinde Menge,
Und er ſelber bricht auf ſeinem Schecken
Todt zuſammen.

Seine Reiter kämpfen
Nur, des Wolfes Leiche noch zu retten —
Von den Tauſenden kaum Hunderte
Kehren heim zu ihren Lagerplätzen.

* * *

Solche Trauerkunde ward dem Derwisch,
Als er kam mit Sultan Daniel,
Ali-Beg, den alten Wolf, zu trösten.

Und er ließ sich führen zu der Stätte
Wo sie seines Gastfreunds Grab gegraben;
Kniete in inbrünstigem Gebete
Nieder auf dem Grabe:

»Gott, mein Vater!
Mußten Alle sterben um den Einen,
Weil ich Deinem Richtamt vorgegriffen,
Frevelnd an dem Rad des Schicksals drehte?
Sie, die nichts gewußt von Schuld und Fehle,
Mußten sterben, meine Sünde büßen!
Sie, die Lebensfrohen, traf der Tod,
Mir, dem mürben Greis, geht er vorüber.
Unerforschlich, Herr, sind Deine Wege!
Doch der Gläubige soll nicht verzagen,
Das Geschöpf nicht rechten mit dem Schöpfer.
Wer mag Deiner Weisheit Ziele deuten?
Mein Gebet klang auf zu Deinen Ohren
Als ich Einigung des Volks erflehte.
Nun gesühnt durch Dich ist alle Zwietracht —
Darf ich klagen, daß Du Opfer heischtest
Um der Sünde Abgrund auszufüllen!
Klagen, daß Du mir das Liebste nahmst,
Mir, der ich nichts Liebes haben sollte
Außer Dir und meinem Heimatlande!
Ach! der Schnitter der die Ernte mäht,
Achtet nicht der Blumen ihm zu Füßen!« ...

So in Trauern betete der Derwisch,
Als die Mannen kamen, ihn zu suchen:

»Sultan Daniel ruft auf zum Angriff!«

Derwiſch Muhammed beſteigt ſein Schlachtroß,
Zieht zur Wahlſtatt mit des Sultans Heerbann,
Zieht in's Feld, um nimmer heimzukehren! . . .

Zweimal ſtürmt der Sultan — zweimal weicht er
Vor der Feinde ſtarkem Widerſtande;
Ihre mächtigen Geſchoſſe reißen
Ganze Reihen ſeines Heerbanns nieder.
Doch der Sultan läßt nicht nach im Kampfe;
Kalten Muthes ordnet er die Schaaren,
Und zum drittenmal ruft er den Heerbann
Auf zum Sturme.

Derwiſch Muhammed
Reitet kühn voran auf ſeinem Schlachtroß;
Aber keine Wehr' und Waffen trägt er:
Frei läßt er dem Roß die Zügel hängen,
In der linken Hand hält er den Koran,
Seinen Krummſtab hält er in der Rechten —
Alſo reitet er dem Feind entgegen,
Achtet nicht des Donners der Geſchütze,
Nicht des mörderiſchen Kugelregens.

In Begeiſtrung folgt des Sultans Heerbann;
Unverletzbar ſcheint der alte Derwiſch,
Um ihn ſtürzt der Reiter mit dem Roſſe,
Ihn trifft keine Kugel.

Aber plötzlich
Trägt ſein Roß ihn weit voran dem Heerbann,
Trägt ihn in den dichtſten Feindeshaufen.

Und die Ruſſen kommen über ihn,
Spießen ihn mit ihren Bajonnetten,
Daß er vieldurchbohrt zur Erde ſinkt.

Und ein Kampf entbrennt um ſeinen Leichnam;
Sultan Daniel mit ſeinen Reitern
Stürzt ſich auf die Ruſſen; —
Schwerter klirren,
Bald verſtummt der Donner der Geſchütze,
Und die Schaaren ſind im Handgemenge.

Aus der Felſenburg Achulgo ſtürzt ſich
Jetzt Schampl mit ſeinen Mannen nieder,
Wie ein Gießbach brauſt es von den Felſen,
Der Imam vereint ſich mit dem Sultan —
Und ein ſchreckliches Gericht der Rache
Ward erfüllt am feindlichen Geſchlechte.

* * *

Dunkel war die Nacht; doch keine Lichter
Sah man ſchimmern aus den weißen Zelten,
Denn den Zelten fehlen die Bewohner:
Rings von Ruſſen ward das Land geſäubert . . .

Wieder auf der Felſenburg Achulgo
Herrſcht Imam Schampl, des Volkes Erſter,
Ihm zur Seite Daniel der Sultan.

Doch ſein Sieg war Vieler Untergang,
Und die Beſten fehlen ſeiner Freunde.

Todt iſt Muhammed, der alte Derwiſch;
Ali-Beg der Wolf und Emir Hamſad;
Ada auch, die ſchöne Menſchenblume
Mußte welken da ſie kaum erblüht war.

Alle mußten untergehn im Kampfe —
Aber ihr Gedächtniß lebt im Volke,
Und ihr Name wird im Liede leben!

Erläuterungen.

Zum erſten Buche.

»Denn die Blutſchuld liegt auf ſeinem Haupt,
Und bis ſie geſühnt iſt, bleibt er ehrlos.«

Alles hier wie in den folgenden Geſängen über die Blutrache im Kaukaſus Geſagte iſt wörtlich zu nehmen, und hoffentlich verſtändlich genug ausgedrückt um keiner beſondern Erläuterung zu bedürfen.

»Und er reißt die Schaſchka von der Seite,«

Schaſchka — der lange, wenig gebogene, mit Elfenbeingriff gezierte und in bunter Scheide ſteckende kaukaſiſche Degen.

Zum vierten Buche.

»Aus dem Gürtel zog er ſein Kalemdan,«

Kalemdan — das Schreibzeug, welches die morgenländiſchen Schriftgelehrten im Gürtel tragen.

Zum fünften Buche.

»Sieh den Baum hier, den Tſchinárenbaum.«

Tſchinár nennt man im Kaukaſus die hier in rieſiger Größe vorkommende morgenländiſche Platane.

»Und mein eigner Vater unterwies
Mich im Schahnamé und im Hafis.«

Das Schahnamé oder Königsbuch bildet einen Cyklus der berühmteſten iraniſchen oder altperſiſchen Heldenſagen, wie ſolche von Firduſi, dem größten epiſchen Dichter des Morgenlandes, zu einem poetiſchen Ganzen gedichtet wurden. Eine ganz vollſtändige Ueberſetzung des Firduſi haben wir in Deutſchland nicht. Ein Bruchſtück

daraus — Dſhemſchid, überſetzt von Karl, Grafen v. Ludolf — findet man in Herder's ſämmtlichen Werken, Th. I. S. 209 (Karlsruhe 1820). Görres, Hammer-Purgſtall u. A. haben verſchiedene Abenteuer aus dem Schahname übertragen. Die beſte und vollſtändigſte Verdeutſchung des alten perſiſchen Heldenbuchs iſt in neuerer Zeit vom Freiherrn v. Schack bei Herz in Berlin erſchienen. Firduſi lebte und dichtete in der zweiten Hälfte des zehnten und in der erſten Hälfte des eilften Jahrhunderts, alſo in runder Zahl geſagt: um das Jahr 1000 n. Ch.

Hafis von Schiras, der größte lyriſche Dichter des Morgenlandes, lebte die längſte Zeit des vierzehnten Jahrhunderts. Seine Lieder ſind ſo in's Volk gedrungen, daß man noch heute, ein halbes Jahrtauſend nach des Dichters Tode, wohl ſelten einen Perſer antreffen dürfte, der nicht einige davon auswendig wüßte. Die beſten Nachbildungen dieſer Lieder beſitzen wir in Rückert's „Oeſtlichen Roſen“ und Daumer's „Hafis“.

„Sieh, wo ſind die großen Zeiten nun
Der Sahhäg, der Dſhem und Feridun?“

Drei der ſagenberühmteſten Könige und Helden von Iran.

„Prüfen werd' ich dich nach kurzer Zeit,
Ob du reif geworden zum Muriden —“

d. h. ob du fähig biſt ein würdiger Jünger Schamyl's zu werden. Murid, ein arabiſches Wort, bedeutet der Strebende oder der Jünger, und Alle die ſich zu Schamyl's neuer Lehre bekennen, werden Muriden genannt. Er ſelbſt, Schamyl, iſt der Murſchid, oder das Haupt der Schule, unter welcher Bezeichnung er in dieſem Gedichte gewöhnlich vorkommt.

Zum ſechſten Buche.

„Pflege Rath mit den Usdenen“

Usdéne heißen die Edelleute oder Vaſallen der Fürſten, welche die zweite Rangſtufe bei den Tſcherkeſſen einnehmen.

Zum ſiebenten Buche.

„Und er ging hinaus am frühen Tage,
Trutz zu bieten der Gefahr, den Wettern,
Im Gebirg dem Turi nachzuklettern,“

Turi — der kaukaſiſche Steinbock.

Zum achten Buche.

»Dieſes iſt des Glaubens Deutung
In den Stufen der Erkenntniß,
Wie ſie ſchrieb Hadis-Ismail,
Kaſi-Mullah ſie erweitert,
Und Imam Schamyl vollendet —«

Hadis-Ismail, ein Gelehrter aus dem Aoul Kurdomir im Lande Schirwan, war der eigentliche Begründer der auf den Koran geſtützten neuen Lehre, welche von Kaſi-Mullah, dem gewaltigen Vorgänger Schamyl's, und von Schamyl ſelbſt weiter ausgebildet und den Bedürfniſſen der Zeit und des Volkes klug angepaßt, die gewaltigſte Triebfeder kriegeriſcher Kraftäußerung der im Aufſtande gegen die Ruſſen begriffenen lesghiſchen, kabardiſchen, tſchetſcheniſchen und tatariſchen Stämme des öſtlichen Kaukaſus geworden. Die ſonſt ſo feindlich einander gegenüberſtehenden Schiiten und Sünniten, oder Anhänger Ali's und Omar's, finden in der neuen Lehre, welche überhaupt alle Zerſplitterung der Moslem als der Uebel größtes bekämpft, ihre Vereinigung und Verſöhnung.

»Denn Gott, da er ſchuf die Erde,
Wie geſchrieben in der Thora —«

Thora — das alte Teſtament.

Zum neunten Buche.

»Ach, Maruſchka! — ſeufzt der Jüngre,
Und begann ein Lied zu ſummen
Aus der fernen Steppenheimat.«

Maruſchka iſt das ukrainiſche Diminutivum des Namens Marie. Unter hundert Koſakengeliebten heißen durchſchnittlich neunundneunzig Maruſchka, ſo gebräuchlich iſt dieſer Name an den Ufern des Dnjepr und des Aſow'ſchen Meeres.

Zum zehnten Buche.

»Wie das Volk im Lande Schirwan
Wandelt ihr in Nacht und Irrwahn.«

Der Derwiſch führt das Land Schirwan an, weil dieſes geſegnetſte aller kaukaſiſchen Länder ſchon ſeit dem Jahre 1820 in einen ruſſiſchen Diſtrikt umgewandelt wurde und dem Kaiſer hohen Tribut bezahlt.

Schirwan iſt unter dieſem Namen ſchon ſeit den Zeiten der Saſſaniden bekannt. Die Statthalter des Landes hießen Schirwanſchahe. Der Islam wurde hier gleich wenige Jahre nach Muhammed's Tode unter dem Chalifen Othman Selman Ben Rebiah eingeführt.

Der letzte Herrſcher Schirwan's: Muſtapha Chan, im Jahre 1820 von den Ruſſen unter Jermoloff vertrieben, ſuchte zwar ſechs Jahre ſpäter ſein Volk, ſowie alle übrigen umwohnenden moslemitiſchen Stämme gegen Rußland aufzuwiegeln, allein der Verſuch mißlang, und Schirwan zählt ſeitdem zu den zahmſten Provinzen des Zarenreichs.

„Alſo wurden eingetheilt
Viele Stämme der Kabärder
An der Malka und am Terek;
Alle Stämme der Tſchetſchenen
Am Argun und an der Sundſha;
Alle Stämme von Bakklulal,
Andi, Scharo, Dido, Anzuch;
Und die Lezgierſtämme alle
Am Sulak und Koißu."

Hier muß der gründliche Leſer, der ſich genau über den Lauf der angeführten Flüſſe und die Wohnorte der angeführten Stämme unterrichten will, eine Spezialkarte zur Hand nehmen, da ausführliche geographiſche Beſchreibungen den Raum dieſer Erläuterungen zu ungebührlich ausdehnen würden. Ich verweiſe überhaupt alle Leſer welche nähere Belehrung über den Kaukaſus und ſeine Bewohner ſuchen, auf meine erſte größere Schrift: „Die Völker des Kaukaſus."

Zum tilften Buche.

„Auf Apſcheron die ew'gen Feuer,
Wo Zoroaſter's Jünger beten."

Auf der in ſchnabelförmiger Biegung ſpitz im Kaſpiſchen Meere auslaufenden Halbinſel Apſcheron, etwa drei Stunden von der Stadt Baku, befindet ſich das ſeit Alters berühmte, ſogenannte ewige Feuer, mit deſſen Flammen die Gebete der, heute nur noch in geringer Zahl hier angeſiedelten Guebern oder Feueranbeter zum Himmel emporlodern. Das Feuer wird durch ein geruchloſes, brennbares Gas erzeugt, welches in der Tiefe ausgeſchieden, durch die Oeffnungen des kalkigen Bodens hervorbricht und ſich bei An-

näherung einer Flamme alsbald entzündet. Die große, gleichsam einen Feuertempel bildende, weiße Mauer ſchließt auch die ärmlichen, ſchmuckloſen Zellen der ihre Zeit unter Beten und freiwilligen Kaſteiungen hinbringenden Guebern in ſich, dieſer lebendigen Trümmer der alten Feueranbeter, unter deren Händen die erhabene Lehre Zoroaſter's (Zerduſcht's) im Laufe der Jahrhunderte zu eitlen Ceremonien, unnatürlichen Kaſteiungen und entwürdigendem Götzendienſte herabgeſunken iſt. Dieſe dürren, verkümmerten, faſt ganz nackt umherwandelnden Geſtalten ſehen aus mit ihren verzerrten Geſichtern wie ſonnverbrannte Geſpenſter. Uebrigens ſind es zwar vollkommen unnütze, aber auch vollkommen unſchädliche Geſchöpfe, welche Niemanden etwas zu leide thun, als ſich ſelbſt.

»Wo Baku's Bajaderen ſich
In wollüſtvollem Tanze drehn.«

Der eigentliche Stammſitz der kaukaſiſchen Bajaderen, — deren größtentheils blendende Schönheit man kaum mit zu lebhaften Farben malen kann — iſt Schemacha, die alte Hauptſtadt des jetzt unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehenden, von der Natur reichgeſegneten Landes Schirwan in Transkaukaſien. Glaubwürdigen Annahmen zufolge ſtammen die Bajaderen von den aſiatiſchen Zigeunern ab. Unter den europäiſchen Zigeunern dürfte man wohl ſelten einen ſo feinen, weißmatten Teint, eine ſo regelmäßige Geſichtsbildung und ſo anmuthige Bewegungen finden, wie ſolche bei den Bajaderen von Schemacha gewöhnlich ſind. Dazu iſt ihr reicher Anzug von maleriſcher Wirkung. Entweder bildet ein turbanartig geſchlungenes Tuch, oder ein goldgeſticktes Häubchen die allzeit zierliche Kopfbedeckung, unter welcher meiſt lange, dunkle Haarzöpfe herabwogen. Ueber einem kurzen, rothſeidenen Unterkleide umſchließt ein enganliegendes zierlich ausgeſchnittenes, am Kragen und an den aufgeſchlitzten Aermeln golden geſäumtes, buntſeidenes Jäckchen die ſchmale Taille. Weite, ſeidene Beinkleider, bunte, ſehr feine Strümpfe und knappe, hellfarbige Schuhe vollenden nach unten den Anzug der Bajaderen.

Zum vierzehnten Buche.

»Sechzig Rinder, hundert Schafe
Sind beſtimmt als Ada's Kaufpreiß.«

Wenn im Dagheſtan die Einwilligung der Eltern zu der Heirath ihrer Tochter erfolgt iſt, ſo bleibt noch als wichtigſter Punkt, an

welchem das Ganze oft wieder scheitert, die Feststellung des Kaufpreises (Kábin) übrig, den der Bräutigam für seine Braut zu zahlen hat. Die Verhandlungen über den Kábin führt der Bräutigam jedoch nicht selbst, sondern er beauftragt damit seine älteren Freunde oder Verwandten, die in solchen Geschäften schon Erfahrung haben. Gemeinhin wird der Kábin in Pferden, Rindern und Schafen entrichtet.

Zum funfzehnten Buche.

„Es war zur Zeit als die Awaren
Erlagen vor der Macht des Zaren,“

Diese Awaren, — das tapferste Volk lesghischen Stammes — sind nicht zu verwechseln und hängen in keiner Weise zusammen mit dem in der Geschichte der Völkerwanderung eine so große Rolle spielenden Volke der Awaren. Der Stamm, von welchem hier die Rede ist, erlag zu wiederholten Malen der Uebermacht der Russen, wußte sich jedoch nach kurzer Zeit immer wieder frei zu machen.

Zum siebzehnten Buche.

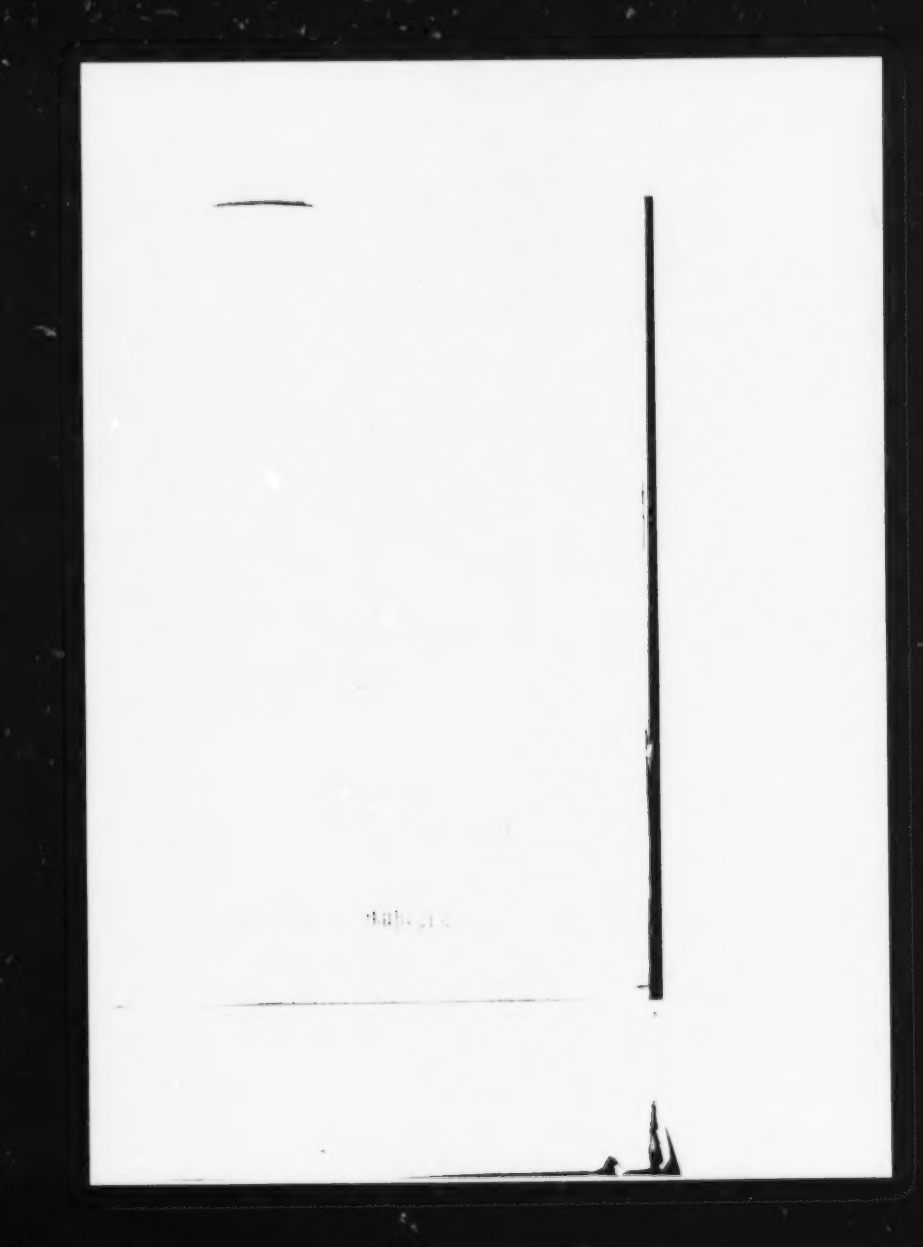
„Der Aufstand in Jelisu“, oder richtiger bezeichnet: die Blutnacht von Jelisu, ist — wie die meisten kriegerischen Scenen des Gedichts — nach einer wahren Begebenheit gezeichnet. Ich befand mich zur Zeit der Katastrophe — 1844 — gerade in den Gebirgen von Priuthina und war auf dem Wege Sultan Daniel, den ich früher in Tiflis kennen gelernt hatte, in seinem Lande zu besuchen, als die Kunde von dem Aufstande mir entgegenkam. Das Land wurde bald wieder von den Russen unterworfen, aber Sultan Daniel lebte noch lange als erster Naib in dem lesghischen Gebirge bei Schamyl.

Druck, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Friedrich Bodenſtedt's

Geſammelte Schriften.

Zwölfter Band.



Friedrich Bodenſtedt's

Geſammelte Schriften.

Geſammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Zwölfter Band.

Berlin 1869.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Aus Oſt und Weſt.

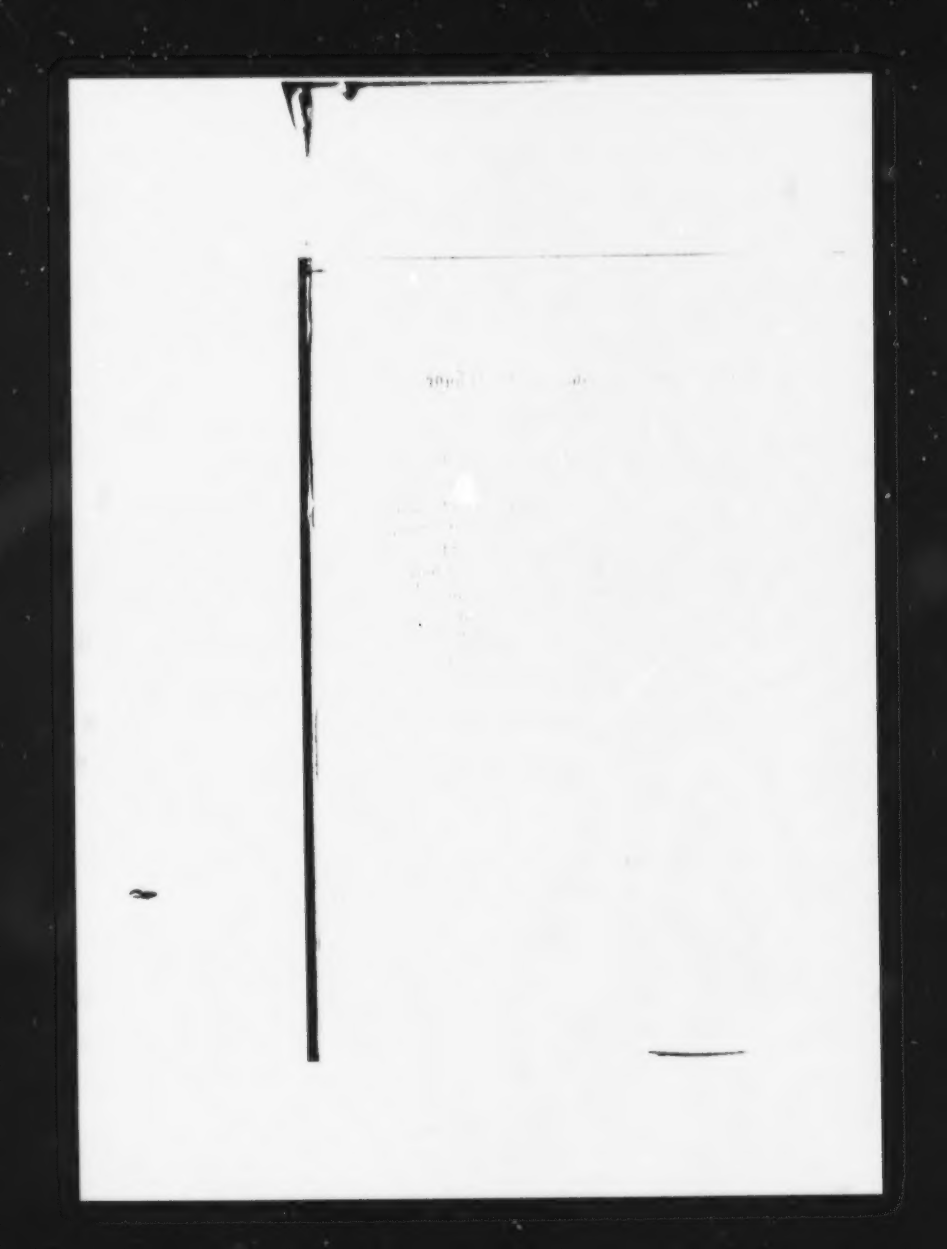
Sieben Vorleſungen

von

Friedrich Bodenſtedt.

Berlin 1869.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).



Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Ein paar orientirende Worte mögen den hier mitgetheilten anspruchslosen Skizzen vorausgehen, wovon einige schon früher in Journalen veröffentlicht wurden und Veranlassung zu vielfach an mich ergangenen Wünschen gaben, meine im Laufe der letzten sechs Winter im Hörsale des Baron v. Liebig gehaltenen Abend-Vorträge zusammenzustellen und herauszugeben.

Meine Vorlesungen an der Universität bewegten sich in diesen sechs Jahren zwischen Ost und West hin und her, indem ich abwechselnd über Geschichte und Literatur der slavischen Völker und Altenglands las; so lag es denn nahe genug, daß ich auch aus diesen Studienkreisen die Gegenstände meiner Darstellung wählte, als ich aufgefordert wurde, theilzunehmen an den vom Professor v. Liebig veranstalteten wissenschaftlichen Abend-Vorträgen, welche alljährlich im Spätwinter von einem Kreise befreundeter Gelehrten vor einem gebildeten Publikum aller Stände gehalten werden. So erklärt sich Inhalt und Entstehung dieses Buches.

München, Ende Februar 1861.

F. B.

Inhaltsverzeichniß.

Vorwort.

Seite

1. Ueber slavische Volkspoesie 1
2. Der Kreml in Moskau als Träger und Mittelpunkt der russischen Geschichte 39
3. Peter der Große 75
4. Die Stellung der Frauen im Orient und Occident 119
5. Ueber Shakespeare und die altenglische Bühne I. 145
6. Ueber Shakespeare und die altenglische Bühne II. 165
7. Das russische Theater in seiner socialen Bedeutung 191

Ueber slavische Volkspoesie.

Die Slaven rühmen sich, das gesangreichste Volk auf Erden zu sein, und sie suchen diesen Ruhm — in Ermangelung von Dichtern ersten Ranges, welche denen anderer Kulturvölker ebenbürtig wären — vornehmlich durch ihre Volkspoesie zu begründen. Sie halten daran um so fester, als ihnen alle andere Kunststoffenbarung fehlt, indem sie bisher weder in der Malerei, noch in der Skulptur, noch in der Architektur Großes und Eigenthümliches zu schaffen vermochten, was bei einem so uralten, zahlreichen und weitverzweigten Volke allerdings eine auffallende Erscheinung ist.

Ihr ganzes Gemüth, ihre ganze geistige Zeugungskraft hat sich bisher nur im Liede ausgesprochen. Ob und wie weit sie darin wirklich den andern Völkern voranstehen, will ich hier nicht näher prüfen, sondern freudig den Reichthum, die Schönheit und Innigkeit ihrer Volkslieder anerkennend, einen Versuch machen, die Eigenthümlichkeit derselben im großen Ganzen, wie bei den verschiedenen Stämmen, in leicht übersichtlicher Skizze zu veranschaulichen.

Daß die als Beispiele eingeflochtenen Liedesblumen in deutscher Nachbildung viel von ihrem ursprünglichen Duft und Zauber einbüßen mußten, bedarf kaum der Erwähnung. Trotzdem wird ein unverdorbener Geschmack leicht ihren eigenthümlichen Reiz erkennen, der, wie mir scheint, auf einen vorwiegend weiblichen Zug im slavischen Volkscharakter hinweist.

Dieſer vorwiegend weibliche Zug mag einigermaßen die ſonſt völlig räthſelhafte Erſcheinung erklären, daß ein Volk von ſo bedeutender poetiſcher Anlage noch kein großes geſchloſſenes Kunſtwerk zu ſchaffen vermocht hat, obgleich zerſtreut alle Elemente dazu in ſeiner Volksdichtung vorhanden ſind.

Aus den Heldenliedern der Serben tönen homeriſche Klänge; die melancholiſchen Dumas der Ukraine geben wunderbar treue Bilder der Sitten, Kämpfe und Leiden des Volks; die polniſchen Geſänge athmen glühende Vaterlandsliebe; durch die lyriſchen Volkslieder aller ſlaviſchen Stämme geht eine naturfriſche Tiefe und Reinheit der Empfindung; die reiche, klangvolle, biegſame, noch ganz jungfräuliche Sprache ſchmiegt ſich entgegenkommend allen poetiſchen Bedürfniſſen an — nichts fehlt als ein männlicher Genius, ein poetiſcher Herrſchergeiſt, um die zerſtreuten Elemente ſich dienſtbar zu machen und mit ihrer Hilfe ein unſterbliches Kunſtwerk zu ſchaffen.

* * *

Jedes ächte Lied iſt der glückliche, ſangbare Ausdruck eines energiſchen Gefühls, einer erhöheten Stimmung oder einer ergreifenden Begebenheit. Mit dieſen Worten ſoll das höchſt mannigfaltige Weſen des Liedes nicht erſchöpft, ſondern nur angedeutet ſein, und ſchon dieſe Andeutung wird genügen, uns darüber zu verſtändigen, daß es zur Hervorbringung ächter Lieder einer beſondern, eigenthümlichen Begabung bedarf. Die Nothwendigkeit ſolcher Begabung hat bei der im Gegenſatz zur Volksdichtung ſogenannten Kunſtpoeſie noch kein verſtändiger Menſch in Zweifel gezogen, während über die Entſtehung der Volkslieder allerlei wunderliche Vorſtellungen ſich hartnäckig behaupten und meiſtens in der irrthümlichen Annahme zuſammentreffen, der Urſprung eines Volksliedes laſſe ſich nicht

auf ein bestimmtes Individuum zurückführen, sondern sei das Gesammterzeugniß einer vielköpfigen Menge, Volk genannt.

Allerdings giebt es einzelne bevorzugte Volksstämme, bei welchen eine gewisse poetische Zeugungskraft sich häufiger offenbart, als bei andern; ich erinnere, um ganz in der Nähe ein Beispiel zu finden, nur an die Bewohner der bayerischen Alpen und ihre zur Cither gesungenen »Schnadahüpfl«; allein unter hunderten solcher improvisirten Reimspielereien sind immer nur wenige von wirklich poetischem Gehalt, und diese wenigen lassen sich immer auf bestimmte Individuen zurückführen, deren Namen freilich im Laufe der Zeit über ihre Lieder vergessen werden. Ja, nicht selten kommt es vor, daß aus höheren Sphären Lieder in das Volk herabfallen und bei diesem, wenn sie ihm mundgerecht sind, als ächte Volkslieder forttönen und dafür gelten; denn das Volk kümmert sich bei den Liedern, die es singt, um künstliche Unterscheidung so wenig, wie um die Namen der Dichter. In dem gesangreichsten Theile des bayerschen Gebirges, am Fuße des Wendelstein, hörte ich drei der jetzt beliebtesten Volkslieder singen und, mit Hilfe des sehr gebildeten Schullehrers von Bayrisch-Zell, gelang es mir, die Verfasser zu entdecken: das eine, das allbekannte Lied vom Wendelstein, stammte, nebst der Melodie, von dem Vorgänger des Schullehrers her, und die beiden andern hatten meinen poetischen Freund Franz von Kobell zum Verfasser.

Bei diesen drei Volksliedern ist also das Volk nicht weiter betheiligt, als daß es sie singt, ohne nach den Verfassern zu fragen. Und eine ähnliche Bewandtniß wird es wohl mit vielen andern Volksliedern haben. Aber natürlich würde weder der treffliche Schullehrer von Bayrisch-Zell, noch Franz von Kobell im Stande gewesen sein, Lieder zu dichten, welche im Munde des Volkes leben, wenn nicht Beide selbst lange unter dem Volke gelebt hätten, das Volk liebten, in

vollkommen heimisch wären und durch eine besondere Gabe befähigt, den poetischen Ausdruck dafür zu finden. Schon Herder sagt: »Zum Volkssänger gehört nicht, daß er aus dem Pöbel sein muß, oder für den Pöbel singt; so wenig es die edelste Dichtkunst beschimpft, daß sie im Munde des Volkes tönt. Volk heißt nicht der Pöbel auf den Gassen; der singt und dichtet niemals, sondern schreit und verstümmelt.«

Nun kommt es gewiß auch nicht selten vor, daß ein Volkslied wirklich von einem poetisch angelegten, aber ungeschulten Sohne des Volkes herrührt und von Mund zu Mund fortklingend, im Laufe der Zeit allerlei Umwandlungen, Zusätze oder Auslassungen, je nach dem Bedürfnisse des Singenden, erfährt.

Es giebt altüberlieferte Weisen, denen sich die neuen Lieder anbequemen mußten, um den Beifall des Volkes zu gewinnen; so entstand fürs eine gewisse Gleichmäßigkeit in Form und Ton, wodurch das Volkslied nach dem Charakter der verschiedenen Stämme ein ganz eigenthümliches Gepräge erhielt in leicht erkennbaren Gegensatz zu den in Gehalt und Form mannigfaltigeren Erzeugnissen der lyrischen Kunstpoesie.

Seit man angefangen hat, die Volkslieder bei verschiedenen Völkern zu sammeln und zu veröffentlichen, haben solche Sammlungen einen höchst wohlthätigen, erfrischenden Einfluß auch auf die Erzeugnisse der Kunstpoesie geübt, aber nur wirklichen Dichtern gelingt es, zum Segen der Kunst, aus diesem lautern Quell zu schöpfen und seine Tropfen in Diamanten zu verwandeln. In Frankreich, England und Deutschland hat das Volkslied nicht wenig dazu beigetragen, den auf der einen Seite durch Rohheit, auf der andern durch Ueberfeinerung verderbten Geschmack zu reinigen und die schwülstigen, geistigen Reimkünsteleien durch den einfachen Ausdruck natürlicher Gefühle zu verdrängen.

In Frankreich begann dieser Läuterungsprozeß schon durch Molière, der beim Publikum noch heftige Opposition fand, als er (in seinem Misanthropen) dem verkünstelten Sonett des Oronte das einfache Lied:

Si le Roi m'avait donné
Paris sa grand' ville,
Et qu'il me fallut quitter
L'amour de ma mie!
Je dirais au Roi Henri,
Reprenez votre Paris,
J'aime mieux ma mie, oh gay!
J'aime mieux ma mie —

gegenüberstellte, welches dadurch literargeschichtliche Berühmtheit erlangte und zur Fahne einer neuen Richtung wurde.

In England übte die Herausgabe von Percy's Reliques einen gewaltigen, auch auf Deutschland nachwirkenden Einfluß, während hier die poetische Würdigung des Volksliedes mit Herder und Goethe begann und die Schätze der ganzen Welt in ihren Bereich zu ziehen suchte.

Aus der Vergleichung der verschiedenen Sammlungen, zu welchen Italien seine werthvollsten Beiträge erst in neuester Zeit geliefert hat,*) ergiebt sich, daß der naive, naturwahre Charakter des Volksliedes im Wesentlichen überall derselbe ist, wie mannigfaltig auch die äußeren Unterscheidungsmerkmale des poetischen Ausdrucks der verschiedenen Völker sein mögen. Das Volkslied verhält sich zu den Erzeugnissen der Kunstpoesie, wie der volksthümliche Tanz zum Ballet, wie die Traube zum gekelterten Wein, oder wie die schlichte Feldblume zu den farbenreichen, künstlich gepflegten Blumen des Gartens und Treibhauses. Es gedeiht auch nur da, wo das Volk noch seinen eigenthümlichen Tanz und Gesang bewahrt hat, wie in den bayerschen und österreichischen Bergen, in Italien und

*) Canti popolari inediti Umbri, Liguri, Piceni, Piemontesi, Latini, raccolti e illustrati da Oreste Marcoaldi. Genova. 1856.

in allen ſlaviſchen Ländern. Wenn ein Volk nicht mehr in ſeiner eigenen Weiſe ſingt, hört es auch auf in ſeiner eigenen Weiſe zu dichten, denn ein Lied, das nicht von einer alten heimiſchen Melodie getragen wird, oder nicht zugleich mit einer neuen aus dem Herzen ſpringt, iſt als Volkslied undenkbar.

Die Unterſchiede der poetiſchen Ausdrucksweiſe werden naturgemäß durch die nationalen Eigenthümlichkeiten bedingt. Bei Völkern von vorwiegend männlichem Charakter — wie die Germanen — wird das epiſche, und bei ſolchen von vorwiegend weiblichem Charakter — wie die Italiener und Slaven — wird das lyriſche Element überwiegen.

Wo bei einzelnen ſlaviſchen Stämmen — wie bei den kriegeriſchen Serben und Kleinruſſen, deren Geſänge die Kämpfe und Leiden von Jahrhunderten erzählen — das epiſche Element höhere Bedeutung gewann, nähert es ſich mehr dem in heiterer, behaglicher Ruhe, wie ein tiefer, breiter Strom zwiſchen freundlichen Ufern dahinfließenden Vortrage Homers, als dem rüſtigen, dramatiſch belebten, die keckſten Sprünge und ſchroffſten Uebergänge geſtattenden Tone der engliſchen Balladen.

Auch der Inhalt der ſlaviſchen Heldendichtungen entſpricht mehr der altgriechiſchen Weltanſchauung, als den vom ritterlichen Geiſte des Mittelalters durchwebeten epiſchen Geſängen der romaniſchen und germaniſchen Völker. So iſt es zum Beiſpiel für den größten ſlaviſchen Helden keine Schande, vor einem ſtärkeren Feinde zu fliehen, und ebenſo wird ſein Ruhm durch unnütze Grauſamkeit gegen Schwächere durchaus nicht beeinträchtigt. Hülfreich nimmt er ſich der Schutzloſen und Unterdrückten an, überhäuft aber ſchöne Frauen, die ſich des leiſeſten Verſtoßes gegen die weibliche Sitte ſchuldig gemacht haben, mit den abſcheulichſten Schimpfnamen, oder haut ihnen ohne Weiteres das Haupt vom Rumpfe. Die einzigen Triebfedern ſeiner Kraftäußerung ſind übermüthiger Thaten-

drang, Haß gegen die Feinde und unversöhnliche Rachsucht gegen die Unterdrücker seines Volks; — ritterliches Ehrgefühl und romantische Frauenhuldigung sind ihm unbekannt; die Liebe spielt bei ihm fast immer eine untergeordnete Rolle und reicht allein nicht aus, ihn zu großen Thaten zu begeistern. Wo romantische Elemente, in Folge westlichen Einflusses, den slavischen Heldengesängen sich beigemischt haben, gehören diese sicher erst dem heutigen Jahrhundert an; in den ältern Gesängen kommt nichts der Art vor! Dagegen finden wir häufig noch einen mythologischen Hintergrund und übernatürliche Wesen greifen entscheidend in die Geschicke der Helden ein, welche meist als durchaus sittenstrenge, tugendfeste Männer geschildert werden.

Der Königssohn Marko, der Lieblingsheld der serbischen Sage, dessen unerhörte Kriegsthaten lebhaft an diejenigen der Helden des Firduſi erinnern, ruft die in den Wolken thronende Wila, welche ihm mit Rath und Schutz beisteht, wie Pallas Athenae dem Odysseus, »als seine Bundesschwester« um Hülfe an, als er im Kampfe mit Mussa, einem streitgewaltigen Türken, zu unterliegen fürchtet; aber die Wila entgegnet ihm aus den Wolken, sie könne ihm keine Hülfe gewähren, weil er sich gegen ihr Verbot am Sonntage in einen Kampf eingelassen habe.

Trotzdem erreicht Marko seinen Zweck, denn durch die aus den Wolken tönende Stimme wird Mussa veranlaßt, zum Himmel empor zu blicken, und diesen Augenblick benutzt Marko, ihn mit einem Messer niederzustoßen.

Die Serben sind das einzige Volk der Gegenwart, dessen Sage und Geschichte in einem breiten epischen Gesangesstrome — durch immer neue Zuflüsse anschwellend und sich erfrischend — ununterbrochen durch die Jahrhunderte fortgeklungen ist und noch heute lebendig im Munde des Volkes lebt, so daß hier alle Bedingungen vorhanden wären, ein großes, ächtes Epos

zu bilden, wenn die poetischen Ueberlieferungen ihren künstlerischen Abschluß fänden, zusammenfließend im Geiste eines bedeutenden Dichters, der, zugleich im Volke wurzelnd und doch über dem Volke stehend, das Gold von den Schlacken zu sondern, das Fehlende zu ergänzen und dem Verschiedenartigen einheitliches Gepräge zu geben wüßte.

Der erste Entdecker des serbischen Liederschatzes war der italienische Abbé Fortis, der vor etwa hundert Jahren eine Sammlung ihrer schönen Heldensagen erscheinen ließ, welche Goethe und Herder so zur Bewunderung hinrissen, daß sie Beide Uebersetzungen daraus lieferten.

Eine nähere Bekanntschaft mit der serbischen Volkspoesie wurde in Deutschland zuerst vermittelt durch eine talentvolle, gelehrte Dame, Fräulein von Jakobs, in der Literatur unter dem Namen Talvj bekannt.

Ein patriotischer Serbe, Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, ein Mann von viel Geschmack und Gelehrsamkeit, hatte in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts eine reiche Sammlung der Gesänge seines Vaterlandes in vier Bänden veranstaltet, wobei er mit Vorbedacht und Umsicht nur solche Lieder wählte, die er selbst aus dem Munde serbischer Bauern gehört. Einen großen Theil davon übersetzte die Talvj in's Deutsche, und fand, bei dem entschiedenen Beifall, dessen die schönen Lieder sich zu erfreuen hatten, bald in und außerhalb Deutschland viele fleißige Nachfolger, als deren bedeutendster Siegfried Kapper zu nennen ist.

Die serbische Sprache wird — in ihrer Verbreitung über die türkischen und österreichischen Provinzen von Serbien, Bosnien, die Herzegowina, Montenegro, Dalmatien und Slavonien — von etwa fünf Millionen Menschen gesprochen, und die alten Wohnsitze der Serben an der unteren Donau sind als die eigentliche Wiege der slavischen Geschichte zu betrachten. Hier erhob sich zuerst eine ihrer Mundarten zur Würde der

Sprache, wurde zuerst schriftlich und zum Uebersetzen der heiligen Schrift angewandt. — Schon um die Mitte des neunten Jahrhunderts hatten die Serben eine Uebersetzung der Bibel. Trotzdem ließ sich das Volk, dessen Land zum Hauptsitze slavischer Kultur bestimmt schien, nicht nur von seinen Stammesgenossen bald überflügeln, sondern fiel sogar gänzlich in Finsterniß zurück. Die Ursache dieser Erscheinung ist hauptsächlich in unglücklichen äußeren Umständen zu suchen. Die Lage des Landes auf der großen Wanderstraße der asiatischen Barbarenhorden, welche Europa überschwemmten, hatte schon lange die Kraft jedes Keimes dauernder Einheit gelähmt. Die aus dem Flachlande verscheuchte Bevölkerung, häufig mit gänzlicher Vernichtung von den wilden Fremdlingen bedroht, mußte ihre Zuflucht in den schützenden Bergen suchen, wo sie, unter Drangsalen aller Art, an die Pflege von Kunst und Wissenschaft nicht denken konnte.

Zwar gelang es zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts dem fürstlichen Hause Nemanitsch, geordnete Zustände in Serbien herzustellen und sogar viele umliegende Gebiete zur Huldigung zu bringen. Seine Herrschaft erstreckte sich schon vom Adriatischen Meerbusen bis zu den Bergen Griechenlands und in die Nähe der unteren Donau. Bald jedoch fielen die Türken über das kaum erhobene Reich her und seine Unabhängigkeit wurde zugleich mit seiner politischen Existenz in der furchtbaren Schlacht von Kassowo zu Grabe getragen. Alle Führer wurden erschlagen; der Adel, die hohe Geistlichkeit und was nur irgend von der Blüte des Volkes die entsetzliche Niederlage überlebt hatte, mußte landesflüchtig werden, alle Schätze, Bücher, ja die ganze Macht, und sogar das Andenken an die volksthümliche Ueberlieferung mit sich forttragend.

Nur das Volk blieb zurück, abgeschnitten von seiner Vergangenheit, weil es nicht lesen konnte und nichts von seiner alten Geschichte wußte, und gleichsam schon seiner Zukunft

beraubt, weil die unwiderrufliche Niederlage ihm für immer das politische Leben entriß.

So haben sich alle Erinnerungen der Serben in einem Kampfplatze eingeschlossen; ihre alte nationale Poesie irrt wehmüthig um einen Grabhügel auf den Feldern von Kassowo, d. h. das Amselfeld, umher, wo König Lasar begraben liegt.

In unmittelbarem Zusammenhange mit diesen ältesten Gesängen der Serben sind jene, schon vorhin erwähnten, welche sich auf Marko Kraljewitsch, den serbischen Herkules, beziehen.

Eine andere Gruppe ganz neuer Heldengesänge, deren Held der berühmte Kara-Georg ist, besingt die Begebenheiten des letzten Krieges zwischen Türken und Serben von 1801—1815.

Sie sind ganz im Geiste und Tone jener älteren gedichtet, denen sie auch in poetischem Werthe nicht nachstehen. Doch fast noch mehr als die Geschichte der letzten Türkenkriege ist den Serben die Geschichte der Schlacht auf dem Amselfelde wunderbar frisch und gegenwärtig. Nicht zerstreut durch die Zwiste und Ereignisse der Gegenwart, haben sie jenes Amselfeld immer vor Augen und im Gedächtniß.*) Die herrlichsten ihrer Sagen und Dichtungen beziehen sich darauf, und noch heute geht der Serbe an diesem Platze weinend vorüber, als wenn der Kampf vor einigen Stunden stattgefunden hätte, und er spricht davon, wie von etwas Gegenwärtigem.

Die Sage erzählt: »Sultan Amurat kam auf Kassowo's Feld und schrieb an den König Lasar:

»O Lasar, du König von Serbien! Noch nie hat man gesehen und wird wohl nie sehen, daß ein Land zwei Herren habe und ein Unterthan Zweien Abgaben zahle. Du und ich, wir können Beide zusammen nicht herrschen; sende mir daher die Schlüssel und den Tribut — sende mir die goldenen

* Vergl. Mickiewicz, Vorlesungen über slavische Literatur ꝛc. I.

Schlüssel aller deiner Städte und den Tribut von sieben Jahren. Willst du dies aber nicht thun, nun so komme aufs Feld von Kassowo, mit den Säbeln die Erde zu vertheilen.«

Nachdem Lasar das Schreiben des Sultans gelesen, weinte er bitterlich, er weinte und schwur auf eine unerhörte Weise: demjenigen Serben, der nicht zum Amselfelde komme, möge nichts glücken, weder der Acker möge ihm weißen Weizen geben, noch die Gärten Weintrauben.«

Dann wird der Sendung eines Falken von der allerheiligsten Jungfrau zu Jerusalem erwähnt, der den König fragt, was er vorziehe: das irdische oder das himmlische Reich:

»Kam ein grauer Edelfalk geflogen,
Weither von Jerusalem, dem heil'gen,
Und er trägt ein kleines Schwalbennäglein;
Doch es war kein grauer Edelfalke,
Nur der heilige Elias selber;
Und er trug kein kleines Schwalbennäglein,
Trug ein Schreiben von der Mutter Gottes,
Trug es auf das Amselfeld zum König.
Fällt dem König auf die Knie das Schreiben,
Und das Schreiben spricht zum König also:
Fürst Lasar, du von erlauchtem Stamme,
Sage welches Reich du dir erwählest;
Willst das Himmelreich du lieber haben,
Oder willst das irdische Reich du lieber?
Wenn du dir das irdische Reich erwählest,
Sattle Rosse, zieh die Gurte fester,
Laß die Helden ihre Säbel gürten,
Greife an mit Sturm das Heer der Türken,
Und das ganze Heer wird dir erliegen.
Aber willst das Himmelreich du lieber,
So errichte auf dem Amselfelde
Eine Kirche, nicht auf Marmorgrunde,
Nein, gefertiget aus Zeit und Scharlach,
Daß das Heer zum Abendmahle gehend
Und entsündigt sich zum Tod bereite!
Alle deine Krieger werden fallen,
Du, o Fürst, mit ihnen untergehn!«

Der König entschließt sich, das Himmelreich zu wählen, und bereitet sich zur Schlacht und zum Untergange.

Ich würde die engen Grenzen eines Vortrages überschreiten müssen, wenn ich längere Auszüge aus der serbischen Heldendichtung geben wollte, was auch schon deshalb unnöthig ist, da die trefflichen Uebersetzungen der Talvj und Siegfried Kappers Jedermann leicht zugänglich sind.

Das angeführte Bruchstück sollte nur dienen, Ton und Wesen des Ganzen anzudeuten und, mit Hinweisung auf das Vorhandene, zu weiterm Genusse einzuladen.

Den serbischen Heldenliedern ganz gleich in Ton, Form und Charakter, und an poetischem Werth vollkommen ebenbürtig, sind die epischen Dichtungen der stammverwandten Tschernagorzen (Montenegriner) oder Bewohner der »schwarzen Berge«, deren Land zwischen Ragusa und Bosnien liegt, welches es von den türkischen Provinzen scheidet. Dieses Land besteht fast nur aus einem einzigen, finstern, wildzerklüfteten Felsengebirge, das sich bis an's Meer zu dem schmalen Ufer des österreichischen Albanien erstreckt, und die Geschichte des dort hausenden Völkleins, unter welchem sich urslavisches Wesen bis heute am reinsten erhalten hat, weiß von Nichts zu erzählen, als von blutigen Kämpfen zur Abwehr der Nachbarvölker und besonders der Türken.

Die Schicksale des kriegerischen Stammes der Tschernagorzen haben viel Aehnlichkeit mit denen der Serben, woraus sich die große Aehnlichkeit im poetischen Ausdruck beider leicht erklärt.

Innerlich ebenfalls damit verwandt, aber verschieden in der Form, finden wir die epische Volksdichtung bei den Slaven von Krain, einem Volke, welches seit dem dreizehnten Jahrhundert mit Oesterreich verbunden, an dessen langjährigen und blutigen Türkenkriegen rühmlichen Antheil nahm, häufig unter eigenen Heerführern kämpfend. Diese Kämpfe und die Verherrlichung der krainschen Helden bilden den vornehmsten Inhalt seiner Gesänge, welche, im Gegensatz zu den serbischen,

einen mehr romanzenartigen Charakter haben. Die meiſten gehören dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert an und durch alle weht ein glühender Türkenhaß. Die Helden ſind zuweilen der Sage und Geſchichte der Nachbarvölker entnommen, deren Geſchicke mit denen der Krainer mannigfach zuſammenfielen. So ſpielt z. B. der Serbenheld Marko auch in den krainſchen Liedern eine nicht unerhebliche Rolle; vor Allen aber wird König Mathias (Corvinus Hunnady) gefeiert, deſſen mythiſche und poetiſche Verherrlichung in Ungarn und den öſterreichiſchen Slavenländern faſt derjenigen Friedrich Barbaroſſa's in Deutſchland gleichkommt.

Anaſtaſius Grün hat viele der ſchönſten krainſchen Volkslieder, mit möglichſter Wahrung ihrer urſprünglichen Friſche, ins Deutſche übertragen;*) ich führe hier nur eines an, welches genügen wird, die krainſche Eigenthümlichkeit zu veranſchaulichen und zu zeigen, wodurch ſich dieſelbe von den ſerbiſchen Liedern unterſcheidet.

Drei Brüder.

Das waren edler Helden drei:
Ha, Marko jung und Debelak,
Der Dritte dann war Jankotitſch.

Jung Marko ſo zu ihnen ſprach:
„Nun laßt Euch ſagen, Brüder mein,
Die Glieder bindet mir recht feſt,
In Schellen Arm und Bein mir preßt,
Knüpft Ketten in die Schlingen auch.
Einſchmiedet mich nach Türkenbrauch
Und werft in dunklen Kerker mich;
Dann geht in's tiefe Türkenland
Und bietet dort mich zum Verkauf,
Um eine Saumlaſt gelben Golds,
Um eine weißer Thalerſtück,
Und zwanzig weiße Gulden drein.“

*) Volkslieder aus Krain. Ueberſetzt von Anaſtaſius Grün. Leipzig 1850.

Sie gehn in's tiefe Türkenland,
Sie gaben Marko dort zum Kauf,
Um eine Saumlaſt gelben Golds,
Um eine weiße Thalerſtück',
Und zwanzig weiße Gulden drein.
Drauf alſo fragte Jankoticſch:
„Was ſag' ich, giebſt du, Turkenzar,
Wohl ſiebenhundert Krieger mit?“
„Noch drauf geb' ich dir ſiebenzehn
Und will auch ſelber mit euch gehn!“
Sie brechen auf und wallen fort,
Wohl weit dahin in fernes Land,
Wo Marko's dunkler Kerker ſtand.

So aber ſprach der Türkenzar:
„Laß mich den jungen Marko ſehn,
Doch nimmer frei und ungeſchwächt,
Nach Türkenart geſchmiedet recht.“
Den dunklen Thurm ſie öffnen friſch,
Wo Marko ſitzt an ſeinem Tiſch,
Und mit den Zähnen knirſcht ergrimmt,
Daß Feuer rings im Kerker flimmt.
Und alſo ſprach der Türkenzar:
„Kein junger Marko iſt's, fürwahr,
Das iſt der Höllenteufel gar!“
Jung Marko führen ſie mit ſich,
Sie ziehn in's tiefe Türkenland,
Wohl weit dahin in fernes Land,
Bis an des Fluſſes Kulpa Strand.

So aber ſprach Jung Marko jetzt:
„O Gnade, Gnade, Türkenzar!
Gefang'ne hatt' ich ſelber einſt,
Doch jedem that ich eine Gunſt,
So thu auch du mir, Türkenzar!
Mach frei mir rechten Arm und Fuß,
Daß ich das Haupt mir waſch' im Fluß,
Im Haupte fühl' ich argen Schmerz
Und auch nicht wohl iſt's mir um's Herz.
O gebt mir doch mein Säblein her,
Mein Säblein, das zwei Zentner ſchwer,
Zwei Zentner und drei Pfunde mehr.
Sie reichen ihm ein Becken dar,
Und auch ſein blankes Säblein dar.
Er hieb die Türken und zerhieb
Wohl ſiebenhundert und ſiebzehn.

Schnell zog Jung Marko heim und trat
Zuerst ins Schloß des Jankotisch.
Die Brüder ſitzen an dem Tiſch
Und theilen ſich die Gelder frey.
Jung Marko aber ſagte ſo:
»Was theilt ihr unter euch das Geld?
Das ihr doch nicht verzehren ſollt?«
Zog aus der Scheid' ſein Säblein ſcharf,
Vom Rumpf die Köpf' er Beiden warf.

Die krainſche Sprache (eigentlich ſlaviniſche, auch wendiſche Sprache genannt) und damit die eigenthümliche Liederweiſe herrſcht außerhalb Krains noch in jenen Diſtrikten Iſtriens und des Küſtenlandes, die vordem zu Krain gehörten, ebenſo iſt ſie heimiſch in einzelnen Grenzgebieten Ungarns, einem Theile Kärnthens und in der untern Steiermark. Sie führt uns zunächſt, ſowohl dem Namen, als auch der poetiſchen Verwandtſchaft nach, zu der liederreichen Ukraine hinüber, zu den Kleinruſſen und den Koſaken am Dnjepr und am Schwarzen Meere.

Wir ſind in den endloſen Steppen Rußlands, wo das hohe Reihergras wogt wie die Wellen des Meeres, und zahlloſe Vögelſchwärme und wilde Steppenpferde mit den Wolken um die Wette dahin fliegen. — Von der unteren Donau erſtrecken ſich, einerſeits den Fuß der Karpathen umſäumend, andererſeits am Schwarzen Meere hinter dem Dnjepr und Don bis zum Kaukaſus, dieſe kräuterreichen Steppen, wo einſt die Gottesgeißeln Attila und Timurleng ihre Pferde weideten. Es iſt dieſes die große Ader, welche Europa mit den Flächen Mittelaſiens verbindet. Zugvögel, Heuſchrecken, wandernde Inſekten aller Art, die Peſt und wilde Raubhorden ſehen wir dieſen Erdgürtel durchziehen. Die Völker, welche eine Schranke gegen die Einbrüche ſtellen, oder mit einander kämpfen wollten, begegneten ſich auf dieſem neutralen Boden, auf dieſer weiten, wüſten Wahlſtätte, wo, wie ein polniſcher Dichter ſagt, die Ueberlieferung keinen Stein

findet, auf dem sie ausruhen könnte, ja nicht einmal einen Baum zum Anlehnen.

Ein großer Theil dieses Gebiets trägt den Namen Ukraine, welches sich etwa übersetzen ließe, das Grenzland. Hier war die Wiege der Kosaken, eines Mischvolks von Polen, Russen, Finnen und Tataren. Die Anfänge dieses merkwürdigen Reitervolks bildeten sich in unzugänglichen Schlupfwinkeln hinter den Wasserfällen des Dnjepr, zu der Zeit, da Rußland dem Andrange der mongolischen Tataren erlag. Die Bewohner ganzer, von den Tataren zerstörter Ortschaften, desertirte Soldaten, verarmte Landleute, Räuber, Flüchtlinge aller Art fanden sich hier zusammen und bildeten eine kriegerische Gemeinschaft, die ihre Subsistenzmittel hauptsächlich auf Beutezügen zu Wasser und zu Lande suchen mußte. Sie unternahmen die kühnsten Streifzüge gegen die Tataren und der christliche Glaube wurde Allen zum Unterpfand gemeinsamen Hasses gegen ihre früheren Unterdrücker. Allen wurde der Name Kosak beigelegt, ein Wort, welches noch heute einen unabhängigen Krieger bezeichnet. Der Trieb, sich zu rächen und ihre Unabhängigkeit zu befestigen, war das natürliche Resultat einer so mühevoll errungenen Sicherheit. Der Reiz der Freiheit, die reiche Beute, die wachsende Macht und endlich der eigene Herd ließen die armen Flüchtlinge das neue Leben liebgewinnen und reizten Andere, sich ihnen anzuschließen.

Aus solchen Anfängen erwuchs im Laufe der Jahrhunderte ein mächtiger, republikanischer Kriegerstaat, der das russische Reich selbst zu wiederholten Malen in seinen Grundvesten erschütterte, bis es Peter dem Großen und Katharina II. gelang, die selbständige Macht der Kosaken zu brechen und ihre Reiterhorden dem russischen Heere einzuverleiben.

Die Kosaken reden die kleinrussische oder ruthenische Sprache, eine Mittelsprache zwischen der polnischen und russischen, mit vielen tatarischen Wörtern gespickt.

Die Flächen der Ukraine nennt Mickiewicz den Sitz der lyriſchen Poeſie der Slaven. Von hier aus haben Lieder unbekannter Volksdichter häufig das ganze Slaventum durchzogen. Der Koſak, neben ſeiner Erd- oder Rohrhütte ſitzend, lauſcht in nachdenkendem Schweigen ſeinem unfern graſenden Pferde; er läßt ſeinen Blick in der grünen Steppe umherſchweifen und ſinnt träumeriſch nach über die Kämpfe, die hier einſt ſtattfanden, über die Siege und Niederlagen, die hier noch vorkommen werden. Das Lied, das ſeiner Bruſt entquillt, wird zum Ausdruck des Nationalgefühls; allenthalben mit Begeiſterung aufgenommen, geht es von Geſchlecht zu Geſchlecht. Die Donau, der ſagengeheiligte Strom, ſpielt faſt immer eine Rolle in den Koſakenliedern.

Wir haben es hier zunächſt mit ihren epiſchen Geſängen zu thun, an welchen als beſonders charakteriſtiſch gleich hervorzuheben iſt, daß ſie — im Gegenſatz zu der Heldendichtung aller anderen ſlaviſchen Stämme — niemals einen kecken, heitern Ton anſchlagen, niemals Siegesfreude ausdrücken, ſondern immer nur die Trauer über eine verlorene Schlacht oder den Tod eines erſchlagenen Helden.

Hier iſt es nöthig, verſchiedene Beiſpiele anzuführen, um die eigentliche Mannigfaltigkeit der Gattung zu veranſchaulichen, die man mit »Duma« bezeichnet und für welche die deutſche Sprache keinen entſprechenden Ausdruck bietet.

Eine Duma iſt entweder eine längere, wehmüthige, poetiſche Betrachtung an und für ſich, oder eine ſolche verbunden mit der Erzählung irgend eines traurigen Ereigniſſes.

Es webt durch dieſe Geſänge ein tiefes, inniges Naturgefühl, eine glühende Liebe zur Heimat und zu den Angehörigen, wobei beſonders das Verhältniß zwiſchen Mutter und Sohn, ſo wie zwiſchen Bruder und Schweſter oft rührend hervortritt, und in vielen offenbart ſich eine ächte, wahrhaft ergreifende Religioſität.

Belege dafür mögen die drei folgenden Dumen bieten:

Der Tod Moroſenko's.

O Koſak Moroſenko! Du Stern in der Schlacht!
Sieh, ob deinem Tod die ganze Ukraine klagt!

Klagt die ganze Ukraine, die Koſaken all',
Auf dem Markt ſchluchzt die Mutter ob des Sohnes Fall.

Laß, Mutter Moroſenko's, keine Thräne mehr ſinken,
Komm' mit uns Koſaken, Meth und Wein zu trinken!

Wie kann ich trinken, mich freuen zu dieſer Friſt,
Wenn Moroſenko von den Türken erſchlagen iſt?

Sieh, hinterm Berg, hinterm Berg her den Heereszug nah'n,
Sprengt auf ſchwarzem Streifroß Moroſenko heran;

Hat bis zur flatternden Mähne den Kopf gebeugt,
Spricht: Wehe! Dort ſich des Feindes Land zeigt!

Spring' an, über'n Strom weg, mein ſchwarzes Roß,
Entgegen dem wilden Tatarentroß!

Und er ſetzt über'n Strom weg — heiß war die Schlacht,
Und Moroſenko wird zum Gefangenen gemacht. —

Und ſie ſetzten ihn auf einen Eichenblock,
Und nahmen ihm ſeine Stiefel, ſeinen rothen Rock.

Und aus der blutigen Bruſt, unter wildem Schmerz,
Riſſen ſie ſein Herz, ſein ſo tapferes Herz.

Und man hat ihm ein tiefes Grab geſchichtet,
Und über dem Grab einen Hügel errichtet.

Moroſenko! Du mit dem ſtolzen Sinn,
Schau jetzt auf dein Land, die Ukraine, hin!

Wenn daß? Ich liebe mein Land nicht mehr,
Nur mein Roß noch lieb' ich; das führt mir her!

Führt mein Roß her, ſattelt mein ſchwarzes Roß,
Und bindet darauf des Koſaken Geſchoß;

Und laßt es den Weg zur Ukraine finden,
Den Koſaken dort meinen Tod zu verkünden! —

Der Tod Iwan Swiergowsky's.

Als unser tapfere Pan,
Der Kosakenhetman
Iwan Swiergowsky, in der Schlacht
Von den Türken zum Gefangenen gemacht,
Sie ihm den Kopf vom Rumpfe hieben,
Spießten ihn auf, ihren Sieg damit trieben,

Und siehe, da zieht gewitterschwer
Von fern eine große Wolke her:
Kommen Schwärme schwarzer Raben geflogen,
Haben wie dichte Nebel die Ukraine überzogen —

Liegt's auf dem Volk der Ukraine trub:
Es beweint seinen Herrn, der im Zelte blieb.

Huben die stürmischen Winde zu sausen an:
Wo ist unser Hetman, der tapfere Pan?

Flogen kreischende Schwärme von Geiern herzu:
Wo truget ihr unsern Hetman zur Ruh'?

Schrie'n die Adler aus den Lüften herab:
Wo ist Swiergowsky's, des Hetmans, Grab?

Kommt ein Schwarm von Lerchen gezwitschert und fragt:
Wo habt ihr ihm Lebewohl gesagt?

Der Kosaken Einer zur Antwort gab:
»Zuneben seinem tiefen Grab,
Unfern der Stadt, Kilia genannt,
An der Grenze vom Türkenland.«

Der Sturm auf dem Schwarzen Meere.

Auf dem Schwarzen Meere, auf weißem Stein,
Sitzt ein heller Falk, klagend und jammernd laut,
Und aufs Schwarze Meer forschenden Blickes schaut.
Er sieht, wie am Himmel die Sterne verblauben,
Wie die Wolken die Hälfte des Mondlichts umrieben,
Und seltsame Ahnung sein Herz durchgraut.
Siehe, da naht es schwarz, heben die Stürme zu sausen an.

Heben die Wellen des Meeres zu rollen, zu brauſen an,
Und wie die Meerkinder ſpringen und die Windsbraut heult
Wird die Flotte der Koſaken in drei Theile getheilt.
Der eine bricht fern bei Agara an's Land,
Der andere zerſchellt an der Donau Strand,
Doch der dritte — was ſoll mit dem dritten geſchehn?
Wird er ſinken, im Schwarzen Meer untergehn?
In dem dritten fährt Grigko Sborowsko Pan,
Der Koſaken von Saporoſch Attaman.
Er geht auf dem Verdecke in düſterer Ruh
Und ſpricht dieſe Worte den Schiffern zu:

»Unter uns, Kameraden, iſt ein Verbrechen geſchehn,
Daß die Wellen ſo toben und die Stürme ſo wehn —
Fangt Gott, dem gnädigen, eure Sünden zu beichten an,
Dem Schwarzen Meer und mir — eurem Attaman,
Rabt euch alleſammt, ſagt eure Sünden her:
Und der Schuldige ſoll ſterben im Schwarzen Meer!
Die Flotte der Koſaken ſoll nicht untergehn,
Weil von Einem unter euch ein Verbrechen geſchehn!«

Und voll Schweigen ſtand der Koſaken Schaar,
Denn es wußte Keiner, wer ſchuldig war.

Da Alexis, Sohn des Prieſters von Dirlatin,
Nimmt das Wort und tritt vor die Krieger hin:
»Nehmt und opfert mich, Brüder, zu eurer Ruh,
Bindet mir rothem Tuche die Augen mir zu,
Hangt an den Hals mir einen weißen Stein
Und werft mich in's Schwarze Meer hinein!
Laßt mich, Brüder, allein in den Wellen ſterben,
So wird nicht die Flotte der Koſaken verderben!«

Die Koſaken hörten ihm ſtaunend zu
Und ſprachen: — »Alexis, wir ſind ſchlechter als du!
Du kannſt die heiligen Bücher leſen,
Durch dein Beiſpiel hältſt du uns ab vom Böſen,
Durch deine Lehre lernen wir Gutes thun:
Wie kann auf dir ſo ſchwere Sünde ruhn!«

»Wohl ſeid ihr mir nicht an Wiſſen gleich,
Ich leſe die Schrift und erkläre ſie euch,
Lehr' euch Böſes meiden und Gutes thun
Und doch auf mir ſchwere Sünden ruhn!
Ich bin aus Dirlatin, meiner Heimat, geritten,
Ohne Vater und Mutter um ihren Segen zu bitten,
Meinem Bruder hab' ich ſcheidend im Zorn geboht,

Meinen Nachbarn nahm ich ihr letztes Stück Brot;
Stets ritt ich einher, trieb mit dem Fuß auf der Straße
Die Brut der Weiber, die Sturm der Kinder zum Spotte
Ich pflegte die Kirchen vorbei zu jagen,
Ohne die Mütze zu ziehn, ohne das Kreuz zu schlagen;
Nur meine Sünden, Brüder, muß ich jetzt untergehn!
Seht, wie es wogt und braust auf dem Schwarzen Meer,
Das kommt von Mutter und Vaters Gräbern her,
O muß ich im Sturm nicht untergehn,
Wollte Gott meine heißen Gebete erhören:
Wie wollt ich hinfort meine Eltern ehren!
Nie würde ich wieder meinen Bruder betrüben,
Meine Schwester wie eine Mutter lieben!«

Als noch Alexis, Sohn des Priesters, seine Beichte sprach,
Hört der Sturm auf dem Schwarzen Meere nach;
Die Flotte ward gerettet durch des Knaben Hand
Und kam glücklich bei der Insel von Tenedos ans Land.

Alsdann die Kosaken standen und staunten sehr,
Daß die Flotte nicht versunken im Schwarzen Meer
Und kein Einziger ertrunken vom ganzen Heer.

Und Alexis, Sohn des Priesters, aus dem Schiffe ging,
Nahm die heilige Schrift, an zu lesen fing,
Erklärt sie den Kosaken, die ihn aufmerksam hören,
Und spricht zu ihnen, giebt ihnen weise Lehren:
»Treu sollen wir, Brüder, unsern Nächsten lieben,
Nie durch böse That Vater und Mutter betrüben,
Den Menschen, die gerecht vor dem Herren stehn,
Wird es wohl auf Erden und im Himmel gehn!
Des Mörders Schwert bringt ihnen nicht den Tod,
Der Eltern Gebet führt sie durch Sturm und Noth,
Macht vom Verderben ihre Seele rein,
Wird ihr Schutz zu Meer und zu Lande sein!«

Die Polen beſitzen keine nennenswerthen Denkmäler epiſcher Volksdichtung, und die Ruſſen nur ein einziges: das viel genannte Lied von Igors Heerfahrt gegen die Polowzer, ein uns in ſo verſtümmelter Geſtalt überkommenes Gedicht, daß es bis jetzt noch keinem Slaviſten gelungen iſt und auch wohl für die Zukunft nicht gelingen wird, die Form auf irgend ein bekanntes rhythmiſches oder metriſches Geſetz zurückzuführen. Wie es vorliegt, erſcheint es als eine Erzählung in poetiſcher

Prosa, durch einige wahre Naturlaute und schwungvolle Sätze anregend, im Ganzen aber zwischen Numerus und gebundener Rede trostlos hin und her irrend und deshalb auf die Dauer ermüdend.

Denn eben so regellos wie die Form, ist auch der Inhalt, der nichts weniger als eine ruhige, in schönem Ebenmaß durchgeführte Erzählung bietet, vielmehr rastlos und innerlich unvermittelt von einem Gegenstande zum andern überspringt, weder in den einzelnen Theilen, noch in dem Ganzen volle Befriedigung gewährend. Damit sollen die mannigfachen, poetischen Schönheiten des Igorliedes, wozu besonders seine wunderbaren, ganz eigenthümlichen Naturschilderungen gehören, nicht geleugnet werden, und immerhin bleibt es, wenn es wirklich, wie behauptet wird, aus dem zwölften Jahrhundert stammt (was mir, nebenbei gesagt, nicht recht einleuchten will, trotz der hineinspielenden, altslavischen Götterwelt), ein höchst interessantes Denkmal russischer Poesie. Ich führe deshalb ein paar charakteristische Proben daraus an:

»Igor, der Fürst, trat in den goldenen Bügel und ritt durch das weite Feld hin. Die bange Nacht weckt das Schreien der Vögel, das Heulen des Wildes. Die Polowzer rannten auf ungebahnten Wegen zum großen Don; es knarrten die Wagen um Mitternacht. Igor führt seine Schaar zum Don, denn schon weiden sich an seiner Noth die Vögel..... Eingeschlummert ist der Sang der Nachtigallen, aufgewacht ist das Gekrächze der Dohlen. Russinen schlossen die weiten Flächen mit ihren rothen Schilden, Ehre sich und den Fürsten Ruhm zu gewinnen.

»Vom Frühlicht bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen flogen gestählte Pfeile, klirrten Helme unter Säbelhieben, schwankten todtbringende Lanzen auf polowzischer Erde. Unter dem Hufschlag der Rosse erdröhnte die schwarze Erde, die mit weißen Knochen besäete, mit Blut getränkte..... Verderben erwuchs aus der blutigen Saat.....

»Was ſauſt, was brauſt ſchon ſo früh vor dem Morgenroth? Igor wendet die Schaaren, denn es dauert ihn ſein lieber Bruder Wßewolod. Sie ſchlugen ſich einen Tag, ſie ſchlugen ſich den zweiten. Am dritten Tage, da es Mittag wurde, ſenkten ſich die Banner Igors. Es trennten ſich die beiden Brüder am Ufer der ſchnellen Kajala.....

»Da begann es zu mangeln am blutigen Weine und zu Ende ging das Gelag der tapfern Ruſſinen. Sie tränkten ihre Gäſte mit Blut und ſie ſelber ſanken nieder für ihr Ruſſinenland. Es beugte ſich klagend das Gras und die Bäume ſenkten trauernd ihre Häupter zur Erde.« .....

Schon dieſe kurze Stelle wird genügen, um die charakteriſtiſche Verſchiedenheit des Igorliedes von den vorhin erwähnten Dichtungen zu zeigen. Wir fühlen uns hier plötzlich in eine fremde Welt verſetzt, wo es wirr um uns her ſchallt und ſummt, wie Rauſchen des Steppengraſes, wie der Wiederhall von Vogelſtimmen und das Schwirren von Inſektenſchwärmen.

Zur Vervollſtändigung unſrer raſchen Ueberſicht epiſcher Volkspoeſie bei den Slaven, müſſen wir noch einen Blick nach Böhmen werfen, wo man im Jahre 1818 eine Sammlung angeblich alter Gedichte entdeckte, welche unter dem Titel »die Königinhofer Handſchrift« zu wiederholten Malen herausgegeben und in faſt alle europäiſche Sprachen überſetzt wurde.

In dieſer Sammlung befinden ſich zwei epiſche Fragmente, von welchen das eine: »Libuſcha's Gericht« aus dem neunten, und das andere: »Sabej — Slavoj — Ljubek« aus dem zehnten Jahrhundert ſtammen ſoll, ſo daß wir darin die älteſten poetiſchen Denkmäler ſlaviſcher Zunge vor uns hätten, wenn die Aechtheit der Lieder außer Zweifel ſtünde.

Libuſcha's Gericht beſchreibt einen Erbſchaftszwiſt zwiſchen zwei Brüdern, welcher vor dem verſammelten Volke durch die

sagenberühmte Fürstin Libuscha geschichtet wird. In der Form zeigt es nahe Verwandtschaft mit den serbischen Heldenliedern, wie folgende Stelle, die ich der zweiten Hälfte des Gedichts entlehne, darthun wird:

»Stellt sich Jeder auf nach seinem Alter,
Tritt herein im weißen Kleid die Fürstin,
Tritt zum Ahnenthron im hohen Rathe.
Bei ihr stehn zwei weiße Seherjungfrau'n,
Wohlgelehrt in richterlicher Weisheit.
Hält die Eine die Gesetzestafeln
Und die And're der Vergeltung Richtschwert.
Vor den Beiden rechtverkündend Feuer,
Unter ihnen heiligsühnend Wasser.
Spricht vom goldnen Ahnenthron die Fürstin:
Meine Kmeten, Lechen und Wladyken!
Recht verkünden sollt Ihr zwein Brüdern,
Die zusammen hadern um ihr Erbgut,
Um ihr eignes, väterliches Erbgut!
Nach den Satzungen der ewigen Götter,
Walten Beide dieses Guts gemeinsam,
Oder theilen sich zu gleichen Theilen.
Meine Kmeten, Lechen und Wladyken!
Gebet Kraft dem Recht, das ich verkünde,
Wenn mein Spruch gefällt nach Eurem Sinne.
Doch, dafern er nicht nach Eurem Sinn ist,
Sollt Ihr anders über sie entscheiden,
Die entzweiten Brüder zu versöhnen.«

Das andere Gedicht ist weniger regelmäßig gebaut und fällt gegen den Schluß hin innerlich und äußerlich etwas aus dem epischen Tone. Es besingt den Kampf der Tschechen mit irgend einem deutschen Fürsten, der, wie es scheint, das Christenthum bei ihnen einführen wollte. Der tapfere Tschechenführer Saboj ruft seine von den Christen besiegten Landsleute zur Rache auf. Nachdem er die bewaffneten Männer in den böhmischen Wäldern versammelt hat, redet er sie mit einem Liede an, das ihnen die Schande der Unterdrückung vor Augen hält; er sagt: daß die Christen fremde Götter eingeführt, die Vögel aus den heiligen Hainen verscheucht, die Bäume aus-

gerettet haben, und sucht sie besonders dadurch zu entflammen, daß er ihnen klar macht, das Christenthum erlaube jedem Manne nur eine Frau zu besitzen. Hier rafft sich Saboj mit funkelnden Augen auf und ruft: Singe, du besitzest die Gabe, der Menschen Herzen zu rühren! Er erinnert die Genossen an die Abenteuer der Jugend, malt ihnen das Bild des Triumphes über die Feinde aus. Alle umringen ihn und reichen ihm die Hand zum Bunde. Darauf stürmen sie gegen das feindliche Lager; der Christenführer, hier Ljudek genannt, erscheint mit seinem Heere; vor Wuth schäumend, fordert er Saboj zum Zweikampfe auf und wird von diesem erschlagen. Der entmuthigte Feind will sich durch die Flucht retten, wird aber durch einen Fluß aufgehalten, wo ihn der Untergang ereilt. Das Gedicht schließt:

Winde brausen durch das Land,
Heere brausen durch das Land,
Durch die Lande, rechts und links hin,
Zieh'n in breiten Reih'n die Heere,
Fort mit Freudenjauchzen.

Bruder, sieh' die Berge dämmern!
Ha, die Götter haben
Dort uns Sieg verlieh'n!
Schaaren schwärmen dort von Seelen
Hin und her, von Baum zu Baum,
Bange zagt vor ihnen,
Wild und scheu Geflügel;
Nur die Eulen scheuen nimmer.
Fort zum Berg, begrabt die Leichen,
Bringt den Göttern Opferschmaus,
Bringt den Göttern, unsern Rettern,
Reicher Fülle Opfer dar,
Stimmet an ihr Lieblingslied,
Weiht die Wehr erschlag'ner Feinde ihnen.

Zeigen sich in den epischen Gesängen der zahlreichen Slavenstämme leicht erkennbare, innere und äußere Unterschiede, so finden wir dagegen in der lyrischen Volksdichtung

überall eine merkwürdige Aehnlichkeit, ungeachtet des höchst mannigfaltigen Reichthums der slavischen Lieder.

Diese Lieder sind die eigentliche Offenbarung des slavischen Volkscharakters, wie er, trotz der Trennung der Stämme und trotz der verschiedenen Schicksale, die sie unter fremdem Joche erfahren, überall in wunderbarer Reinheit sich erhalten hat.

Ich habe schon vorhin bemerkt, daß dieser Charakter ein vorwiegend weiblicher, zartbesaiteter, leicht erregbarer und empfänglicher ist. Der Beweis dafür ist in allen slavischen Liedern zu finden, selbst bei solchen Stämmen, welche, wie die Serben und Kosaken, seit Jahrhunderten ein kriegerisches Leben geführt haben. Sie wurden Krieger, nicht aus Lust und Neigung zum Waffenhandwerke, sondern weil die Verhältnisse sie dazu drängten, denn von Haus aus ist der Slave äußerst friedfertiger, anschmiegender und harmloser Natur, und von jener herben, trotzigen Männlichkeit, jener übermüthigen Rauflust und Streitsucht, welche noch heute durch alles germanische Blut geht, ist bei den Slaven keine Spur zu finden.

Ein deutsches Tanz- und Trinkgelage unter dem Volke endigt gewöhnlich damit, daß sich die jungen Bursche, wenn ihnen das Bier oder der Wein zu Kopfe steigt, einander die Köpfe blutig schlagen, während die Russen bei ähnlichen Gelegenheiten einander umhalsen, küssen und mit den süßesten Schmeichelworten überhäufen. Schon dieses bei allen Slaven (auch wenn sie nüchtern sind) landesübliche Küssen und Kosen der Männer untereinander, zeugt von dem weiblichen Zuge ihrer Natur. Auch die ihnen sonst eigenthümlichen Eigenschaften, wie ihre unendliche Zärtlichkeit gegen Kinder, ihre List, Schlauheit und Geschmeidigkeit entspringen aus dieser Quelle.

Es kommt gar nicht selten vor, daß man einen alten, graubärtigen Kosaken weinen sieht und jammern hört bei dem

Gedanken, daß er allein stehe in der Welt, ohne Vater und Mutter. Wo ließe sich in England oder Deutschland ein Seitenstück zu solcher Erscheinung finden?

Diese weiche Charakteranlage der Slaven, die sich am reinsten bei den Russen erhalten hat, erklärt auch ihr tiefes, religiöses Gefühl, so wie ihre demüthige Unterwürfigkeit unter die Macht des Zaren und der Kirche. Kein Volk germanischen Bluts würde jahrhundertlange Knechtschaft so geduldig ertragen haben, wie die Russen.

Man muß diese nationalen Eigenthümlichkeiten wohl ins Auge fassen, um die slavischen Volkslieder, diese Geistesblüthen des Volks, von deren Duft und Schmelz ja durch die Uebersetzung ohnehin viel verloren gehen muß, richtig zu würdigen und zu verstehen.

Unter allen slavischen Stämmen sind die Polen, welche in der Kunstpoesie den ersten Rang einnehmen, in der Volksdichtung am ärmsten. Das Volk ist vielleicht eben so gesanglustig, wie seine Nachbarstämme, aber die Vornehmen und Gelehrten haben es früher nie der Mühe werth gehalten, sich um die Volkslieder zu bekümmern. Erst in neuerer Zeit hat sich dies zum Bessern geändert und hat man angefangen, Sammlungen polnischer Volkslieder zu veröffentlichen. Ich lasse eines der bessern hier folgen:

Schönes Mädchen, liebes Mädchen,
Warum willst du mich nicht lieben?
Ist mein Pferd mit Gold beschlagen
Und geziert mit großen Perlen,
Und ein Herz hab' ich im Busen,
Mehr als Gold und Perlen werth.
Und das Mädchen weint und spricht:
Ach, ich möchte dich wohl lieben,
Doch du ziehest in die Schlacht,
Und die gold'nen Hufe wird
Deinem Pferd' der Turke nehmen,
Und die Perlen, deine Perlen,
Wird er seinem Mädchen bringen.

Und dich ſelber mit dem Pfeil
Wird er tödten im Gefechte;
Deinen wunden Kopf dann wird er
Hinter ſeinem Pferde ſchleifen,
Und dein ſchönes Herz wird er
Hin zum Fraß den Raben werfen!

Dieſem mögen ſich einige altböhmiſche Lieder aus der Königinhofer Handſchrift anſchließen, um zu zeigen, daß der wehmüthige Ton, der noch heute alle ſlaviſche Volksdichtungen durchklingt, ſchon ein charakteriſtiſches Merkmal ihrer älteſten Erzeugniſſe war.

Die Verlaſſene.

Ach, ihr Wälder, dunklen Wälder,
Miletiner Wälder!
Warum grünt ihr, wie im Sommer,
Luſtig fort im Winter?

Gerne wollt' ich ja nicht weinen,
Nicht mein Herz betrüben,
Aber ſagt, ihr guten Leute,
Wer mich Arme tröſtet?

Ach, wo iſt mein liebſter Vater?
Längſt im Grabe liegt er!
Wo iſt meine gute Mutter?
Ueber ihr wächſt Gras ſchon!
Bruder hab' ich nicht, noch Schweſter,
Fort iſt mein Herzliebſter!

Die Roſe.

Ach, du Roſe, rothe Roſe!
Warum biſt ſo früh erblüht?
Kaum erblühend ſchon erfroren?
Ging dein Duft und Glanz verloren
Und verwelkend ſankſt du hin!

Saß am Abend, lange ſaß ich
In Erwartung und in Sorgen,
Bis zum Hahnenruf am Morgen;
Schon verglommen war das Feuer
Und ermüdet ſchlief ich ein.

Da im Traum' ſah ich: mir glitt
Von der Hand mein Ringlein nieder,
Und ein koſtbar edler Stein
Fiele aus des Ringleins Mitte.
Ring und Stein fand ich nicht wieder,
Ach, ich blieb im Gram allein —
Der Geliebte kam nicht!

Der Kukuk.

Steht im Blachfeld eine Eiche,
Im Geweig' ein Kukuk ſitzt,
Und er jammert und beklagt ſich,
Daß nicht immer Frühling ſei.

Reifte wohl das Korn im Felde,
Blieb' es Frühling allezeit?
Wurden Aepfel reif im Garten,
Blieb' es Sommer allezeit?

Könnten Aehren auf dem Boden
Frieren, blieb' es immer Herbſt?
Wurde nicht das Mägklein trauern,
Blieb' es einſam allezeit?

Ueberraſchende Parallelen zu dieſen Liedern ließen ſich in Menge aus allen ſlaviſchen Dialekten anführen. Ein Ring, der vom Finger gleitet, oder gar zerſpringt, ſpielt als unglückliches Wahrzeichen beſonders bei den Ruſſen eine große Rolle und der Kukuk hat überall im Waldkonzert des ſlaviſchen Volksgeſanges eine Hauptſtimme. Ein Seitenſtück zum Ringe (in anderer Faſſung) bietet folgendes ruſſiſche Lied:

Nachtigall, o Nachtigall!
Sangeshelle Nachtigall!
Sag', wohin, wohin dich ſchwingſt,
Wo die game Nacht du ſingſt?
Welche Arme mag gleich mir,
Troſtbedürftig lauſchen dir,
Die zur Nacht das Aug' nicht ſchließt,
Weil's von Thränen überfließt!

Flieg', durchfliege, Nachtigall,
Rings die weiten Lande all —

Fliege über's blaue Meer,
Lug' auf fremden Strand umher,
Sieh' in Stadt und Lande zu,
Nirgend, nirgend findest du
Eine Maid in Dorf und Stadt,
Die wie ich zu leiden hat.

Auf der Bruſt mir armem Ding
Eine Schnur von Perlen hing;
Ach, ich trug auch, armes Ding,
Auf dem Finger einen Ring.
Und im Herzen treu und mild
Trug ich meines Liebſten Bild!
Doch im Herbſt verloren ganz
Meine Perlen ihren Glanz.
Und in Winternacht mein Ring,
Auf der Hand in Stücke ging —
Jetzt im Frühling wein' ich ſehr!
Habe keinen Liebſten mehr!

Und als Seitenſtück zu dem böhmiſchen Kukuksliede möge folgendes kleinruſſiſche hier ſeinen Platz finden:

Kam aus der Ferne ein Kukuk geflogen,
Flog durch Feld und Hain;
War aus ſeinem Fittig eine Feder gefallen
In die Donau hinein.

O, gleich der bunten, verlorenen Feder,
Die der Strom fortreißt, —
Schwindet mein Leben im fremden Lande
Einſam, verwaiſt.

Floß mein Leben hin, wie auf der Welle
Ein einſam Blatt, ...
Fort! was wahr' ich den Goldring, den Er mir
Gegeben hat!

Von rührender Innigkeit iſt ein kleines, von der Talvj mitgetheiltes galiziſches Lied:

Todte Liebe.

Weiß biſt du, mein Mägd'lein,
Kannſt nicht weißer mehr ſein!
Warm lieb' ich dich, Mägd'lein,
Kann nicht wärmer mehr ſein.

Als sie todt war, mein Mägdlein,
War viel weißer sie noch:
Und ich liebt' sie, ich Armer,
Viel wärmer dann noch.

Dann das Lied eines Kosakenmädchens aus Kleinrußland:

Eine Hopfenranke im Garten allein
Schlängelt zur Erde sich, —
Unter den Menschen ein Mägdelein
Weinete bitterlich.

O grüner, blühender Hopfen, warum
Rankst nicht nach oben zu?
O liebes, junges Mädchen, warum
Fluchst deinem Schicksal du?

Kann die Hopfenranke nach oben ziehn,
Wenn keine Stütze sie hält?
Kann des Mädchens Auge vor Freude glühn,
Wenn ihr Kosak ihr fehlt?

Und als Gegenstück dazu, das naive Klagelied eines alten, weinenden Kosaken:

Fliegt ein Adler über's Meer hin,
Himmelauf zu fliegen scheint er,
Grämt sich der Kosak, der alte,
Seine Jugendzeit beweint er.

Spricht: O meine jungen Jahre!
Sagt, wo seid ihr hingezogen?
Seid in Wiesen, seid im Felde,
Seid im grünen Wald verflogen?

Ohne Nutzen, ohne Segen,
Schwindet des Kosaken Beute:
Was er gestern schwer errungen,
Leichten Sinns vertrinkt er's heute.

Die Slaven leben in innigster Beziehung zu der sie umgebenden Natur und Thierwelt, und ihre Lieder knüpfen gern an die ersten besten sich daraus darbietenden Erscheinungen an, wie wir schon aus dem Vorhergehenden gesehen haben: »Ach, ihr Wälder« ꝛc., »Ach, du Rose« ꝛc.

Sehr häufig haben ſolche Eingänge eine im Liede poetiſch ausklingende, tiefere, ſymboliſche Bedeutung, wie z. B. der Flug des Adlers den alten Koſaken, der ein verlorenes Leben beweint, an ſeine hochfliegende Jugendzeit erinnert.

Die zärtliche Mutter erſcheint unter dem Bilde einer Schwalbe, die ihrer Jungen wartet; die klagende Schweſter wird verglichen mit dem Kukuk, der nach der ſlaviſchen Sage nichts Anderes iſt, als eine Schweſter, die ihren Bruder verlor.

Das liebende Mädchen wird verglichen mit der »blauen Taube«, der junge Krieger iſt ein »heller Falk«, ein »weißer Schwan« oder ein »grauer Adler«; oft aber auch werden ſolche Bilder zu Anfang eines Liedes antithetiſch gebraucht, um den gefeierten Helden noch mehr hervorzuheben; z. B.:

Das iſt kein grauer Aar, der dort
Vom Thal die Flügel ſchwingt:
Das iſt Morozenko, der ſtarke Held,
Der auf ſein Streitroß ſpringt;

oder:

Das iſt nicht der blaue Kukuk, der durch's dunkle Holz ſich ſchwingt:
Eine Schweſter iſt's, die ob dem fernen Bruder Klage bringt.

In ähnlichem Sinne wird häufig das Bild der Wachtel gebraucht, und aus der Pflanzenwelt ſind es beſonders die Linde, der Hollunder, Ahorn und Wachholder, die im ſlaviſchen Liede eine große Rolle ſpielen. Dem Salbei und der Raute werden zauberiſche Kräfte beigelegt. Die »Schwätzerin Eiche« ſäuſelt dem Koſaken alte Thaten ins Ohr.

Der Glaube an Haus-, Feld- und Waldgeiſter kommt überall bei den Slaven vor; der Glaube an Upiory oder Vampyre, vorzugsweiſe nur bei den Serben.

Zu Anfange dieſes Jahrhunderts erſchien eine Sammlung altruſſiſcher Lieder von Kirſcha Daniloff, in welchen der

»Meerkönigs« in seinem Verkehr mit Sadko, einem Kaufmann aus Nowgorod, genannt »der reiche Gast«, eine große Rolle spielt. Nur um das den Russen eigenthümliche, bisher noch nicht auf ein bestimmtes Gesetz zurückgeführte Versmaß zu veranschaulichen, worin diese und ähnliche Gedichte gesungen sind, gebe ich eine kleine Probe davon:

»Auf dem Meere, auf weitem, auf blauem Meer,
Laufen, hinlaufen dreißig Schiffe schnell,
Dreißig Schiffe, Eines ein Falk: das Schiff
Desselbigen Sadko, des reichen Gasts.«

Plötzlich steht nun dieses Schiff, »der Falk«, still und ist nicht wieder von der Stelle zu bringen. Sadko kann sich das Wunder nicht anders erklären, als durch die Annahme, es müsse einer von den Schiffsleuten eine schwere Schuld auf dem Gewissen haben, und er hält es für seine Pflicht, den Sünder zu ermitteln, um ihn ins Meer hinabzustürzen und dadurch den Zorn der Gottheit zu sühnen.

Zu diesem Zwecke befiehlt er Allen, eiserne Loose zu machen und dieselben ins Meer zu werfen; das Loos des Schuldigen werde untergehen und die der Unschuldigen sich auf dem Wasser erhalten. Der schlaue Sadko, der wohl weiß, daß er selbst der Schuldige ist, aber glaubt, als ein reicher Mann Gott und die Menschen betrügen zu können, wirft statt eines eisernen Looses eine Hopfenblüthe ins Wasser. Allein nun begiebt sich das Wunder, daß alles Eisen obenauf schwimmt und die Hopfenblüthe untergeht.

Darauf läßt der Bestürzte noch einmal Loose machen von leichtem Holz und bestimmt dabei, daß derjenige, dessen Loos das Meer verschlinge, unschuldig sein solle. Er selbst wirft ein zehn Pfund schweres Eisenstück ins Wasser, und wieder begiebt es sich, daß das Eisen obenauf schwimmt, während das Holz untergeht. Nun bleibt dem in seinem eigenen Netze Gefangenen keine Rettung mehr, er muß sich

zum Tode vorbereiten. Doch er betet vorher inbrünstig und — wie das Lied sagt —

Wieslaw, wie von Vater und Mutter, sind
Die Gebete Sadko's, des reichen Gasts.
Und siehe, es ward das Wetter still,
Fortgetragen ward Sadko, der reiche Gast.
Und es trug ihn glücklich zum Ufer hin,
Und am steilen Ufer steigt Sadko aus,
Wandelt weithin unweben dem blauen Meer,
Und alsobald fand er ein großes Haus,
Es war wohl das große Haus baumeshoch,
Und darin auf der Bank liegt der Meereszaar.

Mit dem Meereszaren besteht er dann allerlei wunderliche Abenteuer, wobei das Trinken eine große Rolle spielt. Der Meereszaar reicht dem betrunkenen Sadko eine hellklingende Gußli, die er so geschickt zu handhaben versteht, daß der Meereszar an zu tanzen fängt, wodurch das blaue Meer in Aufruhr geräth, aber sich bald wieder beruhigt und den schelmischen Sadko unbeschädigt nach Hause trägt.

Diese und ähnliche Geschichten sind mit einer fabelhaften Breite und Weitschweifigkeit erzählt und kommen an poetischem Werthe den kleinen lyrischen Gedichten, die im Munde des Volks leben, bei weitem nicht gleich. Solcher kleineren Gedichte giebt es Tausende, woren die meisten wohl aus dem vorigen Jahrhundert stammen und die ältesten schwerlich weiter als bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückreichen. Sie zerfallen in Soldatenlieder, Räuberlieder,*) Brautlieder, Fischerlieder, Frühlingslieder, Mönchs- und Nonnenlieder — kurz, alle möglichen Arten sind darin vertreten, nur von Jägerliedern findet sich kaum eine Spur.

Ein Räuber, der, zum Tode verdammt, sein Unglück beklagt, aber sterbend noch den »rechtgläubigen Zaren«, seinen

*) Ich verweise hier auf meine Gedichte „Alted und Neues“ (Berlin, bei A. Decker, 1850), wo man unter den „Volksweisen“ die besten russischen Volkslieder findet. Als charakteristisch für das russische Volkslied darüber hervorgehoben zu werden, daß es meistens den Reim ganz verschmäht.

ſtrengen Richter, preiſt; ein Reitersmann, der auf weitem Wahlfelde neben einem verlöſchenden Feuer liegt, von einer tödtlichen Heidenkugel getroffen, und ſein treues Roß, das er wie einen Bruder liebt, mit allerlei zärtlichen und traurigen Grüßen und Botſchaften in die ferne Heimat ſendet, während der Glanz ſeiner Augen bricht, wie der des verlöſchenden Feuers.

Ein armer Mönch, der unter dem Duft und Blütenregen des Frühlings, einſam in ſeiner öden Kloſterzelle knieend ein Vaterunſer betet und durch den Geſang der Nachtigall, der aus dem Epheugebüſche ins offene Fenſter hereintönt, geſtört im Beten, wehmüthig der Zeit gedenkt, da er an eines Mägdleins weißem Arme im Frühling wandelte und mit ihr dem Geſange der Nachtigallen lauſchte.

Eine Nonne, welche für ihr Kloſter Almoſen ſammelt und bei jedem Geldſtück, das ſie bekommt, ermahnt wird, für den Geliebten der Spenderin zu beten, wobei ſie dann weinend ihrer eigenen verlorenen Liebe gedenkt.

Ein Sohn, der ſeiner Mutter Vorwürfe macht, daß ſie ihm das Leben gegeben, in welches noch kein Strahl des Glücks hineingeſchienen; eine Mutter, die um ihren im Kriege gefallenen Sohn, eine Schweſter, die um ihren fernen Bruder klagt — ſolchen und ähnlichen Inhalts ſind Hunderte ruſſiſcher Lieder, die nur leiſer Veränderung bedürften, um als ächte Perlen in der Krone eines lyriſchen Dichterkönigs zu glänzen.

Doch fehlt es, obſchon der vorherrſchende Ton ein wehmüthiger iſt, in Rußland wie in andern Slavenländern auch an heitern und ſcherzhaften Liedern nicht.

In einem ſerbiſchen Liede ſtellt ein keckes Mädchen ſeine Schönheit über die der Sonne und dieſe beſtraft des Mädchens Uebermuth dadurch, daß ſie ihm eine böſe Schwiegermutter giebt.

In einem ukrainiſchen Liede prügelt die Frau ihren Mann, und als dieſer ſich beim Richter darüber beklagt, behält die Frau Recht und der Mann muß ſie noch um Ver-

zeihung bitten, daß er ihr Anlaß gegeben habe, ihn zu prügeln, woraus ſich denn die Moral ergiebt:

„Unſre Zeit iſt ſo verdreht,
Daß, um's kurz zu ſagen:
Wem die Prügel aufgedeckt,
Der muß die Schuld auch tragen!“

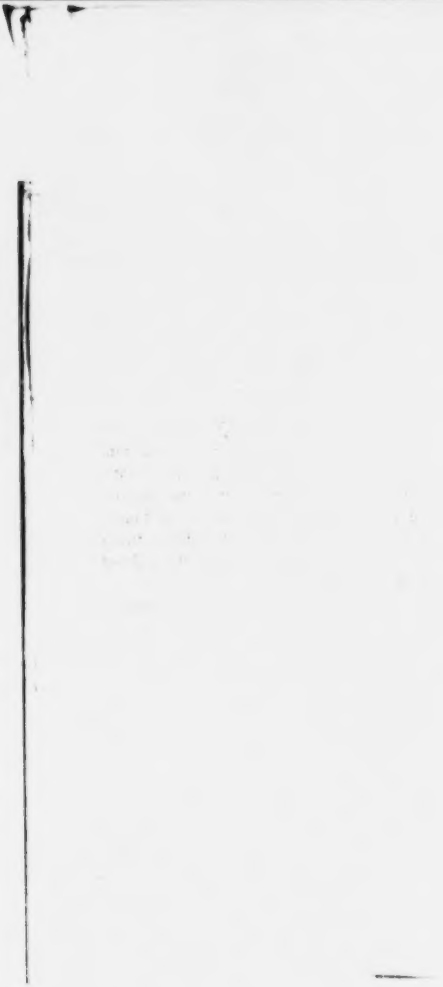
Höchſt ergötzlich ſind auch die beſonders bei den Böhmen und Slovaken häufig vorkommenden Lieder, welche Hochzeiten der Thiere beſingen, wie der Wolf ſich mit der Ziege vermählt, der Ochſe Hochzeitsbitter iſt, der Kater Brautführer, der Junker Haſe mit dem edlen Junker Windhund Händel bekommt u. ſ. w. Kurz, man könnte auch aus den komiſchen Gedichten der Slaven ein ganz artiges Bändchen zuſammenſtellen und der deutſche Leſer würde ſich dabei wundern, wie auch in dieſen Liedern ein die ganze ſlaviſche Volksdichtung kennzeichnender, natürlicher Sinn für Anſtand ſich ausſpricht, der wieder auf das vorwiegende weibliche Element im ſlaviſchen Charakter hinweiſt.

Durch ihre Lieder ſieht man den Völkern ins Herz und lernt das beſſere Theil in ihnen ſchätzen und lieben. Man erkennt, daß ein inneres geiſtiges Band ſie alle gleichmäßig umſchlingt und zu einander hinzieht. Und je mehr ſolche Erkenntniß wächſt und ſich verbreitet, deſto mehr werden ſie einſehen lernen, daß ſie mehr Grund haben, einander zu lieben, als zu haſſen.

Der Kreml in Moskau

als

Träger und Mittelpunkt der ruſſiſchen Geſchichte.



Ein ruſſiſcher Dichter ſagt: »Seit tauſend Jahren beherrſchen uns die Deutſchen, aber ihr Regiment muß ein ſchlechtes ſein, denn bis jetzt haben ſie nichts aus uns zu machen gewußt.«

Die Wahrheit iſt, daß die Ruſſen nicht allein von jeher ſich unfähig gezeigt haben, aus ſich ſelbſt heraus ein dauerndes Staatsweſen zu gründen, ſondern auch unfähig, fremde Staatsformen ſich ſo anzueignen, daß ſie dem Volke in Fleiſch und Blut übergegangen wären.

Als ſie vor tauſend Jahren zum Erſtenmale die Unmöglichkeit einſahen, ſich ſelbſt zu regieren, und doch das Bedürfniß fühlten, regiert zu werden, beriefen ſie Herrſcher aus einem fremden Stamme, deſſen Fußſtapfen in allen andern Ländern Merkmale höherer Kultur und edler Sitte wurden und nur im ruſſiſchen Schnee ſpurlos verſchwanden.

Denn die Ruſſen ſind ein Volk, das ſich wohl der Gewalt, aber nicht dem Geſetze beugt, — ein Volk, das den wechſelnden Launen des rohеſten Wütherichs williger gehorcht, als den feſten Satzungen des geſchriebenen Rechts. Der ächte Ruſſe iſt geradezu unfähig, die Nothwendigkeit von Geſetzen zu begreifen; ſie haben für ihn keinen andern Sinn als den: übertreten zu werden. In dem Zaren ehrt und fürchtet er die gottähnliche Macht; ſittliche und rechtliche Bedeutung haben für ihn nur die Familie und die Gemeinde. In der Familie herrſcht der Vater, in der Gemeinde herrſcht das

einſtimmig gewählte »Haupt«. Beiden unbedingt zu gehorchen erſcheint als eine durch uraltes Herkommen geheiligte Pflicht, die ſich ſo von ſelbſt verſteht, daß es keiner geſchriebenen Beſtimmungen darüber bedarf.

Was zwiſchen der Gemeinde und dem Zaren liegt, hat beim Volke immer nur Widerſtand und Abneigung gefunden. Der ganze fremde Regierungsapparat iſt ſeit den Tagen der waräginchen Fürſten bis heute in Rußland nichts anderes geweſen, als eine Eisdecke, unter welcher das Gemeindeleben ſich wie Waſſer immer friſch und flüſſig erhalten hat. Von Zeit zu Zeit ſchmilzt die Eisdecke zuſammen oder ſie wird von unten durchbrochen, und die Volksflut bildet dann eine furchtbare Macht, welche, richtig geleitet, Ungeheures vermag.

Dieſe kurzen Andeutungen erklären alles Eigenthümliche der ſonſt unverſtändlichen ruſſiſchen Geſchichte, welche eine lange Reihe fruchtloſer Verſuche bildet, die uralten, unzerſtörbaren heimiſchen Bräuche durch fremde Geſetze und Sitten zu verdrängen.

Wo es die Vertheidigung der heimiſchen Sitte und des heimiſchen Bodens galt, da zeigte das Volk ſich allezeit der größten Aufopferung fähig; es folgte auch bereitwillig dem Aufrufe ſeiner Zaren im Namen des Vaterlandes und der Religion, aber das geſchriebene Geſetz und bureaukratiſche Regiment vermochte den Ruſſen nie Anſehn und Achtung abzugewinnen.

Der heute klaffende Riß zwiſchen dem formloſen Altruſſenthum und der herrſchenden modernen Bureaukratie, welche allerdings die bodenloſe Verachtung, in der ſie ſteht, vollkommen verdient, begann erſt ſeit der Gründung Petersburgs klar hervorzutreten. Die ächten Moskowiter, das Volk und ſeine intelligenteſten Vertreter, wollen von einer Hauptſtadt Petersburg nichts wiſſen und betrachten die ganze Petersburger Regierungsperiode als eine traurige Verirrung der

ruſſiſchen Geſchichte, deren nationaler Kern und weſentlicher Inhalt für ſie ſich nur an den Kreml knüpft, wo ſie mit der Vertreibung der Tataren begann, unter dem Romanow-Holſteiniſchen Hauſe aufhörte und in Zukunft aufs Neue beginnen muß.

In dieſem Sinne bezeichne ich hier den Kreml als Träger und Mittelpunkt der ruſſiſchen Geſchichte.

Inmitten eines, auf hügligem Boden wellenförmig ausgebreiteten Häuſermeeres von mehr als elf deutſchen Meilen Umfang, erhebt ſich Inſel-gleich ein hoher Erdrücken, welcher den unten wogenden Moskuafluß etwa hundert Fuß überragt, und eine bunte, blendende Menge von Tempeln und Palaſten trägt, die, von einer weißen Mauer umwannt, in ihrer Abgeſchloſſenheit gleichſam eine Stadt für ſich bilden.

Dies iſt der Kreml von Moskau, das ruſſiſche Kapitol, ein Labyrinth der verſchiedenartigſten Gebäude, die aber, von fern geſehen, den Eindruck eines einzigen rieſigen Palaſtes machen, überwölbt mit goldſchimmernden Kuppeln und umkränzt von gothiſchen Thürmen, aus deren Mitte ein weißer, hoher Glockenthurm mit goldenem Zwiebelknauf emporſteigt.

Die Bauwerke des Kreml umſchließen nach innen vier geräumige Plätze, laſſen aber in ihrer urſprünglich planloſen Aufſtellung außerdem noch eine Menge Durchgänge und Zwiſchenräume frei.

Die gewaltige, weißſteinige Mauer, welche den Hebungen und Senkungen des hügligen Bodens folgend, ſich um den Kreml ſchlingt, bildet ein unregelmäßiges Polygon. Ihre Zinnen ſind ringsum von Schießſcharten durchbrochen und werden durch ſtattliche gothiſche Thürme geſtützt, zwiſchen welchen ſich

noch verſchiedene kleine Spitzthürme erheben. — Gegen Oſten, wo der größte dieſer Thürme und zugleich der Haupteingang ſich befindet, wird der Kreml von der übrigen Stadt geſchieden durch eine weite, ſanft ſich ſenkende Fläche, genannt der rothe Platz, deſſen andere Breite der ganz orientaliſch gebaute Baſar — ein würdiges Seitenſtück zur Zarenburg — einnimmt.

Gegen Norden, wo der Kreml ſchroff abfällt, ziehen ſich tiefunten herrliche, langausgedehnte Gartenanlagen hin, und ebenſo gegen Süden, wo noch tiefer zu ſeinen Füßen die breite Moskwa weilt, über welche ſich hier eine pfeilergetragene, hohe, prachtvolle Brücke ſpannt.

Das Süduſer der Moskwa bietet den freieſten und vollſtändigſten Ueberblick der launenhaft zuſammengewürfelten Bauwerke des Kreml, deſſen gewaltige Mauer von hier aus nur als eine leichte Umgrenzung der gigantiſchen Häuſermaſſen erſcheint, mit den vielen goldenen, ſilbernen, himmelblauen und grünen Kuppeln, die ſich in bald größeren, bald kleineren Gruppen planlos durcheinander drängen, beherrſcht von dem hier in ſeiner ganzen Größe ſichtbaren Iwan Weliki, dem höchſten aller Thürme des Zarenreichs.

Mit Fug und Recht betrachtet der Ruſſe den Kreml als die geheiligſte Stätte ſeines Vaterlandes, denn hier war die Wiege ſeiner Macht und Einheit, jeder dieſer Tempel und Paläſte iſt ein Denkmal oder war die Bühne folgenreicher Ereigniſſe und dieſe weißen Ringmauern umſchließen die Geſchichte eines halben Jahrtauſend, innerhalb welchem Rußland geworden was es iſt. Darum ſagt auch der Volksmund noch heute: »Als die weiße Moskauſtadt ſich mit dem goldenen Kreml vermählte, gebar ſie das heilige Rußland.«

Die Gründung des Kreml, ſowie das Heranwachſen Moskau's zur Hauptſtadt des Reichs, fällt in die Zeit der Tatarenherrſchaft über Rußland.

Als Frau von Staël von der Höhe des Kreml auf Moskau hinabſah, brach ſie, voll Entzücken über das großartige Bild, in die Worte aus: Voilà Rome tatare! und richtiger kann Moskau in der That nicht bezeichnet werden. Denn obwohl dieſe majeſtätiſche Stadt durch ihre Größe und Lage unwillkührlich an Rom erinnert, ſo kann ſie doch ihr tatariſches Gepräge nirgends verleugnen und es unterliegt keinem Zweifel, daß die moskauiſchen Großfürſten ihre Hauptſtadt nach dem Muſter der mongoliſchen Reſidenzen anlegten, von welchen uns Marko Polo, der achtzehn Jahre am Hofe des Großchans verweilte, eine ſehr anſchauliche Beſchreibung giebt. Hiernach zu ſchließen, wären dieſe Reſidenzen ihrerſeits den Lagerzelten einer Horde in der Steppe vergleichbar geweſen.

Denken Sie ſich eine unabſehbare Steppe, wo ein kriegeriſches Menſchengewimmel von Hunderttauſenden zu längerer Raſt ſein Lager aufſchlägt. In der Mitte des Ganzen, am höchſten emportragend und am weiteſten ausgedehnt, erhebt ſich das Gezelt des Chans. Ringsum laufen, in vier regelmäßigen Abtheilungen, die Zelte ſeines Hofſtaats, durch eine breite Umwallung von dem übrigen Lager getrennt, deſſen Tauſende von Zelten ihrerſeits in vier große Quartiere geſondert, die wieder eine Menge Unterabtheilungen haben und viele breite Durchgänge frei laſſen, in unabſehbarer Ferne ebenfalls von einer breiten Umwallung begrenzt werden. — So ungefähr iſt, in großen Zügen gezeichnet, das Bild eines mongoliſchen Horden-lagers in der Steppe.

Denken Sie ſich nun, um das Bild zu vervollſtändigen, aus einer ſolchen Stadt von Zelten im Laufe der Zeit eine Stadt von Stein erſtehen, mit all den maleriſchen Veränderungen und Unregelmäßigkeiten, welche das Unbequemen an die Oertlichkeit und die ſteigenden Bedürfniſſe des Lebens nöthig machen. Kanäle werden gegraben, Aquädukte gebaut, um das ſpärliche Waſſer nach allen Seiten zu vertheilen;

Bäder, Gärten, Märkte und Kaufhallen werden angelegt, Tummelplätze für die Lebenden und Ruheplätze für die Todten. Riesige weiße Paläste wachsen auf, neben schattenreichen Bäumen; dazwischen werfen Springbrunnen ihren Silberstaub; Tempel wölben sich mit glänzenden Kuppeln, schlanke, blendendweiße Thürme in die Luft streckend. Die Kuppeln bleiben überall der hervorragende Schmuck. Bald sind sie blau, wie der Himmel, der sich über ihnen wölbt; bald golden, wie die Sonne, die sich in ihnen spiegelt; bald grün, wie das Laub der Bäume, das sie umgiebt.

Wir wissen, daß alle solche Bauten von fremden Künstlern ausgeführt wurden, aber diese mußten sich dem mongolischen Geschmacke fügen, so daß durch ihre Werke die versteinerte Zeltstadt wohl an malerischer Zuthat und Verschönerung gewann, aber nichts von ihrem ursprünglichen Charakter verlor.

Aehnlich verhält es sich mit Moskau, das freilich nicht aus Zelten emporgewachsen, aber ganz nach dem Muster einer solchen Zeltstadt gebaut ist. Dieses große Karavanserai zwischen Asien und Europa kann selbst heute, nachdem es seit dem Brande von 1812 zu vier Fünftheilen neu aufgebaut ist, sein mongolisch-byzantinisches Gepräge, vornehmlich ausgedrückt durch die zahllosen, Alles beherrschenden Kuppeln, nicht verleugnen.

Die Tatarenherrschaft in Rußland währte über zweihundert Jahre und wird immer noch als das größte Unglück beklagt, welches Gott in seinem Zorne über das russische Volk verhängt habe; aber es ist sehr zu bezweifeln, ob ohne dieses Unglück heute überhaupt ein russisches Reich existirte.

Die normannischen Waräger, welche zu Ende des neunten Jahrhunderts das bis dahin wie eine träge Masse formlos hin- und herflutende Volk unterwarfen und nach germanischem Brauch und Recht regierten, flößten ihm auch den Geist ger-

manischer Uneinigkeit ein, den sie selbst in fortwährenden Kämpfen untereinander nährten. Nur vorübergehend gelang es einzelnen kräftigen Herrschern, wie Wladimir und Jaroslaw, Rußland zu einigen, und sie selbst zerstörten ihr Werk wieder durch die das Land zersplitternde Regelung der Erbfolge.

Danach wurde das Reich in so viele Fürstenthümer getheilt, als Erben vorhanden waren; im Laufe der Zeit zerfiel jedes derselben in besondere Theilgebiete, und die Beherrscher der ersteren nannten sich Großfürsten, im Gegensatz zu den von ihnen abhängigen Theil- oder Lehnfürsten, deren Zahl unaufhörlich wuchs.

Als die Mongolen über Rußland hereinbrachen, war das Reich schon in so viele Fürstenthümer, freie Städte und Herrschaften zerfallen, die auf dem besten Wege waren sich untereinander zu vernichten, daß kein anderes Band der Einigung übrig geblieben, als die nationale Kirche und Sprache. Dieses Band der Einigung konnte unter der langen Fremdherrschaft nur an Stärke wachsen, da die mongolischen Herrscher in keiner Weise Glauben und Sprache der ihnen unterworfenen Völker beeinträchtigten und nichts von ihnen verlangten, als Gold und Gehorsam.

Es war im Jahre 1224, als in Rußland zum Erstenmale der Name der Mongolen oder Tataren erscholl.

Unter einer Nomadenhorde in den hohen Bergen Burkan-Kaldu, welche ihre Flüsse dem Baikalsee und dem östlichen Ozean zusenden, an der heutigen Grenze der beiden größten Reiche der Erde, China und Rußland, wurde Temutschin geboren, der später den Namen Dschingis-Chan, d. i. der größte Chan, annahm und einer der größten Feldherrn aller Zeiten wurde.

Er behauptete, eine Offenbarung gehabt zu haben, daß er berufen sei, die Welt zu beherrschen, und in kurzer Zeit

machte er sich Tibet und das nördliche China, Eberasan und alles Land vom Aralsee bis zum Indus unterthan. Hierauf verwüstete er mit seinen Heeren die Länder am Kaspischen und Schwarzen Meere.

Als die Russen von seinem Vordringen hörten, zogen viele Fürsten des Landes aus, um ihn zu bekämpfen, bevor er ihre Grenzen überschritten. Es kam ihnen eine Gesandtschaft entgegen mit der Kunde, daß die Tataren keine Feinde der Russen seien und ihnen kein Leides zufügen wollten. Die russischen Fürsten aber ließen in ihrem Uebermuthe die Gesandten tödten. Hierauf ließ Dschingis-Chan den Russen sagen: »Ihr wollt Krieg, er soll Euch werden. Wir aber haben Euch kein Unrecht gethan. Derselbe Gott waltet über allen Völkern: Er wird uns richten!«

Die Russen stießen mit den Tataren zusammen und erlitten in der Schlacht an der Kalka,*) am 31. Mai 1224, eine furchtbare Niederlage.

Dschingis-Chan, damals mit anderen Eroberungen beschäftigt, verfolgte seinen Sieg nicht weiter. Er starb wenige Jahre nachher, und erst Batu, der Heerführer seines Nachfolgers, unterwarf ganz Rußland, mit Ausnahme Groß-Nowgorods, dem Joche der Tataren.

Batu schlug im Jahre 1238 sein Lager an der Wolga auf, wohin der Großfürst Jaroslaw mit vielen Bojaren reisen mußte, um sich und sein Volk dem Chan in aller Form zu unterwerfen. Dafür wurde er zum Oberhaupt aller russischen Fürsten ernannt. Seine Residenz nahm er in Kiew.

Fortan mußten die russischen Großfürsten immer in die Horde reisen, zuerst an die Wolga, in das Lager des Chans, und dann in die große Tatarei, in das Lager des Großchans, um ihm zu huldigen und seine Befehle zu empfangen.

*) Ein jetzt ausgetrocknetes Flüßchen in der heutigen Provinz Taganrog.

Diese Huldigung geschah in den demüthigendsten Formen. Sie mußten, ehe sie das Zelt des Chans betraten, zwischen zwei Feuern hindurchgehen, angeblich, um sich von bösen Anschlägen zu läutern, dann ins Zelt treten ohne die Schwelle zu berühren und endlich vor dem Chan niederknien.

Im Uebrigen kümmerten die Tataren sich gar nicht um die Angelegenheiten der Russen, so lange diese sich unterwürfig zeigten und ihren Tribut regelmäßig entrichteten.

Zu jener Zeit war Moskau noch ein ganz unbedeutender Ort, und der Hügel, auf welchem heute der Kreml steht, war mit dichter Waldung bedeckt, wonach die erste Kirche, welche hier erbaut wurde, die älteste in Moskau, noch jetzt Kirche des Heilands im Walde heißt.

Ueber die Zeit der Gründung dieser kleinen, hölzern, unansehnlichen Kirche läßt sich historisch nichts feststellen. Die Angaben schwanken zwischen Mitte des zwölften und Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Nach der Sage wurde sie auf Veranlassung des wunderthätigen Eremiten Bukol gebaut, und der häufige, von reichen Spenden begleitete Besuch führte bald zur Anlage von Hütten und Buden, die später, als der Kreml Residenz der Herrscher von Moskau wurde, andern Bauwerken weichen mußten.

Moskau's Aufblühen und des Kremls Erweiterung begannen erst unter dem Großfürsten Johann Danilowitsch, der von 1328 bis 1340 regierte. Das Volk gab ihm den Beinamen Kalita, der Beutel, weil er stets einen großen Beutel bei sich trug, woraus er Geld an die Armen vertheilte.

Er umgab Moskau mit einer Befestigung von Eichenholz. Zu seiner Zeit wurden auch noch die meisten Kirchen und alle Wohnhäuser aus Holz gebaut, so daß nur wenige Spuren von seinen Bauten übrigblieben, als nach seinem Tode ganz Moskau sammt dem Kreml in Flammen aufging.

Der Großfürst Dimitri Iwanowitsch faßte deshalb in

einer allgemeinen Rathsversammlung mit seinem Vater und den Bojaren den Beschluß, den Kreml aus Stein aufzubauen und legte den Grund dazu im Frühling des Jahres 1367.

Dieser Fürst war es auch, der den ersten Schritt zur Befreiung Rußlands vom Tatarenjoche that. Mamai, der damals Heerführer der goldenen Horde an der Wolga war, hatte Gesandte mit kriegerischem Gefolge nach Nischny-Nowgorod geschickt, wo sie in Streit mit dem Volk geriethen und sammt ihrem Gefolge erschlagen wurden.

Als Mamai hiervon Kunde erhielt, zog er mit seinem Heere nach Nischny-Nowgorod, zerstörte die Stadt und ließ nichts als Asche und Leichen zurück.

Dimitri aber ließ sich von den Mongolen nicht so leicht einschüchtern, wie seine Vorgänger gethan. Am 11. August 1378 lieferte er ihnen im Rjäsanischen Gebiete an den Ufern der Wosha eine Schlacht, in welcher sie vollständig geschlagen wurden.

Erst zwei Jahre später wagte Mamai einen neuen Feldzug, nachdem er aus Tataren, Polowzen, Tscherkessen, Jassen, kaukasischen Juden, Armeniern und selbst aus krimmschen Genuesern ein zahlreiches Heer gesammelt, womit er ganz Rußland zu vernichten drohte. Außerdem schloß er ein Bündniß mit dem lithauischen Großfürsten Jagiello, der ihm ein Hülfsheer zuzuführen versprach.

Aber die Furcht vor den Tataren schien im Lande verschwunden. Die Russen waren wie aus einem tiefen Schlafe erwacht. Auf den Ruf seines Fürsten erhob sich das ganze Volk. Am Don stießen die beiden Heere zusammen.

Als das in Moskau versammelte Heer, von der Geistlichkeit mit dem Kreuze und den wunderthätigen Bildern begleitet, aus dem Kreml zog, betete der Großfürst in der Kirche des Erzengels Michael, an den Gräbern seiner Vorfahren, nahm dann Abschied von seiner Gemahlin und bestieg

ſein Roß mit den Worten: »Gott iſt unſer Schutz und unſere Wehr.«

Am 6. September erreichte er den Don, ließ Brücken über den Strom ſchlagen, verſammelte ſeine Hauptleute und ſprach zu ihnen: »Die Stunde des Gerichts rückt heran.«

Am 8. September traf er mit den Tataren zuſammen, ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung, kniete nochmals zum Gebete nieder, ſeine Arme gegen das goldene Chriſtusbild ausbreitend, welches auf der großfürſtlichen ſchwarzen Fahne prangte, und gab dann das Zeichen zum Angriff, indem er mit den Worten: »Gott iſt unſere Zuverſicht und Stärke,« ſelbſt zuerſt in die Feinde ſprengte.

Lange blieb der Sieg ſchwankend, und als er ſich endlich für die Ruſſen entſchieden hatte, ſuchten ſie vergebens nach ihrem Fürſten. Im Kampfe durch einen mächtigen Schlag betäubt, war er vom Pferde geſtürzt und wie tot liegen geblieben. Erſt von den Freudenrufen ſeines ſiegreichen Heeres geweckt, kam er wieder zur Beſinnung, dankte dem Himmel für die gewonnene Schlacht und umritt dann mit ſeinen Hauptleuten die Kulikowſche Ebene, wo nach den Berichten der Annaliſten zweimalhunderttauſend erſchlagene Krieger lagen.

Der Fürſt wurde nach dieſem an den Ufern des Don erfochtenen Siege Dimitri Donskoi oder der Doniſche genannt.

Trotz des hier erlittenen Schlages und trotz ihrer ſich immer mehrenden inneren Zerſplitterung hörten die Tataren nicht auf, Moskau zu beunruhigen.

Mamai traf auf der Flucht mit dem Führer einer feindlichen Horde, Tochtamyſch, einem Nachkommen Dſchingis-Chans, zuſammen, der ſein Heer vollends vernichtete, plündernd durch Rußland zog, Moskau erſtürmte und erſt wieder umkehrte, als er dem Volke einen ſchweren Tribut auferlegt hatte (1382).

So geschah es, daß beim Tode Dimitri's des Donischen sein Reich wieder in derselben Abhängigkeit von den Tataren war, wie zur Zeit seiner Thronbesteigung.

Das Tatarenreich, welches schon seinen Einsturz gedroht hatte, wurde plötzlich zu neuer Größe und Macht erhoben durch den gewaltigen Timur (Temir, Tamerlan), der im Jahre 1359 den Thron Dschingis-Chans bestieg. Der Sohn eines armen Fürsten der Dschagatai-Mongolen, der nichts besaß, als ein Pferd und ein Kameel, schwang er sich binnen wenigen Jahren zum Herrscher von sechsundzwanzig großen Reichen in drei Welttheilen empor, so daß er einst im Rathe seiner Feldherren von sich selbst sagen konnte: »Mein Name hat das Weltall in Schrecken gesetzt, durch eine Bewegung meines Fingers erschüttere ich die Erde.«

Er schlug seinen Thron in Samarkand auf, unterwarf alle Länder vom Kaspischen bis zum Mittelmeere, vom Nil bis zum Ganges und nannte sich den Herrn der besten Hälfte der Welt.

Er legte große Wasserleitungen, prachtvolle Städte und Paläste an, und ward als ein frommer Mann, als ein großer Förderer und Kenner der Künste und Wissenschaften gepriesen, während seine Heere auf den Trümmern von Delhi, Bagdad, Damaskus und Smyrna hohe Pyramiden von Menschenköpfen aufthürmten, als Denkmale ihrer Siege.

Seine Aufrufe und Briefe waren immer in schwungvoller, oft poetischer Sprache geschrieben, und keine seiner Drohungen blieb unerfüllt.

Wie alle Emporkömmlinge, liebte Timur Pracht und Aufwand, und zum Glanz seines Hofstaats, den die schönsten Frauen aller ihm unterworfenen Länder schmückten, mußte die halbe Welt ihren Tribut zollen. Sein Thron war von Elfenbein und Gold, seine Krone und sein Leibgürtel strotzten von den kostbarsten Edelsteinen. Man bediente sich an seinem Hofe nur goldener und silberner Gefäße. Die

Pracht seiner Gewänder, seiner Zelte, seiner Festgelage grenzte ans Wunderbare. Man würde versucht sein, die Schilderungen davon für Märchen zu halten, wenn sie nicht durch die glaubwürdigsten Zeugnisse bestätigt wären.

Wir haben selbst den Bericht eines Münchener Kindes, Johann Schildtberger, der mit König Sigismund von Ungarn 1395 gegen die Türken zog, gefangen genommen wurde und, dem Sultan Bajasid I. nach Asien folgend, zugleich mit diesem in die Hände Timurs fiel, den er bis zum Tode des großen Monarchenherrschers auf seinen Feldzügen begleitete. Nach einer Abwesenheit von zweiunddreißig Jahren kam er in seine Vaterstadt München zurück und beschrieb seine Abenteuer in einem Buche, welches die gleichzeitigen persischen und tatarischen Nachrichten in merkwürdiger Weise bestätigt.

Gegen überwundene Feinde zeigte sich Timur oft großmüthig. Er hatte von dem Ruhme des Sultans Bajasid gehört, dessen Eroberungen seine eigenen Pläne durchkreuzten. Er schrieb ihm einen Brief, worin die Stelle vorkommt: »Du, eine turkomanische Ameise, wagst es, Dich gegen den Elephanten aufzulehnen? Höre den Rath der Vernunft, bleibe in Deinen Grenzen, oder Du bist verloren.« Bajasid antwortete: »Schon längst wünschte ich, mit Dir zu kämpfen; Preis dem Allerhöchsten! Du gehst meinem Schwerte entgegen.«

Bajasid wurde geschlagen und gefangen genommen; Timur umarmte ihn, überhäufte ihn mit Geschenken und suchte ihn durch Betrachtungen über die Vergänglichkeit irdischer Größe zu trösten. Aehnliche Beispiele ließen sich viele anführen. Ueber die Beweggründe seiner Eroberungen äußerte er sich selbst in einem Briefe an Sultan Farudsch von Egypten, der ihm seine Raubzüge vorgeworfen.

»Große Eroberer, schrieb ihm Timur, sammeln Heere, suchen Gefahren und Schlachten, nur der Ehre und des

unſterblichen Namens wegen. Dieſes drohende Getöſe der Rüſtung, welche Millionen Menſchen in Bewegung ſetzt, wird durch die Liebe zum Ruhm und nicht durch Raubgier erzeugt, denn der Menſch kann ſich mit einem halben Brode des Tages ſättigen.“

Der Zug Timurs nach Rußland iſt mit großer Genauigkeit von dem berühmten perſiſchen Geſchichtſchreiber jener Zeit Scherif-Eddin beſchrieben. Obgleich voll Bewunderung für ſeinen Helden, geſteht er doch ein, daß Timur ſeinen Weg durch Leichen bezeichnete, indem er nicht nur Krieger, ſondern auch unbewaffnete Einwohner erſchlug.

Um Moskau vor dem wilden Eroberer zu ſchützen, wurde auf den Rath der Geiſtlichkeit das wunderthätige Bild der Mutter Gottes von Wladimir auf den Kreml gebracht. Beim Anblick des Bildes warfen ſich die Bewohner von Moskau zur Erde und geleiteten es dann andächtig in die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä, deren vornehmſten Schmuck es heute noch bildet.

Nun geſchah es in der That, daß Timur auf ſeinem ſchreckenvollen Zuge durch Rußland gar nicht nach Moskau kam, ſondern plötzlich, ohne irgendwelchen Widerſtand gefunden zu haben, umkehrte und ſüdlichere Gegenden aufſuchte.

Die ruſſiſchen Annaliſten erzählen, daß genau an demſelben Tage und zu derſelben Stunde, da das Volk von Moskau dem heiligen Muttergottesbilde entgegenzog, Timur ſeinen Rückzug aus Rußland angetreten. Seit jener Zeit feiert die ruſſiſche Kirche das Feſt der Jungfrau Mariä am 26. Auguſt, allen nachwachſenden Geſchlechtern zum Gedächtniß, daß Rußland damals einzig und allein durch ein himmliſches Wunder vor dem ſchrecklichſten aller Eroberer gerettet ſei.

Wollte ein Hiſtoriker, dem dieſes Wunder unbekannt wäre, verſuchen, den Rückzug Timurs auf natürliche Weiſe

zu erklären, so ließe sich etwa Folgendes anführen: Timur hätte bei den angestrengtesten Märschen Moskau vor Anbruch des Winters nicht erreichen können und sich dabei der Gefahr ausgesetzt, sein an wärmere Regionen gewöhntes Heer in Schnee und Eis zu verlieren. Zudem mochte er bald finden, daß seine Vorgänger in dem dünnbevölkerten, unwirthlichen Lande ihm wenig zu plündern übrig gelassen. Er hielt es deshalb für rathsamer, reichere Länder aufzusuchen und wandte sich zunächst nach Asow, einer reichen Handelsstadt, unterwarf dann alle Länder des Kaukasus und feierte in dem schönen Georgien ein großes Siegesfest.

Timur starb im Jahre 1404. Nach seinem Tode wurde Moskau noch zweimal von tatarischen Horden erobert und niedergebrannt, nur der Kreml, bei dessen Vertheidigung man damals schon Kanonen anwandte, blieb unbezwingbar und erschien deshalb den Russen als ein in des Himmels besonderem Schutz stehender heiliger Zufluchtsort.

Als der Großfürst Wassily Wassiljitsch im Jahre 1445 von den Tataren mit Krieg überzogen und gefangen genommen wurde, suchte alles Volk aus der Umgegend von Moskau Schutz im Kreml, der bei dieser Gelegenheit in Flammen gerieth, zum größten Theil abbrannte und über dreitausend Menschen unter seinen Trümmern begrub.

Er wurde wieder aufgebaut unter Johann Wassiljewitsch dem Großen, der überhaupt als der eigentliche Gründer des heutigen Rußlands zu betrachten ist, indem er es gänzlich von der Herrschaft der Tataren befreite, seine Grenzen erweiterte, die letzten Machtreste der Lehnsfürsten und freien Städte vernichtete und Moskau zum Mittelpunkte des nunmehr vollständig geeinigten Reiches machte.

Durch seine Vermählung mit der Prinzessin Sophia, aus dem Hause der Paläologen, begründete er zugleich die späteren Ansprüche der russischen Zaren auf den byzantinischen Kaiserthron.

Die unausgesetzten Bestrebungen der Päpste, die getrennte morgenländische Kirche wieder mit der abendländischen unter römischem Primat zu vereinen, hatte im Jahre 1438 zu dem berühmten Concil von Ferrara und Florenz geführt, wobei Rußland durch Isidor, Metropoliten von Moskau, vertreten war. Der griechische Kaiser Johann VII. Paläologus, welcher durch die Union den Beistand der europäischen Fürsten gegen die sein Land bedrohenden seldschukkischen Türken zu gewinnen hoffte, hatte sich, begleitet von vielen Bischöfen, in eigener Person eingefunden.

Am 6. Juli 1439 wurde von den Vertretern der griechischen Kirche die durch Papst Eugen IV. vorgelegte Unionsformel angenommen, kraft welcher sie sich, mit Aufrechthaltung ihrer alten inneren Kirchenordnung, der Priesterehe, des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und mit verschiedenen andern Vorbehalten, dem päpstlichen Primat wieder unterwarfen.

So war auf dem Papier Alles glücklich zu Stande gekommen. Als aber der heimgekehrte Metropolit Isidor in der Kirche zur Mutter Gottes auf dem Kreml die Unionsakte feierlich verkündete, wurde er vom Großfürsten Wassily Wassiljewitsch stürmisch unterbrochen und auf des Herrschers Befehl ins Gefängniß geworfen, aus welchem er sich nur durch die Flucht retten konnte. Er entkam glücklich nach Rom, wo er mit Beibehaltung des Titels »Bischof von Rußland« eine der ersten Stellen im Collegium der Cardinäle erhielt.

Unter dem russischen Volke und der Geistlichkeit hatte Isidor viele Anhänger und deshalb gab der römische Stuhl seine Hoffnung nicht auf, bei einer günstigen Gelegenheit ganz Rußland für die florentinische Union zu gewinnen.

Bald schien sich solche Gelegenheit darzubieten.

Konstantinopel war am 29. Mai 1453 von den Türken erstürmt und Kaiser Konstantin in der heldenmüthigen Ver-

theidigung seiner Hauptstadt gefallen. Ihn überlebten zwei Brüder, Thomas und Demetrius.

Demetrius ließ sich in schimpfliche Unterhandlungen mit dem Sultan ein, dem er sogar seine Tochter ins Serail gab, während Thomas mit seiner Familie das Land verließ und in Rom eine Zufluchtsstätte fand durch Papst Pius II., der den Nachkommen der ältesten christlichen Fürsten in ihm ehrte und ihm außerdem zu Dank verpflichtet war, weil Thomas das Haupt des Apostels Andreas (welches seitdem in der Petrikirche aufbewahrt wird) dem heiligen Stuhl geschenkt hatte.

Thomas starb zu Rom. Seine Kinder, unter welchen die Prinzessin Sophia durch große Schönheit und hohe Geistesgaben sich auszeichnete, lebten von den Wohlthaten des neuen Papstes Paul II., durch dessen Vermittelung die Ehe der Prinzessin Sophia mit dem Großfürsten Johann zu Stande kam, an welche er weitreichende Pläne knüpfte.

Zunächst hoffte der Papst, durch den Einfluß der in den Lehren der florentinischen Union erzogenen Prinzessin Sophia, Johann ebenfalls zur Annahme der Union zu bewegen, dann ihn, als Gemahl einer Tochter des nur durch Gewalt gestürzten griechischen Kaiserhauses, für die Befreiung Griechenlands vom Türkenjoche zu begeistern.

Als die päpstliche Gesandtschaft nach Moskau kam, berieth sich der Großfürst mit seiner Mutter, dem Metropoliten Philipp und den vornehmsten Bojaren. Der Chronist erzählt: »Alle glaubten einstimmig mit ihm, Gott selbst sende ihm eine so angesehene Braut, *den Zweig des Herrscherhauses, unter dessen Schatten ehedem die ganze rechtgläubige, ungetrennte Christenheit ruhte*, — und dieses gesegnete Bündniß, an jenes Wladimirs erinnernd, werde Moskau zu einem zweiten Byzanz machen und dem Zaren die Rechte der griechischen Kaiser verleihen.«

Durch eine griechische Prinzessin, Anna, die Gemahlin Wladimirs, war einst das Christenthum nach Rußland gekommen und auf Befehl des Fürsten vom Volke ohne Widerstand angenommen.

Kurz darauf, um die Mitte des eilften Jahrhunderts, führte die schon lange bestehende Spaltung zwischen Rom und Byzanz zur gänzlichen Trennung der griechischen Kirche von der römischen. Durch Sophia hoffte der Papst sie wieder zu vereinigen. Aber seine Hoffnungen sollten auch dieses Mal getäuscht werden.

Am 12. November 1472 wurde die Vermählung des russischen Großfürsten mit der Tochter der Paläologen in der Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä auf dem Kreml gefeiert, und Sophia, statt ihren Gemahl für die florentinische Union zu gewinnen, trat selbst zur russischen Kirche über.

Rußland nahm seit der Zeit das Wappen des griechischen Kaiserreichs, den zweiköpfigen Adler, an.

Moskau wurde unter Johanns Regierung nicht mehr von den Tataren beunruhigt, deren Macht schon in völliger Auflösung begriffen war. Es hatten sich an den Grenzen Rußlands drei Chanate oder Königreiche gebildet: die Hauptstadt des ersten war Astrachan, die des zweiten Kasan, die des dritten (welches den Russen noch Jahrhunderte hindurch gefährlich werden sollte) war Bagtschi-Sarai in der Krimm.

Mit dem Chane der krimmschen Tataren wußte Johann ein vortheilhaftes Bündniß zu schließen, während der Chan der goldenen Horde an der Wolga sich immer noch obersten Herrscher von Moskau nannte und vom Zaren Tribut verlangte.

Hiergegen sträubte sich der Stolz der Großfürstin Sophia, welche ihren Gemahl unablässig anfeuerte, die letzten Reste des verhaßten Jochs von sich zu schütteln.

Im Kreml befand sich ein eigenes Haus für die Tataren, wo ihre Gesandten, Beamten und Kaufleute wohnten, welche

den Chan von Allem, was unter ihren Augen vorging, in Kenntniß setzen. Sophia suchte durch eine List diese gefährlichen Späher loszuwerden. Sie sandte Geschenke an Achmets, des Chans der goldenen Horde, Gemahlin und schrieb ihr, daß sie in Folge eines Traumgesichts einen Tempel auf dem Platze des tatarischen Hauses zu erbauen wünsche, weshalb sie sich diesen Platz ausbäte und den Tataren gern einen andern dafür anweisen wolle.

Die Bitte wurde gewährt, das Haus abgebrochen und die Tataren blieben nun ohne Obdach, da Sophia ihnen nicht mehr erlaubte, im Kreml zu hausen.

Trotzdem fuhr Johann fort, dem Chan Tribut zu entrichten, um einen Krieg zu vermeiden, denn er war ein kluger Fürst von überlegenem Verstande und großer Schlauheit, aber ohne allen kriegerischen Geist und persönlichen Muth.

Auf die Dauer konnte er jedoch dem Flehen seiner Gemahlin und den ernsten Vorstellungen der geistlichen wie weltlichen Würdenträger seines Reichs, welche gänzliche Befreiung vom Tatarenjoche verlangten, nicht widerstehen, und als eine neue Gesandtschaft von der goldenen Horde kam, um den Tribut einzufordern, trat er das Bild des Chans, dem er seine Unterwürfigkeit bezeigen sollte, öffentlich mit Füßen und ließ die Gesandten tödten, bis auf einen einzigen, der in die Horde zurückkehrte, um seinem Gebieter das Geschehene zu verkünden.

Hierauf rüstete der Chan, um Moskau mit Krieg zu überziehen; der Großfürst entbot ebenfalls sein tapferwilliges Volk zum Kampfe und beide Heere standen im Herbst 1440 an den Ufern der Ugra, die das Volk den Gürtel der Mutter Gottes nannte, der Moskau's Gebiet schütze, einander gegenüber.

Von beiden Seiten wurden unter furchtbarem Geschrei Pfeile abgeschossen, die jedoch, der Entfernung wegen, keinen großen Schaden anrichteten. Die Russen hatten aber damals

auch ſchon Feuergewehre, deren Wirkung den Chan veranlaßte, ſich einige Werſt vom Fluſſe zurückzuziehen. Inzwiſchen ſprengten tatariſche Reiter ans Ufer und riefen, nach den Worten des Chroniſten, den Ruſſen zu: »Laſſet dem Chan den Weg frei, oder er dringt mit Gewalt bis zum Großfürſten und dann wird es Euch ſchlimm ergehen.«

Dieſe Worte wurden dem Großfürſten hinterbracht, der ſich ebenfalls in großer Entfernung vom Fluſſe aufhielt und gar keine Luſt zeigte, den Kampf fortzuſetzen. Uneingedenk des Eides, den er im Kreml geſchworen, die Ungläubigen zu bekämpfen, ſandte er einen Bojaren mit Friedensvorſchlägen an Chan Achmet, der aber, ſehend, daß es gelungen, den Feind einzuſchüchtern, unbedingte Unterwerfung in der ſchimpflichſten Form verlangte: der Großfürſt ſollte, vor dem Steigbügel des Chans knieend, dieſen um Gnade bitten. Hierauf konnte Johann nicht eingehen, wenn er auch gewollt hätte. Inzwiſchen war große Furcht über ihn und ſein Heer gekommen, da ſie annahmen, daß der Chan nur im Gefühle großer Machtüberlegenheit ſolche demüthigenden Forderungen gewagt habe.

Bald darauf traten ſtarke Fröſte ein, die Ugra und Oka wurden mit Eis bedeckt, ſo daß den Tataren der bis dahin verhinderte Uebergang möglich wurde, und der Großfürſt zog ſich ſofort nach Kremenez zurück, angeblich, weil das dortige Terrain am geeignetſten wäre, um den Feinden eine Schlacht zu liefern.

Die Truppen, glaubend, daß ihr unkriegeriſcher Fürſt nur aus Furcht den Rückzug antrat, flohen in wildeſter Verwirrung, obgleich kein Feind ſie verfolgte. Es geſchah hier, wie die Annaliſten einſtimmig berichten, ein Wunder: die Tataren, den Rückzug der Ruſſen gewahrend, hielten das für eine Kriegsliſt, um ſie zur Verfolgung zu reizen und in einen Hinterhalt zu locken. Eine ſeltſame Furcht fuhr in den Chan,

alſo, daß er mit ſeinem ganzen Heer die Flucht ergriff. So zeigte ſich hier das wunderbare Schauſpiel, daß zwei mächtige Heere vor einander flohen, ohne verfolgt zu werden.

Eine Erklärung dieſes angeblichen Wunders findet ſich im zehnten Kapitel der Kaſan'ſchen Chronik, wo wir erfahren, daß die Krimmſche Horde, auf Johanns Anſtiften, plündernd und verwüſtend in das Gebiet Achmets eingefallen war, weshalb dieſer, ſobald er Nachricht davon erhielt, ſchleunig umkehrte, um ſein eigenes Land zu vertheidigen.

Auch hat kein ruſſiſcher Annaliſt und Geſchichtſchreiber gewagt, dieſen Rückzug der Tataren der Tapferkeit Johanns zuzuſchreiben, für welche kein einziges Zeugniß vorliegt, und in Lwows Chronik heißt es ausdrücklich: »Die Leichtgläubigen mögen ſich nicht des Schreckens ihrer Waffen rühmen! Nein, nicht Waffen und nicht menſchliche Weisheit, ſondern der Herr hat diesmal Rußland gerettet.«

Doch, wie dem immer ſein möge: Rußland war frei vom Tatarenjoche, und wenn Johann kein großer Held war, ſo wußte er ſich durch kluge Verträge, Belebung des Verkehrs mit dem Auslande, weiſe Staatseinrichtungen und Förderung der Künſte des Friedens den Beinamen des Großen zu verdienen.

Unter ihm ward Moskau zum wirklichen Mittelpunkte des Reichs und erweiterte ſich in demſelben Maße, wie die früheren Hauptſtädte der Großfürſten zuſammenſchrumpften.

Nowgorod war die Wiege des ruſſiſchen Staats geweſen; Kiew die Wiege der ruſſiſchen Kirche, — Beide erwuchſen zu einheitlicher Macht in Moskau, deſſen geſchichtliche Bedeutung erſt dann anfing, als die Bedeutung Nowgorods und Kiews aufhörte.

Durch das Tatarenjoch wurde das früher zerſplitterte Rußland geeinigt, und als dieſe Einigung vollbracht war, ging das Tatarenreich ſeinerſeits durch Zerſplitterung zu Grunde.

Dieſe Völker waren unfähig, dauernde Staatenordnungen zu gründen, weil ihnen alle Künſte des Friedens und damit alle Quellen ſichern Unterhalts fehlten. Ihrem friedlichen Nomadenleben gewaltſam entriſſen, aus Aſien nach Europa geworfen, wurden ſie auf immer ihrer Heimat entfremdet, ohne ſich in der Fremde je heimiſch zu fühlen. Daher ihr unſtäter Sinn, ihre wilden Gelüſte, ihre Beweglichkeit und Todesverachtung.

Angefeuert von begeiſterten Helden, die ſich ſelbſt den Zorn Gottes nannten, durchflogen ſie die Länder, wie Heuſchreckenſchwärme, Alles auf ihrem Pfade verwüſtend. Sich ſelbſt überlaſſen, gingen ſie in Trägheit unter, bis eine gewaltige Hand ſie wieder zuſammenballte und zerſtörend unter die Völker ſchleuderte. Ohne große Führer vermochten ſie Nichts, mit ihnen Alles. Aber Männer wie Dſchingis-Chan und Timur ſind im Morgenlande eben ſo ſelten, wie im Abendlande ein Napoleon, und ſobald dieſe Männer ſtarben, mußte auch mit ihnen ſterben, was nur durch ſie Leben erhalten hatte.

Obgleich die Tataren ſich nie dauernd in den ruſſiſchen Städten niederließen, ſondern nur von Zeit zu Zeit das Land verheerend durchzogen, ſo blieb doch die Berührung mit ihnen nicht ohne nachhaltige Folgen für die Ruſſen. Beſonders ſcheinen die Zaren das Geheimniß ihrer Regierungskunſt und des ſummariſchen Verfahrens von den Chanen gelernt zu haben. »Gott herrſcht im Himmel, ich herrſche auf Erden,« ſagte der Chan; daſſelbe ſagen die Ruſſen noch heute von ihrem Zaren, um ſeine Macht zu bezeichnen.

Ueber den Einfluß der langen Fremdherrſchaft auf das Volk, ſagt Karamſin, der berühmteſte Geſchichtſchreiber der Ruſſen: »Den Nationalſtolz vergeſſend, lernten wir die niedrigen Ränke der Sklaverei, die bei den Schwachen die Stärke erſetzen; die Tataren betrügend, betrogen wir uns ſelbſt

untereinander mehr: indem wir uns mit Geld loskauften von den Gewaltthätigkeiten der Barbaren, wurden wir weit habsüchtiger, und den Niederträchtigkeiten fremder Tyrannen unterworfen, viel gefühlloser gegen Beleidigungen und gegen Schande. Das Gefühl der Unterdrückung, Furcht und Haß in den Gemüthern erzeugen gewöhnlich düstere Rohheit der Sitten .... Dazu kam, daß die innere bürgerliche Ordnung sich vollständig änderte. Alles was den Schein der Freiheit und alter Bürgerrechte hatte, ward unterdrückt und verschwand. Ueberall verstummte die Glocke der Volksversammlungen, der Ausdruck der höchsten gesetzgebenden Macht des Volks. Dieses Recht der alten Städte war nicht mehr das Erbtheil der neuen, weder Moskau's noch Twer's, deren Ansehn unter den Monopolen erstand. Es blieb kein Mittelpunkt, kein gesetzliches Recht, sich dem Fürsten zu widersetzen: es erschien die Alleinherrschaft.«

Erst durch Johann III., den ersten wirklichen Alleinherrscher, wurde in Rußland die Thronfolge dergestalt geordnet, daß die Krone immer auf den ältesten Sohn überging. Die erste Krönung fand genau nach dem Muster der griechischen Kaiserkrönung statt, wie überhaupt Byzanz Moskau in allen Dingen zum Vorbild diente. So trägt auch der Kreml, trotz der verschiedenartigsten Elemente, aus welchen er emporgewachsen, doch vorwiegend byzantinisches Gepräge.

Die Kathedrale der Himmelfahrt Mariä, in welcher der russische Großfürst seine Vermählung mit der griechischen Prinzessin gefeiert hatte, drohte den Einsturz, und Johann wünschte eine neue anzulegen.

Lange dauerten die Vorbereitungen; von allen Seiten berief man Baumeister und unter großen Feierlichkeiten wurde der Grundstein zur Kirche gelegt. Aber kaum war sie bis zu der Wölbung aufgeführt, als sie unter furchtbarem Gekrach wieder zusammenstürzte. Hierdurch mißtrauisch geworden gegen

ſeine ruſſiſchen Künſtler, berief Jobann den berühmten Baumeiſter Fieravanti-Ariſteteles aus Venedig, der dann (1479) die prachtvolle Kathedrale zu Mariä Himmelfahrt errichtete, die noch heute als ein ſchönes Denkmal byzantiniſch-italieniſcher Baukunſt des funfzehnten Jahrhunderts unſere Bewunderung erregt.

Sie ſteht gerade in dem Mittelpunkt des Kremls, wird durch vier koloſſale Säulen geſtützt und von fünf glänzenden Kuppeln überwölbt. Die Mauern ſind von Außen wie von Innen mit byzantiniſchen Heiligenbildern geſchmückt. Durch die hohen und ſchmalen Fenſter dringt nur ſchwaches und ſpärliches Licht. Es wird behauptet, daß keine andere Kirche der Welt ſo viele koſtbare Heiligthümer in ſich ſchließe, wie dieſe. Hier befindet ſich auch das ſchon früher erwähnte wunderthätige Muttergottesbild von Wladimir, welches nach dem Glauben der Ruſſen vom Evangeliſten Lucas eigenhändig gemalt wurde. Es iſt ganz mit Edelſteinen ausgelegt, worunter große Diamanten von unſchätzbarem Werthe.

Das bloße Geldgewicht des hohen Ikonoſtaſes, der Altargeräthe und der ſonſtigen Heiligthümer ſoll ſich auf 330 Pud, d. i. 13,200 Pfund, belaufen. Die Franzoſen nahmen Alles mit ſich, aber die Beute wurde ihnen von den Koſaken wieder abgenommen, die aus Dank dafür der Kirche noch einen 800 Pfd. ſchweren ſilbernen Kronleuchter verehrten.

Der in der Sakriſtei aufbewahrte, ungeheure Kirchenſchatz enthält unter Anderem:

Die vom griechiſchen Kaiſer Monomach ſtammenden reichen Krönungsgewänder;

die Votivkelche Katharina's II. und Maria Feodorowna's, die den Griff und Fuß ſelbſt aus Elfenbein ſchnitzten;

die von mehreren Zarinnen und Großfürſtinnen geſchriebenen vier Evangelien;

die Handſchriften Peters I. ꝛc.

In der mit der Kathedrale verbundenen, sogenannten Oelfeschkirche befinden sich die vom Kaiser Paul dargebrachten, kolossalen, silbernen Weihgefäße, in welchen alljährlich drei Tage hindurch das ganze zum Bedarf für Rußland erforderliche heilige Oel gekocht wird.

In einem andern mit der Kathedrale verbundenen Gebäude befindet sich der Patriarchenschatz, der die Kronen, Meßgewänder, Patriarchenstäbe ꝛc. der alten Kirchenfürsten Rußlands enthält.

Seit Johann III. seinem Enkel Dimitry die Zarenkrone aufsetzte, wurden alle russischen Herrscher in der Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä gekrönt. In neuester Zeit hat man, vor der Krönung Alexanders II., die alten Mauern übermalt und auch die Goldverzierungen erneuert, jedoch mit strenger Beibehaltung der alten byzantinischen Muster.

Gegenüber der Himmelfahrts-Kathedrale steht die Kathedrale des Erzengels Michael, welche fast um dieselbe Zeit wie jene erbaut wurde und bis auf Peter I. als Begräbnißstätte der russischen Zaren diente. Von seinen Nachkommen wurde hier nur noch Peter II. bestattet, der Moskau besonders liebte und seine Residenz dahin verlegen wollte, weil er Petersburg haßte, wo sein Vater, der Zarewitsch Alexei, begraben lag und Alles ihn an dessen Tod erinnerte.

Die Bauart der Kathedrale des Erzengels ist ganz der vorhin beschriebenen ähnlich; wie jene wird sie von fünf goldschimmernden Kuppeln überragt. An den Wänden, wo funfzig fürstliche Särge sich hinziehen, sind die Bilder der Zaren gemalt, welche hier begraben liegen. Nur der Sarg Johanns (oder Iwan) des Schrecklichen, der seinen eigenen Sohn erschlug, steht, von den andern getrennt, in einem besondern Anbau.

Der Großfürst Johann war so entzückt über die beiden Kathedralen, daß er immer mehr Architekten aus Italien

befief, um neue Bauten ausführen zu laſſen. Zunächſt wurde die Kirche zur Verkündigung Mariä errichtet, welche auf dem höchſten Punkte des Kremlhügels liegt und neun vergoldete Kuppeln trägt, ein gleiches Dach und auf der äußerſten Spitze deſſelben ein weithinſtrahlendes Kreuz aus gediegenem Golde. In dieſer Kirche wurden früher die Zaren getauft. Als Merkwürdigkeit darin iſt ferner zu erwähnen, daß ſie Bildniſſe griechiſcher und römiſcher Philoſophen enthält, welche an einen einzigen Gott geglaubt haben, wie Plato, Ariſtoteles, Seneka ꝛc.

Im Anſchluß an dieſe Kirche und zwiſchen den beiden vorhin beſchriebenen Kathedralen erhebt ſich der von Boriß Godunoff erbaute, berühmte Glockenthurm Iwan Weliky zu einer Höhe von beinahe 300 Fuß. Unter den darin hängenden Glocken wiegt die größte 4000 Pud, oder 160,000 Pfd. — In den untern Räumen befinden ſich verſchiedene Kapellen, von welchen eine zu Ehren Johanns erbaut wurde, wober auch der Thurm ſeinen Namen Iwan Weliky trägt. Der achteckige, ſchlanke, in drei Hauptabtheilungen ſich verjüngende Glockenthurm iſt mit einer goldenen Zwiebelkuppel gekrönt, aus deren Knopfe ein rieſiges Kreuz ſich erhebt.

Von der Höhe des Iwan Weliky überſieht man die ganze weitausgedehnte Stadt mit ihren Hunderten von Kirchen und Tauſenden von Kuppeln, mit den vielen Gärten und Alleen, die ſich grün durch die weißen Häuſermaſſen hinſchlängeln, und den ſchwarzen Wäldern und blauen Hügeln, die ſie in weiter Ferne begrenzen.

Am Fuße des Thurmes ſteht auf granitnem Geſtelle die größte Glocke der Welt, welche ein Gewicht von 12,000 Pud, oder 480,000 Pfund hat und einen Umfang, daß mehr als zwanzig Menſchen bequem darunter Platz finden. Ihre Höhe beträgt einundzwanzig und ihr Durchmeſſer dreiundzwanzig Fuß. Sie wurde unter der Kaiſerin Anna Iwanowna von

Michail Motorin gegoſſen, aber niemals geläutet, da gleich nach dem Guſſe ein Stück abſprang, welches jetzt daneben liegt. Ein Jahrhundert hindurch lag ſie ſeitdem dreißig Fuß tief unter der Erde. Am 4. Auguſt 1836 wurde ſie unter Leitung Montferrand's mit großen Feierlichkeiten ans Licht gezogen.

Die Kathedralen zur Himmelfahrt Mariä und die Archangelſche (d. h. die des Erzengels Michael) nebſt dem Glockenthurme umſchließen drei Seiten eines großen Platzes, deſſen vierte Seite die Kathedrale zur Verkündigung Mariä, die rothe Treppe und der Granitpalaſt einnehmen.

Die rothe Treppe (nach den mißgeſtalteten Löwen, welche ſie zieren, auch die Löwentreppe genannt) war vordem der Platz, wo die Zaren ſich dem Volke zu zeigen pflegten, und heute gehen die Kaiſer über dieſe Treppe in die Kathedrale, um das Volk zu begrüßen. Von dieſer Treppe ſtürzte Johann der Schreckliche die Unglücklichen hinunter, die ſeinen Zorn auf ſich gezogen. Hier durchbohrte er mit ſeinem ſpitzen Herrſcherſtabe (der heute noch in der Rüſtkammer gezeigt wird) die Füße des Abgeſandten eines Fürſten Kurbsky, der, vom Zaren mit dem Tode bedroht, nach Polen geflüchtet war und von dort an Johann den Schrecklichen einen Brief ſchrieb, worin er ihm alle Greuel und Mißbräuche ſeines Herrſchertums vorhielt. Johann, ſeinen Stab in den durchbohrten Fuß des Abgeſandten haltend, hörte den Brief bis zum Ende und befahl dann, den Ueberbringer auf die Folter zu ſpannen, um durch ihn Näheres über die Flucht Kurbsky's und ſeine Mitſchuldigen zu erfahren. Der tapfere Dulder aber verrieth nichts. Unter den furchtbarſten Qualen pries er ſeinen Herrn, und ſchätzte ſich glücklich, für ihn zu ſterben. Dieſe heldenmüthige Treue ſetzte ſelbſt den ſchrecklichen Zaren in Erſtaunen, der auch in ſeiner Antwort an Kurbsky davon ſpricht und dieſem vorwirft, daß er weniger hohen Sinn habe, als ſein

Diener. Ich führe nur eine Stelle dieſes merkwürdigen Briefes an: »Warum, Unglücklicher, ſtürzeſt Du Deine Seele ins Verderben, indem Du Deinen vergänglichen Leib durch die Flucht retteſt? Warum willſt Du nicht von mir, dem ſtörrischen Herrſcher, den Tod erleiden und Die die Märtyrerkrone verdienen? Was iſt Leben, was Reichthum und Ruhm dieſer Welt?« .... Und in dieſem Tone fährt er fort, um zu beweiſen, daß er die frommen Bojaren nur deshalb köpfen und verbrennen laſſe, um ſie ſchneller in den Himmel zu befördern.

Auf der rothen Treppe wurde auch der Pſeudo-Zar Demetrius von dem aufgewiegelten Volke getödtet.

Ueber ihre Stufen gelangt man zunächſt in den Granitpalaſt (oder nach der äußeren Bekleidung ſogenannten facettirten Palaſt), wo die Zaren in alter Zeit die Geſandten empfingen.

Beim Aufbau des neuen Kaiſerpalaſtes wurde der Granitpalaſt damit verbunden und bildet jetzt einen Saal deſſelben. Dieſer Saal iſt ganz mit rothem Sammet bekleidet, auf welchem ringsum goldene Doppeladler glänzen. In der Ecke ſteht der Thron, und die Säulen ſind mit alterthümlichem Silberſchmuck umgeben. Der Saal bildet das Band zwiſchen dem alten zariſchen Terem oder Erkerſchloſſe und dem neuen Kaiſerpalaſte.

Hier im Terem zeigt man noch das Zimmer mit purpurrothen Wänden, wo Johann der Schreckliche hauſte, als ob Alles, was an ihn erinnert, einen blutigen Schein haben müſſe. Ebenſo erregt hier ein weißer, ſchwergewölbter, in der Mitte von einer dicken, plumpen Säule getragener Saal unſere Aufmerkſamkeit, wo der ſchreckliche Zar, nach dem Tode ſeiner zweiten Gemahlin, Marie, die berühmte Brautſchau abhielt, wozu die ſchönſten Jungfrauen, Bauerdirnen wie Bojarentöchter, aus allen Gegenden Rußlands herbeigeholt wurden.

Ueber zweitausend Jungfrauen waren im Terem versammelt, zu des Zaren Augenweide und Auswahl. Und damit keine durch künstlichen Putz es der andern zuvorthue und sein Auge täusche, ließ der Zar durch erfahrene Frauen alle ganz gleich kleiden, bis auf die kleinsten Einzelnheiten herab. Seine Wahl fiel auf Marfa, eine Kaufmannstochter aus Nowgorod, welche wenig nach der Ehre gelüstete, Zarin zu werden, da ihr Herz längst einem Anderen gehörte. Auch starb sie aus Kummer kurz nach der Hochzeit mit dem schrecklichen Zaren.

Ueber den vom Kaiser Nikolaus erbauten neuen Palast, welcher erst im Jahre 1849 vollendet wurde, läßt sich wenig mehr sagen, als daß es ein kolossales, im modernsten Kasernengeschmacke errichtetes Gebäude ist, mit prachtvollen Wohngemächern und ungeheuren Sälen, welche sämmtlich nach den vornehmsten russischen Orden benannt und verziert sind.

Als der Kaiser 1849 nach russischer Sitte vom Volke Salz und Brot in seinem neuen Palast empfing, schlossen die Säle über zwanzigtausend Menschen ein. Die Kosten des ganzen Schloßbaues beliefen sich auf zwölf Millionen Silberrubel.

Dieses neueste Bauwerk des Kreml umschließt zugleich das älteste, nämlich die zu Anfang meiner Skizze geschilderte »Kirche des Heilands im Walde«, welche der Architekt, weil sie der Ausführung seiner Pläne im Wege stand, ganz niederreißen wollte. Dies unterblieb jedoch und sie wurde mit in die Umwallung des Palastes hineingezogen, dessen Hauptfacade sich dem Moskwafluß zuwendet. Zu Füßen dehnt sich der Schloßgarten aus, der eine andere kleine byzantinische Kirche umschließt, wo, nach der Volkssage, jetzt die Gebeine jenes unglücklichen Sohnes Peters I. ruhen, den sein Vater hinrichten ließ. Eine unheimliche Stille umgiebt diesen Ort, der vom gemeinen Manne wie instinktartig gemieden wird.

Der Kaiserpalast und die drei Kathedralen bilden das Hauptcentrum des Kreml. Gegen Osten eröffnet sich ein

zweiter Platz, welcher begrenzt wird durch das Tschudoff-Kloſter, einen älteren Schloſsbau, den ſogenannten Nikolajew-ſchen Palaſt, und das Nonnenkloſter zur Auferſtehung des Heilands. Hier befinden ſich die Gräber aller Zarinnen und Großfürſtinnen Rußlands. Dicht daneben iſt der Haupteingang zum Kreml, die heilige Pforte, welche ſeit Alters nie anders als mit entblöſstem Haupte betreten wird.

Das hier eingemauerte Muttergottesbild gilt als das eigentliche Palladium der ruſſiſchen Akropolis. Die Sage geht, daſs es drei Mal durch verruchte Hände geraubt worden ſei: zuerſt durch die Tataren, die es nach Kaſan, dann durch die Polen, die es nach Kiew, und endlich durch die Franzoſen, die es nach Smolensk brachten. Aber jedesmal fand es ſeinen Weg zurück durch die Luft.*)

Die moskowitiſchen Kutſcher, ſelbſt wenn ſie es noch ſo eilig haben, laſſen ſich nie einen Umweg verdrieſsen, um durch die heilige Pforte zu fahren und dem Heiligenbilde ihre Verehrung zu bezeigen. Hier iſt ein fortwährender Durchzug von Menſchen, und Niemand würde — ſelbſt bei der ſtrengſten Winterkälte und in der finſterſten Nacht — wagen, ſein Haupt unentblöſst zu laſſen.

Alle fremden Eroberer, welche ihren Weg zum Kreml durch dieſe Pforte nahmen: Tataren, Lithauer, Polen, Franzoſen — kamen glücklich hinein, aber unglücklich heraus.

Der dritte große Platz auf dem Kreml wird umſchloſſen vom Senatsgebäude, dem Arſenal und den Kaſernen, welche ſämmtlich erſt nach dem Jahre 1812 entſtanden ſind, da dieſer Theil des Kremls, zu welchem die Nikolsky-Pforte führt, durch die Franzoſen zerſtört wurde. Beſonders litt der obere Theil des Nikolsky-Thurmes durch die Sprengung, während der untere ganz unverſehrt blieb.

*) Das Volk ſagt: Am Thor Moskaus halten die Engel Wache, an der heiligen Pforte aber die Mutter Gottes.

Das Arsenal ist ein kolossales Gebäude ohne alle architektonische Gliederung, wie überhaupt alle Neubauten des Kremls mehr durch Größe als durch Schönheit sich auszeichnen. Vor der Façade sind die Kanonen aufgestellt, welche 1812 den Franzosen abgenommen wurden, mit Ausnahme zweier Ungethüme, die, gleich der großen Glocke, Erzeugnisse russischer Kunst sind und ihres Gleichen auf Erden nicht haben. Sie liegen am Eingange des Arsenals, und die eine davon zeichnet sich durch ihre ungeheure Länge, die andere durch ihren Umfang aus, welcher so groß ist, daß sechs Personen bequem darin Platz finden.

Die jetzigen Kasernen sind aus der früheren Rüstkammer entstanden, welche 1851 in ein anderes Gebäude verlegt wurde.

Der Senatspalast, unter Alexander I. erbaut, läuft in eine Kuppel aus, auf welcher eine Säule sich erhebt mit der Inschrift »Gesetz«. Darüber schwebt eine Krone.

Der vierte Platz auf dem Kreml, zu welchem die Borowizky-Pforte führt, wird gebildet durch das neue Schloß und die Rüstkammer, oder den sogenannten Waffenpalast. Dies Gebäude macht einen unbefriedigenden Eindruck; es sieht aus, als ob es nicht fertig geworden wäre. Seine Halbsäulen sind wundervoll modellirt, aber zu klein im Verhältniß zum Ganzen.

Von den Schätzen und Merkwürdigkeiten des Waffenpalastes, deren Werth sich auf eine Milliarde belaufen soll, ist es schwer, eine Beschreibung zu geben. Hier findet man außer den Thronen und Kronen der älteren Großfürsten und Zaren, auch die Kronen aller dem russischen Scepter unterworfenen Länder; Helme, Panzerhemden, Waffen, Rüstungen und Geräthschaften aller Art aus allen Theilen des Reichs; Silberschüsseln mit Kunstwerken von Benvenuto Cellini; prachtvolle Wagen, Schlitten und sonstige Geschenke, welche die Zaren von fremden Herrschaften erhielten; die Sänfte, in

welcher Karl XII. in der Schlacht bei Poltawa getragen wurde, und ein Käſtchen mit der polniſchen Konſtitution.

Hier iſt Nichts ohne hiſtoriſche Bedeutung; jedes Einzelne erinnert an irgend eine denkwürdige That oder Begebenheit, und das Ganze giebt uns ein vollſtändiges Bild von Rußlands Entwickelung ſeit fünf Jahrhunderten, von ſeinen Beziehungen zum Auslande und von dem unaufhörlichen Anſchwellen dieſes Rieſenreichs, welches, aus kleinen Anfängen emporgewachſen, heute den ſiebenten Theil der ganzen bewohnten Erde beherrſcht.

Jede Demüthigung, die es erfahren, diente nur ſeinen Stolz zu erhöhen; aus jedem Kriege, in den es verwickelt wurde, ging es ſtärker und mächtiger hervor.

Drei Mal ſchien es, ſeit der Befreiung vom Tatarenjoche, wieder ſeinem Untergange nahe und jedes Mal wurde es wie durch ein Wunder gerettet.

Das erſte Mal in der Schreckenszeit, welche dem Untergange des Hauſes Rurik folgte und durch die Thronbeſteigung des Hauſes Romanoff beendet wurde — als die Polen ins Land fielen, den Kreml beſetzten und ganz Moskau in Flammen aufging. Damals war es ein Metzger aus Nischny-Nowgorod,*) der durch patriotiſche Begeiſterung das ſchon verzweifelnde Volk wieder aufrichtete und vereint mit dem Fürſten Poſharsky Moskau befreite. Die Bildſäulen beider Helden ſtehen auf einem Piedeſtal wie Wächter vor den Mauern des Kreml.

Das zweite Mal durch den kühnen Zug Karls XII., deſſen Macht in den Steppen von Poltawa ihr Grab fand.

Das dritte Mal durch Napoleon, deſſen Siegeszug der Brand von Moskau ein Ziel ſetzte.

Ein ähnliches Gefühl, wie einſt Hannibals Krieger, die beim Anblick der geſegneten Fluren Italiens alle Beſchwerden

*) Kozma Minin.

ihres mörderischen Zuges über die Alpen vergaßen, überkam die Franzosen beim ersten Anblick Moskau's.

»Moskau! Moskau!« scholl es freudig durch die Reihen, und Alles drängte sich vorwärts, um die goldhäuptige Stadt zu sehen. Selbst Napoleon konnte sich eines mächtigen Gefühls der Freude nicht erwehren. Nun stand er auf der Höhe seines Glücks, ohne den Abgrund zu gewahren, der ihm zu Füßen gähnte.

Hier hoffte er zu rasten, hier mit seinem Heldenheere Ruhe zu finden nach den überstandenen Schlachten und Drangsalen. Es fehlte nicht an warnenden, verrätherischen Stimmen in seiner Umgebung, wie in seiner eigenen Brust; aber er war wie von einem Taumel ergriffen, der ihn alle Gründe des Verstandes überhören ließ.

Im Kreml angekommen, bestieg er sofort den Iwan Weliky, um von dieser Höhe herab seine glänzende Eroberung zu betrachten.

Zahllose Schwärme von Dohlen und Raben flatterten durch die Luft und ließen sich krächzend auf den glänzenden Zwiebelkuppeln, die rings zu Tausenden emporragten, nieder. Die Stadt aber war wie ausgestorben und das unheimliche Schweigen wurde nur durch die Bewegung der einrückenden Kavalerie unterbrochen.

Der Kaiser nahm seine Wohnung im Eckzimmer des alten Zarenpalastes, wo er kaum vierundzwanzig Stunden verweilen sollte. Während der Nacht brach eine Feuersbrunst aus, die ihn jedoch wenig beunruhigte und schnell von seinen Soldaten gelöscht wurde. Allein abermals züngelten Feuer von verschiedenen Seiten empor und als gar der dicht am Kreml liegende Basar in Flammen gerieth, und die plötzlich eintretenden Aequinoctialstürme, erst aus Osten, dann aus Nordwest und endlich, um das Verderben voll zu machen, aus Südwest brausend, den ungeheuern Brand über ganz Moskau wälzten, und das Prasseln der weitum aufleckenden

Feuergarben, das Krachen der einstürzenden Gebäude, der Donner zahlloser Explosionen selbst die Herzen der alten Grenadiere erzittern machten, die eben erst die Schlacht an der Moskwa geschlagen, da war des Kaisers Bleiben nicht mehr im Kreml, der Hunderte von Munitionswagen und mehrere Hunderttausend Pfund Pulver in sich schloß.

Ich übergehe die Einzelheiten dieses weltgeschichtlichen Brandes, der vom Kreml nur einen kleinen Theil, von Moskau aber vier Fünftheile in Asche legte und als dessen alleiniger Urheber der damalige Gouverneur von Moskau, Graf Rostopschin, zu betrachten ist. Man mag seine That eine barbarische nennen, aber sie war zugleich eine große und patriotische. Und so sehen wir durch die ganze russische Geschichte, als deren Mittelpunkt wir den Kreml betrachtet haben, Züge der rücksichtslosesten Barbarei mit Zügen der hochherzigsten Aufopferung Hand in Hand gehen.

Seit Peter I. ist der Kreml nicht mehr Residenz der russischen Selbstherrscher, aber dem russischen Volke ist er immer noch der geheiligste Fleck Erde, das Symbol seiner Macht und Einheit. »Ueber Moskau — sagt das Sprichwort — geht nur der Kreml, über den Kreml nur der Himmel.« Hier erst erhält die Gewalt der Zaren ihre priesterliche Weihe; die Glocke des Iwan Weliki verkündet den Russen, daß ihr Zar den Thron seiner Väter bestiegen; die architektonische Mannigfaltigkeit der Gebäude des Kreml zeigt, wie Rußland aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen im Laufe vieler Jahrhunderte sich gebildet, bis es ein europäisches Reich geworden, das an Macht und Bedeutung keinem anderen nachsteht.

Und wenn die Russen in vielen Stücken von uns nicht zu beneiden sein mögen: um solchen, mit der Geschichte eines halben Jahrtausend verwachsenen Mittelpunkt nationaler Einheit, wie ihr Kreml ist, sind sie zu beneiden.

Peter der Große.

Die Geschichte Rußlands hat auf unsere eigenen Geschicke seit Peter dem Großen einen tiefgehenden Einfluß geübt. Mein längerer Aufenthalt in Rußland hat mich schon früh zu einem eingehenderen Studium der Geschichte dieses bei uns immer noch wenig gekannten Landes geführt, wo mir dann besonders in Betreff der herkömmlichen Auffassung der Regierungsepoche Peters allerlei Bedenken aufstiegen, welche mit der Zeit nur gewachsen sind. Es handelt sich dabei weniger um die Berichtigung kleinerer oder größerer Irrthümer, von welchen z. B. Voltaire's glänzend geschriebene Geschichte Peters des Großen wimmelt, als vielmehr um den Gesichtspunkt, von welchem aus das Bild des gewaltigen Zaren auf dem Hintergrunde seiner Zeit und seines Volkes zu betrachten ist.

Wohl bei keiner Nation Europa's ist es so nöthig, sie aus eigener Anschauung zu kennen, um ihre Geschichte zu verstehen, wie bei der russischen, weil hier der Genius des Volks in früheren Jahrhunderten sich keine eigenen Denkmäler gesetzt hat, welche uns als Zeugnisse seiner Entwickelung dienen könnten, und weil die offiziellen Quellen, aus welcher der Geschichtschreiber vorzugsweise schöpft, sich nur allzu häufig trügerisch erweisen. Da sind Urkunden über die Gründung vieler Städte, die man vergebens in Rußland sucht, über Hunderte von Schulen, welche nie besucht wurden; da sind Städteordnungen

und Geſetze, welche nie ins Leben getreten ſind, ganze Stöße von Ukaſen, die weder Böſes verhindert, noch Gutes gefördert haben, weil der fremde Regierungsapparat, auf deſſen Einführung ein guter Theil des Ruhmes Peters und Katharina's beruht, bis heute keine Wurzeln im Volke geſchlagen hat.

Wer aufmerkſamen Blickes das Innere Rußlands durchreiſt, findet unter der Landbevölkerung weſentlich noch dieſelben Urzuſtände, in welchen zur Zeit und nach der Schilderung des Tacitus die Germanen lebten. Theilung des Ackers zu gleichen Theilen unter die Gemeindeglieder, Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten und Schlichtung der Streitigkeiten durch einen aus freier Wahl hervorgegangenen Vorſtand, kein Begriff von feſtſtehendem, an der Perſon haftendem Grundeigenthum, keine Ahnung von formalem Recht oder einer Staatsidee.

Ich rede hier natürlich von den Zuſtänden, wie ſie vor der Emanzipation waren, deren Wirkungen noch nicht zu überſehen ſind. Aber es iſt nöthig, hier die Thatſache hervorzuheben, daß die Reformen Peters und ſeiner Nachfolger die den Kern der Nation bildende ländliche Bevölkerung in keiner Hinſicht gefördert, vielmehr deren materiellen und ſittlichen Fortſchritt gehemmt haben durch Feſtigung der Leibeigenſchaft, welche unter den Herrſchern aus dem Hauſe Rurik ganz unbekannt war, erſt durch Boriß Godunow eingeführt wurde und bis zur Zeit Peters des Großen nur in ſehr lockeren Formen beſtand. Wo demnach die bäuerlichen Verhältniſſe nicht mehr die völlige Reinheit der vorhin erwähnten geſellſchaftlichen Urzuſtände bewahrt haben, iſt dies nur aus dem Drucke der unter dem Hauſe Romanow ausgebildeten Leibeigenſchaft zu erklären.

Nichts kann daher unrichtiger ſein, als die Reformen Peters in dem Sinne aufzufaſſen, als ob dem Volke dadurch ein größeres Maß von Freiheit gewährt worden wäre,

als es früher beſeſſen, wo es durch ſeine Vertreter noch einen gewiſſen — wenn auch ſehr geringen — Einfluß auf wichtige Regierungsakte übte. Die Macht der alten Zaren war nämlich nicht bloß durch die Geiſtlichkeit, ſondern auch durch das Volk beſchränkt, deſſen Zuſtimmung bei durchgreifenden Neuerungen eingeholt werden mußte. Es bildete ſich dann eine aus freigewählten Vertretern der Geiſtlichkeit, ſowie der Stadt- und Landbevölkerung hervorgegangene Verſammlung, welche auf dem Kreml unter freiem Himmel tagte und als der lebendige Ausdruck des geſammten Volkswillens betrachtet werden konnte. Ich führe aus dem ſiebzehnten Jahrhundert zwei Beiſpiele dieſer Art an. Nach dem Ausſterben des Hauſes Rurik wurden im Jahre 1612 von den Bojaren Vertreter der Stadt- und Landbevölkerung aus ganz Rußland nach dem Kreml entboten, um einen neuen Zaren zu wählen, Michael Feodorowitſch, den Gründer des Hauſes Romanow. Im Jahre 1682, alſo noch zu Lebzeiten Peters, der damals zehn Jahre alt war, berief Zar Feodor II. Alexejewitſch die Vertreter des Landes, um ihre Zuſtimmung zu der Abſchaffung der ſogenannten Rang- und Klaſſenbücher zu erlangen, d. h. um eine Neuerung durchzuführen, welche dem Grundſatze entſprang, daß nicht ererbte Würden, ſondern nur perſönliches Verdienſt für die Stellung und das Anſehen der Beamten im Staate maßgebend ſein ſolle. Seit der Regierung Johanns III. war es nämlich üblich geworden, die Dienſte und Ehren, deren jede Familie ſich rühmte, in ein offizielles Buch einzutragen, um jedesmal, wenn ein Streit über den Rang ſich erhob, ſich darauf beziehen zu können. Eine beſondere Behörde war eingeſetzt, um über die Rechte eines Jeden zu wachen und ſtreitige Fälle zum Austrag zu bringen. Nach der herrſchenden Anſicht hielt man es nämlich für den Sohn eines Würdenträgers nicht ſchicklich, unter einem Beamten zu ſtehen, deſſen Vater eine weniger hohe Stellung bekleidet hatte.

Der Sohn eines Bojaren brauchte also seinem Vorgesetzten nicht zu gehorchen, wenn er nachweisen konnte, daß dessen Vater kein Bojar gewesen war. Um diese Vorurtheile und die daraus entspringenden Mißbräuche mit der Wurzel auszurotten, berief der Zar eine aus zahlreichen Vertretern aller Stände bestehende Versammlung, welche einstimmig seinen Vorschlag annahm, die Rang- und Klassenbücher zu vernichten, wonach dieselben dann in Gegenwart der Versammlung öffentlich auf dem Kreml verbrannt wurden.

Ich habe diesen Fall, dem sich leicht ähnliche anreihen ließen, hervorgehoben, um zu zeigen, daß schon vor Peter Herrscher auf dem Zarenthron saßen, welche ernstlich bemüht waren, den herkömmlichen Mißbräuchen und Vorurtheilen zu steuern, aber ohne deshalb die alten Volksrechte so zu mißachten wie er. Selbst Johann der Schreckliche ließ meistens nur übermüthige Hofleute und Bojaren unter den Ausbrüchen seiner Grausamkeit leiden und erwies dem Volke allezeit Schonung und Rücksicht. Erst mit Peter begann die gewaltsame Unterdrückung der alten Volksfreiheiten und die Uniformirung des Reichs. Seine fast übermenschliche Energie und Thatkraft bebte vor keiner Gefahr und keinem Hindernisse zurück und seine glorreichen Erfolge nach Außen sühnten vielfach aus mit dem, was er im Innern Gewaltthätiges beging. Doch läßt sich jetzt auf das Bestimmteste nachweisen, daß von all seinen Reformen nur das geblieben ist, was den Sitten und Anschauungen des Volkes entsprach und wozu seine Vorgänger — besonders der kluge Boriß Godunow und Johann IV. — schon den Keim gelegt hatten. Es läßt sich eben so bestimmt nachweisen, daß selbst seine Eroberungen und das Vorschieben Rußlands nach Europa nur die glückliche Ausführung längst vorbereiteter und auch öfter schon mit weniger Glück und Geschick in Angriff genommener Unternehmungen waren.

Durch die Beweisführung, daß Peter seine glänzendsten und dauerndsten Erfolge der klugen Benutzung und Vollendung dessen verdankt, was seine Vorgänger im Reich ihm überliefert hatten, wird der Ruhm des großen Monarchen nicht im Geringsten geschmälert, hingegen wird uns sein Wirken dadurch verständlicher gemacht und in einen historischen Zusammenhang gebracht, welchen die meisten seiner Biographen übersehen, oder nicht gehörig gewürdigt haben. Jede wirklich große Erscheinung in der Geschichte steht auf den Schultern ihrer Vorgänger, zieht die Summe des Ueberlieferten und fügt Neues hinzu; nur die kleinen Geister blähen sich auf in dem Wahne, daß vor ihnen nichts Beachtenswerthes dagewesen sei.

Unzweifelhaft war nächst Friedrich dem Großen Peter der hervorragendste Monarch seines Jahrhunderts, und wenn man die Größe eines Herrschers bloß nach der Dauer seiner Erfolge bemessen will, so kann sich kein anderer Herrscher, weder des Alterthums noch der Neuzeit, mit diesem vergleichen.

Die Weltreiche Alexanders des Macedoniers und Karls des Großen überlebten ihre Gründer nicht, und der erste Napoleon mußte den Sturz seiner Weltherrschaft selbst überleben, während das Reich Peters erst nach seinem Tode zu rechtem Wachsthum gedieh, zu einem Wachsthum, dem noch lange kein Ende abzusehen ist. Und doch waren sowohl Alexander, wie Karl und Napoleon dem russischen Peter weit überlegene Geister; allein ihre Macht entsprang ihrem Genie, das sich nicht vererben ließ, wenn es auch der Weltgeschichte eine neue Richtung gab und sie mit weithin wirkenden Ideen und fruchtbaren Anregungen durchleuchtete, — während die Macht des russischen Zarenthums auf die nüchternste Berechnung sich gründete, auf einen Plan, welcher den Großmächten nur die Alternative ließ, ihn im Keime zu ersticken, oder zu ihrem eigenen Schaden an seiner Ausführung mitzuarbeiten.

Bewußt oder unbewußt, jedenfalls aus Mangel an Einsicht, wählten sie das Letztere; sie begünstigten Rußland in seinem Bestreben, zugleich am Baltischen und am Schwarzen Meere festen Fuß zu fassen und zwischen Asien und Europa eine gesicherte Stellung zu gewinnen, die es über kurz oder lang zum Schiedsrichter beider Welttheile machen mußte.

Der merkwürdige Mann, dessen Entwicklungsgang wir jetzt näher in's Auge fassen wollen, wurde geboren zu Moskau am 30. Mai alten, 11. Juni neuen Stils 1672. Er war ein Sohn des Zaren Alexéi Michailowitsch, aus dessen zweiter Ehe mit Natalia Kirilowna, der Tochter des Bojaren Kirila Naryschkin. Die beiden aus des Zaren erster Ehe entsprossenen Prinzen, Feodor und Iwan, waren von so schwächlicher Gesundheit, daß sich schon früh die Augen des Volkes auf den kräftig heranblühenden Peter richteten, der von Kindesbeinen an eine ungewöhnliche Lernbegier und einen rastlosen Geist offenbarte. Kaum vier Jahre alt, hatte Peter seinen Vater verloren, dem dessen ältester Sohn unter dem Namen Feodor II. Alexejewitsch in der Regierung gefolgt war. Dieser aufgeklärte und wohlwollende Fürst herrschte jedoch nur sechs Jahre. Er starb kurz nachdem er die vorhin erwähnte große Versammlung der Vertreter aller Stände des Volkes berufen hatte, im Jahre 1682. Nach seinem Tode wählte diese Versammlung, auf den Vorschlag des Patriarchen Joachim, den zehnjährigen Peter zum Zaren, mit Uebergehung seines ältern, stammelnden, kränklichen Halbbruders Iwan. Allein Sophie, die ehrgeizige, kluge und hochbegabte Schwester Peters, hatte sich selbst das Ziel gesetzt, Herrscherin von Rußland zu werden und deshalb von jeher alle zu Gunsten ihres Bruders getroffenen Bestimmungen zu vereiteln gesucht. Auch jetzt, bei der Zarenwahl, war es ihr gelungen, durch ihre Anhänger die nach altem Brauch und Herkommen nöthige Einstimmigkeit zu hintertreiben, indem einige Stimmen riefen: Der Thron gebührt Iwan

Alexejewitsch; es ist ungerecht, ihm den jüngeren Bruder vorzuziehen!

Doch blieb es trotz dieses Einspruchs bei der einmal getroffenen Wahl; selbst die Strelitzen, welche in Rußland ganz dieselbe Rolle spielten wie die Janitscharen in der Türkei, ließen sich bewegen, Petern zu huldigen. Da er aber selbst noch zu jung war um zu herrschen, so führte seine Mutter, die Zarin Natalia, einstweilen die Regentschaft. Inzwischen ließ Sophie nicht nach in der Verfolgung ihrer ehrgeizigen Pläne. Sie war eine Tochter aus der ersten Ehe des Zaren Alexei mit Maria Miloslawsky und suchte durch ihre einflußreiche Familie die Strelitzen für sich zu gewinnen, indem sie ihnen reiche Geschenke und große Versprechungen machte, und die Zarin Natalia beschuldigte sie, daß sie dem Prinzen Iwan, der mit Unrecht zu Gunsten Peters von der Thronfolge ausgeschlossen worden sei, nach dem Leben trachte.

Es wurde so eine Verschwörung vorbereitet, welche am 15. Mai 1682 zum Ausbruch kam, auf die falsche Nachricht hin, daß dieser Tag zur Ermordung Iwans festgesetzt sei und daß Natalia schon Pläne gemacht habe, das ganze Corps der Strelitzen dem Untergange zu weihen. Der Aufstand brach los. Die rohen Strelitzen, durch berauschende Getränke zu viehischer Wildheit getrieben, richteten auf dem Kreml ein Blutbad an, dem die vornehmsten Anhänger der Zarin Natalia, darunter ihr eigener Bruder, zum Opfer fielen und dem sie selbst nur wie durch ein Wunder entging, nachdem die wilde Horde sich überzeugt hatte, daß Iwan noch lebe und man ihrem Verlangen nachgab, ihn zum Zaren auszurufen. Allein dieser junge Prinz, der seinen Stiefbruder zärtlich liebte und dessen geistige Ueberlegenheit neidlos anerkannte, willigte nur unter der Bedingung ein, daß man ihm Peter zum Mitregenten setze. Die Strelitzen mußten sich fügen und die Krönung der beiden jungen Zaren wurde mit großer Pracht am 23. Juni

1682 vollzogen, während die eigentliche Herrschaft in die Hände Sophiens überging, welche somit das nächste Ziel ihres Ehrgeizes erreicht hatte. Sie suchte nun die übermüthigen Strelitzen, diese moskowitischen Prätorianer, deren immer wachsende Ansprüche sie nicht befriedigen konnte, loszuwerden und sie in das Innere des Reiches zu vertheilen, während sie eine andere Kriegerschaar zum Schutze des zarischen Hauses bildete. Die Folge davon war ein neuer Aufruhr, der sich aber vernehmlich gegen Peter richtete, da die schlaue Sophie es verstanden hatte, ihre Schuld ihm zur Last zu legen. Allein diesmal, wo man den Strelitzen eine geordnete Heerschaar entgegenzustellen hatte, gelang es bald, ihrer Herr zu werden, und der junge Peter, noch ein Knabe, aber früh gereift durch die Grenelscenen und die blutigen Erfahrungen, unter welchen er aufgewachsen war, sowie durch die Mordversuche, welche man selbst in der Kirche auf ihn gemacht hatte, ließ ein schreckliches Gericht über die Schuldigen ergehen.

Sophia blieb indeß Regentin und wandte unabläßig alle Mittel der Schlauheit an, um Anhang unter dem Volke zu gewinnen. Einen mächtigen Bundesgenossen fand sie in dem Fürsten Wassily Galizin, der großen Einfluß auf den Adel und das Volk übte; die Gunst der Truppen suchte sie durch einschmeichelnde Freundlichkeit und reiche Geschenke zu erhalten. Nicht zufrieden mit dem bloßen Besitze der Macht, ließ sie in den Staatsschriften und Ukasen den Namen der beiden jungen Zaren den ihrigen hinzufügen. Auch die Münzen, deren eine Seite der Zaren Bild und Namen enthielt, zeigten jetzt auf der andern Seite Sophie, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, mit dem Titel: »Beherrscherin von Groß- und Kleinrußland.«

Ich hebe diese Einzelheiten besonders hervor, um zu zeigen, in welcher Umgebung und unter welchen Eindrücken Peter aufwuchs, da sich Vieles in seinem spätern Lebensgange

dadurch erklärt. Früh auf sich selbst angewiesen, umringt von Spähern, fortwährend in Lebensgefahr, bildete er, um sich seiner Haut zu wehren, nicht allein seine männlichen Eigenschaften, Muth, rasche Entschlossenheit und Geistesgegenwart schon in frühen Jahren aus, sondern ward auch ein großer Meister jener mehr weiblichen Anlagen der List, Verstellung und der zähen Geduld, welche dem slawischen Geschlechte besonders eigen sind. Während seine Schwester Sophie in Moskau der Verfolgung ihrer weitblickenden Pläne lebte und durch die Dauer ungestörter Machtübung sich immer sicherer fühlte, immer sorgloser wurde, ergötzte sich der funfzehnjährige Peter in dem Dorfe Preobraschenskoje scheinbar am Soldatenspiel, indem er aus funfzig anderen Knaben seines Alters eine kleine Kriegerschaar bildete, welche durch den Genfer Abenteurer Le Fort disziplinirt, der Kern seiner künftigen Armee wurde. Sophie sah in diesem Soldatenspiel nichts Gefährliches. Sie war froh, Peter auf diese Weise von sich und den Regierungsgeschäften fernzuhalten, und ließ es arglos geschehen, daß die kleine Schaar sich nach und nach beträchtlich vergrößerte. Der Zufluß von Jünglingen aus den vornehmsten Geschlechtern Rußlands nach Preobraschenskoje war so groß, daß es hier bald an Raum für die Menge fehlte und ein Theil davon in das benachbarte Dorf Sjemenowsky verlegt werden mußte. Aus diesen beiden Knabencompagnien erwuchsen später die berühmten Garderegimenter, welche nach den Dörfern Preobraschenskoje und Sjemenowsky benannt wurden. Zum Oberbefehlshaber der jugendlichen Kriegerschaar ernannte Peter Le Fort, der als Sohn eines Genfer Kaufmanns ebenfalls die Handlung erlernt hatte, aber in Folge leichtsinniger Streiche seine Vaterstadt verlassen mußte, erst in französische, dann in holländische Kriegsdienste trat und endlich als Glücksritter nach Rußland kam. Der Umgang mit diesem höchst begabten und vielerfahrenen Abenteurer sollte für Peter

von größter Bedeutung werden. Le Fort war es, der den jungen Zaren zu bestimmen suchte, seine Macht auf ein nach europäischem Muster organisirtes Heer zu gründen. Er war es, der Peter bewog, in Preobrasbenskoje die Sprößlinge der vornehmsten russischen Geschlechter um sich zu versammeln und er war es auch, der männlichen Ernst in das Soldatenspiel brachte, um zugleich den Kern eines tüchtigen Heeres zu bilden und den russischen Adel, dessen Söhne Peter solchergestalt gleichsam als Geißeln in der Hand hatte, für ihn zu gewinnen. Le Fort wirkte um so mächtiger auf seinen fürstlichen Zögling und erschien in den Augen Sophiens um so unschädlicher, je weniger er sich pedantisch zeigte und je mehr er den Launen Peters zu schmeicheln schien, mit dem er in wüsten Gelagen, welche immer ein Hauptvergnügen des Zaren blieben, ganze Nächte durchschwelgte. Peters gewaltige Constitution war nicht bloß den größten körperlichen Strapatzen und Entbehrungen, sondern auch den größten Ausschweifungen jeder Art gewachsen, und in Le Fort fand er einen Mann, der es ihm darin gleichthat, ohne sich davon beherrschen zu lassen, während Sophie das scheinbar wüste Leben, welches Beide zusammen führten, gern sah, in der Hoffnung, Peter werde ganz darin untergehen. Sie war deshalb nicht wenig überrascht, als er ihr zu Anfang des Jahres 1688 bei seinem ersten Erscheinen in der geheimen Rathsversammlung eine Haltung zeigte, welche durchaus keinen fügsamen Sinn verrieth. Auf Antrieb seiner Mutter vermählte er sich schon im nächsten Jahre mit der schönen Eudoxia Feodorowna Lapuchin, und diese Heirath diente so sehr sein Ansehn beim Volke zu steigern, daß Sophiens Maßregeln, ihn von den Sitzungen des geheimen Raths fernzuhalten, unwirksam blieben und sie selbst vor der wachsenden Macht, dem zugreifenden Muthe und der schlauen Ueberlegenheit des frühgereiften Jünglings zu zittern begann. Sie suchte ihn durch einen Mordanschlag aus

dem Wege zu schaffen; er ward aber zeitig davon in Kenntniß gesetzt und fand Schutz hinter den festen Mauern des unfern Moskau's gelegenen Klosters Troizkoi. Verlockt durch die Bevorzugungen, welche er immer den Ausländern hatte zu Theil werden lassen, versammelten sich um ihn bald alle in der russischen Armee dienenden Fremden und zu gleicher Zeit erklärte ihm General Patrick Gordon, der damals tüchtigste Befehlshaber, er werde, wenn es zu einem Konflikt zwischen der Regentin Sophie und Peter käme, unbedingt zu ihm stehen. Hierauf erließ der junge Zar einen offenen Aufruf an die Armee und 40,000 Mann standen sofort zu seiner Verfügung. Der Oberbefehlshaber Fürst Galizin, Sophiens Günstling und Stütze, wurde ohne Waffengewalt durch den entschlossen vorgehenden General Gordon gestürzt und Sophie mußte, nach mehreren vergeblichen Versuchen sich mit Peter zu verständigen und auszusöhnen, den Schleier nehmen und ihre Tage im Kloster beschließen.

So ward Peter Alleinherrscher von Rußland; denn seinem anspruchslosen Bruder Iwan genügte die Ehre, mitregierender Zar zu heißen, und die wenigen Jahre, welche ihm noch übrig blieben, verlebte er in ruhiger Zurückgezogenheit.

Im September 1689, also in einem Alter von siebzehn Jahren, hielt der junge Herrscher seinen Einzug in Moskau. Eine Armee von 60,000 Mann, die jetzt unter seinem Befehle stand, hatte ihm bis vor die Thore das Geleit gegeben. Unter einer Bedeckung von 180 Strelitzen ritt er in die Hauptstadt ein; seine Gemahlin und Mutter folgten ihm im Staatswagen. Sein Stiefbruder Iwan empfing ihn am Eingang des Kremls, wo die Beiden, unter dem Jubel des Volkes, sich küßten und umarmten.

Gegenüber einer solchen Aufgabe, wie sie Peter, jetzt im faktischen Alleinbesitz der Macht, sich gesetzt hatte — eine größere war nie einem Sterblichen zu Theil geworden —

geziemt es ſich wohl, einen Augenblick betrachtend zu verweilen, um die Stätte kennen zu lernen, auf welcher der große Neubau aufgeführt werden ſollte, ſowie die Mittel und Werkzeuge, welche dem Baumeiſter dabei zu Gebote ſtanden.

Wenn man von dem heutigen Rußland als von einer Schöpfung Peters ſpricht, ſo klingt das faſt, und die Meiſten verbinden auch die Vorſtellung damit, als ob der große Zar wie durch Zaubergewalt Alles nur ſo aus dem Boden hervorgeſtampft hätte. Man darf aber nicht vergeſſen, daß Rußland ſchon vor Peter ein Reich war, welches an Umfang die größten Weltreiche aller Zeiten weit übertraf. Weder der vorübergehende Ländererwerb des macedoniſchen Alexander, noch ſelbſt das römiſche Weltreich zur Zeit ſeiner größten Ausdehnung unter Trajan, noch das Reich Karls des Großen kam auch nur entfernt der ungeheuren, zuſammenhängenden Ländermaſſe gleich, über welche Peter zu herrſchen berufen war. In ununterbrochener Ausdehnung erſtreckte ſich ſein Reich von den Grenzen Schwedens bis zu den Grenzen China's, überſtieg in Europa bereits die Größe von 70,000 deutſchen Quadratmeilen und umſpannte in Aſien über 150,000 Quadratmeilen, was zuſammen mehr iſt als die Oberfläche von ganz Europa. Allerdings entſprach die dünngeſäete Bevölkerung dem gewaltigen Umfange des Landes nicht; allein die 16 Millionen Unterthanen, deren Gut und Blut dem unbeſchränkt herrſchenden Zaren zur Verfügung ſtand, bildeten doch immer einen ganz hübſchen Machtanfang und das Dreifache der Volkszahl, mit welcher Friedrich der Große ſeine Regierung antrat.

Während des Vierteljahrhunderts, welches der Thronbeſteigung Peters vorherging, etwa vom Jahre 1662 an gerechnet, hatte Rußland gegen 60,000 Quadratmeilen gewonnen, alſo ſechsmal ſo viel, als ganz Frankreich heute zählt. Eine Menge Ausländer aller Berufsklaſſen, Deutſche, Franzoſen und Schotten, waren in dieſer Zeit eingewandert und hatten vom

Hofe alle mögliche Förderung ihrer Intereſſen erfahren; außerdem wurde ein ziemlich reger Verkehr mit den vornehmſten europäiſchen Höfen unterhalten. An ähnlichen Begünſtigungen der Ausländer und diplomatiſchen Anknüpfungen mit fremden Mächten hatte es ſchon früher nicht gefehlt. Johann IV. Waſſiljewitſch ſtand in Briefwechſel mit Eduard VI. und ſpäter mit Eliſabeth von England. Um Rußland eine Seeküſte zum Handelsverkehr mit dem abendländiſchen Europa zu verſchaffen, eroberte er Liefland, das er freilich nicht lange zu behaupten vermochte; allein man ſieht doch aus dieſen Beſtrebungen, wohin der Zug der ruſſiſchen Politik ging und daß Peter im Weſentlichen nur die Wege zu verfolgen brauchte, welche ſeine Vorgänger ſchon eingeſchlagen hatten. Die alten Züge der Großfürſten nach Konſtantinopel waren durch die Einfälle der Mongolen unterbrochen worden, deren Joch drittehalb Jahrhunderte lang auf Rußland drückte und ſeine Kräfte lähmte. Als dann das früher zerſplitterte, erſt durch dieſen langen Druck geeinigte Volk endlich ſiegreich aus der ſchweren Prüfung hervorging, die Herrſchaft der Mongolen brach und ihre Reiche zu Provinzen des ſich ſchnell ausbreitenden Zarenthums machte, begann ein hartnäckiger Kampf mit den ſtammverwandten, aber glaubensverſchiedenen Polen, ein zuweilen durch Erſchöpfung beider Parteien unterbrochener, allein immer mit geſteigerter Wuth erneuerter Kampf, der durch Jahrhunderte fortdauernd, noch in unſern Tagen wieder aufgeflackert iſt. Dazwiſchen fielen blutige Kämpfe mit den Koſaken und Litthauern, ſowie mit den Schweden und deutſchen Ordensrittern, um den Beſitz der baltiſchen Meeresküſte. Auch begannen ſchon unter Johann IV., in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, die Kriege gegen die Türken. Endlich iſt noch der furchtbaren Revolutionen zu gedenken, welche erſt durch den Prätendenten Demetrius, nach dem Ausſterben des Hauſes Rurik, und dann durch Stenko Raſin, der an

der Spitze eines Heeres von 200,000 Rebellen ſtand, Rußland verwüſteten und das Volk verwilderten. Alle dieſe inneren und äußeren Hinderniſſe und Schwierigkeiten waren überwunden, als Peter den Thron beſtieg, der nun ſeine ganze Kraft an die energiſche Durchführung der von ſeinen Vorgängern eingeleiteten Reformen ſetzen konnte. Darin, daß er von vornherein klar die Größe ſeiner Aufgabe begriff und dem Ziele, das er ſich früh geſteckt hatte, mit Anſpannung aller Kräfte, mit einer moraliſchen Energie ohne Gleichen bis zum Grabe nachlebte, ohne je vor einem Hinderniß zurückzuſchrecken, oder in Zeiten ſchwerer Prüfung und Bedrängniß zu verzagen, — darin endlich, daß es ihm nie um Aeußerlichkeiten und Befriedigung perſönlichen Ehrgeizes, ſondern ganz und ausſchließlich um Hebung der Macht und des Anſehens ſeines Landes zu thun war, für welches er bei jeder Gelegenheit ſein Leben wagte, zeigt ſich die Größe und Hoheit ſeiner Herrſchernatur.

Es mag als ein müßiges Beginnen erſcheinen, die oft aufgeworfene Frage zu erörtern, was ohne Peter aus Rußland geworden wäre, wenn Sophie ſich auf dem Throne behauptet hätte. Nach Allem, was wir von dem aufgeklärten Geiſte, der Energie, dem Ehrgeize und der übrigen Schönheit Sophiens wiſſen, iſt anzunehmen, daß ſie eine ähnliche Rolle geſpielt haben würde, wie ſpäter Katharina II. ſpielte, denn die Charakterähnlichkeit zwiſchen beiden Fürſtinnen iſt eine geradezu auffallende. Ich will die vorhin angeregte Frage hier nicht erörtern, ſondern nur die Thatſache hervorheben, daß Peter ſeiner feindſeligen Schweſter viel verdankte. Durch ihre aufräumenden Vorarbeiten wurde ihm die rieſige Aufgabe ſeines Lebens weſentlich erleichtert. Sie hatte, um ſich unabhängig von den Strelitzen zu ſtellen, die allen ſtaatlichen Fortſchritt lähmende Uebermacht dieſer moskowitiſchen Prätorianer ſchon gebrochen und die Bildung eines neuen Heeres

begonnen, welches dann, wie wir geſehen haben, im entſcheidenden Augenblick für Peter Partei nahm, weniger aus eigenem Antriebe, als durch den Einfluß des dem jungen Zaren ergebenen Generals Gordon und der unter ihm dienenden vielen ausländiſchen Offiziere. Hätte Sophie nicht dieſe Menge von Fremden nach Rußland gezogen, ſo würden Peter die erſten und intelligenteſten Stützen ſeiner Macht gefehlt haben. Sophie unterlag in dem Ringen um die Herrſchaft ihrem Bruder, weil dieſer ein zu überlegener Gegner war. Der deutſchen Katharina wurde es leichter, den unbedeutenden Peter III. aus dem Wege zu räumen. Doch, wir wollen dieſen Vergleich nicht weiter verfolgen.

Die Geſchichte lehrt, daß ſich die Kraft hervorragender Herrſcher ſchon früh offenbart und daß der erſte Wurf meiſt für das ganze Leben entſcheidend iſt. So war es auch bei Peter, dem die Natur ſelbſt den Herrſcherſtempel auf die Stirn gedrückt hatte und der nicht bloß der Begabung, ſondern auch der Geſtalt nach der größte Monarch ſeiner Zeit war. Mit ſiebzehn Jahren völlig ausgewachſen, hatte ſein im ſchönſten Ebenmaß geformter Körper eine Höhe von 7 Fuß 1 Zoll bayeriſch. Auf mächtigen Schultern trug er einen wohlgebildeten Kopf mit großen, glühenden Augen, hochgewölbter Stirn und leichtgebogener Naſe, unter welcher der zugeſpitzte Schnurrbart der Breite des nicht gerade kleinen Mundes entſprach, deſſen volle Unterlippe einen ſtark ſinnlichen Zug verriet. Eine beſondere Zierde des ſtattlichen Hauptes bildete das dunkle, bis zum Nacken herabwogende Haar. Alles in Allem genommen war er eine durchaus impoſante Erſcheinung, die auch in der einfachſten Hülle einen mächtigen Eindruck machte. Wie ſein Reich unter allen Reichen der Erde, ſo ragte er unter allen Menſchen ſeiner Zeit an Größe hervor.

Weniger Günſtiges iſt von ſeiner Geiſtesbildung zu melden. Der Vorteil eines gründlichen, wiſſenſchaftlichen Unter-

richts war ihm verſagt geblieben. Sein ruſſiſcher Lehrer Sotow, der Secretair bei der Supplikenkanzlei war und ſpäter als Geſandter zu den Tataren der Krim geſchickt wurde, hatte mit dem jungen Prinzen die geſchriebenen Jahrbücher der ruſſiſchen Geſchichte geleſen und die Hauptperſonen und Staatsactionen durch bildliche Darſtellungen ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt. Außerdem hatte Peter mit dem Artillerielieutenant Franz Timmermann aus Straßburg Mathematik und mit Le Fort Holländiſch getrieben, auch nebenbei ein bischen Deutſch und Franzöſiſch gelernt: darin beſtand die ganze Summe ſeiner Kenntniſſe, als er den Thron beſtieg, auf welchem ihm zu Bücherſtudien auch fernerhin wenig Zeit bleiben ſollte. Deſto mehr lernte er durch die lebendige Erfahrung. Der Biſchof Theophan ſagte von ihm: Die Reiche Europa's waren ſeine Akademien; ihre Beherrſcher und Geſandten ſeine Lehrer. — Er lernte in der That ſo viel von ihnen, daß er ſie Alle übertraf. Der Umſtand, daß weder Peter ſelbſt, noch irgend einer der Mitarbeiter an ſeinem großen Werke auch nur einen Anflug von klaſſiſcher Bildung hatte, mag wohl Veranlaſſung geweſen ſein, daß ſogar Kaiſer Nikolaus noch die klaſſiſchen Sprachen vom Lehrplane der jungen Großfürſten ausſchloß.

Bei ſeiner Thronbeſteigung kannte Peter von Europa noch nichts, als was ihm ſeine ausländiſchen Freunde, die ſein vornehmſter Umgang blieben, davon erzählt hatten. Aber ſein lebhafter Geiſt war dadurch aufs Aeußerſte zur Nachahmung angeregt. Er wollte ſich nur erſt in ſeiner Stellung befeſtigen, den Grund zu Rußlands Neubau legen und dann ſelbſt die vornehmſten Kulturländer beſuchen, um mit eigenen Augen Alles zu ſehen und zu prüfen und danach bei ſeiner Rückkehr das Begonnene zu vollenden. Sein Hauptaugenmerk war und blieb auf die Bildung eines ſtehenden Heeres nach europäiſchem Muſter gerichtet. Dabei fand er in den

erfahrenen Generalen Gordon und Le Fort die beſten Rathgeber und Helfer. Er lernte von ihnen mit wahrhaft rührender Wißbegier und einer raſtloſen Thätigkeit, die ſich auf alle Zweige des Dienſtes erſtreckte und auch das Kleinſte und Niedrigſte nicht zu geringfügig fand. Er verlangte von Andern nichts, als was er ſelbſt leiſten konnte, und es iſt hiſtoriſch begründet, daß er vier Wochen lang als gemeiner Soldat diente, die gewöhnliche Uniform eines ſolchen trug, in Gemeinſchaft mit den andern Soldaten ſchlief, aß, exerzirte und die Wache bezog, ohne ſich die geringſte Bevorzugung zu erlauben. Es war ihm keine leichte Entbehrung, ſich ſo lange mit der gewöhnlichen Soldatenkoſt begnügen zu müſſen, da er bei ſeinem ungeheuern Appetit ſonſt ſechsmal mehr aß als andere Menſchen; aber er konnte dann auch, als die Prüfungszeit vorüber war, mit gutem Gewiſſen ſagen: meine Soldaten dürfen ſich nicht beklagen; was mir genügte, reicht für ſie auch hin.

Hand in Hand mit der Bildung des Heeres ging die Gründung einer Flotte. Schon ſein Vater Alexei hatte lebhaft die Nothwendigkeit einer ſolchen für Rußland gefühlt und war nach Kräften bemüht geweſen, dem Mangel abzuhelfen. Ein kleines Geſchwader wurde noch unter ſeiner Regierung zur Unterſuchung der Nordküſten Sibiriens ausgerüſtet. Das letzte Schiff, welches unter Alexei's Regierung durch holländiſche Bauleute zu Stande gekommen und beſtimmt war, auf dem Kaſpiſchen Meere den Handel mit Perſien zu vermitteln, war von den Donſchen Koſaken verbrannt worden und von der zerſtreuten Mannſchaft hatten ſich nur zwei Leute wieder in Moskau eingefunden, wovon der eine, Karſten Brand, ſpäter von Peter zum oberſten Schiffsbaumeiſter der Marine ernannt wurde.

Mit demſelben Eifer, den Peter bisher dem Armeedienſt entgegengebracht hatte, widmete er ſich jetzt der Schiffsbau-

kunft. Die nächſten Ziele ſeines Ehrgeizes waren hohe Maſtbäume und durch ſeine Träume flatterten Wimpel, Strickleitern, Segeltuch und Flaggen.

Er arbeitete am Bau der Schiffe fleißig mit, bald als Zimmermann, bald als Schmied, bald als Handlanger. Am 14. März 1691 wurde die erſte Yacht vom Stapel gelaſſen, auf welcher Peter von Moskau nach Kolomenskoje (eine Strecke von etwa achtzehn deutſchen Meilen) fuhr. Auf den nächſtfertigen Schiffen befuhr er den See von Perejaslawl, dann den Kubinskiſchen See, und endlich wagte er ſich bei Archangel auf das Weiße Meer hinaus. Archangel war der wichtigſte Seeplatz Rußlands, ſeit es ſeine früheren Häfen an der Oſtſee verloren hatte, der einzige Vermittlungspunkt ſeines Verkehrs mit dem Auslande. Der erſte Anblick des Hafens mit ſeinen großen Schiffen, und des Weißen Meeres machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Zaren, der übrigens dort nicht als Zar, ſondern unter dem Namen und der Tracht eines holländiſchen Schiffers lebte. Es haben ſich Briefe erhalten, die er aus jener Zeit an ſeine Mutter ſchrieb und deren Inhalt kindlich genug lautete.

Die beſorgte Zarin-Mutter konnte ſich die Liebhaberei ihres Sohnes für Schifffahrt gar nicht erklären; außerdem hatte ſie eine fabelhafte Vorſtellung von dem großen, ihr völlig unbekannten Meere und ſchwebte deshalb in tauſend Aengſten um ihren geliebten Peter, der ihr von ſeinen Ausflügen ſchrieb und auch berichtete, daß er ſchon einen tüchtigen Sturm mitgemacht habe.

Als eine Probe des Briefſtils jener Zeit und charakteriſtiſch für Peter und ſeine Mutter, mag es hier wohl paſſend ſein, ein kurzes Schreiben von Beiden mitzutheilen.*)

*) Ich entnehme dieſe Proben dem intereſſanten Buche: „Die geiſtige Hinterlaſſenſchaft Peters I. als Grundlage für deſſen Beurtheilung als Herrſcher und Menſch. Von C. Stahlin. Leipzig und Heidelberg. Winterſche Buchhandlung. 1862.

Unterm 12 August 1693 schreibt Peter an seine Mutter:

Der Herrin, meiner Mutter, der Kaiserin Natalia Kirilowna.

Durch Wassily Samarin hast Du mir zu schreiben geruht, daß ich Dich, Herrin, dadurch betrübt, daß ich nichts über meine Rückkehr geschrieben; darüber kann ich aber auch heute noch nicht genau schreiben, weil ich Schiffe abwarte, und noch kein Mensch weiß, wann sie ankommen werden; man erwartet sie bald, weil sie schon vor drei Wochen von Amsterdam ausgelaufen sind. Sobald sie ankommen und ich alles dann Nöthige noch gekauft haben werde, reise ich sogleich Tag und Nacht hindurch. Ja! und um eine Gnade bitte ich Dich: weshalb geruhst Du Dich meinetwegen zu betrüben? Warst Du nicht so gut zu schreiben, daß Du mich der Fürsorge der Mutter Gottes übergeben? Wenn man solchen Hirten hat, worüber dann trauern? Dank ihren Gebeten und ihren Verwendungen erhält Gott nicht allein mich, sondern die ganze Welt. Hiernach bitte ich um Deinen Segen.

Der unwürdige Petruschka.

Die Zarin schreibt ihm:

Meinem vielgeliebten Lichte, meiner Freude.

Lebe in Gesundheit, mein Väterchen, Kaiser Peter Alexejewitsch, viele Jahre hindurch. Auch wir sind durch Gottes Gnade am Leben. Ergieße, mein Licht, Deine Gnade über mich, und reise zu uns, mein Väterchen, unverzüglich. Ei, ei! groß ist meine Trauer, daß ich Dich, das Licht meiner Freude, nicht mehr sehe. Hast mir geschrieben, meine Freude, Du wolltest alle Schiffe abwarten, und Du, mein Licht, hast doch die gesehen, die schon angekommen sind; was hast Du,

meine Freude, die andern noch abzuwarten? Verwirf, Väterchen, mein Licht, diese Bitte nicht, die ich Dir zuvor ausgesprochen. Schriebst mir, meine Freude, Du seiest zur See gewesen, und mir, mein Licht, hattest Du versprochen nicht auszulaufen. Und ich, mein Licht, danke dem Herrgott und der Mutter Gottes dafür, daß sie Dich in guter Gesundheit erhalten. Und über Dir, meinem Lichte, sei die Gnade Gottes, und freue ich Dir, meiner Freude, in Zuversicht auf die allerheiligste Mutter Gottes meinen mütterlichen Segen.

Im Schreiben war Peter kein großer Meister; er wußte besser die Axt, den Säbel und den Stock als die Feder zu schwingen. Seine Briefe bilden ein wundersames Gemisch von deutschen, russischen, holländischen und französischen Brocken, welchen er durch seine eigenthümliche Orthographie ein ganz neues Gepräge gab, so daß viele Ausdrücke schwer, manche gar nicht zu verstehen sind. Er unterschrieb sich bald:

Piter
Bom Bar Dir,

oder:

Ir Dimar
Piter*)

Seine Ausdrucksweise war eben ein treuer Spiegel der buntscheckigen Gesellschaft, in welcher er lebte; übrigens schrieben ihm seine Freunde und Untergebenen meist in ganz kameradschaftlichem Tone.

Der Aufenthalt in Archangel überzeugte Peter, daß Rußland, um seine Rohprodukte mit Vortheil abzusetzen und in nähere Verbindung mit Europa zu treten, andere Häfen haben müsse, als den fernen Hafen am Weißen Meere, welches im Winter zufriert. So faßte er den Entschluß, sich um

*) Soll heißen: Bombardir und Ir Dimar Peter.

jeden Preis der Mündungen der großen Ströme zu bemächtigen, welche Rußlands Lebensadern bilden. Dazu bedurfte es, um den Besitz der Ostseeküste, eines Krieges mit den Schweden, um den Besitz des Schwarzen Meeres eines Krieges mit den Türken. Peter wandte sich zunächst dem Schwarzen Meere zu. Der Anlaß zu einem Kriege war bald gefunden. Schon seine Schwester Sophie hatte, als Bundesgenossin des deutschen Reichs und der Polen, eine Armee von 200,000 Mann gegen die Türken geschickt. Diese war jedoch nach einem unglücklichen Feldzuge in traurigem Zustande zurückgekehrt. Peter brauchte also den ohne Friedensschluß unterbrochenen Kampf nur wieder aufzunehmen. Er richtete seinen Angriff gegen die am Ausflusse des Don gelegene, von den Türken stark befestigte Stadt Asow, welche durch eine auserlesene Besatzung von freilich nur 4000 Mann vertheidigt wurde.

Die Belagerung begann im Juli 1695. Es wurden Laufgräben eröffnet, Wälle aufgeworfen, Minen gelegt und gesprengt, allein Alles in unzulänglicher Weise, weil es der Armee an Artillerie und geschickten Ingenieuren fehlte. Die Folge war, daß durch kühn geleitete Ausfälle der Türken die von den Russen errungenen Vortheile immer wieder vernichtet wurden. Wiederholte Versuche, die Festung mit Sturm zu nehmen, mißlangen, und so mußte Peter, nach langer Belagerung und einem Verluste von 20,000 Soldaten wieder abziehen. Er hatte sich überzeugt, daß ohne Flotte die Eroberung von Asow unmöglich sei. Statt sich aber dadurch entmuthigen zu lassen, sann er nur darauf, Nutzen aus der gewonnenen Erfahrung zu ziehen und alle verfügbaren Kräfte auf die Herstellung einer Flotte zu verwenden. Inzwischen war jedoch der Winter ins Land gekommen und der Zar kehrte nach Moskau zurück, wo bald darauf sein Bruder und nomineller Mitregent, Iwan, starb (29. Januar 1696), so daß

Peter jetzt nicht bloß faktiſch, ſondern auch rechtlich Alleinherrſcher von Rußland war. Mit raſtloſem Eifer wurden nun die Vorbereitungen zu einem zweiten Feldzuge gegen Aſow getroffen. Dem Mangel an tüchtigen Ingenieuren und Artilleriſten wurde bereitwillig durch Kaiſer Leopold I., Kurfürſt Friedrich von Brandenburg und die Generalſtaaten von Holland abgeholfen, die ihm eine Menge erfahrener und unterrichteter Offiziere ſchickten, weil ihnen Allen daran gelegen war, die Türken, welche mit dem Kaiſer in Ungarn kämpften, am Schwarzen Meere zu beſchäftigen, um ihre Macht zu zerſplittern. Nun galt es noch, ſchnell eine Flotte zu ſchaffen. In der Stadt Woronetſch, am Don, hatte Peter einen bequemen Ort zum Schiffbau gefunden. Das nöthige Material lieferte die an Bauholz und Eiſen reiche Umgegend in Ueberfluß, und mit ſolchem Eifer wurde gearbeitet, daß ſchon im Mai 23 Galeeren, 2 Galeaſſen und 4 Brander fertig waren. Hierzu kam noch ein Kriegsſchiff, welches Peter ſelbſt, und ein anderes, welches Le Fort, der zum Admiral ernannt wurde, beſtieg. Die eigentliche Leitung der Flotte hatte ein Venetianer, de Lima, der den Titel Vicеadmiral erhielt. So fuhren die angehenden Seehelden, deren Schiffe noch kein Salzwaſſer beſpült hatte, zur Mündung des Don hinab, wo ſie nicht fern im Meere eine türkiſche Flotte von 19 großen Schiffen nebſt vielen Galeeren entdeckten, die neue Zufuhr nach Aſow zu bringen beſtimmt war. Es hing Alles davon ab, dies zu verhindern. Der ſchlaue Venetianer ſuchte den Feind durch eine Kriegsliſt zu täuſchen, indem er ſcheinbar die Flucht ergriff und mit ſeinen Schiffen wieder den Strom hinauffuhr, aber einen großen Theil der leichten Fahrzeuge hinter der Karajarskiſchen Inſel verbarg. Als nun die Türken mit 19 Tumbaſſen ſorglos der Feſtung ſich näherten, brach plötzlich die ruſſiſche Flotte aus dem Hinterhalt hervor und nahm den überraſchten Türken 10 Tumbaſſen weg. Peter wagte nun

auch einen Angriff auf die feindlichen Kriegsschiffe und es gelang ihm, zwei davon zu erobern. Da er sie jedoch wegen der Untiefe nicht fortführen konnte, so wurde das eine verbrannt, das andere in den Grund gebohrt. Sieben Kanonen und Waffen für 4000 Mann fielen den Russen in die Hände, die nun auch die Belagerung der Festung mit Erfolg beginnen konnten. General Gordon machte dem Zaren den Vorschlag, längs der Stadt vor den Augen des Feindes einen großen Erdwall aufzuführen, der sich, wenn die ganze Armee daran arbeitete, bald über die Mauer erheben und die eingeschlossene Festung zur Uebergabe zwingen würde. Der kühne Plan gefiel Peter, der sofort zur Ausführung schritt, indem er 10,000 Mann, die alle halbe Stunde abgelöst wurden, Tag und Nacht unter den Kugeln des Feindes arbeiten ließ. So wurde Asow nach zweimonatlicher Belagerung von den Russen genommen und Peter veranstaltete, nicht sich, sondern seinen Generälen zu Ehren, denen er allein die Ehre des Sieges zuschrieb, einen großen Triumpheinzug in Moskau, wobei Le Fort, als Großadmiral, in einem von sechs geschmückten Pferden gezogenen vergoldeten Wagen fuhr.

Nun beschloß Peter, selbst eine längere Reise ins Ausland zu unternehmen, um das Leben gebildeter Völker in der Nähe kennen zu lernen und Vortheil für Rußland daraus zu ziehen. Doch ehe er zur Ausführung seiner Reisepläne schritt, wurde sein Leben noch einmal durch eine Verschwörung bedroht, die er indeß, zeitig davon unterrichtet, rasch vereitelte, indem er sich furchtlos in die Versammlung der Verschworenen begab und ihren Führer, den Staatsrath Sckewnin, mit eigener Faust zu Boden schlug.

Im Jahre 1697 wurde die Reise ins Ausland angetreten, nachdem Peter für die Dauer seiner Abwesenheit eine Regentschaft unter der Leitung des Fürsten Romodanowsky, der den Titel Cäsar erhielt, eingesetzt hatte. Peter, dem es

niemals um den Schein oder die Form, ſondern immer nur um das Weſen zu thun war, der niemals in äußerm Prunk und Ceremoniell ſeine Größe ſuchte, niemals den Herrſcher ſpielte, ſondern es immer war, unter welcher Hülle er auch auftreten mochte, treffe nicht als Zar, ſondern als untergeordnetes Mitglied einer zahlreichen, von ihm ausgerüſteten Geſandtſchaft, an deren Spitze Le Fort und der aufgeklärte Feodor Golowin ſtanden.

Auf dieſer Reiſe — deren Einzelheiten aus Voltaire's Schilderung hinlänglich bekannt ſind — befand ſich Peter, wie aus ſeinen unlängſt veröffentlichten Briefen hervorgeht, nur wohl im Umgange mit Schiffern, Handwerkern und andern Leuten dieſes Schlages. Dem ihm unbequemen Verkehr mit fürſtlichen Perſonen ſuchte er auszuweichen, wo es nur immer anging, und wenn er ihnen nicht ausweichen konnte, ſo mußten ſie mit ihm trinken, bis ſie vom Stuhle fielen. In Königsberg, wo er Gaſt des Kurfürſten, ſpätern Königs Friedrich war, betrank ſich Peter dermaßen, daß er in einer zornigen Aufwallung ſeinem Lieblinge Le Fort den Degen durch den Leib rennen wollte, was nur durch das entſchloſſene Dazwiſchentreten eines kurfürſtlichen Staatsbeamten verhindert wurde. Ueber ſeinen Aufenthalt in Hannover haben wir einige hübſche Briefe von der Kurfürſtin Sophie und deren Tochter Charlotte Sophie, woraus hervorgeht, daß der junge Zar im Umgange mit vornehmen Damen ſehr ſchüchtern war. Die beiden Fürſtinnen hatten große Mühe ihn zu ſehen; als ihnen dies aber endlich gelungen war und er ſogar mit ihnen ſpeiſte, zwang er ſie, tüchtig mit ihm zu trinken. Sie thaten ihm den Gefallen, um ihn zu bewegen, nachher mit ihnen zu tanzen. Da er bemerkte, daß ſie Handſchuhe trugen, wollte er auch Handſchuhe anziehen und befahl ſeinen Begleitern, ihm ein Paar zu bringen, allein in dem ganzen Reiſegepäck waren keine zu finden und die der deutſchen Hofherren paßten auf

ſeine gewaltigen Hände nicht. So wurde ohne Handſchuhe getanzt. Die beiden Fürſtinnen ſchildern ihn als einen Mann von majeſtätiſchem Wuchs und Anſehen, lebhaft von Geiſt und von gutem, natürlichen Anſtande, aber unſauber und barbariſch in ſeinen Gewohnheiten. Sein offenes, ſchönes Geſicht wurde zuweilen krampfhaft verzerrt und nahm dann einen ſo wilden, unheimlichen Ausdruck an, daß ihn Niemand ohne Schaudern anſehen konnte. Man erzählte ſich, daß dieſe Anfälle die Folge eines der Mordverſuche ſeien, welche in ſeiner Kindheit auf ihn gemacht wurden. Er hatte immer einen Affen und Zwerge bei ſich, die ihn ſelbſt bei Tiſch nicht verließen und die er liebkoſte und verhätſchelte wie Schoßhündchen.

Von Hannover ging die Reiſe über Minden und Cleve nach Amſterdam, wo Peter, um ganz zwanglos zu leben, ſich von der Geſandtſchaft trennte und als holländiſcher Schiffszimmermann gekleidet, ein kleines Haus auf dem oſtindiſchen Kay bezog. »Ich bin hier — ſchrieb er an den Patriarchen Adrian in Moskau — um dem Worte Gottes an unſern Altvater Adam zu folgen: im Schweiß Deines Angeſichts ſollſt Du Dein Brot eſſen! Freilich arbeite ich nicht aus Noth, ſondern um das Seeweſen zu erlernen, mit den erlangten Kenntniſſen heimzukehren und — das wird bis zum letzten Augenblicke mein Beſtreben ſein — die Feinde des Namens Jeſu zu beſiegen und die Chriſten zu befreien.«

Von dem Aufenthalte Peters in England, wo er Wilhelm III. beſuchte, giebt uns Lord Macaulay im letzten Bande ſeiner engliſchen Geſchichte eine in ſeiner glänzenden Manier etwas ſtark aufgetragene Schilderung, der ich ein paar Züge entlehne. »Am 10. Januar 1698 legte ein von Holland kommendes Schiff bei Greenwich an und wurde mit großer Auszeichnung begrüßt. Peter I., Zar von Moskau, war an Bord. Er beſtieg mit wenigen Begleitern ein Boot und wurde die Themſe hinaufgerudert nach Norfolkſtreet, wo ein den

Strom überblickendes Haus zu ſeinem Empfange bereitet war. Seine Reiſe machte Epoche in der Geſchichte, nicht bloß in der ſeines Landes, ſondern auch des unſrigen, ja der ganzen Welt. Den Kulturvölkern des weſtlichen Europa's war das Reich, welches er beherrſchte, damals, was uns heute Bochara oder Siam iſt. Obgleich weniger umfangreich als heute, war Rußland doch ſchon damals das größte Reich, welches jemals einem einzigen Herrn gehorcht hat. Allein in der Schätzung der Staatsmänner war dieſe endloſe Ausdehnung von Fichtenwäldern und Moräſten, wo acht Monate des Jahres hindurch tiefer Schnee lag, wo ein elendes Bauernvolk nur mit Mühe ſeine Hütten gegen Schaaren ausgehungerter Wölfe vertheidigen konnte, weniger werth als die einzige Quadratmeile, welche die Comtoire, Waarenlager und Maſten von Amſterdam umſpannte ...' In dem alten Rußland gab es weder Literatur noch Wiſſenſchaft, weder Schulen noch ſonſtige Bildungsanſtalten. Erſt hundert Jahre nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt hatte man eine Preſſe in Moskau angelegt und dieſe Preſſe wurde bald der Raub eines Feuers, in deſſen Urhebern man Prieſter vermuthete. In der Umgebung des Zaren wurde das Auge durch Gold und Juwelen geblendet; allein ſelbſt in den prächtigſten Palaſten fand man den Schmutz und das Elend einer iriſchen Hütte. Noch im Jahre 1663 wurden die Herren vom Gefolge des engliſchen Geſandten, Earl von Carliſle, in Moskau in einem einzigen Schlafzimmer untergebracht mit dem Bemerken, daß ſie, wenn ſie ſich nicht zuſammenhielten, Gefahr liefen, von den Ratten gefreſſen zu werden. So lauteten die Berichte der engliſchen Geſandtſchaften in Rußland, und dieſe Berichte wurden durch den Aufzug der ruſſiſchen Geſandtſchaft in England beſtätigt. Dieſe Fremden verſtanden keine gebildete Sprache. Ihre Kleidung, ihre Art zu grüßen, ihre Manieren hatten einen wilden und barbariſchen Charakter. Der Geſandte und ſein Gefolge

strotzten von solchem Glanze, daß ganz London herbeilief, sie zu sehen; und zugleich von solchem Schmutze, daß Niemand sie zu berühren wagte. Auf den Hofbällen wimmelten sie von Perlen und Ungeziefer ... Unsere Verfahren wären deshalb nicht wenig überrascht zu hören, daß ein junger Barbar, der mit siebzehn Jahren Herrscher dieses Volks geworden, und der sich einer weniger guten Erziehung zu erfreuen gehabt, als ein englischer Pächter oder Krämer, mit gigantischen Reformplänen umging und genug von den Sprachen des westlichen Europa's erlernt hatte, um mit civilisirten Menschen verkehren zu können ... Man hätte vermuthen sollen, daß Frankreich der erste Gegenstand seiner Neugier gewesen wäre. Denn die Eleganz und Würde des französischen Königs, der Glanz des französischen Hofes, die Disziplin der französischen Armee, das Genie und die Gelehrsamkeit der französischen Schriftsteller waren über die ganze Welt berühmt. Allein der Geist des Zaren hatte früh eine eigene Richtung genommen, die das Nützliche dem Schönen vorzog. Der vornehmste Ehrgeiz des großen Monarchen war, ein guter Steuermann und ein guter Schiffszimmermann zu sein. Desbalb hatte Holland und England eine Anziehungskraft für ihn, welche den Galerien und Terrassen von Versailles fehlte ... Man erzählte, daß Gesandte, welche ihm ihre Aufwartung machen wollten, gezwungen waren, sehr gegen ihren Willen das Takelwerk eines Kriegsschiffes hinaufzuklettern, wo er auf den Querhölzern des Mastbaumes thronte ... Man unterhielt sich von der ungeheuren Quantität Fleisch und Branntwein, deren er täglich bedurfte, und es hieß, daß er den Branntwein eigenhändig destillirte. Scheu wie ein Kind floh er den Anblick der Menge; er wünschte selbst zu sehen, aber nicht gesehen zu werden. König Wilhelm kam den Wünschen und Launen seines erlauchten Gastes freundlich entgegen und stahl sich so heimlich nach Norfolkstreet, daß Niemand in dem dünnen Herrn, der aus

einer beſcheidenen Kutſche vor der Wohnung des Zaren ausſtieg, Seine Majeſtät vermuthet hätte. Ebenſo vorſichtig erwiederte Peter die königlichen Beſuche und wurde in Kenſington-Houſe durch eine Hinterthür eingelaſſen. Man erfuhr ſpäter, daß er von den ſchönen Gemälden, womit der Palaſt geſchmückt war, gar keine Notiz genommen habe. Aber über dem Kamin des königlichen Empfangzimmers befand ſich eine Platte, welche durch eine ſinnreiche Maſchinerie die Richtung des Windes bezeichnete, und über dieſe Platte gerieth der Zar außer ſich vor Entzücken.«

Man erkennt in dieſer Schilderung die glänzende Feder des berühmten Hiſtorikers wieder, zugleich mit dem ihm eigenthümlichen Hange zu Uebertreibungen, wodurch er überall ſeine Darſtellungen zu würzen ſucht.

Peter beſuchte noch den Hof von Wien, wo er ſich gut gefiel und länger zu verweilen gedachte, allein die Nachricht von einem neuen Aufruhr der Strelitzen rief ihn ſchnell nach Rußland zurück, wo er ein ſchreckliches Strafgericht über die Empörer ergehen ließ, welche General Gordon bereits unſchädlich gemacht hatte. Alle Schuldigen wurden zum Tode verurtheilt und die gräßliche Menſchenſchlächterei währte unter des Zaren Beiſein und ſeiner Mitwirkung den ganzen Monat Oktober hindurch. Um auch ſeine Schweſter Sophie, die er für mitſchuldig hielt, zu ſtrafen, ließ er vor ihren Fenſtern 28 Galgen aufrichten und 130 Edelleute vor ihren Augen aufknüpfen.

Dieſem entſetzlichen Blutgerichte folgte bald der Tod Gordons und Le Forts, der beiden nächſten Freunde des Zaren, denen er am meiſten zu verdanken hatte. Er war troſtlos über ihren Verluſt und ließ ſie mit fürſtlichem Pomp begraben. An ihre Stelle trat ſein ſpäterer Liebling und Rathgeber, Menſchikow, der ſich aus niedrigem Stande zu den höchſten Würden des Staatsmannes und Feldherrn empor-

ſchwang. Alle Berichte ſtimmen darin überein, daß Menſchikow einer der größten Gauner war, welche je gelebt haben; ſelbſt Generalmajor Alexander Gordon, ein Schwiegerſohn des mehrfach erwähnten Feldmarſchalls Gordon, der lange Jahre in Peters und Menſchikows Nähe lebte und ſpäter ſeine Erinnerungen niederſchrieb, welche noch jetzt eine der Hauptquellen für die Geſchichte jener Zeit bilden, ein im Urtheil höchſt milder und in ſeinen Mittheilungen durchaus zuverläſſiger Mann, bezeichnet Menſchikow als einen wahren Ausbund von Nichtswürdigkeit, hochfahrend nach unten, kriechend nach oben, habſüchtig und völlig gewiſſenlos im Erwerb ſeiner Reichthümer, kurz als einen Menſchen ohne alle ſittlichen Grundſätze und ebenſo ohne alle geiſtige Bildung, aber von höchſt einſchmeichelndem Aeußern, ſcharfem Verſtande, viel Muth und großer Gewandtheit. Gordon und die andern Freunde Peters bedauerten es lebhaft, daß der Zar gerade dieſem verſchmitzten Gauner einen ſo großen Einfluß einräumte, ihn ſogar zum Erzieher ſeines Sohnes machte und ihm in ſo leidenſchaftlicher Freundſchaft ergeben war, wie Alexander dem Hephäſtion. Wenn der übermüthige Günſtling es gar zu arg mit ſeinen Erpreſſungen und Räubereien trieb, ſo mußte er wohl den ſchweren Stock des Zaren fühlen, ſich ſogar Fußtritte gefallen laſſen, aber dann fiel ihm Peter wieder um den Hals und küßte ihn, als ob nichts vorgefallen wäre. Er konnte ohne ihn nicht leben und weder Peters erſte, noch ſeine zweite Gemahlin konnte ſich ſo zärtlicher Briefe von ihm rühmen, wie Menſchikow ſie empfing. Er raffte ſich ein Vermögen von 40 Millionen Silberrubeln zuſammen.

An der Seite dieſes Mannes, den er zum Ober-Admiral, Feldmarſchall und Miniſter machte und vom Kaiſer Leopold zum deutſchen Reichsfürſten ernennen ließ, begann Peter nun mit unerhörter Energie das große Werk der gänzlichen Um-

geſtaltung ſeines unermeßlichen Reiches. Alles, was er bei andern Völkern geſehen und was ſeinen Beifall gefunden hatte, ſollte mit einem Schlage, ohne vermittelnde Uebergänge, auch in Rußland eingeführt werden. Die Edelleute ſollten ihre Hauseinrichtung, ihre Kleidung, ihre Equipagen, ihre ganze Lebensweiſe ändern und ihre Frauen, welche früher in orientaliſcher Abgeſchiedenheit gelebt hatten, zwingen, an dem Verkehr der Männer theilzunehmen — kurz, ſie ſollten in allen Stücken das Gegentheil von dem thun, was ſie bisher gethan. Jeder, wer in ſeinen Dienſten ſtand, oder ein Staatsamt bekleidete, oder Zutritt zu der Perſon des Herrſchers haben wollte, mußte in ausländiſcher Tracht erſcheinen. Desgleichen ſollte das ganze Volk ſich den Bart abſchneiden und kurze Röcke tragen, und zwar nach einem vorgeſchnittenen Muſter, welches über alle Stadtthore gehängt wurde. Ein ſtrenger Befehl ward erlaſſen, daß, wer künftig im Kaftan vor den Stadtthoren erſcheine, entweder eine Geldſtrafe zahlen, oder am Thore niederknien ſolle, damit ihm der Kaftan bis über die Knie abgeſchnitten werde. Desgleichen wurden alle einheimiſchen Sitten und Vergnügungen, ſelbſt die erzigenden Nationaltänze, verpönt und durch ausländiſche verdrängt.

Ich kann mich dem Urtheile der Hiſtoriker und Schriftſteller*), welche, nach Voltaire's Vorgange, in all' dieſen Maßregeln einen Ausfluß hoher Weisheit erblicken, nicht anſchließen, und ebenſo wenig kann ich das Volk tadeln, daß es ſich den zariſchen Launen nicht ohne Weiteres fügen wollte. Hätten die Ruſſen fügſam und blindlings in einem Tage Alles aufgegeben, was ihnen ſeit Jahrhunderten als heilig und werth gegolten, ſo wären ſie Affen und nicht Menſchen geweſen. Auch hat ſich gezeigt, daß ſelbſt die Macht des gewaltigſten und unumſchränkteſten Despoten, wie Peter war,

*) Der um die Kunde Rußlands hochverdiente Schnitzler macht davon eine rühmliche Ausnahme.

gegen die Widerſtandskraft eines ganzen Volkes nichts auszurichten vermag. Denn dieſes Volk (nicht bloß die Bauern, ſondern auch der ganze Mittelſtand, Handwerker, Kaufleute u. ſ. w.) trägt heute noch ſeinen langen Kaftan und ſeinen Bart genau ſo wie vor Peters Zeit, deſſen Schneider- und Barbier-Ukaſe an dem ganzen Kern des Volkes ſpurlos vorübergegangen ſind. Und wenn man die guten Eigenſchaften der Nation: Heilighaltung der Familienbande, Opferfreudigkeit, Wohlthätigkeit, Religioſität u. ſ. w. kennen lernen will, ſo muß man ſie noch heute unter den Bartruſſen ſuchen.

Wichtiger als die eben erwähnte Art von Reformen war es, daß Peter Druckereien und Schulen anlegte und Hunderte von jungen Ruſſen ins Ausland ſchickte, um ſich da zu bilden. Auch gründete er Fabriken, ſuchte den Handel zu beleben, vereinfachte die Adminiſtration und ſteigerte die Staatseinkünfte, die zu Anfang ſeiner Regierung nur 6 Millionen Thaler betrugen, auf 16 Millionen. Der Kirche entzog er die Verwaltung der reichen, ſteuerfreien Kloſtergüter und gab beim Tode des Patriarchen Adrian dieſem keinen Nachfolger, um die geiſtliche Gewalt mit der weltlichen zu vereinen. Vor Allem aber war ſein Sinn darauf gerichtet, eine feſte Stellung am Baltiſchen Meere zu gewinnen. Dazu bedurfte es eines Krieges gegen Schweden, auf deſſen Thron ein kaum dem Knabenalter entwachſener unerfahrener König ſaß, mit welchem Peter leicht fertig zu werden hoffte. Doch vorſichtig und weitausblickend wie er war, ſuchte er Bundesgenoſſen in zwei Fürſten, welche ſich ebenfalls mit dem Plane trugen, ihren Länderbeſitz auf Koſten des jungen Schwedenkönigs zu vergrößern.

Friedrich IV. von Dänemark wollte Karls XII. Schwager und Freund, den jungen Herzog Friedrich IV. von Holſtein-Gottorp unterdrücken. Kurfürſt Friedrich Auguſt I. von Sachſen, welcher als Auguſt II. zugleich polniſcher König war,

hoffte Liefland und Eſthland wieder an Polen zu bringen. Mit ihnen machte Peter gemeinſchaftliche Sache, um durch Eroberung der ſchwediſchen Provinzen, welche Rußland von der Oſtſee ſchieden, die Herrſchaft über dieſe zu gewinnen und mit Europa in engern Verkehr zu treten.

Schon im Jahre 1699 wurde das Offenſiv- und Defenſivbündniß der drei Monarchen gegen Schweden abgeſchloſſen und ſie hofften, ihre Abſichten um ſo ſicherer zu erreichen, als damals die Großmächte durch den bevorſtehenden Tod Karls II. von Spanien in Spannung gehalten wurden, auf deſſen Erbſchaft zugleich Frankreich und Oeſterreich lauerten. Zudem waren alle Anzeichen dafür, daß die drei Herrſcher mit ihrer vereinten Macht gegenüber dem ſiebzehnjährigen Schwedenkönige ſo leichtes Spiel haben würden, wie drei Adler, die ſich zu gleicher Zeit auf eine junge Gemſe ſtürzen.

Es iſt hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten des großen nordiſchen Krieges einzugehen, der für Peter mit der unglücklichen Schlacht bei Narwa (30. November 1700) begann und durch die glückliche Schlacht von Poltawa (8. Juli 1709) Rußlands Herrſchermacht im Norden begründete. Nach der Schlacht von Narwa, in welcher die ganze ruſſiſche Armee theils vernichtet, theils gefangen genommen wurde, hätte Karl ſich zum Schiedsrichter des Nordens machen können. Allein er ſpielte mit dem Glück wie ein übermüthiges Kind. Der junge feurige Degen hatte ſeine Luſt nur am Kämpfen und Siegen. Vortheil daraus zu ziehen, fiel ihm nicht ein. Die 18,000 Gefangenen, die er gemacht hatte, ſchickte er wieder nach Hauſe, ja, er erlaubte ſeinen Truppen nicht einmal, den Feind zu verfolgen, indem er ſagte: Wenn wir ſie alle todtſchlagen, ſo haben wir ja nichts mehr zu fechten. Unter ſolchen Umſtänden konnte Peter getroſt ſein bekanntes Wort ſagen: Mein Bruder Karl wird uns noch manches Mal ſchlagen, aber endlich werden wir von ihm lernen, ihn zu

beſiegen. Um ſeine Truppen an den Kampf mit den Schweden allmälig zu gewöhnen, griff er dieſe nur immer mit bedeutender Uebermacht an, wodurch es ihm dann gelang, ſie ein paar Mal zu ſchlagen (1702) und die Feſtung Nöteborg — welche ſpäter den Namen Schlüſſelburg erhielt — zu erobern. Schon im folgenden Jahre legte er auf ſchwediſchem Gebiet den Grund zu der neuen Hauptſtadt ſeines Reiches.

Da Alles, was er ſchuf, immer auf Nachahmung des Fremden beruhte, ſo ſchwebte ihm auch bei der Gründung Petersburgs als Muſter ſeine Lieblingsſtadt Amſterdam vor. Auf der Newainſel Waſſily (Wassily ostrow) ſollte ein kleines Amſterdam erbaut werden, da dem Zaren die Lage dieſer Inſel ganz dazu geeignet ſchien. Allein Peter, durch den Schwedenkrieg abgezogen, verließ ſich zur Ausführung ſeines Planes auf Menſchikow und einen Baumeiſter, der ihn falſch verſtand und ſtatt großer, ſchiffertragender Kanäle kleine Abzugskanäle anlegte, die er mit Holz bedeckte, worüber ſich der Zar ſo entrüſtete, daß er Menſchikoff und den Baumeiſter durchprügelte und letztern dann fortſchickte. Man hatte Peter gerathen, ſtatt von Grund aus eine neue Stadt zu bauen, die von den Schweden eroberte Feſtung Nyenſchanz, welche die Mündung der Newa beherrſchte, 4 Kirchen und über 8000 Einwohner enthielt, zu erweitern, da ſie durch ihre hohe Lage weit günſtigere Bedingungen bot, als die bodenloſe, von Ueberſchwemmungen bedrohte Niederung, welche der Zar zur Anlegung einer neuen Stadt beſtimmt hatte. Allein dieſer ließ die Feſtungswerke von Nyenſchanz raſiren und fuhr fort, viele Tauſende von Menſchenleben der undankbaren Aufgabe zu opfern, künſtlich einen feſten Grund für eine neue Stadt zu ſchaffen, wo die Natur einen ſolchen verſagt hatte. Um raſch eine große Einwohnerzahl zu gewinnen, wurden theils glänzende Verſprechungen gemacht, theils unerhörte Zwangsmaßregeln angewandt. So durfte zum Beiſpiel in der alten

Hauptſtadt Moskau 20 Jahre lang kein neues Haus gebaut werden, um die Leute zu zwingen, nach Peterſburg überzuſiedeln. Dem Herrſcher eines in der Bildung weiter vorgerückten Volkes wäre die Ausführung ſolchen Unternehmens unmöglich geweſen, welches ſich eben nur erzwingen ließ in einem Lande, deſſen Herrſcher unumſchränkt über Leben, Eigenthum und Arbeitskraft ſeines Volkes gebot.

Doch wir wenden uns wieder den Kriegsereigniſſen zu, um dann zum Schluſſe zu eilen. Das wachſende Glück Peters im Kampfe gegen Karl XII. wurde durch die Entſcheidungsſchlacht von Poltawa gekrönt, von welcher Schwedens Untergang und Rußlands Aufſchwung datirt. Von dem ganzen ſchwediſchen Heere retteten ſich nur 14,000 Mann in ein ſchlecht befeſtigtes Lager am Dnjepr. 18,000 ſchwediſche Soldaten waren in Peters Hände gefallen, die er ſo geſchickt unter ſeine Armee vertheilte, daß ſie gleichſam zu Lehrmeiſtern derſelben wurden. Allein noch ſollte dem Zaren eine ſchwere Prüfung auferlegt werden. Karl war zu den Türken geflohen, um dieſe zum Kriege gegen Rußland anzufeuern. Sultan Mehmet, dem die Ausdehnung des Zarenreiches ſelbſt bedrohlich zu werden begann, gab ſeinem Großvezier Befehl, gegen Peter ins Feld zu rücken. Am Pruth ſah ſich die ruſſiſche Armee plötzlich von dem weit überlegenen Feinde umringt und ſchien unrettbar verloren. In dieſer verzweifelten Lage zeigte ſich Peters Herrſchergröße im hellſten Lichte. Einzig und allein um das Wohl ſeines Reiches beſorgt, ſchrieb er einen Brief an den Senat, worin er dieſem kurz ſeinen hoffnungsloſen Zuſtand ſchilderte, Verhaltungsmaßregeln für den Fall ſeiner Gefangenſchaft gab und mit den Worten ſchloß: »Komm' ich aber um's Leben, ſo ſollt Ihr den Würdigſten unter Euch zu meinem Nachfolger erwählen.«

Weltbekannt iſt, wie Katharina durch einen klugen Einfall ihn und die ganze Armee vom Verderben rettete, indem

ſie ihren koſtbaren Schmuck opferte, um den Großvezier und die Unterbefehlshaber durch Beſtechung zu gewinnen. Allein das Wunder dieſer Rettung wurde noch durch andere Gründe bewirkt. Der Großvezier Mehmed beſaß nicht die geringſte Kriegserfahrung und ließ es ſich daher gern gefallen, einen friedlichen Sieg zu gewinnen, zumal er wenig Luſt verſpürte, für den hochfahrenden Schwedenkönig, der ihn ſchwer beleidigt hatte, das Schlachtenglück zu wagen. Karl war nämlich von ihm aufgefordert worden, an der Leitung der Operationen theilzunehmen, hatte ſich aber in ſtolzen Ausdrücken geweigert, unter dem Großvezier zu fechten, während dieſer mit gutem Fug ſich ſträubte, dem tollkühnen König ſein ganzes Heer allein anzuvertrauen. Der Großvezier ließ ſich daher gern auf Unterhandlungen ein, die für die Türken ebenſo ehrenvoll und vortheilhaft, wie für die Ruſſen demüthigend und nachtheilig waren. Peter mußte ausdrücklich in den Einleitungsworten des Vertrages vom Pruth, oder von Buſch (23. Juli 1711) erklären, daß er den Frieden als eine Gnade annehme. Er mußte das Land der Saporogen aufgeben, die Feſtung Taganroga ſchleifen, das mit ſo großen Opfern eroberte Aſow zurückerſtatten und verſprechen, ſich nicht mehr in die Angelegenheiten Polens zu miſchen — Bedingungen, mit deren Erfüllung es Peter allerdings nicht ſehr gewiſſenhaft nahm.

Katharina hatte durch ihren klugen Einfall Rußland gerettet und ſich würdig gezeigt, die Gemahlin des Zaren zu ſein. Durch den Lebensgang dieſer merkwürdigen Frau offenbarte das Glück ſeine Launen in einer Weiſe, wie die Weltgeſchichte wenig ähnliche Beiſpiele bietet. Als Tochter des ſchwediſchen Quartiermeiſters Johann Rabe im Jahre 1682 zu Jakobſtadt in Kurland geboren, wurde ſie, nachdem ſie, kaum zwei Jahre alt, ihre Eltern verloren hatte, von einem Küſter angenommen, durch deſſen Vermittlung ſie in das Haus des Probſtes Glück in Marienburg kam, der ſie mit ſeinen

Kindern erziehen ließ. Im Jahre 1701 verheirathete sich Martha mit einem schwedischen Dragoner, der sie aber, um ins Feld zu rücken, nach einem Jahre wieder verlassen mußte. Marienburg wurde am 23. August 1702 von den Russen genommen unter Scheremetjew, und Martha Rabe fiel in die Hände des Generals Bauer. Bald darauf verliebte sich Menschikow in sie, der sie seiner Gemahlin als Kammerjungfer ins Haus brachte. Hier sah sie Peter und nahm sie zu sich. Sie wurde ihm bald unentbehrlich, da sie sich in alle seine Launen zu fügen wußte, seine andern Liebeshändel übersah, auf seine Reformgedanken eifrig einging, nicht übermüthig ward durch seine Huldigungen und nicht murrte über die Prügel, die sie zuweilen von ihm zu ertragen hatte. Bei ihrem im Jahre 1703 erfolgten Uebertritt zur griechischen Kirche erhielt sie die Namen Katharina Alexejewna.

Seine Gemahlin Eudoxia hatte Peter in ein Kloster gesteckt, und Katharina trat an ihre Stelle. Heimlich ließ er sie schon im Jahre 1707 sich antrauen und nachdem sie am Pruth das Reich gerettet, ließ er sie im Jahre 1712 feierlich als Zarin anerkennen und vor seinem Tode auf dem Kreml als Kaiserin krönen und salben. Sie soll schön und von überlegenem Verstande, aber nicht gerade von feinen Manieren gewesen sein.*)

Der nordische Krieg dauerte inzwischen fort, und die Schweden bewährten ihre überlegene Kriegstüchtigkeit, allein Karl wußte keinen Vortheil daraus zu ziehen. Dieser heißblütige Herrscher war der beste Soldat seiner Zeit, ein Held vom Wirbel bis zur Zehe, unwiderstehlich im Angriff, ausdauernd unter den größten Entbehrungen, großmüthig als Sieger, unbeugsam als Besiegter. Einen stolzern Degen hatte die Welt nie gesehen, aber es fehlten ihm die höhern Eigenschaften des Staatsmannes und Feldherrn. Seine Tapferkeit

*) Siehe die Memoiren der Markgräfin von Baireuth.

artete in Tollkühnheit, sein Stolz in Uebermuth, sein fester Wille in Eigensinn aus; seine Triumphe wurden der Ruin seines Landes ... Abgesehen von den russischen Eroberungen, welche ganz Esthland, Liefland, Ingermannland, Karelien und einen Theil von Finnland umfaßten, war Pommern von den Preußen besetzt, Bremen und Verden in den Händen der Hannoveraner. Gegen Ende des Jahres 1715 fiel die Festung Stralsund und im folgenden Jahre auch Wismar, der letzte schwedische Anhaltspunkt auf deutschem Boden, in die Hände der Feinde.

Als am 10. September 1721 der Friede von Nystadt dem nordischen Kriege ein Ende machte, war Rußland zu einer Großmacht ersten Ranges emporgestiegen und Schweden zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges herabgesunken, deren Schicksale fortan von Petersburg aus gelenkt wurden, gleichwie die Schicksale Polens und Dänemarks.

Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, der während des schwedischen Krieges Schleswig verloren und nur einen Theil von Holstein behalten hatte, suchte im Jahre 1720 Hülfe bei Peter I., der sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, einen neuen Grund zur Einmischung in die Angelegenheiten Deutschlands zu erhalten. Er gab dem Herzog seine älteste Tochter Anna zur Gemahlin, ein aus doppelt illegitimem Bunde entsprossenes Kind. [1]) Es war das die erste Verbindung des Hauses Romanow mit einem deutschen Fürstengeschlecht, und begründete für Rußland Anrechte und Ansprüche, von welchen wir bald mehr hören werden. Der aus Anna's Ehe mit Karl Friedrich entsprossene Sohn war der unglückliche Gemahl Katharina's II., der unter dem Namen Peter III. kurze Zeit auf dem russischen Kaiserthrone saß ...

[1]) Anna wurde erzeugt von dem noch mit seiner legitimen Gemahlin Eudoxia lebenden Peter und der von ihrem schwedischen Dragoner noch nicht geschiedenen Martha (spätern Katharina); sie war also die Frucht doppelten Ehebruchs.

Nach Beendigung des nordiſchen Krieges bewog der ruſſiſche Senat und der heilige Synod — eine neue Schöpfung Peters — ihn gemeinſam, jetzt den Kaiſertitel ſich beizulegen, der auch ſofort von Preußen, Holland und Schweden anerkannt wurde, während die andern Mächte ſich erſt ſpäter dazu bequemten. Zu gleicher Zeit wurde ihm auch vom Senat und Synod der Beiname des »Großen«, den weder Mitwelt noch Nachwelt ihm ſtreitig gemacht hat.

Von den Erlebniſſen Peters auf den verſchiedenen Reiſen, welche er nach Deutſchland, Dänemark, Frankreich u. ſ. w. unternahm, ſeien hier nur ein paar erwähnt, die beſonders tief in den Gang ſeiner Regierung eingreifen, wie zum Beiſpiel ſeine Begegnung mit Leibnitz, welche die Gründung der Petersburger Akademie zur Folge hatte, ſowie ſein Aufenthalt in Paris (1717), wo er mit Begeiſterung aufgenommen wurde und mit der Regierung einen Handelsvertrag abſchloß; endlich ſein erſter Beſuch in Karlsbad (1711), wo er ſeine zerrüttete Geſundheit herſtellte und dann neugekräftigt in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung ſeines einzigen Sohnes Alexei mit der Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel feierte. Er hatte gehofft, den Prinzen, welcher ſich den gewaltſamen Neuerungen ſeines Vaters und der Bevorzugung der Ausländer wenig geneigt zeigte, durch dieſe Vermählung mit einer anmuthigen und feingebildeten deutſchen Prinzeſſin günſtiger zu ſtimmen, allein Alexei blieb nach wie vor der altruſſiſchen Partei treu, deren Liebling und Hoffnung er war und durch welche er ſich zu Schritten verleiten ließ, die im Jahre 1718 eine hochnothpeinliche Unterſuchung und ſeinen Tod zur Folge hatten. Ob er am gebrochenen Herzen ſtarb oder heimlich umgebracht wurde, muß dahin geſtellt bleiben: gewiß iſt, daß Peter ein Gericht von 124 Würdenträgern berief, welche nichts Eiligeres zu thun hatten, als das Todesurtheil über den ſeinem Vater verhaßten Prinzen auszuſprechen.

und ebenſo gewiß iſt, daß Peter dieſes Todesurtheil unterſchrieb. Die ausführlichſten Mittheilungen über dieſen Punkt verdanken wir dem neueſten Biographen Peters, dem ruſſiſchen Hiſtoriker Uſtrjálew, der zu ſeinen Forſchungen nicht bloß alle ruſſiſchen, ſondern auch mehrere ausländiſche Archive, beſonders das Wiener Archiv, benutzen durfte. Er hat aus den Geſandtſchaftsberichten jener Zeit nachgewieſen, daß nur der öſterreichiſche Geſandte an die Hinrichtung Alexéi's geglaubt hat, während alle übrigen Geſandten annahmen, der ſchon vorher körperlich und geiſtig gebrochene Prinz ſei durch die bloße Mittheilung des über ihn verhängten Todesurtheils ſo erſchüttert worden, daß ſein Tod die unmittelbare Folge war.

Auf die Beurtheilung Peters hat dies keinen Einfluß, denn es ſteht feſt, daß er den Tod ſeines Sohnes gewollt hat. Ja, er würde zwanzig Söhne geopfert haben, um das Werk ſeines Lebens zu ſichern. Er lebte nur für Rußland und alles Uebrige war ihm von untergeordneter Bedeutung. Der unglückliche Alexéi aber verdient eine mildere Beurtheilung, als er gewöhnlich erfährt. Er, der mit ganzem Herzen an ſeiner ſchönen und frommen Mutter hing, mußte es in zarter Jugend mit anſehen, wie der Zar ſie mißhandelte und endlich ganz verſtieß, weil ſie hinter der unfeinen Geliebten ihres Gemahls nicht zurückſtehen wollte. Er ſah ſich unter die Aufſicht eines Menſchikow geſtellt, der, ſelbſt ohne Bildung, ihn bilden ſollte. Er ſah die Kinder Katharina's ſich vorgezogen; er ſah Vieles, wovon hier zu reden nicht der Ort iſt. War es ihm unter ſolchen Umſtänden zu verdenken, daß er den Freunden ſeiner Mutter, die ihm mit Liebe und Ehrfurcht entgegenkamen, mehr Vertrauen ſchenkte als den wüſten Günſtlingen ſeines Vaters?

In die letzten Jahre der Regierung Peter's fällt noch ſein berühmter Kriegszug nach Perſien, welchen er unternahm, um, den Blick nach Oſtindien richtend, am Kaſpiſchen Meere feſten

Fuß zu faſſen und Rußland denſelben Einfluß in Aſien zu ſichern, welchen es ſchon in Europa behauptete. Er unterwarf ſich die reichſten transkaukaſiſchen Provinzen, welche aber ſechs Jahre ſpäter durch den Vertrag von Reſcht wieder verloren gingen. Indeß die Richtung nach Indien war gegeben und Rußland hat ſeitdem, den Kaukaſus überſteigend, einen guten Schritt dahin vorwärts gemacht.

Eine weitere Expedition muß erwähnt werden, welche Peter, ebenfalls mit Hinblick auf Indien, nach Bochara ausrüſtete. Schon Johann IV. Waſſiljewitſch, Peters Vorbild, hatte den Plan gefaßt, ſich in der Bucharei feſtzuſetzen, um von dort Verbindungen mit Indien einzuleiten. Den damals geſcheiterten Plan nahm Peter wieder auf, eine Expedition nach China unter dem Fürſten Tſcherkaſky damit verbindend, welche übrigens ebenfalls ohne Erfolg blieb.

Nach ſeiner Rückkehr von Perſien, in Moskau durch einen großartigen Triumphzug verherrlicht, fühlte Peter ſeine Kräfte wie ſeine gute Laune mehr und mehr ſchwinden. Seine unermüdliche Thätigkeit, ſeine Feldzüge und — nicht in letzter Linie — ſeine Ausſchweifungen hatten ihn vor der Zeit aufgerieben. — Es hat etwas Rührendes, das raſtloſe Beſtreben des genialen Barbaren zu ſehen, ſich und ſein Volk zu bilden, zu ſehen, wie er mit Stock und Knute gegen die unglaublichen, ihm überall entgegentretenden Schwierigkeiten ankämpfte, ohne zu begreifen, daß man Bildung und Ehrgefühl einem Volke mit Stock und Knute nicht beibringen kann.

Es bliebe mir übrig, ſeine innern Reformen näher zu beleuchten, allein einmal erlaubt das der Raum nicht und dann bieten ſie uns auch wenig Erquickliches, da weder die Geſittung noch die Freiheit des Volkes dadurch gefördert wurde. Denn alle ſeine Beſtrebungen waren nur auf materielle Macht gerichtet, auf die ſtraffſte Concentration aller Kräfte zur Feſtigung der zariſchen Alleinherrſchaft. Er gab und entzog Rechte

nach Willkür und vernichtete die Arbeit von Jahrhunderten mit einem Federzuge. Er war der vorurtheilsfreieste Monarch, der jemals gelebt hat, ein Revolutionair auf dem Throne, der Alles zertrat, was ihm im Wege stand, Nichts durch gesetzliche Entwicklung erwachsen ließ, vielmehr die Verbindungsfäden mit der Vergangenheit zerschnitt und Alles durch die Zwangsmittel roher Gewalt umschuf. Daß die Nachfolger dieses gekrönten Revolutionairs einst als der Hort der Legitimität in Europa betrachtet werden würden, hatte er sich wohl nicht träumen lassen. Durch seine Neigungen ging ein entschieden demokratischer Zug; aller Prunk, alle Repräsentation war ihm zuwider; er verkehrte am liebsten mit Leuten aus dem Volke; sein Busenfreund war Menschikow, der ehemalige Pastetenbäcker, und das Weib seines Herzens Katharina, die ehemalige Dragonerfrau. Auch seine zahlreichen Maitressen gehörten niemals der feinen Gesellschaft an. In holländischer Schiffertracht streifte er, bald zu Fuß, bald mit einem Pferde fahrend, durch die Straßen Petersburgs, trieb die Leute zur Arbeit an, unterhielt sich mit Jedermann und half, wo er konnte. Für Kunst hatte er keinen Sinn, aber man rühmt ihm nach, daß er zwölf Handwerke erlernt habe. Auch soll er geschickt gewesen sein in chirurgischen Operationen und besonders gern den Leuten die schlechten Zähne ausgezogen haben, was er zuweilen mitten auf der Straße that. Sein Gemisch von Gutmüthigkeit und Barbarei offenbart sich charakteristisch in einer von Gordon erzählten und verbürgten Anekdote. Miß Mackenzie, eine Landsmännin des Generals, war Ehrendame der Kaiserin. Peter erfuhr durch seinen Arzt, daß sie ein verbotenes Liebesverhältniß unterhalte und die Kinder heimlich umgebracht habe. Nachdem er sich von der Wahrheit dieser Anklage überzeugt hatte, kündigte er ihr selbst unter Thränen ihr Todesurtheil an. Alle Fürbitten der Kaiserin, welche die schöne Schottin sehr liebte, blieben vergebens.

Peter begleitete ſie ſelbſt auf's Blutgerüſt, wo er ſie mit der äußerſten Zärtlichkeit und Bekümmerniß zum Abſchiede umarmte, und man erzählt, daß, nachdem ihr Kopf gefallen war, er dieſen noch bei den Ohren aufgehoben und geküßt habe.*)

Man hat Peter oft mit Karl dem Großen verglichen und ihn noch über dieſen geſtellt, allein es fehlten ihm ganz die idealen Geſichtspunkte, die ſeinem Bildungsbeſtrebungen und die höhern Ideen, wodurch Karl ſo nachhaltig auf die Geiſter wirkte und einen poetiſchen Nimbus um ſich verbreitete, der fortwächſt durch die Jahrtauſende. Karl erholte ſich von ſeinen Arbeiten im Umgange mit gelehrten Männern und feinen Köpfen, wie dem Angelſachſen Alcwin, Paulus Diakonus, Peter von Piſa, Arn und Leidrad aus Bayern. Peter erholte ſich von ſeinen Arbeiten in Schwelgereien und Ausſchweifungen ſo barbariſcher Art, daß ich es mir hier nicht geſtatten darf, ſie näher zu ſchildern.

Es klingt deshalb faſt komiſch, wenn ſein Biograph Uſtrjälow ihn eine der ſchönſten Zierden der Menſchheit nennt. Er war der größte Herrſcher, aber auch der größte Barbar ſeiner Zeit.

Er ſtarb nach furchtbaren Leiden am 8. Februar 1725, im Alter von nicht ganz 53 Jahren.

Die Geſchichte muß ihm das Zeugniß geben, daß, wenn er nicht immer das Beſte gethan, er es doch immer gewollt hat.

*) Der Kopf wird noch jetzt in Petersburg in Spiritus aufbewahrt.

Die Stellung der Frauen im Orient und Occident

Die Frauen bilden das Herz im Staatskörper; von ihrer Stellung hängt die Zukunft der Staaten und somit das Schicksal des ganzen menschlichen Geschlechtes ab. Einem Thema so wichtiger Art geziemt eine ernste Behandlung. Die Stellung der Frauen in der Familie wie im Staate wird wesentlich bestimmt durch Sitte und Gesetz. Die besten Zustände werden sich bei denjenigen Völkern finden, wo die Sitte dem Gesetze vorauseilt, mehr thut als das Gesetz verlangt, ja dieses in gewissem Grade überflüssig macht — und umgekehrt die schlechtesten Zustände da, wo die Sitte am weitesten hinter dem Gesetze zurückbleibt.

Da ich kein Rechtsgelehrter bin und die Gesetzgebung bei den verschiedenen Völkern doch so bestimmend auf die Stellung der Frauen einwirkt, so scheint es mir nöthig, hier gleich die Hauptquellen anzudeuten, aus welchen ich die Grundlagen zu meinem Studium geschöpft habe. In erster Linie stehen hier unsers großen Grimms deutsche Rechtsalterthümer; dann Edouard Laboulaye's gelehrte und geistvolle Untersuchungen über die bürgerliche und politische Stellung der Frauen seit den Zeiten der Römer bis auf unsere Tage; endlich Ernest Légouvé's vortreffliche Sittengeschichte der Frauen. Für den Orient diente mir, außer dem Koran, besonders D'Ohssons riesiges Werk: Tableau général de l'Empire Ottoman als Führer. Interessante Notizen verdanke

ich außerdem Klemms Werke über die Frauen, Urquharts »Geist des Orients« und Charles White's Untersuchungen über die Sitten und Einrichtungen bei den Türken.

Ich werde in dem Bilde, das ich vor Ihnen entwerfe, hauptsächlich die Gegenwart zeichnen, aber nicht umhin können, auch hin und wieder in das Alterthum zurückzugreifen, um zu zeigen, *wie* das, was wir vor uns sehen, so geworden, und *warum* es so geworden.

Wenn wir eine Parallele ziehen zwischen der Stellung der Frauen im Morgen- und Abendlande und dabei einen Blick in die Geschichte werfen, so stellt sich als erstes überraschendes Resultat heraus, daß die Stellung der Frauen im Orient seit Jahrtausenden dieselbe geblieben, immer dieselbe gewesen, soweit unsre Kenntniß ihrer Geschichte zurückreicht, während im Occident eine fortwährende Entwickelung sich zeigt, ein unaufhaltsamer Fortschritt zum Bessern.

Im Orient finden wir Stillstand, Erstarrung, Zustände, wie sie dem Untergange der Völker vorauszugehen pflegen; im Occident dagegen finden wir Leben, Bewegung, alle Bedingungen einer noch großen Zukunft. So rasch geht hier die Entwickelung zum Bessern vor sich, daß wir in den letzten Decennien Erscheinungen gesehen, welche im vorigen Jahrhundert noch zu den Unmöglichkeiten gehörten. Hier sind besonders die socialen Reformen zu nennen, welche von hervorragenden englischen Frauen ausgingen, einer Elisabeth Fry, Clara Balfour u. A. Es ist der Einfluß der Frauen hervorzuheben auf die Verbesserung des Gefängnißwesens, die Bildung der ärmern Klassen durch Errichtung von Sonntagsschulen, ihre sittliche Einwirkung auf weibliche Sträflinge ꝛc. ꝛc.

Seit den ältesten Zeiten und bei allen Völkern haben sich in der Behandlung und Würdigung der Frauen die seltsamsten Widersprüche und Verkehrtheiten gezeigt, wovon sich selbst heute, und zwar bei den gebildetsten Völkern, noch

Spuren genug vorfinden. Von den Poeten und glühenden Liebhabern wurden sie besungen als Blumen, gefeiert und angebetet als gute Genien, überirdische Wesen — von den Gesetzgebern und im bürgerlichen Leben wurden sie behandelt als Sklavinnen und im besten Falle als unmündige Kinder.

Nun bin ich der Meinung, daß die Frauen weder Blumen, noch überirdische Wesen, sondern Menschen sind wie wir; in mancher Beziehung verschieden von uns, aber in jeder Beziehung uns ebenbürtig; — ich bin der Meinung, daß die Aufgabe der Frau im Leben, wenn sie auch einen beschränktern Wirkungskreis hat, doch nicht minder wichtig ist, als die Aufgabe des Mannes, und daß die Frauen deshalb die vollständig gleichberechtigte Hälfte des menschlichen Geschlechtes bilden.

Ich glaube, daß die Frauen bei dieser Auffassung, der sich auch die neuere Gesetzgebung zuzuneigen scheint, selbst besser wegkommen, als bei aller romantischen Ueberschwenglichkeit und ihrem nothwendigen Gegensatz, und ich kann mir kaum denken, daß Frauen recht glücklich, ihres Lebens recht froh werden können, die sich nicht früh gewöhnt haben, ihre Aufgabe im Leben als eine höchst ernste und wichtige zu fassen. Hiemit habe ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, den Leitfaden gegeben, der sich durch meine Betrachtungen ziehen wird.

Bei allen Völkern des Alterthums, selbst bei den Stämmen der edlen ariſchen Race, war die Stellung der Frau eine unwürdige. Die Frau wurde als Sache behandelt, sie konnte verkauft werden. Dies war sogar bei den durch ihre Frauenverehrung ausgezeichneten Germanen der Fall. In der isländischen Sage finden wir, daß der Mann unter besondern Umständen seine Frau einem Andern käuflich überließ. Bei den Sachsen herrschte dasselbe Recht, das sich am längsten in England erhielt, wo noch in diesem Jahrhundert, zuletzt in den Jahren 1815 und 1819, Fälle vorkamen, daß Edelmänner ihre Frauen auf öffentlichem Markte verkauften.

In welcher geringen Achtung das Recht der ſonſt in der Kultur ſo weit vorgeſchrittenen Indier die Frauen hielt, möge eine einzige Stelle aus dem Geſetzbuche des Manu veranſchaulichen. Hier giebt eines der längſten Kapitel, welches nicht weniger als fünfundzwanzig Seiten enthält, Vorſchriften über die Mittel, durch welche eine Frau zu hüten ſei. Zur Rechtfertigung der darin angeführten ſtrengen Maßregeln ſagt Nereda: »Eine Frau bleibt ihrem Gatten weder treu aus Furcht vor dem Sittengeſetze, noch aus Sorge für Haus und Gut, noch aus Achtung für ihre Familie, noch in Folge guter Behandlung, ſondern lediglich aus Furcht vor Prügel und Gefängniß. Denn Sturm und Unwetter, Tod und Abgründe, die Schärfe eines Raſirmeſſers, Gift und Schlangen ſind alle zuſammengenommen nicht ſo ſchlimmer Natur, wie eine Frau.«

Dieſe Worte des ernſten Geſetzgebers bilden einen berechtigten Kommentar zu der überſchwenglichen Rolle, welche die Frauen in der indiſchen Poeſie ſpielen.

Bei den Juden war die Stellung der Frau eine ſo recht- und ſchutzloſe, daß ein falſches Zeugniß genügte, um eine Frau ſchuldig erſcheinen zu laſſen, wie wir am deutlichſten aus der Geſchichte der Suſanna ſehen, welche trotz ihrer Unſchuld verdammt wurde, ohne daß man daran dachte, die Sache zu unterſuchen, und es gleichſam einer göttlichen Dazwiſchenkunft durch den Mund Daniels bedurfte, um ihre Unſchuld an's Licht zu ſtellen.

Im Rom, wie in allen Staaten, wo die Familie vorwiegend den Charakter einer politiſchen Inſtitution hatte, waren Frau und Kinder ganz in die Gewalt des Pater-familias, des Familienvaters, gegeben. Dieſer hatte die geſetzliche Macht, ſeine Tochter auszuſetzen, zu verkaufen, zu tödten, kurz mit ihr zu machen was er wollte; ja die väterliche Gewalt hörte ſelbſt dann nicht auf, wenn die Tochter verheirathet war; der Vater konnte ſie von ihrem Gatten zurückverlangen.

Ganz anders finden wir die Familienverhältniſſe bei den alten Germanen. Wie groß hier die väterliche Gewalt auch war, ſo bildete ſie doch nicht die eigentliche Grundlage der Familie; Geburt und Blut waren die Quellen, aus welchen die Rechte der Familienglieder floſſen; weder durch Heirath noch durch Emancipation verloren die Kinder die ihnen von der Natur zukommenden Privilegien. Der Vater konnte nicht einmal nach Belieben über ſein Vermögen verfügen; das germaniſche Geſetz ſicherte den Kindern ihr Anrecht auf die väterlichen Güter. Ja, die Kinder waren geſetzlich Mitbeſitzer der Güter, welche der Vater ohne Einwilligung ſeiner Erben nicht veräußern durfte. Die Kinder konnten noch zu Lebzeiten des Vaters ein eigenes Vermögen erwerben und unabhängig darüber verfügen.

Bei den Germanen ſtand der Geſchlechtsverband höher als die Familie. Die verheirathete Frau, wenn ſie auch dem Geſetze nach ſich in der Gewalt des Mannes befand, hatte einen mächtigen Rückhalt an ihrer Verwandtſchaft, die keine ihr zugefügte Unbill ungeahndet ließ.

Die Sitte, den Töchtern bei ihrer Vermählung ein Heirathsgut mitzugeben, wurde erſt mit dem römiſchen Rechte in Deutſchland eingeführt. Früher war es hier, wie bei allen nordiſchen Völkern Brauch, daß die Tochter dem Vater vom Bräutigam abgekauft wurde, wodurch er ſich aller Rechte auf ſie begab, ein Brauch, der noch heutzutage im ganzen Orient beſteht. Bei uns iſt dies Verhältniß bekanntlich oft umgekehrt: Die heirathsluſtigen Männer kaufen den Vätern ihre Töchter nicht mehr ab, ſondern ſuchen in den meiſten Fällen ein möglichſt großes Vermögen zu erheirathen, ſo daß häufig das Heirathsgut als Hauptſache betrachtet wird.

Uebrigens iſt zu bemerken, daß die germaniſchen Heirathe- und Erbſchaftsverhältniſſe noch nicht hinreichend aufgeklärt ſind. Die mangelhafte Kenntniß davon wird in neuerer

Zeit vielfach ergänzt durch eine genauere Kenntniß der alten ſkandinaviſchen Rechtszuſtände. Hier finden wir, daß die Mitgiftsangelegenheit bei Verheirathungen in ähnlicher Weiſe geregelt wurde, wie noch heute bei unſern Bauern der Fall iſt. Es kamen Fälle vor, wo die Frau ein weit größeres Heirathsgut mitbrachte, als der Mann, und daß danach auch ihre Rechte in verhältnißmäßiger Erweiterung feſtgeſtellt wurden.

Ueberall bei den Germanen war die Frau unumſchränkte Herrin im Hauſe.

Eine Unſitte, die bei uns nur noch ſporadiſch vorkommt, war bei allen Völkern des Alterthums allgemein: nämlich daß die Eltern über Herz und Hand der Tochter verfügten und dieſe, die doch zunächſt bei der Heirath betheiligt war, am wenigſten dabei zu Rathe gezogen wurde.

Bei den Römern wie bei den Germanen beſtand das Recht der Eheſcheidung, wurde aber ſelten ausgeübt. Bei den Germanen hatte der Mann das Recht, eine treuloſe Frau zu tödten, oder mit abgeſchorenen Haaren fortzujagen. Ebenſo ſtand die Todesſtrafe auf den ſo häufig bei unſern Altvordern vorkommenden Entführungen von Frauen und Mädchen. Ein ganz eigenthümliches Verfahren ordnete das ſpätere frieſiſche Geſetz an, wodurch die Frau zur Schiedsrichterin des Schickſals ihres Entführers gemacht wurde. Sobald man ihrer habhaft ward, kam ſie in die Gewalt des Frohnboten, der ſie nach dreitägiger Haft auf den Richtplatz führte und zwei Stäbe vor ihr in die Erde ſteckte. Bei dem einen Stabe ſtellten ſich die Verwandten der Entführten, bei dem andern ſtellte ſich der Entführer auf. Der Frau blieb es freigeſtellt, ſich zu einem der beiden Stäbe zu begeben. Ging ſie zum Entführer, ſo wurde die Ehe als gültig betrachtet und es fand keine weitere Strafe ſtatt; wenn ſie aber zu ihren Verwandten ging, ſo verfiel der Entführer der Gewalt des Geſetzes.

Allgemein bekannt iſt, wie ſehr die alten Germanen durch die hohe Verehrung, welche die Frauen bei ihnen genoſſen, vor allen Völkern ſich auszeichneten. Trotzdem war auch bei ihnen, nach unſern heutigen Begriffen, die Stellung der Frauen eine unwürdige. Erſt das Chriſtenthum brachte den Frauen Freiheit und Erlöſung. Das große Wort des Heilands, als die Juden die Ehebrecherin zu ihm führten, um ſie zu ſteinigen: Wer ſich unter Euch rein fühlt, der hebe den erſten Stein auf! — ſchoß wie ein Sonnenſtrahl in jeden ſündigen Winkel und begründete eine wahrhaftige Gerechtigkeit, an welcher die Frauen hinfort auch Theil haben ſollten. Aber das Chriſtenthum fand wiederum für ſeine Heillehre nirgends einen ſo fruchtbaren, ſo wohlbereiteten Boden wie im germaniſchen Lande. Chriſtenthum und germaniſcher Geiſt mußten zuſammenwirken, um Freiheit und Würde der Frauen zu entwickeln. Bei den Slaven blieb die Frau unfrei trotz des Chriſtenthums, bis germaniſcher Einfluß auch dort beſſere Zuſtände vorbereitete; bei den Georgiern und Armeniern iſt ſie noch heute unfrei, obgleich das Chriſtenthum in jenen Ländern ſchon ſeit anderthalb Jahrtauſenden herrſcht.

Die chriſtliche Ehe verlangt Gleichheit der Pflichten und Rechte. Wo ſolche Gleichheit nicht beſteht, iſt die Ehe keine echt chriſtliche.

Die älteſten Chriſten handelten nach dieſem Grundſatze, der erſt verwiſcht wurde durch den Feudalſtaat.

Der Feudalſtaat trat in mehr als einer Beziehung als Feind und Verderber der Familie und der Gemeinde auf; die natürliche Ordnung, die Gleichheit der Erbſchaft, konnte ſich nur beim Volke erhalten.

Doch ſeit das Chriſtenthum die innere Befreiung der Frau bewirkt hatte, war eine Bewegung eingetreten, die auf die Dauer nichts mehr hemmen konnte, und die über kurz oder lang auch die äußere, die geſetzliche Befreiung — die bis jetzt

noch nicht ganz beſteht — herbeiführen muß. Man wird mir nicht zumuthen, daß ich unter dieſer geſetzlichen Befreiung die Emancipation der Frau im modernen Sinne des Wortes verſtehe, denn eher noch würde ich der orientaliſchen Sklaverei der Frauen, als ſolcher Emancipation à la Louiſe Aſton das Wort reden.

Aus der Vermiſchung des chriſtlichen Germanenthums mit romaniſchen Elementen erzeugten ſich neue Lebensformen und Sitten, und als Blüte derſelben entſprang jener ritterliche Frauendienſt des Mittelalters, deſſen Frucht erſt jetzt zu reifen beginnt. Seit dem vierzehnten Jahrhundert verbreitete ſich dieſer Frauendienſt, der bis dahin nur an Fürſtenhöfen und auf Ritterburgen geherrſcht hatte, wo edle und ſchöne Frauen den Mittelpunkt alles ritterlichen und poetiſchen Lebens bildeten — ſeit dem vierzehnten Jahrhundert verbreitete ſich dieſer Frauendienſt auch in den Städten, mit ſeiner Ausdehnung immer mehr an ſittlicher Grundlage gewinnend.

Die Völker, welche den Islam annahmen, blieben, mit Ausnahme der Araber, in Spanien, dieſen großen Bewegungen fremd bis auf den heutigen Tag. Bei ihnen blieb die Liebe, wie ſie bei allen Völkern des Alterthums, ſelbſt bei den feingebildeten Griechen war: eine ausſchließlich ſinnliche. Hier konnte Frauenverehrung im höheren Sinne des Wortes nicht aufkommen, wo die Frau von vorn herein durch Geſetz und Sitte zur Sklavin des Mannes gemacht war.

Wenn ich nun verſuche, Ihnen die Stellung der Frauen im Orient zu veranſchaulichen, ſo werden die der Wirklichkeit entnommenen Bilder jedenfalls einen ſeltſamen Contraſt bilden zu der Vorſtellung, welche man ſich nach der Schilderung der Poeten gewöhnlich über die Zuſtände im Orient zu machen pflegt. Ob früher wirklich Frauen wie Lallah-Rookh und Zuleikha im Orient vorkamen, weiß ich nicht; daß ſie heute weder in Perſien noch in der Türkei vorkommen, glaube ich

behaupten zu können. Frauen von großer Körperſchönheit, anmuthigen Bewegungen und vortrefflicher Beredtſamkeit giebt es genug im Morgenlande; aber was wir echte Weiblichkeit nennen, dürfte man dort vergebens ſuchen. Bei der ſtrengen Sonderung der Geſchlechter iſt von vornherein alle feinere Bildung, die Blüthe der Geſelligkeit, aller veredelnde Einfluß der Männer auf die Frauen, und umgekehrt, unmöglich gemacht, und in Folge deſſen fehlt auch ſpäter alles innige, geiſtige Zuſammenleben zwiſchen den Ehegatten, ſowie ein glückliches Familienleben im wahren Sinne des Wortes. Der Harem iſt das Grab der weiblichen Würde. Eine im Harem aufgewachſene Frau und eine gebildete Europäerin ſind zwei grundverſchiedene Weſen, die ſich niemals verſtehen und verſtändigen würden, wenn ſie auch dieſelbe Sprache redeten.

Im Morgenlande ſind die Frauen wie ein Licht, das unter den Scheffel geſtellt wird, oder wie ein Schmuck, den man ſorgfältig vor den Augen der Welt zu verbergen ſucht. Sie leben in der ſtrengſten Abgeſchiedenheit von den Männern und erſcheinen, wo ſie ſich öffentlich zeigen, in ſo vollſtändiger, abſichtlich plumper Umhüllung, daß man von ihnen wenig mehr ſieht, als was ſie ſelbſt zum Sehen brauchen: ihre Augen. Dieſe Abgeſchiedenheit von der Männerwelt und dieſe Art der Verhüllung wurden nicht erſt durch Muhamed eingeführt, ſondern ſind eine aſiatiſche Sitte, die aus den älteſten Zeiten ſtammt. Durch den Koran geheiligt und nach ſeinen Vorſchriften ſtreng überwacht, hat dieſe Sitte ſich ohne die geringſte Abweichung bis auf den heutigen Tag erhalten. Es liegt ihr der Gedanke zu Grunde, daß die Frau ſich nur für ihren Mann ſchmücken, nur vor ihm ihre Reize entfalten ſoll. Der Morgenländer hält es für recht und ſittlich, ſtreng darüber zu wachen, daß die Reize ſeiner Frau keine Begierden in den Herzen anderer Männer erwecken, und darum muß ſie beim Ausgehen ihre zierlichen Füßchen in möglichſt großen

Stiefeln und ihren feinen Wuchs in möglichſt weiten Gewändern verbergen. Zu Hauſe aber muß ſie ſo feine Pantoffeln tragen, wie man bei uns nur als Seltenheiten ſieht, und ſich mit der größten Sorgfalt ſalben, pflegen und ſchmücken.

Jedes türkiſche und perſiſche Haus zerfällt in zwei ſtreng geſchiedene Wohnungen, nach dem Stande des Beſitzers mehr oder minder groß, deren eine: das Selamlik, von den Männern, und die andere, der Harem, von den Frauen bewohnt wird. Harem bedeutet urſprünglich Zufluchtsort, geheiligte Stätte, und es wird nicht nur die geweihte Wohnung der Frauen damit bezeichnet, ſondern auch die Frauen ſelbſt, welche eine Hausgenoſſenſchaft bilden.

In den Häuſern der Reichen findet man häufig den Harem mit dem Selamlik durch eine Reihe von Zimmern verbunden, welche Mabëin, d. h. wörtlich: »zwiſchen Beiden« genannt werden, und nur von dem Herrn des Hauſes betreten werden dürfen, der auch allein das Recht hat, in das Innere des Harems zu dringen, zu welchem ſelbſt den Dienern und nächſten Verwandten des Hauſes der Zutritt verſagt iſt. Alle Dienſte im Harem werden durch Sklavinnen verrichtet. Im untern Stock iſt nach dem Hofe zu ein kleines Sprechzimmer, wo die älteſte Sklavin den Dienern ihre Befehle ertheilt, jedoch ſolchergeſtalt, daß keiner ſeinen Fuß über die Schwelle ſetzen darf. In der Mauer iſt eine Art Drehladen (türkiſch dolab) angebracht, ähnlich wie in den Nonnenklöſtern, und vermittelſt dieſes Drehladens wird alles Nöthige von Außen herbeigeſchafft, ohne daß Sklaven und Sklavinnen einander ſehen.

So wird auch nur in den gefährlichſten Fällen und nur unter ſorgfältigſter Ueberwachung ein Arzt in den Harem gelaſſen, dem aber ſelten mehr geſtattet wird, als den Puls ſeiner Patienten zu befühlen. Alle gewöhnlichen Krankheiten werden von Frauen geheilt. Die Hülfe eines Geburtsarztes

iſt bei den Türken etwas ſo Unerhörtes, daß ſie als ein Schimpf für die ganze Familie betrachtet wird.

Bei der äußerſt ſtrengen Ueberwachung der Frauen in den Haremen gehören verbotene Abenteuer hier faſt zu den Unmöglichkeiten, und das Meiſte, was davon erzählt wird, iſt aus der Luft gegriffen. Kommt einmal ein Fall der Art vor, ſo muß ihn die Frau, wenn er entdeckt wird, mit dem Tode büßen.

Solche Fälle ſind aber äußerſt ſelten und noch ſeltener iſt ihre Entdeckung.

Demnach ſind die Frauen im Orient ſo weit tugendhaft, als äußerer Zwang ſie dazu nöthigt. Von jener höhern weiblichen Tugend aber, welche des äußeren Zwanges nicht bedarf, haben ſie keinen Begriff und können ſie keinen Begriff haben. Ihre Tugend ſteckt in der Zwangsjacke, nicht im Herzen. Natürlich liegt die Schuld nicht an ihnen, ſondern an ihrer Erziehung, an den traurigen Verhältniſſen, unter welchen ſie aufwachſen. Von Kindheit an eingeſchloſſen im Harem, allem belehrendem Verkehr mit Männern, aller Geiſtesbildung fremd, führen ſelbſt die reichſten Frauen im Orient, trotz alles Glanzes und Schmucks, womit ſie umgeben ſind, nach unſern Begriffen ein ödes, trauriges Leben. Wenn ſie nur in den Garten gehen wollen, um friſche Luft zu ſchöpfen, ſo darf dies nicht anders als unter der ſorgfältigſten Ueberwachung und Umhüllung geſchehen. Der Eintritt in die Moſchee wird ihnen erſt bei vorgerücktem Alter geſtattet, und ſo iſt den armen Frauen gerade in der ſchönſten Zeit ihres Lebens ſogar der Troſt der Religion verſagt. Die Fenſterläden ihrer Wohnungen ſind dadurch ihren Schleiern ähnlich, daß ſie, ſelbſt ungeſehen, Alles dadurch ſehen können, was draußen vorgeht. Das iſt ihr einziger Verkehr mit der Außenwelt, nach unſern Begriffen gewiß kein befriedigender, denn ich glaube, daß einer ſchönen Frau wenigſtens eben ſo viel

daran liegt, von Andern geſehen zu werden, als Andere zu ſehen.

Trotzdem würde man irren in der Annahme, daß die Orientalinnen ſich ſelbſt für ſo unglücklich halten, als ſie nach unſern Begriffen erſcheinen müſſen. Sie kennen kein beſſeres Loos und ſind deshalb zufrieden mit dem ihrigen. Ja, ſie bedauern die Chriſtinnen, die ſo wenig von der Eiferſucht ihrer Männer geplagt werden, daß dieſe ihnen erlauben, unverſchleiert durch die Straßen zu gehen, als ob die ganze Welt ihr Harem wäre, mit jedem Manne zu ſprechen und — Greuel aller Greuel! — ſogar fremde Männer bei ſich zu empfangen. Denn nach der Eiferſucht wird im Orient die Liebe des Mannes bemeſſen, in ähnlicher Weiſe wie bei uns früher Frauen aus dem Volke glaubten und hin und wieder noch glauben: ihr Mann liebe ſie nicht, wenn er ſie nicht zuweilen prügele.

Vornehme Orientalinnen laſſen ſich ſelten in den Straßen ſehen. Die Einkäufe auf dem Bazar werden meiſtens durch ältere Sklavinnen beſorgt, die ebenfalls immer in tiefſter Umhüllung erſcheinen. Kein Mann darf ſich unterfangen, eine Frau auf der Straße anzureden, ſelbſt wenn es ſeine eigene Frau wäre.

Eine natürliche Folge dieſer ſtrengen Sonderung der Geſchlechter iſt, daß öffentliche Verkäuferinnen, Ladenjungfern, Kellnerinnen, Hökerinnen ꝛc. im Orient nicht vorkommen.

Jede Familie lebt außer allem Verkehr mit andern und in jeder Familie leben wieder die beiden Geſchlechter außer allem geſelligen Verkehre. Selbſt der Mann darf nicht wagen, in das Zimmer ſeiner Frau zu treten, wenn dieſe von ihrer Mutter, Schweſter oder ſonſtigen nahen Verwandten Beſuch hat. Zwingt ihn eine dringende Veranlaſſung, eine Ausnahme zu machen, ſo muß er ſich vorher anmelden laſſen, damit die beſuchende Dame Zeit hat ſich zu entfernen.

Freundſchafts-, Pflicht- und Anſtandsbeſuche ſind bei den morgenländiſchen Damen vollſtändig unbekannt. Keine

Dame von Rang braucht ſich einer andern, ſelbſt der Sultanin nicht, vorſtellen zu laſſen. Das Verhältniß der Männer untereinander, Dienſtpflicht, Freundſchaft, oder was es immer ſein möge, hat keinerlei Einfluß auf die Frauen.

Die öffentlichen Bäder ſind faſt der einzige Ort, wo Frauen aus verſchiedenen Haremen in größerer Anzahl zuſammenkommen und Gelegenheit haben, ihre Reize, ihren Putz und Schmuck vor Andern zu entfalten. Hier bringen ſie denn auch, ſo oft ſie können, einen großen Theil des Tages zu und hier ſucht eine die andere an Zungenbeweglichkeit zu übertreffen. Nach dem Bade ſtrecken ſie ſich auf weiche Teppiche, Stunden lang aus kleinen Schälchen ſchwarzen Kaffee ſchlürfend und ihren Tſchibuk dazu rauchend. Die Koſtbarkeit dieſes Tſchibuks, ſowie die Pracht ihrer Gewänder und ſonſtigen Zierrathe und endlich die Zahl ihrer Sklavinnen bilden den Maßſtab, wonach ſie ihre Stellung untereinander bemeſſen, ſich gegenſeitig anziehen und abſtoßen, loben und ſchmähen, bewundern und beneiden. Die Toilette nimmt eine geraume Zeit in Anſpruch, da außer Salben und Oelen, weißer und rother Schminke noch verſchiedene Schönheitsmittel angewandt werden, wie z. B. der Cohol, zum Färben der Augenbrauen, welche für beſonders ſchön gelten, wenn ſie in einem einzigen großen Bogen ſich über Augen und Naſe ziehen. Dieſen Bogen künſtlich herzuſtellen, wenn die Natur nicht dafür geſorgt hat, iſt eine äußerſt wichtige Angelegenheit für die Orientalinnen. Ferner gilt es für eine unerläßliche Zierde, die Nägel und Fingerſpitzen blau zu färben mit Chenna.

Bekanntlich kam im ſiebzehnten Jahrhundert in Frankreich die Mode der Mouches oder Schönheitspflaſterchen auf, die zugleich mit dem Reifrock wieder verſchwanden. Dieſen Schönheitspflaſterchen gleicht das in Perſien und beſonders unter den Kurden übliche Beſprenkeln der Bruſt mit ſchwarzen Flecken, wie denn ein kurdiſcher Dichter es als eine große Schönheit

an ſeiner Geliebten rühmt, daß er über dreihundert ſolch ſchwarzer Flecken an ihrem Halſe und ihrer Bruſt zähle.

Einen Hauptſchmuck haben von jeher im Orient wie im Occident die Armringe gebildet und ebenſo wird auf Perlen und Edelſteine großer Werth gelegt.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern wurde das Haar als eine Hauptzier der Frauen betrachtet und künſtlich gepflegt und verſchönert. In dieſer Beziehung haben ſich die Orientalinnen immer natürlicher und geſchmackvoller gezeigt als die Frauen des Occidents, welche es zu Zeiten für ſchön hielten, dem Haare eine ganz andere Farbe zu geben als es urſprünglich hatte. Wie in Frankreich lange die Mode herrſchte, das Haar zu pudern, ſo beſtrebten ſich ſchon die römiſchen Damen der Kaiſerzeit, ihrem von Natur dunklen Haare jene blonde oder goldige Farbe zu geben, welche an den Frauen der Germanen ſo viel bewundert wurde. Sie bezogen deshalb aus Deutſchland entſprechende Färbemittel, oder ſie kauften auch ganze Perrücken, die aus germaniſchen Haaren gemacht waren, und bedeckten damit ihr eigenes Haar, beſonders ſeit die künſtlichen Lockengebäude Mode geworden, wie wir ſie noch auf zahlreichen Büſten römiſcher Kaiſerinnen finden. Es entwickelte ſich ſolchergeſtalt eine vollſtändige Haararchitektur, welche von den Franzöſinnen des ſiebzehnten Jahrhunderts wieder aufgenommen und ſo in's Ungeheuerliche ausgebildet wurde, daß einige dieſer Friſuren eine Höhe von dreizehn Zoll erreichten.

Die alte germaniſche Frauenſitte, das Haar lang herabwallend zu tragen, verlor ſich im Mittelalter und iſt heutzutage nirgends mehr zu finden.

Die Orientalinnen tragen das Haar meiſt in herabfallenden Flechten, doch kommen bei den Vornehmen auch verſchiedene künſtliche Friſuren vor.

Daß die herkömmliche nationale Tracht der Orientalinnen maleriſcher und kleidſamer iſt, als die nach den Launen der

Mode wechselnden Gewänder unſrer Damen, wird Niemand leugnen. — Wenden wir uns jetzt von dieſen Aeußerlichkeiten zu dem häuslichen Leben im Morgenlande.

Die Frauen verbringen ihre Zeit in den Haremen mit Erziehung der Kinder, Sticken, Nähen und weiblichen Handarbeiten aller Art. Muſik, Lecture und höhere Bildung kommt äußerſt ſelten vor. Unter hundert Orientalinnen dürften durchſchnittlich kaum fünf zu finden ſein, welche leſen und ſchreiben können.

Eine lobenswerthe Sitte aller Frauen im Morgenlande, die Sultaninnen nicht ausgenommen, iſt es, daß ſie ihre Kinder ſelbſt nähren, wenn die Möglichkeit dazu vorhanden. Iſt dieſes nicht der Fall, ſo wird eine junge Sklavin als Amme genommen, die von dem Augenblicke, wo ſie ihr Amt antritt, frei und als Verwandte des Hauſes betrachtet wird. Im ganzen Orient gilt es ſeit der älteſten Zeit als eine Unehre, als eine Art Unglück für die Familie, wenn das erſtgeborne Kind ein Mädchen iſt. Dieſer Zug, der ſich bei allen Völkern des Alterthums und etwas gemildert auch heute noch in Europa wiederfindet, iſt ſehr bezeichnend für die Stellung des weiblichen Geſchlechts. In Bezug auf den Orient wüßte ich keinen Grund dafür anzugeben, als das untergeordnete Anſehen der Frauen überhaupt — bei uns läßt es ſich aus der Elternliebe ſelbſt erklären, wenn die Geburt eines Mädchens oft mit minderer Freude, als die Geburt eines Knaben begrüßt wird. Denn die Elternliebe unterſcheidet ſich von jeder andern Liebe durch ihre Vorausſicht, durch ihre Sorge für die Zukunft. Ein Sohn kann für ſich ſelbſt ſorgen, wenn er das Jünglingsalter erreicht hat, für eine Tochter aber muß geſorgt werden, und im glücklichſten Falle, wenn ſie früh durch die Ehe eine entſprechende Verſorgung findet, müſſen die Eltern ſich von ihr trennen.

Im Orient findet der Unterricht der heranwachſenden Kinder im Hauſe ſtatt und beſchränkt ſich meiſtens darauf,

ihnen die wichtigſten Satzungen des Korans beizubringen. Erſt in neuerer Zeit wurden in Konſtantinopel öffentliche Unterrichtsanſtalten gegründet, welche aber ſelbſtverſtändlich für den weiblichen Theil der Bevölkerung ſo gut wie nicht vorhanden ſind. Mädchenſchulen, Penſionen, Stiftungen und dergleichen giebt es im Morgenlande nicht. Die Mädchen werden meiſtens ſchon im Alter von vier oder fünf Jahren verlobt, natürlich ohne zu wiſſen mit wem, und zwiſchen zwölf bis vierzehn Jahren verheirathet, ohne zu wiſſen wer ihr Mann iſt, den ſie bei der Hochzeit zum Erſtenmale ſehen. Verlobung und Heirath werden durch Vermittler eingeleitet und zwiſchen dem Vater der Braut und dem Vater des Bräutigams abgeſchloſſen, meiſtens ohne daß die zunächſt dabei Betheiligten etwas davon wiſſen. Bei dem Abſchluß des Heirathsvertrages, welcher durch den Imam der Moſchee in Gegenwart der Verwandten beider Häuſer vollzogen wird, dürfen keine Frauen zugegen ſein. Die Hochzeit wird in beiden Häuſern mit einem ſo großen Prunk begangen, als es die Verhältniſſe irgend geſtatten. Aber auch hierbei bleiben die Geſchlechter ſtreng geſchieden; die Frauen ergötzen ſich im Harem, die Männer im Selamlik.

Wird eine Frau Wittwe, ſo ſucht ſie durch Vermittlung ihrer Eltern ſo ſchnell als möglich wieder zu heirathen, denn eine ehelose Frau iſt bei den Türken ein unglückliches, hülfloſes Weſen. Glücklich aber werden die Mütter geprieſen, beſonders wenn ihr erſtgebornes Kind ein Sohn iſt; ihr Anſehen wächſt mit der Zahl ihrer Kinder.

Der Koran erlaubt jedem ſeiner Bekenner vier geſetzmäßige Frauen zu haben und eine beliebige Zahl von Sklavinnen. Von dieſer Erlaubniß machen jedoch außer dem Sultan und den Großen des Reichs nur wenige Türken Gebrauch. Die Aermeren haben nur eine Frau, weil ihnen die Mittel fehlen, mehrere zu unterhalten, und die meiſten Andern haben nur eine Frau, weil der Türke vor Allem die Ruhe liebt,

die mit mehreren Frauen unverträglich iſt. Denn jede von ihnen will die Bevorzugte ſein, und ſo werden von Allen die wunderlichſten Mittel angewandt, um die Liebe des Herrn zu erlangen oder zu erhalten.

Bei allen Völkern finden wir, daß die Frauen ſich gewiſſer Zaubermittel bedienten, um das Herz des Geliebten zu feſſeln. Bei den alten Skandinaviern wurden zu dieſem Zwecke die Runen angewandt. Im Mittelalter kommen ſowohl bei den romaniſchen wie germaniſchen Völkern die Liebestränke häufig vor. Im Oriente ſpielen noch heute Liebestränke wie Talismane eine bedeutende Rolle.

Das großartigſte Bild eines morgenländiſchen Haushalts und ſomit das großartigſte Spinngewebe von Intriguen, Zaubermitteln, Eiferſucht, Haß und Liebe bietet natürlich der Harem des Sultans dar, der im großen Ganzen ebenſo eingerichtet iſt, wie der Harem Salomo's, des großen Königs der Juden, war.

Die Zahl der Frauen, welche den kaiſerlichen Harem bilden, belief ſich früher insgemein auf Tauſend, während ſie unter dem gegenwärtigen Sultan nur dreihundertfunfzig beträgt, worin die Türken eine beklagenswerthe Annäherung an abendländiſche Sitten ſehen. Unter dieſen dreihundertfunfzig beſteht ungefähr die Hälfte aus Negerinnen, welche die geringeren Dienſte verſehen. Dreißig Sklavinnen ſind für den Dienſt der Kadinnen oder Sultaninnen — und vierzehn für die ſieben erſten Hofdamen beſtimmt. Das ganze Perſonal zerfällt in vier Klaſſen: Gedeklik's (Auserwählte), Uſta's (Herrinnen), Schabzirda (Novizen) und Dſharia (Sklavinnen). Die erſte dieſer Klaſſen iſt auf zwölf beſchränkt, wozu die ſchönſten und gebildetſten gewählt werden, welche beim Sultan Pagendienſte verſehen.

Die höchſte Stelle im kaiſerlichen Harem nehmen die Kadinnen oder Frauen des Sultans ein, deren Rang ſich nach dem Datum ihrer Erhöhung richtet. Die Mutter des erſtgebornen Prinzen hat den Vorrang vor allen übrigen, nimmt

aber erſt bei der Thronbeſteigung ihres Sohnes den Titel Sultanin Valide an.

Besma allem (Zierde des Weltalls), die Mutter des jetzt regierenden Sultans, war eine georgiſche Sklavin, die in ihrer Kindheit nach Konſtantinopel verkauft wurde.

Das Prinzip der Ebenbürtigkeit bei der Ehe kennen die Türken nicht. In Europa entwickelte es ſich beſonders ſcharf in den Ländern, wo Leibeigenſchaft beſtand, trat aber im Mittelalter und in der neueren Zeit ſchärfer hervor als früher der Fall war. Bei den alten Normannen konnte z. B. eine Königstochter unbedenklich einem freien Bauern die Hand reichen; die ſagenberühmte böhmiſche Königin Libuſſa heirathete ebenfalls einen Bauern, während bei uns im ſiebzehnten Jahrhundert eine Grafentochter ſich ſchwer entſchloſſen haben würde, einen Baron zu heirathen.

Die Türken legen bei den Frauen gar kein Gewicht auf vornehme Abkunft. Bei ihnen gilt das Wort: »Die Perlen werden im Schlamm des Meeres gefunden und die beſten Frauen in den unterſten Schichten des Volkes.«

Habe ich das Loos der Frauen im Orient als ein keineswegs beneidenswerthes geſchildert, ſo muß doch rühmend hervorgehoben werden, daß das Geſetz ihnen überall ſchützend zur Seite ſteht und ſie vor jeder rohen Behandlung von Seite ihrer oder anderer Männer ſichert. In den Fetwah's des rechtskundigen Mufhti Abdullah-Effendi heißt es, daß eine Frau das Recht habe, Jeden, der ihrer Ehre irgendwie zu nahe trete, zu vergiften oder ſonſt um's Leben zu bringen. Wenn eine Frau von ihrem Manne brutal behandelt wird, ſo hat ſie das Recht, ihn zu verklagen, und das Gericht entſcheidet faſt immer zu Gunſten der Frau.

In dieſem Punkte iſt das türkiſche Geſetz gerechter und milder als das germaniſche und römiſche, welche dem Manne erlauben, die Frau durch Prügel zu mißhandeln. Das

bayerische Landrecht enthält noch heute den Satz, daß dem Manne eine gelinde Züchtigung der Frau gestattet sei.

Bei den Persern nimmt mit geringen Abweichungen die Frau dieselbe Stellung ein wie bei den Türken. Größere Unterschiede und poetischere Beziehungen finden wir schon bei den Tataren am Kaspischen Meere und im Daghestan, und am freiesten unter allen Islamiten gestalten sich die Verhältnisse zwischen beiden Geschlechtern bei den eigentlichen Tscherkessen am Schwarzen Meere. Polygamie kommt hier meines Wissens gar nicht vor; die jungen Mädchen gehen unverschleiert und unbewacht umher bis zu ihrer Verheirathung, sie dürfen mit Männern verkehren so viel sie wollen und trotz — oder vielmehr in Folge dieser Freiheit herrscht hier eine größere Sittenreinheit, als bei irgend einem andern orientalischen Volke, die christlichen Georgier und Armenier nicht ausgenommen.

Der berüchtigte Mädchenhandel, welcher von der tscherkessischen Küste aus mit der Türkei unterhalten wird, kommt nur unter der Klasse der Sklaven und Unfreien vor, deren Töchter in der Heimath, wo eine durchaus aristokratische Gliederung der Gesellschaft besteht und kein Fürst oder freier Mann unter seinem Stande heirathet, doch keine so gute Partie machen würden wie in der Türkei, wo sie sicher den Weg in den Harem irgend eines Großen finden.

Bei den Tscherkessen, wie bei allen Völkern des Kaukasus, verlangt es die Sitte, daß die Braut nach vorherigem Einverständniß von ihrem Bräutigam entführt werde, wobei regelmäßig Scheinkämpfe stattfinden, die nicht immer ohne Blutvergießen ablaufen. Ueberhaupt zeigt sich in keinem andern moslemischen Lande eine so große und interessante Mannigfaltigkeit von Sitten und Gebräuchen, wie bei den Tscherkessen, deren gesellschaftliches wie politisches Leben in vielen Zügen an die alten Germanen erinnert, wie Tacitus sie uns schildert.

Indem ich mich nun, vor dem Schluſſe, den abendländiſchen Frauen wieder zuwende, kann ich füglich die meiſten der Einzelheiten übergehen, die bei der Schilderung der Türkinnen nothwendig waren, denn wie ſie ſich baden, ſalben, kleiden und ſchmücken, iſt allbekannt.

Wenn deutſche Frauentreue und Tugend auch von jeher vielfach gerühmt wurde, ſo bin ich doch bei meinem Studium der Geſchichte der Frauen zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Frauen bei uns immer noch beſſer waren als ihr Ruf, und daß überhaupt bei uns die Sitte der Geſetzgebung weit voraus war.

Das germaniſche Geſetz erlaubte die Polygamie; die germaniſche Sitte verbot ſie, und deshalb kam ſie bei unſern Fürſten äußerſt ſelten vor, und meiſtens nur aus politiſchen Gründen.

Noch im ſechzehnten Jahrhundert wurde von den Juriſten und Theologen über die Zuläſſigkeit der Vielweiberei geſtritten, nachdem die Wiedertäufer in Münſter dieſelbe in der Art geübt hatten, daß Johann von Leyden funfzehn, die Uebrigen zehn bis zwölf Frauen beſaßen, ähnlich wie heutzutage die Apoſtel der Mormonen in Amerika.

Frankreich gilt ſeit lange vorzugsweiſe als das Land, wo die Galanterie und Artigkeit gegen die Frauen am weiteſten getrieben wird, und doch kommen gerade in Frankreich in allen Schichten des Volks bis zu den höchſten hinauf täglich ungeſtraft Dinge vor, die im Orient ihres Gleichen ſuchen. Das Geſetz giebt in Frankreich dem ſchlechteſten Manne Waffen in die Hand, gegen welche es der beſten Frau unmöglich iſt, ſich zu vertheidigen. In Frankreich liegt die Geſetzgebung in Bezug auf die Frauen noch ſehr im Argen.

Am freieſten und würdigſten iſt die Stellung der Frau in Deutſchland und England, obgleich auch hier noch viel zu wünſchen übrig bleibt, nicht ſowohl in Bezug auf die Damen der großen Welt, die alle Mittel haben ihr Leben anmuthig und glücklich zu geſtalten, als vielmehr in Bezug auf die

Frauen der arbeitenden und ärmeren Klaſſen. Freilich iſt — in Folge des Mundium und der veränderten Auffaſſung des Gerichtsweſens — die Fähigkeit der Frauen, vor Gericht zu erſcheinen, anerkannt worden und inſofern ihre Emancipation als vollendet zu betrachten, allein hinſichtlich des ſo wichtigen Punktes der Wahl eines Berufes ſind ſie immer noch drückenden, mit ihrer heutigen geſellſchaftlichen Stellung geradezu unverträglichen Beſchränkungen unterworfen. Im Mittelalter war das eine natürliche Folge von Zuſtänden, die längſt aufgehört haben. Damals waren die Frauen vom Gewerbsweſen ausgeſchloſſen, weil die mittelalterliche Zunft durch ihre Angehörigen in den Städten eine Gewalt ausübte und zugleich nach Außen eine politiſche Rolle ſpielte, woran die Frauen keinen Theil haben konnten. (Als merkwürdig hervorzuheben iſt die einzige Ausnahme zu Gunſten handeltreibender Frauen, die in den großen Handelsſtädten frühzeitig anerkannt war und ſich bald allgemein verbreitete.)

Wo Geſetz und Sitte den Fortſchritt begünſtigen wie bei uns, ſind alle Uebel nur vorübergehender Natur und es hängt von den Frauen zur Beſſerung ihr Stellung ſelbſt viel mehr ab, als von irgendwelchen neuen Theorien ſozialer Einrichtungen, irgendwelchen Experimenten der Politik oder Beweiſen geiſtiger Ebenbürtigkeit. Treue Pflichterfüllung und ſorgfältige Ausbildung des Herzens und Geiſtes iſt die beſte Schutzwehr gegen Ungerechtigkeit.

Eine große, nicht genug zu beachtende Quelle häuslichen Unglücks iſt die allzufrühe Verheirathung der jungen Mädchen. Jeder, dem daran liegt, ſich über dieſen wichtigen Punkt zu unterrichten, wird leicht die Beobachtung machen können, daß die meiſten unglücklichen Ehen aus der eben genannten Quelle entſpringen. Daß es viele glückliche Ausnahmen giebt, verſteht ſich von ſelbſt. Aber in der Regel iſt es nicht gut, gleich aus den Kinderſchuhen in die Ehepantoffeln zu ſchlüpfen.

In unſerm gemäßigten Klima, wo die Entwicklung langſamer vor ſich geht, als im Orient, tritt die vollſtändige geiſtige, wie körperliche Reife ſelten vor dem einundzwanzigſten Jahre ein. Nun ſcheint es mir in keiner Beziehung rathſam, daß eine Dame Frau und Mutter werde, bevor ſie ihre vollſtändige Reife erlangt hat.

Die gefährlichſte Zeit für ein junges Mädchen liegt zwiſchen dem funfzehnten und zwanzigſten Jahre. Die Richtung, die es in dieſer Zeit erhält, wird maßgebend bleiben für ſein ganzes Leben.

Was ein junges Mädchen bis zum vierzehnten Jahre lernt, iſt ziemlich gleichgiltig; hingegen iſt, was es in den folgenden Jahren treibt, von der größten Wichtigkeit. In dieſen Jahren iſt nichts heilſamer, nichts ſegensreicher, als eine ſtrenge Zucht des Geiſtes, ernſte Studien oder Beſchäftigungen irgendwelcher Art, die unſchuldige Vergnügungen keineswegs ausſchließen, vielmehr ſelbſt eine reiche Quelle ſolcher Vergnügungen werden. Diejenigen aber, welche dieſe Zeit bloß mit nichtigen, eiteln Zerſtreuungen verbringen, werden das im ſpätern Leben vielfach zu büßen haben.

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Andeutungen weiter auszuführen. Den Verſtändigen genügt ein Wink und den Unverſtändigen predigt man vergebens.

Wenn es ſich um den Fortſchritt der Nation handelt, ſo kommt die häusliche Sitte nicht minder als die öffentliche in Betracht, und jene iſt es, mit welcher es die Frau vorwiegend zu thun hat. Der Unterdrückung und ungerechten Behandlung, welche zahlreiche Frauenklaſſen, die auf ihrer Hände Arbeit angewieſen ſind, zu erdulden haben, kann nur durch das Mitgefühl und die Gerechtigkeit ihrer günſtiger geſtellten Mitſchweſtern abgeholfen werden. Eine geiſtreiche Engländerin, Mrs. Balfour, die ſelbſt in ihrer Heimath viel zur Verbeſſerung der Lage ihrer Mitſchweſtern gethan, ſagt mit

Recht: Was die Quelle für den Strom, was das Herz für den Körper, das iſt die Macht der heimathlichen Stätte für die Tugend einer Nation.

Daß die Stellung der Frauen bei uns jetzt eine unendlich freiere und beſſere iſt, als ſie in den geprieſenen Zeiten des Mittelalters war, wird kein Kundiger leugnen.

Es kommt freilich heutzutage nicht mehr jene überſchwengliche Schwärmerei vor, welche den Ritter Ulrich von Lichtenſtein bewog, ſich den Finger abzuhacken und denſelben ſeiner Geliebten als Zeichen ſeiner Liebe zu ſenden, aber es kommt auch nicht mehr vor, daß die Ritter ihre Frauen prügeln, wie früher ſehr häufig der Fall war. Der Stock ſcheint ſeit der älteſten Zeit eine Stütze germaniſcher Frauenverehrung geweſen zu ſein. In Norddeutſchland, bei den Bauern der Soeſter Behörde, herrſcht noch die alte Sitte, daß der Bräutigam nach erfolgter Trauung von den umſtehenden Bauern einige tüchtige Hiebe mit Dornſtöcken erhält, damit er fühle, wie weh ſchlagen thue und er ſich nie beikommen laſſe, ſeine Frau zu prügeln.

Trotz des durch dieſe Sitte angedeuteten, noch vielfach vorkommenden Mißbrauchs der männlichen Gewalt, dürfen wir mit Fug und Recht ſagen, daß die Frauen bei uns eine würdigere Stellung einnehmen, als in irgend einem andern Lande der Welt, und wenn wir, um auch die ſchlimmſten Schattenſeiten der Frauen kennen zu lernen, einen Blick in die Gefängniſſe werfen und finden, daß auf zwölf männliche Verbrecher nur eine Verbrecherin kommt, ſo müſſen wir eingeſtehen, daß die Frauen nicht bloß das ſchöne Geſchlecht, ſondern auch das gute Geſchlecht genannt zu werden verdienen.

Das Unverwüſtliche der weiblichen Trefflichkeit läßt ſich am beſten dadurch veranſchaulichen, daß gerade Diejenigen die Frauen am meiſten verehren, welche ſie am genaueſten kennen mit all' ihren Vorzügen und Schwächen, die immer gleichen Urſprungs ſind. Auch die edelſten weiblichen Anlagen können

zu den größten Thorheiten führen, wenn die Frau nicht in Ausübung ernster Berufspflicht ein heilsames Gegengewicht gegen die angeborene ideale Richtung findet. So entspringt aus der Begeisterungsfähigkeit jener alberne Enthusiasmus, der sich um die Handschuhfetzen eines Lyrikers oder fingerfertigen Virtuosen reißt. Die meisten Auswüchse und Verkehrtheiten kommen in der sogenannten »guten Gesellschaft« vor, wo am wenigsten äußere Nöthigung und innerer Antrieb zu ernster Thätigkeit vorhanden ist. Denn die Arbeit bildet den Werthmesser der Frau wie des Mannes, und was für das Individuum gilt, findet seine Anwendung auf das ganze Geschlecht. Wo in einem Hause, in einem Kreise, in einem Lande der Arbeitsberuf der Frau außer Acht gelassen wird, da fängt das Verderben an.

Daß die Frauen selbst den schwierigsten Geschäften ebenso gewachsen sind wie die Männer, beweist am besten die Reihe der großen Herrscherinnen, deren Namen durch ihre Thaten unsterblich geworden. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß seit den ältesten Zeiten die Frauen für würdig und geschickt zur Ausübung der höchsten politischen Thätigkeit, zur Herrschaft, erachtet wurden, während man sie in den untergeordneten Sphären des Lebens wie unmündige Kinder behandelt. Und doch gerade fern vom Schauplatz der großen Welt, im häuslichen Kreise, bewähren sich ihre Tugenden am meisten und erscheinen sie am holdesten, wo ihnen der Stachel des Ehrgeizes wie der Lohn des Ruhmes fehlt, und wo sie keine andere Befriedigung haben als die aus ihrem harmonischen Walten entspringt und aus dem stillen Glücke, das sie in ihrer Umgebung schaffen.

Ueber Shakespeare und das altenglische Drama.

I.

Die engliſche Bühne iſt nur inſofern von welthiſtoriſcher Bedeutung, als ſie ſich auf Shakeſpeare bezieht. Ob man von ſeinen hochbegabten Vorläufern rede, die dem dramatiſchen Meſſias die Pfade bereiteten, oder von ſeinen Nachfolgern, die ihr Licht von ihm empfingen: er ſelbſt wird immer der goldene Ring bleiben, an welchen ſich alle Betrachtungsfäden knüpfen, weil gerade ſeine Werke in höchſter Potenz Alles enthalten was die Eigenthümlichkeit des engliſchen, wie des modernen Dramas überhaupt — im Gegenſatz zum altklaſſiſchen — ausmacht.

Dieſe Eigenthümlichkeit beſteht, ihrem Kern nach, in der Charakterzeichnung, welche uns die handelnden Perſonen nicht als Repräſentanten abſtrakter Ideen, auch nicht als bloße Gattungstypen, ſondern als beſtimmte, ſcharfausgeprägte Individualitäten darſtellt, deren Glück und Unglück ihrem eigenen Denken und Handeln entſpringt und nicht — wie bei den Griechen — durch ein außer ihnen mit eiſerner Nothwendigkeit waltendes Schickſal beſtimmt wird.

In Shakeſpeare ſteigert ſich die Fähigkeit, Charaktere der mannigfaltigſten Art zu ſchaffen, zu ſolcher Höhe, daß wir in allen Perſonen ſeiner Dramen wirkliche Menſchen von Fleiſch und Blut vor uns zu ſehen glauben, die — gleichviel

ob ſie gut oder ſchlecht ſind, thöricht oder weiſe — auf das Lebhafteſte unſere Theilnahme herausfordern und dies in immer höherem Grade, je näher wir ihnen treten, je mehr wir ſie zu ergründen ſuchen.

In dieſem Sinne hat weder das Alterthum noch die Neuzeit einen Dichter aufzuweiſen der ſich an dramatiſcher Schöpferkraft auch nur entfernt mit Shakeſpeare vergleichen ließe.

Jedes ſeiner Dramen iſt eine in ſich abgeſchloſſene Welt, worin die Verſchiedenartigkeit der zuſammentreffenden Charaktere einen Konflikt erzeugt, aus welchem eine ſpannende Handlung ſich entwickelt, deren Fortgang und Erweiterung, Umſchwung und Löſung je nach der Natur des Stoffes zu einem tragiſch erſchütternden oder heiteren Abſchluſſe führt.

Auch anderen Dichtern iſt es gelungen, dramatiſche Charaktere zu ſchaffen, welche ſich durch beſtimmte, ihrer eigenen Natur entſpringende Merkmale genau von einander unterſcheiden, in ihrem Zuſammentreffen eine ſpannende oder ergreifende Handlung erzeugen und durchweg allen künſtleriſchen Anforderungen genügen, allein dieſe Charaktere zeigen uns den Menſchen meiſt nur von einer Seite und ſind gleichſam nur für das Stück, worin ſie auftreten, zugeſchnitten, über deſſen Rahmen ſie nicht hinausreichen. Sie ſind leicht zu durchſchauen, bieten wenig Stoff zum Nachdenken und intereſſiren uns nur in ſofern ſie das Stück tragen oder davon getragen werden.

Die Shakeſpeare'ſchen Charaktere hingegen ragen ſo weit über die Grenzen ſeiner Dramen hinaus, wie der Geiſt des Menſchen über ſeinen Körper; ſie ſind unergründlich wie das Leben ſelbſt. Seit bald drittehalb Jahrhunderten haben die mächtigſten Dichter und Denker ſie zu deuten geſucht und ſind nicht damit zu Ende gekommen, und man wird noch Jahrtauſende daran deuten und nicht damit zu Ende kommen; man wird immer neue Seiten ihrer ewigen Lebenswahrheit entdecken

und alte Irrthümer zu berichtigen finden. Denn kein anderer Dichter hat es so wie Shakespeare verstanden den Menschen überall sub specie aeterni zu zeigen, immer ganze Menschen zu schaffen und selbst da, wo nach der Oekonomie des Stücks nur einzelne Züge eines Charakters zur Erscheinung kommen können, uns zu befähigen aus diesen Zügen einen Rückschluß auf das Ganze zu machen, wie aus den Blättern oder der Frucht auf den Baum.

Einen solchen Dichter, der bei seiner wunderbaren Gestaltungskraft immer aus dem Urborn des Lebens schöpft und hinter dem Vergänglichen das Ewige zu offenbaren weiß, ganz zu würdigen, erfordert die höchste Anspannung aller Geisteskräfte, woraus denn, bei genauerem Studium, eine demuthvolle Hingebung von selbst entspringt als unerläßlichste Bedingung zu seinem Verständniß.

Wer da glaubt, die größeren Werke Shakespeare's mit derselben Leichtigkeit durchdringen zu können wie etwa die unseres Goethe und Schiller, der wird nur den halben Genuß davon haben, nicht allein deshalb, weil Shakespeare in fremdem Boden wurzelt und einer anderen Zeit angehört, die man kennen muß um ihn zu verstehen, sondern auch deshalb, weil er sich ganz hinter seiner Schöpfung verbirgt und viele seiner Schönheiten aufgesucht sein wollen wie die Quellen im schattigen Waldesdickicht. Dazu kommt die zu jener Zeit herrschende Sitte der dramatischen Dichter, ihren Stücken eine Menge Dinge einzuknüpfen, welche zur Belehrung und zum Ergötzen des neugierigen Publikums dienten, aber mit dem Stücke selbst eigentlich nichts zu thun hatten — Anspielungen auf damals in den Vordergrund tretende Ereignisse, Zustände und Personen, welche, unrichtig gedeutet, wie das oft genug vorkommt, leicht ein falsches Licht auf das Stück, oder gar auf den Dichter selbst werfen, dessen hehres Bild man immer noch nicht müde wird, durch abgeschmackte, nicht allein aller Wahr-

heit, sondern auch aller Wahrscheinlichkeit entbehrende Züge zu verunstalten. So findet man — um hier nur ein Beispiel anzuführen — selbst in den mit so liebevollem Eingehen geschriebenen Werken eines Gervinus und Kreyßig die alte, längst in das Gebiet der Fabel verwiesene Geschichte von Shakespeare's Wilddiebstahl als glaubwürdig wiederholt, woran denn von Gervinus Betrachtungen geknüpft werden, die natürlich eben so unrichtig sind wie die Geschichte selbst.*)

Doch, um zur Hauptsache zurückzukommen: es ist nicht möglich, Shakespeare gleich beim ersten Anlauf ganz zu verstehen, wenn auch mit Recht gesagt werden kann, daß bei gesunden Naturen in den meisten Fällen die ersten Eindrücke die richtigsten und bleibendsten sind. Als sicherster Weg zu einem wirklich fruchtbaren Studium des Dichters ist daher zu empfehlen, mit jedem seiner Stücke sich erst selbst möglichst innig vertraut zu machen und vor Allem sich ein eigenes Urtheil darüber zu bilden, ehe man Vorlesungen darüber hört, oder Abhandlungen darüber liest.

Wer eine Shakespeare'sche Tragödie hundertmal liest, um ein eigenes Urtheil darüber zu gewinnen, wird besser thun als wer hundert fremde Urtheile darüber hört oder liest, denn alle fremden Urtheile, so geistvoll dieselben auch sein mögen, werden Diejenigen mehr verwirren als belehren, welche nicht selbst

*) Es ist nachgewiesen, daß Sir Thomas Lucy niemals einen Wildpark besessen, woraus sich denn von selbst ergiebt, daß in diesem nicht existirenden Park kein Wildfrevel begangen werden konnte. So konnte denn auch Shakespeare aus dem angeführten Grunde nicht von Sir Thomas verfolgt werden und brauchte nicht vor ihm zu fliehen. Trotzdem soll er nun noch achtzehn Jahre später sein Muthchen an Sir Thomas gekühlt haben, indem er in der Figur des abenteuerlichen Robert Schaal, dem er zwölf Hechte (luces) in sein Wappen giebt, Sir Thomas Lucy verspottete, der ein solches Wappen niemals geführt hat! Shakespeare's rächender Witz schwimmt nun obendrein gar nicht mit den Hechten, sondern gründet sich auf die falsche Aussprache des Wortes luces wie (louses) durch einen wälschen Priester, der alle Wörter falsch ausspricht. Zur Ergänzung dieser albernen Geschichte wird noch eine Strophe aus einer alten Ballade angeführt, deren armseliger Witz sich ebenfalls lediglich um Lucy und louses dreht. Es ist schwer zu begreifen, wie Männer von Geist und Geschmack Shakespeare je um solches Machwerk zuschreiben konnten.

ſchon einen feſten Grund gelegt, eine eigene Meinung gewonnen haben.

Mit dem bloßen Leſen Shakeſpeare's iſt auch noch wenig gethan, wenn es nicht nach einer beſtimmten Methode geſchieht. Man überſpringt ſonſt zu leicht Stellen, die einen auf den erſten Blick wenig anmuthen, und ſchwelgt in ſchönen Einzelheiten, woran Shakeſpeare's Dramen ſo reich ſind, die aber, aus dem Zuſammenhange des Ganzen geriſſen, doch nicht ihre volle Wirkung üben können. Man muß deshalb vor Allem ſuchen, ſich über den Gang der Handlung und über die Träger derſelben, die Charaktere, klar zu werden. Dies geſchieht am beſten, indem man zunächſt den Geſammtinhalt des Stücks unbefangen auf ſich wirken läßt und dann mit Anſpannung aller Geiſteskräfte den Urſachen dieſer Wirkung nachgeht. Man wird ſolchergeſtalt erſt feſtſtellen, *was* geſchieht und dann *wie* es geſchieht. Man wird Schritt für Schritt dem Gang der Handlung folgen und die äußerlich im Bau des Stücks zerſtreuten, aber innerlich zuſammengehörigen Scenen aneinanderfügen, um das Urtheil über die einzelnen Charaktere zu begründen, die immer mit Hinblick auf das Ganze zu betrachten ſind. Erſt wenn man ſo das vom Dichter Gebotene zerlegt und ſelbſtthätig wieder aufgebaut hat und ſich, nach Maßgabe eigener Fähigkeit, über alle Charaktere klar geworden iſt, wird man den Schlüſſel zum Verſtändniſſe des Ganzen finden und das Weſentliche vom Unweſentlichen zu ſondern wiſſen. Denn, um dies hier gleich voraus zu bemerken: in unweſentlichen Dingen machte Shakeſpeare ſeiner Zeit und ſeinem Publikum Konzeſſionen, in weſentlichen Dingen nie! In der Hauptſache ſchrieb er immer als ob er für ſeines Gleichen ſchriebe und es ſcheint in der That, daß es eines Genius, dem ſeinen ebenbürtig, bedürfe, um ein völliges und reines Verſtändniß ſeiner weltumfaſſenden Dichtungen zu ermöglichen, denn welche Fortſchritte auch die Shakeſpearekritik in dieſem Jahrhundert gemacht

hat: noch immer gehen die Anſichten der berühmteſten Erklärer auseinander und die Zeit liegt noch unabſehbar fern, wo die widerſtreitenden Beurtheilungen ſeiner großen Tragödien ihren verſöhnenden, allgemein befriedigenden Abſchluß finden werden.

Schon Leſſing hat geſagt: »Die wahren Kenner der Dichtkunſt ſind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben ſo ſelten wie die Dichter ſelbſt geweſen.« Bis nun ein ſolcher kommt, der alle andern Kritiker eben ſo überragt, wie Shakeſpeare alle andern dramatiſchen Dichter, müſſen wir uns begnügen, das begonnene Werk durch gewiſſenhafte Forſchung und liebevolle Hingebung zu fördern, das überkommene Gute des reichen, vorliegenden Materials zu benutzen und die überkommenen Irrthümer abzuſtreifen. Vor Allem wollen wir uns hüten, in den Fehler Tiecks und Anderer zu verfallen, die mit höhnender Geringſchätzung auf die engliſche Kritik herabſahen, während ſie beſſer gethan hätten daran zu lernen.

Ich darf die Behauptung wagen, daß die Engländer im Verſtändniß ihres großen Dichters uns in keinem wichtigen Punkte nachſtehen, in manchem hingegen uns voraus ſind. Es wäre doch auch gar zu ſeltſam, daß ein großes Volk, aus dem ein ſolcher Dichter hervorgegangen, erſt eines andern Volkes bedürfte, um ihn ſich erklären zu laſſen. Wo Gott ſeltene Früchte wachſen läßt, da hat der Menſch auch den Magen ſie zu verdauen.

Die beſten engliſchen Kritiker haben immer Eines beachtet, was bei uns meiſt unbeachtet geblieben: daß Shakeſpeare ſeine Werke blos für die Bühne geſchrieben und zwar zunächſt für ſeine eigene Bühne, die er perſönlich leitete und wo deshalb kein Schauſpieler über das richtige Verſtändniß ſeiner Rolle in Zweifel bleiben konnte.

Unter ſolchen Umſtänden bedurfte es erklärender Einſchiebſel nicht. Der Dichter, ohnehin kein Freund von vielen Worten, drückte ſich ſo kurz wie möglich aus und überließ es

den Schauspielern, Stellen, die uns heute räthselhaft erscheinen, durch die Darstellung in ihrer vollen Wirkung zu offenbaren.

Erwägt man die lange Reihe von Jahren die Shakespeare an der Spitze eines Theaters gestanden und behält dabei wohl im Auge, daß das Theater sein ganzes Leben hindurch die einzige Quelle seines Unterhalts und Wohlstandes war; erwägt man ferner welche hohe, für alle Zeiten giltige Ansichten Shakespeare von der Bedeutung der Bühne hatte, wie er solche im Hamlet ausspricht, so wird man sich ungefähr vorstellen können, mit welcher maßvollen Vollendung seine Dramen unter seiner eigenen Leitung aufgeführt wurden.

Wem es vergönnt war, solchen Vorstellungen beizuwohnen, der bedurfte keiner Erklärungen der Stücke, denn er sah und hörte Alles was der Dichter gewollt hatte, deutlich vor sich. Leider hat damals Niemand daran gedacht, diese Eindrücke für die Nachwelt festzuhalten; sie würden hunderte von Büchern, die man über Shakespeare geschrieben, überflüssig gemacht haben. Aber wer sollte auch an so etwas denken? Wer konnte damals ahnen, daß die in höchster Blüthe stehende Volksbühne einem so raschen Untergange geweiht wäre, um später, nachdem alle Spuren der alten, ächten Kunst verloren gegangen, einem nach fremdländischem Muster eingerichteten Theater Platz zu machen, auf dem Shakespeare's Werke nur in verkümmerter und verstümmelter Gestalt erscheinen durften.

Von den innern wie äußern Ursachen des Aufschwungs und Untergangs der Shakespearebühne wird später die Rede sein; hier sollte nur bemerkt werden, daß mit ihrem Untergang auch alle lebendige Erinnerung daran erlosch und es nun der Arbeit von Jahrhunderten vorbehalten blieb, das Verlorene fragmentarisch mühsam wieder aufzusuchen, wie die vergrabenen Schätze eines untergegangenen Reichs.

Auch bei dieser Arbeit, die schon zu höchst erfreulichen Resultaten geführt hat, war dem Theater ein hervorragender

Antheil zugewieſen; die bedeutendſten Künſtler haben ſich der Darſtellung Shakeſpeare'ſcher Charaktere mit beſonderer Vorliebe zugewandt und die höchſten und dankbarſten Aufgaben ihrer Kunſt darin gefunden. Dem ernſten künſtleriſchen Streben und den glücklichen Inſpirationen eines Garrick, Macready, Kean, Kemble, Devrient, Seydelmann u. A. hat die Shakeſpearekritik manchen erheblichen Fortſchritt, manchen fruchtbaren Wink zu verdanken und ſelbſt mittelmäßige Darſtellungen der Dramen des großen Dichters ſind immer noch förderlicher zu ſeinem Verſtändniß als das bloße Leſen ſeiner Stücke.

Hätte Shakeſpeare ſelbſt je daran gedacht, daß ſeine Werke einſt in unzähligen Ausgaben und Ueberſetzungen über alle Länder der Chriſtenheit verbreitet werden und den Geſchmack der ganzen gebildeten Welt beherrſchen würden, ſo hätte er ſicher Sorge getragen ſie nicht blos in durchgängig correcter, ſondern auch allgemein verſtändlicher Ausgabe der Nachwelt zu überliefern, ſtatt in unbefangenſter Sorgloſigkeit ihre Veröffentlichung dem blinden Zufall zu überlaſſen.

Da er es aber leider unterließ ſelbſt eine Ausgabe ſeiner Werke zu veranſtalten und erſt ſieben Jahre nach ſeinem Tode eine ſolche erſchien, welche, außer den ſchon früher in Quartausgaben gedruckten, achtzehn bis dahin noch ungedruckte Stücke enthielt, ſo müſſen wir uns begnügen, die Dramen zu nehmen wie ſie nach dieſer älteſten Geſammtausgabe und den Ergebniſſen einer gewiſſenhaften Textkritik uns vorliegen. Jeder denkende Leſer wird ſich bemühen auf Grundlage des gegebenen Textes die Intentionen des Dichters zu erforſchen, die er bei jedem einzelnen Stücke wie in den verſchiedenen Charakteren verfolgte, aber völlig unſtatthaft iſt es, Dinge in den Text hineinzuphiloſophiren, die nicht darin ſtehen. Dieſe Bemerkung konnte leicht überflüſſig erſcheinen, weshalb ich durch ein paar Beiſpiele erläutern muß, daß ſie es nicht iſt. Man hört immer noch in Deutſchland, ſelbſt von den geiſtreichſten

Männern, Othello als »die Tragedie der Eifersucht« erklären und diese Erklärung iſt ſo gäng und gebe geworden, daß der edle Mohr von Venedig ſelbſt im Volksmunde als das Ur- und Schreckbild der Eiferſucht gilt. Nun iſt aber dieſe Auffaſſung eine vollſtändig irrige, wovon ſich leicht Jeder überzeugen kann wer das Stück unbefangen lieſt. Shakeſpeare hat nie daran gedacht Othello zu einem Helden der Eiferſucht zu machen; er hat vielmehr bei der Charakterzeichnung des Mohren mit klarſter Abſichtlichkeit alle Züge vermieden, welche eine ſolche Deutung begründen könnten. Eiferſucht entſpringt aus Mißtrauen und von Mißtrauen iſt in Othello keine Spur zu finden. Er vertraut die ihm erſt eben anvermählte Desdemona dem Jago an, um ſie nach Cypern zu führen: würde das ein Mann thun, der auch nur die geringſte Anlage zur Eiferſucht hätte? Desdemona ſagt ſelbſt zu Emilie von ihm, er ſei nicht eiferſüchtig, und er beſtätigt das durch ſeine Worte wie ſeine Handlungen. Er iſt der Mann des offenen Vertrauens, eines Vertrauens das erſt dann in's Gegentheil umſchlägt, als er ſich durch den Augenſchein von dem überzeugt hat, was Jago mit unerhörter Verſtellungskunſt ihm eingeredet. Daß dieſer Augenſchein ein trügeriſcher iſt, thut nichts zur Sache; Othello muß, nach Allem was vorhergegangen, an die Wahrheit des Geſehenen glauben. Setzen wir den Fall, Desdemona ſei wirklich ſchuldig geweſen: würde es dann irgend Jemanden eingefallen ſein, Othello's Betragen für das eines eiferſüchtigen Mannes zu halten? Mit einem ſolchen hätte der Dichter ſich's leichter machen können, als er in dieſem Stücke gethan, wo alle Hebel der Kunſt, der Intrigue, der Liſt und ſogar des Zufalls in Bewegung geſetzt ſind um die Kataſtrophe zu motiviren.

Eben ſo grundlos wie Othello zu einem eiferſüchtigen, hat man Macbeth zu einem »urſprünglich hohen und herrlichen Charakter« gemacht, eine Auffaſſung, für welche der Inhalt

der Tragödie auch nicht den allergeringsten Anhalt bietet, es sei denn, daß man die Schiller'sche Bearbeitung zur Richtschnur nehme, wo es in der ersten Hexenscene heißt:

Dritte Hexe.

Wir streuen in die Brust die böse Saat.
Aber dem Menschen gehört die That.

Erste Hexe.

Er ist tapfer, gerecht und gut:
Warum versuchen wir sein Blut?

Zweite und dritte Hexe.

Strauchelt der Gute und fällt der Gerechte,
Dann jubiliren die höllischen Mächte.

Allein diese Verse sind von Schiller und nicht von Shakespeare, dessen Macbeth kein Mann ist, der erst versucht und verführt zu werden braucht seinen Weg zur Größe durch Mord zu bahnen, oder sich ins Herz die böse Saat streuen zu lassen, die längst darin ist und schon sehr hoch aufgeschossen zur Zeit wo er uns zuerst entgegentritt.

Bei noch vielen andern Charakteren Shakespeare's werden wir ähnlichen Mißdeutungen begegnen, die einerseits ihren Grund haben in dem Bestreben der philosophischen Ausleger, die Dramen des großen Briten »aus der Idee« zu konstruiren und die Charaktere mit der Aristotelischen Forderung der Peripetie in Einklang zu bringen, anderseits in der Schwierigkeit sich von überkommenen irrthümlichen Vorstellungen frei zu machen, besonders wenn dieselben sich auf große Namen zurückführen lassen.

Das Verständniß Shakespeare's wird vor Allem gefördert durch eine streng historische Betrachtungsweise, welche die Wurzeln seiner Kunst und Eigenthümlichkeit in seinen Vorgängern sucht und seine Dramen genau mit den Quellen vergleicht aus welchen er geschöpft hat. Man wird dann leicht

zu der Einsicht gelangen, daß Shakespeare bei der Schöpfung seiner Dramen nicht von abstrakten Ideen ausging, die er zu verkörpern suchte, sondern in den meisten Fällen von schon fertig vorliegenden und zu seiner Zeit allbekannten Geschichten, ja, daß er häufig sogar solche Dramen seiner Vorgänger, welche sich besonderer Gunst beim Publikum zu erfreuen hatten, nur überarbeitete, läuterte und vertiefte. Je bekannter der Stoff war, deste kürzer faßte der Dichter sich in der Exposition, wie z. B. beim König Lear, dessen erste Scenen in dem ältern Drama, das unserm Dichter vorlag, manchem Leser besser gefallen dürften als in dem Shakespeare'schen Stücke, während der poetische Werth des ältern Stücks mit dem unseres Dichters verglichen, sich im Ganzen genommen verhält wie Kupfer zu Gold.

Man kann von der höchsten Bewunderung für Shakespeare erfüllt sein, und doch zu der begründeten Einsicht gelangen, daß seine Stücke, obwohl überall vollendet in der Charakteristik, doch nicht überall den Forderungen dramatischer Kunst, wie unsere Zeit sie auffaßt, entsprechen. Wir sehen es z. B. mit Recht als einen Mangel an, wenn der Dichter uns Gestalten vorführt, welche die grundverschiedensten Deutungen zulassen, wie — unter vielen Anderen — die liebliche Gestalt der Ophelia, welche man in Deutschland seit Goethe's Vorgange sich gewöhnt hat als ein lüsternes, sinnliches Mädchen zu betrachten, während sie den Engländern als die verschämteste knospenhafte Unschuld gilt.*) Für beide Auffassungen

*) Mainn fast mit wahrer Entrüstung von Tiecks Auffassung: »As for the gross theory of Tieck respecting Ophelia, it is almost a national insult. It maintains that she had yielded to Hamlet's passion, and that its natural consequences had driven her to suicide. Such a theory is in direct opposition to the retiring and obedient purity of her character, the tenour of her conversations and soliloquies, the general management of the play, and what I have endeavoured to show in the undeviating current of Shakespeare's ideas. If the German critic propounded this heresy to insult English readers through one of their greatest favourites in revenge for the ungallant reason

laſſen ſich die gewichtigſten Gründe anführen. Für die erſte: das ſeltſame Benehmen Hamlets gegen Ophelia und die Wahnſinnsſcene, wo ſie die bekannten anſtößigen Stellen aus alten Balladen ſingt vom Mädchen das gewonnen ward, vom Mädchen das zum Buhlen ſchleicht und ſo weiter; — für die zweite: daß Shakeſpeare in allen übrigen Dramen keinen weiblichen Charakter geſchaffen hat, den man irgendwie als lüſtern betrachten könnte, woraus ſich leicht der Schluß ziehen ließe, daß er die Zeichnung ſolcher Charaktere abſichtlich vermieden hätte.

Dies führt uns zu einem andern wichtigen Punkte der Beurtheilung Shakeſpeare's in ſeinem Gegenſatze zu den Dichtern des Alterthums, wie überhaupt aller Dichter, die vor ihm waren. Ich bemerkte in der Einleitung, daß ſeine große Eigenthümlichkeit vornehmlich ihren Grund habe in ſeiner wunderbaren Kraft der Charakteriſtik, welche ihn befähigt, Menſchen aller Stände, Völker und Zeiten aus ihrem innerſten Kern heraus darzuſtellen, als ſei für ihn die leibliche Schranke nicht vorhanden, welche Menſchen von Menſchen trennt, und als könne ſein überlegener Geiſt, ungehemmt durch Zeit und Raum, alle andern Geiſter zwingen ihm Rede zu ſtehen, die tiefſten Geheimniſſe ihrer Natur zu offenbaren. In beſonders überraſchender Weiſe aber gilt dies von ſeinen Frauengeſtalten und es iſt das gerade der Punkt den ich hier mit Nachdruck hervorheben wollte. Shakeſpeare hat in ſeinen Frauen eine ganz neue Welt der Schönheit erſchaffen, mit welcher ſich nichts von Allem was vor ihm da war vergleichen läßt. Man betrachte nur ſeine Desdemona, Imogen, Hermione, Miranda, Perdita, Julia, Cordelia, um auf der Stelle den ungeheuern

which the Archbishop of Canterbury in Henry V. assigns as the origin of the Salique law, he might be pardoned; but, as it is plainly dictated by a spirit of critical wickedness and blasphemy, I should consign him, in spite of learning, acuteness, and Shakespearian knowledge, without compassion, to the avenging hands of Lysistrata.

Abſtand dieſer uns menſchlich ſo nahe gerückten holdſeligen Weſen von den beiden vornehmſten weiblichen Figuren der griechiſchen Tragödie: Antigone und Elektra wahrzunehmen. Bei den griechiſchen Dramatikern kommt immer nur eine Seite des weiblichen Charakters zur Anſchauung, während Shakeſpeare's Frauen ſich uns überall in ganzer, warmer Lebensfülle offenbaren. Doch ließe eine Elektra und Antigone noch immer eher einen Vergleich mit den Frauen Shakeſpeare's zu, als eine Phädra, Klytemneſtra und Medea, die uns menſchlich nicht ſo nahe ſtehen wie eine Lady Macbeth, oder ſelbſt Cordeliens wildherziges Schweſterpaar.

Wenn ich oben den Satz aufſtellte, daß Shakeſpeare in ſeinen Frauencharakteren gefliſſentlich jeden lüſternen Zug vermeidet, ſo ſollte damit nicht gemeint ſein alle ſeine Frauen als Tugendheldinnen zu faſſen, was auf eine Anzahl derſelben, von Kleopatra herab bis zu Frau Hurtig ſchlecht paſſen würde: ſondern es ſollte dadurch hervorgehoben werden, daß er die Tugend wie das Laſter in ihren wahren Zügen malt, ſtatt dieſes in der ſchlüpfrigen, lüſternen Weiſe ſeiner Zeitgenoſſen darzuſtellen. Es würde Shakeſpeare's Natur entſchieden widerſtrebt haben, eine Annabella zu ſchaffen wie Ford, oder eine Vittoria Accarombona wie Webſter, moderner Schöpfungen ähnlicher oder noch ſchlimmerer Art nicht zu gedenken. Nirgends baut er ſeinen Plan auf weibliche Schwäche und läßt nirgends eine Intrigue zum Nachtheil ſeiner Heldinnen ſich entwickeln. — Kleopatra, die üppige Königin von Egypten, die er nicht umhin konnte nach der geſchichtlichen Ueberlieferung zu zeichnen, wächſt — ohne ihre eigenſte Natur irgendwie zu verleugnen — unter ſeinen Händen zu ſolcher Größe empor, daß wir es begreiflich finden wie man um ein ſolches Weib die Herrſchaft der Welt opfern kann, und ihr königlicher Tod läßt uns alle Schwächen ihres Lebens vergeſſen.

Die Phrynia und Timandra des Alcibiades und die Dortchen Lakenreißer des Falſtaff ſind nicht mit verführeriſchen Farben gemalt

Wie edel und groß erſcheinen die Römerinnen in Coriolanus und Julius Cäſar! Welche Fülle bezaubernder und holdſeliger Geſchöpfe finden wir in den Shakeſpeare'ſchen Luſtſpielen! Ueberall läßt er die weibliche Tugend über Verleumdungen und Nachſtellungen triumphiren, wie Hero in »Viel Lärm um Nichts«, Hermione im »Wintermärchen«, Imogen in »Cymbeline«. Das einzige Stück in welchem Frauen betrogen werden, iſt »Maß für Maß«, allein auch hier findet eine Ausgleichung ſtatt, da Marianne Angelo's Gattin wird und Claudio die beleidigte Julietta wieder zu Ehren bringen muß. In den meiſten Fällen läßt der Dichter ſeine Helden in ehrenwertheſter Abſicht werben und wo es nicht geſchieht, fällt Spott und Schande auf ihr eigenes Haupt. Selbſt der witzige Falſtaff wird bei ſeinen Nachſtellungen der luſtigen Weiber von Windſor von dieſen zum Narren gehalten.

Man kann dieſes Thema zur Ehrenrettung der häufig mißdeuteten Shakeſpeare'ſchen Frauencharaktere nach allen Richtungen durchführen, wie das u. A. William Maginn in ſeinen Shakespeare Papers gethan hat; — für uns genügt es hier feſtzuſtellen, daß Shakeſpeare der erſte dramatiſche Dichter war, der in ewig lebensfriſchen Geſtalten alles Große und Schöne der weiblichen Natur offenbart hat, ohne deshalb im falſchen Sinne zu idealiſiren, ohne beim Lichte den Schatten zu vergeſſen, und daß er, wie in allem Andern, auch hierin bis heute unerreicht geblieben.

Es ergiebt ſich hieraus von ſelbſt der hohe ſittliche Standpunkt den er als Dichter einnahm und der unberechenbar ſegensreiche Einfluß den er dadurch übte; denn das alte wahre Wort: daß der ſittliche Werth des Mannes zu bemeſſen ſei nach ſeiner Würdigung der Frauen, gilt ganz beſonders in ſeiner Anwendung auf den Dichter.

Und die hohe Sittlichkeit die durch ſeine Werke weht, iſt es vor Allem was Shakeſpeare von ſeinen Vorgängern, Zeitgenoſſen und Nachfolgern unterſcheidet. Dazu kommt ſeine unendlich reiche und fruchtbare, aber immer durch den überlegenſten Verſtand geregelte Phantaſie, die ihn befähigte, von Ariel herab bis zu Kalibán eine Reihe von Weſen zu ſchaffen, für welche die ſichtbare Wirklichkeit ihm kein Vorbild bot und die uns doch ſo lebenswahr erſcheinen, als ſeien ſie der uns bekannteſten ſichtbaren Wirklichkeit entlehnt.

Bekanntlich wurde Shakeſpeare, weil er nie eine Univerſität beſucht und überhaupt, ſo viel wir wiſſen, keine regelrechte gelehrte Erziehung erhalten, in Bezug auf ſeine Kenntniſſe und künſtleriſche Bildung ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen ſehr unterſchätzt; über zwei Jahrhunderte hindurch galt er ſeinen Bewunderern als ein bloßes Naturgenie, das ungeſchult und unbeirrt durch Studium und Regel, wie in lunatiſchem Zuſtande immer auf der gefährlichſten Höhe der Schönheit wandle. Selbſt noch in neueren Werken über ſeine Dramen glaubt man den Dichter gegen den alten Vorwurf der Unwiſſenheit vertheidigen zu müſſen. So ſchwer iſt es, überkommene Vorurtheile auszurotten! Es ſollte ſcheinen, daß ein einmaliges Leſen der Shakeſpeare'ſchen Dramen genügend wäre um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der Dichter nicht allein mit der überlegenſten künſtleriſchen Berechnung ſchrieb, ſondern auch die ganze wiſſenſchaftliche Bildung ſeiner Zeit beherrſchte. Die neueſte Zeit hat ihm denn in dieſem Punkte auch, bei gründlichem Studium, vollkommene Gerechtigkeit widerfahren laſſen und mit demſelben Eifer, mit welchem früher die Herren von der Zunft ihn verleugneten, nehmen ſie ihn jetzt als einen der Ihrigen in Anſpruch.

Die Naturforſcher ſtaunen über ſeine Kenntniß der Natur und weiſen nach, daß er niemals ein falſches Bild gebrauche, wie das bei andern großen Dichtern (z. B. bei Schiller) öfter

vorkommt; einer der berühmteſten engliſchen Rechtsgelehrten hat nachgewieſen, daß Shakeſpeare Juriſt von Profeſſion geweſen ſein müſſe, da ſich anders ſeine innige Vertrautheit mit den Geſetzen und ſeine Durchdringung der ſchwierigſten Rechtsverhältniſſe nicht erklären laſſe; Bucknill hat ein Buch geſchrieben: »The Medical Knowledge of Shakespeare«; die berühmten franzöſiſchen Irrenärzte Pinel und Esquirol werden von Maginn angeführt als Zeugen, daß Shakeſpeare Pſychiatrie ſtudirt haben müſſe, wie aus ſeinen ſcharfen Beobachtungen der Geiſtesſtörungen und ſeiner durchaus richtigen Darſtellung ihres Verlaufs deutlich hervorgehe; Seeleute von Fach bewundern ſeine nautiſchen Kenntniſſe und auch an »Betrachtungen über die religiöſe Bedeutung Shakeſpeare's« (Heidelberg, 1858) fehlt es nicht, der engliſchen Schriften über dieſen Gegenſtand gar nicht zu gedenken. Die größten Staatsmänner, Feldherren, Philoſophen, Dichter und Hiſtoriker haben bewundernd zu ihm aufgeblickt und eingeſtanden, daß ſie in ſeinen Werken eine unerſchöpfliche Quelle der Anregung und Belehrung gefunden, die größten Redner ſuchen ihren Reden Schmuck durch ſeine Worte und Nachdruck durch die ewige Wahrheit ſeiner Ausſprüche zu geben; die beſten Maler wetteifern in würdiger Wiedergabe der von ihm geſchaffenen Bilder; den Darſtellern bieten ſeine Werke die höchſten Aufgaben der Kunſt und alle unverdorbenen Zuſchauer und Leſer finden darin die erhabenſten Genüſſe.

Unſere Bewunderung für den Alles durchdringenden, weltbeherrſchenden Genius ſteigert ſich aufs Höchſte, wenn wir uns erinnern, daß zu ſeiner Zeit die dramatiſche Literatur in möglichſt geringer Achtung ſtand; daß er für eine Bühne ſchrieb, welche ſich kaum des Anſehens unſerer heutigen Vorſtadtbühnen erfreute und daß er ſelbſt dem damals noch für ehrlos geltenden Schauſpielerſtande angehörte, von welchem er in ſeinen Sonetten klagt, daß ſein Name dadurch ein Brand-

mal erhalte und ſeine edlere Natur dadurch erniedrigt werde, indem ſie, wie des Färbers Hand, die Farbe des Handwerks annehme.

Hierzu kommt noch die Erwägung, daß es ihm niemals vergönnt war, ſeine herrlichen Frauengeſtalten von Frauen dargeſtellt zu ſehen, da zu ſeiner Zeit alle Rollen von Männern und Knaben gegeben wurden und ſo die zarteſten und ſchönſten Linien ſeiner Zeichnung gar nicht zur Geltung kommen konnten. Eine Margarethe, Elinor, Regan, Goneril und ähnliche Charaktere kann man ſich ſchon von Männern dargeſtellt denken, — allein weder ſollte ein Mann die zarten Umriſſe, die weichen Bewegungen, den Duft und die Anmuth nehmen, welche wir von einer Julia, Desdemona oder Ophelia verlangen.

Heutzutage geſchieht es wohl, daß eine ſchöne oder geniale Schauſpielerin den Dichter begeiſtert, eine dankbare Rolle für ſie zu ſchreiben.

Shakeſpeare hatte nichts, was ihn von Außen begeiſtern konnte: er mußte Alles aus ſich ſelbſt ſchöpfen und durch bloß poetiſche Mittel das zu erreichen ſuchen, was heute nur mit Hülfe von allerlei äußerlicher Zuthat, wie Decorationen, Koſtüme u. dgl. erreicht werden kann.

Die äußerlichen, künſtlichen Mittel fehlten der altengliſchen Bühne anfänglich ganz und waren ſpäter nur in dürftigem Maße vorhanden. Vielleicht hat dieſer Umſtand nicht wenig beigetragen zu der außerordentlichen Sorgfalt welche damals die Dichter auf die Charakteriſtik verwandten.

Ich, für meine Perſon, habe nie den oft angeführten Ausſpruch Goethe's und ſeiner Nachbeter begreifen können, Shakeſpeare's Römer ſeien im Grunde nur eingefleiſchte Engländer im römiſchen Koſtüm. Hätte Goethe geſagt, Julia ſei nichts als eine eingefleiſchte Engländerin, man würde es ihm wahrſcheinlich auch nachgebetet haben.

Aber das iſt es gerade was Shakeſpeare von allen andern Dichtern unterſcheidet, daß er in Allem, was er uns vorführt, ſelbſt ſo fein zu unterſcheiden weiß. Er läßt die Sonne ſeines Geiſtes ſcheinen über Alterthum und Neuzeit, über Abend- und Morgenland, und überall zeigt er uns Land und Menſchen nach ihrer eigenen Art, denn die Aehnlichkeiten unter ſeinen Helden ſind keine andern als welche durch alle Menſchheit gehen.

Man fragt: wie war es möglich, daß aus ſo niederm Stande, in äußerlich ſo ungünſtigen Verhältniſſen ein ſolcher König unter den Menſchen erſtehen konnte, der geiſtig alle Völker der Chriſtenheit beherrſchte und ſie noch in kommenden Jahrtauſenden beherrſchen wird.

Der Verſuch, dieſe Frage zu beantworten, wird den Gegenſtand der nächſten Vorleſung bilden.

II.

Das Genie läßt ſich nicht analyſiren. Es erſcheint uns als eine wunderbar ſchaffende Kraft, die wir erkennen aus ihren Wirkungen, deren Urſprung und Weſen wir aber nicht zu erforſchen vermögen.

Im Traume ſehen wir oft Bilder vor uns erſtehen, die den zum größten Künſtler machen würden, der ſie feſtzuhalten und in ganzer Lebendigkeit wiederzugeben vermöchte. Wer im Wachen über die geheimnißvolle Welt gebieten kann, die im Schlummer über uns gebietet, — wer mit offenem Auge und klarem Bewußtſein das ſchaffen kann, was wir geſchloſſenen Auges und bewußtlos im Traume ſchaffen, den hat die Natur zum Künſtler erkoren.

Aber die glücklichſten Anlagen werden nur dann wahrhaft Schönes und Großes erzeugen, wenn ſie mit energiſcher Ausbildung Hand in Hand gehen, denn der Inhalt verlangt eine entſprechende Form, und Meiſterſchaft in der Form ſetzt Studium und Uebung voraus. Es erſcheint uns deshalb heute unbegreiflich, wie man Shakeſpeare, den Meiſter der Form und den Beherrſcher des ganzen Wiſſens ſeiner Zeit, jemals für ein bloßes Naturgenie hat nehmen können.

Man ſtaunte ihn an, ſtatt ihn verſtehen zu lernen; man riß ihn aus allem hiſtoriſchen Zuſammenhange und gewöhnte ſich, ihn nicht als einen Sohn ſeiner Zeit, ſondern als ein

vom Himmel gefallenes Wunder zu betrachten. Man beurtheilte ſeine Werke als hätte vor ihm kein dramatiſcher Dichter gelebt, der irgendwelchen Einfluß auf ihn geübt; man entdeckte darin eine Menge ſcheinbarer Ungeheuerlichkeiten, die man alle auf Rechnung ſeiner ungezügelten Naturkraft ſetzte; was man nicht verſtand, wurde durch ſein Haſchen nach Originalität, oder durch ſeinen vorgeblichen Mangel an Bildung erklärt.

Nach und nach hat ſich das Urtheil berichtigt. Die Herausgabe der Werke von Shakeſpeare's Vorgängern und Zeitgenoſſen lenkte die Aufmerkſamkeit auf dieſe und man entdeckte darin vereinzelt Alles, was bis dahin für Shakeſpeare'ſche Eigenthümlichkeit gegolten hatte. Jetzt wiſſen wir, daß nie ein Dichter weniger nach Originalität gehaſcht hat als dieſer größte von allen, den wir, um ihn richtig zu würdigen, zunächſt nur zu betrachten haben als den Vollender deſſen was vor ihm war.

Schon der treffliche Al. Schmidt, deſſen »Sacherklärende Anmerkungen zu Shakeſpeare's Dramen« viel zu wenig beachtet worden ſind, hob mit Nachdruck hervor, daß hiſtoriſche Kenntniß die richtige Schätzung des Dichters und den Genuß an ſeinen Werken weſentlicher fördern würde, als rein äſthetiſche Betrachtungen, die den Deutſchen nur allzugeläufig ſind, und in denen die Abſonderung deſſen, was die Individualität des Schreibenden hineingetragen hat, oft ſchwieriger iſt, als das Verſtändniß des Dichterwerkes ſelbſt. Man denke nur an Hamlet!

Shakeſpeare's Werke verhalten ſich zu denen ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen wie das Meer ſich verhält zu den Flüſſen und Strömen die es nähren.

Er fand beim Beginn ſeiner dramatiſchen Thätigkeit eine Menge von Stücken vor, die ſchon durch vieler Poeten Hände gegangen und von der Bühne herab Gemeingut des Volks geworden waren und er eignete ſich davon an was ihm zu

ſeinen Zwecken tauglich ſchien. Die urſprünglichen Verfaſſer waren meiſt vergeſſen oder hatten es überhaupt nie der Mühe werth gefunden ſich zu nennen, da es in jenen Zeiten — wenigſtens in den Augen der »guten Geſellſchaft« — keineswegs als ein feiner Ruhm erfunden wurde, Theaterſtücke zu ſchreiben.

Es läßt ſich mit Beſtimmtheit der Einfluß nachweiſen, den Lilly, Greene und Marlowe auf Shakeſpeare geübt und wir wiſſen, daß der größte Theil ſeiner hiſtoriſchen Dramen auf ältere Stücke deſſelben Inhalts ſich gründete, wie er denn überhaupt nirgends nach dem Ruhme der Originalität in Erfindung und Ausdruck geizte. Wie hätte er Verſe, oder ganze Scenen andern Dichtern entlehnen und ſeinen Stücken einflechten können, wenn ſeine Sprache auffallend von der Sprache jener Dichter abgewichen wäre?

Ich will mich anheiſchig machen, aus den Werken ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen eine reiche Blumenleſe ſchöner Einzelheiten zuſammenzuſtellen, die jeder Laie für ächt Shakeſpearisch halten wird, und die ſelbſt der gelehrteſte Kenner altengliſcher Literatur dafür halten würde, wenn ihre Quellen ihm unbekannt wären. Ja, ſelbſt ganze Stücke, wie »Titus Andronikus« und »der Widerſpenſtigen Zähmung« ſind der Art, daß auch ein anderer Dichter jener Zeit ſie geſchrieben haben könnte. Aber trotz alledem ſteht Shakeſpeare himmelhoch über allen ſeinen Vorläufern, Zeitgenoſſen und Nachfolgern, die nur Aeußerlichkeiten mit ihm gemein haben, während ihnen für den eigentlichen Kern ſeiner erhabenen, grundſittlichen Natur ſelbſt das Verſtändniß gebricht.

Wir wollen verſuchen, uns in großen Zügen die Entwicklungsgeſchichte der altengliſchen Bühne zu veranſchaulichen, um zu ſehen was Shakeſpeare bei ſeinem Auftreten vorfand und was er Eigenthümliches hinzufügte, — worin er ſeinen Vorgängern glich und wodurch er ſich von ihnen unterſchied.

Die Geſchichte des engliſchen Dramas iſt nicht bloß deshalb im höchſten Grade anziehend und lehrreich, weil ſie uns in die erhabenen Schöpfungen des mächtigſten aller Dichter einführt, ſondern ſie gewinnt einen ganz eigenthümlichen Reiz hauptſächlich dadurch, daß ſie uns das Wachſen und Werden der dramatiſchen Kunſt von ihren unſcheinbarſten Anfängen bis zur Blüte der Vollendung in einer ſo naturgemäßen Entwicklung und hiſtoriſchen Continuität zeigt, wie wir Aehnliches nur bei den Spaniern, Gleiches bei keinem andern Volke der Neuzeit finden.

Aus den alten Myſterien oder Mirakelſpielen, deren Anfänge auf Frankreich zurückweiſen, entwickelten ſich die Moral-plays oder Moralitäten; aus dieſen die ſogenannten Interludes oder Zwiſchenſpiele, welche ſchon die Keime des eigentlichen Luſtſpiels enthielten, deſſen Entfaltung nicht lange auf ſich warten ließ, und faſt zu gleicher Zeit ſehen wir, unter dem Einfluß der ſchnell zur Herrſchaft gelangten klaſſiſchen Gelehrſamkeit, die erſten Verſuche, regelrechte Tragödien nach antiken Muſtern zu ſchaffen.

Aber die beſſern Dichter ſahen bald ein, daß ihre Aufgabe eine andere ſei, als neuen Wein in alte Schläuche zu gießen; ſie fuhren fort, die Meiſterwerke der Griechen zu ſtudiren und ihren Geſchmack dadurch zu bilden, aber ſie hörten auf, ſie nachzuahmen. Ihrem praktiſchen Sinne und geſunden Inſtinkte folgend, durchbrachen ſie die überlieferten Formen, behielten von den drei Einheiten des Ariſtoteles nur die wichtigſte: die Einheit der Handlung im Auge und ſchufen im Geiſte ihrer Zeit und ihres Volkes ein neues Drama, deſſen eigenthümliche Form ſich organiſch von Innen heraus geſtaltete und eben hierdurch ihre künſtleriſche Weihe erhielt. Ihre Verſchiedenheit von der griechiſchen wurde naturgemäß bedingt durch die Verſchiedenheit des Charakters und Entwicklungsganges beider Völker. Ein paar Worte werden genügen, dies zu veranſchaulichen.

Wie das Staatsleben, wurde auch die Kunst der Griechen von Gesetzen beherrscht, welche das Individuum nicht in derselben Weise zur Geltung kommen ließen, wie das im modernen Staate und in der modernen Kunst der Fall ist. Das Einzelne, Besondere verschwand in der Harmonie des Ganzen; im Staate war Einheit, in der Kunst Schönheit des Ganzen erstes und vornehmstes Gesetz.

In den Meisterwerken antiker Sculptur finden wir wenig Gesichter von menschlich charakteristischem Gepräge, weil die Künstler nicht sowohl durch das Gesicht, den eigenthümlichen Spiegel der Individualität, als durch die vollendete Formenschöne und den Ausdruck der ganzen Gestalt zu wirken suchten.

Aehnlich verhält es sich mit den Meisterwerken der griechischen Tragiker, deren Gestalten ebenfalls das menschlich-charakteristische Gepräge fehlt, weshalb auch die Schauspieler zum Kothurn und zur Maske greifen mußten, um im Geiste ihrer Rollen als Wesen höherer Art über alles menschliche Maß hinausragend zu erscheinen.

Sehr treffend nennt A. W. von Schlegel die griechischen Schauspieler »bewegliche Statuen im großen Stile«. Dem entsprechend war auch die ganze Einrichtung des in kolossalem Maßstabe angelegten antiken Theaters, wo die Zuschauer in ehrerbietiger Entfernung von der Bühne ihre Plätze hatten und Alles zusammenwirkte, sie in eine höhere Welt zu versetzen. Die griechische Tragödie wurzelte ganz in heimischem Boden, nährte sich fast ausschließlich von der geheiligten heimischen Sage und bewahrte immer den Charakter religiöser Erhabenheit, so daß das Volk ins Theater ging mit ähnlichen Gefühlen wie in den Tempel zum Gottesdienste.

Wie ganz anders finden wir die Einrichtung der Bühne und die Schauspielkunst bei den Engländern! Als hier die Tragödie sich zu entwickeln begann, hatte das Drama seine religiösen Windeln längst von sich geworfen. Man spielte in

Scheunen, Schulstuben, Gerichtssälen, Wirthshäusern, Höfen — kurz überall, wo die wandernden Truppen Erlaubniß erhielten, ihr dürftiges Gerüst aufzuschlagen. Und als endlich seit 1575 stehende Bühnen in London gegründet wurden, erschienen diese so beschränkt und einfach, daß sie an Umfang und Ausschmückung kaum unsern heutigen Vorstadtbühnen gleichkamen. Wie hätte hierher der feierliche Kothurnschritt, die rhythmische Mimik der Alten gepaßt!

Der englische Zuschauer wollte keine unnahbaren Halbgötter, sondern ihm nahe gerückte Menschen sehen, Menschen in leidenschaftlicher Bewegung und an deren Kämpfen, Leiden und Freuden er menschlichen Antheil nehmen konnte. Die Aufgabe des Dichters war es also, immer neue, eigenthümliche Charaktere zu schaffen, um die Zuschauer zu fesseln, und die Aufgabe des Schauspielers bestand in der Kunst naturtreuer Menschendarstellung, deren Reiz im Reichthum feiner und feiner Färbungen lag.

Hier mußte Alles vor den Augen der Zuschauer dargestellt werden, während auf der antiken Bühne, wo das Rhetorische vorherrschte, Alles erzählt wurde und die entscheidende That immer hinter der Scene geschah. Bei den Griechen waren also Wort und Handlung getrennt, bei den Engländern fiel Beides zusammen.

Es ist höchst interessant, zu beobachten, wie in den ersten Versuchen der Engländer, eine Tragödie nach antikem Muster zu bilden, die im modernen Drama unzertrennlichen Elemente des Handelns und Redens noch nebeneinander liegen. Jeder Akt wird eröffnet durch eine Pantomime, welche ausführlich darstellt, was geschehen soll und durch den Dialog der Schauspieler dann seine Ergänzung findet. Der nächste nothwendige Schritt zur Vervollkommnung des Dramas war nun die Verschmelzung der beiden zusammengehörigen Elemente des Handelns und Redens. Kaum war dieser Schritt gethan, als

das im Gegenſatz zu der antiken Schickſalstragödie ſogenannte Charakterdrama mit beiſpielloſer Schnelligkeit ſeiner Blüte entgegenwuchs, ſo daß Alles, was der altengliſchen Bühne ihr eigenthümliches Gepräge giebt, ſchon vor Shakeſpeare da war und er in formaler Beziehung nichts mehr verwiſchen oder hinzuthun, ſondern dem Ueberlieferten nur noch die Krone der Vollendung aufſetzen konnte.

Eine der Haupturſachen des raſchen und glänzenden Aufſchwungs der engliſchen Bühne iſt gewiß in dem Umſtande zu ſuchen, daß ſie früh eine beſtimmte Kunſtform, einen einheitlichen Stil fand, dem ſich alle Dichter anbequemen mußten, wenn ſie auf das Publikum wirken wollten. So groß auch, von Anbeginn der dramatiſchen Kunſt in England, die Mannigfaltigkeit der aus der Fremde eingebürgerten Stoffe war, ſie alle mußten engliſches Gepräge annehmen, um dem Publikum mundgerecht zu werden, welches ſich das Fremde nur im heimiſchen Gewande gefallen ließ.

Bei uns fand bekanntlich von jeher das umgekehrte Verhältniß ſtatt, und die Früchte davon ſind nicht ausgeblieben. Unſer Experimentiren im Stil und Geſchmack aller Völker und Zeiten hat unſre Bühne nach und nach zu vollſtändiger Stilloſigkeit und Verwilderung geführt.

Zwar tauchten auch in England ſchon früh neben der herrſchenden volksthümlichen Richtung allerlei wunderliche Sonderbeſtrebungen auf, aber ſie blieben vereinzelt und konnten nicht zu durchgreifender Wirkung gelangen, bis Ben Jonſon und ſeine Anhänger Shakeſpeare von der Bühne verdrängten und dieſe dadurch ihrem unvermeidlichen Untergange entgegenführten, denn als das lange Parlament im Jahre 1642 alles öffentliche Bühnenſpiel in England unterſagte, führte dieſer Gewaltſchritt nur zum äußern Abſchluß eines innerlich bereits vollzogenen Verweſungsprozeſſes.

Wir kommen auf dieſen Punkt ſpäter ausführlicher zurück und wollen hier zunächſt verſuchen, den angedeuteten Entwickelungsgang des engliſchen Dramas vor Shakeſpeare durch Beiſpiele zu veranſchaulichen.

Die Myſterien oder Mirakelſpiele, welche nach franzöſiſchem Vorgange ſeit dem zwölften Jahrhundert in England auf dieſelbe Weiſe ſich ausbildeten wie in Deutſchland, kann ich wohl füglich ganz übergehen, und über die Morals oder Moralitäten brauche ich nur ein paar Worte zu ſagen.

Schon in verſchiedenen älteren Mirakelſpielen kommen allegoriſche Figuren vor, ſo z. B. im eilften Stücke des Ludus Coventriae, in welchem das »Parlament des Himmels« dargeſtellt wird, erſcheinen Veritas, Juſtitia, Pax und Misericordia. Später wurden auch der Tod und die Mutter des Todes ſtehende Figuren. Dieſe allegoriſchen Figuren nun bildeten den Uebergang von den Mirakelſpielen zu den Moralitäten. Unter Moralität (engl. Moral-play) verſtand man ein Drama, deſſen Charaktere allegoriſcher oder ſymboliſcher Natur waren und deſſen Inhalt darauf hinauslief, eine gute Lehre zur Förderung der Moral zu hinterlaſſen.

So lange dieſe Moralitäten ihrer urſprünglichen Anlage entſprachen, mußten ſie, der Natur der Sache nach, entſetzlich langweilig und abgeſchmackt ſein, denn man kann ſich beim beſten Willen nichts Langweiligeres denken als ein theatraliſches Raiſonnement abſtracter Begriffe mit moraliſcher Tendenz als Beilage. Auch finden wir, daß das Einzige, was bei dieſen alten Moralitäten den Zuſchauern gefiel, die aus den Mirakelſpielen herübergenommenen komiſchen Figuren des Teufels und des Laſters waren. Letzteres erſchien als eine Art Kasperle in langem, buntem Kleide, mit einer Peitſche in der Hand, und der Teufel wurde durch Maske und Kleidung ſo abſchreckend dargeſtellt, wie er in der Phantaſie des Volkes lebte: das Geſicht entſtellt durch eine ungeheure Naſe, die ganze Geſtalt

in zottiges Fell gehüllt und als Ergänzung Schweif und Klaue. Die Aufführung der Moralitäten fand in ähnlicher Weise statt wie die der Mirakelspiele.

Die Bühne (engl. pageant oder scaffold genannt) bestand aus einem auf Rädern ruhenden, zwei- oder dreistöckigen Gerüst, dessen unterer Raum als Ankleidezimmer oder auch als Hölle diente. Jede Zunft hatte ihre eigene Rollbühne, auf der sie ihr eigenes Stück auf eigene Kosten darstellte. Oft wurden solcher Bühnen mehrere nebeneinander geschoben, wenn die Stücke eine Vergrößerung des Schauplatzes nöthig machten. Die meisten dieser Stücke, soviel wir davon wissen, haben wenig oder gar keinen poetischen Werth und sind für uns nur von Bedeutung als Zwischenglieder in der Entwickelungsgeschichte des englischen Dramas.

Neben den Moralitäten bestanden Puppenspiele, pantomimische Aufführungen, Mummereien und ähnliche Volksbelustigungen, die mehr oder weniger ins dramatische Gebiet einschlugen und wohl oft dazu dienten, die Aufführung einer langweiligen Moralität zu unterbrechen. So entwickelten sich, nach dem Vorgange der französischen Entremets, die sogenannten Interludes oder Zwischenspiele, welche besonders unter der Regierung des prachtliebenden Heinrich VIII. in Aufnahme kamen und schon die Keime des eigentlichen Lustspieles enthalten. Die besten Stücke dieser Gattung hatten zum Verfasser John Heywood, einen Mann von gelehrter Bildung, der als Spieler des Spinetts Mitglied der Kapelle des Königs war und seit 1520 für die Bühne zu schreiben begann.

Zwischenspiele nannte man schon seit Eduard IV. alle zwischen andere Lustbarkeiten eingeschobenen scenischen Darstellungen, allein durch Heywood, dessen Stücke ganz neuer Art waren, bekam auch der Name eine ganz andere Bedeutung. Um die Natur dieser Zwischenspiele zu veranschaulichen, will ich den Inhalt des ältesten derselben kurz

anführen. Es iſt betitelt: »Ein luſtiges Spiel zwiſchen dem Ablaßkrämer und dem Mönche, dem Pfarrer und Nachbar Pratte« und ſtammt wahrſcheinlich aus dem Jahr 1520.

Ein Ablaßkrämer und ein Mönch haben von einem Pfarrer die Erlaubniß erhalten, ſeine Kirche zu benutzen, der Eine, um ſeine Reliquien aufzuſtellen und durch Ablaßertheilung Geld zu gewinnen, der Andere, um für Geld eine Predigt zu halten. Der Mönch kommt zuerſt an und hat eben ſeine Predigt begonnen, als der Ablaßkrämer erſcheint und ihn ſtörend unterbricht. Jeder will ſich Gehör verſchaffen, ſie gerathen tobend an einander und der Wortſtreit artet bald in förmliches Kämpfen mit Händen und Füßen aus. Der Pfarrer, durch den Lärm herbeigezogen, will die Streitenden trennen, und da ihm dies nicht gelingt, ſo ruft er den Nachbar Pratte zu Hülfe, der über den Ablaßkrämer herfällt, während der Pfarrer den Mönch feſtzuhalten ſucht, aber ihre Bemühungen ſind fruchtlos und ſie werden ſelbſt auf das Unbarmherzigſte durchgeprügelt, bis es zu einer Ausgleichung kommt und der Mönch und Ablaßkrämer freien Abzug erhalten.

Um einen Begriff von der Sprache zu geben, führe ich ein paar Verſe aus der Rede des Ablaßkrämers an:

Hier iſt eine Reliquie aus alter Zeit:
Die große Zehe der heiligen Dreienigkeit;
Wer dieſe Zehe berührt mit dem Mund,
Wird von Zahnſchmerz geheilt und bleibt immer geſund.
Hier iſt auch ein franzöſiſcher Seraphut,
Der macht merkwürdige Wunder thut;
Die heilige Jungfrau pflegt ihn zu tragen,
Wenn ſie luſtwandelte an ſonnigen Tagen.
Noch eine Reliquie iſt hier zu ſehen,
Wodurch ſchon die größten Wunder geſchehn:
Der Stumpfnas aller Heiligen'
Die Frommen, die ſich betheiligen
Dieſen Knochen zu küſſen, ſind alleseit
Gegen Gift und Anſteckung gefeit.

Die Interludes waren gewöhnlich ſehr kurz, einaktige Poſſen, aus denen ſich das breiter angelegte Luſtſpiel entwickelte.

wie aus den Moralitäten das ernſtere Drama und die Tragödie.

Die älteſte engliſche Komödie, welche wir noch beſitzen: »Ralph Roiſter Doiſter«, von Nicolas Udall, datirt aus der Regierungszeit Eduards VI., und das älteſte hiſtoriſche Drama: »Ferrex und Porrex«, wurde im Jahre 1561 aufgeführt.

Der Held der fünfaktigen Komödie »Ralph Roiſter Doiſter« iſt ein verliebter Geck, der die Hand einer jungen, reichen und ſchönen Wittwe zu gewinnen ſucht, welche ſchon mit einem Andern verlobt iſt.

Ein Verwandter von Ralph, Merrygreek, der die Rolle eines Dieners bei ihm ſpielt und die luſtige Perſon des Stückes iſt, weiß dem eitlen Manne auf die drolligſte Weiſe dermaßen zu ſchmeicheln, daß er, im Vertrauen auf ſeine eingebildete Schönheit, es unternimmt, den verlobten Nebenbuhler aus dem Felde zu ſchlagen. Nun entſpinnt ſich eine Reihe theils wirklich komiſcher, theils ſehr ins Rohe ſtreifender Scenen, wobei auch eine derbe Prügelei vorkommt, die ſehr zum Nachtheil des armen Ralph ausfällt, den ſein ſchelmiſcher Diener Merrygreek unter dem Vorwande, ihm beizuſtehen, in der allgemeinen Verwirrung ſelbſt mit durchbläut. Obgleich Ralph beſchämt abziehen muß und die ſchöne Dame Conſtanze ihrem Verlobten treu bleibt, iſt dieſer doch mißtrauiſch geworden, da er meint, Ralph würde nicht ſo zudringlich geweſen ſein, wenn ſie ihm nicht Veranlaſſung dazu gegeben. Doch gelingt es ihr, ſich zu rechtfertigen, und das Ganze endigt mit einer allgemeinen Verſöhnung, wobei Ralph ſelbſt zum Hochzeitsſchmauſe geladen wird.

Um einen Begriff von dem Dialoge zu geben, führe ich ein paar Verſe aus der Stelle an, wo die ſchöne Dame ſich darüber ängſtigt, das Mißtrauen ihres Geliebten erweckt zu haben:

O Gott, wie nöthig iſt es heutzutage,
Daß man ſich völlig tadellos betrage!
Erweckt man nur durch bloßen Schein Verdacht,
Gleich wird ein großer Lärm daraus gemacht.
Unſchuldig, wie ich bin im Thun und Denken,
Muß doch mich des Geliebten Mißtrau'n kränken —
Doch Du, Herr! hilfſt uns, wenn die Noth am größten,
Und wirſt auch mich unſchuldige Dulderin tröſten!

Das hiſtoriſche Drama »Ferrex und Porrex«, auch »die Tragödie von Gorboduc« genannt, iſt in mehr als einer Hinſicht unſerer Aufmerkſamkeit würdig: einmal, weil es die Mitte hält zwiſchen dem volksthümlichen Drama, welches komiſche und tragiſche Elemente vereint, die Handlung oft durch ganze Menſchenalter fortſpinnt und den Schauplatz mit den Begebenheiten wechſelt — und den Nachbildungen des antiken Dramas, worin ſtrenge Scheidung des Tragiſchen von dem Komiſchen und Beobachtung der drei Einheiten von Ort, Zeit und Handlung Geſetz bleibt. Dann iſt es merkwürdig dadurch, daß es zwei Verfaſſer hat: Thomas Sackville und Thomas Norton, die das erſte Beiſpiel jener Theilung der Arbeit gaben, welche ſpäter ſo allgemeiner Brauch wurde, daß die meiſten Stücke der altengliſchen Bühne von verſchiedenen Dichtern herrühren. Sobald irgend eine ſchaurige oder merkwürdige Begebenheit das Volk bewegte, machten ſich gleich zwei, drei auch vier Dichter darüber her, um möglichſt ſchnell mit vereinten Kräften ein Drama daraus zu bilden.

Endlich wird in »Ferrex und Porrex« der erſte Verſuch gemacht, das monotone Reimgeklapper, worin ſich bis dahin der dramatiſche Dialog bewegte, gänzlich abzuſchütteln und fünffüßige, umgereimte Jamben (oder Blankverſe, wie ſie die Engländer nennen) dafür einzuführen. Durch alles Dieſes iſt das Stück, welches an und für ſich keinen großen poetiſchen Werth hat, von literarhiſtoriſcher Bedeutung geworden, indem es ſchon alle Keime zu Dem enthält, was Marlowe's und Greene's Werke in reicher Entfaltung erſchließen.

Der Inhalt der Tragödie ist kurzgefaßt folgender:

Gorboduc, ein König von Britannien, der sechshundert Jahre vor Christi Geburt regierte, theilte das Reich unter seine Söhne Ferrex und Porrex. Jeder der beiden Prinzen strebte nach der Alleinherrschaft, und so entspann sich ein langer Streit zwischen ihnen, der endlich einen blutigen Bürgerkrieg hervorrief, in welchem Porrex seinen ältern Bruder Ferrex erschlug. Ihre Mutter Videna, deren Lieblingssohn Ferrex gewesen war, rächte seinen Tod, indem sie Nachts in Porrex' Kammer drang und den Schlafenden ermordete. Das Volk, empört über diesen grausamen Mord, stand auf gegen das Herrscherhaus und tödtete den König Gorboduc sammt seiner Gemahlin Videna. Hierauf erhob sich der Adel gegen das Volk, brachte eine Armee zusammen und züchtigte die Rebellen. Nun aber stritten die vornehmsten Anführer unter einander um den Thron, da das Land ohne König und Prinzen war. Dieser Kampf, der Britannien zu einer Wüste machte, bildet den Schluß der Tragödie, welche eigentlich schon mit dem Tode des Porrex hätte enden sollen.

Jeder Akt wird durch eine Pantomime eröffnet, welche im Voraus die Dinge offenbart, die kommen sollen, und unter andern Seltsamkeiten kommen in dem Stücke auch schon Soldaten mit Feuergewehren vor.

Als Probe der Sprache führe ich eine Stelle aus der zweiten Scene des fünften Aktes an:

O Jupiter, wie thöricht ist dies Volk,
Wie ganz und gar bethört von blinder Wuth,
Daß es, uneingedenk der alten Zeit,
Davon so manches Pergament und Buch
Erzählt, welch Unheil stets Empörung weckt,
So ruchlos frevelt gegen Fürst und Thron,
Obschon es weiß aus seiner Väter Mund,
Welch grause Strafe die Empörer trifft.
Ja, und obschon es selber Schmach und Tod
Genug geseh'n bei Denen, die der Strang
Des Henkers und des Rechtes scharfes Schwert
Gestraft für Aufruhr gegen Fürst und Thron.

Es herrſcht in dieſer Tragödie durchweg ein moraliſirender didaktiſcher Ton, der kaum ein- oder zweimal von Ausbrüchen wirklichen Gefühls oder poetiſcher Begeiſterung durchbrochen wird. Eine ſolche Ausnahmsſcene iſt die, wo Marcella den frühen Tod ihres geliebten Ferrex beklagt:

Wie oft, mein edler Prinz, erblickt' ich Dich
Auf Damen wilden ſtampfenden Roſſe ſitzend,
Vor dem Turnei in heller Rüſtung glänzend,
Am Helm den Aermel Deiner Herrin tragend,
Ihr zu gefallen Dich in's Kampfſpiel ſtürzend
Und ſiegend Arm's freundlichen Zeuge bringend!
Ich ſah Dich hoch zu Roß die Lanze ſchwingen,
Sah Dich zu Fuß, das mächtige Schwert in Händen —
Ach, nie werd' ich das Alles wiederſehn!

Gleich nachher erſchien ein Stück: »Julius Cäſar«, das erſte bekannte Beiſpiel, daß ein Held aus der römiſchen Geſchichte Stoff zu einem engliſchen Drama gegeben. Dann finden wir einer Tragödie: »Cambyſes« von Preſton und einer andern: »Romeo und Julia« von einem unbekannten Dichter Erwähnung gethan.

Seit dem Jahre 1570 mehrten ſich die Tragödien, Komödien und Hiſtorien in erſtaunlicher Weiſe. Die Stoffe hierzu wurden aus aller Herren Ländern genommen: Egypten, Aethiopien, Griechenland, Frankreich, Deutſchland, beſonders aber Spanien und Italien, mußten ihren Tribut an Geſchichten liefern, um die Bühnen mit Dramen zu verſorgen.

Eine Menge Ueberſetzungen aus alten und neuen Sprachen vermittelte auch dem ungelehrten Publikum die Geiſtesſchätze aller Nationen, mit welchen die Engländer außerdem durch Handel und Schifffahrt in lebhaftem Verkehr ſtanden.

Der Eifer für das Studium der Alten war ſo lebhaft erwacht, daß ſogar Damen am Hofe, und die Königin ſelbſt, gründliche Kenntniſſe in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache erwarben, und eine allgemeine Bekanntſchaft mit der alten

Mythologie bis in die unterſten Schichten des Volkes drang. Durch die religiöſen Spaltungen und Kämpfe des Jahrhunderts war in die Nation eine gewaltige Bewegung gekommen, die im Einzelnen viel Unheil erzeugte, dem geiſtigen Leben aber einen mächtigen und fruchtbaren Aufſchwung gab, deſſen ſegensreiche Folgen die Regierungszeit Eliſabeths zur glorreichſten Periode der engliſchen Geſchichte machten.

Bereits dreißig Jahre vor Eliſabeth war eine Ueberſetzung der »Andria« des Terenz im Druck erſchienen, und von 1559 bis 1566 folgte eine Reihe mehr oder minder freier Ueberſetzungen der Tragödien des Seneca von Jaſper Heywood, dem Sohne des berühmten John Heywood, Verfaſſer der Interludes; ferner von Alexander Nevyle, John Studley und Thomas Newton.

Von 1568 bis 1580 wurden am engliſchen Hofe eine Menge neuer Komödien, Tragödien, Hiſterien und Moralitäten aufgeführt, deren ungedruckte Texte für uns verloren ſind, aber aus den überlieferten Titeln iſt zu erſehen, daß der Geſchmack für das Klaſſiſche und Moderne ſich ungefähr das Gleichgewicht hielt, während die Moralitäten nur noch eine ganz untergeordnete Rolle ſpielten. Es befanden ſich nämlich unter 52 Stücken (nach Collier, III. 24—25) achtzehn, deren Stoffe der antiken Sage und Geſchichte entlehnt waren, einundzwanzig, welche in der neuern Geſchichte und Sage wurzelten; ſieben Komödien aus dem gewöhnlichen Leben und ſechs Moralitäten.

Es würde mich zu weit führen, auf die noch erhaltenen Dramen eines Kyd, Edwards, Gascoigne und Anderer näher einzugehen, da ſie wenig Eigenthümliches enthalten, und ich hier hauptſächlich diejenigen Dichter hervorheben möchte, welche nachweisbar Einfluß auf Shakeſpeare geübt.

Dies gilt zunächſt von John Lilly, Shakeſpeare's Vorbild in der poetiſchen Proſa, Robert Greene, ſeinem Vorbilde im

Drama, und endlich von Marlowe, dem erſten großen Tragödiendichter Altenglands. Wir finden bei ihnen ſchon alle glänzenden Einzelheiten ſeiner eigenen Dichtungen,*) aber um vollendete Werke wie er zu ſchaffen, fehlte ihnen ſeine ſittliche Hoheit, ſein männlicher und wahrhaftiger Charakter. Denn nur aus einem harmoniſchen Geiſte können harmoniſche Werke entſpringen und noch hat kein wahrhaft großer Dichter gelebt, der nicht zugleich ein großer Menſch geweſen.

Die Blütezeit des engliſchen Dramas, welche der wuchtige Marlowe im Sturmſchritt heraufgeführt und welche in Shakeſpeare ihren Höhepunkt erreichte, war zu glorreich, um von langer Dauer zu ſein. Sie glich — wenn für die Poeſie ein Gleichniß aus der politiſchen Geſchichte erlaubt iſt — den Eroberungszügen Alexanders des Großen, welche die Welt unterwarfen, ohne doch ein dauerndes Weltreich zu gründen, und deren äußere Erfolge ſo ſchnell verloren gingen wie ſie gewonnen waren, während der Glanz und Ruhm des Eroberers, die mächtige Anregung die von ihm ausging, und der innere geiſtige Gehalt ſeiner Sendung unverloren blieb für die nachwachſenden Geſchlechter.

Wie Philipp zu Alexander, ſo verhielt ſich Marlowe zu Shakeſpeare, und wie die Feldherren, welche den großen König überlebten, ſein Weltreich zerſtückelt unter ſich theilten, ſo theilten ſich die Nachfolger des großen Dichters in die verſchiedenen Gebiete ſeiner weltumfaſſenden Dichtung.

Es iſt merkwürdig, aber wohl zu erklären, daß der Aufbau und Zerfall des poetiſchen Reichs, welches Marlowe und Shakeſpeare gegründet hatten, mit den hiſtoriſchen Ereigniſſen jener thatenreichen Zeit Hand in Hand ging. Man kann füglich den Beginn der Blütezeit des engliſchen Dramas an

*) Den für dieſe Behauptung in der urſprünglichen Vorleſung durch Anführung von Stellen aus den Werken der genannten Dichter geführten Beweis kann ich hier entbehren, da inzwiſchen der dritte Band meines Werkes „Shakeſpeare's Zeitgenoſſen“ erſchienen iſt, welcher Lilly, Greene und Marlowe ausführlich behandelt.

die Vernichtung der ſpaniſchen Armada knüpfen, der England ſeine Herrſchaft über die Meere verdankte, und das Ende der kurzen Glanzperiode fällt zuſammen mit den Unruhen und Bürgerkriegen, welche dem Sturze Karls I. vorhergingen.

Für große politiſche wie poetiſche Thaten tritt eben der günſtigſte Moment immer dann ein, wenn zwei Zeiten und Mächte, eine untergehende und eine werdende, aufeinander ſtoßen. Die Einen nehmen Partei für das Alte, die Andern für das Neue, und nur ein ganz großer Dichter, wie Sophokles bei den Griechen, Shakeſpeare bei den Engländern, vermag ſich über Beides zu erheben, die berechtigten Elemente beider Parteien anzuerkennen, ſie zu verſöhnen und zu beherrſchen.

In Shakeſpeare vollzog ſich der poetiſche Abſchluß des Mittelalters, durch ſeine hiſtoriſchen Dichtungen weht noch der ritterliche Geiſt des überwundenen Feudalſtaats, während er zugleich der neuen Zeit ſo gerecht wurde, daß ſeine Werke erſt jetzt, dritthalb Jahrhunderte nach ſeinem Tode, recht anfangen, das Gemeingut aller Gebildeten zu werden. Völlig unbegründet iſt die Annahme, daß die Zeitgenoſſen des großen Dichters ihn ſchon ſo gut zu würdigen gewußt hätten, wie wir ihn heute würdigen; vielmehr läßt ſich nachweiſen, daß weniger das Große und Ewige in ſeinen Schöpfungen ihm den Beifall der Menge gewann, weniger das, wodurch er ſich von den gleichzeitigen Dichtern unterſchied, als das, worin er ihnen glich, in den Konzeſſionen die er dem Geſchmack des Publikums machte. Wäre dem anders, ſo würden nicht ſeine minder begabten Nachahmer ihn ſo ſchnell in der Gunſt des Publikums überflügelt haben und würden nicht gerade diejenigen ihrer Dramen, welche dem geläuterten Geſchmack am verwerflichſten erſcheinen, damals die gefeiertſten geweſen ſein.

Der Wurm des Verderbens lag ſchon in der Knoſpe des engliſchen Dramas und nur daraus erklärt ſich die ſonſt völlig rätbſelhafte Erſcheinung, daß ſeine Blüte eine ſo über-

aus kurze war. Eine Menge günſtiger Umſtände hatte zuſammengewirkt, ſein raſches Aufblühen zu fördern; die Haupturſache iſt jedoch in den Wirkungen der Reformation zu ſuchen. Während der Zeiten des Ritterthums befand ſich die Literatur vorzugsweiſe in den Händen der vornehmern Klaſſen und der geiſtlichen Orden; durch die Reformation wurde Jedem der Weg zur literariſchen Arena gebahnt. Schon die Ueberſetzung der Bibel war von unermeßlichem Einfluß auf die Entwickelung der Literatur, da ſie Allen gleichzeitig die reinſten Quellen der Weisheit und Poeſie erſchloß. Es geht aus den Werken faſt aller Dichter aus der Blütezeit des engliſchen Theaters hervor, daß die Bibel eine Hauptquelle ihrer Begeiſterung war. Durch die Reformation, verbunden mit der Wiederbelebung der Schätze des klaſſiſchen Alterthums, wurde die Saat in den fruchtbaren Acker Altenglands geſtreut, welche in den Tagen Eliſabeths und Jakobs in ſo reicher Ernte aufging.

Dazu kam, von Seiten des Volks, eine noch kritikloſe, friſche poetiſche Empfänglichkeit, ein noch ungezügelter Enthuſiasmus, und auch ein Aberglaube, den die Dichter nicht theilten, der ihnen aber ſehr in die Hände arbeitete. Es iſt nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß der Shakeſpeare eines aufgeklärten, philoſophiſchen Zeitalters wahrſcheinlich ſeine Hexenſcenen in Macbeth nicht geſchrieben haben würde.

Während die dramatiſchen Dichter der Franzoſen ſich nach den mißverſtandenen Muſtern der Alten bildeten und in kaltem Formalismus verloren, griffen die engliſchen Poeten kühn ins menſchliche Herz, ſeine Geheimniſſe nach allen Seiten erſchließend und in charakteriſtiſchen Geſtalten offenbarend. Die Philoſophie fiel bei ihnen mit der Poeſie zuſammen und wirkte in dieſer konkreten Faſſung nur um ſo mächtiger. Das gilt im Großen und Allgemeinen und vorzugsweiſe in Bezug auf Shakeſpeare, während wir bei den andern Dichtern jener Zeit häufig Dinge finden, welche darzuſtellen heute geradezu un-

möglich wäre und welche uns ſo abſtoßend und roh erſcheinen, daß ſie uns — ohne Kenntniß der Urſachen ihres Entſtehens — leicht das Ganze verleiden könnten. Allein wir dürfen nicht vergeſſen, daß die Dichter damals lediglich für die Bühne ſchrieben, daß dieſe meiſtens nur von Leuten aus den unterſten Schichten und aus dem Mittelſtande beſucht wurde, die an Rohheiten und Ungeheuerlichkeiten Gefallen fanden, welche uns heutzutage unbegreiflich erſcheinen. Es liegen uns ausdrückliche Zeugniſſe vor, daß die beſſeren Dichter den rohen Anmuthungen des Publikums nur mit innerſtem Widerſtreben ſich fügten, aber nachgeben mußten, wenn ſie ein volles Haus machen wollten. Das Theater war eben in England kein Hof- oder Nationalinſtitut, ſondern ein Volkstheater, mit allen Vorzügen und Nachtheilen eines ſolchen. Von einem Verkehr, wie Ludwig XIV. mit den hervorragenden Dichtern und Künſtlern ſeiner Zeit unterhielt, war am Hofe Eliſabeths niemals die Rede. Zwar hatte die jungfräuliche Königin entſchieden poetiſche Bedürfniſſe und Neigungen und verſuchte ſelbſt hin und wieder ihre geheimſten Gedanken und Gefühle in Verſen auszuſprechen, allein ihres perſönlichen Umgangs wurden nur die den höchſten Ständen angehörenden poetiſchen Dilettanten gewürdigt, welche an ihrem Hofe lebten und ſo viele Lieder zum Preiſe ihrer Schönheit und Weisheit dichteten, daß ſich ein äußerlich ganz ſtattliches Werk daraus zuſammenſtellen ließe.

Von den großen dramatiſchen Dichtern, welche ihrer Regierung unſterblichen Glanz verliehen, war noch keiner geboren, als Eliſabeth den Thron beſtieg. Sie hat das Theater vom Puppenſpiele an bis zur höchſten Blüte der Vollkommenheit ſich entwickeln ſehen, ohne die dramatiſche Kunſt irgendwie thätig zu fördern oder zu unterſtützen. Ihr einziges Verdienſt beſtand darin, ihr keine Hinderniſſe in den Weg zu legen und durch öftern Theaterbeſuch dem hochmüthigen Adel

mit gutem Beiſpiel voranzugehen. Erſt eilf Jahre nach ihrer Thronbeſteigung wurde die erſte ſtehende Bühne errichtet, und zwar mußte das außerhalb des eigentlichen Bereichs der Stadt geſchehen, an einem Orte, der nicht unter der Jurisdiktion des Lord-Mayor ſtand, welcher die Schauſpieler als unehrbare Leute aus London verwieſen hatte und ſammt der hochachtbaren Korporation der City ihr unverſöhnlicher Gegner war und blieb. Der Oppoſition dieſer ehrenwerthen Männer gegen das »unheilige Theaterweſen« ſchloſſen ſich alle reſpektabeln Bürger an, welche ihren Reſpektabilitätsbegriff nach äußeren Beziehungen regelten.

So hatten denn die armen dramatiſchen Dichter, welche meiſt zugleich Schauſpieler waren, von vornherein mit allerlei Mißgunſt und Unbill zu kämpfen und nahmen in der bürgerlichen Geſellſchaft eine ganz vereinſamte Stellung ein. Man ließ ſich von ihnen unterhalten gegen ein billiges Eintrittsgeld, allein dabei hatte es ſein Bewenden. Die Hervorragendſten unter ihnen ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie irgend einem ariſtokratiſchen Gönner oder Kunſtenthuſiaſten ihre Werke dediziren durften und eine Vergütung dafür empfingen. Ein intimer Verkehr ſolcher Gönner mit den Dichtern und Schauſpielern kam nur in ſeltenen Ausnahmsfällen vor.

Will man einen Vergleich ziehen zwiſchen den Bühnenzuſtänden der damaligen Zeit und der Gegenwart, ſo darf man die äußere Stellung, welche das altengliſche Theater im Anſehn der Geſellſchaft einnahm, nicht höher anſchlagen als diejenige, welche heutzutage unſere Vorſtadtbühnen einnehmen. So wenig dieſe eigentliche Sammelplätze der guten Geſellſchaft ſind, obgleich ſie ſehr häufig Beſucher aus allen Ständen, bis in die höchſten Regionen hinauf, an ſich locken, ſo wenig waren es jene, obgleich die Königin und andere hohe Perſonen ſie häufig beſuchten.

War die Königin nicht zugegen, ſo herrſchte vor und während der Vorſtellung unter den Zuſchauern das bunteſte

Treiben. Die jungen Stutzer aus den höheren Ständen trugen ihre Verachtung gegen das gewöhnliche Publikum förmlich zur Schau, indem sie ihre Stühle auf die Bühne bringen ließen, oder sich dort zu beiden Seiten auf Binsenmatten ausstreckten, ihre Pfeifen rauchten, Wein tranken und Karten spielten. Benahmen sie sich zu störend, so wurde wohl mit Aepfeln und faulen Eiern nach ihnen geworfen, allein der größere Theil des Publikums folgte bald ihrem Beispiele und suchte sich in ähnlicher Weise für sein Geld die Zeit zu vertreiben. Bier, Wein, Obst und Tabak war immer im Theater zu haben. Es soll zuweilen vorgekommen sein, daß man vor Tabaksqualm die Schauspieler nicht sehen, und vor Nüsseknacken kein Wort verstehen konnte.

Die Stelle unserer heutigen Hofbühnen wurde damals vertreten durch die Privattheater der Großen, welche schon lange vor und lange nach der Errichtung der öffentlichen Bühnen bestanden und auf welchen, in geschlossenen Kreisen, oft Herren und Damen aus den höchsten Ständen mitwirkten, während in den öffentlichen Theatern alle Frauenrollen, ohne Ausnahme, von Knaben oder Männern gegeben wurden.

Die Schauspielertruppen bestanden anfangs gemeiniglich nur aus vier Personen, wovon jede mehrere Rollen übernehmen mußte. Im Jahre 1583 wählte Elisabeth zwölf der vorzüglichsten Schauspieler aus verschiedenen, von den Edelleuten unterhaltenen Gesellschaften, die der Königin Livree trugen und »Ihrer Majestät Diener« genannt wurden. Diese Schauspieler hatten gegen eine geringe Besoldung (die bestbezahlten erhielten kaum 3½ Pfd. St. jährlich) die Verpflichtung, bei besondern Gelegenheiten im Palaste der Königin zu spielen, und sie standen, gleichwie die sogenannten »Knaben der Kapelle« unter dem Befehl des Master of the Revels, der zugleich die Censur über alle aufzuführenden Dramen ausübte.

Aus den Knaben der Kapelle, die gewöhnlich damit an-

fingen, Frauenrollen zu ſpielen, rekrutirten ſich ſpäter auch die andern Theater. Außerdem hatte jeder Schauſpieler noch ſeinen Lehrling, der meiſt jugendliche Rollen ſpielte und wöchentlich 4 bis 6 Sh. Gehalt bekam, während die Einnahme der Schauſpieler ſelbſt ſich nach ihrer Stellung zum Theater richtete. Sie zerfielen in Theilnehmer und Miethlinge (Sharers und Hirelings), die Erſtern waren unmittelbar betheiligt am Gewinn, die Leztern erhielten eine beſtimmte Gage. Die Einnahme für jede Vorſtellung wurde nämlich, nach Abzug der Tageskoſten, in vierzig gleiche Theile getheilt, wovon die Eigenthümer des Theaters funfzehn Theile erhielten und die Schauſpieler zweiundzwanzig, während der Reſt zum Ankauf neuer Dramen beſtimmt war.

Die Zuſchauer wurden durch Trompetengeſchmetter und lauten Ausruf herbeigelockt; eine auf der höchſten Spize des Theaters entfaltete Fahne verkündete, daß die Vorſtellung beginnen werde. Der überall angeſchlagene Zettel enthielt nur den Titel des Stücks, ohne Verzeichniß der Perſonen und Schauſpieler.

Schon im Jahre 1583 klagt ein eifriger Puritaner, John Field, in ſeinen »Ermahnungen zu einem gottſeligen Wandel« (Godly Exhortations) folgendermaßen über die Anziehungskraft der Theater: »Dieſen Flaggen des Trotzes gegen Gott, und den Trompeten die geblaſen werden, eine ſolche Geſellſchaft zuſammenzubringen, wird es eher gelingen öffentliche Orte zu füllen, als es das Predigen des heiligen Gotteswortes vermag.«

Je heftiger im Laufe der Zeit die von den Puritanern und Rundköpfen ausgehende Oppoſition wurde, deſto mehr nahmen ſich die jungen vergnügungsſüchtigen Kavaliere des Theaters an, wo nur die Extreme der Geſellſchaft den Ton angaben. Es bedurfte ſtarker Reizmittel, die Aufmerkſamkeit eines ſolchen Publikums zu feſſeln, an welchem die griechiſchen Tragedien,

deren damals verſchiedene in der griechiſchen Ueberſetzung aufgeführt wurden, faſt ſpurlos vorübergingen. Dagegen konnte der Dichter dieſem Publikum, deſſen Phantaſie durch die Mirakelſpiele und Moralitäten, welche oft Ereigniſſe von Jahrhunderten in wenigen Stunden abſpannen, an das Wunderlichſte und Ungeheuerlichſte gewöhnt war, auch die ſtärkſten Zumuthungen machen in Bezug auf ſelbſtthätige Ergänzung des in dürftiger Form mangelhaft Gebotenen. War das Publikum nur in der Hauptſache gepackt, ſo ließ es ſich durch nebenſächliche Unzulänglichkeiten nicht aus der Stimmung bringen.

Ein Glück war es unter ſolchen Umſtänden, daß ſich von vornherein Dichter von hoher Begabung und klaſſiſcher Bildung der engliſchen Volksbühne bemächtigten und mit künſtleriſchem Bewußtſein einen Stil ſchufen, der für ihre Nachfolger maßgebend blieb, ſo daß alle dramatiſchen Dichtungen jener Zeit, wie mannigfaltig und verſchiedenartig ihr Gehalt auch ſein mochte, in der Form eine überraſchende Aehnlichkeit haben, welche es oft ſchwer macht, ihre Verfaſſer zu unterſcheiden, zumal manches Drama zwei, drei und oft noch mehr gemeinſchaftliche Verfaſſer hatte.

In Betreff des Inhalts dieſer Dramen zeigte ſich aber ſchon nach kurzer Blütezeit ein ſo tiefer ſittlicher Verfall und Ungeſchmack, daß die meiſten damaligen Zugſtücke für uns faſt ungenießbar erſcheinen, ja daß uns manche ſchon durch ihre (in heutiger Damengeſellſchaft unausſprechlichen) Titel abſchrecken.

Die Verwilderung und ſittliche Begriffsverwirrung der Dichter ging mit der des Publikums Hand in Hand und dies führt uns zu der im Eingange gemachten Bemerkung zurück, daß der Wurm des Verderbens ſchon in der Knospe des engliſchen Dramas lag.

Von vornherein war das Intereſſe am Stoff überwiegend und die ſtrengeren Forderungen der Kunſt traten mehr und mehr in den Hintergrund. Es gab noch keine äſthetiſche Kritik,

um den ungestümen Schaffensdrang der Dichter zu zügeln und in die rechten Bahnen zu leiten. Das Theater stand nicht hoch genug im Ansehn, um als eine nationale Bildungsanstalt gewürdigt zu werden; die gedrückte Stellung der Schauspieldichter wirkte nachtheilig auf ihr Schaffen wie auf ihren Charakter ein; da sie nach außen keinen Halt hatten, verloren sie auch den inneren Halt, und der Beifall der Menge, die einzige Quelle ihrer Anregung und Belohnung, wurde zugleich die Quelle ihres Verderbens.

Nur der einzige Shakespeare behielt, trotz aller Ungunst der Verhältnisse, immer die höchsten Ziele der Kunst im Auge. Die Konzessionen welche er dem Publikum machte, bestanden in unwesentlichen Einzelheiten, die eben so gut hätten wegbleiben können, ohne dem ewigen Werthe seiner Dichtungen zu schaden. Aber was bei ihm Ausnahme war, wurde bei seinen Nachfolgern zur Regel, und die geniale Freiheit, mit welcher er die überkommene Form erweiterte und seinen Zwecken dienstbar machte, artete bei seinen Nachfolgern in Zügellosigkeit aus, so daß unter ihnen der Einfluß, den das Theater auf das Publikum übte, ebenso schlecht war als der, den es von ihm erlitt. Das Schauspiel endigte damit die Vorwürfe zu verdienen, welche Anfangs seine Gegner ungerechterweise dagegen erhoben hatten.

Besonders seit dem Regierungsantritt Karls I. nahm die Opposition gegen das Theater einen bedrohlichen Charakter an, der mehr und mehr in das konfessionelle Gebiet hinüberspielte. Die katholische Königin Henriette begünstigte das Schauspiel und liebte es, sich selbst auf ihrem Privattheater als Schauspielerin zu zeigen. So geschah es, daß den Puritanern die Anhänger des Theaters und der Königin zugleich als Anhänger der katholischen Partei galten.

Im Jahre 1633 erschien ein, großes Aufsehen erregendes Werk von Prynne, welches unter dem Titel »Histriomastix«,

d. i. die Geißel der Schauſpieler, in leidenſchaftlichſter Weiſe gegen das Theaterweſen zu Felde zog und alle Schauſpieler als Diener des Teufels verdammte. Da das Buch auch die Schauſpielerinnen (deren es bekanntlich auf der Volksbühne keine gab) ſammt und ſonders als verworfene Geſchöpfe bezeichnete und dieſe Stelle auf die Königin bezogen wurde, welche zufällig gerade einen Tag vor dem Erſcheinen des »Histriomastix« ſelbſt in einem Stücke in Somerſet-Houſe aufgetreten war, ſo hatte der fanatiſche Verfaſſer ſchwer für ſeine Angriffe zu büßen, indem man ihn zweimal an den Pranger ſtellte, ihm beide Ohren abſchnitt, ihn zu einer Geldſtrafe von 5000 Pfd. St. verurtheilte, ſeiner Titel und Würden beraubte und endlich Zeitlebens einkerkerte.

Es iſt demnach nicht zu verwundern, daß die Puritaner, ſobald ſie ans Ruder kamen, allem Theaterweſen mit Einem Schlage ein Ende machten, und bei näherer Kenntniß der Sachlage muß man geſtehen, daß dieſer Akt nur der äußere Abſchluß eines innerlich ſchon vollzogenen Verweſungsprozeſſes war.

* * *

Aus der Betrachtung des Entwickelungsganges der altengliſchen Bühnendichtung ergeben ſich eine Menge Züge zum beſſeren Verſtändniſſe Shakeſpeare's, aber man muß eingeſtehen, daß das Beſte und Höchſte in ihm dadurch nicht erklärt wird, ſondern nur um ſo unbegreiflicher erſcheint. Je ſorgfältiger wir den Spuren ſeines Wachsthums nachgehen, je näher wir den Boden prüfen aus welchem er ſeine Nahrung gezogen, deſto wunderbarer ſteht er vor uns in ſeiner einſamen Größe.

Das ruſſiſche Theater
in ſeiner ſocialen Bedeutung.

Bekanntlich ist alle Kunst, und so auch die dramatische, religiösen Ursprungs. Bei den Griechen waren es die Dionysosfeste, aus deren Feier sowohl Tragödie als Komödie hervorging, während bei den christlichen Völkern das geistliche Schauspiel vorzüglich aus der Oster- und Weihnachtsfeier sich entwickelte.

Durch die vollendete Kunstform, in welche das griechische Drama gleich bei seinem Entstehen hineinwuchs, sowie durch die strenge Scheidung des Tragischen vom Komischen und endlich durch die glückliche Fügung, daß die drei größten tragischen Dichter des Alterthums, Äschylos, Sophokles und Euripides unmittelbar auf einander folgten, bewahrte das altgriechische Theater länger als irgend ein anderes den Charakter religiöser Ergebenheit, der ihm von vornherein sein weihevolles Gepräge gab. Aber als sein Verfall eintrat, hat es sich auch niemals wieder daraus erhoben, wie wir überhaupt von keinem Volke wissen, unter welchem die Wunderblume der dramatischen Poesie zweimal in voller Pracht geblüht hätte. Allein wenn sie in einem Lande verwelkte, so erneute sie sich, durch den Samen, den sie trug, in einem anderen Lande auf jungfräulichem Boden.

Während die Kirchenväter und ältesten christlichen Lehrer mit Recht und Fug die rohen Auswüchse und lüsternen Schaustellungen der entarteten griechischen und römischen Bühne

bekämpften, bildeten ſich ſchon im Schoße der neuen Kirche ſelbſt Elemente des Dramatiſchen, die nur der weiteren Ausbildung harrten, um dem Volke das Verlorene zu erſetzen. Der Gottesdienſt war eine ſymboliſch-liturgiſche Darſtellung des Erlöſungswerkes und aus den darin gebotenen dramatiſchen Keimen entwickelten ſich die ſpäteren Myſterien, Paſſionsſpiele und Moralitäten, denen ſehr bald profane Mummereien und mimiſche Spiele zur Seite traten, wie ſich denn auch viele dramatiſche Elemente aus der altnordiſchen Mythologie in das chriſtliche Frankreich, Deutſchland und England herüberretteten, wo ſie bis zum heutigen Tage unter dem Volke fortwachſen.

Die ſeit uralter Zeit gefeierten Raubnächte und Lostage (d. i. das Julfeſt oder die Zeit der Sonnenwende) waren reich an dramatiſchen Spielen, worin ſich noch Spuren genug in Deutſchland und England finden. Wie das heidniſche Julfeſt in chriſtlicher Zeit zum Weihnachtsfeſte wurde, ſo wurde der Tannenbaum mit ſeinen vergoldeten Aepfeln und Nüſſen, die einſt als Fruchtopfer dem Gotte Wuotan galten, eine Spende für die Kinder des Hauſes. Und von den einſt zu Ehren des Gottes aufgeführten Tänzen und Spielen hat ſich beſonders der Schwert- oder Rieſentanz und das damit zuſammenhängende Spiel vom Drachentödter bis heute unter dem engliſchen Volke erhalten. Der Drache erſcheint als Sinnbild des Winters; mit ihm kämpft der junge Frühlingsgott, bis er ihn überwunden. Sein Sieg iſt der Sieg der Sonne über den Winterhimmel.

Wie weit das Theater nun auch in ſeiner mannigfaltigen Entwickelung bei den Völkern romaniſcher und germaniſcher Zunge ſich von der Kirche entfernte, ja ihr ſogar häufig — beſonders in Deutſchland und England — feindlich entgegentrat: ganz verleugnen konnte es ſeinen Urſprung nie; unabhängig von den Hof- und Stadtbühnen erhielt ſich im Volke — wenn auch nur an wenigen Orten — der alte

dramatiſche Kultus, wie wir denn erſt vor Kurzem wieder in den neueſten Aufführungen des Paſſionsſpiels in Oberammergau ein merkwürdiges Zeugniß von der unzerſtörbar religiöſen Natur der Schauſpielkunſt geſehen haben.

Ein ſolcher urſprünglicher Zuſammenhang zwiſchen Kirche und Bühne, wie er in Frankreich, Spanien, England, Italien und Deutſchland nachzuweiſen iſt, hat in Rußland nie beſtanden. In dieſem merkwürdigen Lande, welches, trotz der unleugbar reichen Begabung des Volks, bisher noch in keiner Kunſt ſich ſelbſtſchöpferiſch gezeigt hat, iſt auch die Schauſpielkunſt nicht aus dem Volke hervorgegangen, ſondern hat ſich erſt vom Petersburger Hofe aus durch fremde Künſtler unter das Volk verbreitet.

Ich darf hier nicht unerwähnt laſſen, daß verſchiedene ruſſiſche Literarhiſtoriker dieſe Thatſache beſtreiten und die Anfänge des ruſſiſchen Theaters auf die Kirche und das Volk zurückführen, indem ſie nachweiſen, daß ſchon im 17. Jahrhundert geiſtliche Schauſpiele oder Myſterien in Kiew aufgeführt wurden, von dort aus ſich durch die Ukraine verbreiteten und bald auch in Moskau ähnliche Darſtellungen hervorriefen.

Allein es iſt dabei zu bemerken, daß dieſe in Kiew aufgeführten Myſterien polniſchen Urſprungs waren, in polniſcher Sprache geſchrieben, von polniſchen Studenten dargeſtellt und auf den engen Bereich der Kloſtermauern beſchränkt, woraus ſich ergiebt, daß ſie nicht der griechiſch-ruſſiſchen, ſondern der römiſchen Kirche entſprungen ſind und nicht der ruſſiſchen, ſondern der polniſchen Literatur angehören, welche ſich von jener weſentlich unterſcheidet. Und was ihre in Moskau dargeſtellten Nachahmungen anbelangt, welche von dem Mönche Simeon Polopky herrühren, ſo wurden dieſelben in der, nur den Gelehrten verſtändlichen ſlaviniſchen Kirchenſprache geſchrieben und ſind dem Volke bis heute ein Buch mit ſieben Siegeln geblieben. Daſſelbe gilt von den Myſterien eines anderen

geiſtlichen Dichters: Dimitrij, der als Metropolit von Roſtow ſeine Heiligengeſchichten in dem dortigen Seminarium aufführen ließ und ſpäter ſelbſt unter die Heiligen verſetzt wurde. An der Entwickelung des ruſſiſchen Theaters, welches ganz unter ausländiſchen Einflüſſen entſtand, haben dieſe Stücke nicht den geringſten Antheil gehabt.

Die erſten in Rußland aufgetretenen Schauſpieler waren Deutſche, welche der Zar Alexei Michailewitſch nach Moskau kommen ließ, um ſich an ihren Darſtellungen zu ergötzen. Das erſte nicht-geiſtliche Stück wurde in den Gemächern der Zarin Sophie Alexejewna von den Damen und Herren ihres Hofes aufgeführt; dieſes war — ſehr bezeichnend für den Gang, welchen die dramatiſche Literatur Rußlands nehmen ſollte — Molière's »Arzt wider Willen«.

Unter der Regierung Peters I. kamen verſchiedene deutſche Schauſpielertruppen nach Petersburg und Moskau, aber der Kaiſer nahm keine Notiz davon, obgleich er ſich während ſeines Aufenthalts in Paris für das dortige Theater ſo begeiſtert hatte, daß er dem berühmten Schauſpieler Baron einen Ehrendegen ſchenkte. Am ruſſiſchen Hofe begannen wirkliche theatraliſche Vorſtellungen erſt mit der Thronbeſteigung der Kaiſerin Anna Iwanowna (1730), welche eine deutſche, eine franzöſiſche und eine italieniſche Truppe nach Petersburg berief und dieſelben abwechſelnd in ihrem Palaſte ſpielen ließ, wozu jedoch natürlich nur ein kleiner, auserleſener Kreis von Zuſchauern eingeladen wurde.

Als die Kaiſerin Eliſabeth den Thron beſtieg, wurde die bis dahin bei Hofe herrſchende deutſche Sprache durch die franzöſiſche verdrängt und die erſten dramatiſchen Verſuche ruſſiſcher Dichter entſtanden ganz nach franzöſiſchem Zuſchnitte und Muſter. In den Vorſtellungen der fremden Schauſpielertruppen am Hofe hatten die Kadetten als Choriſten, oder beim Ballet, auch wohl ſonſt in kleineren Rollen häufig mitwirken müſſen.

Dadurch war der Nachahmungseifer in ihnen rege geworden und sie versuchten bald, auf eigene Faust, unter sich, Stücke aufzuführen. So geschah es, daß i. J. 1750 die erste in russischer Sprache geschriebene Tragödie »Chorew« von Sumarokoff — der deshalb der Vater der russischen Bühne genannt wird — zum Erstenmale im Kadettenhause zur Darstellung kam, wo sie bei den militairischen Zuhörern unerhörten Beifall fand. Die Kaiserin ließ das Stück auf ihrer Hofbühne wiederholen und war so entzückt von dem Talent des Dichters und der Darsteller, daß sie Sumarokoff durch ehrenvolle Auszeichnung und reiche Geschenke zu weiteren Schöpfungen aufmunterte und die Darstellungen im Kadettenhause fortan persönlich leitete.

Sie war nicht nur regelmäßig bei den Aufführungen, sondern auch bei allen Proben zugegen und überwachte mit besonderer Sorgfalt die Toilette derjenigen jungen Leute, welche Frauenrollen darzustellen hatten. (Es wird erzählt, daß bei diesen theatralischen Uebungen ein talentvoller junger Mann, Namens Beketoff, in so hohem Grade die Gunst der Kaiserin zu gewinnen wußte, daß sie ihn in kurzer Frist zum Range eines Generallieutenants erhob. Nun hatte die Kaiserin aber einen älteren Günstling, Namens Schuwaloff, dessen Gattin, eifersüchtig auf den Einfluß welchen Beketoff gewonnen, diesem auf der Probe eine giftige Beize statt der Schminke reichte und sein schönes Gesicht dadurch so entstellte, daß er wirklich darüber die Gunst der Kaiserin verlor und als Gouverneur nach Astrachan geschickt wurde.)

Als der erste namhafte russische Schauspieler wird Wolkoff genannt, ein junger Kaufmann aus Rostow, der bei längerem Aufenthalte in Petersburg Gelegenheit gefunden hatte, den dortigen theatralischen Aufführungen beizuwohnen und sich solchergestalt davon begeistert fühlte, daß er nach seiner Rückkehr in Rostow eine eigene Bühne gründete, die bald solchen Ruf

gewann, daß ihn die Kaiserin mit seiner kleinen, von ihm selbst gebildeten Truppe nach Petersburg kommen ließ, wo im Jahre 1756 das russische Hoftheater errichtet wurde, dessen Direktor Sumarokoff und dessen erster Schauspieler Feodor Wolkoff war.

Die für das Theater begeisterte Kaiserin verwandte große Summen darauf, ihre Schauspieler durch Ausländer wissenschaftlich und künstlerisch ausbilden zu lassen, und ihr gutes Beispiel blieb für ihre Nachfolger maßgebend, so daß in dieser Beziehung der russische Hof allen anderen Höfen den Rang abgelaufen hat.

Unter den aufgeführten Stücken standen in erster Reihe die Tragödien Sumarokoffs und Uebersetzungen Racine's, Corneille's und Moliere's, wovon jene nur matte Kopieen waren. Doch läßt sich die begeisterte Aufnahme, die sie fanden, Zeit und Umstände in Betracht gezogen, sehr wohl begreifen und jedenfalls konnten die russischen Dichter damals, wo für sie die Schätze der englischen und spanischen Bühne noch nicht gehoben waren, keine besseren Führer wählen, als die Franzosen.

Glücklicher als in der Tragödie war Sumarokoff im Lustspiel, wo er mehr aus dem wirklichen Leben schöpfen konnte, wie denn überhaupt das Eigenthümlichste und Bedeutendste, was die russische Bühne seit ihrem jetzt hundertjährigen Bestehen hervorgebracht, dem Gebiete des Lustspiels angehört, weshalb wir auf dieses vorwiegend unsere Aufmerksamkeit zu richten haben.

Eine Continuität der Entwickelung, wie wir solche bei allen anderen Kulturvölkern finden, läßt sich in Rußland auf keinem Gebiete der Kunst und Wissenschaft nachweisen; Alles ging und geht hier sprungweise vorwärts. Dies erklärt sich daraus, daß, abgesehen von der rein lyrischen Volkspoesie, alle Geisteserzeugnisse fast ausschließlich von den höheren Ständen ausgingen, welche nicht im Volke wurzelten, ihre Bildung lediglich aus der Fremde holten und deshalb nichts Volksthümliches schaffen konnten.

Dieſe Scheidung des bloß nach fremdländiſchen Muſtern gebildeten Adels von dem ganz ungebildeten Volke erklärt Vieles in der ruſſiſchen Literatur, was ſonſt unerklärlich wäre. So finden wir z. B. die höchſt merkwürdige, bei keinem andern Volke vorkommende Erſcheinung, daß in Rußland die Kunſtpoeſie mit der Satire begann und daß bis zu dieſem Tage alle beſſeren Erzeugniſſe der ruſſiſchen Poeſie ſatiriſcher Natur ſind.

Der reiche Adel des Landes, in den Anſchauungen des Weſtens und beſonders Frankreichs gebildet und aufgewachſen, mußte natürlich in ſeinem Kontakt mit den heimatlichen Zuſtänden auf allerlei Ungeheuerlichkeiten ſtoßen, welche ſeinen verfeinerten Geſchmack beleidigten, oder ſeinen Spott herausforderten. So geſchah es denn, daß die poetiſchen Talente, welche ſich unter der Ariſtokratie auftaten, ihr Augenmerk vornehmlich auf wunderliche Aeußerlichkeiten und verſchrobene Erſcheinungen ihres Landes richteten und ihre Kunſt daran übten, da ihnen zu tieferen Schöpfungen nicht bloß Ernſt und Ausdauer, ſondern auch eine volksthümliche Baſis, ja, alles Verſtändniß für die Poeſie des Volkslebens fehlte.

Erſt in neuerer Zeit hat man angefangen, die Schätze zu heben, welche das ruſſiſche Volksleben in mannigfaltiger Fülle bietet. Zugleich iſt die ungeheure Kluft, welche früher das Volk vom Adel trennte, merklich kleiner geworden; die Bildung beginnt auch in den unteren Klaſſen Eingang zu finden und es haben ſich aus dem Volke ſchon Dichter hervorgethan, welche den ariſtokratiſchen Poeten an Talent nicht nachſtehen und ſie an Friſche und Innigkeit des Gefühls übertreffen.

Dabei iſt jedoch der ſatiriſche Zug, den ich vorhin als charakteriſtiſch erwähnte, immer vorherrſchend geblieben, weil jedes klarblickende Dichterauge, auch ohne durch abendländiſche Anſchauungen gebildet und verwöhnt zu ſein, in Rußland überall auf abſonderliche Erſcheinungen ſtößt, die den Spott

herausfordern. Denn in Rußland iſt der ganze Zuſchnitt des Staates und der Geſellſchaft nicht auf naturgemäße Weiſe aus den Bedürfniſſen des Volkes erwachſen, ſondern durch Zwangsmittel von oben herab nach fremdländiſchem Muſter willkürlich geſchaffen und dem Volke aufgedrungen. Offen dagegen anzukämpfen würde die ſchlimmſten Strafen zur Folge gehabt haben; es blieb den freieren patriotiſchen Geiſtern nichts übrig, als ihren Kampf mit poetiſchen Waffen zu führen, das Wirkliche im Gewande der Fabel zu zeigen und es ſo dem Spotte des Volks preiszugeben.

Der Dienſtadel, getragen von 14 Rangſtufen, nach welchen die ruſſiſche Geſellſchaft — abgeſehen von dem Adel der Geburt, des Geiſtes und der Geſinnung — ſich gliedert, erzeugte in ſeiner frühen Entartung eine Menge höchſt wunderlicher Zuſtände und Menſchen, gegen welche die Dichter mit Witz und ſittlicher Entrüſtung ihre Angriffe richteten und den Beifall aller Beſſeren und Gebildeteren ihres Volkes dafür ernteten.

So iſt beſonders in neuerer Zeit der Inhalt des ruſſiſchen Dramas vorwiegend ſocialer Natur geworden und dieſe bildet ſeine Eigenthümlichkeit, wodurch es ſich auf das Beſtimmteſte von den dramatiſchen Erzeugniſſen anderer Völker unterſcheidet, wie ſpäter an einigen hervorragenden Beiſpielen veranſchaulicht werden ſoll.

Hier galt es nur zuvor feſtzuſtellen, daß wirklich etwas Eigenthümliches in der dramatiſchen Literatur Rußlands beſteht und daß dieſes erſt der neueren Zeit angehört.

Wenn daher die Anfänge des ruſſiſchen Theaters um ein Jahrhundert zurückdatirt werden, ſo iſt damit nur die Zeit beſtimmt, wo zuerſt eine ſtehende Bühne in Rußland gegründet wurde, auf welcher man fortwährend Stücke in ruſſiſcher Sprache darſtellen ließ, ohne daß dadurch der ruſſiſche Geiſt in eigenthümlicher und energiſcher Weiſe ſich offenbart hätte, weil dazu

früher nicht allein alle volksthümliche Grundlage fehlte, sondern auch von oben herab jede freiere Entfaltung unmöglich gemacht war.

Nach dieſen, den Kern der Sache berührenden Erläuterungen kann ich mich beim Wiederanknüpfen des chronologiſchen Fadens in der Anführung der einzelnen Dichter und ihrer Werke um ſo kürzer faſſen.

Unter Katharina II. nahm die ruſſiſche Bühne, beſonders in Bezug auf Schauſpielkunſt, einen bedeutenden Aufſchwung. Dmitrewsky, der Nachfolger Wolkoffs, wurde von der Kaiſerin zu ſeiner künſtleriſchen Vervollkommnung nach England geſchickt, wo er Garrick und andere berühmte Schauſpieler kennen lernte, die ſein Talent ſehr hoch ſtellten.

Geboren in einem Jahrhundert, wo die Literatur die herrſchende Macht in Europa war, betrachtete Katharina das Theater als ein Mittel zur Volksbildung. Sie errichtete eine neue, großartige Bühne, das ſogenannte »ſteinerne Theater«, welches eine ungeheure Menge von Zuſchauern faßte, ſo daß der Eintrittspreis zu Gunſten des Volks bedeutend ermäßigt werden konnte. Außerdem ließ ſie, als Muſter für die ruſſiſchen Darſteller, die beſten italieniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Truppen nach Petersburg kommen und auf ihrem Hoftheater mußten die vornehmſten Damen und Herren ihrer Umgebung mitſpielen, ja ſogar am Ballete theilnehmen. Die Kaiſerin ſelbſt verfaßte mehrere Luſtſpiele, und begabte Damen ihres Hofs — wie z. B. die berühmte Fürſtin Daſchkoff — thaten auf ihren Wunſch desgleichen.

Auch entſtanden unter Katharina's Regierung eine Menge Tragödien, welche jedoch alle, ohne Ausnahme, nur matte Nachahmungen franzöſiſcher Muſter waren. Der vornehmſte Nachfolger Sumarokoffs als Tragödiendichter war ſein Schwiegerſohn Knäſchnin, der ſich beſonders den älteren Crebillon zum Vorbild nahm, während Katharina ſich lieber in Nachahmungen Shake-

speare's versuchte und unter anderen Stücken auch seine »lustigen Weiber von Windsor« übersetzte. Diese führen uns zum russischen Lustspiel zurück, dessen bedeutendster Vertreter damals von Wisin war, ein alter Hofmann, der seine Bildung auf der Universität zu Moskau erhalten hatte und im Ministerium der Auswärtigen als Sekretair des Grafen Panin diente. Die Satire dieses Dichters zeichnet die wunderlichen Erscheinungen, welche die französische Bildung des vorigen Jahrhunderts im Kontakt mit dem Altrussenthum erzeugte. Sein beliebtestes Stück war Nedorossl, ein schwer zu übersetzender Titel, der im Deutschen nur andeutungsweise durch »das Mutterschnchen« wiedergegeben werden kann. Ein früheres Stück von Wisins: »der Brigadier« hatte weniger Werth als »das Mutterschnchen«, das sich bis in die jüngste Zeit auf der Bühne gehalten hat.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts trat ein neuer Tragödiendichter, Ossetoff, auf, dessen »Ödipus in Athen« besonders dadurch die Gunst des Publikums gewann, daß eine Schauspielerin ersten Ranges, die hochbegabte Semirowa, ihre glänzende Laufbahn mit der Rolle der Antigone begann.

Ossetoffs Nachfolger war der noch lebende, sehr fruchtbare Kukolnik, der für Rußland ungefähr dasselbe ist, was für Deutschland Raupach war.

Als Verfasser gern gesehener und wirksamer Schauspiele verdient unter den Neueren besonders Polewoi genannt zu werden, der sich außerdem durch gute Uebersetzungen Shakespeare'scher Stücke ein großes Verdienst um die Bühne erworben.

Im Jahre 1803 erschienen von dem berühmten Fabeldichter Kryloff zwei Lustspiele »der Modeladen« und die »Lektion für Töchter«, welche beide viel Beifall fanden und verdienten.

Chmelnizky bereicherte die Bühne durch geschmackvolle Uebersetzungen, zeigte aber auch in einigen Originalstücken, daß er von den französischen Lustspieldichtern viel gelernt hatte.

Er zeichnet sich besonders durch einen anmutigen und gewandten Dialog aus.

Andere Talente von minderem Belang überspringend, geben wir jetzt gleich zu dem bedeutendsten russischen Lustspieldichter, Gribojedoff, über, um aus der Analyse seines Hauptwerks die eigenthümliche Bedeutung der russischen Komödie näher kennen zu lernen.

Gribojedoff, im Jahre 1794 in Moskau geboren, trat nach einer sorgfältigen Ausbildung, die ihn sowohl mit den alten wie mit den neueren Sprachen vertraut machte, früh ins Militair ein, diente dann im auswärtigen Ministerium und wurde als Gesandter am persischen Hofe im Jahre 1829 — noch nicht 35 Jahre alt — zugleich mit allen damals in Teheran wohnenden Russen bei einem Volksauflaufe ermordet.

Nachdem er sich schon früher durch dichterische Arbeiten vortheilhaft bekannt gemacht hatte, verfaßte er während seines ersten Aufenthaltes in Asien (etwa um das Jahr 1823) sein berühmtes Lustspiel »Gore ot umä«; ein Titel, der wörtlich übersetzt, heißt »Kummer aus Geist«, der aber dem Sinne nach besser zu umschreiben ist: »das Unglück, ein vernünftiger Mensch zu sein.«

In diesem, von Aristophanischem Geist und Witz erfüllten Stücke gab der Dichter mit einer poetischen Freiheit des Geistes, wie solche wohl nur bei längerer Entfernung von der Heimat möglich war, ein so scharf gezeichnetes, allseitig zutreffendes Bild der russischen Gesellschaft und ihrer Auswüchse, daß er Zeit seines Lebens darauf verzichten mußte, seine geniale Schöpfung durch die Bühne oder durch die Presse an die Oeffentlichkeit treten zu sehen. Allein das hinderte ihre Verbreitung nicht im Geringsten. Eine Kopie des Stücks, welche der Dichter einem Freunde anvertraut hatte, vervielfältigte sich mit so fabelhafter Geschwindigkeit und regte die Geister dermaßen an, daß es binnen wenigen Monaten nicht bloß in

den Händen, ſondern auch im Gedächtniß aller gebildeten Ruſſen war. Meines Wiſſens hat die Literaturgeſchichte kein zweites Beiſpiel aufzuweiſen, daß eine Komödie ohne Vermittlung der Preſſe und der Bühne eine ſo ungeheure und nachhaltige Wirkung auf ein ganzes Volk geübt hätte.

Erſt 9 Jahre nach ſeinem Entſtehen kam das Stück — deſſen Verfaſſer damals längſt im Grabe ruhte — auf Befehl des Kaiſers in den Buchhandel und auf die Bühne, aber ſo verſtümmelt, daß man doch immer wieder zu den Abſchriften ſeine Zuflucht nehmen mußte, um ſich den unverkümmerten Genuß des Ganzen zu verſchaffen. Doch übte es auch in ſeiner Cenſur-Verſtümmelung noch Anziehungskraft genug, um jede Vorſtellung auf großen wie auf kleinen Theatern zu einem Feſte für das Publikum zu machen. Es lohnt ſich der Mühe, den Urſachen einer ſo unerhörten Wirkung nachzuforſchen.

Seinen Stoff griff der Dichter unmittelbar aus dem Leben heraus, ſeine meiſterhaft durchgeführten Charaktere ſind eben ſo viele Typen der vielgegliederten ruſſiſchen Geſellſchaft; in der Kompoſition nahm er ſich Moliere's Komödien, in der Sprache Goethe's Fauſt zum Vorbild; den Stil bildete er ſich ſelbſt, und ſchuf ſo aus Einem Guſſe eine moderne Muſterkomödie, die unter den neueren Erzeugniſſen, auch außerhalb Rußlands, nicht ihres Gleichen hat.

Tſchatzky, der Held des Stücks, iſt ein junger Edelmann ohne Vorurtheile, deſſen vortreffliche Anlagen des Geiſtes und Herzens durch eine ſorgfältige Erziehung zu harmoniſcher Ausbildung gelangt ſind. Er gewinnt unſere Sympathie nicht durch hochfliegende Thaten und Beſtrebungen, ſondern einfach dadurch, daß er eine geſunde, friſche Natur iſt, empfänglich für alles Wahre und Schöne und deswegen ein entſchiedener Gegner aller Heuchelei, Lüge und Unnatur. Er dränat ſeine Grundſätze und Anſichten Niemanden auf, hält aber mit ſeinem freien und witzigen Urtheile über die herrſchenden Verkehrt-

heiten niemals zurück und geräth so in Konflikt mit der ganzen Gesellschaft.

Die männlichen Vertreter dieser Gesellschaft, wie der Dichter sie uns schildert, sind Menschen, deren ganzes Dichten und Trachten darauf gerichtet ist, auf der vierzehnstufigen Leiter staatlicher Ehren immer höher zu klimmen, die Brust mit Orden zu bedecken und möglichst viel Geld zusammenzuraffen, ohne in Bezug auf die Mittel allzu wählerisch zu sein. Sie sehen verächtlich herab auf Alles, was nicht unmittelbar zur Förderung ihrer Zwecke dient. Bildung, Sittlichkeit, treue Pflichterfüllung, Vaterlandsliebe, Ehrlichkeit sind für sie Worte ohne Sinn. Kriechend nach oben, hochfahrend nach unten, schätzen und beneiden sie einander nur mit Hinblick auf ihre Machtstellung, ihren Einfluß, ihre Titel und Orden.

So lernen wir zunächst Famussoff kennen, den Vorstand einer Kronbehörde, einen an Rang und Einfluß hochgestellten Mann, von glatten Manieren, aber innerlich roh und ehrlos, eine ganz gemeine Büreaukratenseele, der, nachdem er einen hohen und einträglichen Posten erreicht hat, über welchen er nicht gut mehr hinaus kann, sich jetzt um die Geschäfte gar nicht mehr bekümmert und nur noch darauf bedacht ist, seine einzige Tochter möglichst vortheilhaft zu vermählen. *)

*) Der Charakter Famussoffs tritt besonders ergötzlich in der zweiten Scene des zweiten Akts hervor, wo er Tschatzky vorwirft, daß er die Bedeutung eines geschmeidigen Rückens nicht hinlänglich zu würdigen wisse:

Vom Hochmuth laßt Ihr Alle Euch bethören,
Statt auf vernünftigen Rath zu hören
Und bei uns Aeltern nachzufragen
Wie man sein Glück gemacht in Eurer Vater Tagen.
Sieh' mich nur, oder Deinen Oheim an,
Den Seligen — das war ein Mann!
Der speiste nicht von Silber: nein, von Gold!
Und seiner Diener und Lakai'n
Mochten wohl an die Hundert sein.
Mit Orden ganz bedeckt kam er zu Hof gerollt —
Im langen Zug. Er lebte ganz
Am Hofe, und in welchem Glanz!

Er hat sein Auge auf einen jungen und reichen Oberst Skalosub geworfen, einen Offizier, der ihn an Rohheit wo möglich noch übertrifft, aber seine ganze Bewunderung dadurch erregt, daß er es verstanden hat, ohne militairische Kenntnisse und Verdienste eine so schnelle Karriere zu machen.*)

Das war ein anderer Hof als heute,
Und anders waren auch die Leute
Zu unsrer großen Katharina Zeit.
Da gab's noch Männer voller Würdigkeit,
Man hielt noch auf großem Fuße.
Und wenn Du noch so achtungsvoll gegrüßt,
Sie hatten kaum mit dem Toupet genickt
Zum Gegengruße.
Stets zeigten sie sich würdevoll und rühmlich,
Und aßen, tranken auch ganz eigenthümlich.
Doch wenn den Oheim je Dein Auge traf,
Du wärst vor Ehrfurcht scheu zurückgewichen —
Was ist ein heutiger Fürst wohl oder Graf
Mit ihm verglichen!
Ein ernster Blick, ein stolzes Wesen
War stets auf seiner Stirn zu lesen.
Doch: galt es wirklich sich zu bücken,
Gab's keinen zweiten so geschmeidigen Rücken!
Bei einer Cour hab' ich's erlebt vor Zeiten,
Daß er das Unglück hatte auszugleiten
Auf dem glatten, spiegelblanken Parkette,
So daß er fast den Hals gebrochen hätte.
Und wie er keuchend seine alten Glieder
Vom Boden aufgerungen wieder
Und zitternd vor der Kaiserin steht:
Trifft ihn ein Lächeln Ihrer Majestät,
Ein Allerhöchstes Lächeln — und der Greis
Stürzt gleich zum Zweitenmale nieder
(Natürlich dießmal mit Fleiß).
Von Lachen widerhallt der Saal,
Und er steht auf und — fällt zum drittenmal!
Kurz war er, trieb er's auch ein wenig bunt;
Krank fiel er hin — stand aber auf gesund.
Denn Keiner stand seitdem in solchen Gnaden
Und ward so oft zum Whist geladen
Wie er! u. s. w.

*) Zur Charakteristik dieses Obersten lasse ich auch ein paar kleine Züge folgen. Famusow, der ihn auf alle Weise zum Schwiegersohn gewinnen will, sagt ihm viel Schmeichelhaftes und kommt dann auch auf seinen Vetter zu sprechen:

Dann kommt Moltschalin, der Sekretair und das Faktotum Famusoffs, ein höchst armseliger Mensch, von niedriger Herkunft und Gesinnung, der die Flöte bläst, eine schöne Hand schreibt, sich immer nach der neuesten Mode kleidet, niemals eine eigene Meinung hat und den Launen seines Herrn mit blinder Unterwürfigkeit sich fügt, also alle Eigenschaften besitzt,

— Doch kommen wir
Auf Ihren Vetter jetzt zurück,
Der Ihrer Protektion verdankt sein ganzes Glück.

Skalosub.

Wir thaten Anno Dreizehn uns hervor
Zuerst im fünften, dann im zehnten Jägercorps.

Famussoff.

Glücklich der Vater, dem ein solcher Sohn geworden!
Mich dünkt, er trug im Knopfloch einen Orden?

Skalosub.

Ja, für den dritten August! Sie haben recht gesehen.
Wir saßen fest in den Transcheen,
Da gab's!
Er kriegt's in's Knopfloch und ich an den Hals.

Famussoff.

Ihr Vetter ist ein lieber Mann;
Man sieht ihm gleich den Helden an.

Skalosub.

Ach, leider ist er nicht der Alte mehr
Und liebt die neue Richtung gar zu sehr.
Was hatte der im Dienst für Glück!
Doch plötzlich ließ er Rang und Orden,
Zog auf sein Landgut sich zurück
Und ist ein Bücherwurm geworden.

Wie später Tschatzky sich in das Gespräch mischt und in seinem sittlichen Entrüstungseifer Dinge sagt, wobei Famussoff die Haare sich sträuben, merkt bloß Skalosub nichts davon, da es ihm vorgekommen als hätten Tschatzky's Ausfälle ausschließlich den Gardeoffizieren gegolten, die Skalosub selbst nicht leiden kann, weil er nicht zu ihnen gehört. Er sagt deshalb zu Tschatzky:

„Ich muß gestehn, Eins hat vor Allen
In Ihrer Rede mir wohlgefallen:
Sie sagten, daß man in der Stadt
So viel Vorliebe für die Garde hat.
Die Garde ist hier aller Damen Wonne
Und blendet sie gleichwie die Sonne.
Ich wüßte gern: warum zieht man sie vor
Zum Beispiel unserm ersten Corps?“

u. s. w.

eine gute Carriere zu machen. Diese Fischseele wird zum Gegenstande der Liebe Sophiens, die, kaum den Kinderschuhen entwachsen, stolz darauf ist, einen Mann so vollständig zu beherrschen, während er gar keine Neigung für sie empfindet, aber die glühendste Erwiederung ihrer Leidenschaft heuchelt, bloß um die Tochter seines Chefs nicht zu beleidigen.

Die andern, weniger in den Gang der Handlung eingreifenden Personen sind Gortschoff, ein vor Zeiten wetterfester und tüchtiger Offizier, der aber jetzt unter dem Pantoffel einer leidenschaftlichen und herrschsüchtigen Frau als Weichling und Hypochonder erscheint, — Repetiloff, ein alter geckenhafter Wüstling, dessen Eigenheiten mit den Jahren gewachsen sind, — Tugenchoffsky, ein alter, tauber Fürst, und Sagorezky, als betrügerischer Spieler bekannt, aber trotzdem wegen seiner Gewandtheit und Speichelleckerei in der vornehmen Gesellschaft wohlgelitten.

Dazu kommt Sophie, die verliebte Tochter Famussoffs mit ihrer schlauen Kammerzofe Lisette; die Fürstin Tugenchoffsky mit sechs unverheiratheten Töchtern, die alte Gräfin Chrumin mit ihrer hochnasigen Enkelin, die sie auf die Bälle führt, und endlich Madame Chlestoff, eine bösartige, klatsch- und zanksüchtige alte Dame.

In dieser Gesellschaft nun ist Tschatzky der einzige wahrhaft gebildete, sittliche und anständige Mensch, während alle Andern nur den Firniß der Bildung und des Anstandes haben und so tief gesunken sind, daß ihnen nicht nur der wirkliche Adel der Gesinnung, sondern auch jedes Verständniß dafür fehlt.

Der gerade Sinn, die Ehrenhaftigkeit und glühende Vaterlandsliebe Tschatzky's erscheinen ihnen lächerlich, weil sie sehen, daß er es damit zu Nichts gebracht hat und auch zu Nichts bringen wird. Anfangs haben sie seinen schlagenden Witz, die Ueberlegenheit seines Wissens und Verstandes ge-

fürchtet; seit sie aber bemerkt haben, daß er damit weder eine hohe Stellung im Staat, noch Reichthümer, noch Titel und Orden zu erringen vermocht, hat er alles Ansehen bei ihnen verloren und sie stimmen zuletzt Alle darin überein, ihn einfach für einen Narren zu halten. So steht er vereinsamt und verkannt in der heimatlichen Welt, bloß weil er das Unglück hat ein vernünftiger, für Wahrheit und Recht begeisterter Mensch zu sein. Sein Geist, seine Bildung, seine Ehrenhaftigkeit sind die Quelle seiner Leiden. Das ist es, was schon der kurze, markige Titel des Stücks besagt und was der Dichter im Gang der sehr einfachen Handlung meisterhaft ausgeführt hat.

Diese Handlung knüpft sich an eine Liebesgeschichte, deren Anfang sehr vielen andern gleicht, deren Entwickelung aber ganz eigenthümlicher Art ist.

Tschazky hat, als ein naher Verwandter Famussows, von Jugend auf viel in dessen Hause verkehrt; die Tochter des Hauses, Sophie, seine schöne Cousine, ist gleichsam unter seinen Augen aufgewachsen und er hat, da sie früh ihre Mutter verloren und der Vater sich wenig um sie kümmerte, auf das Eifrigste ihre Bildung zu fördern und ihren Sinn für Höheres zu wecken gesucht. So hat sich früh ein vertrautes Verhältniß zwischen ihm... gebildet, welches bloß deshalb nicht gleich zur Ehe führte, weil sie noch zu jung war und er den vorschriftsmäßigen Rang im Dienste noch nicht gewonnen hatte. Um schnell zu seinem Ziele zu kommen, trennte er sich von ihr und ging nach Petersburg, wo er bald eine Anstellung im Ministerium erhielt und wegen seiner Fähigkeiten hochgeschätzt wurde. In kurzer Zeit verlor er jedoch die Gunst des Ministers wieder, weil er sich nicht zu ehrlosen Zwecken mißbrauchen lassen wollte; verließ dann, in der Einsicht, daß er es auf geradem Wege zu nichts bringen werde, den Staatsdienst ganz und besuchte zu seiner weiteren Ausbildung die vornehmsten Länder Europa's.

Nichts vermochte inzwiſchen Sophiens Bild aus ſeinem Herzen zu verdrängen. Die Sehnſucht nach ihr trieb ihn zurück nach Moskau, hier angekommen merkt er aber bald, daß während ſeiner Abweſenheit ein Anderer ihre Gunſt gewonnen haben müſſe. Sein ganzes Weſen ſträubt ſich gegen die ihm von allen Seiten aufgedrungene Annahme, daß dieſer Andere der von ihm mit Recht gründlich verachtete Moltſchalin ſei. Er kann ſich die mit der ganzen Glut ſeiner Seele von ihm geliebte Sophie nicht ſo tief geſunken denken, daß ſie ihn einem ſo ganz und gar nichtigen Menſchen geopfert habe; in dem Augenblick aber, wo er wirklich dieſe Ueberzeugung gewinnt, hört auch ſeine Liebe zu ihr auf und ſie wird ebenſo empfindlich durch ſeine Verachtung geſtraft wie durch die Entdeckung, daß Moltſchalin eigentlich ihr Kammermädchen liebe und ihre Neigung nur deshalb ſcheinbar erwiedert habe, um ſie, als die Tochter ſeines Vorgeſetzten, nicht zu beleidigen.

Dieſe außerordentlich kunſtvoll angelegte Scene ſpielt in einer von Säulen getragenen Vorhalle des Hauſes, nach dem Ende eines Balles, der bei Famuſoff ſtattgefunden hat. Es iſt drei Uhr Morgens; die Gäſte haben ſich ſchon alle entfernt, nur Tſchatzky iſt noch zurückgeblieben, unten in der Halle ſeinen verſpäteten Wagen erwartend. Plötzlich erſcheint Sophie oben auf der Treppe im Hintergrunde, glaubt in ihm Moltſchalin zu erkennen und ruft ihn leiſe an. Bald gewahrend daß ſie ſich getäuſcht hat, eilt ſie ſchnell zurück. Tſchatzky errath leicht den Zuſammenhang der Sache und verbirgt ſich hinter einer Säule, neugierig der Dinge wartend die noch kommen ſollen. Gleich darauf erſcheint die Kammerzofe mit einem Lichte, um ſich nach Tſchatzky umzuſehen und Moltſchalin in das Zimmer ihrer Herrin zu beſcheiden.

Ach Gott, wie grauſig iſt es hier
Im Dunkeln! Nachts allein! Geſpenſter fürcht' ich mehr,
Doch die Lebendigen noch mehr.

Wie mich die Herrin plagt! Gott sei mit ihr!
Sie sagte, Tschasky müsse unten sein,
Sie hab' ihn selbst gesehn. Was fällt ihr ein!
(Sich umsehend)
Welch ein Vergnügen, hier im nacht'gen Graus
Umherzuschwärmen! Der ist längst zu Haus
In seinem warmen Bett gebettet
Und spart sein Lieben auf bis morgen.
Doch muß ich ja noch zu Moltschalin gehn.
(Sie klopft an Moltschalin's Thür.)
Sie da! — Nun, hören Sie? Schnell aufgewacht!
Mein Fräulein wünscht Sie noch zu sehn zur Nacht.
Doch müssen Sie sich hübsch beeilen;
Die Gnäd'ge wartet und ich darf nicht weilen.
(Moltschalin kommt nachdem er verschlafen zum Vorschein. Im Hintergrunde eben auf der Treppe erscheint Sophie wieder, die alles Folgende hört, gleichwie Tschasky, der unbemerkt in seinem Versteck bleibt.)
Sind Sie denn ganz von Stein und Erz?

Moltschalin.

Mein liebes Herz!
Kommst Du aus eignem Antrieb? Sprich!

Lisette.

O nein, das gnäd'ge Fräulein sendet mich.

Moltschalin.

Wer sollte glauben, daß in diesen Mauern,
In diesen Aederchen der Liebe hold Erröthen
Noch nie gespielt! Fühlst Du denn nur Verlangen
Durch Vorwürfen die Zeit zu tödten?

Lisette.

Ach, Ihnen, als baldigem Ehemann,
Steht schlecht das Gähnen und Liebeln an.
Den seh' ich, der vor dem Hochzeitstag
Nicht essen und nicht schlafen mag!

Moltschalin.

Mit wem sollt' ich denn Hochzeit machen?

Lisette.

Nun, mit dem Fräulein.

Moltschalin.

's ist zum Lachen!
Glaubst Du denn, Deine gnädige Herrin
Wird meine Gattin? O Du kleine Närrin!

Lisette.

Ich weiß nicht, wie Ihr nur so sprecht:
Ihr ist ja doch kein Antrag recht!

Maltschalin.

Maz sein! Ich zittre immer nur vor Schrecken,
Der Alte könnte uns entdecken —
Dann war' es aus mit dem verliebten Wesen,
Der machte nicht viel Federlesen!
Er würde uns verfluchen und verjagen.
Doch soll ich Dir die ganze Wahrheit sagen?
Bei Deinem Fräulein wird's mir nimmer früh zu Muthe,
Ich lieb sie nicht und hab' sie nie geliebt!
Der Himmel schenk' ihr alles Gute!
Vor mir war sie in Tschanko schon verliebt —
Und nun? So wird auch diese Glut verfliegen!
Ach könnt' ich nur Dem Fräulein bald so lieben
Wie Dich! Ich thue was ich kann
Und stelle mich recht zärtlich an,
Allein, der Himmel weiß,
Bei ihrem Anblick werd' ich kalt wie Eis.

Sophie (für sich).

Wie niedrig! O, kaum kann ich mich bezähmen!

Tschazky (für sich).

Der Schuft!

Lisette.

Sie sollten sich doch schämen!

Maltschalin.

Mein Vater rieth mir, daß ich Allen
Gefällig sein müsste zu gefallen,
Dem Hausherrn freundlich stets erscheine,
Dem Vorgesetzten, unter dem ich diene,
Dem Diener, der die Kleider putzt und Schuh,
Dem Hausknecht klopft — und seinem Hund dazu,
Weiß man doch nie, wem es nutzen kann!

Lisette.

Ei, ei! da sind sie ja ein liebenswerther Mann!

Maltschalin.

Das Fräulein lieb' ich nur als Tochter meines Herrn.

Lisette.

Das also ist des Pudels Kern!
So lieben Sie des Mannes Kind,
Bei dem Sie selbst wie Kind im Hause sind,
Der Ihnen Orden, Rang und Name,
Doch kommen Sie, wir schwatzen schon zu lang!

Maltschalin.

So komm zu Deiner weinerlichen Schönen,
Doch erst erlaub' mir, teil Entzücken
Dich an dies warme Herz zu drücken!

(Lisette stößt ihn zurück.)

Warum ist sie nicht Du!

Sophie (die unbemerkt hinzu getreten ist, für sich).

Mich so zu höhnen!

Wie Moltschalin gehen will, tritt sie ihm mit den Worten entgegen):

Zurück! Genug hört ich, hier soll es enden,
Schmach! Ich schäme mich vor mir selbst, vor den Wänden.

Moltschalin.

Was seh' ich, Sie
Fräulein Sophie?

Sophie.

Kein Wort mehr! Vor dem gerechten Gott,
Nicht länger treibt man mit mir Spott!

Moltschalin (sich ihr zu Füßen werfend).

Erbarmen! O Ihr Zorn macht schwer!
Bedenken Sie!

Sophie.

Gar nichts bedenk' ich mehr!
Und schwiegen Sie, so wär' es besser —
O, die Verzagtheit ist mir ein scharfes Messer!

Moltschalin.

Erbarmen Sie sich doch!

Sophie.

Wenn dies Kriechen noch!

So geht es noch eine Weile fort; sie kann sich vor Scham und Entrüstung kaum aufrecht halten und ihr einziger schwacher Trost ist, daß die Enthüllung im Dunkel der Nacht geschehen und daß Tschazky nichts davon erfahren. In diesem Augenblicke tritt Tschazky vor, während Moltschalin davon läuft und sich in sein Zimmer verschließt. Tschazky gesteht, daß er Alles gesehen und gehört.

Mit offnem Ohr und Auge stand ich da,
Ich sah — und glaubte selbst nicht was ich sah!
Und dieser Wicht, den Sie mir vorgezogen,
Der Sie um Scham- und Ehrgefühl betrogen,
Läuft jetzt davon, voll Angst und Schrecken
Sich hinter Thür und Riegel zu verstecken.
Wer faßt des Schicksals launenhafte Tücke!
Ein wahrhaft liebend Herz verschließt's dem Glücke,
Läßt Geist, Gemüth verkannt, mißachtet werden:
Doch die Moltschalins sind beglückt auf Erden!

Ich habe hier eine Stelle aus dem Schluſſe herausgegriffen, um den eigenthümlichen Ausgang der Liebesgeſchichte zu zeigen, welcher das Paar nicht zuſammen-, ſondern erſt recht auseinanderführt.

Man hat dem Stücke dies zum Vorwurf gemacht: »denn — ſagen die Kunſtrichter — das moderne Luſtſpiel verlangt einen verſöhnenden Ausgang, dieſes aber ſchließt mit einer Diſſonanz und das iſt ein Fehler, den aller Witz und Geiſt nicht auszugleichen vermag.«

Nun würde allerdings ein gewöhnlicher Luſtſpieldichter, der denſelben Stoff zu behandeln gehabt hätte, mit den gewöhnlichen Mitteln einen ſogenannten befriedigenden Abſchluß herbeigeführt haben. Es wäre ſicher auch für Gribojedoff ein Leichtes geweſen, die Kluft welche Tſchatzky von Sophie trennt, durch einen ſentimentalen Rührbrei auszufüllen, das Paar zuſammenzubringen und auch in den übrigen Charakteren — welche wir am Ende verlaſſen, wie wir ſie im Anfange gefunden haben — einen Umſchwung herbeizuführen. Daß er dies billige Kunſtſtück verſchmähte, muß doch wohl durch eine tiefere Abſicht begründet geweſen ſein.

Als Tſchatzky's Liebe zu Sophie erwachte, hatte dieſe ihre eigentliche Natur noch nicht herausgekehrt und war dem verderblichen Einfluſſe ihrer Umgebung noch nicht erlegen. Er nahm von ihr ein Bild mit ſich fort, das er nicht wiederfand, als er heimkehrte. Je mehr uns nun ſeine edle Natur anzieht und unſere Theilnahme weckt, deſto mehr muß uns ihre gemeine Natur abſtoßen und Widerwillen einflößen. Hiernach können wir ihm nur Glück wünſchen, daß er nicht Sophiens Gemahl wird, woraus folgt, daß der äußerlich unbefriedigende Abſchluß um ſo mehr dazu angethan iſt, uns innerlich zu befriedigen.

Sophie verdient die beſchämende Strafe die ihr zu Theil wird, in vollem Maße; wir dürfen dabei vorausſetzen, daß dieſe Strafe einen heilſamen Einfluß auf ſie üben werde.

Dagegen iſt bei den übrigen Charakteren kein Umſchwung zum Beſſern denkbar; ſie ſind zu feſt in ihre Haut hineingewachſen um ſie noch abſtreifen zu können. Tſchazkh unterſcheidet ſich von der ganzen Geſellſchaft wie der Tag von der Nacht: Beide können nicht zugleich beſtehen. Tſchazkh unterliegt im Kampfe mit ſeinen Gegnern, die Nacht triumphirt noch über den Tag — aber das Verſöhnende liegt darin, daß aus dieſer Nacht — gleichſam als Herold des nahenden Tages — ein Dichtergeiſt aufſteigen konnte, glanzvoll und mächtig genug, um zeigen zu können wie dunkel es ſei.

Die Famuſſoff, die Skalozub und Moltſchalin ſind noch nicht ausgeſtorben in Rußland, aber ſie haben ihr früheres Anſehen verloren, ſie werden nicht mehr bewundert und beneidet, ſondern ſie werden ausgelacht und verachtet.

Solchen ungeheuren Umſchwung zum Beſſern hat dieſes einzige Luſtſpiel bewirkt, deſſen reiche Vorzüge hier natürlich nur angedeutet, nicht erſchöpfend gewürdigt werden können. Wie Shakeſpeare's Falſtaff, oder Molière's Tartuffe leben alle Perſonen der Gribojedowſchen Komödie im Munde des Volkes fort und die Famuſſoff, Skalozub und Moltſchalin dürfen nicht mehr wagen ſich ſo breit zu machen wie früher.

Dieſer Komödie, durch welche für alle folgenden der Ton angegeben wurde, zunächſt ſteht eine andere von eben ſo draſtiſcher Wirkung und eben ſo ſcharfer Charakterzeichnung, aber ſonſt von weit geringerem künſtleriſchen Werth. Es iſt das »der Reviſor« von Gogol, Rußlands bedeutendſtem Novellendichter, der durch mehrfache Ueberſetzungen auch in Deutſchland bekannt geworden iſt. In dem »Reviſor« hat ſich Gogol die Aufgabe geſtellt, die Beſtechlichkeit und Rohheit des ruſſiſchen Beamtenthums zu geißeln. Das Stück ſpielt nicht in der vornehmen Welt, ſondern in einer kleinen Kreisſtadt, und die darin vorkommenden Perſonen ſind, ohne Ausnahme, gemeine Naturen. Die Fabel iſt kurz gefaßt dieſe: Der Stadtpräfekt

hat von einem guten Freunde Nachricht erhalten, daß ein Revisor aus Petersburg incognito die ganze Provinz bereise, um das Leben und Treiben der Beamten zu beobachten und darüber an die Regierung zu berichten. Der Brief des guten Freundes schließt mit den Worten: »Da ich weiß, daß bei Dir, wie bei jedem Andern, kleine Sünden vorkommen, weil Du ein kluger Mann bist und das nicht gern fahren lässest, was Dir in die Hände fließt, so rathe ich Dir, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, denn er kann jede Stunde ankommen, wenn er nicht schon da ist und irgendwo incognito wohnt.«

In seiner Herzensangst beruft der würdige Stadtpräfekt alle Beamten zu sich: den Administrator der Wohlthätigkeitsanstalten, den Schulinspektor, den Kreisrichter, den Polizeimajor und den deutschen Arzt des Kreises, um diese Mitschuldigen von dem drohenden Ereigniß in Kenntniß zu setzen und mit ihnen zu berathen wie der Gefahr am besten vorzubeugen sei. In dieser starkgefärbten, aber sehr ergötzlichen Scene gerathen die Ehrenmänner etwas aneinander, indem Einer dem Andern vorwirft es mit dem Gelderpressen doch ein wenig zu arg getrieben zu haben.

Indem sie noch so hin- und herstreiten und uns dabei in einen wahren Abgrund von Korruption blicken lassen, kommt der Postmeister hinzu, dem auch das Herz vor Furcht schlägt, der aber die Andern, welche glauben, die Regierung schicke nur deshalb einen besonderen Beamten, weil vielleicht Klagen über die schlechte Verwaltung des Kreises in Petersburg eingelaufen seien, einigermaßen durch die Versicherung beruhigt, daß er seit seiner Amtsführung, aus angeborener Neugier und um sich die Zeit zu vertreiben, alle abgehenden Briefe erbrochen, aber nichts Bedrohliches darin gefunden habe.

Ein paar alberne Gutsbesitzer aus der Umgegend, Bobtschinsky und Dobtschinsky, die sich gewöhnlich im Wirthshause aufhalten, bringen plötzlich die Nachricht, daß sie dort einen

jungen, geheimnißvollen Beamten aus Petersburg gesehen haben, der allen Anzeichen nach der erwartete Revisor sei. Er habe ein scharfes Auge, sehe allen Leuten in die Schüsseln, habe beim Wirth einen nach Saratoff viirten Paß deponirt, wohne aber, statt nach Saratoff zu reisen, schon seit anderthalb Wochen im Wirthshause und bezahle seine Rechnung nicht — lauter untrügliche Anzeichen, daß er der erwartete Revisor sein müsse.

Bei dem Gedanken, nun schon seit anderthalb Wochen von dem fürchterlichen Revisor heimlich beobachtet zu sein, geriethen die Beamten in halbe Verzweiflung, da sich Jeder bewußt ist, während dieser Zeit eine ansehnliche Reihe von Nichtswürdigkeiten verübt zu haben. Sie beschließen, sich in Galla zu werfen, dem Revisor im Wirthshause ihre Aufwartung zu machen und Alles aufzubieten ihn gnädig zu stimmen. Der Stadtpräfekt, als die vornehmste Person, will ihnen die Wege bahnen und ins Wirthshaus gehn, gleich als ob sein Amtseifer ihn von Zeit zu Zeit dahin treibe, um nachzusehen, daß es den Reisenden an Nichts fehle und ihnen kein Unrecht geschehe. Beider trifft er jedoch in der Geschwindigkeit noch einige Anstalten, um sich den Rücken zu decken. Er befiehlt dem Polizeimajor, schnell die verwahrlosten Straßen säubern zu lassen, den barfuß umherlaufenden Soldaten Schuhe zu verabfolgen, bei einem alten Zaune und thurmhohen Haufen Kehricht Strohwische aufzustecken, daß es aussehe als ob dort planirt würde. »Und — sagte er — sollte gefragt werden, warum die Hospitalkirche nicht erbaut sei, für welche vor fünf Jahren eine Summe angewiesen wurde, so vergeßt nicht zu sagen, man habe angefangen zu bauen, sie sei aber abgebrannt. Und wenn gefragt wird, ob man mit dem Dienst zufrieden sei, daß Alle antworten: Ganz zufrieden, gnädiger Herr! — Und wer von ihnen nicht zufrieden ist, dem soll ein Kreuzdonnerwetter an den Hals fahren ... Ach, du ge-

rechter Himmel! Gott gebe nur, daß die Sache glücklich ablaufe, aber dann will ich auch den Heiligen ein solches Licht aufstecken, wie sie noch keins gehabt haben und jeder Schuft von Kaufmann soll dazu einen Tribut von hundert Pfund Wachs liefern!«

Den vermeintlichen Revisor lernen wir bald darauf im Wirthshause kennen als einen leichtsinnigen jungen Mann, der auf dem Wege in die Heimat begriffen ist, aber nicht weiter kann, weil er in der letzten Stadt den Rest seines Geldes verspielt und vertrunken hat. Der Wirth droht eben, ihn einsperren zu lassen, wenn er nicht gleich Anstalt mache seine Schulden zu bezahlen, als plötzlich durch das Eintreten des Stadtpräfekten die Sache eine andere Wendung erhält.

Der junge Windbeutel macht dem Präfekten gar kein Hehl aus seiner Lage, aber dieser, der selbst nie ein wahres Wort gesagt hat, es sei denn aus Irrthum geschehen, hält Alles für Verstellung. Er schätzt sich glücklich, daß der junge Mann es nicht verschmäht, 400 Rubel von ihm anzunehmen und sogar der Einladung folgt, im Hause des Präfekten zu wohnen. Frau und Tochter des Präfekten sind außer sich vor Freude, einen so vornehmen Gast zu bewirthen und der vermeintliche Revisor, der sich bald in seine Rolle zu finden weiß, knüpft sofort ein zärtliches Verhältniß mit der schmachtenden Tochter des Hauses an. Alle Beamten machen ihm in großer Uniform ihre Aufwartung und Jeder weiß ihm ein Päckchen Banknoten in die Hand zu schieben, um sich der Gnade des hohen Herrn zu versichern, der die größte Lust hat, dies muntere Leben möglichst lange fortzuführen, aber durch seinen Diener aufmerksam gemacht wird, daß es doch klüger sei, sich mit dem vielen Gelde möglichst bald aus dem Staube zu machen, um nicht durch die Ankunft des wirklichen Revisors überrascht zu werden.

Während der Diener den Koffer packt, schreibt der junge Mann einen Brief an einen gleichgesinnten Freund in Peters-

burg, dieſem in ausgelaſſener Weiſe das ſeltſame Mißverſtändniß ſchildernd, dem er ſo viele Tafelfreuden und Banknoten verdankt. Vor der Abreiſe hat er noch verſchiedene Leute aus der Stadt zu empfangen, die ihm ebenfalls Geſchenke bringen und bei der Gelegenheit um Abhülfe des Drucks bitten, den ſie unter dem ſchrecklichen Regiment des Präfekten und der übrigen Beamten zu erdulden haben. Er nimmt gnädig Alles entgegen und verſpricht alles Mögliche dafür. Der Präfekt iſt außer ſich, wie er das Vorgefallene erfährt, wird aber ſchnell wieder beruhigt und fühlt ſich hochgeehrt, als der junge Mann ihn um die Hand ſeiner Tochter bittet. Darauf reiſt dieſer ab, mit dem Verſprechen, in wenigen Tagen zurückzukehren. Der Präfekt, mit der Ausſicht auf einen ſolchen Schwiegerſohn, der ſich rühmt, ein intimer Freund des Miniſters zu ſein und ſelbſt mit dem Kaiſer auf gutem Fuße zu ſtehen, fängt jetzt erſt recht an, den Tyrannen zu ſpielen und benimmt ſich hochmüthig ſelbſt gegen ſeine nächſten Bekannten. Da tritt, wie er die Beamten um ſich verſammelt hat, plötzlich der Poſtmeiſter herein mit dem von ihm erbrochenen verhängnißvollen Briefe, den der junge Windbeutel an ſeinen Freund in Petersburg geſchrieben hat und wodurch der ganze Schwindel enthüllt wird. Der Präfekt will vor Wuth und Scham aus der Haut fahren, daß ein ſo blutjunger Windbeutel ihn, den alten ſchlauen Fuchs überliſtet hat, während die Andern ihm ſeine Beſchämung von Herzen gönnen. Allein auch ſie ſollen nicht ungeſtraft bleiben. Ein Gensd'arm erſcheint mit der Meldung, daß auf kaiſerlichen Befehl ein Beamter aus Petersburg angekommen ſei, der ſie zu ſich in's Gaſthaus entbieten laſſe. Allgemeine Beſtürzung. Der Vorhang fällt.

Die komiſche Wirkung dieſes Stücks auf der Bühne iſt ganz unbeſchreiblich. Es wird erzählt, Kaiſer Nikolaus habe nach der erſten Aufführung des Reviſors den Dichter zu ſich in die Loge kommen laſſen und ihm unter Anderm geſagt:

»So habe ich nie gelacht wie heute Abend!« Worauf Gogol erwiederte: »Ich habe eigentlich eine andere Wirkung mit dem Stücke beabsichtigt.«

Die beiden vorhin analysirten Lustspiele der zwei begabtesten dramatischen Dichter Rußlands haben uns nur die Auswüchse und Schattenseiten des russischen Lebens gezeigt; ich will jetzt, zur Vervollständigung unseres Bildes, veranlaßen Sie noch mit einem Werke bekannt zu machen, welches der jüngsten Vergangenheit angehört und uns einen tieferen Blick in die Lichtseiten des russischen Volkscharakters thun läßt.

Es ist das eine erst im Jahre 1857 unter dem Titel »Fürst Lutowinsky« erschienene Komödie von Konstantin Aksakoff, einem Dichter, der in der Blüte seines Lebens und Schaffens erst vor wenigen Monaten vom Tode ereilt wurde.

Der Inhalt seines Stücks ist kurz gefaßt dieser:

Im Café de Paris sitzen drei vornehme Russen: Fürst Lutowinsky, Graf Dolinsky und Baron Zaljutin beisammen, welche von Rußland nicht viel mehr wissen, als daß sie von dort ihre Renten beziehen, womit sie sich im Auslande das Leben möglichst angenehm zu vertreiben suchen. Fürst Lutowinsky hat plötzlich den Entschluß gefaßt auf seine Güter nach Rußland zu reisen, um die Früchte seiner ausländischen Studien und Erfahrungen zum Besten seiner Bauern zu verwerthen. Die beiden Andern finden diesen Entschluß thöricht und suchen ihn davon abzubringen.

Sie haben die schmutzigen Bauern nie gesehen, welche ihnen jährlich ihre dicke Millionen Renten schicken und wünschen sie auch nicht zu sehen, da sie meinen, daß es für dieses ungebildete Volk der Ehre genug sei, seinen gebildeten Herren die Mittel zu diesem Rußland in der großen Welt mit Glanz zu verthun und ihren Genüsse thätig zu werden. Fürst Lutowinsky dagegen, dem das Leben in der großen Welt nachgerade langweilig geworden, sucht eine nützliche Thätigkeit und

hält es für eine dankbare Aufgabe, für das Wohl ſeiner Unterthanen zu wirken. Er ſchämt ſich, die Sitten des ruſſiſchen Landvolks nur aus den Werken fremder Touriſten zu kennen und will jetzt mit eigenen Augen ſehen und prüfen, ob denn wirklich in dieſem Volke die Keime höherer Entwickelung nicht zu finden ſeien.

So erreicht er glücklich ſeine Güter und ſchickt Wagen und Dienerſchaft voraus, um die letzte kurze Strecke zu Fuß zurückzulegen und die maleriſche Umgegend in Augenſchein zu nehmen. Alles gefällt ihm weit beſſer als er erwartet hatte. Im Dorfe angelangt, macht er ſeinen Gefühlen in einem franzöſiſchen Monologe Luft und wird von zwei Mädchen belauſcht, die am Brunnen mit Waſſerſchöpfen beſchäftigt ſind.

»Das iſt gewiß unſer Gutsherr ſelbſt«, ſagt die Eine zur Andern.

— Warum meinſt Du das? — fragt dieſe.

»Nun, weil er gar nicht ausſieht wie eine Ruſſe! Er ſpricht nicht ruſſiſch, trägt keine ruſſiſche Kleidung, und ſieh mal! was er für ein wunderliches Glas in's Auge geklniffen hat!«

Der Fürſt bemerkt die Mädchen, unterhält ſich mit ihnen und findet, daß ſie ſehr geweckten Geiſtes ſind.

Wie die Bauern die Ankunft ihres Gutsherrn erfahren, begrüßen ſie ihn nach alterthümlicher Sitte, ihm Salz und Brot überreichend. Er iſt ſehr gerührt davon und hält ihnen eine ſchwungvolle Rede, in welcher er ſeine in Paris gelernten Volksbeglückungstheorien auseinanderſetzt, wovon die Bauern natürlich kein Wort verſtehen.

Er hat Ueberfluß an Geld und gutem Willen ihnen zu helfen, wenn jedoch gar nicht, wie er ihnen beikommen ſoll: ſie wünſchen weiter nichts, als keine fremden Verwalter zu haben, ihre Angelegenheiten ſelbſt zu beſorgen und den Staroſten aus ihrer eigenen Mitte zu wählen. Wie gut ſie es verſtehen, ihre Angelegenheiten ſelbſt zu ordnen, davon wird ihm gleich

ein Beiſpiel vor Augen geführt. Das Dorf muß einen Rekruten ſtellen, zu welchem Zwecke die ganze Gemeinde ſich verſammelt. (Ich muß hier erläuternd bemerken, daß es unter dem ruſſiſchen Volke als das größte Unglück betrachtet wird, Soldat zu werden, einmal weil der Dienſt ſehr beſchwerlich und von langer Dauer iſt, und dann weil Niemand, der aus einem Gemeindeverbande ausgetreten iſt, wieder in denſelben zurücktreten kann.)

Die Meiſten ſtimmen für Andreas, einen verwaiſten jungen Mann, und geben als Grund an, daß er der Einzige im Dorfe ſei, der weder Eltern noch Geſchwiſter zurücklaſſe, die ihn beweinten. — Da tritt ein älterer Mann auf und ſagt: eben das müſſe ein Grund ſein, Andreas nicht zu wählen, denn verwaiſt in der Welt zu ſtehen, ſei ſchon traurig genug, aber deshalb von der heimiſchen Gemeinde losgeriſſen zu werden, ſei doppelt traurig. Dazu komme, daß Andreas die Tochter des Staroſten liebe, eines Mannes, dem ſie Alle zu großem Dank verpflichtet ſeien.

Nach dieſer Vorſtellung wird einſtimmig beſchloſſen, Andreas auf Gemeindekoſten loszukaufen, was für eine Summe von 800 Silberrubeln möglich iſt.

Fürſt Lupowitzky hört ganz gerührt die Verhandlung aus dem Fenſter ſeines Schloſſes mit an; er will die 800 Silberrubel der Gemeinde ſchenken, findet aber bald, daß er den wackern Bauern dadurch die Freude nur trüben würde und begnügt ſich damit, die Verbindung des befreiten Andreas mit ſeiner geliebten Paraſcha zu beſchleunigen und die Abgaben der Gemeinde zu vermindern.

Dieſes vom Dichter mit ſeinem Geiſte und warmem Herzen durchgeführte Stück iſt dramatiſch nicht ſo wirkſam wie die beiden vorhin erwähnten, mag aber ebenfalls als Beleg dienen, wie ſehr die beſten dichteriſchen Kräfte in Rußland danach ringen, der Bühne eine ſociale Bedeutung zu geben, aus dem

vollen, frischen Leben zu schöpfen, um der Zeit ihr eigenes Bild vorzuführen, das Schlechte zu geißeln, das Lächerliche zu verspotten und das unverwüstlich Gute, was in dem mißachteten Volke wirklich vorhanden ist, zu Ehren zu bringen.

Das einzige Lustspiel Gribojedoffs »das Unglück ein vernünftiger Mensch zu sein« hat in Rußland mehr Gutes gewirkt, als alle Gesetze und Ukase zusammengenommen und steht beim Volke auch in weit höherem Ansehen als jene.

Gribojedoff gehörte, gleichwie seine Nachfolger, der Moskowiterpartei an, welche das Heil Rußlands hauptsächlich in der Bildung und sittlichen Hebung des Volkes, sowie in der Entwickelung der nationalen Institutionen sucht und gegen alle Nachäfferei des Auslandes, besonders aber gegen die durch und durch korrumpirte Büreaukratie entschiedene Opposition macht.

Als der beste heutige Lustspieldichter in Rußland wird Ostrowsky genannt, von dessen Werken — die mir von befreundeten Russen sehr gerühmt werden — ich noch zu wenig kenne um mir ein Urtheil darüber zu erlauben.

Ueberhaupt bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß diese Skizze in keiner Weise Anspruch darauf macht, erschöpfend zu sein. Es sollte nur das Eigenthümliche der moskowitischen Bühne hervorgehoben und daran gezeigt werden, daß die russischen Dichter einen guten Grund gelegt haben, auf welchem sich weiter bauen läßt, wie es denn sehr bezeichnend ist für den Geschmack des durch sie gebildeten Publikums, daß in Moskau heute hauptsächlich der ins Russische übersetzte Shakespeare die Bühne beherrscht.